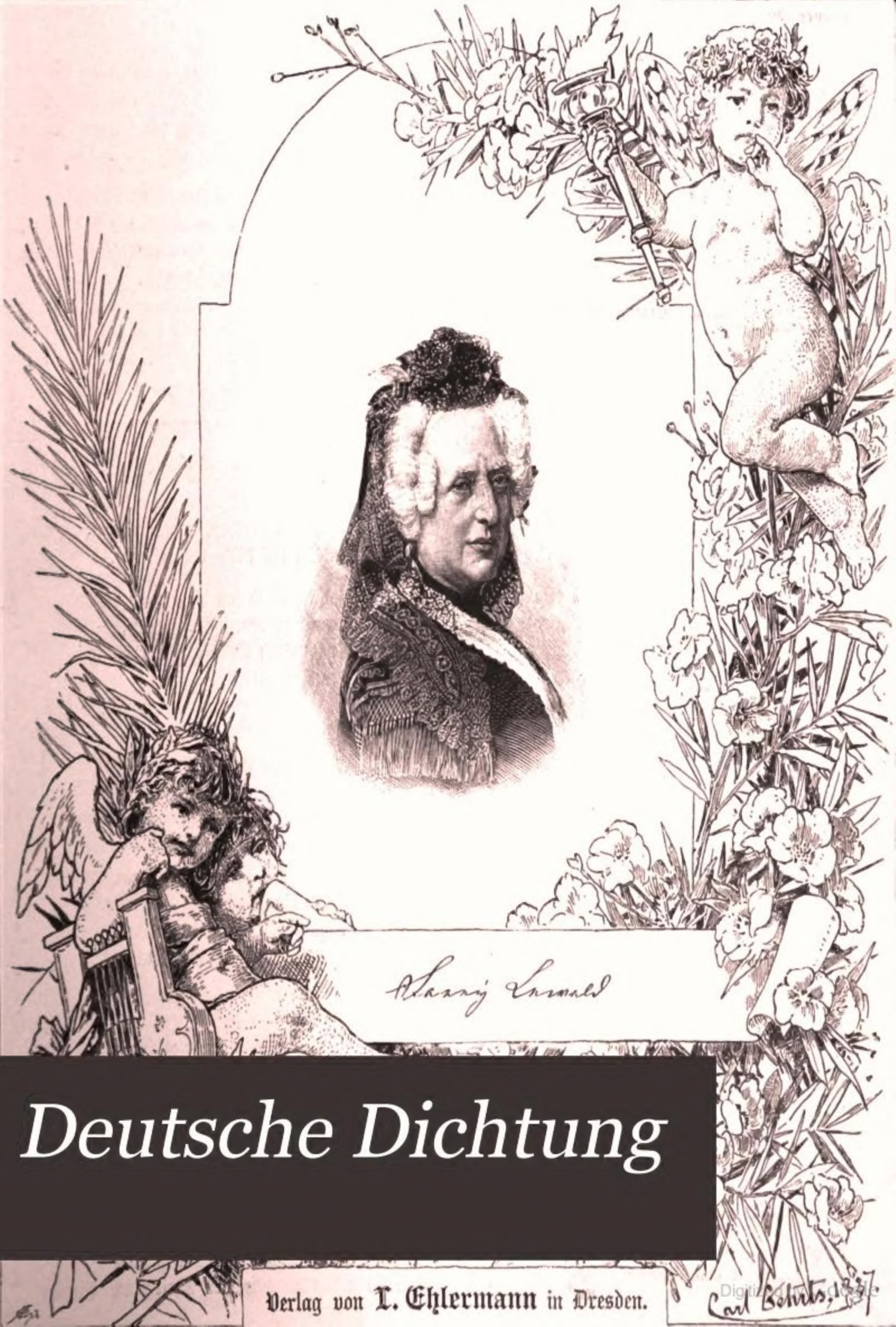
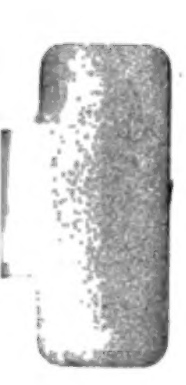

Deutsche Dichtung
Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

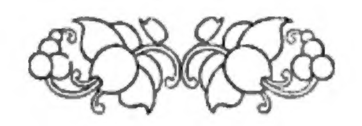





Dei
Sub Numine
Viget



Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Siebenter Band.

Oktober 1889 bis März 1890.



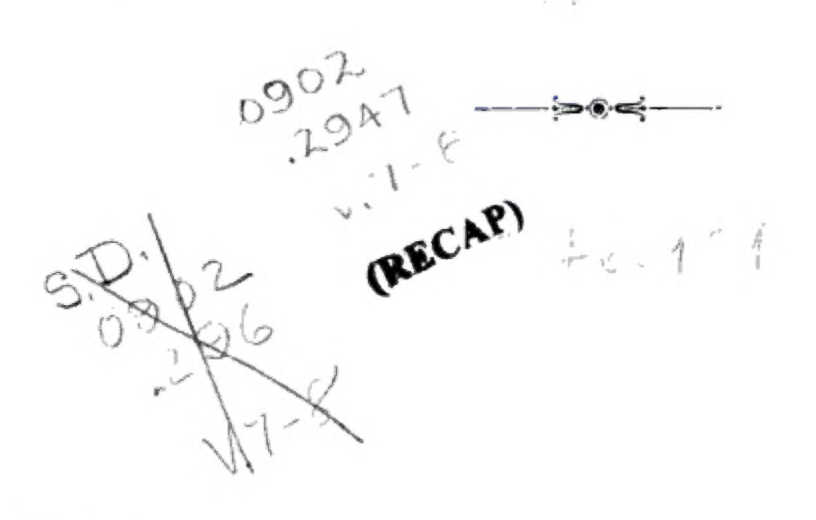
Dresden.

Verlag von L. Ehlermann.

1890.

Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Mitarbeiter-Verzeichnis des VII. Bandes.



Inhalt des VII. Bandes.

Novellen und Erzählungen.

Lyrik.

Sprüche und Aphorismen.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Litterarische Notizen.

Autographen.

Porträts.

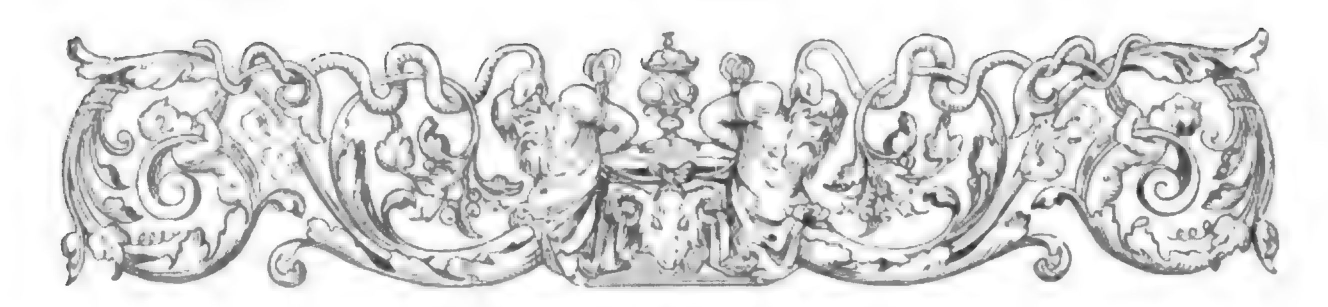


Deutsche Dichtung.

VII. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Oktober 1889.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Gedichte
von
Konrad Ferdinand Meyer.

Noch einmal.

Noch einmal ein flüchtiger Wandergesell –
Wie jagen die schäumenden Bäche so hell,
Wie leuchtet der Schnee an den Wänden so grell!

Hier oben mischet der himmlische Schenk
Aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
Ich schlürf' es und werde der Jugend gedenk.

O Atem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Rosen am hangenden Strauch,
Ihr Hütten mit bläulich gekräuseltem Rauch –

Den eben noch schleiernder Nebel verwebt,
Der Himmel, er öffnet sich innig und lebt,
Wie ruhig der Aar in dem strahlenden schwebt!

Und mein Herz, das er trägt in befiederter Brust,
Es wird sich der göttlichen Nähe bewußt,
Es freut sich des Himmels und zittert vor Lust

Ich sehe dich, Jäger, ich seh' dich genau,
Den Felsen umschleichest du grau auf dem Grau,
Jetzt richtest empor du das Rohr in das Blau –

Zu Thale zu steigen, das wäre mir Schmerz –
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

Pergoleses Ständchen.

Nina, laß den Schlummer fahren!
Bist du denn gestorben, ach?
Bist du tot in jungen Jahren?
Horch, die Liebe ruft! Erwach'!

Aus dem Schlummer sie zu wecken,
Der vor Tod und Sterben graut,
Mischt der Meister einen Schrecken
In den süßen Liebeslaut.

Willst du schweigen! haucht's im Düster,
Ich bin blühend, bin gesund!
Küsse mich, sagt das Geflüster,
Fühle meinen frischen Mund!

Und der Wohllaut des Gesanges
Ward von Stadt und Land belobt,
Und die Macht des Liebezwanges
Ward vom jungen Volk erprobt:

Nina, laß den Schlummer fahren!
Bist du denn gestorben, ach?
Bist du tot in jungen Jahren?
Horch, die Liebe ruft! Erwach'!

Da geschah's, daß eine schwarze
Wolke über Napel glitt
Und der Tod sich eine volle
Garbe blüh'nder Jugend schnitt.

Sant Agnese flammt von Kerzen,
Nina schlummert am Altar,
Pergolese spielt das Requiem
Auf der Orgel wunderbar.

In das Hallen der Posaunen,
In das Rufen, in das Droh'n,
In das Zürnen mischt der Meister
Einen süßen Liebeston:

Nina, laß den Schlummer fahren!
Bist du denn gestorben, ach?
Bist du tot in jungen Jahren?
Horch, die Liebe ruft! Erwach'!

Mein Stern.

Oft in meinem Abendwandel hefte
Ich auf einen schönen Stern den Blick,
Zwar sein Zeichen hat besondre Kräfte,
Doch bestimmt und zwingt er kein Geschick.

Nicht geheime Winke will er geben,
Er ist wahr und rein und ohne Trug,
Er beseliget und stärkt das Leben
Mit der tiefsten Sehnsucht stillem Zug.

Nicht versteht er Gottes dunkeln Willen,
Noch der Dinge letzten ew'gen Grund,
Wunden heilt er, Schmerzen kann er stillen
Wie das Wort aus eines Freundes Mund.

In die Bangnis, die Bedrängnis funkelt
Er mit seinem hellsten Strahle gern,
Und je mehr die Erde mählich dunkelt,
Desto näher, stärker brennt mein Stern.

Holder! Einen Namen wirst Du tragen,
Aber diesen wissen will ich nicht,
Keinen Weisen werd' ich darum fragen,
Du mein tröstliches, mein treues Licht!

Zum Totentanz.

Es war in Avignon am Karneval,
Daß sich ein Mörder in den Reigen stahl
Und daß die Pest verlarvt sich schwang im Tanz
Mit einem schlotterichten Mummenschanz.

In einer nahen Villa täuschen sie
Die Angst mit Wohllaut und mit Phantasie,
Frau Laura war und auch Petrarca da,
Als an das Thor ein dumpfer Schlag geschah.

Die blassen Lippen schaudern vor dem Wein,
Es tritt ein Weißgewandeter herein,
Der eine Maske mit dem Sterbezug
Und einen frischgepflückten Lorbeer trug.

Der Dämon hebt den Lorbeer voller Ruh
Und sinnt und schreitet auf Petrarca zu:
„Ich grüße, Freund, und komme priesterlich,
Das ist der Sel'gen Lorbeer! Neige Dich!"

Der Lorbeer schwebt. Da raubt ihn eine Hand,
Frau Laura war es, die daneben stand,
Sie schmiegt ihn um die blonden Haare leicht,
Sie steht bekränzt. Sie lächelt. Sie erbleicht.

Die gelöschten Kerzen.

Ein gewall'ger Herd mit glüh'nden Kohlen
Und zwei hellen Kerzen auf dem Simse,
Dran ein plaudernd Paar: ein narb'ger Feldherr
In der Majestät des Greisenalters
Und ein unbefangnes Kind der Neuzeit,
Ein geliebter und verzogner Neffe.
Würdevoll erzählt der Greis von weiland,
Von Verschollnem oder halb Verschollnem,
Damals warst Du noch ein Ungeborner,
Neffe, sagt er, oder in den Windeln . . .
Auf dem Herde zuckt ein blaues Flämmchen,
Ein vergeßnes Flämmchen aus der Asche,
Und die Beiden sehn den Irrwisch tanzen,
Und der Irrwisch, unversehens springt er
Auf des Jünglings blühend kecke Lippen:
— „Ohm, wie war es denn mit der Camargo?"
Der Benarbte lächelt. „Wissen willst Du
Das mit der Camargo?" Eine Kerze
Haucht er aus und auch die andre Kerze.
„Du erlaubst? Nur daß ich nicht erröte!
Also . . ." Durch das Dunkel glühn die Kohlen.
Und der Jüngling streicht ein Holz, die eine
Kerze flammt er an und dann die andre:
„Ohm, wie war's denn mit dem Sturm auf Düppel?"

Vergessen.

Von Hermann Lingg.

Vergaß ich, welcher Tag es war,
An dem wir uns zuletzt gesehen?
Wie bald vergaß ich auch das Jahr!
Ein zeitlos geisterhaft Verwehen
Kommt wahrlich einer Liebe zu,
Die traumhaft seltsam war wie Du.

Vergaß ich aber auch den Tag,
Doch jenen düstern Wolkenschimmer,
Der damals über Allem lag,
O den vergeß ich nie und nimmer!
Und was dein Blick, dein letzter, sprach,
Das geht mir ewig schmerzlich nach.

Aus den „Venezianischen Skizzen“ des Ippolito Nievo.

Deutsch von **Paul Heyse.**

Die Morgenfrühe am adriatischen Meer.

Hesperus glänzt. Es schäumt
Das Meer mit leichtem Kräuseln,
Als spürt' es schon das Säuseln
Des Frühwinds um die Bucht.
Die Morgenröte trocknet
Ihr feuchtes Haar im Winde
Und scheucht das Nachtgesinde
Der Nebel in die Flucht.

Die Fliehenden verfolgt sie
Durch Hügel, Thäler, Auen
Und tränkt mit weichem Tauen
Gras, Blüt' und Busch zumal.
Und jetzt — o sieh die Sonne!
In ew'ger Liebesfeier
Hüllt sie den Flammenschleier
Um diese Welt der Qual.

Regatta.

In Barken und in Gondeln
Wie's Kindlein in der Wiegen
Sich schaukelnd, siehst du liegen
Die reiche Stadt ringsum.
Ein Flor der schönsten Frauen!
Tapeten bunt aufs Beste
Vermummen der Paläste
Ehrwürdig Greisentum.

Noch biegen sich die Ruder,
Die eh'rnen Schnäbel blinken.
Beifall und Gaben winken
Dem, der da siegt im Strauß.
Doch schmückt sich auch die Wellenbraut
Und macht zum Fest sich fertig,
Als wie des Rings gewärtig —
Der Doge nur bleibt aus.

Das Mädchen aus dem Volk.

In dunkler, feuchter Gasse
Ein Mägdlein frisch wie Rosen
Siehst am Balkon du kosen
Mit ihrem Vögelein.
Wer im Vorübergehen
Erblickt die Muntre, Schlanke,
Dem macht wohl ein Gedanke
Im Herzen stille Pein:

„Wodurch blüht dies Gesichtchen
So lieblichhell und munter?
Wie dringt das Licht hinunter,
Das ihr im Auge glänzt?“ —
Wer bildete die Perle
In Muschelfinsternissen?
Von wem wird mit Narzissen
Der trübste Fluß umkränzt?

An den Scirocco.

Bastard des Lichts, Verderber,
Entnerver hoher Geister,
Der Mächtigen Herr und Meister,
Vater des Schlafs und Fürst —
Kein Wunder, daß von Adria's
Maulaffend trägen Söhnen
Mit Gähnen und mit Stöhnen
Verwünscht du täglich wirst.

Doch wie besiegte Dandolo
Zu Land Byzantiums Heere,
Den Halbmond auf dem Meere
Des Morosini Schwert?
Gewiß, Scirocco, hast du's
Auf uns nur abgesehen:
Die ward so schwül zu wehen
In alter Zeit verwehrt.

Im Dogenpalast.

Die Treppen hier erstiegen
Gesandte falscher Freunde
Und jochgebeugter Feinde
Um Gnade bang zu flehn.
Hier über Völker, Päpste
Und Könige im Stillen
Ließ seinen eh'rnen Willen
Das Rom des Meers ergehn.

Heut' schweift ein Volk von Gaffern
Durch Hallen und Salone,
Indes der Cicerone
Den Herrn des Hauses spielt.
Hier, sagt er, in Perrücken
Hat der Senat gesessen,
Der Kürbisse gegessen
Und immer Recht behielt.

Die scala dei giganti.

Hier ward das Beil, das rächend
Den Dogenstolz bezwungen,
Nach Richterspruch geschwungen
Von frecher Pöbelfaust.
Rings stand und wich zurücke
Das Volk mit bleichen Stirnen.
Zum Schnauben ward das Zürnen,
Dem Mitleid hat gegraust.

Der Regen wusch, es fegte
Der Wind die Gräuelstätte;
Nun schweift hier die kokette
Galante Welt umher.
Doch kommt nach schwülem Tage
Der Mond mit blassem Scheine,
Quillt wieder auf am Steine
Das Herzblut des Falier.

Abschied.

So scheid' ich wider Willen
Von deinem wonnigen Strande
Und zieh in fremde Lande,
O Meereskönigin.
Ein letztes Lied noch sing' ich,
Ein banges, schwermutreiches,
Am Saum hier Deines Reiches
Knie ich voll Andacht hin.

Laß mich die Erde küssen,
Wo du gezeigt mit Machten:
Ob sie zu Fall ihn brachten,
Doch lebt San Marco's Leu.
Nach hunderljähr'gem Schweigen
Kal't Aetna neu in Gluten:
Heil, Herrin du der Fluten,
Erwachst du so aufs Neu'.

Sonnenblumen.

Von Adolf Wilbrandt.

Morgen, morgen muß er scheiden;
Wird's ihr weh thun? wird sie weinen?
Morgen löst sein Schiff die Segel;
Wird ihr feuchtes Tuch ihm winken?
Morgen läßt er Haus und Hafen;
Wird sie nachschau'n, bis er fort ist? —
Abend war's, sie gingen schweigend
Über'n Wall; es brannten rötlich
Die Laternen nah und ferne,
Trüb war Er, und trüb der Himmel.
Doch das Mädchen, sich die weh'nden
Haare von der Stirne streichend,
Leise summend, leise singend,
Schien des Scheidens leicht getröstet,
Schien zu träumen, schien zu denken
Hinter ihrer kühlen Stirne:
Ist Der fort, sind Andre da!

Und der glimmenden Laternen
Lichtglanz meidend, denn er schmerzt' ihn,
Sprach der Schiffer: „Nun, es ist so!
Lange Fahrt! Ich fahr' auch gerne;
Nur daß man von Dem und Jenem
Nicht so ganz zufrieden scheidet."

Doch das Mädchen streicht die Schürze:
„Meinst Du?" spricht sie freundlich lächelnd.
„Geh nur! Wirst sie bald vergessen."

Stockend, langsam ging der Schiffer,
Stockend sprach die schwere Zunge:
„Manchen werd' ich bald vergessen,
Doch an Eine werd' ich denken;
Wird die Eine mich vergessen?"

Und, das Mädchen abgewendet,
Freundlich schien sie noch zu lächeln:
„Frag sie selber; — oder laß nur,
Frag sie nicht! Was wird sie sagen,
Mädchen täuschen ja die Männer!"

Doch das Haupt bedächtig schüttelnd,
Tief aufatmend, wie vom Seufzen,
Sprach der Schiffer: „Die ich meine,
Lügt und täuscht nicht. Die ich meine,
Geht mir nah, zu meiner Linken.
An die Eine werd' ich denken:
Wird die Eine mich vergessen?"

Und das Mädchen, abgewendet,
Scherzend sagt sie: „Ei, sie wird wohl!
Meinst Du nicht? Auf lange Fahrt
Gehst Du fort, ein Jahr und drüber;
Nun, da wird man wohl vergessen!"

Durch die Glieder zuckt's dem Schiffer,
Stille stand er; blies die Luft dann
Durch die Lippen, reckt' die Arme,
Schwer und schweigend ging er weiter.
Schweigend ging das schlanke Mädchen,
Abgewandt das leichte Köpfchen,
Leise summend, leise singend.
Und er dacht' im engen Herzen:
Wär' nur erst die Nacht vorüber!

Blies' der Wind nur erst im Segel!
Rauschten erst die hohen Wellen!

Doch zu lange währt' das Schweigen.
Und das Mädchen will es enden,
Sagt mit freundlich kühler Stimme:
„Warum brennen die Laternen
Nur so seltsam? Warum seh' ich
Gar so groß die runden Lichter,
Innen dunkel, außen leuchtend,
Schwarzer Kern und gelbe Ringe,
Gleich als wären's Sonnenblumen?“

Und der Schiffer, eingesunken,
Schnellt empor jetzt: „Grete!“ ruft er;
„Grete! — Ja, wie Sonnenblumen
Seh' ich's lange: weil die Tropfen
Mir in beiden Augen schwimmen.
Also schwimmt's denn auch in Deinen;
Grete! Grete! Heimlich weinst Du!
Sieh mich an, Du!“

Wehren will sie's,
Kann's nicht wehren; Schifferarme
Zwingen fest; zu ihm gewendet
Zeigt sie ihm die nassen Augen.
Und aufschluchzend, die Ertappte,
Sinkt sie in die Schifferarme,
Weint hervor aus tiefem Herzen,
Flüstert mit bethränten Lippen,
An die breite Brust gewachsen:
„Ja, ich muß und muß wohl weinen!
Ja, ich werd' dich nicht vergessen!“

Rötlich glühten die Laternen,
Lang', geduldig, ruhig wartend,
Bis von ihm, der morgen scheidet,
Bräutlich süß ihr Arm sich löste.
Lächelnd sah sie, doch in Thränen —
Andere Thränen, Wonnethränen
Wie in dunkel-hellen Ringen
Freude-Sonnenblumen glühten.

Zu spät.

Von Wilhelm Jensen.

O Leben, schönes Wunderland
In dunklem Wald!
Wenn wir dein Innerstes erkannt,
Dann sind wir alt.
Wir sehn, was wir gesollt, gekonnt,
Doch mahnend steht
Die Sonne nun am Horizont —
Es ward zu spät.

Und deinen Tag hast du verbracht,
Als gingest du
Nur kurz für eine Sommernacht
Mit ihr zur Ruh';
Als strecktest du zum Traum dich bloß
In schattigen Hain —
Du aber bleibst im dunklen Schoß,
Sie kehrt allein.

Sie kehrt und lächelt auf den Kranz,
Der welk dich deckt,
Dich, den zu höchstem Blütenglanz
Ihr Ruf geweckt.
Sie lächelt auf dein Epitaph,
Der rühmend spricht:
Er war verständig, nüchtern, brav,
Er *lebte* nicht.

Einsam.

Von Richard Leander.

Was wandelst so spät du im Garten herum?
Versunken im Schlafe der Weltkreis liegt stumm.

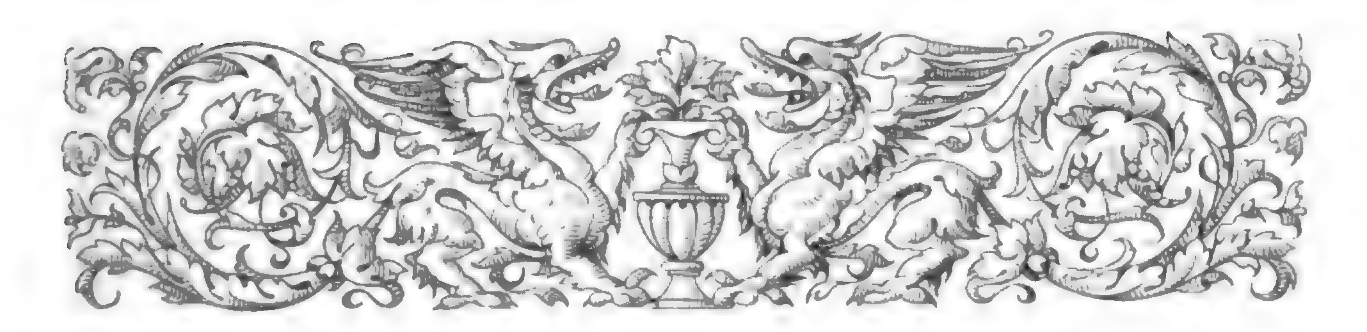
Kein Vogelgezwitscher, kein Nachtigallflehn;
Kein Wind läßt die Blätter am Holderbusch wehn!

Nur Mondscheingeflimmer, nur Sternlichterglühn;
Nur Wolken, die einsam den Himmel lang ziehn!

„Ich wandle still schweigend durch's dunkle Geäst,
„Ich halt' mit zwei Händen das Herze mir fest,

„Das klopft so gewaltig, so jauchzend, so laut,
„Dem lausch ich — das sagt mir: Sie ist deine Braut!“





Auf dem Heilwigshof.

Novelle von **Adalbert Meinhardt.**

Alles in der Welt vergeht. Jugend und Glück, und Treu' und Glauben, heiße Lieb' und feste Freundschaft, was dauert denn? Nicht einmal das Leben, das schlechteste von allen. Und so findet — man sollt's nicht denken — sogar auch eine Familiengesellschaft auf dem Lande zuletzt ihre Endschaft.

Wenn man gegen ein Uhr mittags zusammengekommen ist, kräftig gespeist, darauf den Kaffee getrunken, eine Partie Billard oder L'hombre miteinander gemacht, etwas Kuchen zur Vesper genommen, noch die Pferde besichtigt und einen Blick in den neuen Schafstall gethan hat, während die Damen bei ihrem Strickstrumpf in ehrbar lehrreichen Gesprächen über Wirtschaft und Kinderzucht die Stunden verbrachten, so rückt allmählich, allmählich die Zeit für das Abendessen heran. Und ist das aufgedeckt und verzehrt, genügend mit gutem Rot- oder Rheinwein hinuntergespült — die Herren Inspektoren und Volontäre helfen getreulich — so ist es wohl nahe an 11 Uhr geworden, und bleibt nichts übrig, als Abschied zu nehmen. Der Bruder Sanitätsrat besteigt seinen Braunen; der Schwager Amtsrichter mit Frau und Kindern richtet sich ein auf seinem Gefährt, so gut es eben der Raum gestattet; der Neffe Förster und der Herr Pastor gehen zu Fuß. Es währt nicht sehr lange, so ist kein Gast mehr auf dem alten Heilwigshofe, bis auf den einen, der hier daheim ist, der neben dem Gutsherrn auf den Stufen vor der Thür des breiten, vielfenstrigen Wohnhauses steht und den sich Entfernenden nachschaut.

„Endlich!" sagte er.

Johannes Heilwig wendet sich zu seinem Freunde: „Schien Dir es so lang?"

„Ich denke, ein wenig ... Bist Du jetzt für mich zu haben?"

„Sogleich. Geh' nur voran. Ich komme."

Doch das kann so schnell nicht geschehen. Es giebt für den Hausherrn noch so manches abzuthun. Der Verwalter erstattet Rapport; Fräulein Dreesen, die brave ältliche Wirtschafterin — sie hat inzwischen auf der Diele, dem Mittelraum und Empfangssaal des Hauses, die Sessel und Tische schon wieder an ihre Plätze gerückt — will wissen, was für morgen angeordnet ist; der Stallmeister berichtet von dem Ergehen der jüngsten Fohlen, und der Wächter — er ist Rademacher bei Tage — fragt an, ob er jetzt schließen solle. Heilwig tritt hinaus auf die Rampe, um, wie jeden Abend, zu sehen, daß alles mit rechter Ordnung zugeht. Draußen neben dem hohen Thor, das gegen die Straße, welche zum Dorf führt, den Gutshof abgrenzt, macht jener die Diana los von der Kette, riegelt die schweren Thorflügel zu. In langen Sätzen kommt der Hund, rund um den kleinen Rasenplatz, der vor der Anfahrt zum Hause liegt, zu seinem Herrn herangesprungen, sich den klugen Kopf von ihm streicheln zu lassen. Der alte Friedrich, der in seiner tadellosen Livree, mit dem glattgebürsteten, schneeweißen Haupthaar und der strammen Haltung, stumm wie ein Schatten, Heilwig auf Schritt und Tritt gefolgt ist, räuspert sich:

„Der Herr wollten morgen um vier Uhr geweckt sein", beginnt er mahnend, „aufs Feld zu reiten ..."

„Du hast recht, es ist spät. So geh' nur schlafen, ich brauche Dich nicht mehr, gute Nacht." — Und er tritt in das blaue Zimmer zur Rechten, wo der Gast seiner wartet: „Nun also — was giebt es? was wünschst Du von mir?"

„Ich von Dir!" — Der Andere bleibt stehen in seinem ungeduldigen Lauf durch das Zimmer — „ich dächte, Du hättest mir etwas zu sagen."

„Du meinst?"

„Johannes, weshalb bin ich hier? Das will ich wissen. Es kann nichts Gutes sein, obwohl Du Dein allerzufriedenstes Hundertfuderweizengesicht behaglich zur Schau trägst. In all den Jahren, seit wir uns kennen — wie viele es sind, ich weiß es kaum selbst mehr — in all dieser Zeit bin ich sehr oft, vom Zufall, von Laune, von verzweifelter Stimmung getrieben, auf den Heilwigshof gekommen; von Dir gerufen, noch nie bis heute."

„Weshalb kamst Du denn nicht, wie ich Dich erwartet hatte, schon früh am Morgen?"

„Das fragst Du mich nun zum dritten Male. Als ob sich dadurch irgend etwas verändert hätte! Deine ehrenwerten Verwandten wären noch nicht bei der Suppe gewesen, statt daß ich sie so beim Braten antraf. Den Verlust dieses halben Diners, wahrlich, den will ich leicht verschmerzen. Übrigens, wenn Du durchaus den Grund meiner Zögerung wissen mußt: als ich in der Stadt aus der Bahn stieg und den Kutscher Karl, Deine Pferde, den Wagen sah und gleichzeitig erfuhr, Du seist gesund und kein Unglück geschehen — da fiel mir ein schwerer Stein vom Herzen, daß ich all meiner Sorgen vergaß . . ."

„Nun und?"

„Da habe ich mir, ehe ich weiterfuhr, ein paar Bauern gezeichnet, Auswanderer mit vergrämten Gesichtern, die sich an der Station mit ihren Sachen gelagert hatten. Mir schien die allzugroße Eile nicht mehr nötig."

„Ich dachte, Du hättest Stift und Pinsel für immer verschworen?"

„Schrieb ich das? es ist wohl möglich. Denn manchmal packt es mich wie Verzweiflung. Ich muß mich fragen, wer in der Welt denn glücklicher davon wird, oder klüger, oder gar besser, daß ich noch ein halbes Dutzend reinlicher weißer Leinwandstücke — unbrauchbar mache. Und ob ich nun schöne Römerinnen male, oder häßliche Proletarier, ob die Nachwelt mich loben wird oder tadeln — wenn sie überhaupt sich dessen erinnert, daß ein Paul Gordon einst existierte — das alles erscheint mir so grenzenlos unwichtig dann und so gleichgültig, daß ich am liebsten den ganzen Plunder, den man leben und malen benamst, bei Seite würfe. Was mich zurückhält, Alter, weißt Du's? Es ist der Gedanke, daß da droben im Norden, hinter Teterow, wo die gebildete Menschheit aufhört, ein Mann lebt, mit einer so dicken, guten, ehrlichen Haut, und daß dem mein Auf- und Davongehen möglicherweise wehthun könnte."

Der Gutsherr streckte ihm nur die Hand hin.

„Aber Du ließest mich doch nicht kommen, daß ich Dir meine alten Schmerzen vorklagen sollte? Oder haben mich die Heilwigs wieder verklatscht? Weiß Gott, sie strecken ihre Spionenarme, glaube ich, über halb Europa aus und erfahren genauer, als man's in Rom oder in Paris weiß, was in meinem Atelier vorgeht. Haben sie Dir schon gesteckt, weshalb Deine Bitte, jetzt zu kommen, mir unbequem war, mich zögern ließ?"

„Die Heilwigs haben andres zu denken, als an Deine Liebschaften, mein Junge."

„Ja wahrhaftig, das schien mir fast selbst so. Was ist denn in Deine Verwandten gefahren, daß sie mich heute mit so ausgesuchter Höflichkeit behandelten? Sonst sahen sie, wie mein guter Feind, der Friedrich, in mir immer nur noch den Vagabunden, als welchen Du mich zu allererst hier ins Haus gebracht hast. Aber heute: „ein so berühmter Maler wie Sie!" — „ein Mann, der so viel Schönes geschaffen" — „Sie sind ein Dichter, wahrlich, Herr Gordon;" — wie kommen denn die guten Leute zu diesen gedrechselten Redensarten, mit denen ich in der sogenannten Gesellschaft zwar mir die Taschen vollstopfen kann, die ich aber hier, auf dem Heilwigshof, hören zu müssen nicht gewohnt war?"

„Ich sagte es Dir schon, sie haben anderes im Kopfe, sie fürchten Dich nicht mehr."

„Fürchten? und mich! Aber um's Himmelswillen, Johannes, was konnten die Heilwigs und die Müllers und Deine werten Neffen und Vettern von mir denn fürchten?"

„Wärest Du etwas früher gekommen, hätte ich Dir vor Tische gesagt, was ich Dir berichten wollte, und dann zur guten Mahlzeit den anderen es auch mitgeteilt."

„Schon wieder! — Nun also, da ich um jene eine kostbare, unwiederbringliche Stunde zu spät kam — was nun, Pedant?"

„Nun werde ich es jedem Einzelnen schriftlich anzeigen müssen. Und das Schreiben, wie Du weißt, ist nicht meine Sache. Viel Reden zwar auch nicht. Doch kurz und gut, Du bist mein Freund. Deshalb hatte ich mir vorgesetzt, Dir eher als allen Anderen zu sagen, daß ich mich verheiraten will."

„Daß Du . . .!"

„Ja, so ist's. Die Heilwigs werden höchst wahrscheinlich nicht einverstanden sein. Mir

scheint, sie ahnen schon so etwas. Doch Du, was Du dagegen haben könntest, das wüßte ich nicht. Zum Glück spielt zwischen Dir und mir das Geld keine Rolle, auf meine Erbschaft wartest Du schwerlich. So wird denn für Dich der einzige Unterschied darin bestehen, daß, wenn Du künftig zum Besuch kommst, eine kleine Frau im Haus ist, mit welcher Du über Deine Interessen, Bilder, Bücher, was weiß ich, was Dich beschäftigt — besser als mit einem ungebildeten Bauern Dich unterhalten kannst. Und somit . . ."

„Es ist merkwürdig heiß hier. Ich bin kein Bauer wie Du, ich bin deshalb der frischen Luft nicht so abgeneigt. Gestatte, daß ich das Fenster öffne."

„Paul!"

„Sieh' da, die Diana! Der gute Hund kennt mich wahrhaftig noch. Es ist zum Verwundern. Besonders, da's eine Hündin ist."

„Paul, komm' zurück von Deinem Fenster."

„Zu Befehl, Herr Heilwig."

„Setze Dich her."

„Was geruhen Ew. absolute Majestät sonst noch zu wünschen?"

„Daß Du vernünftig redest. Du kannst doch im Ernste nicht glauben, daß ich Dich um einen Gedanken, um einen Atemzug weniger gern haben, weniger Dein Freund sein könnte, weil ich in mein Haus eine Frau nehmen will?"

„Ich habe mir allerdings angemaßt, so etwas dergleichen zu denken. Es wird Dir, vermute ich, nicht ganz neu sein, daß die Liebe in der Welt für ein berauschenderes Getränk gilt, als Männerfreundschaft."

„Die Liebe? Vielleicht, wie Du sie verstehst. Du weißt, ich bin ein fester Trinker und kann ein gutes Glas vertragen; mir steigt so leicht kein Wein zu Kopfe. Und dann — ist es denn auch Wein? Bisher war mir unsere Freundschaft das und soll es, denke ich, auch bleiben, was das Leben reich macht und heiter. Daß Du, Paul, Du, auf ein armes, junges Ding eifersüchtig werden könntest, das hätte ich mir nicht träumen lassen."

„Nun denn, ich bin's, eifersüchtig und mißtrauisch zugleich. Alle schlechten Eigenschaften, die ein Menschenherz zu beherbergen vermag, die sind in mir. Ich will nicht, daß sich hier und in Dir irgend etwas verändert. Du bist mir immer der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht gewesen, wenn mich das Leben um und um trieb. Und an das Glück, das Du mir ankündigst, glaube ich nicht. Obwohl ich noch nicht einmal weiß, wie es aussieht und wer dies Glück ist."

„Du glaubst nicht dran? Ich denke, Du solltest mich doch kennen und mir vertrauen; ich weiß, was ich thue. Es ist die Komtesse Willfriede Markow, die Tochter des alten, gelehrten Grafen, die ich heimführen will."

„Also richtig. Man munkelte vorhin so etwas bei Tische. Ich wollte es nicht hören. Erster Grund, eine Frau zu nehmen: daß sie an Alter, an Stand und Erziehung zu uns nicht paßt. Zweiter: daß sie bettelarm ist, verwaist und schwächlich — sie hinke, sagte Dein Schwager Müller —, daß sie wahrscheinlich eine Gesellschafterinnenstelle annehmen müßte, wenn sich nicht ein braver Mann fände, gutmütig genug, sein selbst erworbenes Vermögen, seinen schönen Besitz, seinen hochgeachteten Namen und sein edles Herz dem Fräulein Komtesse zu Füßen zu legen, damit ihre adeligen Hackenpantoffeln hübsch darauf herumtrampeln können".

„Paul, Du vergißt . . ."

„Jawohl, verzeih' mir, ich vergaß den einen und einzigen stichhaltigen Grund, der einen Mann antreiben darf, sich von einem Weibe den klaren Kopf verdrehen zu lassen: nämlich eine heiße, unsinnige Liebe. Davon scheinst Du nicht viel zu verspüren. Du, Apostel der kühlen Vernunft, willst heiraten, damit Dein Freund, wenn er künftig zum Besuch kommt, — wie nanntest Du's doch? — passende Unterhaltung finde über Kunst und Wissenschaften. Hat der Gedanke allein Dich erfüllt, als Du Deine Verlobung gefeiert?"

„Ich habe sie noch nicht gefeiert."

„Nicht? So ist's noch Zeit? Johannes, ich beschwöre Dich! Ich kenne sie nicht. Aber ich kenne sonst die Weiber — besser als Du. Von meiner Mutter an, die — „bevor die Schuh verbraucht, womit sie meines Vaters Leiche folgte," — Hochzeit machte mit seinem Bruder; von dieser ersten angefangen, die Basen und Muhmen, Modelle später, Freundinnen und Verehrerinnen, ich kenne sie! Und — laß es Dir sagen — sie sind eine Männerfreundschaft nicht wert!"

„Das meine ich auch."

„Und doch!"

„Eben deshalb. Es scheint mir nicht von so großer Wichtigkeit, ob von zwei Freunden sich einer ein Weib nimmt oder gar, ob beide es thun. Wenn zum Beispiel Du Dich entschließen wolltest — —"

„Ich!“ — Paul lacht hell auf. Er setzt sich Heilwig ganz nahe gegenüber und nimmt seine Hände und schaut ihm ins Auge: — „Im Ernst, Johannes, da Du den Schritt noch nicht gethan hast, thu's lieber nicht, ich bitte Dich.“

Johannes raucht ruhig. „Du findest mich zu alt?“

„Wahrhaftig, daran dachte ich noch gar nicht. Wie alt bist Du denn eigentlich? Als wir uns kennen lernten, warst Du, — wart einmal, — Du warst . . .“

„Sagen wir: so etwa vierzig.“

„Seitdem ist viel Zeit verflossen. Ob's ein Jahrzehnt war oder zwei, Dir sieht man's nicht an. Mensch, wie kann man sich so konservieren! Ich glaube, wenn ich Dich mir so betrachte, man hielte Dich heute kaum noch für vierzig. Du hast ja kein graues Haar an den Schläfen und trägst Dich stramm, als wärst Du ein Jüngling.“

„Das macht die Landluft.“

„Ich dagegen —“

„Ja, wenn ich noch denke, wie ich Dich damals gefunden habe, ein schmächtiges, halbreifes Bürschchen, die brennenden Augen, das wirre, lange Haar und die Schultern . . .“

„Ich bin seitdem nicht schöner geworden. Und was die wehenden Künstlerlocken anbetrifft,“ — Paul streicht sich mit der Hand von der hohen Stirn ein paar grau untermischte Strähne zurück, — „die macht man mir jetzt nicht mehr zum Vorwurf.“

„That ich das je? Mich dünkt, um so äußerliche Dinge, wie wehendes Haar oder ein adeliger Name es sind, sollte man keinen Menschen verdammen. Ich, der ich hier, wie Du oftmals sagtest, auf dem fetten Weizenboden nur für Vieh und Felder lebe, ich habe von meinen Äckern gelernt, daß man über nichts urteilen darf, was man nicht erforscht hat, bis in die innerste Bodenkrume.“

„Gut, ich will nichts mehr gegen sie sagen, bis ich sie kenne. Liebt sie Dich denn?“

„Wie kann ich das wissen?“

„Aber daß sie Dich nehmen wird, weißt Du?“

„Ich denke, ja.“

„Du bist noch nicht sicher?“

„Ich erzählte Dir schon, daß ich es für meine Pflicht gehalten, zu allererst Dir und darauf meinen Brüdern und Schwestern von der Sache Mitteilung zu machen.“

„Eh' Du mit ihr selber gesprochen? Sie weiß noch von nichts?“

„Gar nichts. Ich verlobe mich morgen. Den Geschwistern schreibe ich vorher.“

„Und wenn Du geschrieben hast und sie will nicht?“

Herr Heilwig schüttelte nur den Kopf. Daß Jemand nicht wolle, was er wollte, das war ihm in seiner langen Praxis als Gutsherr und Gebieter in Haus und Familie nicht vorgekommen.

„Ich beschwöre Dich, Johannes,“ wiederholte leidenschaftlich der Künstler, „wenn Du noch nicht gebunden bist, so thu' es nicht, überlege es wenigstens noch. Du bist allzu lang gewöhnt, nur Dein eigener Herr zu sein, einzig nach Deinem Ermessen zu handeln. Wie willst Du's ertragen, eine zweite, gleichberechtigte Macht neben Dir zu sehen, weiblichen Wünschen oder Launen Dich fügen zu müssen!“

Johannes erhob sich. „Nun, wir werden ja sehen. Einstweilen schlaf wohl.“

Als Paul Gordon allein geblieben, stieß er das Fenster vollends auf. Es war still draußen. Von den großen Stallungen her, die zur Linken und Rechten des breiten, zweistöckigen Herrenhauses, das Viereck des Hofes einschließend, sich bis an die Umfassungsmauer hinzogen, klang zuweilen ein leises Grunzen oder Knurren der schlafenden Tiere. Die Diana lag im weißen Mondlicht auf den Stufen der Rampe vor der Hausthür. Den Kopf auf ihre Pfoten gesenkt, schien sie gleichfalls sanft zu schlummern. Doch als der Wächter gegangen kam, seine allstündliche Runde zu machen, hob der Hund die feine Schnauze und ließ einen kurzen, gedämpften Ton vernehmen, zum Zeichen, daß auch er auf der Hut sei.

Paul lehnte sich in das grüne Blattwerk, — der Weinstock, der am Haus emporwuchs, war durch ein Loch in der Fensterwandung nach innen gezogen und trieb hier im Zimmer seine Ranken und seine nie reifenden harten Trauben lustig weiter; — wie gut kannte er jeden Ton, eine jede Bewegung in Haus und Hof.

Da er zuerst hier eingekehrt, war er, wie Johannes gesagt, fast ein Knabe gewesen. Er war seinen Eltern davongelaufen. Herr Heilwig hatte den jungen Menschen, müde von tagelangem ziellosen Wandern, auf der Landstraße angetroffen, hatte ihn, ohne viel nach woher noch wohin zu fragen, mit sich genommen. Der Gutsbesitzer war dazumal auch noch Gerichtsherr; Landstreicher pflegte er streng zu bestrafen. Doch

dieser blasse Vagabund, im verregneten und trotzdem noch sorgfältigen Anzug, mit der verzweifelt düsteren Miene, der sich, er selber wußte nicht, wie, in diese Gegend her verirrt, der war denn doch zu jung, hatte auch sonst kein nachweisbares Verbrechen begangen, das ihn für das Dorfgefängnis reif scheinen ließ. So quartierte Heilwig ihn, zu des alten Friedrich Entsetzen, neben seinem eigenen Schlafgemach in dem blauen Zimmer ein, wo er ihn unter den Augen hatte. In diesem selben blauen Zimmer machte Paul ihm nächsten Tages sein Geständnis. Er war wohlhabender Leute Kind Die Gordon's betrieben zu Hamburg, wo der Ahnherr, ein vorsichtiger, sparsamer Schotte, vor hundert Jahren eingewandert, ein hochgeachtetes Handlungsgeschäft, waren alle brave, höchst ehrbare Leute. Die Mutter wollte es nie begreifen, was diesem Einzigen aus ihrer wohlgeratenen Kinderschar den fremden Tropfen eingeflößt, daß er den gebahnten Weg nicht gehen mochte. Er selber wußte es nur zu gut. Da er, vierzehnjährig, erlebt, wie seine Mutter, die Witwe des älteren Paul Gordon, kaum zwölf Monde nach dessen Tode Frau Hermann Gordon geworden war, da wandelte sich ihm das Blut; sein „edler Geist“ ward ihm zerstört, so wie der Hamlets. Nun konnte er sich nicht mehr fügen. Er haßte alles, was jene liebten. Um nichts in der Welt wollte er dasselbe werden, was sein Stiefvater war. Und da zu einem anderen Beruf die Eltern nicht ihre Zustimmung gaben, da war er ihnen davongegangen.

Herr Heilwig hatte damals die Beichte schweigend gehört. Er wußte zwar nicht viel von Hamlet. Aber er selbst hatte eine Stiefmutter gehabt. Und wenn er mit ihr auch im allerschönsten Frieden gelebt, so begriff er dennoch des Jünglings verbitternden, brennenden Schmerz. Trotzdem entschied er, Paul müsse vorerst zurück zu den Seinen und Abbitte leisten. Er begleitete ihn nach Hamburg, was damals, zu Anfang der fünfziger Jahre, wo es noch nicht eine direkte Eisenbahn gab, für den vielbeschäftigten Gutsbesitzer kein so geringes Opfer an Zeit war. Als er dort von den Eltern erfahren, daß der Flüchtling wahr geredet, daß ihn nicht eine tiefere Schuld davongetrieben hatte, und nun sah, wie die Mutter des Sohnes sich schämte, der Vater ihn geringschätzig behandelte, der Jüngling selbst eine trotzige Miene zur Schau trug und seine schlimmsten Seiten im Verkehr mit jenen zeigte, da legte sich Heilwig kurz entschlossen ins Mittel. Vor allem erklärte er, thue es Not, daß der blasse, allzu schnell aufgeschossene Bursche Kräfte gewinne. Und deshalb gedenke er, Johannes Heilwig, ihn mit sich auf das Land zu nehmen, wo er fleißiges Arbeiten und friedliches Ausruhen lernen könne. Was weiter zu geschehen habe, das werde sich finden.

Die Eltern willigten mit Freuden ein. Dem Jüngling erschien der Vorschlag wie Rettung. Als die Beiden allein im Postwagen saßen, hatte er dem älteren Manne, zum Danke für seine befreiende That, seine Freundschaft angeboten. Herr Heilwig mußte ein wenig lächeln. Dann aber nahm er die dargereichte Hand in die seine. „Gut, willst Du mein Freund sein, so zeig', daß Du's bist durch das, was Du thust. Daß ich der Deine bin, hast Du erfahren.“

So war es gekommen, daß Paul Gordon mit anderen jungen Volontären ein Jahr auf dem Heilwigshof verlebte. Nicht als ob er von der Landwirtschaft in dieser Zeit viel mehr erlernt hätte, als auf welchen Bäumen im Garten die besten und saftigsten Kirschen wachsen und wie man sich beim Erntebinden am leichtesten mit einem Kuß loskauft. Freilich auch, wie über dem gelblich reifenden Kornfeld fern, fern im Duft die Lerche aufsteigt, wie die braungefleckten Kühe auf grüner Wiese gegen den blauen Himmel stehen, und wie hoch droben die Wolken ziehen, daß sich das Herz sehnt, ihnen zu folgen. Als das Jahr um war, wußte er, fester noch als vorher, daß er nur Maler werden könne.

Heilwig hatte in dieser Zeit seinen jungen Hausgenossen so lieb gewonnen, daß es ihm schwer fiel, ihn von sich zu lassen. Er hätte ihn gern hier zum Landmann gemacht. Zwischen all den Neffen und Vettern, Untergebenen, Dienstleuten, die von ihm Beistand erwarteten, denen er nur der reiche Onkel, der vielvermögende Gutsherr war, an den sie sich um Hilfe wandten, erschien der Eine, welcher nichts begehrte als Freundschaft, ihm selten wie ein weißer Rabe. — Paul dachte daran, wie der ernsthaft praktische Mann auf seine Träumereien verständnisvoll eingegangen war, wie er, der von dem Leben der Welt draußen herzlich wenig, von Kunst und Malen gar nichts wußte, für alles, was den Freund betraf, Sinn und Augen offen hielt. Der junge Maler hatte es ziemlich bunt getrieben. Die Gordon's in Hamburg schlugen die Hände kopfschüttelnd zusammen; die Heilwig's

und Müller's machten bedenklich lange Gesichter, sprachen düstere Warnungsworte. Johannes lächelte — dies war alles, was er auf die Klagen, die Anschuldigungen, die ihm von verschiedenen Seiten über seinen Schützling zu Ohren kamen, geantwortet hatte. Da er ihn einmal in sein gutes, großes Herz aufgenommen, saß er fest und sicher darinnen, daß ihn nichts wieder austreiben konnte.

So unwandelbar würde er auch an die junge Adelige glauben, wenn sie sein Weib ward, so blindlings würde er ihr vertrauen. Ob sie's wert war? In schwerem Sinnen schritt Paul auf und nieder Von der Seitenthür her, die zu Johannes' Zimmer führte, tönte gleichmäßig taktfestes Athmen. Er horchte darauf. Wer so seelenruhig, so gesund in der Nacht vor seiner Verlobung zu schlafen vermochte, wer über diese annoch fragliche Verlobung und ihre Folgen so sicher und selbstgewiß denken konnte, der war auch darin eben einzig. Und wenn die häßliche Kinderkrankheit, die man das Verliebtsein benennt, andere Männer in ihrer Grundtonart ummodeln mag, und wenn auch Paul Gordon mehr als einmal in solchem Anfall sich selber untreu werden gefühlt, — dem würde es nicht so ergehen. Er würde jede Gefahr besiegen, würde auch danach der Alte bleiben, ob mit Weib, ob ohne Weibeseinfluß, der Freund und ein Mann. — Und Paul schloß behutsam den Fensterflügel.

Als nächsten Tages im Morgengrauen der Hausherr frisch ausgeschlafen, bereit zur Arbeit und hochgestiefelt sein Pferd bestieg, über Feld zu reiten, lag der Gast im tiefen, traumlosen Schlummer.

* * *

Es war am späten Nachmittag. Der Postbote war mit gefülltem Sack soeben fortgeritten. Herr Heilwig trat bei dem Freunde ein: „Fährst Du mit mir?" — Sie bestiegen den wohlbekannten hohen Jagdwagen mit den zwei Braunen aus eigener Zucht, Johannes kutschierte. Rund um den kleinen Rasenplatz, zum Hofthor hinaus, durchs Dorf ging es und in schnellerem Trabe zu der großen Landstraße, die schnurgrade zwischen zwei hohen Pappelreihen sich bis zu dem nächsten Städtchen hinzieht. Links und rechts lagen noch weit die reichen Felder des Heilwigshofes. Wo ein Mann von der Arbeit kam, grüßte er voll Ehrerbietung. Die Kinder, die vor den Thüren der Kathen sich im Sand der sonnigen Dorfstraße gebalgt, unterbrachen ihre Spiele, standen linkisch da in verlegener Scheu. Die Mägde hinter dem Milchwagen, der eben mit gefüllten Eimern von der Regel zurückkehrte, traten zur Seite, knixten zierlich, zu Zweien und Zweien, wie sie paarweise gingen. Und der junge Inspektor kam im Galopp an den Wagen heran gesprengt, eine Frage zu thun. Heilwig gab kurze, bündige Antwort, was zu geschehen habe, was nicht. Er war der Herr hier, gewohnt zu befehlen, gewohnt, sein Wort als Gesetz hinzustellen und als solches geachtet zu sehen, von allen Leuten weit und breit. In eine Welt von Gleichgestellten, wo Jeder sich nach dem Nachbarn regelt, wo man nicht Raum hat, frei die Ellenbogen zu brauchen, hätte er schwer sich zu finden gewußt.

Sie fuhren auf der Chaussee eine Stunde und etwas darüber. Dann lenkte Johannes in einen ausgefahrenen Feldweg, der seitwärts abbog und zwischen schlechter gehaltenen Äckern im Zickzack hinging.

„Also doch nach Markow?" fragte Paul.

„Ja," sagte Johannes. „Ich habe vorhin den Geschwistern geschrieben. Es scheint mir recht so; dem Mädchen ist es eine Hilfe, Dir kann es nicht schaden, was spricht noch dagegen? Steh Du nur zu mir wider die Spötter, die möglicherweise meinem Alter den Schritt verargen. Weiter brauche ich nichts. Und somit — da sind wir!" —

Der jetzige Besitzer des adeligen Gutes, ein Verwandter des verstorbenen alten Grafen, empfing die Herren, führte sie durch das Haus auf eine offene Veranda, die auf den Blumengarten hinausging, und zu seiner Frau. Eine kleine, lebhafte Dame, städtisch gewöhnt und von weltläufiger Höflichkeit, hatte die Gräfin gleich zum Gruße viel zu sagen, zu erzählen, zu fragen. Daß da hinten im Strohschaukelstuhl eine kleine Gestalt in tiefster Trauer, ein Kind auf dem Schoße saß, beachtete Paul nicht, bis der Knabe durch Lachen und Jauchzen die junge Mutter an seine Gegenwart gemahnte. Da lief sie hin: „Sei still doch, Kuno; ach, ich vergaß, Herr Gordon, Ihnen meinen Ältesten vorzustellen. Und hier — unsere liebe Cousine, Komtesse Willfriede." —

Sie war nicht schön. Er sah es auf den ersten Blick und freute sich dessen. Weshalb, hätte er selbst kaum zu sagen gewußt Aber es würde ihn mehr geschmerzt haben, wäre Johannes einer glänzenden Kokette in's Netz gegangen.

Diese da war blaß und schmächtig. Wie sie in ihren Stuhl gedrückt saß, der blonde Knabe sich an sie schmiegte, sah sie fast selbst noch wie ein Kind aus. Und wie ein solches hob sie die großen, braunen Augen frei zu den Männern.

„Guten Tag, Onkel Johannes; guten Tag, Herr Gordon. Nun lerne ich Sie doch endlich auch kennen. Weshalb sind Sie nie früher, als mein Vater noch gelebt hat, zu uns gekommen?"

„Es thut mir selbst leid, Komtesse. Schelten Sie doch Heilwig deshalb. Warum hat er mich nicht hergebracht!"

„O, der Onkel Johannes," — wieder nickte sie ihm mit dem Ausdruck zu, wie ein Kind ihn einem wohlgelittenen, alten Verwandten gönnen mag: — „der hätte Sie wohl einmal gebracht, wenn Sie gewollt hätten. Er ist eine Ausnahme unter den Menschen, er thut nur gern, was Andere freut."

„Sie nennen ihn Onkel?" fragte Paul. — Er war auf einen Wink seines Freundes neben dem Mädchen sitzen geblieben, während die beiden anderen Herren, Heilwig und der junge Graf, sich in leisem Gespräch entfernten. Die Hausfrau hatte ihren müden Knaben von Willfriedens Schoß genommen und trug ihn fort. — „Weshalb thun Sie es? Er ist weder Ihr Oheim, noch dünkt er mich so greisenhaft, daß man ihn nicht anders bezeichnen könnte."

Sie sah ihn erstaunt an: „Onkel Johannes? Ja, wie sollte ich ihn sonst nennen? Wissen Sie denn nicht, daß er bei aller Welt so heißt, seitdem er, noch ein halber Knabe, mit sechzehn Jahren, glaube ich, des Vaters damals kleines Gut, die Sorge für Mutter, Schwestern, Brüder, jüngere wie ältere, übernahm und so allmählich den Neffen wie Nichten, Verwandten, Nachbarn zum Ratgeber und zum Helfer wurde? Den Namen trägt er als einen Vertrauens- und Ehrentitel. Sie selbst, Herr Gordon, sind nicht Sie ihm auch verpflichtet und haben Grund, um ihm zu danken? Man sagte doch . . . ."

„Daß er mich von der Straße aufgelesen und zum Menschen gemacht hat."

Sie nickte. „Ja, so ungefähr. Jedenfalls that er nur, was gut war, und half Ihnen, etwas Rechtes zu werden. Aber — was sind Sie eigentlich jetzt?"

„Maler. Wußten Sie das nicht?"

„Ich hörte es wohl. Nur, — hieß es nicht, Sie hätten eine Oper gemacht?"

„Auch das."

„Und mehrere Bände Gedichte geschrieben?"

„Finden Sie es tadelnswürdig?"

„Ich weiß nicht recht," — das kleine Fräulein drückte sich tiefer in ihren weiten Sessel zurück und schaute ihn nachdenklich an; — „ich glaube, wenn ich ein Mann sein könnte, möchte ich nur Eins thun, das aber ganz."

„Dann wären Sie glücklich."

„Sind Sie das nicht?"

„Komtesse, wir sprachen von Johannes. Der ist Landmann von ganzem Herzen, mit dem sind Sie doch zufrieden?"

Sie lächelte; ihrem schmalen Gesichtchen ließ der schelmische Ausdruck wundersam gut. „Mit dem bin ich zufrieden," sagte sie, „der weicht nie aus, wenn ich ihn frage." —

Schön war sie nicht. Dazu erschien sie zu zart, zu farblos in den schweren, schwarzen Gewändern, die ihre kleine Gestalt fast erdrückten. Aber zu plaudern, das verstand sie. Ihre Stimme, ein rechtes, helles Kinderstimmchen, zwitschernd und klar, gab ihren klugen Reden und Fragen einen eigenen Reiz. Sie erzählte von ihrem Vater, der in seiner Jugend ein großer Reisender gewesen, dann, seit er seine Frau verloren, von der Welt zurückgezogen einsam hier auf dem Gut gelebt hatte, mit Studien über altitalienische Maler beschäftigt. Sie hatte ihm bei der Arbeit geholfen, für ihn gelesen und gelernt, war früh und spät um den Leidenden gewesen und hatte nur heimlich, im Herzen manchmal, sich hinaus in die Ferne gesehnt. Nun, da sie vielleicht die erträumte Fremde sehen sollte, nun war der Vater nicht mehr da, sie ihr zu zeigen. Sie blickte trübe vor sich hin, da sie erwähnte, sie wisse noch nicht, was nun mit ihr geschehen werde. — „Aber," fügte sie halblaut hinzu, „das macht auch nichts. Schön wird's doch schwerlich." —

Drunten im Garten hörte man die Stimmen der Männer, die auf und ab wanderten. Die Gräfin kam ohne ihren Knaben zurück, setzte sich zu Paul und Willfriede und stand wieder auf, als der Graf sie rief. Die kleine Komtesse regte sich nicht in ihrem Lehnstuhl.

„Langweilt es Sie nicht, so geduldig bei mir zu bleiben?" fragte sie; „ich bin sicher, Sie gingen viel lieber mit in den Garten hinab." — Und als Paul erklärte, er bleibe sehr gern, meinte sie: „Freilich, Onkel Johannes gab ihnen vorhin ein kleines Zeichen, ihn nicht zu begleiten."

„Das sahen Sie?"

„Ja. Ich sehe sehr viel. Ich verstehe nicht immer gleich alles. Aber das schadet nicht. Mit der Zeit begreift man's dann doch. Und ich bin geduldig und warte, bis die Anderen mir sagen, was für mich zu wissen taugt. Wozu auch sich quälen? Davon wird's nicht besser. Onkel Johannes ist ja dabei; der sorgt schon, daß mir nichts Schlimmes geschieht."

Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte mit ihren großen, weitsichtigen Augen grade vor sich hin in das sinkende Dunkel des Gartens. Paul beobachtete sie im Stillen. Er wollte prüfen und erwägen, ob dies junge Geschöpf des Schicksals wert sei, was jene ihr bereiteten. Es war ein Glück, das er ihr nicht hatte gönnen mögen. Aber im Anblick der geduldigen kleinen Gestalt überkam ihn etwas wie Mitleid, wie man es für ein Fischchen empfindet, das noch ganz sorglos in der Flut spielt und das Netz nicht spürt, in dem es schon plätschert. Im nächsten Augenblick ziehen die Maschen sich zu, heben sich, und die arme Forelle zappelt im Trockenen, eingefangen. Er hätte es ihr gern verraten, was ihr bevorstand, sie gewarnt, ihren Lebensweg nicht zu bestimmen, eh' sie sich selbst kennen konnte. —

Der Diener hatte das Abendessen im Zimmer hinter der Veranda aufgedeckt, er ging hinab in den Garten, zu melden, daß alles bereit sei. Die Drei dort unten schienen ihre Konferenz beendet zu haben. Die Gräfin bat Paul, ihr den Arm zu geben, und hielt ihn einen Schritt zurück, um als Hausfrau das andere Paar, Johannes Heilwig und die Komtesse, vorangehen zu lassen. Das junge Mädchen hing dem großen, starken Mann schwer am Arm; er stützte sie, mit der andern Hand hielt sie ihre Krücke gefaßt. Paul hatte halb vergessen gehabt, was Heilwig's Schwager ihm gestern gesagt. Da er ihren schwankenden Gang sah, schrak er unwillkürlich zusammen.

„Sie wußten es gar nicht?" fragte ihn die Gräfin leise.

„O doch, aber . . ."

„Aber Sie dachten nicht, daß es so arg sei. Das ist es leider. Und doppelt edel, doppelt schön ist's, wie Ihr Freund sich unserer armen, kleinen Verwandten annehmen will. Wir selbst, wir würden sie ja gern, sehr gern behalten. Aber wir sind auch nicht reich. Und die Kinder, und das große Gut, das der alte, gelehrte Herr so verkommen ließ und . . . ."

Sie waren am Eßtisch, die Gräfin konnte nicht weitersprechen. Paul saß dem Freunde gegenüber. Der schaute ruhig und sicher drein, mit dem wohlzufriedenen Ausdruck, den Paul das Hundertfuderweizengesicht nannte. Der junge Graf füllte die Gläser. — „Auf fröhliches Beisammenleben!" sprach er und trank Johannes zu.

Heilwig erhob sich. Er trat hinter den Stuhl des Mädchens. — „Friede," sagte er, „Dein Vetter wünscht, daß wir Alle hier als gute Landnachbarn beisammen bleiben. Und daß wir Dich hier behalten können, das wünsche auch ich. Deshalb, liebe Friede, es giebt ein Mittel: Du bist noch jung zwar, aber — aber — willst Du trotzdem meine Frau sein?"

Es war ihm mitten in seiner wohlüberlegten Rede vor ihrem ruhig wartenden Blick plötzlich der Faden abgerissen, daß er die Frage sagen mußte, ehe er es gewollt. Aber dies ganz ungewohnte Zweifelsgefühl, das ihn einen Moment überkommen, verschwand, so schnell es entstanden war.

Denn das Mädchen, das ihn erst, ohne mit den Wimpern zu zucken, prüfend angeschaut hatte, erhob sich vom Stuhl — die Krücke fiel ihr unter den Eßtisch — sie griff nach ihm mit beiden Händen: „Onkel Johannes!" — und schlang sich seinen Arm um den Hals und lehnte sich an ihn: „Onkel Johannes, wie bist Du gut!" — —

„Nun," fragte Heilwig, als die Beiden wieder auf dem Wagen saßen und heimwärts fuhren, „nun, fürchtest Du jetzt noch, daß dies Kind Dir etwas von mir wegnehmen werde? Und denkst Du noch, der Bürgerliche dürfe nicht solch ein Adelsfräulein in sein Haus führen, noch der alternde Mann sich lächerlich machen durch eine zu schöne junge Frau? Und wenn Du über dies Alles beruhigt bist, beruhigt sein mußt, da Du sie gesehen — bist Du jetzt einverstanden, Paul?"

„Ich wünsche Dir Glück," sagte Gordon beklommen, „ich traue es Dir zu, daß Du wissen wirst, es Dir zu erbauen . . ."

„Aber Du bleibst eben doch der alte, schwarzblickende Zweifler, der an keinem Menschen Gefallen findet, nicht am Mann, noch am Weibe. Sieh hin," — er deutete mit der Peitsche durch das Dunkel auf eine der graden Pappeln am Wege; — „kennst Du den Baum? Nein? Sie sehen Dir alle so ziemlich gleich aus? Mir nicht, ich kenne den da genau. Demnächst will ich ihn durch eine Tafel mit einer Inschrift vor seinen Genossen auszeichnen. Denn unter dieser Pappel dort lehntest Du wegmüde, hungrig, zer-

rissen, als ich vorüberfahrend Dich sah. Daß ich den unbekannten jungen Gesellen mir mit ins Haus nahm, das ward mir von allen bedachtsamen Menschen, Brüdern und Schwägern sehr bitter verübelt. Ich hab's nicht bereut. So denke ich denn, auch dies, was ich heute, wider Freundesrat unternehme, soll zum besten ausschlagen."

„Wir wollen es hoffen," murmelte Paul.

* * *

Die Heirat des Herrn Johannes Heilwig auf Heilwigshof mit der nachgelassenen Tochter des schwer verschuldeten Grafen auf Markow erregte im ganzen Lande Aufsehen. Kopfschütteln und Gerede gab es mehr als genug. Aber zwei Menschen waren, die nicht nach dem Urteil der Leute fragten: Johannes, weil er mit seinem eigenen Gewissen im Reinen, überhaupt nicht der Mann war, von irgend etwas sich stören, noch von irgend wem sich in Beschlossenes dreinreden zu lassen; und Willfriede, die in ihrem Schaukelstuhl, mit den Kindern der Gräfin spielend, von dem, was draußen geschah und vorging, kaum erfuhr. Sie hatte nur einen Gedanken jetzt, wie es ihrem armen, geliebten Vater die Sterbestunde erleichtert hätte, hätte er geahnt, daß sein Kind so behütet bleiben werde, und wie sie denen danken sollte, die für sie so liebevoll Sorge trugen, dem Grafen, ihrem Vetter, der Gräfin, — vor allem aber dem Onkel Johannes. Daß sie ihn nicht mehr so anreden dürfe, fiel ihr nicht ein. Als Paul sie darauf aufmerksam machte, erschrak sie, weil sie befürchtete, etwas gethan zu haben, was ihrem besten, liebsten Freunde nicht genug der Ehre erweise. Gehorsam bemühte sie sich nun, ihn nur noch bei seinem Vornamen zu nennen. Aber sobald sie ganz natürlich, ganz sie selbst war, vergaß sie es wieder und fiel in die alte Sprechweise zurück. Und der letzte, ihr darum zu zürnen, war Heilwig selber.

(Fortsetzung folgt.)



Neuer Mut.

Ich heb' mein Haupt getrost empor,
Die alten Sterne glänzen.
Noch blüht ein überreicher Flor
Von duftigen Frühlingskränzen.
O Herz, wie warst du schwer, wie trüb,
Wie ganz von Nacht umfangen!
Die Welt so leer, so falsch die Lieb',
Der Kindheit Traum zergangen!
Doch was mich kalt umschloß wie Eis,
Zerging im Frühlingsscheinen:
Die Sonne hat's wieder aufgetaut,
Ich kann noch lachen und weinen.

Auch Leid ist schön. Das Kind der Qual,
Die Thräne, die wir weinen,
Ich seh' in ihr der Sonne Strahl
In sieben Farben scheinen.
Warm ist das Herz und frei die Brust,
Reich fließt des Lebens Bronnen;
Für jeden Schmerz blüht eine Lust
Noch unter dieser Sonnen.
Du, Herzenswinter, drohst umsonst
Mit Grämen und mit Greinen:
Die Sonne hat's wieder aufgetaut,
Ich kann noch lachen und weinen.

Hans Sittenberg.

Sommernacht.

Die Abendsonne scheiden ging,
Ihr Goldnetz auf den Bergen hing.
Noch eine Lerche in blauer Luft
Schwebt singend ob dem Blütenduft,
Dann in der dunkeln Waldespracht
Das Lied der Nachtigall erwacht —
Das klagt und schluchzt die ganze Nacht.

Die müde Welt ging ein zur Ruh,
Sanft schloß der Schlaf die Augen zu;
Und über die Schläfer schwebt ein Traum:
Sie flögen alle durch den Raum
Mit Engelsflügeln himmelwärts
Entrückt der Welt und ihrem Schmerz —
Doch ruh'los pocht das müde Herz.

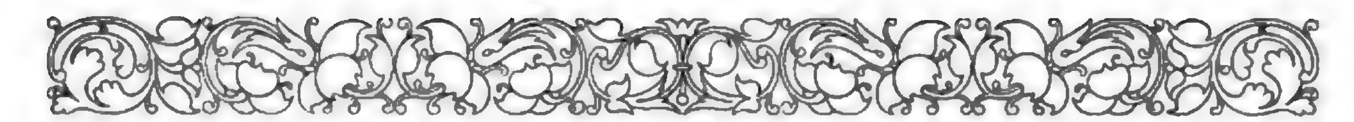
Hans M. Grüninger.

Arabische Sprüche.

Wer sich den Raben zum Führer genommen,
Wird wohl auf das Aas eines Hundes kommen.

Ein verständiger Stummer
Gilt mehr als ein redender Dummer.

Übersetzt von **Georg Rosen.**



Spindel und Thyrsus.

Novelle in Versen von **Otto Roquette.**

I.

Die Lichter schwanden rings am Seegestade,
Und Sommernacht umhüllt Gebirg und Flut.
Der Sterne Licht entlaucht dem Spiegelbade
Nur leicht bewegter Fläche; Stille ruht
Im weiten Raum auf jedem Uferpfade,
Die müde Welt empfängt des Schlummers Gut.
Ein einzig Haus nur, fast ein Schloß zu nennen,
Ist weithin lichterstrahlend zu erkennen.

Da schläft man nicht. Noch lange will man wachen.
Vom späten Mahl kommt man nur eben her,
Und durch den Gartensaal erschallt das Lachen
Des Übermuts, des Spottes Gegenwehr,
Der Scherze, so der Sinne Glut entfachen.
Der läst'gen Form entsagt man mehr und mehr,
Und freigegeben, wagen auch die Schönen
Mit keckem Wort die Anmut zu verhöhnen.

Und schön sind Alle. Schönheit, ungebunden,
Ist Freibrief hier für Titel, Stand und Rang.
Die Schönste doch, die Königin der Stunden
Des Festes, schreitet dort den Saal entlang
Am Arm des Wirtes. Ihren Stolz bekunden
Der Augen Macht, der königliche Gang.
Und welche Pracht der schwarzen Lockenfülle,
Des üppigen Nackens, frei von jeder Hülle!

Sie spricht kein Deutsch, nur in Italiens Zunge,
Französisch mangelhaft; doch ohne Scheu
Vermischt sie beides, wenn im Redeschwunge
Sie lachend höhnt, was huldigend immer neu,
Mit fünfzig Jahren rastlos auf dem Sprunge
Sich naht, als kennte sie die leere Spreu
Der flotten Herrn, noch jugendlich und eitel
Mit angegrautem oder kahlem Scheitel.

Als stattlichster von Allen stand im Preise,
Ubald genannt, ein hochgewachs'ner Mann
Mit schwarzem Haar und Bart; in jeder Weise
Des Festes Wirt. Zwar zuckt es dann und wann
Unheimlich durch der Augen dunkle Kreise,
Bis in der fahlen Wange fahlen Bann,
Doch, lächelnd wieder, hängt mit Hochgenügen
Sein Blick, so scheint's, an seiner Dame Zügen.

Ist sie sein Weib? Man hätte solcher Frage
Gelacht im Saal. Nicht Gatten, Väter nicht,
Noch Brüder sah man hier, noch sonst'ge Plage
Von Fesseln, lästig wie Vernunft und Pflicht.
Der Freund genügt, dem es für gute Tage
Nicht an verschwenderischer Lust gebricht.
So hat auch sie, so stolz sie blickt und schreitet,
Ubald zum Sommeraufenthalt begleitet.

Als Herrin läßt man, ohne viel Geklügel
Sie gelten, und sie spielt die Rolle gut.
Und wenn Signora Claudia zwar die Zügel
In Haus und Hof zu führen nicht geruht,
So singt sie und begleitet selbst am Flügel
Sich Verdi's Opernmelodienflut.
Als „Traviata“ jüngst, mit Zauberschmettern
Bestrickte sie Ubald auf Mailands Brettern.

Allein Signora Claudia zeigt sich heute
Verstimmt, und um so mehr, als öfter schon
Ihr hast'ger Blick den Weg zur Thür erneute,
Wie suchend, ohne des Erwartens Lohn.
Ubald, belauernd, hascht den Blick als Beute;
Und spielt's um seinen Mund wie Grimm und Hohn,
So weiß er lächelnd doch, sogar mit Lachen,
Im Kreis den angenehmen Wirt zu machen.

Schon regt sich Ungeduld im Kreis der Damen,
Daß auf den Tanz so lang man warten muß,
Daß nicht Musik und nicht die Tänzer kamen!
Denn mit den ält'ren Herrn wär's kein Genuß,
Auch würden ihre Beine schnell erlahmen.
Zum Tanz verlangt man Jugendüberfluß.
Und kurz, auf jüng're Tänzer darf man pochen!
Wo bleiben sie? Sie sind zum Ball versprochen!

Der Wirt verneigt sich, nach der Thür gewendet
Des Gartens, welcher plötzlich hellen Schein
Von bunten Flammen und von Fackeln spendet.
In Märchenlichtern steht der Buchenhain,
Indes Fanfarenklang den Ruf versendet,
Geweckt von noch entfernten Melodein.
„Sie kommen!“ spricht Ubald. Und zur Terrasse
Drängt sich erwartungsvoll hinaus die Masse.

Da bricht hervor, mit hellen Jubeltönen
Aus Baumgang und Gebüsch ein Satyrzug.
Die Becken rasseln und die Pauken dröhnen,
Am tollen Sprung thut sich der Fuß genug.
Geschrei und Toben jauchzt, wie ein Verhöhnen
Von Horn und Flötenton, und weithin trug
Der Schall Musik und Lärm des wilden Reigens
Durch den gestirnten Raum des nächt'gen Schweigens.

Schon sind sie da, und in der Fackeln Glanze
Vor der Terrasse kreist es farbenhell.
Den Thyrsus schwingend, und im Epheukranze,
Um Brust und Hüften nur das Pantherfell,
Verschlingen die Gestalten sich im Tanze
Ausbünd'ger Satyrn, leicht und wirbelschnell,
Bis endlich langsam aus des Zuges Mitten
Silen auf seinem Esel kommt geritten.

Fanfarentusch begrüßt ihn, laut Gelächter
Der Gäste, Händeklatschen und Halloh!
Denn man erkennt sogleich ihn, der als echter
Silen bekannt, genuß- und becherfroh,
Und bei der Tafel nie ein Kostverächter.
Man staunt des Anblicks, völlig in Trikot
Zu sehen die Figur, die kugelkurze,
Bekleidet nur mit einem Epheuschurze!

Handküsse werfend, grüßt Silen nach oben,
Indes noch einmal sich der Reigen schließt
Des Satyrntanzes mit Geschrei und Toben,
Und Farbenlicht, das magisch sich ergießt,
Vom Spiel des Fackeldampfgewölks durchwoben,
Die wechselnden Gestalten überfließt;
Ein lachend Antlitz unter jedem Kranze;
Bis endlich sich zur Gruppe faßt das Ganze.

Man hilft Silen von seinem Grautier steigen,
Der, freilich aller Schönheit Spott und Hohn,
Der Schönsten naht mit lächelndem Verneigen.
Allein Signora Claudia's Augen drohn
Gewitterschwül, und ohn' ihm Huld zu zeigen
Spricht sie: „Sie sind ein Scheusal, Herr Baron!"
Zwar sprach sie's italienisch, aber Alle
Verstanden, was sie meint' in diesem Falle.

Zum Saal nun schreitet unter Scherz und Lachen,
Etwas gezähmter schon, die Satyrnschar,
Um der Mazurka Freude zu entfachen.
Und wenn bekannt im Kreis noch Keiner war,
Bereit ist Jeder, sich bekannt zu machen.
Und daß sie tanzen können, stellt sich dar.
Champagner fließt und perlt, die Gläser klingen,
Es rauscht Musik, und alle Beine springen.

Und wenn sich den Trikots, den Pantherfellen,
Den leicht geschwungnen Beinen auf dem Plan
Schwerfällig ein paar schwarze Fracks gesellen,
So schwand den Kühnen bald der Jugendwahn,
Um atemlos das Rasen einzustellen.
Und mißgestimmt trat Mancher aus der Bahn,
Ein ander Glück am Kartentisch zu wagen,
Den man im Nebenzimmer aufgeschlagen.

Signora lehnt zu tanzen ab. Wie suchend
Durchspäht umsonst sie die bewegten Reihn,
Im tiefsten Innern der Enttäuschung fluchend.
Ubald auch, zwar vermeidend jeden Schein,
Und doch jedweden ihrer Blicke buchend,
Durchforscht den Saal und schaut verwundert drein,
Das was er sucht im Kreis, in allen Ecken,
Im Satyrnkranze nirgends zu entdecken.

Inzwischen rast, vom Walzertakt getragen,
Der Paare Drehn vorbei. Der Wein durchquillt
Die Adern mit bacchantischem Behagen,
Und läßt die wilde Tanzlust ungestillt.
Der Scherz wird lauter, kühner wird das Wagen,
Und durch Trompetenklang erwächst und schwillt
Gelächter und Geschrei. Der Satyrn Junge
Schien so verwegen, wie ihr Fuß zum Sprunge.

So klang es widrig aus dem Saal, durch Schatten
Des Gartens, drin erloschen längst das Licht.
Von fern zuweilen durch der Luft Ermatten
Aus schwüler Nacht ein Wetterleuchten bricht.
Und drohnder Wandlung Kunde zu erstatten,
Kommt dumpfes Grollen aus der Wolkenschicht,
Die schweren Fluges auf dem dunklen Pfade
Langsam herüber zieht zum Seegestade.

Doch auf der Rampe vor dem Haus belauschte
Durchs Fenster, vom Granatenbusch gedeckt,
Ein junger Satyr das von Lust berauschte
Getümmel, das ihm Furcht und Scham erweckt.
Der Jüngste wohl, der heut das Kleid vertauschte
Dem Pantherfell, darin er sich, erschreckt,
Ungleich den Andern, die das Fest genossen,
Vom Tanz im Saal freiwillig ausgeschlossen.

Doch das Getümmel nicht allein bedrückte
Sein Herz, obgleich es widerwillig schlug
In diesem Treiben, das sich prächtig schmückte,
Zu dem ihm — er erkannt' es schon genug —
Kein Schuldgefühl die Kluft noch überbrückte.
Mehr war's, was er mit Furcht und Bangnis trug:
Daß er mit Lockungsblick gesucht sich wußte
Von Augen, welchen er sich bergen mußte.

Und leider zählt' er zu den Hausgenossen
Seit kurzer Zeit, und glaubt durch Dank und Pflicht,
Von jeher, an Ubald sich angeschlossen.
Ubald war gütig, und er riet ihm, nicht
Zu fliehn unjugendlich die Satyrnpossen,
Auf die er selbst am wenigsten erpicht.
Ubald ist ahnungslos — er finde nimmer,
So hofft der Jüngling, eines Argwohns Schimmer!

Da traf ein Blick ihn, als im Fackelreigen
Er flog vorbei, ein Blick wie Schlangenbann,
Um ihn zu fesseln, wehrlos und leibeigen.
Er fühlt ihn, fürchtet ihn — und doch entrann
Er ihm noch einmal. In Gebüsch und Zweigen
Verbarg er sich, behutsam dann und wann
Hervor nur lauschend von verborgner Stelle
Zum Festlärm über der erhellten Schwelle.

Doch endlich, wie zur Flamm' es ohn' Entrinnen
Den nächt'gen Falter zwingt, fühlt er den Drang
Vom Fenster aus ein Bild nur zu gewinnen
Von dieses Festes wildem Überschwang.
Vor Spähern auf der Hut, mit wachen Sinnen,
Im Dunklen schleicht er das Gebüsch entlang,
Bis angelangt, vom Lichte fast geblendet,
Er staunend in den Saal die Blicke wendet.

So stand er lang', im Lauschen unverdrungen.
Da rauscht's im Dunkeln, huscht es leichtbeschuht —
Er wendet sich — er fühlt sich fest umschlungen
Von weichen Armen! Schöner Lippen Glut,
Die schon Sirenenlieder ihm gesungen,
Brennt auf den seinen mit Mänadenwut.
Ihn schaudert's, doch umsonst ist's, aus den Schlingen
Des heißen Überfalls sich loszuringen.

In der Sekunde wähnt er Stundendauer,
Die seinen Widerstand der Schuld verflocht,
Da all sein Blut — er fühlt's wie Fieberschauer,
Vom Herzen auf bis in die Schläfen pocht.
Und droht auch keines Späherblickes Lauer,
Ihm graut, daß es ein Augenblick vermocht,
Durch das, was er geflohn wie nur ersinnbar,
Sich überstürzt zu sehen unentrinnbar!

Da taucht, genüber ihm, mit einemmale
Im Silberbart ein Greisenhaupt hervor,
Beleuchtet durch den Lichtschein aus dem Saale.
Ist es ein Geist, der zürnend ihn beschwor,
Mit Warnungsblick und droh'ndem Augenstrahle?
Doch eh noch die Erscheinung sich verlor,
Hat, von Beschämung, Ingrimm, aufgerüttelt,
Der Jüngling seine Last schon abgeschüttelt.

Ein Sprung von der Terrasse giebt ihm Schwingen
Durchs Dunkel fort in atemloser Flucht. —
Signora Claudia steht im Zornesringen
Und wie betäubt von der Enttäuschung Wucht.
Doch galt es die Bewegung zu bezwingen
Durch schneller Fassung kunstgeübte Zucht:
Denn plötzlich von des Saales Schwelle schreitet
Ubald, wie nur durch Zufall hergeleitet.

„Signora will die Einsamkeit erküren?"
Beginnt er. „Doch zu kühl ist schon die Nacht!
Die holde Stimme dürft' es morgen spüren!
Darum erlaub' ich mir, als gute Wacht,
An meinem Arme sie zurück zu führen.
Denn niemals schläft mein Sorgen!" Claudia lacht,
Nimmt seinen Arm, als wäre nichts geschehen,
Und läßt ein unbefangnes Antlitz sehen.

Doch langsam kommt, wie aus der Nacht geboren,
Von der Terrasse Stufen jetzt herab
Ein Greis, ein Fremder im Bereich der Thoren.
Da liegt der Thyrsus, den der Satyrknab'
Im Ringen oder auf der Flucht verloren.
Der Alte hebt ihn auf, und schwingt den Stab,
Und schleudert ihn mit drohender Geberde
Hinüber zu des Sündenglanzes Herde. —

Der Flüchtling aber stürmt durch Hof und Stiegen
Zu seiner Giebelkammer, hochgebaut,
Läßt Kranz und Pantherfell zu Boden fliegen,
Und streift sich hastig ab die Satyrnhaut;
Denn immer will ihn neue Furcht besiegen,
Bis er sich im gewohnten Kleid beschaut,
Um als Anselm (so hieß er) Haus und Stätte
Zu fliehn, die längst er gern gemieden hätte.

Den finstern Park durcheilt er eine Strecke,
Bis ihn der Fuß zu einem Türmchen bringt,
Das, als ein Lug-zum-See, an letzter Ecke
Des Parks sich über das Gemäuer schwingt.
Hier weiß er sich geborgen im Verstecke,
Dahin der Lärm des Festes nicht mehr dringt.
Er atmet auf, und überschaut beklommen
Die Wendung, die sein Dasein überkommen.

So fremd war alles ihm! Vor wenig Wochen
Noch lebt' er fern in einer kleinen Stadt,
Harmlos, von keinem Glanz und Trug bestochen.
Da rief sein Vormund, der an Vaters Statt
Für ihn gesorgt, den er doch nie gesprochen,
Ubald, und nie vordem gesehen hatt',
Ihn zu sich, hoffend, daß sie sich vertrügen,
Um über seine Zukunft zu verfügen.

Anselm erseufzte tief. Das neue Leben
Im Hauf' Ubald's, der stets ihm freundlich war,
Empfing er nur mit Scham und Widerstreben.
Auch kannt' er Niemand aus der Satyrnschar,
Die sich zum Fest in Künstlerhand gegeben,
Studenten, Offiziere, selbst ein paar
Von Künstlern, um in ungezwungner Flottheit
Zu schwärmen und zu huldigen ihrer Gottheit.

Das Schlimmste doch — es will nicht von ihm weichen,
Wie Schuldgefühl — hat heut ihn aufgestört.
Nachdem er ausgewichen manchem Zeichen
Von Gunst, die ihn erschreckt und halb bethört —
Oh, könnt' er ganz aus den Gedanken streichen
Was heut geschehn, für ihn so unerhört!
Sein Herz, noch unerfahren, wähnt bekümmert
Das Lebensglück Ubald's durch ihn zertrümmert!

So quält' er sich, bis ihn aus seinem Brüten
Ein Zackenblitz und Donnerskrachen weckt.
Der Sturm ist da. Mit losgelassnem Wüten
Durchfährt er Wald und See. Die Luft bedeckt
Ein jagend schwarz Gewölk, und Flammen sprühten
Wie zuckend aus Vulkanen aufgeschreckt.
Ein Heulen, Rasen, zwischen Nacht und Gluten
Und prasselndem Erguß von Regenfluten.

Anselm in seinem Türmchen saß geborgen,
Und lauscht dem Aufruhr, der in Lüften braust.
„Wie“, dacht' er, „mögen jetzt die Gäste sorgen
Um ihre Heimfahrt nach der Stadt! Man haust
Vielleicht beisammen auch bis an den Morgen,
An dem man weiter jubelt, trinkt und schmaust!
Man treib' es, wie es gehn mag und gelingen!
Nichts soll zu jenem Haus zurück mich zwingen!“

Doch allgemach verlobt des Wetters Stunde,
Das Leuchten auch im Fernen schon verblaßt.
Den innren Sturm auch fühlt im Herzensgrunde
Beruhigter des Türmchens junger Gast.
Und wie es rieselt fort in weiter Stunde,
Einschläfernd, däucht's ihm süß, zu nächt'ger Rast
Als Lager sich der harten Bank bequemen,
Den Schlaf gesunder Jugend hinzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Sant Onofrio.

Da ich inmitten meines Tages steh',
Vor einem Berg von Pflichten, unersteigbar,
Und viel beneidet — nur die Sehnsucht kenne
Nach einem Etwas, das ein Nichts vielleicht,
Blick' ich hinaus — an meinem Horizont
Steigt es empor mit sanftgeschwungnem Zug
Und eine Höhe grünumbuscht erblick' ich.
Wie Klostermauern schimmerts draus hervor
Und Glocken tönen mir aus weiter Fern'.
... Doch Mittag ist's, ein schwüler, banger Tag.
Wie still und menschenleer Trastevere,
Wir aber fanden uns und schreiten stumm
Auf steilem Pfad, der auf zur Höhe führt.
An Tasso's Eiche, wo der Blick umfaßt
Die ew'ge Stadt, ruh' ich im hohen Gras
Und blick' in Glanz und Licht, wie bald verwandelt
In Trennungsnacht, die keinen Morgen kennt.
So schau' ich lange, schau' ich gramversunken,
Da sagst du leis: „Wir müssen weitergehn.“
Und zögernd nur laß' ich den luft'gen Ort
Und folge dir aufs Neu' in Mittagsgluten,
So sengend brennt aufs Haupt die röm'sche Sonne,
So sengend glüht die Liebe uns im Herzen.
Doch nach der Grabkapelle wandern wir,
An unsres Tasso letzte Ruhestatt.
Hier war es still — Du aber ziehst mich jäh,
Für eines Herzschlags Dauer dir ans Herz;
— Nicht aller Himmel Wonnen tauscht' ich drum.
... Doch hör' ich ihn, den schlürfend müden Schritt,
Mit dem ein Mönch den Zauber uns zerstört.
Nur eines Herzschlags Dauer
Ein Glück mir währte, dran mein Leben zehrt.
— Und wieder schau' ich aus dem grauen Tag
Hinüber nach dem Punkt am Horizont
Und hör' die Glocken tönen leis und leiser,
Bis meines Lebens Tag in Nacht erlischt.

Hermine von Preuschen.

Morgenfahrt.

Amselflöten, Wachtelschlag
Weckte mich am frühen Tag.
Sonne schien so golden;
Wolkenloses Himmelsblau
Lachte nieder, feucht vom Tau
Nickten Blütendolden.

Vor dem Thore harrte mein
Schon das leichte Wägelein
Und ein Pferdchen munter;
Durch das üpp'ge Gartenland
Rasch zum flachen Meeresstrand
Rollten wir hinunter.

Hold von Baum zu Baume schlang
Sich die Rebe, hell erklang
Sang der Nachtigallen;
Vor den Villen tief im Grün
Sah ich junge Rosen glüh'n.
Schöne Mädchen wallen.

Und ein warmer Lebensduft
Allenthalben in der Luft
Stahl, so süß betrüglich,
Schmeichelnd sich ins Herz mir ein,
Daß ich dacht': ein Mensch zu sein
Ist doch ganz vergnüglich!

Kannte mich kaum selber mehr,
Der ich zähle lange her
Zu den Lebensmüden;
Aber Jenen möcht' ich seh'n,
Der dir könnte widersteh'n,
Zauberlenz im Süden!

Ernst Rauscher.

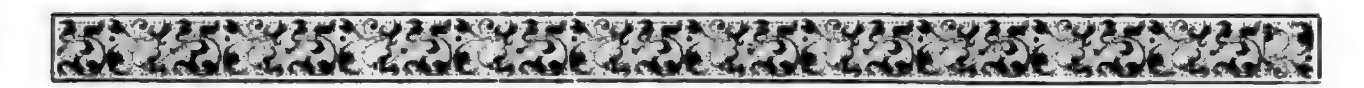
Der Glaube.

Was über Tod und Gruft uns winket —
Den Lebensmorgen kümmert's nicht,
Doch wenn die Lebenssonne sinket
Mit leuchtender Begierde trinket
Die Seele dann des Glaubens Licht.

Ein ehern Bergeskreuz erhebet
Sich über finstrer Höllenkluft
Vom Felsen, den der Aar umschwebet
Und der hinan zum Himmel strebet,
Ein Eiland in dem Meer der Luft.

Tagüber könnt ihr kaum es sehen,
Ein schwarzes Pünktchen nur von fern;
Doch laßt die Sonne untergehen,
Den Berg in letzten Gluten stehen,
Und leuchten wird es wie ein Stern.

Rudolf Kuffert.



Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

Personen:

Otto der Dritte, König der Deutschen und römischer Kaiser.
Markgraf Eckard von Meißen.
Bischof Bernward von Hildesheim.
Graf Tammo, dessen Bruder.
Graf Otto von Lumello, kaiserlicher Oberster.
Rainard, Kämmerer des Kaisers.
Romuald.
Stephania.
Beatrix, ihre Schwester.
Sabina.
Der Schultheiß von Aachen.
Swanehild, seine Tochter.
Gregorius, ein vornehmer Römer.
Benilo.
Ein deutscher Anführer.
Ein Hauptmann der kaiserlichen Leibwache.
Ein Römer.
Ein zweiter Römer.
Ein Knabe.
Deutsche Ritter und Edle, römische Bürger, Mönche, Pilger, Krieger und Volk.

Die Handlung spielt in Italien und Deutschland, um das Jahr Eintausend nach Christi Geburt.

Erster Aufzug.

Ein Platz in Rom. Häuser im Hintergrund und zu beiden Seiten durch vier Gassen getrennt; je zwei öffnen sich rechts und links, die einen im Hintergrunde, schräg (aber nicht symmetrisch) gegen die Bühne gestellt, die andern vorne. Auf dem Platz ein Brunnen, mit antiker Figur. An der Ecke des Hauses vorne rechts ein Muttergottesbild.

Erster Auftritt.

Graf Otto von Lumello (sitzt am Brunnen, in Waffenrüstung, mißmutig vor sich hinblickend); zwei Haufen **deutscher Krieger** mit ihren **Anführern** (stehen rechts, beide Gassen absperrend, nicht in Reih und Glied, aber beisammen). Auf dem Platz, mehr nach links, wenige **Männer, Weiber** und **Kinder** aus dem römischen Volk (neugierig scheu auf die Krieger blickend und auf das dumpfe Getöse horchend, das zuweilen von rechts, hinten, vernehmbar wird). **Rainard** (kommt von vorne rechts, sich zwischen den Kriegern durchdrängend).

Rainard. Gebt Raum! — Raum geben, sag' ich!
Anführer (des vorderen Haufens). Laßt ihn durch!
Herr Rainard ist's, des Kaisers Kämmerer. —
Was giebt's, Herr Rainard? Fällt die Burg?
Rainard. Noch nicht. —
Vom Kaiser komm' ich; hab' für Euch 'nen Auftrag.
Anführer (tritt näher). Befehlt!
Rainard. Drei Worte nur.
(Spricht leise zum Anführer; Dieser nickt, winkt zweien seiner Krieger, ihm zu folgen, geht mit ihnen in die Gasse hinten links, wo sie bald verschwinden. Unterdessen tritt Rainard zu Lumello an den Brunnen.)
Graf Otto von Lumello, Gott zum Gruß.
(Lumello blickt finster auf, nickt kurz.)
Ei, Gottes Wunder!
So unwirsch? Ihr? Der immer lustige
Graf Otto finster wie die Hagelwolke?
Lumello. Auch fromme Hunde knurren an der Kette.
Zum Teufel auch, was hock' ich hier? Indes
Der Meißner Markgraf dort die Engelsburg,
Drinn sich der römische Satan eingenistet,
Mit Blitz und Krach berennt — da hört Ihr's wieder! —
Daß ihm das Herz vor Kriegslust bersten will,
Muß ich hier kauern, wie ein Kauz um Mittag
Im Mauerloch, und diesen schmierigen Abhub
Des römischen Volks angähnen. Nennt Ihr das
Ein lustig Tagewerk?
Rainard. Wer weiß: das Schlachthorn
Mag wohl auch Euch noch rufen: Habt Geduld!
Die Burg ist klein, doch standhaft. Zwar der Markgraf
Läßt ihnen keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Und seine Sachsen klettern wie die Katzen:
Die Steine hageln, die Maschinen dröhnen,
Die Leitern wachsen und die Hämmer schmettern:
Doch hält's der Römer aus. Kein übler Kriegsmann,
Der Herr Crescentius. Manchem wackern Deutschen
Wäscht er den Kopf mit Blut —
Graf Tammo (hinter der Szene). Gebt Raum!
Rainard (fortfahrend). Und heut noch
Mag's heißen: Auf, Lumello! (Lächelnd.) Kauzt nicht länger
Am Brunnen, auf zum Sturm!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Graf Tammo (von hinten rechts; die Krieger lassen ihn durch, ihn achtungsvoll begrüßend). **Volk** (geht von links ab und zu).

Tammo. Da irrt Ihr, Kämm'rer.
Wisch Dir den Mund nicht vor der Mahlzeit ab,
Lumello! 's geht zu Ende.
Lumello (springt auf). Meinst Du?
Tammo. Daß ich
'nen Eid drauf setze, das verlang' mir nicht;
Doch mein' ich's wohl.
Lumello. Wenn das Graf Tammo sagt,
So muß ich's glauben.
Tammo. Diese Welschen werden
Schon kleinlaut; und sie schmelzen Dir und tropfen,
Wie mir der Schweiß hier. — Tapfre Narren sind's:
Rom gab sie auf und hin, wer soll sie retten? — —
Noch keine Botschaft, Kämmerer?
Rainard. Noch nicht,
Hier steh' und wart' ich.
Tammo. Wart' auch ich ein Weilchen.
(Wischt sich den Schweiß von Stirn und Hals.)
Ein warmer Tag!

Rainard. Und heißt doch noch April.
Lumello. Der letzte, denk' ich.
Rainard (schüttelt den Kopf). Morgen ist der letzte.
Tammo. Ja, morgen
Lumello. Drum verwunderte sich auch
Die deutsche Haut mir heut den ganzen Tag:
So sommerwarm die Luft! — Bei uns, Ihr Herrn,
Im Harz, am Nordmeer, grünt nun erst der Frühling —
Rainard. Auch eine gute Zeit!
Lumello. Das will ich meinen.
(Auf sein Herz deutend.)
Es rührt sich was wie Heimweh, — meiner Seel'.
Der deutsche Lenz! — Den kennt der Römer nicht:
Hier lebt die Mutter Erd' in Saus und Braus
Von Ur zu Ende, nur zur Winterszeit
Spart sie ein wenig, für die langen Tage.
Dagegen unsre Mutter, eingesperrt,
In Witwentrauer all die Wintermonde, —
Wie wird ihr, wenn der Lenz, der Sonnenkönig,
Sie nun zu neuer Lust und Minne weckt!
Sie staunt und glaubt's nicht; lang und schwer erwacht sie
Zu sel'ger Narrheit, — und wir alle mit;
Ergrünen ist ihr bräutliches Erröten,
Im Walde tropfen ihre Balsamthränen;
Der Winternebel wird zu Blütenduft,
Der Schnee zu Blumen und der Sturm zum Kosen.
Und lieblich wandeln wieder, Herr des Lebens!
Die holden Jungfraun, — schon des Sommers Bild:
Wie blonde Ähren lockt sich's um die Stirn,
Die sanften Rosen blühen auf den Wangen,
Auf jungen Lippen brennt der Kirsche Rot; —
Und Mann und Jüngling wird zum Knaben wieder
Und träumt vom Kirschenstehlen. Edle Herrn,
Ich wollt', ich wär' daheim, im jungen Gras,
Ein junger Narr, und priese Gottes Wunder!
Tammo (lächelnd). Und pflückt' im Kirschenbaum!
Lumello. Auch das . . .
(Starkes Getöse hinter der Szene rechts; dumpfes Zusammenschlagen von Schwertern und Schilden und Kriegsgeschrei.)
Was giebt's?
Tammo. Da hörst Du's. Neuen Sturm! — Den letzten, hoff' ich!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; **Gregorius** (ein vornehmer Römer) und **Benilo** (kommen mit anderen Römern von links vorne).

Benilo (grimmig, leise).
Den letzten? Narr Du. Stürmt nur, stürmt! und halte
Der Teufel euch die Leiter!
Gregorius (leise). Nun, ich fürchte,
Der Teufel thut's auch. Alles ist des Teufels,
Und wir sind seine Narren!
Benilo. Nein, noch nicht.
Herzog Crescentius wehrt sich wie ein Römer —
Gregorius. Pah! Nicht mehr bis zur Nacht!
Benilo. Was wettest Du,
Edler Gregorius —
Gregorius (ihn unterbrechend). Diese Römerhunde!
Die wedelnd, schmeichelnd vor Crescentius krochen,
Und tapfer kläfften, heulten, gleich als wären's
Die Wölfe noch der alten Republik;
Doch als der erste deutsche Bär am Thor
Die breite Tatze zeigte, duckten sie
Wie Häslein nieder, winselten und bebten
Und fielen hurtig ab von ihrem Herrn,
Dem eingebornen Fürsten —
Benilo. Öffneten
Die knarrenden Thore, und vor diesem Knaben,
Otto dem Träumer, lagen sie im Staub!
Gregorius. Ein Kaiser der? Ein Mönch! — Doch weil um ihn
So viele Bären ihre Tatzen zeigten,
So kroch der Römer, leckt' ihm Hand und Fuß.
Und Alles steht und gafft nun, wie da drüben
In seiner letzten Burg, wie eingekerkert,
Crescentius sich ums nackte Leben wehrt.
Ein Volk von Hunden! — Und doch hoffst Du noch;
Du! selbst ein Träumer!
Benilo (hinausdeutend, wie hoffend). Stiller wird's —
Gregorius. Nun ja:
Wie stets vorm Ende!
Anführer (aus dem ersten Auftritt kommt von hinten links zurück, allein; zu Rainard, halblaut). Hab' zu melden, Herr:
Noch ward er nicht gesehn.
Rainard. Habt Ihr gehört,
Graf Tammo? — Bei Sankt Peters Dom erwartet
Man ihn bis jetzt vergebens.
Lumello. Wen, Ihr Herrn? —
Frag' ich zu vorlaut?
Tammo. Nein; 's ist nichts Geheimes.
Mein Bruder kommt —
Lumello. Der edle Bischof Bernward
Von Hildesheim?
Tammo (nickt; lächelnd). Als erste Lerche kommt er
Vom deutschen Lenz.
Rainard. Und Kaiser Otto, der
Den frommen, weisen Lehrer seiner Jugend
Wie einen Vater liebt, — als er vernahm:
Der Bischof Berward kommt! da rief er aus:
Wohl, ihm entgegen! Sagt mir, wo er ist!
Den will ich nicht in meiner Kaiserpfalz
Als Herr empfangen: als sein Sohn will ich,
Zuvor ihm kommend, draußen ihn begrüßen!
Und also schickt' er mich — — Nun geh' ich selbst;
Denn finden muß ich ihn. Gott mit Euch!
Tammo. Und
Mit Euch, Herr Rainard! (Rainard hinten links ab.)
Lumello (gerührt). Wie ein Sohn will er
Den Mann, der ihm zu dienen kommt, begrüßen.
Der Teufel reit' auf meiner armen Seele,
Wenn unser Kaiser nicht ein edler Jüngling
Nach Gottes Herzen ist!
Tammo (nickt). Gesegnet ist er
Mit hohen Gaben.
Lumello. Mit Vergunst, Freund Tammo:
Das acht' ich nicht so groß, daß ihm der Kopf,
Der junge, so voll Griechisch und Latein ist,
Wie sonst kein Sachsenkopf; daß sie „das Wunder
Der Welt“ ihn nennen, daß er schon als schmächtig,
Halbwachsen Kind die Krone der Gelahrtheit
Auf seinen Löckchen trug; noch daß der Sinn
Ihm gar so heilig nach dem Himmel steht,
Die „roten Kirschen“ und den Wein verachtet
Und Buße thut, indes wir sündigen:
's ist hoch zu preisen, und ich preis' ihn mit —

(Lächelnd.) Nur folg' ich ihm nicht nach! Doch Engel müssen
Und Menschen um sein goldenes Gemüt
Ihn lieben, Tammo; das hat Gott gesegnet.
Er nennt uns Deutsche gern „Barbaren", hör' ich;
Nun, 's mag was dran sein: derb und klotzig sind wir
Und schlagen besser, als wir predigen,
Und trinken besser, als wir Bücher lesen; —
Auch nennt er gern sich einen Griechen, nach
Der griechischen Mutter, und 'nen Römer, als
Der Herr von Rom: doch ich will heidnisch sein,
Wenn er nicht doch im Mark, im Kern, im Herzen
Ein rechter Deutscher ist!

Tammo (etwas ungläubig). Nun, wolle Gott,
Du habest Recht! (Jubelgeschrei hinter der Szene.)
Wer schreit da? — Das sind nicht
Die Unsern.

Lumello (tritt nach vorne rechts, blickt in die Gasse hinaus).
Nein; die Römer auf der Burg.
Man kann's hier sehn: sie schwenken Tücher, Banner —
Und jauchzen welsch, und lachen auf lateinisch.

Tammo. Weil dieser Sturm mißlang!

Lumello. So wird es sein.

Benilo (hatte sich inzwischen mit Gregorius und andern Römern mehr nach links und hinten gezogen; plötzlich laut, triumphierend).
Nie wird die Burg bezwungen! Nie!

Lumello (wendet sich). Wer ruft das!

Gregorius (nach einer Stille, leise zu Benilo).
Du bist verrückt, Benilo — Sieben Hügel
Auf Deinen Mund — bis bess're Zeiten kommen!

Tammo (zu Lumello).
Laß sie nur gehn. — Sie ziehen sich in die Gasse. —
Ich will zur Burg, und schauen, was es giebt.
Und heute fällt sie doch! (Hinten rechts ab.)

Vierter Auftritt.

Lumello, Krieger, Volk. Sabina (eine junge, wohlgekleidete Römerin, kommt von vorne rechts mit einer) **Dienerin.** (Gregorius, Benilo und ihre Begleiter verschwinden eine Weile in der hinteren Gasse links, und treten erst gegen das Ende dieser Szene wieder hervor.)

Sabina (von den Kriegern aufgehalten, zum Anführer).
Ich will nach Haus (nach links deutend)
Und wohne dort.

Anführer (des vorderen Haufens). Ich weiß.
(Auf seinen Wink lassen die Krieger Sabina und ihre Dienerin durch.)

Sabina (zur Dienerin). Gieb mir die Blumen,
Camilla.

(Nimmt die Blumen, welche die Dienerin in einem Körbchen trägt, und beginnt damit das Muttergottesbild an der Ecke des Hauses vorne rechts zu schmücken.)

Heilige Mutter, sei mir gnädig! — —
Wie schwül die Blumen duften.

Lumello (der sogleich auf Sabina aufmerksam geworden, für sich).
Straf' mich Gott!
Ein feines Römerkind — Statt blonder Ähren
Schwarzbraun Gelock, statt Rosen Elfenbein;
Doch — hei, wie glühn die Kirschen!
(Steht ihr im Weg, als sie nun nach links auf ihr Haus zu geht; grüßt sie ritterlich.)
Schöne Maid
Vom Stamm des Romulus, vergönnt mir freundlich,
Euch eine frohe Botschaft zu verkünden.

Sabina (sieht ihn verwundert an).
Ihr mir? — Was für 'ne Botschaft wäre das?

Lumello. Daß nun der Mai will kommen.

Sabina. Ei! — Und was
Bedeutet, daß der Mai nun kommen will?

Lumello. Daß an das Herz nun jeder schönen Maid
Die Minne klopft und sacht um Einlaß bittet.

Sabina. Dann klopft sie nebenan, doch nicht bei mir:
Ich bin kein Mädchen mehr.

Lumello. Was wär't Ihr dann?

Sabina. Was Euch mein Schleier wohl verraten könnte:
Vermählt.

Lumello. Vermählt?

Sabina. Und Witwe.

Lumello. Ei, so klopft
Die Minne zweimal, und mit starkem Finger;
Und nicht vergebens, hoff' ich.

Sabina (nach kurzem Schweigen). Eure Rede
Ist deutsch.

Lumello. Das heißt?

Sabina. So dreist wie — (Verstummt.)

Lumello. Sprecht es aus.
Von schönen Lippen bin ich gern gescholten. (Sie schweigt.)
Ein deutscher Ritter bin ich, ja. Die kennt man
An zweien Dingen stets —

Sabina. Wie nennt Ihr die?

Lumello. An starken Armen und an weichen Herzen.
Vor wonniglichen Frauen schmilzt das Herz uns —
Und unsre Arme möchten sie beschützen.

Sabina (nach einem forschenden, warmen Blick).
Geziemt sich's, daß die Römerin vom Deutschen
Sich schützen läßt?

Lumello. Ei, das geziemt sich wohl!
Hat uns doch Gott der Herr dazu berufen.

Sabina. Und das beweist Ihr?

Lumello. Das ist längst bewiesen,
Viel hundert Jahre schon. Der erste Römer
War Romulus, das wißt Ihr; Romulus
Hieß auch der Letzte; der ging hin und starb,
Und seine Erben wurden die Germanen.
Und sie erschienen, Volk nach Volk, als Schutzherrn
Das römische Reich ans feste Herz zu drücken;
Heruler, Gothen, Langobarden, Franken —
Zuletzt die Sachsen: stattlich wehrhaft Volk,
Wie Euch dies Beispiel zeigt: von Gott geschaffen
Zum Kampf mit Männern und zum Dienst der Minne.
Wir rauben nicht die Frau'n wie Romulus,
Eu'r großer Ahnherr; doch wir stehlen gern
Ein fröhlich Herz, das sich will stehlen lassen,
Und dann beschirmen wir's vor Tod und Teufel.

Sabina. Ihr rühmt Euch recht von Herzen.

Lumello. Nur um Euch
Zu fangen, schöne Frau.

Sabina. Das merk' ich wohl.

Lumello. Ihr könnt mir gut sein, glaub' ich. Frohsinn funkelt
In Euren Augen; Frohsinn lacht aus mir.
Gott helf'! Ihr lächelt, liebliche Camilla —

Sabina. Sabina heiß' ich.

Lumello. Ei, das spricht sich gut!
Sabina! — Wohin wollt Ihr?

(Gregorius, Benilo und andere Römer werden wieder im Hintergrunde sichtbar. Neues Getöse hinter der Szene rechts).

Sabina (beunruhigt, leiser). Ich? Nach Haus.
Der Platz hier füllt sich. — Hört den Lärm!

Lumello. Sie raufen
Noch um die Engelsburg.

Sabina. So helft den Sachsen
Im „Kampf der Männer" dort, und laßt mich gehn.
Lebt wohl!

Lumello. Der Trumm dort fällt auch ohne mich.
Sabina! Darf ich Euch im Haus begrüßen,
Sobald dort oben unser Banner weht?

Sabina (mit gespieltem Ernst).
Nie, nie wird das geschehn.

Lumello. Noch diesen Tag.
Darf ich's Euch melden, wenn ich's flattern sehe?

Sabina. Ihr dürft; — denn nie geschieht's.

Lumello. Ich hab' Eu'r Wort.
Bis dahin lebt denn wohl —

(Triumphgeschrei hinter der Szene.)

Sabina. Was giebts?

Ein Hauptmann (ruft hinter der Szene). Crescentius
Ergiebt sich! — Unser ist die Burg!

Lumello (blickt nach rechts hinaus). Beim Kreuz —

Anführer (des vorderen Haufens, desgleichen).
Die Burg ist unser!

(Dumpfes Zusammenschlagen von Schwertern und Schilden und neue Jubelrufe hinter der Szene.)

Dankt dem Herrn, ihr Mannen;
Und Heil dem Kaiser!

Die Krieger. Heil dem Kaiser! Heil!

(Der Ruf pflanzt sich hinter der Szene fort.)

Lumello zu Sabina, leise).
Hört Ihr's? Der Himmel nahm Euch schnell beim Wort —

Sabina. Der Teufel war's. — Nach Haus, nach Haus, Camilla!

(Eilt in ihr Haus; die Dienerin ihr nach).

Lumello (blickt ihr lächelnd nach; für sich).
Wir sehn uns wieder!

Gregorius (hinten links, leise zu Benilo).
Nun? Was sagtest Du
Von Wetten? — Für Crescentius' arme Seele
Kannst Du nun beten gehn!

Fünfter Auftritt.

Lumello, Krieger, Volk, Gregorius, Benilo; Rainard, dann Tammo).

Rainard (von hinten links, die Römer machen ihm Platz; hastig, fast atemlos). Da bin ich wieder.
Der Bischof kommt! — Er folgt mir auf der Ferse —

Tammo (von hinten rechts).
Ihr Herrn, Triumph! Der Krieg um Rom ist aus;
Er liegt im Grab des Hadrian begraben.
Crescentius ergab sich.

Lumello. Was! Lebendig?

Tammo. Noch lebt er, ja.

Lumello. Wie lang'?

Tammo. Nicht bis zur Nacht.
Um Gnade fleht' er —

Lumello. Feigling!

Tammo. Doch der Kaiser
Hat ihm verhängt, zu sterben.

(Jubelnde Zurufe hinter der Szene rechts.)

Hört Ihr dort?
Römer und Deutsche grüßen unsern Kaiser —

Rainard. Ich muß zu ihm! (Will nach rechts.)

Tammo. Er kommt schon. Hört Ihr nicht?

Rufe (hinter der Szene).
Heil unserm Kaiser! — Heil dem König Otto!

Tammo (hinausdeutend).
Und wie auf Flügeln rascher Jugend eilt er
Die Straß' entlang, hierher!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen; Otto (von hinten rechts, mit kriegerischem Gefolge); dann Bischof Bernward.

Die Krieger (auf der Szene). Dem Kaiser Heil! —
Triumph und Sieg!

Lumello. Mein teurer Herr und Kaiser,
Gott segn' Euch für und für!

Anführer. Gott mit dem Kaiser
Und Reich!

(Die Krieger wiederholen den Ruf, ihre Waffen zusammenschlagend.)

Otto (fast wie abwesend, suchend).
Ich dank' Euch, Dank. Wo ist mein Bischof?
Mein Vater Bernward?

Rainard. Herr, er kommt —

Otto. Wo kommt er?
Führt mich; entgegen will ich ihm —

Bernward (erscheint von hinten links; tief bewegt). Dort steht
Mein edler Imperator! — Seid gegrüßt —

Otto (eilt ihm entgegen). Er ist's! — — Nicht Imperator:
Euer Sohn
Und Zögling! Laßt mich Euch umarmen, Vater;
Und auf den Mund Euch küssen, wie vordem
Der Knabe, der Euch liebte. Weisheit, Tugend
Und Liebe sog ich von den Lippen Euch;

(blickt ihm ins Antlitz, lächelnd)

Da blüh'n sie auch noch jetzt!

Bernward. Mein teurer Sohn —

Otto. Das wollt' ich hören; danach sehnt' ich mich,
Mein Vater Bernward! Nun? wie fühlt Ihr Euch?
Ihr reistet scharf, die Wangen blaß —

(Er streichelt sie, zärtlich lächelnd.)

Bernward. Ihr streichelt
Mich, helf' mir Gott! wie einst die Knabenhand.
Deß müssen Alle staunen, die es seh'n. —

Otto. Ei, laß sie staunen! Hohe Herren machen
Sich neue Sitten! — Wie das Herz mir lechzte,
Mit Euch dies Rom zu seh'n, das wir so oft
Gemeinsam vor des Geistes Aug' erbauten.
Wie war mir, Vater, als zum ersten Mal
Ich hier die Säule des Trajan erblickte,
Die Ihr so kunstreich in der Heilandssäule
Zu Hildesheim nachahmtet —

Bernward. Nur ein plumper
Versuch, mein teurer Kaiser!

Otto (lächelnd). Nun, wir Beide
Sind Schüler des Trajan!

Lumello (leise zu Tammo). Daß Dich —! Noch haben
Sich seine Kriegsleut' nicht den Schweiß getrocknet —
Und Er schon beim Trajan!

Otto. Du sollst hier viel

Noch schaffen, edler Meister Du im Erzguß
Und kunstgeweihter Bischof; während ich
Die frohen Augen an den Deinen schärfe
Und diesen Friedhof aller Herrlichkeit
Durchwandern lerne, bis er lebt in mir.
Gott, Kunst und Weisheit! Dazu helf' uns Rom,
Das Gott nun ganz in meine Hand gegeben:
Die Engelsburg ist mein.

Bernward. So sei der Herr
Für alle Zeit mit Euch!

Otto. Vom Aventin
Schaut meine Kaiserpfalz auf Rom hinab;
Dort sollt auch Ihr in meiner Nähe wohnen;
Daß ich mich täglich Eurer freuen kann. (Zu Raimard.)
Ihr, Kämm'rer, sorgt dafür!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen; Romuald (als Abt gekleidet, weißbärtiger Greis, kommt von links vorne, mit) zwei jüngeren **Mönchen.**

Otto. Wer naht uns hier?
Ist's nicht der Abt von Classis zu Ravenna,
Mein frommer Romuald?

Romuald (mißmutig). Es ist der Abt;
Doch möcht' er's nicht mehr sein. Mein gnäd'ger Kaiser,
Nehmt mir die Bürde, bitt' ich, wieder ab,
Ich trage d'ran zu schwer.

Otto. Ich gab sie Euch,
Um Euch zu ehren —

Romuald. Ehre such' ich nicht.

Otto (gereizt). Und um der Brüder schwach gewordn'nen Geist
Durch Euch zu stärken. Solch ein Amt verläßt man
Nicht ohne Grund.

Romuald. Der Grund ist: meine Mönche
Gehorchen nicht.

Otto. Ihr habt die Macht.

Romuald. Doch sie
Den bösen Willen und die Macht der Schwachheit.
Sie hassen mich.

Otto. So lehrt durch Liebe sie
Euch lieben, Abt von Classis: das wird helfen.
Danach kommt wieder!

(Wendet sich wieder zu Bernward, der inzwischen seinen Bruder Graf Tammo und den Grafen Lumello begrüßt hat. Romuald, den ersten grimmigen Zorn bemeisternd, tritt dem Kaiser näher.)

Romuald. Ich bin hier in Rom
Und suche meinen Kaiser. Wer von euch,
Ihr Ritter, sagt mir an, wo ich ihn finde?

Otto (wendet sich; finster). Hier steh' ich. Was begehrt Ihr?

Romuald. Seid Ihr's? — Ja,
Der junge Otto seid Ihr, dessen Jugend
So stolz und rasch verurteilt, eh' sie prüfte
Und doch für weise gilt er —

Otto. Dreister Mönch!
Weißt Du, zu wem Du sprichst?

Romuald. Wie sollt' ich nicht.
Zu meinem Sohn und Bruder im Gebet,
Der oft mit mir nach Gottes Reich getrachtet:
Zum frömmsten Jüngling aller Christenheit,
Dem Schirm des Glaubens. Andre preisen ihn
Als schön und klug, als stolz und ehrbegierig:
Ich lieb' in ihm die fromme Demut und
Die Herrschertugend der Gerechtigkeit.

Otto (zögernd, sanft). Ich war zu rasch. — Was wollt Ihr?

Romuald. Euch beweisen,
Daß ich im Recht bin. Meine Mönche sind
Mir feind und widrig, weil sie Gott nicht lieben:
Weil ich so streng bin, wie ich's Euch gelobte,
Und sie voll Laster und voll Üppigkeit.
Muß ich die Kraft des Herrn, die mich durchglüht,
In diesem Schlamm vergeuden? Darf ich nicht
Dem Himmelreich auf meine Weise dienen,
In Andacht, Buße, Läut'rung, Heiligung
Mit Gleichgesinnten und in Gottes Frieden?

Otto. Wohin begehrt Ihr?

Romuald. Jetzt zum Mutterkloster
Des Mons Casinus, dort als Pilger mich
Am Geist des Orts zu laben und die Seele
Zu stärken für des Lebens Streit. Von dort
In die sabinischen Berge möcht' ich ziehn
Und bei Sublacus in der Einsamkeit
Mit frommen Brüdern ganz zu Gott mich sammeln,
Wie einst der heilige Benedictus that, —
Der Welt ein Beispiel, wenn der Herr mich würdigt.

Otto (nach kurzem Schweigen).
Ihr wähltet gut, mein frommer Romuald.
Zieht hin!

Romuald. Was ist Euch? Seh' ich eine Thräne
In Eurem Aug', mein Kaiser?

Otto. Gebt die Hand,
Und wie ein Christ verzeiht mir. Meine Jugend
Schwingt sich so gern noch auf das Roß der Hoffahrt
Und stürmt dahin! — — O zög' ich lieber doch
Barfuß mit Euch, mein heiliger Romuald,
Zu jenen Bergen, Grotten, Felsgeklüften,
Die Benedict geweiht, und streifte dort
Das Kleid der Welt mir ab, in Gott zu leben!

Lumello (leise zu Tammo).
Nun hat er Rom, und sehnt sich schon hinaus!

Otto. Seid ruhig, Abt. Ihr seid es bald nicht mehr.
Ihr habt mein Kaiserwort! — Heut' Abend kommt
In meine Pfalz zu mir: da reden wir
Von Euren Wünschen und von Gottes Werken:
Und will die Zeit mir wohl, so folg' ich Euch! —

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Oft wird dein eingebildet Leid
Vom wirklichen begraben:
Man kann nicht gut zu gleicher Zeit
Weltschmerz und Zahnweh haben.

*

Dem ist kein Triumph bestimmt,
Der aus Vorsicht Rücksicht nimmt.

Gesang und Spiel und Fröhlichkeit,
Das nennen sie: Die Zeit vertreiben;
Ich meine, sie sollten das bischen Zeit
Recht herzlich bitten dazubleiben.

*

Nur Denen ward Unsterblichkeit gegeben,
Die starben, ohne sich zu überleben.

Ludwig Fulda.

Konrad Ferdinand Meyer.

Von Adolf Frey.

Es mögen etwa ein Dutzend Jahre ins Land gegangen sein, seit Konrad Ferdinand Meyer in weitere Kreise gedrungen ist oder überhaupt bekannt zu werden begann. Er kam nicht gewaltsam auf und nicht als ein Stürmer und Dränger, sondern als ein Gereifter, Vollendeter, als ein Meister. Und seine schöpferischen und künstlerischen Tugenden schienen so groß, daß man sich nach seinem Leben und Wandel umzusehen anfing. Aber man erfuhr nichts von bedeutenden Schicksalen und gewaltsamen äußeren Eingriffen in sein Dasein, wie sie Spätentwickelten und auffallend langsam zum Abschluß Gediehenen eigen zu sein pflegen.

Konrad Ferdinand Meyer wurde den 11. Oktober 1825 zu Zürich als der Sproß einer seit zwei Jahrhunderten in der Stadt sitzenden angesehenen Familie geboren. Sein Vater, den er schon im vierten Lebensjahr verlor, war Regierungsrat, ein äußerst pflichtgetreuer Beamter von zartem Wesen, überdies Verfasser einer von Ranke mit Auszeichnung erwähnten historischen Arbeit; die Mutter war eine originelle, liebenswürdige Frau von feinem Geiste, nicht ohne Anflug von Melancholie. Nachdem der Knabe das untere und obere Gymnasium durchlaufen, wo keiner der Lehrer von seinem Talente eine Ahnung gewann, ging er zu befreundeten Familien nach Lausanne und Genf und kehrte dann zur Absolvierung des Maturitätsexamens in die Vaterstadt zurück, mit bleibenden starken Eindrücken von der französischen Schweiz und der französischen Litteratur, die er damals zuerst kennen lernte. Ohne Neigung zur Rechtswissenschaft ließ er sich als Student der juridischen Fakultät immatrikulieren, begann aber Jahre, ja Jahrzehnte lang ein einsames Leben voll vielseitiger litterarischer, aber meist planloser Studien und Arbeiten. Ohne Umgang mit Gleichgesinnten und nach gleichen Zielen Wandernden stand er unbegriffen und ungefördert da und sah sich einmal durch seine künstlerische und menschliche Abgeschlossenheit in so peinliche und beengende Stimmung getrieben, daß nur ein rascher Wechsel der Verhältnisse, eine Reise in die geliebte französische Schweiz, Heil und Rettung zu bringen vermochte. Reisen führten ihn auch ins Ausland, nach Frankreich und Italien, Wanderlust und das Bedürfnis, dem Banne der Bücher und Gedanken zu entrinnen, auf starken und häufigen Wanderungen ins Hochgebirg. Er vertauschte die Stadt mit dem Seeufer und zog nach Küßnacht, Meilen und wieder nach Küßnacht. Im Jahre 1875 verheiratet, erwarb er sich einen schönen Landsitz in Kilchberg, wo er nun mit Weib und Kind seßhaft und glücklich weilt.

Vereinsamung und Mangel an Gleichstrebenden und der durch Anlage und Schicksal in ihm bedingte Zwist welscher und deutscher Bildung ließen Meyer zu einer späten litterarischen Entfaltung gelangen. Das Jahr 1870, Deutschlands Schicksalsjahr, hob sein starkes Stammesgefühl aus dem Schlummer, und von dieser Stellungnahme legt das epische Gedicht „Huttens letzte Tage" (1871) Zeugnis ab. Die Verherrlichung dieses Helden, auf welchen, den einsam Gestorbenen, den einsam Lebenden der häufige Anblick der in seiner Nähe liegenden Insel Ufenau geführt hatte, fand beim deutschen Publikum warme Anerkennung, nachdem zwei kleinere Sammlungen (1864 und 1870) erzählender und lyrischer Gedichte ziemlich spurlos vorübergegangen waren. Die Gedrungenheit der zweizeiligen Strophe und ihrer jambischen Fünffüßler, die Kraft und Eigenheit der schwungvollen Sprache, die ergreifende Vertiefung der Gestalt des Humanisten auf dem deutlichen und mit der Wahrheit des Lebens gezeichneten historischen Hintergrunde sprachen zu eindringlich aus dem Gesichte des neuen Poeten, als daß er hätte unbeachtet bleiben können. Das im folgenden Jahre zu Tage getretene Idyll „Engelberg" vermochte trotz seiner im Vergleich zu Hutten geschlossenern Form und einzelner Schönheiten nicht recht durchzudringen und hat bis zur Stunde nur bei Kennern merklichen Anklang gefunden. Aber die Bündnergeschichte „Jürg Jenatsch" (1876) brach das Eis vollständig und wies ihrem Verfasser einen ersten Platz an. Die souveräne Kraft, womit er den spröden und zerstückelten historischen Stoff bändigte und in das Licht der poetischen Willkür emporhob; die Durchsetzung mit gewaltigen Elementen poetischer Erfindung; die Zurückführung aller Thaten seines Helden auf eine treibende große Idee, die Vaterlandsliebe; die plastische Zeichnung der Personen und Situationen; die Feinheit der Kontrastierung und die durchgebildete, starke und glänzende Sprache — all das ließ es fraglos erscheinen, daß Meyer auf dem Feld der historischen Erzählung keinen mehr über sich sah und nur wenige mehr neben sich. Die im Jenatsch bewiesene Kunst gewährte auch Aufschluß darüber, wie lange und schwer der Dichter gerungen haben mußte, wie lange seine Einsicht über seinem Können gestanden hatte.

Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Jenatsch, die ihm mehr als ein andres seiner Werke Leser warben, zeigt Meyer in seinen folgenden Schöpfungen nicht mehr. Denn immer mächtiger bildete sich nun seine Fähigkeit heraus, in wenigen großen Szenen und in wenigen Figuren das Thema durchzuführen. Der „Heilige", der vier Jahre nach dem Jenatsch erschien, ließ deutlich genug erkennen, wie sehr die epische Technik Meyer's noch zu wachsen fähig war, bis sie eine Höhe erreicht hatte, auf der nur wenige Leistungen aller Litteraturen überhaupt stehen. Erfinden, Gestalten, Vertiefung und Schreibart sind so hoch getrieben, daß der bis in die geringste Einzelheit dem dichterischen Zweck unterworfene historische Stoff nur noch als Träger des rein Menschlichen und Seelischen erscheint. Die rätselhafte Gestalt des Thomas Becket, bis zur Stunde von keinem Historiker völlig aufgehellt, wird uns durch die Tragik eines erschütternden Schicksals vom Dichter nahe gerückt. „Ich komme zu reden auf das Geheimnis der Ungerechtigkeit, das zwar in keiner Chronik wird verzeichnet stehen, aber doch die Grabschaufel ist, die Herrn Thomas und Herrn Heinrich, einem nach dem andern, sein Grab geschaufelt hat." Der

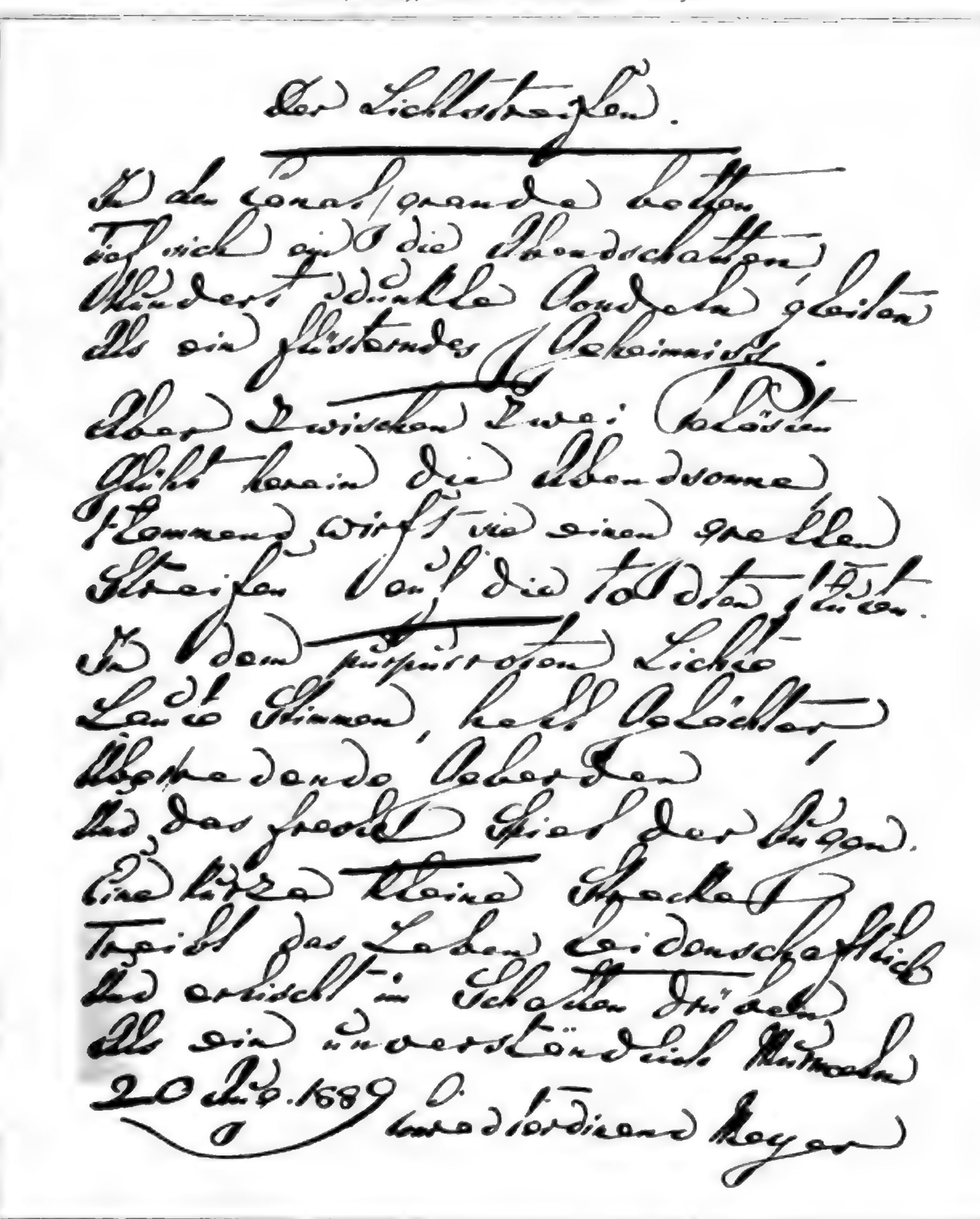
König verführt seines Kanzlers, des Heiligen, junges Kind, das durch die Eifersucht der Königin sein Leben verliert; der Vater rächt sich an der Rohheit des Herrschers mit den Mitteln, die ihm die Kirche in die Hand giebt. So wird der Kampf des Königs und des Heiligen im letzten Grund zum Kampf zwischen der Rohheit des Mittelalters und des durch sie Zertretenen.

Im „Heiligen" erfüllt Meyer neben der Durchführung des Themas noch die Nebenaufgabe, die Wirkung des Erlebten auf den erzählenden Armbruster und des Vorgetragenen auf dessen Zuhörer, den Herrn Burkhard, zu zeigen. Die „Hochzeit des Mönchs" (1884) löst sogar drei ineinander geschlungene Probleme. Zuvörderst bietet der Dichter ein Bild Dante's, das alle bisherigen übertrifft. Sodann legt er die Technik der Novelle dar: Dante erzählt am Hofe Cangrandes, indem er seine Erzählung aus einer Grabschrift entwickelt. Er greift die Figuren aus dem Kreise seiner Hörer und verflicht sie in sein schimmerndes Gewebe, Keime ähnlicher Verhältnisse und gleiche Züge ohne weiteres verwendend. Das dritte Problem, das Motiv der Novelle selbst, besteht in der Forderung, das Schicksal eines Mönchs zu gestalten, der, andern zu lieb, seinen Stand, in dem er sich leidlich wohl befand, fahren ließ, in die Welt tritt, die er nicht kennt, und im Drange erwachter Leidenschaft und unter dem Druck der Verhältnisse, die er nicht zu bemeistern vermag, zu Grunde geht. Das Werk zeigt neben den Vorzügen, die Meyer's früheren Schöpfungen eigen, eine immer mustergültige Kontrastierung und eine harmonische Architektur im Ausmaß der widerstrebenden Kräfte, hinter denen groß und grausam, wie das Schicksal selbst, die dämonische Figur des Tyrannen Ezzelin steht. Dazu gesellt sich eine bestrickende Paarung des Gewaltigen mit dem Anmutigen und Lieblichen.

Am meisten spiegelt wohl die „Richterin" (1885) Meyer's eigenste Art, die Lust am Gewaltigen und am Gang und Stil der hohen Tragödie. Auf dem großen und tüchtigen Leben der Richterin lastet die Sünde, der Fluch eines ungesühnten Verbrechens aus jungen Jahren. Sie bricht durchaus nicht unter der Last ihres Gewissens zusammen. Aber um sich auch von dem Reste eines Verdachtes zu befreien, will sie, ohne dessen bedürftig zu sein, nach außen in aller Form gerechtfertigt werden und führt so die Entdeckung herbei: die Pedantin des formellen Rechtes bringt wider ihren Willen das innere zur Geltung. Es ist schön kombiniert, daß aus ihrem Untergang das Glück der Kinder entspringt, die, von plötzlicher Leidenschaft zu einander ergriffen, bitterste Entsagung vor sich sehen; Tod und Sühne der Mutter offenbart, daß sie nicht Geschwister sind. Während Meyer, um zu der gewaltigen Figur und Leidenschaft der Richterin unbehindert ausholen zu können, sich in die Zeit Karls des Großen zurückzog und, ohne an historische Figuren oder Schicksale anzulehnen, alles frei erfand, stellt er sich in der „Versuchung des Pescara" (1887) wieder in engen Kontakt mit der Geschichte. Nur ein einziger Mann kann Italien von der Fremdherrschaft befreien, Pescara, der Feldherr Karls V. Aller Augen richten sich auf ihn und das Ansinnen, das Joch abzuwerfen, wird an ihn gestellt. Aber selbst wenn er wollte, er könnte die Aufgabe nicht übernehmen, er trägt eine tötliche Wunde, die seinem Dasein eine nahe Grenze setzt. Keiner weiß es, nicht einmal Vittoria Colonna, seine Gemahlin. Er stirbt in der Pflicht, durch den nur ihm sicheren Ausblick auf das nahe Ende erhoben und erhöht. In der Zeichnung des Helden und seiner Parallel- und Kontrastfiguren hat Meyer die höchste Meisterschaft bewährt, und gerade hier, wo er sich so enge an das historische Material anlehnt und ihm auch mehr als anderwärts eine Fülle kleiner Züge entnimmt, hat er durch die Abweichungen und die Entfaltung seiner dominierenden Individualität seinen Rang gezeigt.

Noch ehe Jürg Jenatsch die Reihe der größeren Werke eröffnete, erwies sich Meyer als bedeutenden Prosaisten in der kleinen Novelle „Das Amulet". Die Sprache war kräftig und gemessen, der historische Ton sprechend getroffen, das Motiv sauber durchgeführt: Derjenige, der an das Wunder des Amulets glaubt, verliert das Leben, derjenige, der nicht daran glaubt, behält es. Es folgten, zwischen den umfänglicheren entstanden, noch mehr kleinere Schöpfungen, gleichsam stille Tänzchen, ehe der Dichter jeweilen wieder mit der großen Muse zum Reigen trat. Der „Schuß von der Kanzel" ist ein Kabinettstück humoristischer Epik, „Plautus im Nonnenkloster", als Facetie des Poggio gedacht, bedeutsam durch die Gegenüberstellung des florentinischen Erzählers und des Schicksals eines deutschen Mädchens, welcher Gegensatz das verschiedene Verhalten und Gebahren des Germanen und Romanen in Glaubens- und Gewissenssachen überhaupt symbolisiert. „Die Leiden eines Knaben" sind neben Gottfried Keller's Episode vom Meretlein die beste Jugenderzählung der deutschen Litteratur. Größe des Schauplatzes, der Personen und Begebenheiten rücken „Gustav Adolfs Pagen" schon nahe an die Seite eines Pescara und eines Heiligen.

Aus allen Werken Meyer's blickt seine Physiognomie in scharfen und großen Zügen hervor. Er ist eine pathetische Natur, in der deutschen Litteratur Schiller's nächster Verwandter. Er liebt das Große, Heroische, und es ist darum kein Zufall, daß er die hervorragenden Figuren der Welthistorie sucht und daß er der Gegenwart ausweicht; denn der Pathetiker liebt die ideale Ferne und braucht sie. Wenn er sich der Lesewelt auch als ein ziemlich Abgeschlossener vorstellte, so sind doch genug Hinweise zu finden, z. B. in den ersten Auflagen des Hutten und in den ersten Gedichtsammlungen, die klärlich darthun, wie das Rhetorisch-Pathetische früher stärker zu Tage trat, wie er es immer entschiedener mit realistischen Elementen versetzte, wie er der volltönenden Phrase immer entschlossener aus dem Wege ging. Seine ganze stätige Entwickelung beschreitet genau den nämlichen Weg, den Schiller in der dritten Periode beschritt: die immer stärkere Verbindung des Idealistischen, oder richtiger gesagt, Pathetischen mit dem Realistischen. Nur war seine realistische Dosis schon in den Erstlingen so beträchtlich, wie diejenige Schiller's in der allerletzten Zeit, also z. B. im Tell und Demetrius. Der immer gesteigerte und bereicherte Realismus Meyer's zieht seine Nahrung zunächst aus der außerordentlich scharfen Beobachtungsgabe, die ihm auch den kleinsten Zug in der Art und dem Wechsel der Menschen und Dinge nicht entgehen läßt. Er ist ein vollendeter Menschenkenner und verrät seinen psychologischen Tiefblick nicht nur durch die deutliche und erschöpfende Behandlung der Leidenschaften, sondern nicht



Der Lichtstreifen.

Auf den Canalgrande betten
Tief sich ein die Abendschatten
Hundert dunkle Gondeln gleiten
Als ein flüsterndes Geheimniß.
Aber zwischen zwei Palästen
Glüht herein die Abendsonne
Flammend wirft sie einen grellen
Streifen auf die todten Fluthen.
In dem purpurrothen Lichte
Laute Stimmen, hell Gelächter,
Überredende Geberden
Und das freche Spiel der Augen.
Eine kurze kleine Strecke
Treibt das Leben leidenschaftlich
Und erlischt im Schatten drüben
Als ein unverständlich Murmeln.
20 Aug. 1889
Conrad Ferdinand Meyer

minder durch eine Fülle der geringfügigsten, oft kaum angedeuteten Züge, die er im Vorübergehen hinwirft. Zudem liegt ein großer Reiz und Zauber seiner Kunst in dem, was er von psychologischen Vorgängen nur ahnen läßt. Mit der Empfindung für alles Sinnfällige für das innere und äußere Auge korrespondiert die geniale Gabe der Gestaltung, die bis an die Grenze der poetischen Mittel den äußern Eindruck wiederzugeben vermag.

Von Schiller unterscheidet ihn die Zuthat des Barocken, über die er, erfindend und verwertend, völlig verfügt. Dagegen teilt er mit ihm und allen echten pathetischen Geistern die satirische, kriegerische Ader. Wie viel sich davon in seinen Entwürfen jüngerer Jahre bemerkbar machte, läßt sich natürlich nicht eruieren; was noch durchbricht, wie z. B. im Hutten, in den Leiden eines Knaben, im Plautus im Nonnenkloster, ja noch im Pescara, das wird überall aus direktem Stoß in den indirekten Angriff objektiver Darstellung verwandelt, wie es z. B. Schiller in der Umarbeitung früherer Pläne in Maria Stuart thut. So dient Meyer, alle direkte Tendenz vermeidend, überall den Gesetzen der reinen Kunst; sein Kunstsinn und Kunstgefühl sind so eminent, daß er hierin in der deutschen Litteratur von keinem übertroffen, vielleicht von äußerst wenigen erreicht wird. Er befleißt sich als Erzähler der unbarmherzigsten Observanz, speziell in der Schilderung seiner Figuren befolgt er fast immer das Gesetz, sie nur soweit zu zeigen, als sie in den Augen Anderer erscheinen. Man erkennt wohl, daß er seinen Stoff bis ins kleinste

oftmals durchdacht und gewendet hat¹, ehe er zum letzten Entschlusse gelangte. Selbst den kleinsten Teil des Nebenwerks behandelt er mit peinlicher Sorgfalt und gelangt dadurch zu der ihm eigenen perfekten Klarheit, die sich in der Entwickelung der Handlung wie der Charaktere zeigt. Das nämliche Lob gebührt seiner klassischen Sprache. Sie ist knapp, ja von einer Kürze, wie sie die deutsche Litteratur bis jetzt nicht gekannt hat, durchsichtig, glänzend, stark, reich an originellen Bildern und Wendungen und gespeist aus der Zunge früherer Jahrhunderte, ohne darum archaistisch zu sein.

Die pathetische Natur findet eigentlich auf der Bühne ihren angemessensten Spielraum, und wenn Meyer — bis jetzt wenigstens — nicht Dramatiker, sondern Epiker wurde, so ist doch seine Behandlung der Stoffe durchaus dramatisch: er hat den Stil der hohen Tragödie in die Novelle eingeführt: in wenige große Akte und Szenen faßt er die Handlung zusammen: die Exposition z. B. in der Hochzeit des Mönchs zeigt eine hohe Architektur, wie übrigens schon die einleitende Rahmenszene. Durch diese dramatische Führung erzielt er eine verstärkte Wirkung der Handlung und der Helden, läßt das Grandiose noch grandioser erscheinen und treibt den markanten Eindruck des Stilisierten bis zum äußersten.

Geniale Erfindung und Gestaltung der Prosawerke, ihre Tiefe und Leidenschaft, der Glanz der Darstellung und nicht in geringem Grade die Größe des Stoffes, die für die Mehrzahl der Leser ein ausschlaggebendes Moment bildet, haben Meyer's Gedichte bei der Leserwelt etwas in den Schatten gestellt und nicht ganz zu der gebührenden Würdigung gelangen lassen. Der 1882 zum erstenmal und fünf Jahre später in dritter Auflage erschienene Band, einer der gehaltvollsten der deutschen Litteratur, fand entschieden durchschnittlich seine Leser mehr deswegen, weil man sämtliche Werke des Dichters besitzen wollte, als weil man ihre reiche Schönheit ergriffen hätte. Die Hälfte der Gedichte ungefähr, mit allen formellen und inhaltlichen Vorzügen der Erzählungen besteht aus Romanzen, Balladen und historischer Situationspoesie. Meyer verfügt über alle Stilarten, von der epigrammatisch zugespitzten Ballade, deren Rahmen von der leidenschaftlich bewegten Handlung gesprengt zu werden droht, bis zu der breiten farbigen Szene, von der pathetisch volltönenden Romanze bis zum schmucklosen und fast lässig einhergehenden Volkslied. Auch hier hält er sich mit Vorliebe an große, aus der Weltgeschichte hervorragende Gestalten, auch hier wirkt überall kräftige Individualität und die geistvolle Vertiefung.

Reiche Erfindung voll Geist und Originalität, Feinheit und Tiefe der Empfindung, vollendete Kunst der Darstellung zeichnen den Schatz seiner eigentlichen Lyrik aus. Im ganzen gelangt er selten zum naiven Singen, er behält auch da, wo Verschleierung und Leidenschaft die stärksten Zauber entfalten, etwas Pathetisches. Seine Stimmung offenbart sich selten im eigentlichen Lied, sondern meistens in lyrischer Situationspoesie oder in jener Mischung lyrischer und erzählender Momente, wie sie unserer Zeit vorzüglich eigen ist. Wir können den großen in dem stattlichen Bande geborgenen Hort echten Goldes nur an zwei Stellen anschürfen: Der Dichter beklagt eine verstorbene Jugendgeliebte. Die wenigen ihr gewidmeten Gedichte zählen zu den süßesten Schöpfungen aller Liebespoesie; sie atmen zarte Diskretion und Anmut und unendlichen Reiz einer tiefen, versöhnten Leidenschaft und bieten das deutliche Bild einer bestimmten Persönlichkeit, die aus wenigen, aber unvergeßlichen Erlebnissen hervorblickt.

Noch eine andere Klage tönt aus dem Buche, auch sie nicht erdacht, sondern Widerhall des Schicksals; der Dichter betrauert seine in einsamem Ringen verlorene Jugend. Dem trüben Lenz ist ein strahlender Herbst gefolgt, und noch ist kein Ende der goldnen Ernte abzusehen. Der Meister steht in ungebrochener Kraft des Leibes und Geistes voll von Entwürfen und Plänen.



Aus Briefen Adalbert Stifter's.

Man kümmert sich heute nicht allzuviel um die stillen, vornehmen Geister der Gegenwart, geschweige denn die Toten. Äußerst selten, so selten, wie man es in jenen Jahren, da die „Studien" ihren Siegeszug durch Deutschland hielten und „Der Condor" jede neue Mustersammlung deutscher Prosa schmückte, nimmer für möglich gehalten hätte, wird noch ein Kranz am Sockel der Büste niedergelegt, welche Adalbert Stifter in den Hallen unserer Litteratur gewidmet ist. Aber diese Büste leuchtet doch noch hell und klar in die Dämmerung dieser unfrohen Tage hinein, welche neben vielem, gleich Edlem, auch Begriff und Bedeutung der Dichtkunst zu umschleiern beginnt. Denn Stifter war nicht bloß einer der Ersten, die ihr künstlerischer Drang und ihr künstlerisches Gewissen zu der Erkenntnis führte, daß die Novelle eine Dichtung in Prosa sein müsse, die noch ganz andere Aufgaben zu erfüllen habe, als die Ausfüllung müssiger Stunden, sondern ein, in seiner Art unübertroffener Meister der Novelle, der auf die Gemüter seiner Leser, wie auf das Schaffen der Nachstrebenden tiefen, adelnden Einfluß geübt hat. Die letztere Wirkung hat aufgehört; das neue Geschlecht steht nicht mehr in seinem Banne, und die erstere? Es läßt sich kurz sagen: Stifter's Gemeinde ist klein geworden, ihr Zuwachs gering, innerhalb dieser Gemeinde jedoch wird er verehrt und sein Wort beherzigt, wie nur irgend je. Aber wäre ihm auch dies Los nicht gefallen, verdienen würde er es, und darum wäre es auch unter allen Umständen berechtigt, wieder an ihn zu erinnern. Es geschieht hier durch seine eigenen Worte, Auszüge aus schlicht und herzlich hingeschriebenen Briefen, die aber neuerdings erweisen werden, daß er ein edler Mensch und ein echter Dichter war. Uns war das Lesen derselben wohlthuend, wie der Blick in ein stilles, abgeschiedenes Waldthal; vielleicht können auch Andere ihre Freude daran haben

Stifter lebte bekanntlich von 1849 bis zu seinem Tode als k. k. Schulrat zu Linz, der geistig wenig belebten und vielleicht selbst für diesen stillsten aller Dichter

allzustillen Hauptstadt Ober-Österreichs. Zu den Wenigen, mit denen er dort in näheren Verkehr kam, gehörten der k. k. Statthaltereirat von Fritsch und dessen Gemahlin: die uns vorliegenden Briefe sind an dieses Freundespaar gerichtet; wir verdanken sie der Freundlichkeit der Frau von Fritsch. Aus geschäftlichen Beziehungen erwuchs allmählich eine schöne und starke Freundschaft, aber schon die ersten Briefe sind für die Erkenntnis des Menschen nicht ohne Interesse. Welche Hingabe an den amtlichen Beruf, welche Gewissenhaftigkeit im Urteil! So oft Stifter einen Bericht an die Statthalterei zu erstatten hat, der auch irgend einen Tadel über eine Schule oder deren Leiter aussprechen muß, geraten sein Gemüt und seine Pflicht in heftigen Widerstreit. Fritsch muß raten, über die Folgen aufklären, welche das ungünstige Urteil für den Schuldigen haben kann, nicht selten auch das Referat zur Umarbeitung zurückgeben. „Mit vielem Nachdenken," heißt es z. B. in einem Schreiben vom 24. November 1854, „habe ich den Bericht über die Realschule gemacht. Wenn Sie nach Ihrem Wissen und Gewissen glauben, daß dem Direktor *** nur im mindesten zu wehe geschieht, so bitte ich, es nur zu sagen: meine Überzeugung könnte doch irren. Ich will lieber den Schluß noch einmal arbeiten, als in die entfernteste Gefahr geraten, Jemandem Unrecht zu thun." Und gleiche Bangigkeit erfüllt ihn, so oft er in dieselbe Gefahr kommt, „die schlimmer ist, als der Tod."

Über fünfzig Jahre alt durfte der Dichter, dessen Phantasie ihn so oft in fremde Lande geleitet, endlich das Meer sehen. Ein Brief vom 28. Juni 1857 berichtet: „Wir sind gestern von Triest auf dem Wege über Udine wieder hier eingetroffen. Ich habe nun das Meer gesehen. O mein teurer Freund, was sind alle Alpen und andere Dinge bei uns gegen die Großartigkeit des Meeres! Jetzt, da ich es gesehen, glaube ich, ich könne gar nicht mehr leben, wenn ich es nicht gesehen hätte. Die liebliche Größe dieser Erscheinung hat auf mich einen Eindruck gemacht, der einen Wendepunkt in meinem Geistesleben hervorbringt. Ich bin plötzlich reich geworden und ich habe eine unverlierbare Sehnsucht erhalten, das „ewige Meer" nie mehr ganz aus den Augen zu verlieren. Es ist als wäre meine Seele viel weiter als früher, und als flöße aus der Unendlichkeit außer mir Nahrung für die Unendlichkeit in mir ... In Opschina bin ich zwei Stunden morgens auf einem Hügel gesessen. In Triest habe ich Stunden verbracht, um in das freie, weite Meer zu sehen. Der Himmel hat uns sehr begünstigt, es war ganz heiter, es war bewölkt, ein Gewitter habe ich von Venedig her aufsteigen sehen, alle Pracht der abendlichen Blitze habe ich über dem Meere betrachtet; einen Nachtsturm brachte das Gewitter, daß der Damm mit Menschen bedeckt war, und drei Schiffe von den Ankern rissen, die mit Dampfern eingebracht werden mußten. Jede Stunde ist Farbe, Gestalt und Bewegung des Meeres anders, immer aber, selbst im Schäumen, erschien mir seine Majestät lieblich, auf was ich nicht gefaßt war. Ich bin auch auf seinen Fluthen gefahren und habe die österr. Kriegsschraubenfregatte „Radezky" besucht und in allen Theilen gesehen. Das Stück Italien (Udine bis Pondebba) ist äußerst reizend, Udine sehr merkwürdig durch alte Bauten, Paläste und Menschen Mündlich mehr; daß ich mehr Zeit brauchte als ich Anfangs dachte, ist bei solchen Eindrücken begreiflich. Ich sündigte daher durch Zugabe von ein paar Tagen. Darf ich Sie um die Freundschaft bitten, Sr. Excellenz von diesen Umständen zu verständigen und in meinem Namen um Nachsicht wegen Überschreitung des Urlaubes zu ersuchen?"

Eine Bemerkung zu diesem Brief und seinen Schlußworten wäre überflüssig; sie drängt sich sicherlich jedem Leser von selbst auf .... Als die Freunde 1860 nach Salzburg übersiedeln, setzt sich der Verkehr brieflich lebhaft fort. Ein Schreiben vom 18. Mai 1861 enthält nach lebhaften Worten der Anerkennung für einen damals erschienenen litterarischen Versuch der Freundin die folgenden, für Stifter's Überzeugungen höchst charakteristischen Sätze: „Leider streben heutige Schreiber nach allen, selbst den häßlichsten Reizen, statt des einzigen, sanftesten, höchsten und unverwüstlichsten; aber es ist auch leichter Thier als Gott zu sein und wer allerlei Begierden und weiß Gott was in sich hat, fällt auch jenen Schreibern zu und das ist die Mehr- wenn auch nicht Entscheidungs-Zahl. Es ist da überhaupt eine Reihe sonderbarer Leute: Zu oberst die, welche den höchsten Schwung des Göttlichen verstehen und wollen, dann die, wozu meine Gattin und ich gehören, die einfach Natürliches und Reines wollen und lieben, dann die, welche Bizarres, Sinnliches, Herumschweifendes suchen, dann die, welche auf die Geschichte gar so neugierig sind, dann die, welche zuweilen ein Buch in die Hand nehmen, dann die, so gar nicht wissen, was sie wollen und noch allerlei Abtheilungen. Den Büchern geht es wie den Dingen, die der liebe Gott gemacht hat: Jeder stellt etwas aus daran und Alle genießen die Dinge. Wenn Sie noch weiter sich der Dichterei widmen wollen, thuen Sie es wie ich: Machen Sie die Sachen so, daß Sie selber leiblich zufrieden sind, dann geben Sie sie den Lüften und fragen nicht, wo blasen sie sie hin. Freu'n Sie sich an freundlicher Aufnahme von Seite mancher Guten, und überlassen die Gründung oder Zerstäubung der Zeit; denn nur diese siebt richtig, und das Hohe bleibt und siegt, wenn auch oft, wie natürlich, nach dem Tode seines Schöpfers. Es hat das Schaffen an und für sich, wenn es auch gar keine Lesewelt gäbe, oder wenn man an sie gar nicht denkt, auch Leid und Elend genug. Ich kann die Sünde des Dichtens nicht lassen und bringe immer nicht zu Stande, was ich will und ringe mich kläglich ab. Will sich denn einer der altböhmischen Recken, die ich mir jetzt eingeladen habe, fügen, daß ein leidlicher Mensch aus ihm würde, nein, kein einziger thut es und ich rede ihnen so eindringlich zu! Aber genug! Wir danken, daß Sie so freundlich des Zimmers gedenken, in welchem das Feuer durch die gegitterte Ofenthür gesellig heraus leuchtete, da wir beisammen saßen — das Feuer läßt Sie grüßen, es leuchtet auch heute wieder gesellig heraus ..."

Die „altböhmischen Recken" waren „Witiko" und seine Genossen. Die Erwähnung des Werkes kehrt in den Briefen oft wieder, so in einem Schreiben vom 24. Oktober 1863:

„Witiko ist noch gar nicht fertig, das Werk wird am Ende der ewige Jude Was hätte ich auch dazu zu sagen und zu besprechen. Ihr langer Brief hat mir große Freude gemacht und ich muß die Antwort nur so im Fluge geben; aber selbst, wenn ich ruh'ger am Schreibtische säße, ließen sich die Stoffe, die er in mir angeregt hat, nicht auf dem Papiere bewältigen, dazu ist schlechter-

dings eine Unterredung von Röthen . . . Ich weiß nicht warum ich nach Paris und London so wenig Sehnsucht habe, und nach Rom und Neapel so viele. Selbst nach Konstantinopel und Ägypten hätte ich einige . . ."

Erst zwei Jahre später – 3. Juni 1865 — kann der Dichter den ersten Band des „Witiko" aus Karlsbad an die Freundin senden: „Der erste Band des Witiko kömmt mit diesem Blatte zu Ihnen, nehmen Sie ihn freundlich auf, empfehlen Sie ihn, wenn er es verdient, auch Ihrem Gemahle, und schreibt mir einmal Beide, ob er Euch gefallen hat oder nicht; denn ich lege auf Euer Urtheil einen großen Werth. Vorzüglich wäre es nützlich, wenn mir die Fehler angezeigt würden, daß ich sie im zweiten und dritten Bande vermeiden könnte. Der Juchten des Einbandes ist fleckig; der Buchbinder sagt, das sei gerade das Zeichen echten Juchtens und sein Vorzug, und in echtem Juchten gebunden sein, sei jetzt Vornehmheit eines Buches; ich weiß das nicht, wenn nur nicht auch die Flecken des Inhaltes etwa sein Vorzug sind. Dann stimmte freilich Alles zusammen. Samstag fahren wir nach Königswart auf das Schloß meines einstigen Zöglings, des gegenwärtigen Botschafters in Paris, Fürst Richard Metternich. Dort bleiben wir eine Weile, dann gehen wir nach Prag, wo ich Studien machen muß, dann noch ein Weilchen nach Nürnberg; Dresden muß, des Geldes wegen, auf das künftige Jahr verschoben werden. Heuer müßt Ihr Beide zu mir in die Lackerhäuser kommen."

Aus dieser Sommerfrische im heimatlichen Böhmerwald ist auch der Dank des Dichters für das im vorstehenden Schreiben erbetene Urteil der Freunde datiert. (26. Juli 1865): „Tausend, tausend Dank für Ihr und Ihrer Gattin liebes und so freundschaftlich gesinntes Schreiben. Derlei thut mir in meiner Lage zweifach und dreifach wohl. Wenn man die Hinfälligkeit des Lebens und den so wankenden Werth äußerer Güter kennen lernt, was am sichersten durch Heimsuchungen des Himmels geschieht, so steigt der Werth der zwei wahren und einzigen Güter, die der Mensch hienieden hat, erst recht vor ihm empor und lohnt ihn endlich auch für Alles, und versüßt ihm die Bitterkeit, in der er wandelt. Diese zwei Güter sind das bischen Edle, dessen er sich an sich bewußt wird, das ehrliche Bestreben sein Pfund zu verwerthen, das er sich zuerkennen muß, und dann die Achtung und Liebe trefflicher und hervorragender Menschen. Sie und Ihre Gattin lassen mir diese Achtung und Liebe zu Theil werden und geben mir dadurch ein Gut, das Sie selber gewiß so hoch nicht achten, als ich es thue und thun muß . . . Was Sie über Witiko sagen, geht über meine Erwartung, es ist aber so sachgemäß und herrlich geschrieben, und hebt gerade hervor, was ich in das Buch legen wollte, daß ich glauben muß, es stehe nun wirklich drinnen, und das giebt mir ein Gefühl wie ein wahrhaftes Glück, obwohl ich selber schon wieder eine Menge Fehler in dem Werke weiß. Hätte ich diese Fehler verbessert und wäre das Werk dann gedruckt worden, so hätte ich später wieder Fehler gefunden. Das ist leider immer so. Warum aber, frage ich, sind so tiefgehende und treffende Worte, wie die Ihrigen, nicht gedruckt? Die Besten schweigen über unsere Kunst und die da sprechen, bringen, mit wenig Ausnahmen, das Elendeste zu Tage und stecken ganz und gar in der seichten, leichtfertigen und nichtsnutzigen Weise unserer gegenwärtigen, überwiegenden Kunst-Richtung. Ich bewahre mir Ihr und Ihrer Frau Gemahlin Urtheile als Kleinode auf, ohne darum übermüthig zu werden. Ich schließe. Kommen Sie, wir freuen uns schon sehr. Etwa liest mir Ihre Gattin aus dem II. Bande des Witiko etwas vor, und ich kann dann noch ein bischen daran glätten."

Das letzte Schreiben an die Freunde (vom März 1867) plaudert allerlei Schnurriges aus — z. B.:

„Ich bin so einseitig, daß, wenn ich von einem Dinge erfüllt bin, alle andern, auch die wichtigsten, für den Augenblick schweigen. Die Leute nennen das Zerstreuung, ich nenne es Sammlung. Hören Sie ein Stücklein: Ich schrieb mir bisher von jedem Correctur-Bogen des Witiko, ehe ich ihn wieder zurück sendete, die letzten Zeilen auf, um bei der Ankunft des nächsten Bogens zu sehen, ob der Faden richtig fortläuft. Vom dritten Bande ließ ich mir aber die Correctur-Bogen doppelt kommen, und behielt immer den einen zurück; pflichttreu schrieb ich aber allemal die letzten Zeilen jedes Bogens ab und dieses that ich bis zum achten Bogen, ehe ich hinter die Narrheit kam."

Das Schreiben schließt mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen. Sie sollte sich nicht erfüllen. Am 28. Januar 1868 ist Adalbert Stifter zu Linz gestorben.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Novellen.

Wer von Hermann Lingg auch nur die eine Novelle („Am Lago d'Averno") kennt, welche vor Jahresfrist in dieser Zeitschrift zu lesen war, weiß, daß er auch in der Novelle ein Dichter ist, was durchaus nicht so häufig ist, als daß es nicht der Hervorhebung bedürfte; ist doch sogar der Fall, daß Einer als Poet in gebundener Sprache Schönes leistet und, wenn er seine Feder ohne diesen Zwang der Form über das Papier schweifen läßt, zur alltäglichsten Trivialität herabsinkt, auch in unserer zeitgenössischen Litteratur mehr als einmal zu verzeichnen. Lingg schreibt seine Novellen mit derselben künstlerischen Gewissenhaftigkeit, wie seine Epen und Lieder, er schreibt nur, wenn er etwas zu sagen, zu erzählen hat — der stumpfste Leser wird nach drei Seiten Lingg'scher Prosa sich sagen: das ist Poesie, nicht Novellen-Manufaktur. Überall ist auf den innerlichen Vorgang, das seelische Problem, der Nachdruck gelegt, und dieser Vorgang ist fast immer ein bedeutsamer, das Problem in Erfindung und Zuspitzung eines Dichters würdig. So versteht sich auch der Titel, welchen er seinem neuen, bei Bonz in Stuttgart erschienenen Novellen-Bande vorgesetzt: „Furchen" und zur näheren Erklärung läßt er die Verse folgen:

> Der Riß, der durch die Schöpfung klafft,
> Geht mitten durch das Menschenherz,
> Er teilt es in die Doppelkraft
> Von Haß und Liebe, Lust und Schmerz,
> Und wird zur Furche für die Saat
> Der guten und der Unglücksthat.

Es ist begreiflich, daß Lingg unter diesen Umständen

auf das Kostüm geringeren Wert legt; er wählt es frei, ohne besondere Vorliebe für eine bestimmte Zeit, ein bestimmtes Volk, so daß der Band nach dieser Richtung den buntesten Wechsel aufweist. „Nur einmal" spielt in Deutschland, etwa um 1650, „Äschylus" im jungen, durch bayrische Truppen beruhigten neuhellenischen Königreich, „Die eiserne Krone" zur Zeit der Longobarden-Herrschaft in Ober-Italien, „Verhüllt" in einer deutschen Irrenanstalt, u. s. w. — doch werden die äußeren Umstände und Eigentümlichkeiten fast nur dazu verwendet, um eben die Vorbedingungen des Problems glaubhaft erscheinen zu lassen; ein eingehendes, mit satten Farben gemaltes Bild zu bieten, versucht der Dichter nur in der „Eisernen Krone". Doch möchten wir nicht dieser, auch im Umfang breitesten Arbeit den Preis zuerkennen, sondern der ersten: „Nur einmal" und nächst dieser der in der „Deutschen Dichtung" erschienenen Novelle; beide sind im Problem merkwürdig und enthalten Schilderungen voll feiner, dichterischer Kunst und Kraft; in beiden ist auch eine einheitliche Stimmung festgehalten. Zwei andere Stücke: „Poet und Sängerin" und „Verhüllt" sind nicht über die Skizzen hinausgediehen — die Letztere regt vollends nur Fragen an, welche selbst der Leser mit reger Phantasie um so weniger wird lösen können, als der seelische Vorgang ins Pathologische übergeht. Nicht verschwiegen darf bleiben, daß Lingg's Technik seiner Phantasie, vor Allem seinem Hauptvorzug, der Stimmungs-Malerei, der Fähigkeit, den Leser in jene Empfindung hinein zu versetzen, ja hinein zu zwingen, die den Dichter erfüllt, nicht ebenbürtig ist; Unwesentliches wird zuweilen breit vorgetragen, Wesentliches nur angedeutet, auch sonstige kleine Unebenheiten verraten, daß der Autor die Pfade der Prosadichtung nur selten wandelt. Aber das ist weit minder wichtig, als die Thatsache, daß er eben auch auf diesen Pfaden ein wirklicher und wahrhaftiger Dichter bleibt, himmelweit von allem Trivialen.

Dies Letztere läßt sich leider von dem jüngsten Buche einer jüngeren, sonst recht beachtenswerten Kraft nicht sagen: Heinrich Seidel's „Skizzenbuch" (Leipzig, Liebeskind, 1889). Der Autor ist eine feine Natur mit klarem Auge und einem warm empfindenden Herzen; er hat bewiesen, daß er das Zeug zu einem echten Humoristen hat, aber er scheint vor seinem Können weniger Achtung zu haben, als wir, sonst hätte er nicht Skizzen in dies Büchlein aufgenommen, die in einem Kalender oder einem Familienblatt einige Seiten zur Zufriedenheit des Alltagslesers ausfüllen, aber schlecht in ein Buch passen und nun gar in einen Band, der zugleich den Nebentitel „Gesammelte Schriften" führt! Auch die breiter ausgeführten Erzählungen und Märchen stehen nicht auf der Höhe der früheren Gaben dieses Dichters, und wären nicht einzelne Stücke wahrhaft hübsch und poesievoll (z. B. der „Neuntödter"), wir würden die Stunden, die wir an das Buch gewendet, nicht zu den gut angewendeten zählen. Das wäre gleichgültig, wenn es sich nicht um eine so rara avis handelte, wie es ein humoristischer Dichter in Deutschland ist; so aber thäte es uns recht leid, den Autor der „Vorstadtgeschichten" auch ferner auf Bahnen zu sehen, die gewiß nicht zu jenem Platz in der Litteratur führen, den er sich erringen könnte.

Wien. **Otto Hartung.**

Litterarische Notizen.

— Ein Schriftchen von Karl Michel: „Lessing und die heutigen Schauspieler" (Hamburg, Verlagsanstalt 1888) erörtert die Frage, wie weit die von Lessing gerügten Mängel der Darstellungskunst im Laufe der Zeit ausgerottet worden. Das deckt sich angesichts der umfassenden Regeln, welche in der „Dramaturgie" auch für den Schauspieler niedergelegt sind, so ziemlich mit der Frage, wie es heute überhaupt um die deutsche Schauspielkunst stehe. Der Verfasser beantwortet dieselbe dadurch, daß er eine Reihe von Beobachtungen verzeichnet, die er an den Theatern zu Frankfurt, Köln, Karlsruhe, Stuttgart, Darmstadt und Berlin (Schauspielhaus und Deutsches Theater) gemacht und zwar bezüglich einzelner Darsteller in einzelnen Rollen; sie haben insgesamt Herrn Michel nicht zu Dank gespielt; ob er Recht hat oder nicht, vermögen wir zufällig nur in einem einzigen Falle zu konstatieren, und da scheint er uns ein allzu strenger Richter. Indes, dies ist Geschmackssache; was wir aber mit voller Sicherheit aussprechen können, ist, daß sich ein Beweis, wie der hier versuchte, unmöglich dadurch führen läßt, indem man an einem halben Dutzend Bühnen — und zwar keineswegs durchweg Bühnen ersten Ranges — ein Dutzend oder mehr Vorstellungen prüft und kritisch zergliedert. Daß z. B. ein kleines süddeutsches Hoftheater einen Liebhaber hat, der „einen gänzlich unberedten, ausdruckslosen Körper" zeigt, ist, falls dies zutrifft, für diesen Schauspieler wie für das Theater betrüblich, aber der Beweis, daß Lessing's Wort: „Durch ihren Gestus verderben sie vollends Alles. Sie wissen weder, wann sie deren machen sollen, noch was für welche", noch heute ein allgemein gültiges Wahrwort ist, ist damit nicht erbracht. Ein solcher ließe sich überhaupt nur auf Grund unzähliger Beobachtungen führen, die auch das notorisch beste deutsche Theater, das Wiener Burgtheater, hätten berücksichtigen müssen. Darum wollen uns auch die Ergebnisse, zu denen Herr Michel gelangt, keineswegs als solche erscheinen, denen allgemeine Gültigkeit zuerkannt werden müßte. Dieselben lassen sich dahin zusammenfassen, daß „die Spieler zumeist buchstäblich nur mit dem Munde bei der Sache sind, die Kunst des Zuhörens fast gar nicht geübt wird, das stumme Spiel eine fast geschwundene Eigenschaft ist, über die Anwendung der Pause völlige Unklarheit besteht und daß es mit dem Ausdruck der Seelenzustände kümmerlich aussieht." Das trifft gewiß in unzähligen Fällen zu, aber in vielen nicht. In seinem positiven Teil aber, der sich daran schließt, ist das Schriftchen weitaus verdienstvoller, als in dem rein kritischen. Es ist Herrn Michel gewiß zuzustimmen, daß auf die Technik des Körpers größtes Gewicht gelegt werden muß und daß es „für den Schauspieler nur eine einzig richtige und naturgemäße Art giebt, seine Stimme auszubilden: Erwerbung der Fähigkeit, die Seelenzustände wahr und überzeugend durch die Stimme auszudrücken." Die Wege hierzu sind natürlich vernünftiger Unterricht und die Befolgung guter Vorbilder, an denen es ja unseres Erachtens auch in Deutschland nicht fehlt.

— Bekanntlich fand der „Götz" bereits vor 1804, wo Goethe sein Jugendwerk selbst für das Weimarer Theater bearbeitete, ja bereits kurz nach dem ersten Erscheinen in Buchform (1773) seinen Weg auf die deutschen Bühnen. So wurde er bereits im April 1774 durch die Koch'sche Gesellschaft in Berlin, im selben Jahre durch Schröder in Hamburg, 1786 in Mannheim und Frankfurt aufgeführt. Eine praktische Widerlegung der Urteile der Zeitgenossen, welche das Stück für unaufführbar erklärten, waren diese Bearbeitungen gerade nicht: sie sprangen mit dem Original zumeist sehr willkürlich um. Die verständnisvollste und wirksamste dieser Bearbeitungen von

fremder Hand hat nun Dr. Eugen Kilian bei J. Bensheimer in Mannheim erscheinen lassen („Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen vom Jahre 1786. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte des Götz") und ein gewisses Interesse läßt sich der Publikation schon insofern nicht absprechen, als diese Bearbeitung thatsächlich „in vielen Beziehungen glücklicher ist, als des Dichters Umarbeitung" (von 1804) und Einzelnes immerhin auch dem Dramaturgen der Gegenwart von Nutzen sein kann. Der Bearbeiter hat sich nicht genannt und war auch nicht mit Sicherheit festzustellen, vermutlich war es der damalige Regisseur der Dalberg'schen Bühne Joh. Ludwig Rennschüb. Das Büchlein füllt just keine schmerzlich empfundene Lücke aus, aber es ist auch nicht ohne Existenz-Berechtigung.

— Ein wohlgemeinter Versuch, einen Dichter, der dem Geschmack und der Geistesrichtung der Gegenwart immer fremder wird, wieder weiteren Kreisen zuzuführen ist Konrad Fischer's Broschürchen: „Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken" (Trier, Stephanus 1889). Nach neuen Thatsachen oder Gesichtspunkten haben wir freilich umsonst Umschau gehalten, und da von den 51 Seiten eine stattliche Zahl durch Citate gefüllt ist, so wird man schon daraus entnehmen können, daß die Behandlungsweise nicht eben eine eingehende ist, aber verständig und bei aller Pietät in gutem Sinne kritisch erweist sich der Verfasser fast immer. Zuweilen freilich, wo der Stoff eine sorgliche Betrachtung und selbständige Stellungnahme erheischt, erhalten wir nur einige Sätze, mit denen nicht viel anzufangen ist. Über das höchst eigentümliche Verhältnis Rückert's zur Romantik z. B. erhalten wir nur die apodiktische Behauptung, daß er kein Romantiker war; unter den Gründen hierfür wird auch der angeführt, daß die Romantiker vergessen sind, Rückert nicht. Wie gesagt, ein wohlgemeinter Versuch, aber diesen Unterschied zwischen Rückert und den Romantikern zu vergrößern, wird, fürchten wir, dem Büchlein nicht gelingen.

— „Richard Wagner als Dichter" betitelt sich eine kleine Schrift von Bernhard Vogel (Leipzig, Max Hesse's Verlag), welche sich durch ruhige Besonnenheit und das Streben nach Gerechtigkeit vor sehr vielen Erzeugnissen der verhimmelnden oder schmähenden Litteratur über den großen Komponisten unterscheidet. „Wer Richard Wagner," sagt Vogel mit Recht, „als Wortdichter in Reih und Glied stellt mit den klassischen Meistern der Dichtkunst, weiß offenbar nicht, was er thut;" er würdigt Wagner als den Poeten, „dessen Poesie sich so fest einsaugt in die Brüste der Musik, daß sie wie Mutter und Kind ein Wesen darzustellen scheinen. Die Mutterrolle fällt bei ihm stets der Musik zu; sie ist es, aus deren Busen in sein Kunstwerk die erquickende, warme Lebensquelle strömt; ohne sie würde seine Poesie nur kümmerlich sich fristen und das Los einer Hagar in der Wüste teilen." Das Bild ist vielleicht nicht allzu geschmackvoll, aber sehr bezeichnend. Dieselbe warme Pietät und ruhige Besonnenheit zugleich atmet die ganze kritische Untersuchung auch im Detail, von der Betrachtung der „Feen" bis zum „Parzival". Daß sich der Verfasser im Tadel mehr Reserve auferlegt, als im Lob, soll keinen Tadel unsrerseits begründen; an einzelnen Stellen freilich haben wir auch über diesen besonnenen Wagnerianer ein wenig den Kopf schütteln müssen, und daß z. B. die Worte des Alberich: „Garstig glatter glitschriger Glimmer" u. s. w. Proben der „bildnerischen Urwüchsigkeit und lebendigen Anschaulichkeit" Wagner's sein sollen, haben wir nicht ohne Staunen aus Vogel's Munde vernommen.

— Über das „Lied der Lieder" sind bereits mehr Bücher geschrieben worden, als das Original Buchstaben zählt und vielleicht wäre es leichter, zu sagen, was noch nicht in diesen altehrwürdigen Zeilen gefunden und zwischen dieselben hineingeheimnißt worden ist, als was man darin auffand. Gleichwohl sei gern auf das neueste Schriftchen über den unheimlich oft behandelten Stoff hingewiesen, weil es geistreich, geschmackvoll und anspruchslos ist. Im Jahre 1845 unternahm Daniel Sanders den Versuch, das Hohe Lied als ganz zusammenhängendes Liebes-Idyll zu erklären und neu zu übersetzen, heute, nach 44 Jahren, legt er die bisher nur in einem Kalender enthaltene Arbeit in Buchform vor: „Das Hohe Lied Salamonis". Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter). Die gelehrten Ausführungen des Autors kritisch zu prüfen, sind wir nicht in der Lage; wir wissen nicht, ob seine Textkritik vor den Hebräisten standhalten kann, aber daß er das herrliche Lied in Verse übertragen, die sich sehr gut lesen lassen und viel von dem Zauber des Originals festhalten, und daß sich in seiner Anordnung das Ganze übersichtlich und verständlich ordnet, dürfen wir aussprechen. Möglich, daß der Gelehrte Sanders irrt, wenn er z. B. sein „Erstes Lied" aus Kap. I, V. 1—6, Kap. VIII, V. 12, dann wieder Kap. I, V. 7 bis Kap. II, V. 6 zusammenstellt; der Nachdichter Sanders hat nicht geirrt, als er mit seiner Arbeit als einer den bisherigen Nachdichtungen ebenbürtigen in die Schranken trat.

— In recht guter Übersetzung hat Ida Brendel Tolstoi's ergreifende Erzählung „Polikuschka" im Verlage von Brunslow in Neu-Brandenburg erscheinen lassen. Wir haben diese Geschichte eines verkommenen Bauers, die gleichwohl die höchsten Fragen über Weltordnung und Weltunordnung anregt und trotz der dürftigen Handlung die Nerven des Lesers schmerzhaft anspannt, im Original gelesen; irren wir nicht, so ist dies auch nicht die erste Übersetzung, die diesem Nachtbilde des großen Russen wird; wer das Buch noch nicht kennt, dem mag es in dieser, wie gesagt, guten Übersetzung empfohlen sein. Es ist keine der besten Arbeiten Tolstoi's, aber für sein Schaffen in hohem Grade charakteristisch, namentlich für seine Auffassung, wonach der Dichter keineswegs gerechter zu sein brauche, als das Schicksal. Gegen das Gebot der poetischen Gerechtigkeit hat sich niemand gleichgültiger verhalten, als Tolstoi und nirgendwo zeigt sich dies mehr, als in dieser Charakterstudie. Denn eine Erzählung ist ja „Polikuschka" kaum zu nennen.

— „Evoë Mikrokokkus! Vollständiger Steckbrief der bis dato in homine attrappierten pathogenen Wegelagerer, in sangbaren Burschenweisen affichieret von Dr. Risorius Santorini, auch mit 21 fürtrefflichen Illustrationibus gar sauber verzieret von Dr. Corregator Supercilii" — dies der beängstigend lange Titel eines kleinen, bei Herbich & Rapsiller in Leipzig erschienenen Büchleins, welches in humoristischer Art den gegenwärtigen Stand der bakteriologischen Forschung behandelt. Nicht bloß der Fachmann, auch der Laie wird die übermütigen Verse mit Behagen lesen; sie kehren sich selbstverständlich zunächst mit scharfer Ironie gegen die Hypothesenreiterei auf diesem neuesten Gebiete naturwissenschaftlicher Erkenntnis, geben aber auch in drolligster Form ganz korrekt die wenigen, bisher feststehenden Resultate. So werden wir z. B. über „Aërobien und Anaërobien" nach der Melodie „'s giebt kein schöner Leben" wie folgt belehrt: „Endlich in zwei Serien Theilte die Bakterien Nach dem Sauerstoffverbrauch Pasteur, Sauerstoffverächter Leben drum nicht schlechter; Doch daneben gibt's ein ganzes Heer Von Opportunisten, Die ihr Dasein fristen Stolz bald mit, bald ohne Oxygen, Je nachdem gerade In dem Nährsubstrate Für's Schmarotzerthum die Chancen stehn." Nicht minder launig sind die Illustrationen. Jenem Kreise unserer Leser, welcher sich für diese Art von Humor interessiert, können wir das nette Büchlein empfehlen.

— Unter dem Titel: „Wir von der Kavallerie" hat V. Laverrenz im Verlage von Richard Eckstein's Nachfolger in Berlin ein Bändchen „militärischer Humoresken" erscheinen lassen. Der bunte Umschlag, auf dem ein Uhlan mit einer Wurst in der Hand dem Beschauer entgegensprengt, ist nicht geschmackloser, als die meisten Titelbilder dieser Art, und die Humoresken weder langweiliger, noch litterarisch wertvoller, als die meisten anderen Bücher dieses Genres. Unsere Einjährig-Freiwilligen müssen doch viel Taschengeld haben, welches sie auch dieser Litteratur zuwenden; sonst wäre es nicht recht erklärlich, warum sie so stark ins Kraut schießt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VII. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Oktober 1889

Auf dem Heilwigshof.

Novelle von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

Die Zeit bis zur Hochzeit — der Gutsherr hatte sie gleich nach der Ernte angesetzt, er liebte es nicht, was geschehen sollte, hinauszuschieben; — die kurzen Wochen vergingen dem Mädchen wie so viele Tage. Dann kam der Abschied von dem Haus, in dem sie geboren, erwachsen war, der ihr schwer fiel wie jeder Braut. Und dann, urplötzlich stand sie in dem neuen Leben, ein neuer Mensch.

Gleich zu Anfang hatte Johannes ihr einen Rollstuhl kommen lassen. Nun reiste er mit ihr nach Berlin, konsultierte verschiedene Autoritäten, gab sie in sachgemäße Behandlung und wachte mit energischer Strenge selbst darüber, daß alles, was irgend heilsam sein konnte, für sie geschah. Er, der sein Gut ungern sonst auch nur auf Tage verlassen hatte, blieb Monate lang bei ihr in der Stadt. So erreichte er es wirklich, daß ihr Leiden fast gänzlich gehoben wurde, daß sie ohne Krücken zu gehen vermochte.

Selbst Paul Gordon hätte seine Freude an der jungen Frau haben müssen, wäre er nur wieder einmal auf den Heilwigshof gekommen. Daß er fortblieb, Johannes wahrlich trug nicht Schuld daran. Kein Brief von ihm ging ab ohne die Bitte: Komm, komm bald, ich brauche Dich. — Auch Frau Willfriede hatte mehr als einmal schon unter die Worte ihres Mannes einen Gruß und die Aufforderung setzen müssen, sie zu besuchen. Dennoch entschloß der Maler sich nicht, den Süden sobald wieder zu verlassen. Er hatte grade in dieser Zeit ein paar Bilder geschaffen, die den Leuten zu reden und zu rätseln gaben, so daß sein Name viel genannt ward. Ob er sich dadurch befriedigter fühlte, davon stand nichts in seinen kurzen, wenig regelmäßigen Briefen.

So vergingen etliche Jahre, bis ihn der Heilwigshof wieder sah.

Es war an einem kalten Märztag. Der Schnee trieb in Wirbeln quer über den Gutshof. Als Paul vor der Front des Herrenhauses dem Schlitten entstieg, den er sich von der Stadt aus genommen, da folgte ihm ein heftiger Windstoß in die Thür, ihm die feuchten Flocken bis in die Mitte der Diele nachjagend. Eine Dienerin empfing ihn, bat um seine Karte; sie werde die gnädige Frau befragen, ob diese den Herrn empfangen wolle. Pauls „guter Feind“, — wie er immer den alten Friedrich genannt, der ihn mit wenig erbauter Miene aufzunehmen, doch dann väterlich für ihn zu sorgen pflegte — ließ sich nicht blicken. Die Diele, die er sonst im Sommer als den luftigen Lieblingsaufenthalt aller Hausbewohner gekannt, stand kahl und leer. Es fröstelte ihn. Er stieß die Thür zur Rechten auf, die zu seinem Zimmer führte. Ein starker, ungewohnter Duft kam ihm entgegen. In der Mitte des Raumes stand auf einem langen Tische eine Reihe von Schüsseln aus chinesischem Porzellan, gefüllt mit welken Rosenblättern vom vergangenen Sommer. Also nicht einmal sein liebes, altes Nest, das blaue Zimmer, das Johannes vordem keinem Andern gegönnt, war ungestört geblieben. Die Hausfrau benutzte es, ihre Parfüms darin zu bereiten. Ein Gefühl von Fremdheit, von Ausgeschlossensein, das ihn in der großen Welt, gerade während man ihn gefeiert, bewundert hatte, so oft befallen, überkam ihn auch hier, wo er davon zu genesen gehofft. Was ihn von Rom so plötzlich hierher in den Norden getrieben hatte, das war aber nicht die Unbefriedigung über sein Leben allein gewesen. Es war eine Sorge ganz anderer Art, so drückend wie neu für den verwöhnten Genußmenschen, ihm

selber verächtlich, doch ernst genug, ihn ratlos zu lassen. Sein Stiefvater, der des Sohnes Vermögen immer noch verwaltet hatte, war mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden kürzlich gestorben. Paul hatte auf der Mutter Bitten sich sofort bereit erklärt, um die Ehre der alten, väterlichen Firma zu retten, sein Geld auch ferner als stiller Teilhaber in dem Geschäfte zu lassen. Aber vergebens. Es hatte zum Konkurs kommen müssen, und nun belangten die Gläubiger ihn und wollten ihn, weit über seine Kräfte hinaus, haftbar machen. Der Einzige, an dessen Rat er sich wenden konnte, war Johannes Heilwig. Aber würde der noch, wie früher, bereit sein, für ihn einzutreten?

Das Mädchen, welches ihn vorhin empfangen hatte — sie trug, wie er jetzt erst bemerkte, eine Art von Livreekleid und schien ein wunderliches Zwischending von Diener und von Kammerzofe — störte Paul in seinem nicht sehr erfreulichen Denken. Sie sah ihn erstaunt an, daß er es gewagt, sich in das verschlossene Zimmer selbst Einlaß zu schaffen. — „Die gnädige Frau," so meldete sie mit militärisch grader Haltung, „lasse sehr bitten; wenn der Herr gestatte, werde sie ihm den Weg in das obere Stockwerk zeigen." Er aber, schneller, als sie ihm folgen konnte, war schon im Flur und stieg die breite, wohlbekannte Treppe hinauf.

Und da stand, in schlichtem Kleide, schlank, aufrecht, mit ausgestreckten Händen, eine junge Gestalt. — „Wie Johannes sich freuen wird! wie schade, daß er just nicht zu Haus ist, daß er auf das Vorwerk geritten. Aber wie gut, wie hübsch von Ihnen, Herr Gordon, ist es, so unerwartet zu erscheinen, ihn zu überraschen. Denn", — ihre grauen Kinderaugen schauten ihn vorwurfsvoll dazu an — „denn er liebt Sie sehr und hat Sie entbehrt."

Sie hatte ihn ins Zimmer geführt, ihm einen Platz gegenüber dem ihren angewiesen. Paul war so erstaunt über ihre Erscheinung, das so viel freiere, sichere Wesen, daß er kaum zur Entgegnung ein Wort fand.

„Ja, wissen Sie denn auch," fuhr sie fort, „wie ich mir heimlich schon vorgesetzt hatte, eine Zeit lang allein zu verreisen, an die See, zu Bekannten, irgendwohin, nur daß Sie zu ihm kämen wie früher? Ich redete mir nämlich ein, Sie . . . doch, jetzt ist das vorbei, zum Glück, jetzt sind Sie da und müssen bleiben." — Da er nicht gleich eine Antwort gab, blickte sie auf und sah seine Augen auf sich gerichtet. Sie errötete. „Sie wundern sich," sagte sie, „daß ich mich verändert habe. Nicht wahr, es ist selten in meinem Alter, noch zu wachsen? Aber dies Alles, auch daß ich so viel kräftiger wurde und gehen kann, das verdanke ich ihm. Denn Sie glauben es gar nicht, wie gut er ist und wie sorgsam, und wie er mich pflegt."

„Ich glaube es wohl. Aber Sie sind so sehr nicht verändert. Ihr Gesicht ist das alte geblieben."

„So? Wirklich, das finden Sie?" fragte sie zögernd.

Sie ging von ihm fort und durch das Zimmer. „Friedrich!" rief sie mit heller Stimme zur Thür hinaus. Ihr Gang war kaum schleppend mehr, nur ein Wiegen, das der jungen, weichen Gestalt eine gewisse Würde gab. — Das Mädchen, das ihn vorhin empfangen, brachte das Theegerät. Er fragte nach dem alten Diener.

„Das ist jetzt unser Friedrich," sagte die junge Frau, „sehen Sie es denn nicht? Es war ein Einfall von Johannes. Der Alte nämlich ward krank und schwach. Damit nun seiner Familie nicht das gute Gehalt entgehe und auch, weil er meinte, es könne mir vielleicht behaglicher sein, mich von einem weiblichen Diener führen und unterstützen zu lassen, hat Johannes dem Mädchen, der Tochter des Alten, die gleiche Stellung, samt Livreeknöpfen und Namen, verliehen."

„Das sieht ihm ähnlich."

„Was?"

„Daß er nichts, selbst nicht, was wir anderen, alltäglichen Menschen so ängstlich meiden, das Lächerliche, scheut, wo es gilt, eine Wohlthat zu üben."

„Meinen Sie das, weil er mich geheiratet hat, obwohl ich lahm und häßlich bin?"

Paul erhob sich und trat zu ihr, die am Theetisch beschäftigt war: „Was haben Sie plötzlich gegen mich?"

„Nichts." Sie schüttelte den Kopf.

„Doch, Sie zürnen mir, weil ich Sie vorhin nicht so viel verändert fand. Ich will's nicht finden. Denn ich will nicht, daß Sie schön sind, Frau Willfriede. Es ist nicht gut, ist für keinen Menschen ein Glück, für Johannes gewiß nicht. Und Sie sind auch nicht schön. Ihr Profil ist unklassisch, die Nase zu kurz. Zwar Ihre Kopfform — und die Augen . . ."

Sie hielt sich beide Ohren zu. „Ich weiß ja selbst, daß ich nicht hübsch bin. Nein, nein, ge-

wiß nicht. Ich hatte es mir wohl gewünscht. Doch wenn Sie meinen, daß es für Johannes nicht gut sei, ich verstehe zwar nicht, weshalb, dann will ich tausendmal lieber als hübsch, grundhäßlich bleiben."

„Und weshalb wünschten Sie sich die Schönheit?"

„O schön, recht schön sein," sprach sie leise, „daß Jeder mich bewundern müßte und ihn beneiden und ihm es sagen. Und Alle strebten mir zu gefallen und Alle huldigten mir und blickten auf mich. Ich aber, ich ließe sie Alle stehen und gehörte nur ihm."

„Sie sind ein Kind."

„Ja, er findet das auch und lacht mich aus. Aber Sie, — lieben denn Sie die Schönheit nicht?"

„Nein," versetzte er hart, „ich hasse sie."

Sie sah ihn erstaunt an. Zum erstenmal bemerkte sie seine bleiche Farbe, die tiefliegenden, finsteren Augen, die grauen Haare an seinen Schläfen. Er war wahrlich nicht schön. Und sah nicht froh aus. Sie schob einen Stuhl in die Nähe des Ofens, stellte ein Tischchen dazu und darauf die Theetasse, Cognak, Cigarren und Feuerzeug.

„Haben Sie das an Johannes geübt, wie man's einem Manne behaglich macht?" fragte er, indem er Platz nahm. „Er ist doch ein glücklicher Kerl, der brave alte Bärenhäuter. Wer's auch einmal so gut haben könnte!"

Sie war über und über rot geworden bei seinen Worten, als hätte er damit nur sie gelobt: „Wenn Sie wollten," begann sie leise, „es liegt alles am Wollen."

„Was? das Glücklichsein? Denken Sie, ich wollte es nicht?"

„Nicht so. Man muß es an ihm erst sehen. Er ist zufrieden mit Allem, was ist, verlangt nichts weiter, sehnt sich nach nichts, denkt nie zurück . . ."

„Sagen Sie das einem Andern," rief Paul heftig, „daß er's sein soll. Er kann's eben nicht! Dazu gehört das ruhige Blut, der feste Körper, dazu gehören die gesunden, starken Glieder und der gesunde Eigenwille, den unser lieber Freund besitzt, daß er so sicher gradeaus seine Bahn weitergeht, sich von Strömungen nach links, nach rechts nicht beeinflussen noch fortreißen läßt. Er ist glücklich — nicht, weil er es sein will, noch weil das Leben ihn sanft gewiegt hat, oder weil Sie, seine Gattin, ihn lieben. Er ist's, weil er es ist und es sein kann."

„Und Sie?"

Er schwieg.

„Sehen Sie, ich," sagte sie schüchtern, „ich selbst habe es auch erst erlernen müssen, zufrieden zu sein. Ich bin nicht so ruhigen Blutes wie er, noch war ich früher so weich gebettet. Mir that manches weh. Das Leben hat mir, da ich ein Kind war, nicht gerade ein freundlich Gesicht gewiesen. Da kam er und ebnete die holperigen Wege und gab mir Kräfte, um vorwärts zu gehen. Ich machte meine Augen auf und lernte sehen. So erkannte ich allmählich, daß die Welt gar nicht so schlecht ist, und daß die Menschen ‚fripons en détail', wie Montesquieu sagt, im ganzen doch ‚de fort honnêtes gens' sind."

„Lesen Sie Montesquieu mit Johannes?"

Sie schüttelte den Kopf. „Den las ich früher einmal mit meinem Vater, wie so manches andere. Johannes liest nicht gern. Aber glauben Sie nur nicht, ich bildete mir ein, durch mein bißchen Lernen etwas vor ihm voraus zu haben. Ich weiß sehr gut, wie unendlich viel höher er steht als mancher Belesene. Er arbeitet und nützt, während jene nur grübeln. Mit diesen anderen meine ich selbstverständlich mich. Sie nicht, Sie besitzen, was ich beneide, Wissen, Geist und so viele, viele Talente . . ."

„Talente!" rief er, „Sie sagen es. Das ist es eben: ich habe Talente! Das heißt nicht ein ganzes, wirkliches, den Menschen voll erfüllendes Können. Nur Keime sind's, schwächliche und halbe, die nie ausreifen werden, weil einer den anderen einschränkt und erdrückt. So behaupten die Maler, ich verdankte meine Erfolge allein den Ideen in meinen Bildern, verstände wenig von Zeichnung und Farbe; doch sind sie alle voll des Lobes über meine köstlichen Lieder. Die Musikkenner wieder finden meine Kompositionen wenig zu loben, dagegen meine Gemälde vortrefflich. Und als ich auf der Fahrt von Rom aus mit einem jungen Litteraten im Koupee zusammentraf, brachte er die Unterhaltung auf den vielbesprochenen Paul Gordon. „Kennen Sie ihn? Ein seltsamer Kauz! malt Bilder, wie das Leben selber; ersinnt Melodien, daß es eine Lust ist; aber da hat sich dieser Mensch kürzlich auch aufs Schreiben gelegt. Das sollte er lieber bleiben lassen. Denn Farben und Töne mag er besitzen — aber Gedanken? daran fehlt's." So urteilt ein jeder abfällig über den Teil meiner Arbeit, den er versteht. Ich aber weiß es, der Maler,

der Musiker, der Schriftsteller, alle, sie haben recht. Ich kann nichts ganz."

„Sie haben sich verstimmen lassen durch den eingebildeten Menschen. Das sollten Sie nicht. Denn, wenn Sie selbst fänden, daß in seinem Geschwätz ein Körnlein Wahrheit enthalten sei, weshalb könnten Sie nicht ihm folgen, sich auf ein Kunstgebiet beschränken?"

„Mich zünftig machen? mir Scheuklappen vorlegen? glauben Sie, das würde nützen? Ich schielte hindurch und sähe zur Seite und erspähte ein grünes Feld mit köstlicher Weide, nach der ich mich sehnte. Die von der Natur so glücklich begabt sind, daß sie sich begnügen können, denen ward's gut. Doch die es nicht können ... Es giebt zweierlei Arten von Menschen, wissen Sie es wohl, Frau Willfriede, Lober ihrer eigenen Habe — und Verächter derselben. Den letzteren gehöre ich an. Ein Talent nenne ich wahrlich mein. Es ist die Fähigkeit, was ich geschaffen, selbst erkennen, überschauen und, wenn's Not thut, rückhaltlos auch verdammen zu können. Während ich über der Arbeit sitze, lebe ich zwar, wie jeder, der künstlerisch thätig ist, in einem Fieber, das mich einnimmt, mein Urteil lähmt. Aber dann, wenn der Rückschlag eintritt, die Ernüchterung ..."

„Dann unterschätzen Sie, was Sie können."

„Glauben Sie das? Frau Willfriede, wie viele von meinen Sachen, Gemälde wie Lieder, werden wohl auf die Nachwelt kommen?"

„Ich denke, man sollte, so lange man schafft, nicht nach Mit- oder Nachwelt fragen, nur auf sein eigenes Gewissen hören, dem ganz und rein zu folgen trachten."

„Das klingt wie Johannes. Haben Sie schon von ihm gelernt, mir Moral zu predigen?"

Die junge Frau errötete. „Ich glaube, daß er so denken mußte. Er hat zwar mit mir nie von Ihnen geredet. Noch sonst über ernste und so allgemeine Fragen. Er hält mich ... Herr Gordon" — sie erhob sich — „um nicht Johannes' schlechte Meinung, daß ich ziemlich unbrauchbar sei, zur vollberechtigten zu machen, geben Sie mir lieber jetzt Urlaub, daß ich mich im Hause umschaue. Zwar habe ich auch nicht sehr viel hier zu sagen, Fräulein Dreesen regiert, wie früher. Aber ob Ihr Zimmer in Ordnung ist, möchte ich doch wissen."

„Lassen Sie es nur gut sein," sagte er, „ich warf schon einen Blick hinein, das blaue Zimmer ist noch da. Und Bett und Stuhl stehen am alten Fleck."

„Ja, aber — Sie waren wirklich drinnen? So sahen Sie auch meine Potpourrischalen? Sind Sie mir böse? Wenn Johannes darum wüßte, daß ich Ihr Zimmer so benutzte, er wäre entsetzt! Ich gehorche ihm sonst immer. Nur — die Rosenblätter müssen ganz ungestört mit Salz bestreut wochenlang liegen bleiben, wenn sie den rechten Parfüm geben sollen. Und den liebe ich so sehr, weil es der einzige Wohlgeruch ist, den mein Vater um sich litt, weil mit ihm sich ein Erinnern an meine junge Mutter verbindet, die ich nicht gekannt habe, die ihn bereitet, in all ihren Sachen, in Spitzen und Kleidern, ihn mir hinterlassen hat. Und das Zimmer stand unbenutzt, und Sie kamen nicht, und ..."

„Ich bitte Sie," rief Paul, „lassen Sie die Schalen stehen, sie stören mich nicht. Ich kann auch ein anderes Zimmer bewohnen, falls das Ihnen besser zusagen würde."

„Nein, nein, unmöglich! Wie können Sie das nur sagen! Es wäre ein Unglück. Johannes würde schon den Gedanken für Majestätsbeleidigung halten. Und, nicht wahr? — Sie verraten mich ihm nicht? Gleich soll auch alles fortgeräumt sein. Warten Sie nur eine Minute."

— Sie ging eilig davon. —

War das wirklich Johannes' Frau? Des alten, guten Johannes Heilwig, der sich selbst einen Bauern nannte? Dieses graziöse, schlanke Geschöpf mit dem Plaudermund, das über Heiteres und Tiefes, über Montesquieu und Potpourrischalen mit der gleichen Leichtigkeit sprach, und vor dessen ernsthaften grauen Augen man unwillkürlich sein Innerstes enthüllen mußte? Dem Starken und Glücklichen wird alles zu teil, es kommen die köstlichen Gaben der Götter nimmer allein. Paul Gordon war wahrlich nicht hergereist, seinem Freunde Glück zu wünschen. Es waren seine ureigensten, prosaischen Angelegenheiten, die ihn allen Vorsätzen zuwider jetzt plötzlich auf den Heilwigshof führten. Aber nun trieb ihn eine Ungeduld durch das Zimmer; er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er dem Alten sagen würde: Du hattest recht, und ich bitte Dir ab, daß ich dagegen geredet habe.

Und jetzt war es so weit. Unten im Hause hörte man Stimmen. Ein schwerer, wuchtiger Schritt auf der Treppe, die Thür flog auf.

„Er weiß von nichts," sagte hastig Willfriede. Und zu ihrem Manne: „Du, Onkel Johannes, da ist eine Überraschung für Dich."

Herr Johannes Heilwig stand einen kurzen Moment wie gebannt. Aber dann streckte er seine beiden Hände dem Freunde entgegen und riß ihn an sich und drückte ihn in seinen gewaltigen Armen so fest, daß jenem Hören und Sehen verging. „Paul, Paul, mein Junge, endlich wieder!“ weiter brachte er kein Wort hervor.

Willfriede schlich sich aus dem Zimmer. Paul, als er leise die Thür gehen hörte, machte sich frei aus Johannes Umarmung: „Alter, wie kannst Du so maßlos sein! Es ist nicht recht, es muß sie verletzen.“

Johannes schüttelte nur den Kopf. Er sprach nicht viel. Er hörte, was Gordon ihm über die Gründe seines Kommens zu berichten hatte, that ab und zu eine kurze Frage, die bewies, er sei bei der Sache, und nur im Vorübergehen strich er ein paarmal zärtlich, ganz leise, mit seiner breiten, großen Hand über Paul's ergrauten Kopf.

„Johannes,“ fragte beschämt der Maler, „weshalb hast Du mich so lieb?“

Heilwig nahm sich einen Stuhl, rückte dem Freund gerade gegenüber und schaute ihn an. „Ja,“ sagte er langsam, „das Nachdenken, weißt Du, ist nicht meine Sache. Willst Du's ergründen, versuche es selbst; ich kann Dir's nicht sagen. Das weiß ich nur, es fehlt mir etwas zum vollen Behagen, wenn ich Dich nicht habe.“

„Und Deine Frau? Damals war ich thöricht genug, Dir abzuraten. Heute habe ich es erst begriffen, wie glücklich Du sein mußt. Dies kluge, liebliche, frische Geschöpf!“

Johannes nickte. „Siehst Du, mein Junge Sie ist ein gutes Kind, die Friede, und es geht ihr wohl jetzt. Und so ist's recht.“

„Aber — Du liebst sie doch?“ fragte Paul, den die ruhigen Worte erkältend berührten.

„Lieben? das fragtest Du auch schon damals. Ich habe sie gern. Zu dem Gefühl, von dem Du immer schwärmst, bin ich doch wohl zu alt und zu schwer. Wenn man an hundert Kilo wiegt . . .“

„Aber, Du Ungetüm!“ rief Paul, „Du liebst doch mich, und mehr, als ich's wert bin. Für mich kannst Du in Hitze geraten!“

„Ja, Du“ — der Landmann schüttelte wieder nachdenklich den blonden Kopf — „das ist etwas anderes. Wenn ich einen Sohn besäße, fühlte ich vielleicht ähnlich. Aber auch da wäre ich der Herr und könnte befehlen, wie ich der Friede einfach sage: Thu' das — und sie thut's. Dir habe ich nichts zu befehlen, Du gehörst mir nicht. Was Du mir geben magst, ist Dein Wille. Ich habe kein Recht an Dich, kann nichts fordern.“

„So liebst Du mich, weil ich der einzige Mensch bin in Deiner Umgebung, der Dir nicht gehorchen müßte?“

„Vielleicht; es kann sein.“

„Alter,“ sagte Paul und stand auf, „ich möchte, ich könnte Dir einmal recht danken und thun, was Dich freut.“

* * *

Zwei Tage nach Paul Gordon's Ankunft reiste er mit dem Freunde nach Hamburg. Mit so vielen Worten, wie jener schon selbst Briefe darüber geschrieben hatte, brachte Johannes die Vermögenssache in Ordnung. Er war eben ein Bauer, wie er immer von sich sagte; sein scharf entwickelter Rechtssinn wurde nur übertroffen von seinem noch stärkeren Eigenwillen. Und als er die verworrene Angelegenheit so praktisch und so günstig, wie es kein gewiegter Advokat gekonnt haben würde, geschlichtet hatte, und als Paul wieder von seinem Dank sprach, nahm Heilwig als ein echter Bauer auch den eigenen Vorteil wahr: „So komm' mit mir zurück und bleibe über den Sommer auf Heilwigshof.“

Und Paul Gordon willigte ein.

Auf das Schneetreiben zu Anfang März, das ihn im Norden empfangen hatte, waren noch kalte Tage gefolgt; ein rauher April, ein unfreundlicher Mai; bis weit in den Juni hinein gab es schwere Regengüsse. Doch plötzlich klärte sich der Himmel; rein, strahlend, blau und wolkenlos blickte er auf die Erde nieder, Tag um Tag lachend, Tag um Tag gleich. Und die Blumen erhoben ein Blühen und Glühen in tausend Farben, in Feld und Garten, und die Ähren reiften, gelb und kraftvoll, und die Vögel in den Zweigen schmetterten ihr letztes Lied und schwiegen dann, einer nach dem andern, und machten sich ans Nesterbauen. Der Sommer war da, eh' man sich's versehen, mit seiner stillen, sengenden Glut, seiner reichen Gabenfülle, seinem noch reicheren, heißen Begehren nach ewig Unerfüllbarem. —

Das Leben auf dem Heilwigshofe war inzwischen seinen gleichmäßig behaglichen Gang still weitergeschritten. Es hatte sich in den Jahren, seit er zum letztenmal hier gewesen, so wenig verändert, daß Paul selbst die eine große Veränderung zu Zeiten darüber vergessen konnte. Auch die endlosen Familiendiners, mit

ihrer steifen Etikette, waren die alten. Die Heilwig's und Müller's erschienen in ungeschwächter Anzahl. Er selber führte als Gast die Hausfrau. Wenn sie den Speisesaal betraten, standen links und rechts von der Thür die beiden Inspektoren und zwei Volontäre, eingezwängt in schwarze Fracks und weiße Kravatten, machten ihre vorgeschriebenen Verbeugungen und nahmen stumm ihre Plätze ein. Selbst die Gesichter der jungen Herren schienen ihm die gleichen wie vor Zeiten; es waren dieselben blendend weißen Stirnen, die zu den luftgeröteten Wangen einen überraschenden Gegensatz bildeten. Der Hausherr präsidierte, wie früher, der langen Tafel und leitete das Tischgespräch: über Pferde, über das Wetter und über die nächsten Ernteaussichten.

Frau Friede schenkte nach Tisch den Kaffee, indes Fräulein Dreesen, mit ihrem großen Schlüsselbunde vernehmlich klappernd, aus- und einging, Backwerk und Früchte, die sie unter Verschluß bewahrte, von der Tafel forttragend. Heilwig führte seine Verwandten zu dem jüngsten Fohlen, in den Kuhstall, wo Prachtexemplare einer besonders schweren Rasse kürzlich aus England angekommen, in die Milchwirtschaft, in der es immer neue, praktische Einrichtungen zu bewundern gab, die den weißen, glänzend reinlichen Raum noch weißer, blitzender scheinen ließen. Nach dem Abendbrot, zu welchem die stumme Schar der Herren Gehilfen sich wieder einstellte, machte man noch eine Partie Billard, — Frau Friede sah zu —, und wenn dann die Gäste gegangen waren, saßen Paul und Johannes allein mit ihren Schlummercigarren noch lange in dem blauen Zimmer beisammen, wie sie es früher gewohnt gewesen.

An den Tagen aber, an denen es keine Brüder und Schwägerinnen zu feiern galt, kam auch die junge Frau zu ihrem Recht. Johannes hatte es gern, wenn sie sich mit seinem Freunde unterhielt, sie sprachen von Malerei und Geschichte, von Menschen und Dingen, wie's eben kam, doch waren sie selten der gleichen Meinung. Einmal, als wieder das Gespräch sich auf Paul's Leben gewendet hatte, warf Willfriede ihm, wie am ersten Tag seines Hierseins, seine Trägheit vor und die Zweifelsucht an sich selber.

„Ja, wozu soll ich mich denn mühen," rief Gordon, „welches Thema ist in Epen, Dramen, Romanen noch nicht erschöpft, welches Bild bleibt noch in dieser alles erforschenden, vielschaffenden Epigonenwelt zu malen übrig?"

Da hatte Johannes behaglich erwidert: „So male doch die Friede. Das versuchte noch Niemand."

„O nein," versetzte die junge Frau schnell, „das nicht, mich sollen Sie nicht malen. Sie sagten ja selbst, Sie fänden mich . . . Nein, das thun Sie nicht."

„Weshalb nicht?" fragte ihr Mann dagegen. „Ich denke, daß Du ein ganz gutes Bild geben könntest, wenn Du auch nicht so eigentlich schön bist, wie Paul selbst sagt."

„Nicht eigentlich schön?" Paul sah sie an, wie sie ihm gegenüber am Tisch saß. Sie waren im Speisesaal, hinter ihr fiel durch die großen, hohen Fenster die Mittagssonne voll herein, das Licht umspielte ihren Kopf. Und die Form dieses leicht gesenkten runden Köpfchens und die Farbe des braunen Haares mit den rötlichen Streifen an beiden Schläfen und der weiße junge Nacken ..

— „Ich glaube es selber," sagte Paul Gordon, „daß es ein gutes Bild geben könnte."

„Wer weiß," meinte Johannes, „vielleicht erhältst Du durch diese Arbeit wieder Lust an Deiner Kunst."

„Vielleicht . . .," sagte Paul, „vielleicht gelingt es mir hier unter Deinem schützenden Dache, etwas nie Dagewesenes zu schaffen. Wenn dann all' meine anderen Sachen, Gemälde und Verse vergessen sind, mein Name verschollen, dann findet wohl einst irgend ein obotritischer Kunstgelehrter Ihr Porträt, Frau Willfriede. Und er studiert darüber, forscht nach dem Urbild, schreibt lange Artikel, in welchen er seine Hypothesen über den Künstler aufstellt, den er nicht kennt. Der namenlose Frauenkopf begründet einen Ruhm, der hinausgeht über alles, was ich erträumte, der Jahrhunderte überdauert."

„Sehnen Sie sich gar so sehr nach Unsterblichkeit?" fragte sie.

„Gewiß, was will man denn sonst vom Leben? Entweder Glück, sonniges, reiches, unbegreifliches! Oder, wenn das einmal nicht sein kann, aus Naturanlage nicht, und weil das Schicksal es nicht gestattet, nun dann den Ruhm. Denn ohne beides, ganz sang- und klanglos, ohne Licht und ohne Schatten zum Orkus hinabgehen, nur ein Teil des mobile vulgus, einer mehr, der Staub wird und verschwindet — das kann man sich denn doch nicht wünschen."

„Nein," sagte Willfriede, „man wünscht es sich nicht" —

(Schluß folgt.)

Dichter-Sonette.

Aus dem Italienischen des **Giosue Carducci** von **Paul Heyse.**

Homer.

Kein Götterlächeln mehr ist heut' zu sehn
Am Gipfel des Olymp, dem nebelreichen,
Nur Schädel, die an grausen Klippen bleichen,
Um die des schwarzen Adlers Flügel wehn.

Des göttlichen Skamandros Fluten gehn
Nicht mehr den alten Weg; mit trägem Schleichen
Siehst du das Kap Sigeum sie erreichen,
Wo schnöder Ottomanen Türme stehn.

Doch immer noch, du greiser Sänger, zittert
Die Welt, wenn seine Locken der Kronide
Bewegt, Poseidon's Fuß die Erd' erschüttert;

Und wenn am Ägeusstrand in deinem Liede
Auf seinen Wagen springt, vom Blitz umwittert
Der Furien, dein göttlicher Pelide.

Noch einmal Homer.

Vielleicht noch einmal nieder vom Ural
Verheerend kommt Barbarenflut geflossen,
Vielleicht bedeckt mit Waffen, Wagen, Rossen
Sich Theben's heitre Flur zum andern Mal,

Und Rom sinkt hin. Durch ein verödet Thal
Hat namenlos der Tiber sich ergossen.
Doch wie Herakles Seligkeit genossen
In Hebe's Arm nach Oeta's Flammenqual,

Wirst du, o Dichter, immer neu erstehn,
In jener Schönheit Kuß dich jung zu baden,
Die dich zuerst entschleiert grüßt' in Wonne.

Denn bis die Bergesgipfel untergehn,
Wird Latium's und Griechenland's Gestaden
Homer so ewig tagen, wie die Sonne.

Virgil.

Wenn Mondesstrahlen auf versengtes Feld
Der Sommerkühle linden Hauch verbreiten —
Du hörst sanftmurmelnd am Gestade gleiten
Den Fluß, vom weißen Silberlicht erhellt;

Mit Wohllaut füllt, in ihrem Laubgezelt
Versteckt, die Nachtigall die stillen Weiten,
Der Wanderer vergißt das Weiterschreiten,
Des Blondhaars denkend, das im Bann ihn hält;

Und die verwaiste Mutter, thränenschwer
Hebt sie vom Grab den Blick zu Himmelsräumen,
Aus deren Glanz ihr Trost herniederweht;

Die Berge lachen, fern erblitzt das Meer,
Der frische Wind saust in den mächt'gen Bäumen; —
So klingt dein Lied mir, göttlicher Poet!

Dante.

Wie kommt's, o Dante, daß in Andacht immer
Dein trutzig Bild ich huldigend betrachte,
Daß bei dem Liede, „das dich mager machte,"
Mich trifft die Nacht und noch des Frührots Schimmer?

Lucia betet nicht für mich, es dachte
Für mich Matelda heil'ger Waschung nimmer:
Umsonst für mich von Stern- zu Sterngeflimmer
Steigt Beatrice, die zu Gott dich brachte.

Dein heil'ges Reich — ich hass' es. Mit dem Schwert
Hätt' deinem Kaiser ich den Kranz entrissen,
Der in Olona's Thal sein Haupt umschlang.

In Trümmern liegen Kirch' und Reich. Doch Erd'
Und Himmel müssen ewig von dir wissen:
Zeus stirbt, doch nie vergeht des Dichters Sang.

Als ich den Petrarca kommentierte.

Messer Francesco, helft mir, daß ich hier
Bei Euch und Eurer Freundin Frieden finde,
Daß in der Sorgue sanfter Flut mir schwinde
Die Glut des Zorns, das Fieber der Begier.

In dieser Eiche schattigem Revier
Sitz' ich und ruf' Euch, und Ihr naht geschwinde,
Und Euch umgiebt ein liebliches Gesinde,
Mit freundlicher Begrüßung winkt es mir:

Eurer Kanzonen wunderholde Schar,
Der, kaum daß ihn der Rosen Kranz bezwingt,
Bis zu den schönen Hüften wallt ein Strom

Von goldnen Locken. Ha, wie wirft ihr Haar
Die Eine, deren Lippen sich entringt
Der trotz'ge Schrei: Italien und Rom!

Mit einem Bilde des Ariost.

An Frau ***.

Dies Bildnis, edle Frau, darin wir schauen
Des göttlichen Lombarden Angesicht,
Trägt es den Abglanz großer Träume nicht
Auf dieser mächt'gen Stirn, den festen Brauen?

Der Glückliche! Voll durft' er im Gedicht
Sich seine heitre, kecke Welt erbauen
Und dann nicht länger sehn die ird'schen Auen,
Ihr tristes Grün, ihr bleiches Himmelslicht.

Noch mehr beglückt, daß keine Fürstengunst
Noch Volkesgunst, die wankelmüt'ge Dirne,
Kein theologisch Liebchen nur ihn kränkte.

Ein schöner Mund belohnte seine Kunst,
Die Gluten kühlend seiner Dichterstirne
Mit Küssen, daß sie wie ein Stern erglänzte.

Spindel und Thyrsus.

Novelle in Versen von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

II.

Nach Wetternächten strömenden Ergusses
Taucht reiner nur empor des Tages Licht,
Das für die Welt wildstürmenden Genusses
Zu spät erschloss'ne Augen blendend sticht.
Wenn widrig ein Gefühl des Überdrusses
Mit neuer Lustbegierde ringt und ficht,
Die Lockung siegt! Denn dem Genuß entsagen —
Wie wär' die Zeit, ein Tag nur, zu ertragen?

Von Fest zu Fest! Die Pulse fiebernd klopfen
Entgegen dem gesteigerten Genuß.
Ihn auszukosten gilt's im letzten Tropfen!
Und ist er ausgeleert, was bleibt zum Schluß?
Hinweg die Frage! Das Gehör verstopfen
Wir in der Freuden neuem Überfluß!
So lacht und kreist in rasender Geschwindheit
Die lust'ge Welt in Selbstbetrug und Blindheit.

Verweichlicht, feige, flieht sie das Berühren,
Das mahnend, schärfer durch die Schwüle haucht,
Bis schaudernd, trotz der Flamme letztem Schüren,
Sie sieht des müßigen Daseins Glut verraucht.
Die kalten Mächte, so die Geißel führen
Am Tag, der düster aus den Nebeln taucht,
Sie sind Verzweiflung, Pein und Haß im Bunde,
Und Todesschatten über Jahr und Stunde. —

Die Sonne beut sich Allen, ob sie wachten
In Sorgen, ob sie holder Schlaf erquickt.
Vom Lager springt Anselm. Durchs Fenster lachten
Des Morgens Lichter. Seine Grüße schickt
Herauf der See, und Duft der Wiese brachten
Die Lüfte. Doch von fern herüber blickt,
Im reinen Blau die unumwölkten Stirnen,
Das Zauberbild der Schnee- und Silberfirnen.

Dies Bild, das ihn entzückt an jedem Tage,
Begrüßt er neu mit lautem Freudenruf.
Doch dann — verwirrt fast, thut er sich die Frage:
Wo bin ich denn? Zu welcherlei Behuf
Schlief ich im Türmchen? Plötzlich kommt die Lage
Zu Sinn ihm, die das nächt'ge Fest ihm schuf.
Da zwischen Bäumen sieht das Dach er drohen
Des Hauses, dem mit Schrecken er entflohen.

Auch will er's meiden, nicht betreten heute,
Nein, heut' noch nicht! Ob morgen? Nur hinaus!
Er steigt hinab. Da ist's! Wie sehr er's scheute,
Doch muß er dran vorbei. Welch' ödes Haus!
Wie ausgestorben! Fort die ganze Meute.
Doch drinnen liegt im Schlaf noch Mann und Maus.
Anselm spaziert, von keinem Blick getroffen,
Ins Freie, denn das Gitterthor ist offen.

Und munter hügelan die Schritte lenkend,
Geht er des Wegs, der wenig ihm bekannt,
Bald in der Landschaft Bilder sich versenkend,
Und bald, zu ernstrem Sinn zurückgewandt,
Den Wechsel seines Lebens überdenkend.
Doch, neunzehnjährig wie er war, empfand
Und fühlt' er auch, nach stundenlangem Wege
Den Trieb nach einem Morgenimbiß rege.

Hier oben war denn freilich nichts zu haben,
Bis auf den Quell, den er willkommen hieß,
Um Augen, Stirn und Lippen dran zu laben.
Allein da sich noch Andres wünschen ließ,
Begann er hügelab den Weg zu traben,
Den nächsten, der zum See hinunter wies,
Da irgendwo an einer Landungsstelle
Zu hoffen war auf eine Wirtshausschwelle.

Im Zickzack mußt' er seine Pfade richten,
Hinab, bis er die große Straße fand.
Manch schönes Landhaus, zwischen ernsten Fichten,
Blickt still und vornehm über See und Land,
Und kleinre reihn sich auf des Abhangs Schichten
Zahllos in ihrer Gärten Blumenband.
Doch keins schien angethan, um ungebeten,
Als fremder Gast zum Frühstück einzutreten.

Ganz endlos auch erschien der Straße Dauer.
Doch halt, ein Seitenpfad! Wohlauf, im Trab
Und um die Ecke jener langen Mauer!
Dort regt sich's. Blickt ein Knabe nicht herab
Von oben, wie aus einem Vogelbauer
Von Rebengrün und Rosen? Was — ein Knab'?
Ein Mädchen ist's! Er läßt die Augen sinken,
Erschrocken fast, und wendet sich zur Linken.

Ein Mädchen, freilich! Fast noch Kind zu nennen,
So fünfzehnjährig. Goldner Flöckchen Licht,
Die immer wieder sich vom Scheitel trennen,
Umspielt das junge Rosenangesicht.
Die Kleine sieht den Wandrer stutzen, rennen,
Und wundert sich. Was den nur treibt und ficht?
Sie fühlt in aller Unschuld sich gedrungen
Noch einmal nachzusehn dem hübschen Jungen.

Es war der Augenblick, da er auch eben
Sich umzuwenden den Entschluß gefaßt.
Da sieht er sie, und kann sich's kaum vergeben,
Daß er davongerannt in solcher Hast.
Schnell kehrt er um. Er sieht sie in den Reben
Noch lächelnd stehn und nähert sich gefaßt,
Um, grüßend zu des Fräuleins Mauerzinnen,
Bescheidentlichen Tones zu beginnen:

„Verzeiht mir, junges Fräulein, eine Frage!
Wißt Ihr ein Wirtshaus irgend hier herum
Für eines Fremden frühstückslose Lage?"
Das Fräulein nimmt die Frage gar nicht krumm,
Doch blickt sie, da's schon ziemlich hoch am Tage,
Den Nüchternen sich an, verwunderungsstumm.
Der ernste Fall (in ihrer Mienen Wandlung
Zu lesen ist's) will ernstliche Behandlung.

„Ein Wirtshaus? Das ist freilich noch viel weiter,
Im Dorf am See, man kann's von hier nicht sehn.
Ach Gott — und darum gabt Ihr, wie ein Reiter,
Die Sporen Euch? Aus Hunger ist's geschehn?"
„O nein, nicht darum!" so entgegnet heiter
Anselm. „Ich war nun mal in raschem Gehn
Den Berg herab, und da - bekam ich Flügel.
Den Hunger halt' ich besser schon im Bügel!"

„Allein erlaubt —!" so fährt nach kurzem Sinnen
Er fort — „ich sah Euch mit gar fleißger Hand
Nur eben noch den Flachs vom Wocken spinnen —
Vom Rädchen nicht; Ihr drehtet sehr gewandt
Die Spindel, um den Faden zu gewinnen!
Ich bin hier fremd -- ist so der Brauch im Land?"
„Ich glaube nicht!" versetzt mit heitren Zügen
Das Mädchen, „doch mir macht es so Vergnügen.

„Auch ist's nicht eben schwierig. Stab und Wocken
Nimmt so man untern linken Arm — da seht!
Dann, mit der linken Hand auch, von den Flocken
Zieht man den Faden, der zur rechten geht.
Die rechte darf im Wirbeln auch nicht stocken,
Und, schaut, wie schnell sich dann die Spindel dreht!
So kann, um keine Stunde zu verlieren,
Im Spinnen man sogar umherspazieren.

„Oft in Italien, wo ich bin geboren,
Sah ich's als Kind -- ach, vor so langer Zeit —!
Bald auf dem Land, in Städtchen, vor den Thoren.
Doch lernt' ich's dort noch nicht. Die Eltern beid'
Hab' ich in Rom durch frühen Tod verloren.
Großvater holt' aus all dem Herzeleid
Nach Deutschland mich, und nahm, zu bessrer Pflege,
Auch meine Wärt'rin mit auf unsre Wege.

„Sie ist noch bei uns, und von ihr erlernte
Der Spindel Kunst ich, der sie treu verblieb.
Wenn uns der Sommer aus der Stadt entfernte,
Hab' ich zum Wocken stets besondren Trieb.

Der Faden wächst, man freut der kleinen Ernte
Sich in der Muße, hat die Tage lieb,
Und ist vergnügt, weil jederzeit beschäftigt.
Großvater sagt: Der Müssiggang entkräftigt."

Doch unterbrechend des Gespräches Dauer,
Vom Garten eine Stimme jetzt beginnt:
„Wem hältst Du Deinen Vortrag von der Mauer,
Volksrednerisch, geschwätzig weises Kind?"
Das Mädchen munter drauf: „Ist auf der Lauer
Der Großpapa? O bitte, komm' geschwind!
Ein junger Mann, der heut noch keinen Bissen
Genossen, möchte gern ein Wirtshaus wissen."

Da nähert oben in dem Rebengange
Sich langsam eine männliche Gestalt.
Der hohe Wuchs, die mächt'ge Stirn, der lange
Schneeweiße Bart, des Augensterns Gewalt —
Anselm erschrickt, und starrt wie unterm Zwange
Des Blicks hinauf, der seinem Innern galt.
Verwirrt, erkennt er in Geberd' und Mienen
Den Greis, der gestern ihm zu Nacht erschienen.

Der Alte selbst scheint überrascht zu stehen.
Dann spricht er milden Tones: „Tritt herein,
Und sei mein Gast! Du magst voraus nur gehen,
Herlinde, für das Mahl geschäftig sein!
Du aber, Jüngling, wirst die Pforte sehen,
Da seitwärts neben jenem Brunnenstein.
Ich öffne selbst Dir. Zögerst Du? Dein Schade
Nicht wird es sein, wenn ich Dich zu mir lade!"

Anselm ist wie im Traum. Er geht zur Pforte,
Wo, gastlich öffnend, ihn der Wirt empfängt.
Auf Stufen geht's empor. Allein um Worte
Beschämt sich mühend, spricht Anselm bedrängt:
„Ihr saht mich, Herr, zu Nacht an einem Orte,
Bei einem Fest, und in ein Kleid gezwängt —
Ihr saht —." Der Alte winkt ihm Ruh: „Wir sparen
Der Stunde das, die mehr noch bringt zum Klaren!"

Sie schreiten durch den Garten, der in Farben
Auf grünem Rasenteppich blühend liegt.
Der Springquell wehrt, daß Ros' und Rebe darben,
Von dessen Strahl die Kühle stäubend fliegt.
Das Haus, in seltener Gewächse Garben
Und Wipfeln der Platanen hingeschmiegt,
Nicht groß noch prächtig, ist's den Sommertagen
Gebaut zum reizumgebnen Wohlbehagen.

Zum luftigen Sälchen wird Anselm vom Alten
Geführt — er kam zurecht zur Mittagszeit.
Die Tante grüßt ihn, die mit würdigem Walten
Herlindens Jugend und dem Haus sich weiht.
Man tafelt, läßt Gespräche sich entfalten,
Zu guter Kost mit Appetit bereit.
Und zeigt der Gast ein wenig sich befangen,
Man will kein frei Begegnen noch verlangen.

Doch er gefällt. Es sagt's der Hausfrau Miene,
Des Alten auch, der fragend still bedacht,
Ob dieser Jüngling seinen Schutz verdiene?
Es zeigt's Herlindens Blick, die mit ihm lacht,
Als ob der Gast ihr ganz genehm erschiene.
Und wie's ihm selbst gefällt? Das Neue macht
Ihn zwar betroffen, doch des Hauses Weise
Berührt ihn, wie ein Glück im engsten Kreise.

Und als man sich erhoben, nahm der Alte
Den jungen Gast in sein Studiergemach.
„Du mußt es dulden, daß ich fest Dich halte!"
Begann er. „Hör' mir zu jetzt! Denke nach,
Ob Deinem Ohr ein Name nicht verhallte,
Den man vielleicht in Deiner Kindheit sprach,
Der Name Thorwald?" — „Nein, ich muß bekennen,"
Versetzt Anselm, „ich hört' ihn niemals nennen."

„Nun gut, und — besser! Kurz, es ist der meine.
Der alte Thorwald ist's, der zu Dir spricht,
Der Deinem Vater auch, wie in das Deine,
Geblickt ins jugendliche Angesicht.
Mit meinem Haus in freundlichem Vereine
Stand seines. Dann — sah ich ihn lange nicht.
Das lassen wir! Von Deinem eignen Hoffen
Und Treiben will ich reden frei und offen.

„Du selbst zuvor bekenne mit Vertrauen,
Wie war Dein Lebensgang, was ist Dein Ziel?"
Anselm darauf: „Leicht ist zu überschauen,
Doch zu berichten ist davon nicht viel;
Mehr schon von meinem Hoffen, das im Blauen
Der Zukunft reichlich schon betrieb sein Spiel.
In einem Städtchen an der Ostsee Wogen
(Den Namen nannt' er) ward ich auferzogen.

„Nicht war es meine Vaterstadt. Man brachte
Vom Niederrhein — den Grund erfuhr ich nie —
Den früh Verwaisten, schon bevor er dachte,
Zu fremdem Haus, das Heimat ihm verlieh.
Bescheiden war es, doch ein Gönner wachte,
Daß mir die Kindheit sonder Not gedieh,
Ubald genannt, der, ohne Dankbegehren,
Bis heute mich beschützte vor Entbehren.

„Doch schrieb er selber nie. Jedwede Sendung
Kam aus der Ferne stets, von andrer Hand.
Bis ich, nach meiner Schülerzeit Vollendung
Mich freien Mutes an ihn selbst gewandt,
Mit manchem Wunsch für meines Lebens Wendung.
Er lud mich ein, er wünscht ein dauernd Band,
Um durch des großen Lebens goldne Thüren
Zu Lehr' und Nutzen selbst mich einzuführen."

„Und gab ein Pröbchen Dir des großen Lebens
In letzter Nacht!" spricht höhnisch und ergrimmt
Der Alte: „Lockte wohl auch nicht vergebens
Den Funken, der in Deinem Busen glimmt?
Im Glanz und Traume des Vorüberschwebens
Zeigt' er das Glück Dir, das er Dir bestimmt!
Und Dir gefiel's wohl auch, mit Jubelspringen
Den Thyrsus so durch's Leben fort zu schwingen?"

Anselm, die Augen senkend, schüttelt leise
Den Kopf: „Gezwungen, Herr, nur that ich's mit!"
Und jener: „Weißt Du, Knab', in welcher Weise
Den Glanz, den tollen Aufwand er bestritt?
Die Spielbank war's! Gebannt vom Zauberkreise
Fluchwürd'gen Lasters, den er früh beschritt,
Ist sein Erwerb nur Zufalls rasche Beute
Mit Monte Carlo's Spielgesellenmeute!

„Denn dort, nachdem er Hab und Gut verschwendet
(Es war nicht klein!) und fremdes mit sich riß
Zum Abgrund, dort, von Hoffenswut verblendet,
Dort war's, wo er seit Jahren sich befliß
Sein Glück zu suchen. Was es ihm gespendet,
Des baldigen Rücklaufs war es stets gewiß.
Bis jüngst, wonach er fiebernd hingerungen,
Die Bank zu sprengen, ihm der Wurf gelungen!

„Nun galt's zu schwelgen in dem Überflusse
Mit seinem Anhang. Jenes Landhaus ward
Gemietet zur Erholung, zum Genusse —
Gemietet, sag' ich! Denn auf seiner Fahrt
Ist nichts sein Eigen. Wie sein Gold im Schusse
Dahinfliegt, löst sich, was er um sich schart,
Und eh' des Goldes letzter Schein verglommen,
Hat man mit Vorsicht Abschied schon genommen!

„Das steht bevor. Dann geht's zu neuem Wagen
Zurück, zu frevelhaftem Beutezug,
Zum grünen Tisch. Dies Ziel ist Deinen Tagen
Bestimmt! Es gilt zu lähmen Deinen Flug,
In seines Treibens Fesseln Dich zu schlagen!
Warum er's will? Er überlegt' es klug!
Du weißt genug jetzt. Willst Du seinem Werben
Noch folgen, Knab', in sein und Dein Verderben?"

Anselm, ergriffen, zögert mit dem Worte.
„Ich sehnte schon mich fort!" beginnt er dann:
„Doch kann ich scheiden nicht von seiner Pforte,
Bevor ich's ihm im Guten abgewann.
O wie willkommen wär' an jedem Orte
Mir Arbeit, wie mein Hoffen sie ersann!
Frei, thätig, sonder Hilfe, möcht' ich schalten,
Aus eigner Kraft das Dasein zu gestalten!"

„Denkst Du so brav?" versetzt mit ernsten Blicken
Der Alte prüfend. „Wenn Du mir vertraust —
Vielleicht, daß wir uns in einander schicken.
Hier, wie mein kleines Reich Du überschaust,
Bin Gärtner ich, zu ländlichem Erquicken.
Doch in der Stadt, durch rußige Hallen braust
Das Räderwerk, und Dampf und Flamme kündet
Die Thätigkeit, die ich dem Fleiß gegründet.

„Nun, fürchte nichts — wenn meine schwarzen Scharen
Bei Dir nicht im willkommensten Geruch!
Du willst vielleicht ein höher Ziel gewahren
Im Hörsaal, hängst an Griffel oder Buch —
Wohlan, darüber kommen wir zum Klaren!
Heut gilt's vor allen Dingen den Versuch,
Ob wir's verstehen, wenn wir uns verbinden
Mit gutem Willen, Dir den Weg zu finden."

Der Jüngling faßt des Alten Hand: „Es fehlen
Mir Worte für den Dank aus Herzensgrund!
Doch einmal noch, ich kann den Wunsch nicht hehlen,
Laßt mit Ubald mich reden! Euch ist kund
Was ich ihm danke. Soll ich fort mich stehlen —"
Der Alte fällt ins Wort ihm: „Deinem Mund
Ist Dank für ihn ein Hohn, ist ein Verbrechen!
Da Du ihn kennst, wie willst von Dank Du sprechen?

„Doch — wenig kennst Du ihn! Kehrst Du ihm wieder,
Er hält, und nun erst schärfer drauf bedacht,
Dich fest, und müßt' er binden Dein Gefieder!
Wie, oder strebst zurück Du, neu entfacht
Vom Klang verlockender Sirenenlieder?
Von Augen, die Dir freventlich gelacht?
Ich sah's! Der Satyr in Mänadenschlingen!
Will das Dein Herz zurück noch einmal zwingen?"

Bestürzt, Beschämungsgluten auf den Wangen,
Erhebt Anselm sich hastig: „Nimmermehr!
Ihr irrt, o Herr! Doch — fort mit dem Verlangen,
Für mich ist dorthin keine Wiederkehr!
Zum Herzen ist mir Euer Ruf gegangen,
Euch biet' ich fürder keine Gegenwehr.
Hinweg von hier! Ich darf — ich darf nicht bleiben!
Erst aus der Stadt will an Ubald ich schreiben."

„Nun wohl, Du gehst mit mir! Doch ausbedungen
Muß Eines sein: Du schreibst nicht an den Mann,
Dem Du mit meiner Hilfe bist entsprungen!
Es kommt der Tag — ich selber sag's ihm an,
Daß ich Dich seinem Treiben abgerungen.
Und, glaube mir, daß ich's vertreten kann!
Die Freiheit sollst in Allem Du bewahren,
Doch in dem Einen mußt Du mir willfahren!"

„So sei's! Ich will mich gern zufrieden geben,"
Versetzt Anselm. „Allein ich fasse kaum
Was ich durch Euch so plötzlich soll erleben!
Zwar gab ich heimlich wohl dem Grübeln Raum,
Als müßt' ein Schleier sich dem Dasein heben —
Doch heut empfind' ich wie in wachem Traum!
Da ich Euch fremd bin, fern von hier erzogen,
Was hat zum Anteil Euch für mich bewogen?"

Der Alte reicht die Hand ihm. „Laß das Fragen
Für kurze Zeit noch! Was ein Traum Dir scheint
Erleb's getrost, und wisse zu ertragen
Was sich Dir anders klärt, als Du vermeint!
Genug: Genießen wir noch mit Behagen
Die Zeit, die mit den Frauen uns vereint!
Auch ihnen bringen wir erwünschte Kunde,
Dann rüsten wir die Fahrt zur Abendstunde."

(Fortsetzung folgt.)

Ringelreihen.

Das Abendrot ist am Verblassen,
Die Seele träumt im Dämmerschein,
Die Kinder spielen auf den Gassen
Und singen einen Ringelreih'n:
„Es regnet auf der Brücke
Und es ward naß."

Die Kinderzeit — der Jugend Schäumen
Vorbei! ich ward ein ernster Mann;
Ach, meiner ersten Liebe Träumen,
Daß ich es nicht vergessen kann —
„Es hat mich was verdrossen,
Und ich weiß, was."

Wohl kannt' ich Tage, selig teuer,
Wohl hatt' ich einen hohen Mut,
Im Herzen heißes, gold'nes Feuer,
Hell war mein Lachen, schnell mein Blut —
„Komm' her, mein Kind, und tanz' mit mir,
Wir sind gar feine Leute."

Da haben heimlich-böse Zungen
Vernichtet Liebe mir und Mai,
Und ob das Herz mir fast gesprungen,
Ich trug mein Antlitz hoch und frei —
„Ei ja freilich,
Was ich bin, das bleib' ich."

Ach, daß die Eine ich verloren,
Die mir zu eigen wollte sein —
Es klingt mir immer in den Ohren
Der Schluß vom alten Ringelreih'n:
„Bleib' ich, was ich bin,
Ade, ade, mein Kind."

Fr. Karstedt.

Sprüche.

Wer weder Scylla noch Charybdis sieht,
Nicht Ohren hat für das Sirenenlied,
Dem argen Zauber Circe's nie verfällt,
Auf seiner Fahrt nicht forscht nach Wo und Wie
Und immer nur gradaus das Steuer hält —
Der ist ein Dummkopf oder ein Genie.

Ludwig Fulda.

*

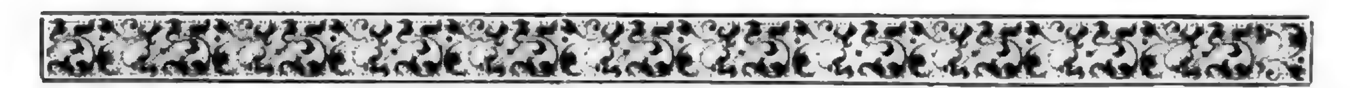
Der Kopf kann dich wohl Klugheit lehren,
Doch weise macht dich nur das Herz.

Gustav Pückert.

*

Ideale — Spinneweben!
Ruhig, Herz, und sei geduldig,
Jedem etwas bleibt das Leben
Und wie Vielen alles schuldig!

Karl Guntram.



Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

(Fortsetzung.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen; Markgraf Eckard, mit einigen deutschen **Heerführern** (von rechts hinten).

Eckard. Mein kaiserlicher Herr!
Otto. Wer stört uns? — — Ihr,
Mein edler Markgraf Eckard. Nun, was bringt Ihr,
Der Triumphator dieses Tags?
Eckard. Es weht
Des Reichs Panier nun auf der Engelsburg.
Auch schickt Crescentius sich zum Sterben an,
Nach Eurem Willen. Doch er fleht, Ihr möchtet
Ihm noch die Gnade Eures Anblicks schenken
Und seiner Seele letzten Wunsch vernehmen.
Tammo (leise zu Annello). Zu leben wünscht er.
Otto (ablehnend). Zeig' ich ihm das Antlitz
Der Majestät, so kann ich ihn nicht töten.
Und sterben muß er, der Rebell, der treulos,
Meineidige Verräter. (Hinausdeutend.) Diese Burg,
Das blutbefleckte Grabmal Hadrians,
Soll seine Richtstatt sein: enthauptet werd' er
Auf ihrem Dach, und seine Leiche werft
Aufs Pflaster dann hinunter! — Markgraf Eckard,
Dies ist mein letztes Wort!
Ein Römer (hinter der Szene rechts). Stephania! Laßt
Stephania durch, zum Kaiser!
Eckard. Herr, ich gehe,
Und Euer Spruch wird bald vollzogen sein.
(Wendet sich nach hinten rechts.)
Stephania (hinter der Szene). Steht! Haltet inne!
Benilo (zu Gregorius und dessen Begleitern).
Hört! Stephania ruft!
(Laut.) Hierher, Stephania!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen: Stephania, Beatrix und nachdrängendes **Volk** (kommen von rechts vorne, durch die deutschen Krieger hindurchdringend; Stephania, halb in einen schwarzen Schleier gehüllt, tritt dem abgehenden Eckard in den Weg).

Stephania (zu Eckard). Haltet inne, sag' ich! —
Und Ihr, der Imperator, hört mich an,
Hört eines Weibes, hört des Jammers Stimme!
Otto. Wer spricht zu mir?
Stephania (tritt näher). Die Gattin des Crescentius.
Otto (finster). Die Witwe.
Stephania. Nein, noch nicht! Ihr könnt das Leben
Ihm schenken; Gnade wohnt auf Euren Lippen!
Otto. Doch nicht in meinem Herzen. Gern vergeb' ich
Dem unterleg'nen Feind; doch diesem nicht.
Und seid Ihr auch sein Weib, Ihr solltet nicht
Für diesen gift'gen Erzverräter bitten;
Er hat sich selbst gerichtet!
Stephania. Herr, er war
Ein Römer, und für Rom hat er gestritten.
Otto. Für Rom? Für sich! — War Rom denn herrenlos?
Es herrschte Teophano, meine Mutter,
Da ich noch Kind war; da erhob der Herzog
Crescentius sich, wie einst sein Vater that,
Und mit dem falschen Namen des Patricius
Von Rom sich schmückend, ward er hier Gebieter.
Bis meine Mutter kam, mit Heeresmacht,
Und ihn zu Boden zwang —
Stephania. Doch ließ sie ihm
Die Hoheit des Patricius!
Otto. Als Vasall
Des deutschen Reiches, nicht als Fürst von Rom.
Und als er drauf, der Zeiten Gunst erwitternd,
Zum Herrn sich wieder aufwarf, kam ich selbst,
Gewaffnet und gemündigt, in der Kraft
Der sechzehnjährigen Jugend, und wir saßen
Hier zu Gericht, der Kaiser mit dem Papst,
Und den Tyrannen dieser Stadt, Crescentius,
Verbannt' ich, nach dem Spruche meiner Fürsten.
Doch weil der Papst ihm fürsprach, ließ ich Gnade
Auf meinen Lippen wohnen, ließ ihn nur
Den Eid der Treue mir noch einmal schwören.
Wie hielt er diesen Schwur? Sobald er nicht
Mein herrschend Aug' mehr sah — nach Deutschland zog ich,
Die Wenden zu verjagen — da ergriff er
Das Szepter wieder, blutig wie sein Sinn,
Falsch wie sein Herz, und setzt' auf Petri Stuhl,
Der nicht verwaist war, einen Gegenpapst
Mit frecher Räuberfaust: und zwang mich, wieder
Zum Schwert zu greifen und dies kranke Rom
Vom schlecht'sten aller Römer zu befreien.
In dieser Stunde wird's geschehn! (Hinausdeutend.)
Vom Dach
Der Engelsburg dort oben wird sein Haupt
Hinunterrollen: aller Welt zum Beispiel:
Scharf ist des Richters Schwert.
Stephania. Nein, nein! Ihr werdet
So streng nicht richten; meinen Gatten nicht.
Ihr, Ihr, so jung noch — so voll Milde noch
Im zarten Antlitz und im weichen Herzen —
Ihr, gut und edel, leuchtend wie der Tag —
Ihr werdet gnädig sein!
Beatrix (kniet nieder). So göttlich strahlt es
Aus Euren Augen; wie Apollo's Haupt
Glänzt Euer schönes Angesicht. Hier fleh' ich
Mit meiner Schwester, auf den Knieen fleh' ich:
Seid gnädig, hoher Herr!
Otto (finster). Vom hohen Herrn
Denkt Ihr so niedrig, daß ihn Schmeicheln kirrte?
Das macht mein Herz zu Stein. Ein Sachsenkönig,
Kein römischer Gaukler bin ich! Markgraf Eckard,
Es bleibt bei meinem Spruch. Geht hin und laßt
Ihn Euch befohlen sein!
(Eckard rechts hinten ab.)

Stephania. Nun denn! so falle
Mein Fluch auf Euer — — Nein, noch fluch' ich nicht.
Noch kann Dein Herz sich wenden. Sachsenkönig,
Bedenke, wer Du bist! Ein Mensch des Todes,
Wie er und wir; des Schicksals Kugel rollt: —
Und mit dem Schwert nur hast Du Rom gewonnen.
Du bist kein Römer; uns, die Kinder Roms,
Zwingt die Gewalt nur; Eide gelten nicht,
Dem Feind geschworen Unser Hort und Herr
War Er nur, Er, Crescentius der Römer —
Und nur sein Henker bist Du, Sachsenkönig,
Sein Richter nicht!

Otto (zuerst fassungslos). Spricht so ein Weib zu mir?
Zum Herrn der Herrn? — — Doch weil Ihr nur ein Weib seid,
So mag's drum sein. — Gebt freien Raum mir, bitt' ich,
Dort führt mein Weg nach Haus.

Stephania (bleibt vor ihm stehn; umherblickend).
Ihr Römer! beugt Ihr
Euch feig und stumm vor diesem gnadelosen
Erwürger Eures Herrn? Bezeugt mir Keiner,
Daß hier mein Gatte nach der Römer Willen
Gebieter war? Daß Euer aller Haupt
Dort oben fallen soll?

Benilo (tritt näher; zu Otto). Wir folgten ihm
Als unserm Herzog, glaubten an sein Recht, —
Und bitten: Gieb ihn frei!

Otto. Spricht Rom durch Dich?

Gregorius (tritt näher).
Erhabner Kaiser! Seine Thaten mögt Ihr
Mit Fug verdammen, danach forsch' ich nicht;
Doch als der Römer Herzog galt und herrscht' er,
Drum sei sein Haupt Dir heilig!

Otto. Sprecht auch Ihr,
Gregorius? Wahrt das eigne Haupt, und schweigt:
Ihr steht im Buch der Schuld. — Ihr Thoren! Säht Ihr
Mit seh'nden Augen, kämt Ihr, mir zu danken!
Klein wie die Letzten machte Euch Crescentius,
Der kleine Fürst von Rom; ich will Euch wieder
Groß machen über Alle! Strahlen soll
Das goldne Rom wie einst als Haupt der Welt;
Vereinen will ich die getrennten Völker,
Das Reich der Römer neu zusammenschmieden,
Doch unter Christi Zeichen und Gesetz.
Es sollen Kaiser hier und Papst vereint
Den Glauben schirmen, durch die Welt verbreiten;
Rom soll das Licht sein —

Stephania. Und der Sachsenkönig
Soll herrschen über Rom!

Otto. Nun ja, beim Himmel,
Er soll! nach Gottes Willen! — So wie dort
Das Grab des großen Kaisers Hadrianus
Zur festen Burg ward, die der Engel heiligt,
So auf dem Grab des alten Römerreichs
Ward dieses neue meines Volks gegründet.
Der Herr berief uns! Herrschen soll die Kraft!
Den großen Karl berief er, als in Moder
Und Schutt dies Rom verging: dann rief er uns,
Karl heißt nun Otto, Franken heißt nun Sachsen.
Fügt Euch dem Spruch des Herrn!

Stephania. Du bist der Herr,
Der spricht, was ihm gefällt — —

(Dumpfes Glockenläuten beginnt.)

Ihr Engel Gottes!
Die Todesstunde schlägt! (Hinausblickend.) Sie führen ihn
Aufs hohe Dach der Burg; der Himmel soll
Ihr blutig Werk mit anschau'n —

(Wirft sich vor Otto auf die Knie.)

Habt Erbarmen!
Ich wollte nicht, nun knie' ich doch . . . Ihr könnt
Von hier noch winken; Eure Stimme kann
Noch rufen: „Schont ihn!" und er lebt! — Ich flehe
Nicht gut, ich weiß es: heiser ward die Stimme
Von Wut und Haß; doch will sie mild wie Harfen
Und Floten klingen. Nehmt sie so. Erbarmen!

Otto. Eu'r wild entflammtes Auge rührt mich nicht
Steht auf! — Von diesem gift'gen Drachen muß ich
Rom und die Welt befrei'n Der Tag wird kommen,
Da Rom mir's danken wird, was heut geschieht.
Ich hab' es Gott gelobt!

Stephania (steht auf). Nun, so gelob' ich
Demselben Gott — — (Wendet sich plötzlich, stößt dann einen Schrei aus.) O Heiland! (Blickt starr hinaus.)

Tammo (blickt hinaus; wendet sich dann zu Otto).
Herr, das Haupt des
Crescentius ist gefallen. — — Heil dem Kaiser!

Die Deutschen. Heil, Kaiser Otto!

Stephania (droht zu sinken Beatrix stützt sie. Halblaut).
Nein, ich falle nicht.
(Mit einem Blick auf Otto.)
Er, er wird fallen. Gott! ich hab's gelobt!

Otto (mit einiger Erschütterung kämpfend, zu den Seinen).
Gott sei ihm gnädig. — Auf zum Aventin!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

In Aachen, vor dem Münster, dessen Hauptportal im Hintergrunde, doch nicht in der Mitte steht. Zu den Seiten Bäume und Häuser. (Kurze Dekoration.)

Erster Auftritt.

Markgraf Eckard, Graf Tammo, Graf Otto von Lomello, einige Edle und der **Schultheiß von Aachen** (stehen auf dem Platz, unter einem Baume).

Eckard (lächelnd). Nein, werter Schultheiß, widersprecht mir nicht.
Ihr denkt wie ich; nur heißt Euch Menschenfurcht
Behutsam reden —

Schultheiß. Ehrfurcht, edler Markgraf,
Vor meinem Herrn und Kaiser!

Eckard. Nun, beim Bart
Des großen Otto, ehr' ich ihn denn nicht
Wie sonst ein Mann im Reich? Ich sage nur:
Versteh' ihn, wer da kann! Mein Sachsenkopf
Ist, wie mir däucht, zum Wendenschädel worden.
Er kann's nicht fassen! Rom war unser, gut;
Wir tranken guten Wein, und konnten wohl
Ein Faß noch, oder mehr, in Frieden trinken.
Da kommt uns Botschaft: zwischen Elb' und Oder
Rührt sich der Teufel wieder, wendisch Volk
Berennt die Burgen uns, und „Feurio!" heißt es
Und „Mordio!" rings im Land — nun, wie ihr's kennt.
Ich trete vor den Herrn: die Zeit ist kommen,
Mein teurer Kaiser, sag' ich, daß Ihr Ordnung
In unsern Marken macht, und diesem Volk
Der Heiden, das zu groß und breit geworden,

Das hohe Antlitz zeigt und Euer Schwert,
Und sie nach Osten jagt! Er nickt. Wir rüsten;
Wir brechen auf von Rom. Nach Norden geht's; —
Und dann nach Osten, denk' ich! — Ja, da lacht mich
Der Teufel aus. Wie Wetterwolken, die
Am Meer hinabziehn, plötzlich landwärts gehn,
Gott weiß warum, so wendet Kaiser Otto
Nach Westen, wie von anderm Wind getrieben,
Und über'n Rhein, und läßt die Wenden gehn,
Und vor dem Münster stehn wir nun in Aachen.

Schultheiß. Ich denke, Kunde kam: der Wende giebt
Schon wieder Ruh'.

Lumello. Ja — bis zum Donnerstag.
Das ist zum Lachen!

Eckard (zum Schultheiß). Nicht von heut und morgen, —
Vom Reich der Deutschen ist die Rede, Mann,
Und wie man's fest begründet! Beugen muß sich
Der Wende dem Germanen! Siegen über
Die Götzen muß das Kreuz! Als dieser Otto,
Der Wunderknabe, endlich mündig ward,
Da hofften wir: Der führt's nun herrlich aus,
Was einst sein Ahnherr Heinrich groß begonnen;
Das Räubervolk der Heiden legt er nieder
Und macht sie deutsch und christlich. Nun? Wo sind wir?
Zweimal nach Welschland ging's — die alte Leier,
Die wir schon oft gespielt — und jetzt, als wären
Wir Wallfahrtspilger mit dem Muschelhut,
Ziehn wir gemächlich durch die deutschen Lande
Zu Karl's des Großen Grab!

Schultheiß. Mein edler Markgraf,
Der Herr ist jung und kann noch viel vollbringen.

Eckard. Ei freilich! Und wir hoffen's! — Doch, beim Bart
Des großen Otto, Wunder muß mich's nehmen.
Was thun wir hier in Aachen?

Schultheiß (lächelnd). Mit Vergunst:
Schmäht unser Aachen nicht. Der große Karl
Liegt hier im Münster; unsre Könige
Empfangen hier die Krone. Kaiser Otto
Nennt uns nach Rom die erste Stadt im Reich,
Und Aach'ner Luft macht frei von Acht und Bann,
Wir haben das Asylrecht.

Eckard (lächelnd). Ei! So kann
Die Stadt der Könige die der Schelme werden.

Lumello. Verfall ich je dem Schwert um meine Sünden,
Dann klopf' ich hier ans Thor!

Tammo. Du kannst auch hier
Zum Sünder werden. Schau nur hin: dort kommt
Ein Kind, der Sünde wert!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Swanehild (kommt von links, einen Blumenstrauß in der Hand), mit andern **Jungfrauen** (alle festlich gekleidet).

Schultheiß (leise, ernst). Ihr edlen Herrn,
's ist meine Tochter.

Tammo (ebenso). Dann vergebt mir, Schultheiß,
Die zuchtlos freie Rede.

Schultheiß. Ei, Ihr scherztet.
(Laut.) Mein Töchterlein, begrüß' die edlen Herrn.
Hier steht der hochgepries'ne Held, der Markgraf
Von Meißen, der Bezwinger Roms.

Eckard. Ihr blast
Mit vollen Backen in die Ruhmstrompete,
Wie Fama, diese Schelmin. Nur ein Grabmal
Bezwang ich, weiter nichts! — Doch, Mann, Ihr habt
Ein wunderlieblich Kind.

Schultheiß (lächelnd). Doch nur aus Aachen. — —
Nun, Kind? was treibt Dich her?

Swanehild (schüchtern lächelnd). Die Ungeduld.
Und kommt nicht bald der Kaiser?

Eckard. Freilich kommt er;
Wir warten hier auf ihn. Er ritt hinaus,
Die Frankenburg zu sehn, die Karl der Große
Für sein Gemahl Fastrada einst gebaut,
Als Sommersitz der Minne. — Nun, und Ihr,
Was wollet Ihr vom Kaiser?

Swanehild. Nichts

Schultheiß Sie meint —

Swanehild. Ihm bringen möcht' ich diese Sommerblumen,
Die ersten dieses Jahrs.

Schultheiß. Wofern er sie
Zu nehmen würdigt —

Swanehild. Warum sollt' er nicht?

Eckard (lacht). Bei Otto's Bart, da habt Ihr Recht!

Lumello (leise zu Tammo). Das sind
Die blonden Ähren und die sanften Rosen.
Ein holdes deutsches Kind!

Tammo (leise). Ei sieh doch! Und
Die Römerin? Vergessen?

Lumello. Nein. Was denkst Du.
Das Nixenvolk vergißt sich nicht so leicht.
Und kaum erst Arm in Arm, da hieß es: auf!
Wir ziehn nach Deutschland heim! — Doch hielt ich's immer
Mit jenem weisen Mann aus Griechenland,
Von dem ich einst 'nen Mönch hab' sagen hören;
Deß Rede war: ich hab' die Minne, doch
Mich hat die Minne nicht!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Otto (kommt von rechts, mit) Bischof **Bernward** und **Rainard.**

Otto (zu Bernward). Wie wirkt es Wunder
Im Menschenherzen, so durchs Land der Schatten
Auf großer Männer Spuren hinzugehn. —
Ich bin noch immer in der Frankenburg
Beim großen Karl und seiner Kaiserin.

Bernward. Ihr nahmt ihn früh zum Vorbild —

Otto. Ja, der Knabe
Sah ihn als Leitstern schon am Himmelszelt.
O könnt' es einst im Buch der Ehre heißen:
Karl ward erneut in Otto!

Eckard (hat inzwischen leise mit dem Schultheiß und seinem Kind gesprochen; jetzt zu Swanehild, sie ermutigend). Sprecht ihn an;
Seid unverzagt!

Swanehild (geht schüchtern auf Otto zu, die Blumen vor sich hinhaltend). Mein Herr und Kaiser —

Otto (blickt aus tiefem Sinnen auf und flüchtig über sie hin; zerstreut). Ja,
Der bin ich. — Edle Herrn! Schultheiß von Aachen!
Mich hat des Geistes Drang hierhergeführt
Zur Stadt des großen Karl: ein heiß Begehren,
Das Gott, so denk' ich, mir ins Herz gelegt.
Und wie mein Traum ist, Karl's gewaltig Reich
Auf Erden zu erneu'n, so treibt es mich,

Gleichwie sein Erbe an sein Grab zu treten,
Den Staub noch zu verehren, der da ruht,
Und mein Gelöbnis ihm zu wiederholen.
Drum hab' ich seine Gruft im Münster dort
Eröffnen lassen — eben jetzt geschieht's —
Und will sie heut' noch sehn.

Lumello (überrascht wie die Andern, leise zu Tammo).
Ein toller Einfall! —
Er lebt mit Geistern, nicht mit uns.

Otto. Ihr Alle
(Mit halbem Lächeln.) Schweigt wie das Grab. Verwundert
Euch so sehr,
Daß mir die Toten noch lebendig sind?
Mißfällt's Euch, daß ich ihren Frieden störe? —
Sprecht, Markgraf Eckard.

Eckard (zurückhaltend). 's ist der Toten Sache
Und nicht die meine, Herr. Doch weil Ihr sagtet:
„Noch heut'" — es nächtelt schon.

Otto. Mit Fackeln steigen
Wir in die Gruft hinab.
(Blickt träumend in die Luft, wobei sich sein Auge unbewußt auf Swanehild's Gesicht heftet.)
Ich muß ihn sehn,
Den hocherhabnen Mann in seinem Frieden;
Vielleicht sein Antlitz noch — —
(Bemerkt nun Swanehild, wie erwachend.)
Wer ist dies bleiche,
Erschrockene Gesicht? — Wie kommt die Jungfrau
Hierher?
(Swanehild will reden, hebt aber nur die Blumen, schweigt verschüchtert.)

Schultheiß. Herr Kaiser, mit Vergunst: es ist
Mein Töchterlein —

Otto. Was wollen diese Blumen?
(Blickt die schweigende Swanehild aufmerksamer an; nickt ihr dann freundlich zu. Lächelnd.)
Sprecht, blasse junge Maid.

Swanehild (sich allmählich fassend). Erhabner Kaiser —
Die ersten Blumen dieses Sommers sind's;
Die dacht' ich Euch zu bringen Doch verzeiht,
Daß ich so kühnlich — —

Otto (fast verwirrt; zart). Ei, gebt her. Ich dank' Euch. —
Und gebt mir auch die Hand dazu. — Wie lieblich
Das rauhe Deutsch von Euren Lippen klingt.
(Lächelnd.) Doch wie Ihr bleich wart. Laßt die Rosen wieder
Auf Euren Wangen blühn!

Swanehild (zutraulich lächelnd). Ihr machtet mir
Ein Grau'n mit Euren Toten. Und Ihr saht
Durch mich hindurch ins Ferne —

Otto. Doch nun seh' ich
Euch selbst, leibhaftig; — und mit Augenlust.
(Auf ihre Wangen deutend.)
Und da die Rosen wieder glühn, so steht Ihr
Recht wie ein Bild der blüh'nden Heimat da . . .
Wie heißt Ihr, Jungfrau?

Swanehild. Swanehild.

Otto. Ihr macht
Musik aus Eurem Namen.
(Musik von Geigen und Lauten links hinter der Szene; lachende Stimmen dazwischen, und taktmäßiges Stampfen.)
Was erklingt denn
Von dort? so fröhlich?

Bernward (von seinem Platz hinausblickend). Auf dem
Anger dreht
Sich tanzend Volk.

Swanehild. Um eine Stange, Herr,
Drauf sie die erste Sommerblume steckten
's hier ein alter Brauch

Otto. Ein sinniger. — —
Mir wird so wohl heut in der Heimat, Bischof. —
(Zu Swanehild, ihre Hand nehmend.)
Noch einmal habet Dank!

Lumello (leise zu Tammo). Ei seht! Er hat sie
Schon wieder bei der Hand.

Tammo (leise). Und lächelt herzlich.

Lumello (leise). Beginnt dies Eis zu tau'n? — Bis
heute liebt' er
Nur seine Mutter, sonst kein Weib auf Erden! — —
Doch ja, wir sprachen schon von jenem Schleier —
Ein Weib darunter — der geheimnisvoll
Dem Heer durch Deutschland folgte; bald verschwunden,
Bald wieder flatternd um uns her — wie Vögel
Ein Schiff zu Meer begleiten. — Hat man wieder
Von ihr gehört?

Tammo (leise). Mein Bruder Bischof sah sie
Heut oder gestern in der Aach'ner Stadt.

Lumello (leise). Ist das ein süß Geheimnis unsres
Herrn?
Und ward er endlich jung?

Otto (hat inzwischen mit Swanehild gesprochen; fortfahrend).
Beim Volk der Griechen
War einst der Brauch — — Worüber lächelt Ihr
So gar verstohlen? (Blickt umher.) Warum schaun sie Alle
Hierher auf meine Hand?

Swanehild (ein wenig verschämt, doch kindlich offenherzig).
Weil sie noch immer
Die meine hält.

Otto (läßt sie unwillkürlich fahren). 's ist wahr.
(Etwas verwirrt lächelnd.)
Vergebt mir das. —
So war ich stets: versonnen und vergessen.

Swanehild (bewundernd). So voll Gedanken, Herr, und
Wissenschaft.

Schultheiß. Das Wunder dieser Welt!

Otto (lächelnd). Heut' ist die Welt
Mein Wunder, Schultheiß: wie sie mir gefällt.
Gut ist's daheim auch, fühl' ich; und die Schwingen
Des Wandervogels schlafen heut so friedlich
In dieser Dämm'rung ein. Ich sehne mich
In keine Ferne; (herzlich lächelnd) wohl mir bei den Meinen!

Swanehild. O blieb't Ihr lang' daheim!

Eckard (näher tretend). Die Jungfrau redet
Ein gutes Wort, mein kaiserlicher Herr.
Laßt Rom nun, wo es ist, und gönnt uns lange
Den Anblick unsres eingebornen Königs
Und seines Szepters Kraft!

Otto (ein aufsteigendes Mißgefühl bekämpfend).
Mein Szepter, denk' ich,
Ist hier, auch wenn es Euer Aug' nicht sieht.
Was wollt Ihr sagen, Markgraf?

Eckard. Nur ein Wort
Aus einem Sachsenherzen. Nicht in Welschland
Blüht unser Weizen, denk' ich: unsre Marken
In Nord und Ost sind unser Ackerfeld,
Mit unserm Schwert zu pflügen. Herr, als Knabe
Zogt Ihr mit mir in manchen Wendenstreit;
Als junger Held nun führt uns, zu vollbringen,

Was Gott Euch anvertraut! Nicht in der Gruft
Des toten Karl liegt Euer Erbe; dort
Im Osten liegt es, auf dem Siegesfeld,
Und für das Reich der Deutschen sollt Ihr's erben!

Otto (vor Erregung mühsam sprechend).
Ich soll? — Wo seid Ihr, Markgraf? — Weil ich jung bin,
Und nicht langbärtig wie der große Otto,
Mein Ahn, der Euer Haus so hoch gemacht,
Vermeint Ihr wohl, den Knaben noch zu sehn,
Den Ihr im Feld belehrtet. Ich bin mündig
Und wandle meine Straße!

Eckard (bestürzt). Ihr verkennt mich,
Mein Herr und Kaiser —

Otto. Ich verkenn' Euch nicht.
Ihr seid der tapfre Markgraf, ein erprobtes
Werkzeug der Majestät, um störrige Burgen
Zu brechen, böse Nachbarn zu verjagen.
Was unsern Marken nützt, weiß Keiner besser.
Doch was den Herrn des Reichs bewegen mag,
Auch Herr in Rom zu sein, den Papst zu schirmen,
Der Deutschen rohe Kraft an welscher Bildung
Zu formen und mit Geisteskraft zu füllen,
Dies Reich zum Reiche Gottes zu erhöhn, —
Das wohnt in Euch nicht; das betastet nicht.
Auch was ich in der Gruft des großen Karl
Mag suchen oder finden, das verdeutscht
Eu'r gutes Schwert Euch nicht. Und darum laßt mich
Des Reichs nur walten, wie mein junger Geist
Es lang' und streng bedacht!

Eckard (zuerst stumm vor Zorn, sein ganzer Körper erbebt).
Bei Gottes Tod —! (Verstummt

Otto (sich hoch aufrichtend). Was wollt Ihr sagen?

Eckard (sich äußerlich fassend). Nichts. — Wofern Ihr meiner
Nicht mehr bedürftet, möcht' ich Urlaub nehmen.

(Otto schweigt; macht eine leichte, zustimmende Bewegung.)

Gott schütz' Euch, Herr!

Otto (kalt). Und Euch!

(Eckard entfernt sich langsam nach links.)

Bernward (leise). Ihr habt ihn tief
Und schwer verwundet, Otto.

Otto (halblaut). Fahr' er hin! —
Ein Bär! Ein Narr mit seinem Schwert: ein Tolpatsch —

Bernward. Doch ist's ein treuer Mann.

Otto (ungeduldig). Nun ja doch —

(Unterbricht sich; schließt die Augen, thut einen tiefen, seufzenden Atemzug. Blickt dann zum Himmel auf; preßt die Lippen wie in einem erkämpften Entschluß zusammen. Dann, laut.)

Markgraf
Eckard von Meißen! — (Leise.) Kehrt er um?

Bernward (leise). Er kommt.

Eckard (kommt zurück, finster, kalt)
Mein kaiserlicher Herr hat mich gerufen.
Hier bin ich.

Otto (tritt ihm näher). Geht nicht so von mir. — Graf Eckard,
Wir waren Beide rasch. Das Blut in uns
Läuft wie ein Felsbach. Doch um Christi Willen
Laßt uns die Meister unsres Blutes sein,
Und guten Frieden haben.

Eckard (in aufwallender Herzlichkeit). Herr — —

(Zieht sich wieder in sich zurück. Kalt und ruhig.)

Ich bin
So dumm nicht wie mein Schwert, und beuge mich
Vor Eurer Weisheit. Mög' Euch Gott erleuchten.

Otto. Die Zeit wird kommen, wo mich meine Straße
Ins Land der Wenden führt.

Eckard (wie vorhin). Dann werdet Ihr
Mein treues Schwert an Eurer Seite sehn. —
Gott sei mit Euch! (Wieder links ab.)

Otto (nach einer Stille). Es nachtet. — Dort im Osten
Läßt schon der Mond sich spüren. — Kämm'rer Rainard,
Wir gehn an unser Werk.

Schultheiß. Mein gnäd'ger Kaiser, —
Wenn Ihr's vergönnt, ich wünsch' Euch gute Ruh'.

Otto. Fahrt wohl.

(Zu Swanehild, mit erzwungnem Lächeln.)

Und Ihr, im Schutz der Engelscharen,
Träumt einen süßen Traum!

Swanehild (wieder verschüchtert). Habt gute Nacht.
(Für sich.) Nun schaut er wieder durch mich hin ins Ferne.
Und meine Blumen hat er ganz zerdrückt.

Schultheiß (leise). Ei, Kind, so komm!

Swanehild (für sich). Von Toten werd' ich träumen —
Und ihn im Grab sehn. — Ei, Du schöner Kaiser,
Fahr' wohl! (Mit dem Schultheiß und den Jungfrauen ab, nach links.)

Tammo (während Otto zu Rainard spricht, leise zu Lumello).
Wir Alle gehn. — Der Markgraf Eckard
Wird diese Stunde Dir bezahlen, Otto,
Deß magst Du sicher sein!

Lumello (leise). Verhüt' es Gott,
Du Unheilsrabe

(Tritt mit den Anderen näher, sich vom Kaiser zu verabschieden. Dieser wendet sich zu ihm.)

Otto. Graf Lumello, bleibt.
Ihr sollt mit mir hinab. — Ihr edlen Herrn,
Habt gute Nacht!

(Tammo und die andern Edlen ab, nach rechts. Nur Otto, Bernward, Lumello und Rainard bleiben auf der Bühne.)

Sorgt für die Fackeln, Kämm'rer;
Und daß die Knaben singen: Media vita
In morte sumus. So verklären wir
Das schaurig düstre Werk durch süße Stimmen
Und frommen Bittgesang. Bereitet alles,
Dann ruft mich. (Rainard ins Münster ab.)

Bernward. Teurer Kaiser —

Otto (freundlich). Still! — Ich seh's
Euch an: Ihr wollt vom Grafen Eckard reden.
Der sei für heut vergessen! — (Zu Lumello.) Morgen schickt
Den Boten zu mir, der so gute Kunde
Aus Süditalien brachte. Capua
Ist wieder treu, Salerno hat gehuldigt,
Neapel mußte seine Geiseln stellen.
Der Bote soll zurück, mit neuer Weisung.
Wir dringen weiter, Bischof! Dort im Süden
Vollend' ich meines hohen Vaters Werk,
Räche sein Unglück; auch die letzte Scholle
Des fernsten Welschland wird mein Banner tragen!

Bernward. Das walte Gott!

Otto Und dann — Ich dachte nie
Ein Weib zu freien; doch die Krone will's.
Dann frei' ich mir des griechischen Kaisers Kind;
Und einst, so hoff' ich, wachsen beide Reiche
Zusammen wieder, meinem Szepter dienstbar.
Und wie der Adler über seinem Fels

Mit breiten Schwingen schwebt, so wird alsdann
Der deutsche Doppelaar gebreitet über
Europa ruhn, den Blitz in seiner Klaue,
Auf seinem Haupt das Kreuz!

Vierter Auftritt.

Otto, Bernward, Lunello; Rainard (aus dem Münster). Zuletzt **Stephania.**

Rainard (am Portal). Erhabner Kaiser,
Bereit ist alles.

Otto (sich sammelnd, in schlichtem Ernst). Wohl. So kehren wir
Aus unserm Wolkentraum zur Erde wieder
Und steigen demutsvoll ins Haus des Todes
Hinab. — — Wie fand man ihn?

Rainard (tritt heran). Der Kaiser liegt nicht,
Er sitzt auf seinem Thron. Und Wunder nahm es
Die Männer, die ihn sahn, wie wohl erhalten
Der hehre Leichnam ist.

Otto (nickt sinnend vor sich hin). Wir nehmen das
Als günstig Zeichen an.

(Wendet sich zum Münster zu gehen; wirft dabei einen verlornen Blick in die Ferne, bleibt stehen.)

Dort seh' ich wieder — — (Stockt.)

Rainard. Was seht Ihr, hoher Herr?

Otto. Wer war das Weib
Im dichten Schleier, das so nah uns stand,
Als ich Euch anbefahl, die Gruft zu öffnen?
Dort steht sie wieder, wenn der Mond nicht täuscht.

Rainard. Ich kenn' sie nicht. — In jener Stunde, Herr,
Sah ich sie nicht.

Otto (mit ernstem Lächeln). Mein Auge träumt zuweilen
Und sieht auch was nicht ist. — — So gehn wir denn,
Ihr Herrn, den größten Toten zu begrüßen;
Und Er, vor dem so klein die Größten sind,
Zürn' unserm Werke nicht! — Ihr, Kämm'rer, führt uns.

(Alle ab, in das Münster.)

Stephania (das Gesicht durch einen Schleier verhüllt, kommt langsam, vorsichtig um sich blickend, von rechts. Sie geht zum Portal des Münsters; bleibt hier, von starker Bewegung ergriffen, stehen, atmet laut, wirft den Schleier zurück, wie um mehr Luft zu gewinnen; der Mond, der schon eine geraume Zeit scheint, beleuchtet ihr blasses Gesicht. Sie starrt vor sich nieder; macht dann über sich das Zeichen des Kreuzes. Tritt, sich wieder verschleiernd, durch das Portal in die Kirche.)

(Fortsetzung folgt.)

Verzagtheit.

In dieses Frühlings Jubeltagen,
Wo rings das trunkne Glück sich regt,
Laß, Teure, mich den Kummer klagen,
Der wühlend mir die Brust bewegt!
In scheuer Sehnsucht möcht' ich sterben,
Austilgen meine letzte Spur:
Ich bin nicht wert, um Dich zu werben, —
Zur Schönheit paßt die Schönheit nur!

Du Königin im goldnen Haare,
Licht-Elfe mit dem süßen Mund,
Ich liebe Dich, Du Wunderbare,
Wie nichts auf diesem Erdenrund.
Des Frühlings wonnesamste Kränze
Verglühn vor Deiner Augen Pracht;
Du gleichst dem Tag im jungen Lenze,
Und ich bin häßlich wie die Nacht.

Begreifst Du nun, Du Sanfte, Linde,
Wie sich mein Herz in Zweifeln quält?
Ach, was ich flammenheiß empfinde,
Nimm's an für alles, was mir fehlt!
Nimm diese Glut, die ewig-neue,
Die opfergleich Dein Bild umloht!
Noch einmal nimm den Schwur der Treue,
Den Schwur der Liebe bis zum Tod!

Was beugt so schmeichelnd sich hernieder?
Was streift so lächelnd mir das Haar?
Isolde, ja, nun weiß ich's wieder,
Daß ich ein Thor, ein Träumer war!
Mein warst Du ja von Urbeginne,
Mein durch der Schickung Rat und Schluß.
Nicht Menschenwitz beherrscht die Minne:
Sie liebt und meidet, weil sie muß!

Wie scheint die Welt mit einem Male
So göttlich mir, so frei und groß —
Die Wipfel glühn im Abendstrahle —
Fromm ruht mein Haupt in Deinem Schoß.
Der Bach entrollt zum fernen Strome,
Und blinkt uns goldnen Gruß zurück —
Und rauschend singt im Buchendome
Der Mai das Lied von unserm Glück.

Ernst Eckstein.

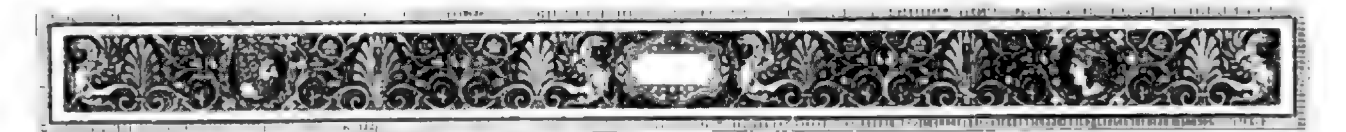
Cape Cod.

Hörst den Ton Du, ferngezogen,
Dumpfen Brandens breiter Wogen
Auf geduld'gen Küstenstrand?
Hörst Du's klopfen an die Wand
Die Dich trennt von öden Weiten?
Hinterm Wall von Dünensand
Rufen Dir die Ewigkeiten.

Einfach sind sie, diese Töne.
Keine mannigfaltige Schöne
Windet sie zum bunten Kranz.
Tiefernst ist der Mummenschanz
In den grauen Wolkenhallen.
Ewig wiegt derselbe Tanz:
Leis Erschwellen, brausend Fallen.

Diesem Ton, dem ewig Einen
Mag die Seele so sich einen,
Daß sie weiter nichts vernimmt,
Daß sie selber in ihn stimmt,
Von der Urkraft aufgesogen,
Welle unter Wellen schwimmt
Und dahintönt langgezogen.

Friedrich Ratzel.



Ernst Schulze in Göttingen.

Nach ungedruckten Quellen.

I.

Die hier wiedergegebenen, bisher ungedruckten Mitteilungen über den Entwickelungsgang des Dichters der „Bezauberten Rose" sind als Fortsetzung jener Aufsätze zu betrachten, welche wir im letzten Bande dieser Zeitschrift unter dem Titel: „Zur Charakteristik Ernst Schulze's" veröffentlicht. Doch werden sie auch jenen Lesern verständlich sein, denen die genannten Aufsätze nicht vor Augen gekommen. Denn die jähe Wandlung vom schwärmerischen Jüngling zum genußfreudigen Jünger Wieland's, den merkwürdigen Gegensatz zwischen einer durchaus reinen Lebensführung und dem sichtlichen Bestreben, anderen als frivol und leichtfertig zu erscheinen, spiegeln auch gleich die ersten, hier mitzuteilenden Briefe wieder.

Im Frühling 1808 war Rüling, der Schulfreund Schulze's gestorben. Der junge Dichter hatte ihn drei Jahre vorher als Pfleger nach dem Rehburger Bade begleitet und auch in der Folge alles gethan, was in seiner Kraft stand, um das Los des armen, dahinsiechenden Freundes zu lindern. Das folgende Schreiben Schulze's aus Göttingen, vom 16. Juni 1808 datiert und an seinen Freund Fritz von Bülow gerichtet, giebt den Eindruck wieder, den die Kunde von Rüling's Tode auf ihn gemacht:

„Der Tod des armen Rülings hat auch mich innig betrübt. Noch einige Tage, ehe er starb, war ich bey ihm und freute mich, als ich ihn so augenscheinlich der Besserung entgegen eilen sah. Ich glaubte nicht, daß ich ihn zum letzten Mahle sehen würde. Drey Tage nachher, als ich von einer fröhligen Landparthie zurückkam, ließ seine Mutter mir seinen Tod ankündigen. Ach, seine anscheinende Heiterkeit war kein Zeichen von Besserung, es war das Vorgefühl eines glücklichern Lebens, in welches er bald treten sollte. Deinen Brief hat er noch erhalten und sich dabey zärtlich an Dich erinnert. Seine Mutter, welche ich nicht mehr sprach, weil sie den Tag darauf Celle verließ, ließ mich bitten, Euch diesen Tod bekannt zu machen und ich hatte mir vorgenommen, es in Braunschweig so schonend als möglich zu thun und unglücklicherweise wurde ich daran gehindert. Doch warum sollen wir länger um den hingeschiedenen Freund klagen?

Sunt altera nobis
Sidera, sunt orbes alii, lumenque videbis
Purius, Elysiosque magis mirabere campos,
Cultoresque pios. Illic pretiosior aetas,
Aurea progenies habitat, semperque tenemus
Quod superi meruere semel, nec mollia desunt
Prata tibi . . .

Ich könnte Dir noch tausend triviale Trostgründe anführen, aber ach, sie stillen den Schmerz nicht, und sind nichts als Sophismen, welche sich dem Herzen aufdrängen wollen und doch viel zu schwach sind, es nur im mindesten zu erleichtern. Laß uns daher einen Schleier über diese traurige Begebenheit ziehen und uns zuweilen in Augenblicken, wo unser Herz keiner Freude fähig ist, durch die Erinnerung des Gestorbenen nicht betrüben, nein, mit frohem Blick einer Zukunft entgegen sehen, wo wir ihn schöner und vollkommener wiederfinden werden. Zu einem solchen Blick in die Zukunft habe ich in dieser Zeit oft Gelegenheit gehabt. Ein hartnäckiger Husten, welcher mich vor kurzem überfiel und den ich für Schwindsucht hielt, machte mich glauben, ich würde das Ende dieses Sommers nicht erleben. Jetzt, da ich überzeugt bin, daß es nur Einbildung war, schreibe ich es Dir, da ich es sonst nicht gethan haben würde, um in Dir keine Besorgniß zu erregen. Ich weiß nicht, theurer Freund, warum der Gedanke an den Tod für viele Menschen so schrecklich ist. Ich glaube auch, daß die Menschen den Tod eigentlich nicht fürchten, sondern nur die Vorstellung, welche sie von dem Augenblick des Sterbens haben. Für mich hat die Idee des Todes nichts Schreckliches und ich sah ihm oft mit Freude entgegen, besonders da ich in dieser Zeit mich oft mit einigen Freunden über Materien unterhalten hatte, über welche es mir unmöglich war, mir Aufklärung zu verschaffen und die ich mir in einem vollkommenerem Zustande aufzuklären hoffte. Doch glaube nicht, mein Theurer, daß diese Gedanken aus Unzufriedenheit mit der Welt herrühren. Nein, ich befinde mich in der Welt noch ebenso gut, wo nicht besser, als sonst, und nur die Überzeugung, daß ich mit dem Schicksale nicht kampfen könnte, brachte mich zu dieser ruhigen Gelassenheit. Doch genug hiervon; laß uns jetzt über heitere Gegenstände reden. Ob ich künftigen Michaelis zu Dir kommen kann, weiß ich nicht bestimmt, doch wirst Du auf alle Fälle einen Repräsentanten meiner Person zu sehen bekommen. Bouterwek hat mich nemlich um anderthalb Bücher von meiner „Psyche" gebeten, um sie in seiner „Neuen Vesta", welche alle halbe Jahre herauskommt, abdrucken zu lassen. Da ich den Vorteil einsah, zuerst unter den Auspizien eines solchen Mannes zu erscheinen, willigte ich gern ein. Ich habe auf seinen Rath die Psyche ganz in Verse umgeschmolzen und die letzte Arbeit, obgleich sie mir anfangs ungelegen kam, scheint mir doch besser geraten, als die erste. Ich arbeite jetzt fleißig an der Vollendung des Ganzen, welches unter diesen Umständen nun wohl erst Ostern herauskommen wird. Dann werde ich eine romantische Ritterepopoe versuchen. Der Gedanke an ein solches Gedicht war mir von jeher der angenehmste. Schon vor drittehalb Jahren unternahm ich es, mich an eine Dichtung dieser Art zu wagen, fand aber, daß ich bey weitem noch nicht den ungezwungenen, erzählenden Ton und die Leichtigkeit der

Verse besäße, welche notwendig dazu erfordert werden. Der höchst mißlungene Versuch wurde also verdientermaßen der Vergessenheit anheimgegeben. Jetzt habe ich mich mehr im erzählenden Styl geübt, bin aber doch versichert, daß mein nächster Versuch immer eine sehr unvollkommene Arbeit bleiben wird. Die Materialien dazu habe ich mir während meines Aufenthalts in Göttingen reichlich durch die Lektüre der alten französischen und englischen Ritterromane gesammelt, wovon die Bibliothek würklich einen großen Vorrat hat.

Es hat außerordentliche Reitze für mich, in den Gebieten der altromantischen Phantasie umherzuschwärmen. Die Geschichten von Feen, Rittern, bezauberten Schlössern und grausenden Gefahren, alle diese Erzeugnisse der freyen und entfesselten Einbildungskraft hatten schon in meiner Kindheit eine große Wirkung auf mich, und da ich nun einmal nicht für die höhere und durchaus pathetische Poesie gemacht bin, bleibt mir nichts über, als diese meine Lieblingsgegenstände zu behandeln. Einen Plan habe ich mir nicht gemacht und werde mir auch keinen machen, weil ich nicht die Geduld dazu besitze, sondern ich werde mich frey den Eingebungen meiner Phantasie überlassen, und in den Wundergeschichten der Feenwelt wie in einem dädalischen Labyrinth umherirren. Freylich werden wohl vier oder vielleicht sechs Jahre über dieser Beschäftigung vergehen, weil ich nur sehr langsam arbeite; aber ich denke nicht, daß mich der Muth und die Lust in der etwas langen Zeit verlassen soll."

Das zuletzt erwähnte Rittergedicht blieb ebenso liegen, wie der Erstlingsversuch „Lanzelot vom See". Über die „Psyche" bleibt uns nun, da wir den Dichter selbst so ausführlich darüber vernommen, wenig nachzutragen übrig. „Das erzählende Gedicht", berichtet Bouterwek, „das er mir stückweise mitteilte, erwies die Fortschritte, die er in der poetischen Behandlung der Sprache und in der Kunst des Styls machte." Diesem Urteil werden wir uns wohl anschließen dürfen. Auch Tittmann's Äußerung: „Dem Dichter erschien sein Werk so unbedeutend, daß er nicht einmal davon reden hören mochte, und doch war alles nach Form und Inhalt des Meisters nicht unwürdig" ist als zutreffend zu bezeichnen. Freilich berührt eben die sklavische und bis auf die kleinste Äußerlichkeit erstreckte Nachahmung Wieland's etwas störend. Das Gedicht erschien zunächst in Bouterwek's „Neuer Vesta" (Leipzig 1808, unter dem Titel „Amor und Psyche, Ein Fragment aus einem griechischen Märchen"; zwei Jahre später brachte dieselbe Zeitschrift ein Fragment aus dem fünften Buche, woraus man jedoch nicht auf eine allmähliche Vollendung der Dichtung schließen darf; dieselbe war bereits 1808 vollständig fertig. Als Ganzes erschien sie erst nach des Dichters Tode (1819) im 3. Bande der nachgelassenen Schriften und zugleich in einer Separat-Ausgabe.

Aus dem Jahre 1809 liegt uns zunächst ein Schreiben an seinen Freund Georg Olbers in Bremen vom 5. Januar vor:

„Wie wirst Du diesen Brief aufnehmen, theurer George? Wirst Du den Freund zurückstoßen, der sich Dir reuevoll nähert, oder wirst Du ihm von Neuem die Hand reichen? Ach, ich habe Dir viel abzubitten, aber ich hoffe dennoch auf Deine Verzeihung. Entschuldigen will ich mich gar nicht, ich würde keine Gründe dazu finden, denn meine unverzeihliche Nachlässigkeit liegt nur zu klar am Tage. Ich bin nun einmahl so. Wer mein Freund seyn und bleiben will, muß mir viel vergeben können, muß mit mancher meiner Grillen Nachsicht haben, und das, wodurch ich sonderbar und von Anderen abweichend erscheine, nicht in einem zu nachtheiligen Lichte betrachten. Meine Gemüthsart, welche Dir bisher vielleicht nicht ganz klar gewesen ist, werden Dich Treviranus oder Dörrbecker näher kennen gelehrt haben. Da wir bald zusammenleben werden, ist es Zeit, Dich mit ihr ganz vertraut zu machen, damit Du Dich nicht gar zu sehr in mir geirrt zu haben glaubst. Ich kann nicht läugnen, daß ich etwas leichtsinnig und unbeständig bin, aber diese Art, das Leben en bagatelle zu behandeln, ist mir zu dem Glück, welches ich mir vorgesetzt habe, unumgänglich nöthig. Ich bin nicht zum Schwärmer geschaffen. Ich bewundere das Große und fühle den Trieb in mir, es nachzuthun, aber ich kann es nicht anbeten, nicht vergöttern. Du mußt deßwegen nicht glauben, daß ich kalt für alles Schöne und Edle sey. Nein, jene sanfte Schwärmerey, welche, ohne uns in einen exaltirten Zustand zu versetzen, gleich einem sanften Feuer erwärmt und erquickt, jene Schwärmerey, welche eine der süßesten Freuden unseres Lebens ist, fehlt mir nicht; doch zeigt sie sich selten äußerlich bey mir, sie waltet wie ein wohlthätiger Genius nur in dem Inneren meiner Seele. Meine Äußerungen haben oft Andere, welche mich nicht genauer kannten, veranlaßt, zu glauben, ich sey ohne Gefühl, weil ich mich oft nicht enthalten kann, über etwas, das sie in Enthusiasmus setzt, zu spotten. Dies aber ist einmahl so meine Laune. Ich thue es theils um die Unterhaltung zu beleben, welche nicht selten, bey gänzlicher Übereinkunft über einen Gegenstand, ermattet und das Pikante nicht hat, welches die Auseinandersetzung verschiedener Meinungen gewährt, theils um einer augenblicklichen Grille freyen Lauf zu lassen, die nur mir und keinem Andern Nachtheil bringen kann. In der Freundschaft bin ich beständiger als in der Liebe, obgleich ich mich in der letztern eigentlich nicht unbeständig nennen kann, indem jedem Mädchen, das ich je liebte, noch immer ein freundlicher Platz im Herzen aufbewahrt ist. Nur einmahl habe ich heiß geliebt, und seitdem suche ich nur die Rosen der Liebe zu pflücken, ohne ihre Dornen zu berühren. Ich flattere um die Mädchen her, ohne mich je fesseln zu lassen und suche nur das Bedürfniß der Unterhaltung und der feinern Sinnlichkeit zu befriedigen. Ein Kuß, ein trauliches Tête à Tête oder eine andere dergleichen unschuldige Gunstbezeugung haben für mich einen außerordentlichen Reitz; besonders fesselt mich ein solches Abenteuer, wenn eine kleine Intrigue damit verbunden ist, wenn es überhaupt einen romantischen Anstrich hat. Junge Weiber, und vorzüglich kokette junge Weiber ziehen mich mehr an als unschuldige Mädchen. Diese flößen mir Achtung ein und ich würde es mir nie verzeihen, in ihnen auch nur den geringsten Funken von Sinnlichkeit erregt zu haben; jene hingegen, denen die Koketterie, wenn sie nicht zu weit getrieben wird, etwas außerordentlich Reitzendes gibt, und bey denen man nicht fürchten darf, den feinen Takt der Sittlichkeit zu beleidigen, dienen mir zum unterhaltenden Spiele, indem sie eben sowohl

auch mit mir spielen. — Dieses ist meine Ansicht von der Liebe, wenigstens für jetzt. Daß sie sich ändern könne, will ich gar nicht abstreiten. In der Freundschaft denke ich anders. Meine Freunde liebe ich treu und red lich, nur bin ich nie im Stande gewesen, es Einem mündlich zu sagen. Sobald ich etwas Zärtliches hervorbringen will, versagt mir die Stimme, und mancher hält mich daher für ganz gleichgültig gegen sich, während ich sein wärmster Freund bin. Oft scheine ich meine Freunde zu vernachlässigen, aber dieses geschieht nur äußerlich, in meinem Herzen leiden sie nie eine Veränderung. Diese scheinbare Versäumung rührt theils von einer mir fast angebohrenen Trägheit her, theils von meinem Streben, so unabhängig als möglich zu bleiben. Was man eigentlich Launen nennt, habe ich nur wenig, aber gewiß manche Sonderbarkeit, welche jedoch meinen Freunden nicht zum Nachtheil gereichen kann, wenn sie sich überhaupt nicht an der Form meiner Denkungsart stoßen wollen. Zu diesen Sonderbarkeiten gehört meine Liebe zu einem unabhängigen Leben und meine gänzliche Sorglosigkeit wegen der Zukunft. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, nur immer die Gegenwart zu genießen und nie wegen der zukünftigen Zeit mir Sorge zu machen. Indeß habe ich auch den Genuß der Gegenwart so eingerichtet, daß ich nie (wegen) der Zukunft selber bekümmert seyn darf. Ein anderer meiner Grundsätze ist: Un homme doit savoir braver l'opinion; une femme s'y soumettre, welchen die Madame Staël zum Motto ihrer „Delfine" gemacht hat. Die Meinung der Welt kümmert mich nicht im Geringsten, und das einzige Richtmaß meines Handelns ist das System meiner Lebensfilosofie, welche mich, soviel ich glaube, nie zu etwas meiner ganz Unwürdigem verleiten wird. Meine Ansichten von der Religion verschiebe ich auf eine andere Zeit, weil ich schließen muß. Hier hast Du mich also, mein Theurer, ganz wie ich bin. Hat Dir diese weitläufige Auseinandersetzung meiner Grundsätze auch etwas Langeweile gemacht, so war sie doch nothwendig, um Irrungen und Verlegenheiten vorzubeugen, welche uns beyden unangenehm gewesen seyn würden. Kannst Du mir, so wie Du mich jetzt kennst, noch Deine Freundschaft schenken, so wirst Du mir eine Freude verursachen, deren Größe von der Wärme meiner Liebe zu Dir zeugen wird!"

Der Brief wird uns, die wir wissen, wie weit die von Schulze zur Schau getragene Frivolität eine ernstliche war, nicht befremden. Auf Olbers, der Schulze so wenig kannte, wirkte er sehr abstoßend; doch drängte sich auch — wie wir sehen werden — ein Mißverständnis zwischen die beiden Freunde. Auf das mitgeteilte Schreiben also erwiderte Olbers kurz und bündig, er kündige Schulze die Freundschaft. Hier Schulze's Antwort auf diesen Absagebrief:

„**Lauterberg**, am 9. Juni 1809. Wenn Dein letzter Brief mir gleich verbietet, Dich Freund zu nennen, so erlaube mir noch dieses einziges Mahl diesen Namen, der uns sonst so fest verband, und laß uns freundlich, nicht feindlich von einander scheiden. Dein Brief hat mich sehr gekränkt, aber ich habe mir vorgenommen, gelassen zu bleiben. Erwarte also keine Vorwürfe, keine aufbrausenden Deklamationen, worin sich nur zu oft die Schuld kleidet, aber auch keine flehende Abbitte von mir. Ruhig will ich die Geschichte unseres Verhältnisses mit Dir durchgehen, will Dir zeigen, daß ich nicht so gefehlt habe, als Du glaubst, um wenigstens, wenn auch die Wärme unserer ehemahligen Freundschaft verschwinden sollte, doch Deine Achtung als Scheidekuß mit mir zu nehmen. Wir sahen uns in Rehburg, gefielen uns gegenseitig und glaubten feste Freunde zu seyn, als wir uns nach einigen Tagen wieder verließen. Eine so kurze Zeit ist nicht hinreichend, sich kennen zu lernen, wir konnten uns also nur Ideen von einander machen, die vielleicht nicht ganz mit der Wirklichkeit übereinstimmten. Du hieltest mich vielleicht für das Ideal eines Freundes, obgleich meine sinnlichere Natur weit davon entfernt war, zu glauben, es könne ein solches Ideal geben. Freylich war mein Charakter noch nicht der, welcher er jetzt ist. Ich war noch etwas zur Schwärmerey geneigt, oder hatte vielmehr einen unglücklichen Hang dazu erst eben gedämpft; es lagen daher noch manche Spuren davon in meiner Seele. Der Anfang unseres Briefwechsels wird häufige Zeugnisse davon liefern. Allmählig fühlte ich, daß Freundschaft nicht die Sprache reden dürfe, welche nur der Liebe erlaubt ist, meine Briefe wurden deshalb weniger schwärmerisch, aber mein Herz blieb dasselbe. Ich ehrte und achtete Dich, ich war Dein Freund, im reinsten Sinne des Worts, aber meine Freundschaft war keine aufbrausende Leidenschaft, sie war ein sanftes, wohlthätiges Gefühl, welches, wenn es auch in manchen Augenblicken weniger befriedigen, weniger reitzen sollte, doch durch seine unveränderte selbstständige Fortdauer einen weit reineren Genuß verschafft. Allmählig hatte sich nun mein jetziger Charakter ganz ausgebildet. Ich fühlte, wie sehr er von dem Deinigen verschieden sey, glaubte aber nicht, daß Dieses unsere gegenseitige Achtung vermindern könne, weil ich nicht der Meinung bin, daß eine Verschiedenheit der Grundsätze alle Freundschaft gänzlich ausschließe. Um diese Zeit kam ich nach Göttingen. Du suchtest mich mit Dörrbecker und Treviranus bekannt zu machen und ich gewann sie beyde lieb. Von diesen merkte ich, daß Du Dich (!) eine weit höhere Idee von mir gemacht hättest, als ich verdiente, ich suchte Dich also durch ihre Vermittlung näher mit mir bekannt zu machen, indem ich mich ihnen ganz so zeigte, wie ich bin. Ich glaubte auch meinen Zweck erreicht zu haben, um aber noch sicherer zu gehen, gab ich Dir den stärksten Beweis meiner Freundschaft, den ich nur zu geben im Stande war, ich schloß Dir in meinem letzten Briefe mein ganzes Herz, die innersten Falten meiner Seele so auf, wie ich sie gewiß selten oder nie jemanden zeigen mögte. Und diesen Brief scheinst Du für den Scheidebrief unserer Freundschaft zu nehmen? Du zweifelst an meiner Aufrichtigkeit, da ich Dir doch nichts verschwieg. Du kannst mich feyerlich beschwören, Dir ohne Hehl zu gestehen, wie ich gegen Dich gesinnt sey, da Du doch selbst schon das kräftigste Zeugniß davon besitzest? Würde ich einem Menschen, mit dem ich zu brechen wünschte, solche gefährliche Waffen gegen mich selbst in die Hand geben, würde ich ihm so offenherzig alle meine Blößen melden, wenn ich wüßte, er könnte sich nachher durch meine Schuld berechtigt glauben, sich ihrer zu meinem Nachtheile zu bedienen? Also nicht die Veranlassung, aus welcher ich diesen Brief schrieb, sondern die darin aufgestellte Lebensfilosophie kann Dich gegen mich aufgebracht haben. Meine Grundsätze gefallen Dir nicht und Du glaubst deshalb Ursache

zu haben, mit mir zu brechen. O bedenke doch, wie end- und zwecklos der Streit über Meinungen ist. Würdest Du es von jemanden verlangen können, daß er seine Grundsätze, über welche er Jahre lang nachgedacht hat, bey welchen er sich glücklich fühlt und außer welchen er sich für sein eigenes Ich kein wahres Glück denken kann, aufgeben sollte, um die Deinigen anzunehmen, welche, wenn sie auch ebendenselben, oder vielleicht noch einen größern Werth haben, doch für ihn nicht paßlich sind? Nein, ich werde mich meiner Grundsätze nie schämen, denn ich kann kühn gestehen, daß sie mich noch nie zu einer durchaus schlechten Handlung verleitet haben. Viele Wege führen zu einem Ziele, und nur auf die Wanderer kömmt es an, welchen sie wählen wollen. Liebst Du die Einöden, die dunklen Thäler und die rauhen Gebirge, gefällt es Dir beym Mondenscheine, im Schauer der Nacht zu wandeln, so laß mich doch im heitren Sonnenlichte, durch blühende Wiesen und duftende Haine gehen, wo mir zuweilen ein holdes Mädchen mit freundlichem Lächeln einen frischen Trunk darbietet oder den Ermatteten durch süße Gespräche labt. Vertändle ich bey ihr auch etwas mehr Zeit, als ich sollte, fesselt mich auch dann und wann ein süßer Schlummer im erquickenden Schatten, gerathe ich auch oft, um einer muthwilligen Laune zu folgen, auf Abwege, sollte es deswegen ein so großer Nachtheil für mich seyn, wenn ich auch etwas später am Ziele anlangte als Du? Nein, laß jeden von uns seinen eigenen Weg wandeln, zuweilen werden doch die Pfade ineinanderlaufen und desto herzlicher wird dann der freundschaftliche Händedruck seyn. Seit zehn Monaten, sagst Du, sey etwas in unser Verhältniß gekommen, welches den Namen Freundschaft unmöglich mache. Was könnte dieses seyn? Ich muß gestehen, daß mir diese Stelle Deines Briefes unbegreiflich ist, denn ich kann mir unmöglich vorstellen, daß mein langes Stillschweigen auf Deinen vorletzten Brief dieses Etwas seyn sollte. Ich will diese Nachlässigkeit nicht gerade eine Kleinigkeit nennen, aber ich glaube doch nicht, daß ein solcher Fehler bedeutend genug sey, um den Dämon der Zwietracht oder des Kaltsinns unter uns zu erwecken. Ich glaubte durch meinen vorigen Brief, welcher durch seine vertrauliche Aufrichtigkeit zeigte, wie wenig ich Dich vergessen hatte, welcher Dir überhaupt über die Seite meines Charakters, aus welcher dieses Stillschweigen floß, Aufschluß gab, mein Vergehen wieder gutgemacht zu haben.

„Gern trägt der Freund des theuren Freundes Fehle,
Gerecht ist oft der Zorn, doch schöner das Verzeihn."

Erlaube mir, daß ich hier diese Stelle aus meiner „Psyche" anführe. Ich thue es nicht, um damit zu prunken, denn so weit wirst Du mich kennen, um zu wissen, daß dieses keine meiner schwachen Seiten ist, sondern weil sie Das, was ich sagen wollte, am kürzesten ausdrückt – hier ist meine Vertheidigung. Halte ihre anscheinende Ruhe nicht für Kaltsinn; ich mußte gelassen bleiben, wenn ich Dir meine Unschuld im klarsten Lichte zeigen wollte. Nein, ich bin noch immer Dein Freund und nur von Dir hängt es ab, wie lange ich es bleiben soll. Ich verspreche Dir ein treues Herz, ohne Falsch, welches Freude und Schmerz mit Dir empfindet, mehr bin ich nicht fähig zu leisten, denn ich bin nur ein Mensch. Ideale zu suchen, ist eine vergebliche Mühe, da wir uns nicht einmal die Ideen von einem Ideale klar denken können, aber sie zu träumen, ist süß. Nur das Gefühl laß träumen, den Verstand aber handeln, diese Verbindung führt allein zum wahren Glück. – Ich werde noch über 8 Tage hier bleiben, kann also, wenn Du mit der nächsten Post schreibst, noch einen Brief von Dir erhalten. Schreib mir sie (!) wenn Du es über Dir (!) gewinnen kannst, denn es wäre mir lieb, wenn diese Angelegenheit schriftlich abgethan würde. Meine Adresse ist bei dem Friedensrichter Schwarz. Leb wohl. Ich schließe mit weichem Herzen, o mögte sich dieses Gefühl auch Dir mitteilen."

Auf diese energische Mahnung zur Offenheit erwiderte Olbers nur, es sei ihm nicht möglich, die Antwort voll zu geben, er könne nur soviel sagen, daß es nicht jener von uns zitierte Brief vom 5. Januar 1809 gewesen, welcher seinen Glauben an den Freund zerstört. Hierauf erwiderte Schulze:

„Lauterberg, am 15. Juni 1809. Was es auch für ein Geheimniß ist, welches uns trennt, ich will es nicht eher zu erfahren suchen, bis Du es mir freywillig enthüllen kannst. Dein Brief hat mich wunderbar bewegt, aber ich will schweigen und nicht forschen. Kannst Du mir jene Wärme der Freundschaft nicht mehr schenken, so laß uns doch gegenseitig einander achten. Laß uns freundlich und friedlich mit einander umgehen und nie sey die Rede von diesem sonderbaren Verhältniß unter uns, bis es Dir möglich ist, mir Aufklärung zu geben. Ich werde noch gewiß 8 Tage hier bleiben. Sobald ich in Göttingen angekommen bin, will ich Dich davon benachrichtigen. Lebe wohl. Bey Gott, ich sehe keinen Ausweg aus diesem Dunkel!"

Aus einigen uns erhaltenen Billets Schulze's vom Juli, September und Oktober 1809 ist soviel zu entnehmen, daß er ernstlich bestrebt gewesen, hinter das Geheimnis zu kommen, jedoch vergeblich. Erst am 13. Februar 1810 enthüllt es Olbers. Man habe ihm mitgeteilt, Schulze sei keineswegs sein Freund, sondern habe sich ihm in Rehburg nur deshalb genähert, weil er der Kousin eines, von Schulze angeschwärmten Fräuleins, Marianne Meyer, sei. Das sei eine Komödie gewesen, die ihn (Olbers) für das ganze Leben verwundet. Hierauf antwortet Schulze in einem Schreiben aus Göttingen, 16. Mai 1810:

„Lange bin ich ungewiß (gewesen), ob ich Deinen letzten Brief beantworten sollte, und erst jetzt kann ich mich dazu entschließen. Ich schreibe Dir nur, weil Du mein Schweigen für Geständniß nehmen könntest, und es würde mir doch weh thun, in den Augen irgend eines Menschen, mögen seine Verhältnisse auch gegen mich seyn, wie sie wollen, verächtlich zu erscheinen. Erwarte keine Vertheidigung von mir. Ich fühle mich durch Deine Beschuldigung zu sehr gekränkt und über die Schuld selbst zu sehr erhaben, als daß ich noch ein Wort zu meiner Rechtfertigung verliehren möchte. Unsre Freundschaft ist zerrissen, darum kannst Du auch meine Vertheidigung entbehren. Wer wegen einer Anklage, die durch den Mund eines Dritten zu ihm gelangt, ohne weitere Nachforschung seinen Freund mißhandeln kann, ist wenigstens nicht fähig, mein Freund zu seyn. Du sagst in Deinem Briefe, es sei jenes Dritten heilige Freundespflicht gewesen, Dir zu entdecken, was ich geäußert haben sollte, sprich, war es nicht auch die Deinige, mir diese Beschuldigung freundlich vorzuhalten, meine Vertheidigung anzuhören und so die

ganze Sache in ein paar Augenblicken zu endigen, statt ein halbes Jahr mit mir Komödie zu spielen, wie Du wähnst, daß ich es mit Dir gethan habe, und mich nachher, obgleich indirekt, in Deinem Briefe mit dem Namen eines Schurken zu brandmarken, bey dem nur eine entfernte Möglichkeit der Vertheidigung stattfände. Pfuy, das hat mich sehr gekränkt! Doch noch schmerzlicher ist mir, daß ein Verhältniß, woran ich noch immer mit Liebe denke, eine Neigung, die, ich will es Dir gern gestehen, mir ewig theuer seyn wird, den Mantel hergeben mußte, um eine solche Verläumdung, oder, ich will billiger seyn als Du, ein so gehässiges Mißverständnis zu verschleyern. Doch genug hiervon! Mir wenigstens macht es Qual, freundliche und feindliche Erinnerungen so mit einander zu vermischen. Nur einige Fragen will ich Dir noch vorlegen, die Du Dir in Deinem Inneren beantworten magst. Wen kannte ich früher, Dich oder Deine Cousine? Wie konnte ich Deine Freundschaft suchen, um mich jener zu nähern, da ich bey unserer ersten Bekanntschaft von ihrer Existenz nichts wußte. Welche Mittel wandte ich je an, durch Dich mit ihr in genauere Verbindung zu kommen? Wie durfte ich es hoffen, meinen Zweck zu erreichen, da wir an drey verschiedenen Orten wohnten, also keine persönliche Annäherung durch Deine Hülfe stattfinden konnte, und ich Dich überhaupt nie im geringsten meine Neigung ahnden ließ, da ich fürchtete, daß dieses den Samen des Argwohns zwischen uns ausstreuen möchte? Warum warf ich, als auch die schwächste Verbindung zwischen Deiner Cousine und mir aufhörte, meine Maske nicht, als eine beschwerliche Fessel von mir, obgleich dieses bey den Gelegenheiten, die Du mir in dem letzten Jahre gabst, so leicht und so gänzlich ohne Nachtheil für meinen Ruf geschehen konnte? Kannst Du diese Fragen selbst zur Genüge beantworten, so bist Du rein und ich ein Verräther."

Ein Schreiben von Olbers vom 25. Mai 1810 zieht darauf etwas freundlichere Saiten auf, spricht aber gleichfalls davon, daß der Riß der Freundschaft ein unverbesserlicher sei: worauf Schulze am 19. August 1810 repliziert:

„„Gedenke meiner nicht in Haß" schriebst Du mir in Deinem letzten Billet, und ich habe Dir diese Bitte in meinem Herzen nicht geweigert, ich hätte sie erfüllt, auch wenn Du sie mir nicht gethan hättest. Aber Du, was hast Du mir dafür erwidert? Ich will lieber, daß Du mich mit Haß, als mit Verachtung behandelst. Ich sah Dich neulich bei den mimischen Darstellungen. Du standest nicht weit von mir, ich blickte Dich starr an, Du wandtest Dich ab und wolltest mich nicht kennen oder kanntest mich nicht. Ich ging nachher dort hinüber, wo ich Dich gesehen hatte, und fand Dich nicht mehr. Das kann Zufall und Irrthum gewesen seyn. Gestern hörte ich, Du seyst oben in unserem Hause. Ich ging hinauf, um Dir die Hand zu drücken, Dir freundlich guten Tag zu wünschen, denn so viel wird doch noch wohl für ein Verhältniß übrig geblieben seyn, das „nicht mit Haß, das mit wehmüthig froher Erinnerung" enden sollte. Du sahst mich nicht an, ich las das Zurückstoßende der Kälte, der Verachtung in Deinen Blicken, und ich hätte mich nicht mehr schätzen müssen, als Du mich, wenn ich noch länger um ein Wort von Dir hätte buhlen wollen. Ich scherzte mit den Damen, ich lachte, aber in meinem Herzen war Gift. Auch ein Verhältniß wie das unsrige hat noch seine Rechte. Strafe verdient, wer des Verbrechens überwiesen, wer verdammt ist, und das bin ich nicht. In den Fragen, die ich Dir vorlegte, lag meine Vertheidigung. Ich wollte sie nicht weiter ausführen, um nicht unzart zu handeln, um nicht die Asche eines Verstorbenen*) zu beschimpfen, den vielleicht ein Irrthum leitete. Du zwingst mich dazu — aber ich schweige, und die Grazien mögen Dir verzeihen, was ich eben gesagt habe."

Olber's Antwortschreiben weist darauf hin, daß Schulze sich aus unzeitigem Stolz nicht gerechtfertigt: der Mann, der ihm jene Mitteilung gemacht, sei unbedingt verläßlich gewesen. Hierauf erwidert Schulze in versöhnlichem Sinne am 25. August 1810:

„Wenn Du nur mein Wort und keine anderen Beweise verlangst, denn diese kann ich Dir nicht geben, so schwöre ich Dir als ein Mann von Ehre, daß ich nie zu N. ein solches Wort gesagt habe, was mich ebenso sehr als Dich beleidigt haben würde. Mag N. sich dort verantworten, wenn er schuldig ist: wir wollen ihm verzeihen, wenn er irrte. Wäre ich strafbar gewesen, so würde ich Deine Briefe nicht beantwortet haben, ich würde unser Verhältniß ohne Schmerz leicht und fröhlig zerrissen haben, wenn mir an Deiner Freundschaft nichts mehr gelegen gewesen wäre. Wollte ich Dich nützen, verzeih' mir den niedrigen Ausdruck, so hätte ich Dir geschmeichelt, hätte alle Schuld auf den Todten geschoben, ohne zu erwähnen, daß er, daß andre bloß irren konnten. Aber ich schrieb Dir hart, weil mich Deine rasche Beschuldigung, die kaum eine Ahndung von Rechtfertigung auf meiner Seite zu haben schien, beleidigte, weil ich in Deinem Briefe verdammt war, ohne gehört zu seyn. Ich wollte mich nicht vertheidigen, weil ich unschuldig, weil ich gekränkt und erbittert war. Sieh, das ist der Grund meines Betragens, und ich konnte nach meinen Gefühlen, nach meinen Grundsätzen nicht anders handeln. Wenn Dir daran gelegen ist, ein Verhältniß wieder anzuknüpfen, das ein Irrthum zerriß und das Übereilung immer mehr trennte, so komme am Sonnabend zum Thee nach dem Doktor Gräfle, denn ich weiß, daß Du dort Zutritt hast. Wir müssen erst wieder daran gewöhnt werden, uns zu sehen, ehe wir uns allein sehen dürfen. Kein Wort erinnere künftig an unser fatales Mißverhältniß; laß uns so betragen, als würden wir Freunde, ohne vorher von einander gewußt zu haben. Alles was unsere vorige Freundschaft, was unsere Trennung betrifft, sinke in ewige Vergessenheit, unter diesen Umständen nur kann ein neues Verhältniß zwischen uns aufleben, das sonst steif, ängstlich, mißtrauisch und gezwungen seyn würde. Vom künftigen Sonnabend hängt es ab, ob ich Dich noch einmal Freund nennen oder Dich nie wiedersehen werde."

Am 24. August 1810 bestätigt Olbers, Schulze's Schwur habe die Scheidewand wieder niedergerissen. Doch setzte sich das Verhältnis dennoch nicht weiter fort.

---

*) Der Zwischenträger war inzwischen gestorben.



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neues von Ludwig Fulda.

Ludwig Fulda ist heute kaum 27 Jahre alt; wer nur die Geltung seines Namens und die Summe dessen, was er bisher geleistet, kennt, würde ihn sicherlich für zehn Jahre älter halten. Ein Lustspieldichter voll liebenswürdiger Laune und einem technischen Geschick, wie es dem minder Begabten nur eine jahrzehntelange Übung zuführt, ein fein und tief empfindender Lyriker, der an formaler Kunst nichts, an kraftvoller Zusammenfassung seiner Gaben wenig hinzuzulernen hat, ein Epigrammatiker, der seine Pfeile mit einer Anmut formt, einer Sicherheit ins Schwarze entsendet, die um so erfreulicher ist, je mehr uns seine meisten Mitstrebenden auf diesem Gebiete an Bescheidenheit unserer Anforderungen gewöhnt haben — dies alles ist er schon heute und fügen wir noch hinzu, daß er sich auch auf dem Gebiet der epischen Dichtung in Vers und Prosa nicht etwa mit tastenden Versuchen, sondern mit schönen, sicheren Leistungen eingefunden und daneben noch einige fleißige und geschmackvolle litterarhistorische Studien veröffentlicht, so könnte uns vor solcher frühen Reife fast bange werden — Kunstwein kommt fertig auf die Welt, wenn nur die Bestandteile schlau und geschickt gemischt sind; echter Wein wird als Most geboren und braucht zum Ausgähren Zeit. Es ist aber doch echter Wein, der uns da entgegenblinkt — echterer und edlerer, als ihn voraussichtlich der trübe Most, den uns seine Altersgenossen kredenzen, jemals geben wird — nur daß ihm durch ein Zusammentreffen glücklicher Gaben und Verhältnisse die Gährzeit kurz bemessen war. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir meinen, daß Fulda nie im Zweifel darüber war, was er aus sich machen sollte: wer mit 23 Jahren ein Lustspiel schreibt, wie „Unter vier Augen" und ein Jahr darauf eine Novelle in Versen, wie „Neue Jugend", der hat schon als Siebzehnjähriger gewußt, daß ein Dichter in ihm steckt und mit aller Kraft der Seele auf dies Ziel losgesteuert. Dadurch mag sich auch die verblüffende Sicherheit seiner Technik erklären, freilich nur teilweise, der Fleiß und die Übung allein haben sie ihm nicht zugebracht, die Hauptsache: ein ganz ungewöhnliches formales Talent, war von vornherein da. Endlich aber war ihm zu diesen Gaben und dem Besten, was wir bisher nicht genannt haben, der poetischen Kraft, noch eine seltene Gabe beschieden: die klare Erkenntnis der jeweiligen Grenzen seiner Kraft. Fulda ist ein kluger Kopf, das Wort im denkbar besten Sinne genommen; er hat so viel Selbstkritik und Kunstverstand, als nur irgend Einer, und diese Gabe ist ihm deshalb zum Segen geworden, weil dem klugen Kopf ein stark und vornehm empfindendes Gemüt und ein hohes, edles Streben gesellt sind: er hat bisher immer gewußt, was er konnte und sich wohl gehütet, höher zu steigen, als ihn jeweilig die Flügel trugen, aber er hat sich ehrlich, mit einem Eifer und einer Reinheit des Strebens, die um so wärmer anerkannt werden müssen, je seltner sie sind, gemüht, von Jahr zu Jahr seine Kraft zu steigern. Und weil ihm dies bisher gelang, darum verdient er es, daß wir an seine Zukunft schöne Hoffnungen knüpfen und uns dessen freuen, was uns bisher von diesem jungen frischen Strebenden, der so gar kein Streber ist, zugekommen.

Von den beiden Büchlein, die uns heute von ihm vorliegen, ist das eine wohl noch eine Frucht seiner Heidelberger Studenten-Jahre: eine Übersetzung eines der frischesten, volkstümlichsten Gedichte unserer mittelalterlichen Litteratur. („Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gärtner. Eine deutsche Novelle aus dem XIII. Jahrhundert. Halle, Hendel.) Es ist hier nicht des Ortes, näher auf das Original einzugehen, diese „erste deutsche Dorfgeschichte", wie sie Franz Pfeiffer charakterisiert, „diese erste und wohl auch einzige Dichtung des Mittelalters, welche nicht von den Begebenheiten, sondern von den Charakteren ausgeht, welche mit vollem Bewußtsein ein psychologisches Problem aufstellt und der Lösung desselben mit erstaunlicher Folgerichtigkeit und auf kürzestem Wege entgegenschreitet," wie ihr unser neuester Bearbeiter nachrühmt; auch über die Art, wie Fulda seiner Aufgabe nachgekommen, müssen wir uns kurz fassen. Die Einleitung giebt nach einer Charakteristik des Gedichtes eine Erörterung des Verhältnisses der Dichtung zu den Werken zeitgenössischer Dichter (der zuerst von E. Schröder geführte, von Fulda des Weiteren begründete Nachweis, daß sich schon in einigen Strophen Neidhard's das Äußerliche des Helmbrecht-Stoffes angedeutet finde, ist besonders interessant), sucht dann die Entstehungszeit der Dichtung (um 1236) zu bestimmen, unterstützt den von Keinz geführten Beweis, daß der Schauplatz des „Helmbrecht" bei dem oberösterreichischen Dorfe Wanghausen am Inn zu suchen sei, durch neue Gründe, und stellt schließlich außer Zweifel, daß die Dichtung auf einer wahren Begebenheit beruhe. Über die Person des Dichters neigt Fulda der gleichfalls von Keinz aufgestellten Hypothese zu, daß Wernher „der Gartenaere" Gärtner im Augustinerkloster Ranshofen gewesen. Was nun die Übersetzung betrifft, so war sich Fulda voll jener Schwierigkeiten bewußt, die sich jeder Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen entgegenstellen; die wichtigste ist, daß das Streben nach wirklicher Treue scheinbar so leicht erfüllt ist, indem man eben an die Stelle der mittelhochdeutschen die neuhochdeutsche Form setzt, indes gerade dadurch die Übersetzung ungelenk und spröde wird, ja den Charakter einer Dichtung verliert und mit archaistisch wirkenden Floskeln verbrämt erscheint. Fulda hat diese Schwierigkeiten mit großem Geschick vermieden; seine Übersetzung liest sich thatsächlich wie ein Original.

Welche Vorzüge unserem jungen Dichter als Epigrammatiker auszeichnen, findet sich teilweise oben bereits angedeutet; auch haben die Leser dieser Zeitschrift genügende Probe seines Könnens gerade auf dem Gebiete der Spruchdichtung vorgelegt erhalten. Wirksamer, als diese Empfehlung, die er sich selbst durch sein Schaffen gegeben, wäre keine, die wir seinen „Sinngedichten" (Dresden, Minden) auf den Weg geben konnten. Das schmucke Bändchen enthält in sechs Abteilungen („Leben", „Gesellschaft", „Litteratur und Kritik", „Kunst und Bühne", „Wissenschaft", „Politik") an 200 Sprüche, vortreffliche, sehr gute, gute und minder gute, aber ganz Unbedeutendes haben wir nicht gefunden. Die Sprüche sind zahm und scharf, spitzig und gutmütig, bitter und heiter, wie's eben kommt, aber aus allen spricht ein edler, in sich gefestigter, klarer und vornehmer Sinn. Das Büchlein sei warm empfohlen.

Wien. **Otto Hartung.**

Litterarische Notizen.

— In seiner viel bemerkten Rektoratsrede von 1882, welche kurz darauf unter dem Titel: „Goethe und kein Ende“ im Buchhandel erschien, hat bekanntlich Du Bois-Reymond die Behauptung aufgestellt: „Die Wissenschaft wäre auch ohne Goethe's Beteiligung soweit, wie sie ist,“ und gegenüber den unbegründeten Versuchen, Goethe auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Forschung als ein Genie darzustellen, mit gewichtigen Gründen verfochten. Wie der Berliner Gelehrte keineswegs leugnete, daß sich Goethe auch in seiner Beschäftigung mit den Naturwissenschaften als ein begnadeter Mensch erwiesen, den sein Gefühl und die Universalität seines Denkens zu Ahnungen geführt, die weit über die wissenschaftliche Erkenntnis seiner Zeit hinausreichten und sich teilweise mit Resultaten begegnen, welche erst durch die Forschung unserer Tage ihre thatsächliche Begründung gefunden, so wird dies auch von einer Reihe anderer Gelehrten freudig anerkannt. Wogegen sie sich wehren, sind nur eben Übertreibungen, so insbesondere der Versuch Häckel's, nachzuweisen, daß Goethe bereits vor Darwin den Gedanken der Descendenztheorie voll und wissenschaftlich klar erfaßt. In die Reihen dieser Gelehrten tritt auch Dr. Karl Friedrich **Jordan** in Berlin, indem er in seinem wohl aus einem Vortrag hervorgegangenen Schriftchen: „Goethe und noch immer kein Ende!“ (Hamburg, Verlagsanstalt, vormals J. F. Richter. 1888) eine „kritische Würdigung Goethe's von der Metamorphose der Pflanzen“ giebt. Es ist hier nicht des Ortes, näher auf diese streng wissenschaftliche Untersuchung, welche sich vielfach mit der von Sachs in seiner „Geschichte der Botanik“ gegebenen Kritik begegnet, einzugehen. Das Resultat, zu welchem Jordan gelangt, sei mit seinen eigenen Worten verzeichnet: „Einer kann nicht alles sein. Goethe ist der innigste, der größte und wahrste unter unseren Dichtern. Wenn ich den Faust lese oder den Tasso oder Hermann und Dorothea oder Wilhelm Meisters Lehrjahre, dann vergesse ich, wie sehr ich Goethe als Aufsteller der Metamorphosenlehre entgegenstehe und wie ich ihn als solchen bekämpfen muß; darum aber ist, was ich hier gesagt, von mir nicht weniger wahr gemeint und, wie ich glaube, nicht weniger richtig. Lassen wir Goethe seinen vollverdienten Ruhm als Dichter, lieben wir ihn als solchen (wie er es wert ist), aber sehen wir endlich ein, daß er, wenigstens als Botaniker, wie wir gezeigt haben, eine Leistung geschaffen hat, die, so sehr sie auch gelobt worden ist, doch in der That keinen wissenschaftlichen Wert, ja auch nicht einen rechten wissenschaftlichen Sinn hat!“

— Unter dem Titel: „Neue litterarische Volkshefte“ erscheint im Verlage von Richard Eckstein's Nachfolger in Berlin eine Reihe von Broschüren, deren erste überschrieben ist: „Der Offizier in der Dichtung“. Warum der Verfasser sich als deutscher Offizier maskiert und als Adressat gleichfalls ein moderner Achill, „ein deutscher Marine Offizier in Ost-Afrika“ genannt wird, haben wir nicht recht ergründen können. Vielleicht um der lieben Aktualität willen; ein innerer Grund ist nicht vorhanden. Der Stil ist unruhig und für unseren Geschmack allzu schwungvoll, der Inhalt zuweilen recht überraschend. Wenn wir z. B. als „erste litterarische Repräsentanten des Standes“ Hildebrand und Hadubrand, dann Hagen, Volker, Horand, Parzival, Tristan und Ulrich von Liechtenstein angeführt finden, so ist dies entweder ein schlechter Scherz oder eine herzlich ungeschickte Manier, die Litteraturgeschichte für den Geschmack des Fähnrichs zuzurichten, ungeschickt auch deshalb, weil sie sicherlich diesen Geschmack unterschätzt. Nachdem der Verfasser noch Gryphius', Lessing's, Kleist's, Freytag's und Wildenbruch's Soldatengestalten in der oberflächlichsten Weise charakterisiert, versichert er, daß der Offizier in der Dichtung nicht die gebührende Würdigung gefunden. Eine unbestreitbare Behauptung; die Hinweise aber, die der Verfasser zur Abhilfe giebt, werden dem Mangel schwerlich steuern, weil die Situationen, die er skizziert, doch recht verbraucht, recht trivial sind. Der Offizier z. B. der sich schuldenhalber eine Kugel vor den Kopf schießt, ist bereits zum Überdruß oft behandelt worden. Sehr seltsam berührt nach den Proben litterarhistorischer Forschung, die dieser Litteraturbrief für Ost-Afrika bringt, die angeblich aus Ost-Afrika eingetroffene Antwort, mit der das Heft schließt: „Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung unseres Schrifttums,“ schreibt der Marine-Offizier u. A., „fehlt in weiteren und engeren Kreisen.“ Sehr richtig, zuweilen sogar in Kreisen, aus denen litterarhistorische Broschüren hervorgehen. Seit diese Zeilen geschrieben worden, sind noch vier Hefte dieser Serie erschienen; hoffen wir, daß sie das erste an Gründlichkeit und Geschmack übertreffen — allzuschwer wäre das nicht.

— Unter dem Titel „Unsre Toten“ hat Gustav **Weck** im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn ein stattliches Bändchen patriotischer Gelegenheitsgedichte, eine Art poetischer Geschichte der Jahre 1864—1888 erscheinen lassen. Das erste Lied „Die Befreite“, schildert die Befreiung Schleswig-Holsteins; es ist sichtlich lange nach 1864 gedichtet, so daß uns die Prophezeiung, mit der es ausklingt, nicht allzusehr zu wundern braucht. Schleswig-Holstein wünscht, daß eines seiner Kinder dem „Fürsten aus Zollerns Glanzgeschlecht“ den Dank durch die That sage:

„Vielleicht ein Sohn, der vor Dir her das stolze Kaiserbanner trägt,
Vielleicht ein Mägdlein, dem der Nord die edle Schönheit aufgeprägt,
Das, kindlich Deinem Haus gesellt, Dir Treue hält in Glück und Weh
Und ihrer Liebe Rosen streut in Deines Alters heil'gen Schnee.“

Ebenso sind die Gedichte, welche die Ereignisse von 1866—1870 besingen, offenbar in den letzten Jahren entstanden und da sie keineswegs etwa in epischem Gewande einherschreiten, sondern sich als lyrische Eingebungen des Moments geben, so machen sie zuweilen den Eindruck des Gemachten, künstlich — gleichsam zur Abrundung der Sammlung — Erzeugten. Viel besser haben uns die späteren Gedichte gefallen; die schlimmste Klippe aller Gelegenheitspoesie dieser Art, die tönende Phrase, erscheint freilich nicht überall vermieden, aber daneben erweist sich Weck doch auch wirklich als ein Dichter von Kraft und Schwung. Die Verse sind klangvoll und wohltönend, so daß es durchaus begreiflich ist, wenn einzelne Gedichte vielfach komponiert worden.

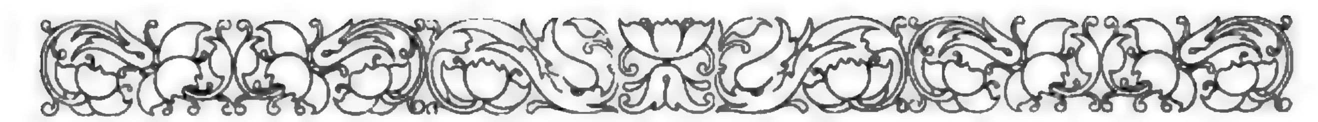
— „Über chinesisches Theater“ veröffentlicht v. **Minnigerode** (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung) ein kleines Schriftchen, welches auf Grund eigener Anschauung die Theater schildert, welche sich die Söhne des Reichs der Mitte auf fremdem Boden, in San Francisco, eingerichtet haben. Die Darstellung ist eine lebhafte und anschauliche, bringt viel des Kuriosen und ist lehrreich, soweit sie sich auf die Schilderung des Selbstgeschauten beschränkt. Hingegen sind die Ausführungen des Verfassers über die chinesische Dramenlitteratur, sowie über das Theater in China selbst recht lückenhaft, und machen uns auch, wenn wir sie mit andern Mitteilungen über die Schaubühne der Chinesen vergleichen, nicht den Eindruck des vollkommen Zuverlässigen. Wie der Autor versichert, lernt man diese Bühne nirgendwo von einer vorteilhafteren Seite kennen, als in Nord-Amerika. San Francisco soll sogar geradezu die beste chinesische Schauspielertruppe besitzen, weil viele Schauspieler Schulden halber ihr Vaterland verlassen, um jenseits des stillen Ozeans ein höheres Gehalt und zugleich eine bessere soziale Stellung zu finden. Das Heftchen ist jedenfalls lesenswert und darf auch neben vielen gründlicheren Darstellungen desselben Stoffes, an denen wir ja auch in Deutschland keinen Mangel haben, durch die Schilderung des Selbstgeschauten einen gewissen selbständigen Wert beanspruchen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VII. Band. 3. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. November 1889.





Gedichte
von
A. Fitger.

Raleigh.

Ich hatt' einen Mantel wunderschön,
Durch Sturm und Schauer des Lebens zu gehn;
Das Zeug – Gott weiß, wie viel Ellen weit –
War lauter gediegene Weltweisheit;
Mit dem Pelz der Tugend war er gefüttert,
Mit allen sechs Künsten reich betittert,
Vom teuersten Schneider war er gemacht;
Wie protzt' ich einher in der prächtigen Tracht!

Da kam des Weges mir überquer
Coeur-Dame, die junge Königin her.
Und die Straße war viel zu schmutzig und rauh
Für die Sohlen dieser bezaubernden Frau;
Und ich breitete schnell über Kot und Pfützen
Den Mantel, die seidnen Pantoffel zu schützen
Und sie lächelte Dank. Doch bin ich entzückt
Und berauscht und beseligt und toll und verrückt.

Mein schöner Mantel ist freilich perdü;
Und die teuer erkaufte Philosophie
Und die warme Tugend, die hübsche Verzierung,
Sie spotten jeglicher Reparierung.
Nackt steh' ich wieder im schnaubenden Frost;
Wie wirbeln die Flocken, wie heult es im Ost!
Ich fühl' in der Brust so verzehrenden Schmerz
Als würfe sich mir Rheumatismus aufs Herz.

Altes Lied.

Lustig ist's, wenn ihre Aale
Jungfer Köchin präpariert,
Lustig, wenn am Marterpfahle
Unkas weißen Mann skalpiert.

Lustig, wenn die Maus der Katze
Blutend durch die Krallen flieht,
Lustig ist es, wenn vom Schatze
Schätzchen sich zurücke zieht.

Diese Listen! diese Lügen!
Gänschen selbst wird genial!
Nur nicht brechen, immer biegen;
Endlich löst sich's doch einmal.

Endlich lösen sich die Bande;
Immer zerren, immer drehn; —
Gnad' Euch Gott, die int'ressante
Procedur selbst zu bestehn!

Verschiedenes Maß.

Wie fließt der Sommersonnenstrahl
So goldig über Berg und Thal
Seit Wochen schon wie heute;
's ist eben Sankt Johannismond;
Da sind sie's anders nicht gewohnt,
Die biedren Bauersleute.
„Potz Hinz, potz Kunz, potz Michel-Vetter!
Wie geht's? Wie steht's? Halt gutes Wetter!"

Derweil ein schmales Streifchen Licht
Durch Kerkergitter Bahn sich bricht,
Wo der Gefangene trauert.
O Himmelstrost in Höllenpein!
Der kennt allein den Sonnenschein,
Der lebend eingemauert.
„Mein moderdunkles Turmverließ –
O Herr und Gott! – ein Paradies!"

Werwolf.

Mein Liebster, wo bist Du gewesen zu Nacht?
Du hast Dich so heimlich von dannen gemacht.

Und aus dem Walde rief es so grell,
Halb Deine Stimme, halb Wolfsgebell.

Nun ist Dir verloschen des Auges Glut,
Um Lippen und Bart eine Spur von Blut;

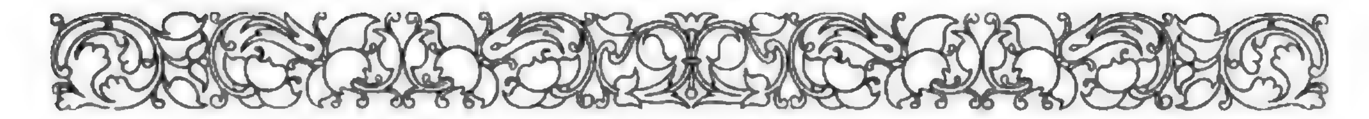
Wo bist Du gewesen? Was hast Du gethan?
Was gingen die bellenden Wölfe Dich an?

O frage nicht, Liebste, o frage mich nicht,
Die Nacht ist ja schwarz, und der Wald ist ja dicht.

Leicht spült sich die Lippe, leicht spült sich der Bart,
Daß Niemand die Spuren des Blutes gewahrt.

Erloschen die Augen in Scham und in Reu,
Bald glänzen in eherner Härte sie neu.

Und lächelnde Lüge verschleiert so klug
Die Hölle des Herzens, den Furienfluch.



Auf dem Heilwigshof.

Novelle von **Adalbert Meinhardt.**

(Schluß.)

In einem unbewohnten Zimmer des oberen Stocks, das nach Norden hinausging, richtete Paul sich sein Atelier her. Das Licht war gut, eine vorteilhafte Stellung leicht gefunden, der erste Entwurf gleich ward sprechend ähnlich. Doch da er länger und länger im Anschauen des ernsthaften jungen Gesichtes verharrte, rückte er immer langsamer vorwärts. Täglich wollte es ihm schwerer erscheinen, den rechten Ausdruck zu erfassen. Sie hielt sich still und regungslos, ihre grauen, tiefen Augen verrieten nicht, woran sie dachte; um ihn nicht zu stören, sprach sie kaum. So verbrachten die Beiden wohl halbe Stunden im tiefsten Schweigen. Oft saß er mit aufgestütztem Kopf, ohne zu malen, und sah sie an.

„Es ist nicht recht," sagte sie einmal.

„Was? Daß ich mich unterbreche?"

„Nein, daß Sie so viel in mir forschen und suchen. Ich bin nicht tief, wie Sie jetzt meinen. Malen Sie nur. Wird das Bild treu, so wird es Ihnen ein recht alltägliches Menschenkind zeigen."

„Das ist es eben," erwiderte er, „die Züge sind es nicht allein; es gehört noch Anderes dazu, Intangibles, wie Rosenduft. Mir ist eine Melodie eingefallen, die vermöchte vielleicht jene Hälfte Ihres Wesens auszudrücken, welche das Bild nicht wiedergiebt."

Sie schüttelte ganz erschrocken den Kopf „Malen Sie. Das ist genug. Lassen Sie jetzt die übrigen Künste."

Und er nahm wieder die Arbeit auf.

Doch am nächsten Morgen, der Kopf schaute noch kaum aus der Untermalung heraus, alles Andere war skizzenhaft roh, fertig erschienen einzig die grauen, weitblickenden Augen: — da warf er plötzlich Pinsel, Palette, Malstock bei Seite: „Ich kann nicht, es wird nicht, es ist eine kalte, leblose Kunst; was sie aussprechen sollte, das verschweigt sie, giebt nur Farben und keine Gedanken. Ich muß es sagen, was ich empfinde, in Worten, deutlich, Jedem faßbar."

Er las ihr die Verse, die ihm zur Nacht durch den Kopf gegangen waren.

Sie sah ihn ernst, fast traurig an.

„Was tadeln Sie denn?" fragte er; „hat nicht Rafael, hat Michelangelo nicht Sonette gemacht? Sind wir heute so sehr viel enger, daß wir nur Eines können und dürfen?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Frau Willfriede mit ihrer jungen, schüchternen Stimme, „mich dünkt, jene hatten Freude an allem, was sie schufen. Sie aber . . ."

„An nichts," versetzte er rauh und riß das Blatt mit seinen Versen mitten durch. —

Es war am Abend; die junge Frau und beide Freunde hatten in der offenen Thür der Diele gesessen, als Johannes abgerufen wurde. Es sei in der Leuteküche ein Streit ausgebrochen, bei dem ein Knecht verwundet worden. Willfriede erhob sich, ihren Gatten zu begleiten. Er aber schüttelte lächelnd den Kopf.

„Du? was willst Du dort in dem Lärm? Warte hübsch hier, wo es kühl und still ist und unterhalte Dich mit Paul."

Sie setzte sich wieder. Die Hände fest in einander gefaltet, blickte sie grade vor sich hin

„Er will Sie nicht kränken," sagte Paul, den Freund entschuldigend, „er ahnt nicht einmal, daß er Sie verletzt, denkt nur, Sie vor Rohem und vor Häßlichem zu schützen."

„Ich weiß," murmelte sie, „weiß, wie er gut ist. Aber ich gehöre einmal nicht zu ihm, nütze ihm wenig, bin ihm nichts. — Das paßt nicht für Dich, — so lautet immer seine Rede. Nicht arbeiten, nicht sich um die Tagelöhner sorgen, nicht unterrichten, nicht Kranke pflegen. Das Eine versteht der Schullehrer besser und das der Pfarrer und jenes der Doktor. Es thut nicht gut, ihnen dabei ins Handwerk zu pfuschen, ihre Autorität zu schmälern. Was soll ich denn thun? Nur seine Frau sein, weiter nichts? Noch allenfalls mich malen lassen, um seine Gäste zu unterhalten? O, es ist manchmal recht, recht schwer.

Man könnte sich fast danach sehnen, nicht so glücklich zu sein . . . ."

„Sind Sie denn glücklich?" fragte Paul

Doch ehe sie ihm antworten konnte, tönte vom Hof herauf des Gutsherrn kräftige Stimme: „Friede, bist Du noch dort in der Thür? willst Du jetzt mit mir kommen, Kind, das neue Pony anzusehen? Ein hübsches Tierchen, Du sollst entscheiden, ob Du es vor Deinem Korbwagen haben willst."

„Ich komme," rief sie. Und leiser: „Herr Gordon, Sie sagen ihm nichts von meinen Klagen. Es ist ja so thöricht, sinnlos, ich weiß es. Und doch . . . Ja, Johannes, ich bin schon da."

Sie zog sich ein schwarzes Spitzentüchlein über den Kopf und stieg die wenigen Stufen hinunter, ihm entgegen. Er streckte seinen Arm nach ihr aus, ihr behilflich zu sein. Sorglich führte er sie den kurzen Weg zu den Ställen hinüber, mäßigte seinen Schritt für den ihren, beugte das hoch getragene Haupt zu ihr hinab. Der Mond war aufgegangen und zeichnete die zwei ungleichen Schatten auf den weißen Boden des Hofes.

Und Paul Gordon stand auf der Rampe vor dem Hause und sah ihnen nach. —

* * *

Es folgten Tage, in welchen Willfriede den Maler kaum sprach. Früh morgens verließ er das Haus mit dem Freunde, ritt über Feld mit ihm und kehrte nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten heim. Der Gutsherr war zufrieden, je häufiger er ihn neben sich sah. Es that ihm wohl, daß Paul in Sorgen den Weg zu ihm zurückgefunden, daß er nun wieder hier heimisch geworden. Er maß dem unstäten Reiseleben, das der Künstler geführt, viele Schuld bei an dem selbstquälerischen, nagenden Mißmut, unter dem seine Stimmung litt. Zu Paul's Heilung entwarf er den Plan, denselben hier, in seiner Nähe seßhaft zu machen, womöglich — ihn zu verheiraten. Mit gewohnter Energie gedachte er gleich, ohne den Meistbetroffenen zu fragen, an die Ausführung seiner Absicht zu gehen. Wußte er doch schon ein junges Mädchen, für Paul so passend, wie nur möglich, schlank, blond, unterrichtet, eine Waise, nicht ohne Vermögen, die er zum Besuch auf den Heilwigshof lud.

„Nun, wie gefällt Ihnen unsere Freundin?" fragte Frau Willfriede den Maler. — Der Hausherr hatte sich mit dem Fräulein in das Billardzimmer begeben; man hörte ihr helles Lachen von drinnen, wie sie sich weit über das grüne Tuch bog, mit ihrem Queue zu zierlichem, gewandten Stoß ausholend.

„Vortrefflich," gab Paul, der in der Thür stand, arglos zur Antwort, „ein Vergnügen, ihr zuzusehen."

„Das freut mich," sagte Frau Friede leise. „Und hätten Sie nicht Lust, Herr Gordon, das Fräulein Agathe, — ich glaube, sie wünscht es sich, — zu malen?"

„Malen! die, mit ihren schönen Farben und ihren hochfrisierten Haaren?"

„Ist sie nicht hübsch?"

„Sehr."

„Und Sie wollen nicht? und Sie haben doch sogar mich zu malen begonnen."

„Sie! . . . ."

Es war das erstemal, daß er ihr gegenüber einen solchen Ton gebraucht, daß er sie so angesehen hatte. Er wußte es selbst, im Augenblick, da er es that, daß er es nicht durfte. Und als er das Blut, ganz langsam, langsam in ihren Wangen emporsteigen sah, in den zarten Venen des Halses, im Ohr, in den Schläfen, bis es Stirn und Nacken ganz überzog, und sie die Augen senken mußte, da drehte er sich auf dem Absatz herum und ging aus dem Zimmer und fort aus dem Haus.

Fräulein Agathe fuhr abends heim, ohne den Maler, den sie so gern näher kennen gelernt, auch nur wiedergesehen zu haben.

Anderen Tages über Tische stellte Heilwig den Freund zur Rede, weshalb er sich gestern davongestohlen, heute den ganzen Vormittag über unsichtbar gemacht hätte? — „Hattest Du meinen Plan wohl durchschaut und wolltest ihn mir schnell zerstören?"

„Nein," sagte Paul kurz, „plane Du immer, ich will Dich nicht hindern. Was mich vertrieben hat, war der Vorschlag Deiner Frau, daß ich die Dame malen solle."

„Sei einmal ehrlich," fragte Johannes, „und gestehe, Du wagst es nicht, weil das Fräulein Agathe so schön ist, daß Du fürchtest, wenn Du sie erst malst, so müßte auch meine fernere Absicht zur Wahrheit werden."

Und wieder konnte Paul es nicht lassen, einen Blick zu der Frau seines Freundes hinüber zu schicken. — „Nein," sagte er langsam, „das fürchte ich nicht." —

So oft Paul Gordon auch schon Anderen Gram und Schmerzen bereitet hatte, so häufig

er selber schon im Leben Enttäuschung und Verrat gelitten, sein liebster Freund, der einzige Mensch, an dem sein Herz hing, sollte von ihm nicht Gleiches erfahren. Das wiederholte er sich Tag für Tag. Er bemühte sich, mit Frau Friede ruhig und freundschaftlich zu verkehren, ob Johannes zugegen war, ob sie allein auf der offenen Diele saßen. Über ihren Mann zu sprechen, wie sie das eine Mal es gethan, gab er ihr keine Gelegenheit wieder. Sie sah ihn manchmal fragend an, wenn er ein Thema der Unterhaltung, das ihr sehr harmlos scheinen mochte, plötzlich schroff abbrach. Seine Abneigung, etwas Persönliches zu berühren, seine Scheu, mit ihr allein zu bleiben, beunruhigten sie, mehr aber noch, daß er nun schon seit Wochen ihr Bild halbfertig stehen ließ. —

„Er ist immer so," sagte Johannes, „Niemand errät, was er im Kopfe hat, heute traurig und morgen froh. Ich kenne ihn nun bald an die zwanzig Jahre, er hat mir, wenn irgend Jemandem, sein Inneres gezeigt. Aber meinst Du, daß ich ihn verstehe, daß ich je voraus sagen könnte, wie er handeln wird? Was er noch eben verschmäht und verschworen, das thut er vielleicht in der nächsten Stunde. Und ob es seinem Ansehen schadet oder nützt, darauf kommt's ihm nicht an. Denn er hält wenig von allen Menschen. Aber am wenigsten von Einem. Und der heißt: Paul Gordon."

Doch diese Erklärung, die alles, was jener that, nur als Laune bezeichnete, konnte der jungen Frau nicht genügen. Der Gutsherr gab sich damit zufrieden, daß er den Künstler nicht verstand. Willfriede wollte ihn verstehen. Sie schlich sich in das verlassene Nordzimmer, wo sich auf der Staffelei ihr unvollendetes Bild noch befand. So weit war es doch schon vorgerückt, daß man zu erkennen vermochte, wie viel es versprach. Unzufriedenheit mit seiner Arbeit konnte keiner der Gründe sein, die Paul plötzlich veranlaßt hatten, sie abzubrechen. Unzufriedenheit mit dem Modell? Er hatte ihr doch zu verstehen gegeben, daß er sie nicht mehr häßlich finde. Und das so unzweideutig, so klar, daß sie noch, wenn sie nur daran dachte, wie sein Blick den ihren gesucht, das heiße Blut bis in die Stirn, bis an die Haarwurzeln schießen fühlte. Und wenn nicht sein Können, nicht das Unmalerische des Vorwurfs, was sonst verleidete ihm die Arbeit?

Sie mußte immer darüber denken. Mitten in der Nacht erwachte sie, von einem Angstgefühl gepeinigt. Ihr hatte geträumt, sie wüßte den Grund. Es graute ihr vor der schrecklichen Wahrheit. Noch vom Schlaf halb befangen, richtete sie sich zitternd im Bett auf. Durch die weißen Vorhänge fiel das Mondlicht herein und zeichnete das Fenster mit seinem Holzkreuz deutlich und groß auf Fußboden und Schränke. Neben ihr schlief Johannes, friedlich wie immer. Sie hätte ihn wecken mögen, ihm sagen, wovon sie geträumt. Aber als sie sich darauf besann, es in Worte zu kleiden suchte, wußte sie es selbst schon nicht mehr. Der Grund, Paul Gordon's geheimer Grund für sein seltsam Gebahren, der sie aufgescheucht hatte, was war er gewesen? Frau Friede legte sich wieder. Sie grübelte, suchte und fand es nicht, — so wenig wie bisher bei Tage. Doch es kam auch kein Schlaf mehr in ihre Augen.

Als Paul sie am Morgen beim Frühstück sah, fragte er, weshalb sie so bleich sei, ob sie sich angegriffen fühle?

„Bleich?" fragte Johannes, „bist Du blaß, Kind? Nein, Du glühst ja wie eine Rose. Was will denn der Paul!" —

Sie sah vor sich nieder, ohne Antwort. Sie zürnte sich selbst, daß es sie so heiß überlaufen, bei der einfachen Frage. Und irgendwo, in einem heimlichen Nebenfach ihres Hirns — denn hätte sie's offen sich eingestanden, so würde ihr die eigene Vernunft auch klar gemacht haben, wie thöricht der Vorwurf — irgendwo, im Hintergrunde der Gedanken, zürnte sie auch Johannes, daß er zur Nacht so ruhig geschlafen, daß jetzt nicht er es gewesen war, der ihr leidendes Aussehen bemerkt. Wieder saß sie lange Stunden und dachte und fand ihres Denkens nimmer ein Ende. Manchmal war es ihr fast, als könnte sie, wenn sie nur den Schlüssel besäße, da drinnen in Paul's labyrinthisch dunklem Innern noch weit leichter heimisch werden, als sie die Vorgänge in Johannes' wohlgeregeltem, langsam arbeitenden, braven Herzen nachfühlen und verstehen würde. Onkel Johannes — sie wußte selbst nicht, wie es kam, daß sie ihn jetzt wieder häufiger so nannte — war so viel älter, so viel älter und besser und klüger als sie! Sie fühlte sich recht wie ein Kind vor ihm und hätte sich geschämt, all' ihre kleinen Sorgen und Zweifel ihm zu gestehen. Dagegen Paul . . . o, wenn sie ihm einmal, ein einziges Mal nur alles, was ihr das Herz bedrückte, vertrauen dürfte! Sie meinte, ihr würde dann leichter werden. Und

sie führte lange Gespräche mit ihm, die niemals laut werden konnten. Denn man mag wohl in Gedanken einem anderen Menschen Geständnisse machen, er hält still und hört zu. In Wirklichkeit aber, deutlich und klar dieselben tiefverborgenen Dinge auszusprechen, wenn der andere antworten kann, durch Blick und Wort den Redenden unterbrechen, dazu braucht es mehr Kühnheit und Kraft, als sie Frau Friede in ihrem ruhelos sinnenden Kopfe besaß.

Und der Sommer ging weiter und die Beiden die anfangs so gut sich in einander gefunden hatten, schienen sich ferner und ferner zu rücken. Keiner wußte, was der Andere von ihm dachte, Keiner verstand es, was den Anderen bewegen mochte. —

* * *

Es war an einem Julitag. Frau Willfriede ging durch den Garten. Das Mädchen Friedrich begleitete sie mit der steifen Dienerhaltung, die sie von ihrem Vater erlernt. In der großen Mittelallee, die vom Eingang gradeaus bis zu einem kleinen Lusthäuschen führte, blühten zur linken und zur rechten in gleichen Abständen hochstämmige Rosen und dazwischen schlanke weiße, starkduftende Lilien. Mit einer scharfen Scheere trennte Frau Friede die vollaufgeblühten Rosen von den Zweigen, indessen das Mädchen unter den Sträuchern die einzeln abgefallenen Blütenblätter von der Erde auflesen mußte. Und weil es über Nacht gewittert und früh am Morgen ein scharfer Wind gegangen war, die junge Frau auch die letzten Tage her das Sammeln wohl ein wenig vernachlässigt hatte, fand Friedrich so viele Blätter am Boden, daß die Beiden die duftende Fülle kaum mehr bergen konnten. Willfriede nahm ihr helles Sommerkleid vorn in die Höhe, ließ sich von jener alles, was sie gefunden hatte, hineinwerfen und schickte sie dann ins Haus zurück, ein Gefäß zu holen. Sie selbst ging, das Mädchen zu erwarten, auf die Gartenhütte zu. Doch ging sie langsam, nur Schritt für Schritt. Trug sie doch das gebauschte Gewand mit beiden Händen vor sich her und sah nicht auf, sondern hielt die Augen unverwandt nur auf ihre Schätze gerichtet, sie hütend, um kein Blatt zu verlieren. Die Sonne schien ihr auf den unbedeckten Scheitel, die Luft war glühend, zitternd heiß. Sie stieg die beiden Stufen hinauf, ein wenig schwankend, denn es fiel ihr immer noch schwer, ganz allein, ohne Stütze zu gehen. So trat sie aus der brennenden Mittagshelle draußen in das kühle, halbdunkele Häuschen. Einen Augenblick stand sie geblendet. Rote und grüne Flecken tanzten ihr vor den Augen, sie sah nichts, und die lichtlose Stille bedrückte sie schreckhaft. Unwillkürlich nahm sie ihr Kleid in die eine Hand zusammen, streckte die andere tastend aus und suchte und fand —

Sie wußte es in derselben Sekunde, was sie geängstet. Sie war nicht allein hier. Noch eh sie unterscheiden konnte, wer da im Dunkeln sich mit ihr befand, hatte er ihre Hand ergriffen und preßte sie an sich und küßte sie auf Mund und Augen, wieder und wieder.

Hatte sie nicht gewußt, sich zu wehren? hatte sie es geschehen lassen? Sie that einen leisen, klagenden Schrei und stieß ihn zurück. Und er brach vor ihr in die Kniee, als wäre er von ihrem Erschrecken selbst der Kräfte beraubt. Ihr Kleid, das sie vorhin so fest gehalten, hatte sie nun doch fahren lassen. Ihre Rosen und Rosenblätter waren, wie Regen, rieselnd über ihn niedergegangen. Inmitten des rot und weiß bestreuten Estrichs stand sie, beide Arme ängstlich über der Brust gekreuzt, als müsse sie sich schützen. Ihre Augen schauten noch immer wie geblendet.

Er bückte sich tief hinab, seine Stirn auf den Saum ihres Kleides zu drücken. Da schauderte sie in sich zusammen und wich von ihm fort. Nun schüttelte er die Rosenblätter von Haar und Schultern, erhob sich, trat zu ihr. Sie versuchte ihn abzuwehren — „Friede,“ sagte er nur, „Friede!“ — Es ging ein Zittern über ihre Gestalt. — „Friede,“ bat er noch einmal, „verzeih mir. Ich konnte nicht anders. Ich sah Dich kommen, so langsam, den Weg her. Ich wollte fliehen, Dich nicht sehen. Du kamst und strecktest selbst die Hand aus . . . So ist es geschehen.“ —

Unter seinen flüsternden Worten schien sich ihre Starrheit zu lösen. Sie schlug die Augen zu ihm auf. Nicht nur Verzeihung sprach aus den grauen, tiefen Sternen. Er las darin mehr, mehr als er erwartet, mehr als er durfte, mehr vielleicht, als er selber gewollt. So standen die Beiden Auge in Auge, in verstummendem Schrecken. Eine Sekunde nur. Dann hob sie die Arme und barg das Haupt an seiner Schulter und hielt sich fest an ihm, Schutz zu finden, gegen sich selbst und gegen ihn.

Auch das war nur ein Moment gewesen. Ohne Worte richtete sie sich wieder empor und strich sich die Locken aus den verweinten Augen fort. Es kamen Schritte den Kiesweg her, die

Stufen herauf. — „Ist die gnädige Frau hier?" fragte Friedrich und trat in die Hütte hinein.

„Du bringst die Schale?" sagte leise die junge Frau, „weshalb bliebst Du so lang! Nun ist es zu spät. Alle meine Rosen fielen und liegen im Staub. Komm, führ' mich ins Haus."

Auf den Arm der Dienerin schwer sich stützend, ging sie mit ihrem ungleichen Gang, wie ehedem, da sie noch der Krücke bedurfte, den Weg dahin durch die helle Sonne. Und die Rosen und die Lilien zu beiden Seiten sandten ihre Düfte ihr nach. —

* * *

Johannes folgte an dem Abend Paul wie gewöhnlich auf sein Zimmer. Das Fenster war offen. Die alte Rebe hatte in diesem Jahr ihre Trauben früher und größer getrieben, die dichten, grünen Blätter und Ranken ließen kaum einen Ausblick ins Freie. Auf dem Fensterbrett stand ein Glas mit dunkelpurpurroten Rosen, vollauf geblühten. Und jeder Lufthauch, der von draußen in das Gemach strich, trug den süßen, schwülen Duft mit sich hinein. Nicht für den Hausherrn. Der hatte sich gleich an seinen angestammten Platz zum Tisch gesetzt, schmauchte behaglich seine Pfeife und besaß nicht so feine Organe, um das leise Wehen zu spüren. Aber Paul Gordon, der auf- und abging, mit langen Schritten, den Kopf im Nacken, die Stirn in finstere Falten gelegt, der atmete mit jedem Zuge den berauschenden Duft ein. Er trat zum Fenster, nahm die Rosen aus dem Glase und schleuderte sie in weitem Fluge hinaus in die Nacht.

Dann wandte er sich zu seinem Freunde: „Ich muß fort."

Johannes sah auf.

„Ich bitte Dich, mir für morgen früh Wagen und Pferde zu bestellen."

Der Gutsherr schüttelte nur den Kopf: „Kann nicht, alle Pferde sind auf dem Feld;" — und rauchte weiter.

„So werde ich zu Fuß gehen."

„Du? bei der Hitze!"

„Johannes, ich bitte Dich, scherze nicht. Und mach' mir es nicht schwerer."

„Ich will Dir's nicht schwer machen, sondern verbieten."

„Du hast kein Recht, mich hier zu halten."

„Und Dein gegebenes Wort, für den Sommer bei mir zu bleiben? Gilt dein Wort nichts? Weshalb willst Du es brechen und mich kränken? Wieder Weiber und Weibergeschichten! Ich hatte gehofft, die Jugendthorheiten wären zu Ende."

„Das sind sie. Nur zu sehr."

„Was sonst treibt Dich fort?"

„Verlangst Du, daß ich rede, Johannes ..."

„Nein," — Heilwig hatte sich erhoben und streckte die Hand aus — „nein, keine Beichte. Ich bin nicht ein Gläubiger, dem Du klipp und klar zurückzahlen müßtest, was er Dir gegeben, nicht ein Weib, das mit nimmerzufriedener Neugier nach allem forscht, was man verschweigen möchte. Mein Leben kennst Du und magst's übersehen bis in den letzten Winkel hinein. Du aber hast Stöße und Püffe erlitten, auch holdes Glück und Ruhm gewonnen. Da ist wohl so manches, was Du ungern mitteilen würdest, manches, was Dir nicht allein angehört. Und ich darf Dir vertrauen, ob Du mir Deine Geheimnisse erzählst oder nicht."

„Wenn Du wüßtest," begann Paul heiser, „wenn ich es Dir sagen könnte ..."

Er schnitt ihm das Wort ab: „Mein guter Junge, verstehen wir uns. Willst Du mir dies Geständnis machen, das Dir sichtlich schwer fällt, weil Du denkst, ich könne vielleicht Dir noch Rats schaffen zu gutem Ausgang?"

„Nein, nein, unmöglich ..."

„Also willst Du mir es machen, um es nicht länger allein zu tragen? Auch das nicht? Einzig weil Du glaubst, es mir schuldig zu sein? Nun, Paul Gordon, so spreche ich Dich frei. Du schuldest mir nichts. Ich habe an Dein Inneres kein Anrecht. Behalte Du für Dich, was nur Dein ist, ich rühre nicht dran. Und noch eins" — er war schon im Gehen begriffen, als er von der Thür wieder zurückkam: „ich redete vorhin in dem Wahn, Dir sei besser hier still bei mir, als draußen in dem wüsten Gedränge von Neid und Liebe. Wenn es das nicht ist, geh und reise. Ich hemme Dich nicht." —

Paul Gordon sank, da Johannes gegangen am Tisch zusammen. Er lag, die Stirn in den Armen vergraben, das Licht im Leuchter neben ihm flackerte von den schweren Stößen seines Atems, der ruckweise, keuchend ihm aus der Brust kam. Vom Fenster strich die laue Nachtluft durch die Weinblätter her, sie trug ihm Rosendüfte zu. Er stieß die feuchten Haare zurück und richtete sich langsam auf.

Sie hatten es Beide ja nicht gewollt, nicht kommen gesehen. Und nun war es da, und keine Kraft konnte es wieder ungeschehen machen.

* * *

Als der Morgen kaum graute, machte er leise, wie ein Dieb, sich davon. Er hatte zu seinem Koffer einen Zettel gelegt mit der Bitte, ihm denselben nachzusenden, und trug nur eine Tasche umgehängt.

Da er über den Hof ging, krähte der Hahn, in den Ställen erwachte das Leben, die Leute begaben sich an ihre Arbeit. Er schlug den abkürzenden Weg durch den Garten ein. Im ersten frühen Sonnenstrahl dufteten die Rosen und Lilien, daß er schneller schritt, weil ihm schwindeln wollte. Er ging an dem Gartenhaus vorüber, trat nicht hinein und kehrte dann doch wieder um. Draußen fing grade der Gärtner an, die Wege zu harken. Hier lagen die welken Rosenblätter noch wie gestern verstreut. Er bückte sich danach und griff sich eine Hand voll und drückte Lippen und Augen darauf. Sie kühlten, thaten ihm wohl. Er barg sie sich an der Brust. Aber dann warf er rasch die verführenden Blätter wieder von sich, ging eilig fort und die Stufen hinunter. Durch eine Pforte in der Hecke, welche dicht hinter der Sommerhütte den Garten abschloß, trat er hinaus auf's freie Feld. Der erste Roggenschnitt hatte gerade gestern begonnen. Auf dem schmalen Fußpfade, den er schritt, standen ihm zu beiden Seiten die hohen, gelben, schwernickenden Ähren. Aber weiterhin gingen schon die Schnitter in langen Reihen, die Männer in weißen Hemdsärmeln, die Weiber mit ihren großen, übergestülpten Kiepenhüten von Stroh, so gelb wie das Erntefeld selbst. Als sie ihn von weitem erblickten, traten zwei von den Mädchen aus der Kette, warfen ihre Sicheln zur Erde und kamen, ihm den Weg zu verstellen. Auch er hielt inne. Sie banden das rote, grüngemusterte Band von knitternder Seide ihm um den Arm und sagten ihren Spruch dazu her. —

Da er zuletzt hier bei der Ernte gebunden worden, hatte er die Mädchen geküßt und sie waren lachend davon gelaufen. Damals — es war so lang wohl nicht her — war er des Gutsherrn Freund gewesen. Und jetzt . . . Er griff in seine Tasche und kaufte sich mit einer Gabe von der Haft los. Die Mädchen standen und hielten jede in der Hand ein blankes Goldstück, zehnmal mehr, als sonst beim Binden ein Gefangener zur Lösung gab. Aber während er davonschritt, kehrten sie kopfschüttelnd zu ihrer Arbeit und fragten einander ganz betrübt, was wohl dem jungen Herrn — so hieß er immer noch auf dem Gut — geschehen sein könne, daß er völlig vergessen habe, wie billig er sonst davongekommen.

Er war auf den breiteren, ausgefahrenen Feldweg gelangt und hatte nicht weit bis zu der Chaussee mehr, auf welcher sich rascher vorwärts gehen ließ. Ein paar Knechte, die ihn gut kannten, riefen ihm fröhliche Wanderschaft nach. Und Einer, da er seine Reisetasche bemerkte, trat zu ihm mit gelüfteter Mütze und fragte, ob er an den Herrn noch etwas zu bestellen habe? Der Mann war früher Paul Gordon einmal, da dieser grade vom Heilwigshof fortreiste, auf einer entfernteren Station begegnet und hatte viele warme Grüße und Abschiedsworte für seinen Gutsherrn mit heimtragen müssen. Nun hörte Paul die Frage und stand und schaute vor sich hin. „Ja, grüß' ihn," sprach er langsam, „und sage . . . Nein, sage ihm nichts."

Die Landstraße führt schnurgrade weiter zur nächsten Stadt. Man übersieht sie, bis sie sich in den Horizont verliert. Die Pappeln stehen steif und aufrecht, eine lange, endlose Linie, immer kleiner und kleiner werdend. Das Land ist flach, zu beiden Seiten dehnt es sich ohne Hügel und Wälder, ein wogendes, ununterbrochenes Kornfeld, hier gelb und reif, dort grüner gefärbt, fern verblauend in der Sonne. Paul Gordon schickte die Augen voraus, die weiter reichten und schneller gingen, als seine bald von Staub und Hitze ermüdenden Füße. Bis zu jenem Baum, und dann noch drei, und dann nur ein Stückchen, ist das nicht das Ende vom Heilwigshof? Er meinte leichter gehen zu können, wenn er erst darüber hinaus sei. Im Städtchen würde er auch vielleicht, so dachte er, ein Fuhrwerk finden. Denn es war glühend heiß, die Sonne stieg höher, ihre Strahlen trafen senkrechter, sengender, und die Pappeln und die Felder glichen sich und nahmen kein Ende. Paul blieb stehen. Wo war denn die Grenze? Er sah einen Stein rechts zu Füßen einer Pappel und ging hinzu, um die Inschrift zu lesen:

Hier traf ich mit Paul Gordon zusammen am 6. November 1850.

Es war das Denkmal, das Johannes dem Beginn ihrer Freundschaft gesetzt. Paul mußte sich an die Pappel lehnen. Die Augen thaten ihm weh von der Sonne. Neunzehn Jahre guter Treue. Und heute vorüber. Ohne Dank und ohne Abschied. Die Leute hatten Recht behalten. Es war nichts mit dem Vagabunden, den man hier von der Straße aufgelesen. Ein solcher

Gesell taugt nicht in ein reines Leben, ein ehrlich Herz. Johannes Heilwig trug den Schaden — So würden sie reden. —

Nein, so sollten sie nicht reden. Johannes nicht, kein Mensch sollte ahnen, was jenem gedroht. War Verrat begangen worden, so hatte der allein zu büßen, der ihn beging. Und der Andere, der schuldlos vertraute, durfte nicht Leid und nicht Makel erfahren.

Paul Gordon richtete sich von dem Denkstein straffer empor. Noch einen Blick warf er zurück auf den graden, weißen Weg, den er hergekommen Dann kehrte er sein Gesicht der Stadt zu und schritt gradeaus, ohne sich mehr umzuschauen. Und der Heilwigshof blieb im Sonnenschein, umgeben von dem goldigen Frieden seiner Felder weit hinter ihm. —

* * *

Das ist lange her. Es hat sich inzwischen dort wenig verändert. Das Leben des Gutes geht seinen alten, geregelten Gang, die Bewohner wie die Gäste, blieben die gleichen. Das blaue Zimmer nur steht unberührt. Denn der sonst hier hauste, zählt zu den Toten. Und wenn der Gutsherr einen Fremden ehren will, führt er ihn hinein und erzählt von dem Freunde, der seines Lebens höchster Stolz war, dessen Verlust sein einziger Schmerz. An der Wand des Zimmers hängt das halbfertige Bild der Hausfrau und gegenüber ein zweites, vollendetes, welches der Maler zu Rom, in dem Winter, nachdem er zum letztenmal hier gewesen, aus der Erinnerung gemalt hat. Es zeigt dieselbe helle Gestalt, Rosen streuend, von Rosen umgeben, lieblich und jung, wie die Verkörperung erträumten, nie erreichbaren Glücks. Man sagt, daß es sein bestes Werk sei.

Frau Friede aber, wie sie jetzt aussieht, nicht mehr jung, ihrem Gatten fast ähnlich an friedlicher Güte des Ausdrucks und Wesens, blickt auf zu dem Bilde, wie man aus weiter, weiter Ferne zurückschaut auf stürmisch durchschifftes Meer. Als sie damals es Johannes zu gestehen versuchte, was seinen Freund von dannen getrieben, da hat er kopfschüttelnd sie nicht hören gewollt. „Laß gut sein, Kind, quäl Du Dich nicht. Ich kenne Dich wohl. Und kenne auch ihn. Es ist seine Art nur, die Dich verwirrt hat. Sein Kern ist edel, sein Herz treu wie Deins, keines Verrats noch Undanks fähig."

So hatte sie denn schweigen müssen. Und was sie an Reue, und was sie an Schmerzen zu tragen gehabt, das hat sie still allein getragen, allein verwunden. Als nach Jahresfrist die Kunde von Paul Gordon's Tod auf den Heilwigshof kam, durfte sie ihn offen betrauern, als ihres Mannes und ihren Freund.

Sein Todestag steht auf dem Denkstein unter der Pappel aufgezeichnet: d. 18. August 1870. Der sein Leben von jeher mißachtet hatte, weil es keinem Menschen nützte, fand sein Ende, um Anderen ihr Leben zu erhalten.

Er ist bei Gravelotte gefallen, als Krankenträger.

Ein Lebenslauf.

Wie ein leises Vogellied
Das den Lenz verkündet,
Wie ein Wölkchen ros'gen Lichts,
Eh' der Tag entzündet;
Wie ein Summen, wie ein Duft,
Lind herbei gefächelt,
Wie ein Sternlein, dessen Glanz
Mild durch Nebel lächelt, —
So dein erster Atemzug,
Lautlos war dein Kommen,
So auch was im Elternaug'
Thränenfeucht entglommen,
So das Stammeln ihres Danks,
Wie im Bann gehalten
Von des Kindleins sondrer Art,
So ihr Pflegewalten;
So im ebnen Lauf der Zeit
Der Entfaltung Werden,
Leichtumflorter, lieblicher
Maientag auf Erden;
So vom Spiel zu holdem Ernst
Wie ein Hauch die Brücke,
So auch dein Entgegensehn
Morgenhellem Glücke;
Aus dem Arm der Eltern dann
In den Arm der Liebe,
Sanft als ob auf klarem See
Eine Blüte triebe;
Aus dem Arm der Liebe dann
In den Arm des Engels,
Der dich rief, mit leisem Wink
Seines Lilienstengels;
— — So dein kurzer Lebenslauf,
Zauber unermessen!
Wer dich sah, er ward gefeit,
Wird dich nicht vergessen.

Robert Waldmüller.

Spindel und Thyrsus.

Novelle in Versen von **Otto Roquette**.

(Fortsetzung.)

III.

Baron Silen — der Name mag ihm bleiben
Von jener Maske, die so schön ihm stand —
Sah gähnend durch des Saales Fensterscheiben,
Die Zeitung, ungelesen, in der Hand,
Umsonst bemüht, die Zeit sich zu vertreiben.
Ein Regentag lag über See und Land.
Daß er allein gespeist, nicht stimmt's ihn bange,
Doch bis zur Abendmahlzeit ist's noch lange!

Die Stille däucht ihm, seit dem Fest von neulich,
Verwunderlich. Ubald war viel umher,
Auch in der Stadt, und ließ ihn ungetreulich
Allein auch abends nach der Wiederkehr.
Signora's Laune gab sich unerfreulich.
Nicht nur, daß stets ihr Platz bei Tische leer,
Das ganze Haus empfand es als bedränglich,
Daß sie in ihren Zimmern unzugänglich.

Auch für Ubald. Sie war nervös und leidend.
Zwar fuhr sie aus, sobald der Hausherr fort,
Doch sorgsam bei der Heimkehr ihn vermeidend.
Silen auch muß der Zofe knappes Wort
Erdulden an der Thüre, kurz bescheidend.
Was war denn nur an diesen Freudenort
Gedrungen, wo man atmete so wohlig?
Die Stimmung schien, die Lage selbst, bedrohlich!

Baron Silen, der nun seit manchen Jahren
Als rechte Hand Ubald's sich festschmarotzt
(Nur nicht im Spiel, denn niemals günstig waren
Die Geister ihm, die sich Ubald ertrotzt),
Baron Silen durchdachte die Gefahren,
Daraus für ihn ein Unhold höhnisch glotzt:
Die Störung im Behagen dieses Hauses,
Verfall der Fröhlichkeit, Verfall des Schmauses.

Da nähern Tritte sich mit hast'gem Gange.
Ubald erscheint. „Anselm zurückgekehrt?“
Ruft er herein. Silen, von diesem Klange
Fast aufgeschreckt, bekennt sich unbelehrt,
Da freilich ihm von keinerlei Belange
Der Jüngling scheint, den er noch nicht entbehrt.
„Das Suchen,“ spricht er, „kann Dir wenig frommen!
Ist er nicht da, so wird er wiederkommen.“

Dem Diener schellt Ubald. Von seinem Munde
Vernimmt er, daß des Flüchtlings Spur entdeckt:
Ein Gärtnerbursch erkannt' ihn, eine Stunde
Von hier, wo langhin sich die Mauer streckt
Des Gartens, der sich hoch erhebt vom Grunde,
Darin ein kleines Landhaus sich versteckt.
Dort aber hab' er, im Vorübergehen,
Anselm, mit Frauen im Gespräch, gesehen.

Doch wer da wohne, hab' er nicht erfahren.
Die Villa sei „Der Rosenhof“ genannt. —
Mit Lachen ruft Silen: „Da war zu sparen
Die Sorg', in die Du thöricht Dich verrannt!
Du siehst, der Junge fühlt sich in den Jahren,
Und ist, was anzuknüpfen, schon gewandt!“
Allein Ubald, nicht gleicher Art vergnüglich,
Giebt den Befehl: „Laß satteln unverzüglich!“

Dann zu Silen gewendet: „Unterdessen
Auch Deiner schönen Muße geb' ich heut
Ein klein Geschäft. Da gar nicht zu ermessen,
Wann Claudia ihre Huld uns wieder beut,
So will ich, daß sie da ist, auch vergessen.
Wenn sie vielleicht ein andrer Ort erfreut
(Mach's ihr verständlich in recht hübscher Weise!)
Nichts in den Weg mehr leg' ich ihrer Reise.

„Hier ist das Reisegeld. In wenig Zeilen
Auch noch ein Gruß zum Abschied. Doch, kann sein
Sie wünscht im Hause länger zu verweilen —
Drei Wochen noch ist diese Villa mein,
Sie steht zu Dienst ihr. Du auch magst sie teilen
Mit ihr; vielleicht ihr Deinen Schutz zu weihn,
Den Aufbruch rüsten hier — ganz nach Begehren,
Ich selber denke nicht zurück zu kehren.

„Den Knaben muß vor allem ich erspüren,
Und find' ihn wohl, um ihn in guter Art
Mit mir nach Monte Carlo zu entführen.
Zeit ist es überdies, daß wir zur Fahrt
Dahin zurück das Bündel wieder schnüren.
Du aber, wenn des Amts Du hier gewahrt
(Auf's neue wirst Du mich dadurch verbinden)
Komm' nach! Ich bin am alten Ort zu finden.“

Silen entsetzt sich: „Sind wir schon zu Rande?
Der Strom erschöpft, der sich so reich ergoß?
Um alles, red'! Ich komme von Verstande —
Mußt Du zurück schon eh das Jahr verfloß
Zu dem verfluchten — einst gelobten Lande,
Wo Dir das Glück die vollste Hand erschloß!
Zu neuem Wagespiel? Ich denk' es grausend:
Wo blieben denn die Dreimalhunderttausend?“

Verächtlich lachend drauf Ubald; „Wir haben
Die Lebensart hier etwas groß geführt:
Signoras eigne Rechnungen auch gaben
Sich höher in Paris, als sich gebührt.
Was liegt daran? Ich fühl' mich wie begraben,
Wenn neues Wagen nicht mein Feuer schürt!
Drum fort! Ein guter Rest ist unverloren
Zum Einsatz. Sei das Glück denn neu beschworen!"

Ubald verläßt den innerlich Geknickten,
Der trostlos fühlte, was ihm widerfuhr,
Wenn seine Sorgen in die Zukunft blickten.
Vorbei die Tage, stets gestimmt in Dur,
Die jeden Hoffnungsbraten hold ihm spickten
(Fand er Erfüllung doch bei Tische nur!)
Vorbei, wenn nicht für immer, doch für lange!
Nun dröhnt das Moll heran mit düstrem Gange!

Inzwischen trabt Ubald auf seinem Rappen
Die Straß' entlang. Die Luft war wieder frei,
Nur in der Bergeshäupter Nebelkappen
Die letzte Spur vom grauen Einerlei.
Kaum gönnt dem Roß der Reiter Luft zu schnappen,
An mancher Villa geht's im Flug vorbei,
Bis endlich, wo der Weg sich mehrfach teilte,
Bei einem Hofthor fragend er verweilte.

Man weist zurecht ihn, mißt noch eine Stunde
Den Weg zum Rosenhof. Man grüßt ihn tief,
Denn vornehm blickt' er. Knapp entglitt dem Munde
Das Wort, das knapp die Antwort auch berief.
Man schaut ihm nach, man sinnt wohl nach dem Grunde,
Warum's die Haut so seltsam überlief
Bei seinem Blick, bei seinem Ton und Fragen? —
Was gab's für Leute hier in Sommertagen!

Der Reiter aber, bei des Wegs Erhebung,
Mit lockrem Zügel lenkt des Rosses Schritt,
Indes sein Blick am Glanze der Umgebung
Gleichgültig, unbewegt vorüberglitt.
Zuweilen nur von innerer Belebung
Tritt sich ein böser Zug den Lippen mit,
Verachtung kündend, zorn- und haßbeflügelt,
Von trotzigen Willensmächten doch gezügelt.

Er liebte nichts mehr. Auch nicht jenen Knaben,
Auf dessen Spur er ritt. Was war ihm der?
Was ihn bewog, dem Flüchtling nachzutraben,
War — Furcht vor ihm, von dem Gefahren her
Ihm drohten — Furcht! Er mußt' ihn wiederhaben,
Den Ahnungslosen, seiner Furcht zur Wehr,
Ihn an sich fesseln, weithin ihn entführen
Der Möglichkeit, nach alter Schuld zu spüren!

Und finden wird er ihn! Was ihn vertrieben,
So denkt Ubald, ist für ihn abgewandt.
War ihm doch unbeachtet nicht geblieben
Wie Claudia's Gunst den Überraschten fand!
Und wenn nicht Seel' und Leib er ihm verschrieben,
Den Jüngling hat er füglsam doch erkannt.
Beliebt's ihm selbst, als Scherz die Flucht zu nehmen,
Wird seiner Güte sich Anselm bequemen.

Entfernter schon am hohen Ufer lagen
Die Villen von einander. Endlich fand
Den Rosenhof er auf erneutes Fragen.
Das Thor war ungeschlossen, doch es stand
Kein Name des Besitzers angeschlagen.
Er steigt vom Pferd, und führt es an der Hand,
Zwar übel angegrüßt von Wächterhunden,
Um im Gehöft sich weiter zu erkunden.

Da öffnet sich die Thür, und auf der Schwelle
Dem Gast entgegentritt ein hoher Greis.
Ubald erstarrt. — Umziehn bei Tageshelle
Bedroh'nde Geister ihn mit ihrem Kreis?
Es stockt sein Blut. Doch mit Gedankenschnelle
Begreift er auch des Augenblicks Geheiß,
Dem Unerwarteten gefaßt zu stehen,
Daß — Sohn und Vater sich ins Auge sehen!

Die sich seit langer Zeit begegnen heute,
Ob Sohn und Vater — sehn als Männer nur
Sich prüfend an, indes das Wort sich scheute
Vor alter Laute fast verlorner Spur.
Wohl wissend, was ein Wiedersehn bedeute,
Verhängnisvoll nach ew'ger Trennung Schwur,
Gefestet doch, sich kalt und fremd zu zeigen,
Stehn sie betrachtend, in beredtem Schweigen.

Doch Thorwald endlich spricht: „An meiner Pforte
Seh ich den Mann, der jetzt Ubald sich nennt?
Ich weiß, nicht sucht er mich an diesem Orte.
Wen sonst?" — Der alten Stimme Ton erkennt
Ubald — doch hört er nur den Sinn der Worte,
Der tief ihn trifft und in die Seele brennt,
Dem Stolz zugleich ein Ruf zu neuer Fehde.
Drum faßt er sich zur trotzigen Gegenrede:

„Nicht Thorwald sucht' ich! Nicht auch seinem Herde
Hofft' ich zu nahn. Wenn ich ihn hier geahnt,
Ich wählte jeden andern Fleck der Erde,
Die Spur vermeidend, die an mich gemahnt,
Wie ich die seine mied, und meiden werde!
Doch da der Zufall mir den Weg gebahnt
Zu diesem Dache — will in seinem Schatten
Der Wirt dem fremden Gast ein Wort verstatten?"

„Tritt ein! Mein Haus verschließt sich keinem Gaste,"
Versetzt der Alte, während schon bereit
Ein Knecht das müde Roß am Zügel faßte.
Sie traten ein. Ubald, in innerm Streit,
Fühlt dennoch angeschlagen eine Taste,
Die tönend spricht von lang vergangner Zeit.
Und wie er, zögernd halb, sich umgesehen,
Beginnt Ubald: „Es scheint — Dir wohlzugehen?"

„Wenn von Besitz Du sprichst und äußern Dingen,
So geht mir's wohl!“ entgegnet Thorwald drauf.
„Durch Arbeit mußt' ich wieder zu erringen,
Was ich verlor, und – gab dann in den Kauf
Was Zeit und Leben nie mir wiederbringen.
Einst hatt' ich einen Sohn — doch im Verlauf
Von Jahren mußt' ich suchen zu vergessen
Was ich an ihm verloren und besessen.

„Denn Edgar war's, durch den zu Grund gerichtet
Der Wohlstand sank, den ich für ihn erwarb;
Um den, seit er sich vor der Welt vernichtet
Und in sich selbst, mein Weib vor Kummer starb.
Für mich auf alles hatt' ich da verzichtet,
Verderben mußt' ich sehen, was verdarb!
Doch nötig war's, um Hungers nicht zu sterben,
In neuem Dienst mein Brod mir zu erwerben.

„Und eifriger bald galt's die Kraft zu regen.
Denn Edgar hatt' ein junges Weib, das treu,
Ob auch verzweifelnd, folgte seinen Wegen.
Doch er verließ sie, trieb sich ohne Scheu
Mit andern durch die Welt, und, unverlegen
Um Pflicht und Recht, unfähig schuld'ger Reu',
Am Spieltisch war's, wo er die Zeit durchschwärmte,
Indes sein Weib sich still zu Tode härmte.

„Sie starb gebrochnen Herzens, meinen Sorgen
Ihr Töchterchen empfehlend, Edgars Kind.
Ich holt' es mir. Ein neuer Lebensmorgen
Ging in mir auf. Gesammelt war geschwind
Was noch an Schaffenskraft in mir verborgen.
Die Arbeit glückt', und ihre Früchte sind
Gereifet, die Herlinden nur gehören,
Doch ihre Kinderseele nicht bethören.

„Und sie ist mein! Ich hab' sie mir erworben,
Und meinen Anspruch geb' ich Keinem hin.
Sie weiß, daß früh die Eltern ihr gestorben –
Der Vater auch! Doch trübt nicht ihren Sinn,
Was ihrer Mutter Lebensglück verdorben,
Und niemals soll, als trauriger Gewinn,
Durch meinen nicht, und nicht von andrem Munde,
Ihr Herz beschweren des Vergangnen Kunde!“

Nicht in des Vorwurfs Ton, nur wie berichtend
Erzählte Thorwald. Um so tiefer drang
Sein Wort ins Herz, anklägerisch, vernichtend.
Und wie Ubald umsonst im Innern rang,
Fast schon auf jede Gegenwehr verzichtend,
Saß starr und schweigend er minutenlang,
Bis aus dem Kampf sich, dennoch unbezwungen,
Der weltgehärtet kalte Trotz gerungen.

Und heisern Klanges, der von innerm Toben
Noch Kunde gab, entgegnet er gefaßt:
„Du bist im Recht, den Stachel zu erproben
Der Wahrheit! Lüg' und Reu' ist mir verhaßt.
Ich weiß das Kind zum Besten aufgehoben,
Und lieb ist mir, daß Dir es nicht zur Last.
Dir danken sollt' ich — doch Du wirst es wehren!
Es ist Dein Gut, nie will ich sein begehren.

„Ein andres wünsch' ich, das hierher mich führte.
Des Freundes Sohn, Anselm, den ich erzog,
Verließ den Platz, der ihm bei mir gebührte.
Die Flucht war kindisch, der er sich verwog.
Und da man ihn im Rosenhof erspürte,
Bin auf der Spur ich, die der Vogel flog.
Um Auskunft bitt' ich – .“ Doch von Flammenblicken
Getroffen, fühlt Ubald sein Wort ersticken.

„Ich hab' ihn, ich! Und weigre Dir den Knaben!“
So ruft der Alte mit des Ingrimms Ton:
„Weh denen, die in Deine Hand ihn gaben!
Und wehe Dir, um Deines Freundes Sohn!
Willst Du, ein Dämon, auch die Seele haben,
Zu Deinem Dienst in des Verbrechens Frohn?
Nachdem des Knaben Vatergut und Erbe
Du selbst verthan in schmählichem Gewerbe?

„Was Freundeshand Dir anvertraut in Treuen,
Zum Raube ward's in ungetreuer Hand!
Den jungen Gläubiger hast Du zu scheuen,
Drum, ehbevor Gesetz und Recht er fand,
Hoffst Du in Niedrigkeit ihn zu zerstreuen,
Ihn zu entführen in ein fremdes Land!
Was aus ihm wird? Was kümmert's den Vernichter,
Bleibt unbekannt nur seine Schuld dem Richter!“

Ubald erschrickt, denn nicht so fein umsponnen
Und ausgespäht hatt' er sein Thun gedacht.
Die Sorge, der er gerne wär' entronnen,
Fühlt er verhängnisvoller nur erwacht.
Doch schon hat wieder er das Wort gewonnen:
„Was ihm von seinem Vater ward vermacht,
Dem Mündigen werd' ich kein Recht verletzen,
Und, gab's Verlust, ihm den Verlust ersetzen!“

„Ersetzen? Du? wovon? Vom Spielgewinne,
Den Du erst hoffst?“ So ruft mit bittrem Hohn
Der Alte: „Niemals komme Dir zu Sinne
Die Schuld zu tilgen durch der Sünden Lohn!
Der Knab' ist frei von Dir! Bei mir beginne
Sein Lebenswerk, gestimmt auf ernstern Ton!
Durch Arbeit soll die Kraft sich ihm entfalten
Des Daseins Inhalt würdiger zu gestalten!

„Erfahren soll er nicht, was er verloren,
Noch welcher Dieb ihn drum betrog! So weit
Mach' ich zum Hehler mich! Doch zugeschworen
Sei Dir: Beginnst Du mir um ihn den Streit,
Dann bin zu seinem Anwalt ich erkoren,
Und steh als Kläger wider Dich bereit!
Ja, glaube mir, ich biete sie dem Tage,
Die Schmach des Namens, den – ich selber trage!“

Ubald erhebt sich hastig, Zornesgluten
Im Auge, Scham, Empörung in der Brust.
Mehr, als dem Stolz des Mannes zuzumuten,
Und lähmend doch, war, was er hören mußt',
Und wie betäubt durchdringt er die Minuten
Nach Worten — er, der sonst so selbstbewußt
Gebot dem Kreis der Welt, den er verachtet,
Und drin den Herrn zu spielen doch getrachtet!

Da öffnet sich die Thür. Herlinde, lachend
Im ganzen Antlitz, tritt herein — und fährt
Zurück. Der Schreck, ihr hohe Glut entfachend,
Hält sie gebannt doch. Ihr Erscheinen klärt
Des finstern Gastes Blick, als fühlt' erwachend
Er sich verlornen Glückes Bild gewährt.
Und dennoch trifft — er mag sich nicht belügen —
Des Vorwurfs Pfeil ihn aus der Unschuld Zügen.

Nur einen Schritt will er sich näher wagen —
Doch schaudernd flieht, wie er sich nur bewegt,
Das Kind zum Alten, der zu ernstem Fragen
Mit raschem Wechselblick die Lippe regt:
„Was hast Du mir so Wichtiges zu sagen?
Hier ist Besuch — Du siehst!" Herlinde legt
Die Hand aufs Herz, kann Worte nicht gewinnen,
Und eilt geängstigt und beschämt von hinnen.

„Das war — Herlinde?" spricht nach kurzem Schweigen
Ubald. — „Du sagst es!" — „Und sie nahm die Flucht
Vor meinem Anblick! Nichts mehr ist mein eigen,
Die Stunde sagt es mir mit ganzer Wucht!
So sei's! Verloren an verdorrten Zweigen
Ist jede Lebensblüte, jede Frucht —
Mich engt das Dach, wo gute Geister segnen!
Lebt wohl! Ich denk' Euch nicht mehr zu entgegnen!"

„Edgar —!" So klang aus tiefster Brust ein Rufen
An sein Gehör, in schmerzbewegtem Ton.
Doch überschritten hat der Schwelle Stufen
Ubald; mit sichrem Fuß im Bügel schon
Vertraut er hastig sich des Rosses Hufen.
Zur Stätte des Gerichts, dem er entflohn,
Gab's rückwärts keinen Blick. Es gab im Weilen
Kein Ziel. Im Innern böser Mächte Streiten.

Hinweg! Hinweg! Er giebt dem Roß die Sporen,
Des Wegs nicht achtend, den der Rappe nimmt.
Ein Rasen ist's, als ob, heraufbeschworen,
Ihn Geister jagten, rächerisch ergrimmt.
Vorbei an Tiefen, schon in Nacht verloren,
Von da herauf das Licht der Hütten glimmt.
Vorbei! Vorbei! Gehetzt und fortgezwungen,
Bis Dunkelheit den wilden Ritt verschlungen.

(Schluß folgt.)

Um Weihnachten.

Aus dem Italienischen des Mario Rapisardi von Paul Heyse.

Der Dudelsack, drauf im Advent so traurig
Musik die Hirten machen,
Klingt unter meinem Fenster, morgenschaurig,
Und flugs muß ich erwachen.

Wie schwermutsvoll hin durch die nebelblasse
Frühluft die Töne schwirren!
Ein Hund heult draußen auf der frost'gen Gasse,
Im Wind die Fenster klirren.

Ihr holden Kindheitsfreuden, goldnes Träumen
In ersten Jugendstunden,
Treuherz'ges Glauben, glüh'ndes Überschäumen,
Nicht ganz seid ihr entschwunden.

Zu meinem kalten Bett schwebt Hoffnung nieder
Und gaukelt in den Lüften.
Den Rosen, die ich einst geträumt, kehrt wieder
Ihr jugendliches Düften.

Ein Balsam träuft in meine wunden Sinne
Mit heilend sanfter Kühle.
Es fächelt mich ein Traum von sel'ger Minne
Auf meinem heißen Pfühle.

Ein Sonnenstrahl glänzt dem geliebten Kinde
Im Blick, mich zu beleben.
Ich seh' den Zauber einer holden Sünde
Am schönsten Munde beben.

Komm, o Geliebte, leicht wie Blütenflocken
Hinschwimmen auf dem Flusse!
Laß mich berühren deine seidnen Locken
Mit meinem flücht'gen Kusse.

Komm, und ich sage dir, warum die Sonne
Den Nachtreif schmilzt am Hange,
Warum dies trübe Herz aufflammt in Wonne
Bei deiner Stimme Klange.

Doch horch! das Spiel verstummt. Im ungewissen
Frührot erglühn die Gassen.
Die Träume haben mich auf meinen Kissen
Fröstelnd und trüb verlassen.

Das Lied verklang. In meines Jammers Tiefe
Lieg' ich, stumm und alleine,
Und grüße dich, und küsse deine Briefe,
Geliebtes Herz, und weine.



Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

(Offene, rasche) Verwandlung.

Karl's des Großen Gruft unter dem Aachener Münster. Ein durch nackte, zum Teil mit Marmor belegte Wände eingeschlossener, von zwei Säulen getragener, möglichst kleiner Raum (die Dekoration wenig tiefer als die vorige). Rechts eine Thür in der Mauer; links, im Hintergrunde, führt eine steinerne Treppe aus dem Münster herab. — Tiefstes Dunkel, das erst bei dem Eintritt der Fackeln in eine mäßig helle, unsichere Beleuchtung übergeht.

Fünfter Auftritt.

Lumello, Rainard, Otto, Bernward (kommen nach und nach).

Lumello (noch hinter der Szene, mit gedämpfter Stimme, mit der sie alle sprechen). Wie breit die Treppe.

Rainard (hinter der Szene). Doch 's ist kellerkühl.

(Wird zuerst auf der Treppe sichtbar, hinter ihm Lumello, jeder eine Fackel tragend.)

Lumello (leise). Der Raum so weit: gleich einer Unterkirche.

Und Säulen!

Rainard (unten, leise). Fackelhalter an der Wand

Lumello (eine kleine Bank vor der Säule zur Linken beleuchtend, leise). Und eine Marmorbank.

Otto. Ihr Herrn, ich bitte,

Steckt denn die Fackeln auf.

(Lumello und Rainard befestigen die Fackeln rechts und links in den Fackelhaltern. Hinten an der Mauer, in der Mitte, wird nun die Leiche deutlich sichtbar: Karl der Große, noch wohlerhalten, sitzt auf einem erhöhten, weißen Marmorstuhl, im kaiserlichen Ornat, eine goldene Krone auf dem Haupt, das Szepter in der Hand, das Evangelienbuch auf den Knieen; über seinem Haupt eine Marmorplatte, wie ein Baldachin. — Otto sieht umher.)

Ich seh' ihn nicht —

(Jetzt erblickt er den Toten, wirft sich auf die Kniee. Die Andern folgen ihm; Alle beten leise. — Nach tiefer Stille hebt Otto das gesenkte Haupt, bleibt noch auf den Knieen.)

Du furchtbar feierliches Bild! so wirklich,
Als schliefst Du nur den Schlaf der Mitternacht
Und würdest mit dem Hahnenschrei erwachen;
Und doch so todesruhig, so entseelt,
Als hätte Dich aus Marmor Menschenhand
Dem Schöpfer der Lebendigen nachgeschaffen.
Vergieb uns, daß wir Deine Ruhe stören:
Nicht rohe Neugier hob die schwere Decke
Von Deinem Schlafgemach, in heiliger Andacht
Verehrt Dich hier Dein Sohn — so nenn' ich mich —
Der Erbe Deines weltenweiten Strebens,
Wenn auch des weltgewaltigen Willens nicht,
Der alles Dir bezwang; der noch aus Deinen
Erloschnen Augen, Deinen kalten Gliedern
Mich schauerig anweht. Wie das Wort, das hier
Die fromme Demut meiner Andacht spricht,
Von Deines Grabes Wänden widerhallt,
So laß mich Deines Lebens Echo sein:
Geschwächt, doch treu; nur Echo, doch das Deine.
Die Hand dort, die nach hundertjährigem Schlaf
Das Szepter noch so fürstlich herrschend trägt,
Sie segne mich: Du schlaf' in Frieden!

Bernward. Amen!

Otto (steht auf; die Andern desgleichen).
Wie ist Euch, Vater Bernward? — Diese Stätte
Stimmt mich, als wäre Gott mir nah.

Bernward. Auch mich.

Otto (tritt dem Toten näher; betrachtet ihn).
Ich will ihm sein Gewand erneuern lassen; —
Und wenn er mir's vergönnt, so nehm' ich irgend
Ein Angedenken, das ihn nicht beraubt,
Mit mir hinauf. — Doch wär' ich gerne noch
Allein mit diesem Toten. Frommer Vater,
Und Ihr Getreuen, thut die Liebe mir
Und laßt mich hier allein.

Bernward. Wir warten Euer
Im Münster.

Otto. Darum bitt' ich.

(Bernward, Lumello, Rainard steigen die Treppe hinauf. Die beiden Fackeln bleiben an der Wand.)

Leise fröstelt
Mir's im Gebein — — Er sitzt so aufrecht da:
Mir ist, als müßt' er nun das Haupt zu mir
Herüberwenden, um mich anzublicken.
Du ernster Träumer! Hörst Du, was ich rede?
Und kannst Du meinen Fragen Antwort geben,
Die Haare schüttelnd oder Ja mir nickend?
Du hast des Lebens Kelch, mit allem Süßen
Und Bittern, ganz geleert: Du kennst den Frieden,
Das Reich des Himmels nun; — was sagst Du mir,
Dem Jüngling, der im Thal des Lebens wandelt
Und seine Straße sucht? — Beglückte Dich
Der Kampf mit dieser Welt? Und bringt es wirklich
Der Seele Trost, zu herrschen, zu gebieten?
Die Welt zu meistern? Ach, im Geben nimmt sie.
Was wir, thatgierig, von der Welt gewinnen,
Verlieren wir bei Gott; schnell mischt der That sich
Etwas von Unthat bei, und unsre Seele,
Die rein und lauter aufwärts fliegen möchte,
Sinkt bleibeschwert zurück! — Und wär's denn besser,
Der Weltgier und der Ehrsucht zu entfliehn,
Nur Weisheit suchend? Weisheit? Was ist Weisheit?
Die wahre ruht bei Gott. Wir wissen wenig
Und irren stündlich. Du dort mit der Krone,
Der Herr der Welt, Du irrtest wie der Knecht;
Und in der Nacht des Todes erst erschien Dir
Das Licht der Wahrheit, da Dein Auge brach,
Und zog Dich in den Tag! — So wär' denn nichts
Als dieser Tag zu suchen? fortzustreben
Aus unsres Lebens Kerker, nur wie Pilger
Dahinzuwandern durch das Thal des Jammers
Dem heiligen Ziele zu? entsagend allem

Bedürfnis dieser Welt, bis wir ans Thor
Des Todes pochen: „Öffnet!“, bis die Stimme
Des Welterlösers aus den Wolken ruft:
„Heil Dir! Du bist befreit!“?

Gesang von Knabenstimmen (im Münster, aus der Höhe, gedämpft).

Media vita in morte sumus.
Quem quærimus adjutorem,
Nisi te, domine,
Qui pro peccatis nostris
Juste irasceris?

Otto (nachdem er den ersten Worten schweigend gelauscht, spricht während des Gesanges weiter).

Die Knaben singen; —
Die Lebenden den Toten. „Media vita
In morte sumus“; mitten uns im Leben
Umfängt der Tod. — Und fühlt ihr, was ihr singt?
Und wühlt's euch nicht im Mark und schnürt euch bang
Den Atem ein, durch den ihr singt und lebt? — —
Sie werden still. — — Was will hier diese Thür?
Noch eine Gruft? für wen? Läg' hier Fastrada,
Des großen Karl Gemahlin?

(Nimmt die Fackel rechts von der Wand.)

Laßt mich sehn.
Die Thür ist offen. Moderdüfte wehn
Mich an. Mich friert — Was scheu' ich? Media vita
In morte sumus — Schrecken mich die Toten?

(Tritt in die Thür rechts, verschwindet.)

Gesang der Knaben.

In te speraverunt
Patres nostri.
Speraverunt,
Et liberasti eos.
Sancte deus!

Sechster Auftritt.

Stephania (kommt während des Gesanges die Treppe herab; vorsichtig, leise, umherblickend).

Stephania (noch auf den Stufen, sich entschließend).
Er blieb allein; wie ich's gedacht. — Sie sahn mich
In meinem Winkel an der Treppe nicht;
Schwarz war das Dunkel. Sei so schwarz die Nacht,
Drin mein Gedanke blind entschlossen wandelt!
Sieh nichts! Geh vorwärts! Denke, der da sitzt,
Ein Schemen ist's, ein Traum, ein Bild im Aug' nur;
Wer bebt vor einem Bild. Hindurch! Hinab!

(Steigt vollends herab.)

Geh' ich ihm nach? Er trat in jene Thür.
Doch wenn er plötzlich — — Nein, ihn hier erwarten.
Der da ist tot, und schweigt, und schützt ihn nicht.

(Mit schauderndem Zittern kämpfend.)

Doch wenn's gelang — wenn er am Boden liegt —
Wird nicht ein Graun mich schütteln, so allein
Mit beiden Toten? — Wird der Alte nicht
Als zorniger Geist erwachen? Wird er nicht
Aufstehn von seinem marmorbleichen Sitz,
Die Krone nach mir werfen, mit der Starre
Des hohlen Aug's mich bannen, mit dem Szepter
In der entfleischten Hand mich niederschlagen?

Gesang der Knaben.

Ad te clamaverunt
Patres nostri,
Clamaverunt
Et non sunt confusi.
Sancte fortis!

Stephania (während des Gesanges).
Toll bin ich. Tot ist tot. Der rührt sich nicht.
Ihr feigen Wahngedanken, ich verfluch' euch;
Wie Teufelsspuk vor des Erlösers Namen
Verschwindet! (Nach der Thür blickend.)
Hell wird's. Seine Fackel kommt.
Gott steh' mir bei! — Er komme! (Tritt hinter die Säule links.)

Siebenter Auftritt.

Stephania; Otto (von rechts).

Otto. Öd' und leer.
Kein Sarg noch Bildwerk, keine Grabesplatte;
Der weite Raum so grämlich hohl, als harrt' er
Auf einen Toten einst, der nie gekommen.

(Befestigt die Fackel wieder, betrachtet den Kaiser. Langsam an ihm vorübergehend.)

Und Du? noch immer stumm? Auf meine Frage
Giebst Du nicht Antwort? — Dein befreiter Geist
Will hier nicht hausen; aus der Moderhöhle — —

(Stephania, die ihm jetzt im Rücken steht, tritt hinter der Säule hervor, einen Dolch in der Hand. Otto erblickt ihren Schatten, den die Fackel zur Linken auf den Boden zeichnet.)

Was für ein Schatten dort? Wer hebt den Arm?

(Wendet sich rasch, tritt zurück, reißt sein Schwert aus der Scheide, zückt es gegen sie und schlägt ihr den Dolch aus der Hand.)

Ein Weib!

Stephania (mit schwacher Stimme). Weh mir!

(Sinkt nieder, in die Kniee.)

Otto. Wenn Du kein Schatten und
Kein Teufel bist, wer bist Du? — Heiliger Gott!
Dich kenn' ich —

Stephania. Ja; die Witwe des Crescentius.
Ich hab' verloren. Gieb mir denn den Tod!

Otto. Du bist's; — doch fass' ich's nicht. Furchtbare, die
Bis in die Gruft des Todes mich verfolgt —
Was für ein Teufel trieb Dich —?

Stephania. Wozu fragst Du.
In jener Stunde, da Crescentius fiel,
Gelobt' ich, Dich mit dieser Hand zu töten.

Otto. Und zogst mir nach? bis hier?

Stephania. Die Stunde sucht' ich,
Da Gott mir helfen würde —

Otto. Du allein?

Stephania. Mit einem treuen Mann. — Herr, macht ein Ende,
Stoßt zu!

Otto. Und wähltest nicht den „treuen Mann“,
Die That zu thun?

Stephania. Ich hielt, was ich gelobt.

(Ermattet die Augen schließend.)

Ich schlief nicht, aß nicht; endlich mußt' es sein.
Doch Gott hat mich verlassen . . . Töte mich!
Ich will nicht auch durch Deine Henker sterben.

Otto (streicht mit der Hand über seine Stirn).
Ein Wahngebild. Im Grab des toten Karl
Hebt sich die blasse Hand hier, mich im Tod
Ihm zu gesellen . . . Dieses Weibes Antlitz — —
Mir graut. So sah ich's, als mein Knabentraum
Zuerst von Rom und großen Thaten träumte:
So dacht' ich Roma mir, die Stolze, wild
Und groß und herrisch, mir zum Kampf gegürtet;
Doch meinem gottgeweihten Arm erlag sie,

Lag mir zu Füßen — — so wie Du. Dich hab' ich
Im Angesicht des großen Karl bezwungen;
Mordlustige Roma —

Stephania (die ihm tiefverwundert, durch Rede und Blick verwirrt, in die Augen starrt). Weidet Euch nicht länger
An Eurem Sieg. Stoßt zu!

Otto. Ihr irrt. Ich will
Nicht Euren Tod. Steht auf.

Stephania. Nein, nein. Was wollt Ihr —

Otto. Euch ziehen lassen, eh' man Euch hier findet.
Steht auf!

Stephania. Ihr schontet meinen Gatten nicht
Und wollt mich schonen?

Otto. Der den Eid der Treue
Als Feind des Reichs mir brach, den ließ ich sterben;
Wer mir nur feind ist, dem vergeb' ich gern.
Mir graut, daß Ihr, ein Weib — Doch Rom gebar Euch.
Ihr gabt das Leben preis, um Euch zu rächen;
Das ehr' ich wie ein Mann, und wie ein König
Blutlos wie Leichen seid Ihr. Weinen könnt' ich
Um Euer elend Antlitz — nicht Euch töten.
Gebt mir die Hand, wenn ich Euch stützen soll;
Erhebt Euch und entflieht!

Stephania (fassungslos). Nein, nein So mögen
Die Engel Gottes reden, nicht ein Mensch.

(da er sie sanft emporhebt)

Ihr helft mir — Gott und Herr! — Es dunkelt mir;
Ich sinke. Laßt mich sinken und vergehn
Und sterben! (Verliert das Bewußtsein.)

Otto (sie aufrecht haltend). Nein; ich halt' Euch. Elend seid Ihr;
Ihr aßt nicht, schlieft nicht; doch die Jugend atmet
Und klopft in Eurer Brust.

(da sie langsam die Augen öffnet)

Die Steinbank hier
Laßt Eure Ruhstatt sein.

(Er führt sie, halb tragend, zu der Marmorbank vor der linken Säule; setzt sich neben sie, lehnt sie gegen die Säule.)

Erwacht Ihr?

Stephania (die Augen wieder schließend). Wohl.
Ich höre, was Ihr sagt; — doch Nebel ziehn mir
Ums Aug' — und ziehn mich nieder.

(Ihr Haupt sinkt gegen seine Brust.)

Otto. Unglücksel'ge!
Und mit der letzten Kraft erschöpfter Glieder
Stiegst Du herab, zu morden? — — Wie so still nun
In meinen Armen . . . Seufzend bebt ihr Atem;
Ihr Mund ist offen, und die Zähne blinken.
Medusen Antlitz! — Doch so schön, so groß;
Geformte Hoheit. Die entweibte Rache
Durch edlen Gram verklärt . . . Sie seufzt. Im Marmor
Rührt sich das Blut. Die Lippen färben sich,
Wie Purpurtrauben, die die Sonne rötet;
Der Wangen Elfenbein erglüht.

(Er legt zögernd, sanft eine Hand an ihre Wange; zieht sie mit leichtem Zucken zurück. Verwirrt.)

Wie warm.
Und mich durchfährt, durchrieselt — Was? Ich weiß nicht.
Durch alle Glieder — — Welches Weh — und Wonne.
Ihr Haar, ihr Leben duftet auf zu mir . . .
(Plötzlich laut.) Wach' auf! Wach' auf! — Medusen Angesicht,
Mordgeist, steh' auf, erwache!

Stephania (öffnet die Augen. Noch wie träumend, gerührt). Engel Gottes,
Der Du auf mich herabschaust —

(Fährt erschreckend auf. Vor Otto stehend, ihn anstarrend.)

Nein, Du bist's.

(Zittert; seufzt tief. Für sich.)

O welche Schmach und Scham! An dieser Brust,
Nach der ich zielte, lag ich . . . Heilige Jungfrau!
O laß mich sterben! Nimm mich auf zu Dir!

Otto (mit erzwungener Ruhe).
Ihr steht nun aufrecht. Meines Arms bedürft Ihr
Nicht mehr —

Stephania. Nein, nein.

Otto. So geht. — Was starrt Ihr mir
Ins Antlitz? Feuchten sich die dunklen Augen? —
Ich, Euer Herr, vergab Euch; so vergebt
Mir Eures Gatten Tod. Und zieht in Frieden,
Wohin Ihr wollt.

Stephania. Ihr laßt mich straflos ziehn?

Otto (mit künstlichem Lächeln).
In Aachen seid Ihr: Aach'ner Luft macht frei.
Das gelte auch für Euch.

(Tritt auf die Stufen der Treppe; ruft hinauf.)

Hört! — Kämm'rer Rainard!

Rainard (oben, unsichtbar).
Mein Herr und Kaiser!

Otto. Kommt herab! allein!

(Kehrt zu Stephania zurück; halblaut.)

Verhüllt Euch; Niemand wisse, wer Ihr seid.
Nehmt auch den treuen Mann, der Euch geleitet;
Euch beide schützt mein kaiserlich Gebot.
Und dann fahrt wohl — auf ewig!

Achter Auftritt.

Die Vorigen; Rainard (steigt herab).

Otto (zu Rainard). Tretet her.
Hier diese Frau, die so verhüllt wird bleiben,
Geb' ich in Eure Hut. Ihr haftet mir
Mit Eurem Kopf. Rheinauf, nach Rom soll sie
Mit ihrem Diener heimgeleitet werden;
In Frieden, unbefragt und unbeschaut —
Als sei sie Niemand — Legt's auf Eure Seele.

Rainard. Herr, meine Treue kennt Ihr.

Otto (zu Stephania). So sei Gott
Mit Euch!

Stephania (leise). O Herr! Wenn — — Reden kann ich nicht.

(Mit fast erstickter Stimme.)

O Herr! Fahrt wohl! fahrt wohl!

(Geht schwankend der Treppe zu.)

Otto (mühsam). Ihr, Kämm'rer, führt sie.

(Stephania steigt langsam, an Rainard's Hand, hinauf. Otto wendet sich ab; kniet vor dem Toten nieder, betet leise. Stephania blickt, verstohlen seufzend, zurück.)

(Der Vorhang fällt.)

(Die weiteren Aufzüge folgen.)



Allerseelen.

Herbstnebel wogen um die Bergwand her,
Die Blätter weht der Wind vom Strauch zum Weiher,
Die Wolken hängen tief und schwer,
Die hohen Felsen recken sich wie Geier.

Im alten Pfarrhaus ist es still und leer,
Die kleine Leuchte, die so manche Nacht
Mit ihrem greisen Herrn allein gewacht,
Die auch so friedlich und so einsam glänzend
Wie seine fromme Demut war,
Sie brennt so trüb, mit mattem Schein umgrenzend
Das Kreuz, die Bücher und sein Silberhaar.

Ein Mädchen sitzt am Kirchhofweg, sie stützt
Das Haupt in ihre Hand und Thränen rinnen
Auf ihre Wangen, denn der Tote drinnen
Der hatte sie geliebt, gepflegt, beschützt.
Er war ihr Vater, niemand durft' es wissen,
Und wie er hilflos dalag und bekannt
All' seine Sünden hatte, weggerissen
Von seinem Lager ward sie und verbannt,
Verbannt vom Haus, das Heimat ihr geschienen,
Hinaus und fortgejagt zum Dienen.
Sie kennt es ja, war sie doch immer
Die Magd gewesen, aber fort
Zu fremden Leuten, das durchfuhr
Ihr Herz mit Beben, doch sie sprach kein Wort,
Band ihre Kleider ein und ging.
Sie wußte nicht, warum sie von den Leuten
Ein spöttisch Lächeln überall empfing,
Und was das Reden alles sollt' bedeuten,
Das sich so frech an ihre Fersen hing.

Jetzt stand sie auf von ihrer Mutter Grab
Warf einen Blick zum Fenster noch hinüber,
Ins Zimmer nach dem Sarg, und trüb und trüber
Das Licht noch einen schwachen Schimmer gab.

Sie ging — wohin? Sie wußt' es nicht, sie ging
In eine Zukunft, die, ach schwer genug,
In Wolken über ihr herniederhing.
Der Meilenstein nur, der sie kannte, frug:
Wohin Kind? Doch auch er blieb stehen,
Und wollte nicht mit ihr ins Elend gehen.

Hermann Lingg.

Wenn Dir Dein Lieb gestorben ist.

Wenn Dir Dein Lieb gestorben ist,
Dir ward es nicht begraben,
Du wirst es Deine Lebensfrist
Nur schöner um Dich haben.
Verklärt von der Erinn'rung Glanz
Besitzt Du es erst voll und ganz
Mit seinem Geist und Gaben:
Wenn Dir Dein Lieb gestorben ist,
Dir ward es nicht begraben.

Es schwebt um Dich im Sonnenschein,
Es lebt in Rosendüften,
Dein Auge spiegelt's licht und rein
Als Sternlein in den Lüften.
Im grünen Walde faßt Dich's an
Und wandelt mit Dir durch den Tann,
In Wonnen Dich zu laben:
Wenn Dir Dein Lieb gestorben ist,
Dir ward es nicht begraben.

Was es vom Staube an sich trug,
Der Staub hat es bekommen.
Drauf hat's befreit den stolzen Flug
Ins weite All genommen.
Nun schwebt's um Dich im Ätherraum,
Von Deines Daseins Rätseltraum
Die Lösung wirst Du haben,
Wenn Dir Dein Lieb gestorben ist:
Dir ward es nicht begraben.

Paul Grotowsky.

Was bleibt?

Was bleibt vom Blau der Bergesgipfel,
Vom Morgentau der Wiesenflur?
Vom Sonnenglanz im Tannenwipfel,
Von eines Falters Blütenspur?

Was bleibt vom duftigen Frühlingstriebe,
Der Wogen lichtumsprühtem Schaum?
Vom holden Rätseltraum der Liebe
Im Zeitenflug, im Weltenraum?

Was bleibt von goldenen Sommertagen,
Da hoch ob Fels und Haidekraut,
Von wanderlustigem Fuß getragen
Wie tief ins sonnige Thal geschaut? — —

Gleich eines Falters Flügelschweben
Verweht im Weltall Leid und Glück —
Von Deiner Lust, von Deinem Beben
Dereinst mein Herz — was bleibt zurück?

Anna Klie.

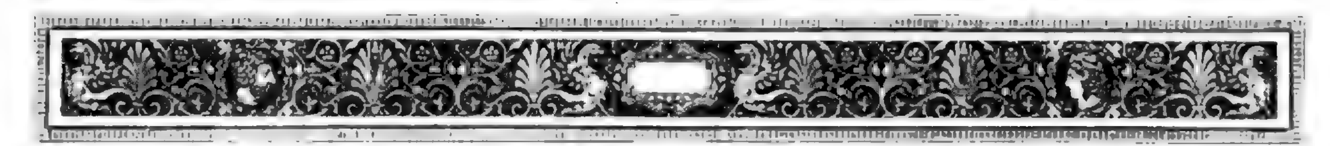
Mein Leben.

O junger Liebe süße Lust,
Du Gattenstolz, ihr Vaterwonnen —
Heil mir: noch in des Alten Brust
Rauscht ihr, ein nie versiegter Bronnen.

O Erdenleides bittre Qual:
Du Trennungsschmerz, ihr dunkeln Stunden —
Seid mir gesegnet tausendmal,
Daß ich auch euch, auch euch empfunden!

Was ich gejubelt, was gegrollt,
Was mir der Himmel auserlesen
Nicht um der Erde ganzes Gold
Wollt' ich, daß es nicht mein gewesen.

Otto Sutermeister.



Fanny Lewald.

Von Ludwig Geiger.

Die Schriftstellerin, welcher die vorliegende Nummer der „Deutschen Dichtung“ pietätvoll geweiht ist, war unter den deutschen Schriftstellerinnen die einzige noch lebende bedeutende Repräsentantin eines vergangenen Geschlechts. Sie sagte mir einmal, als ich sie bat, für das Goethe Jahrbuch, dem sie hohe Gönner durch ihre gewichtige Fürsprache zu verschaffen wußte, deren ich dankbar eingedenk bin und bleibe, den Einfluß darzulegen, welchen Goethe auf ihre geistige Ausbildung, auf ihre sittliche Entfaltung gehabt hätte, sie könnte darüber ein ganzes Buch schreiben, zugleich aber die Frage mit kurzem Wort beantworten: Goethe habe sie vollständig bestimmt und durchaus geleitet. Diese Antwort war gewiß nicht bloß eine ausweichende, denn sie brachte mir freundliche Teilnahme entgegen und hätte wohl, auch aus anderen Gründen, nicht ungern meiner Anregung entsprochen, und sie war zu wahrhaft, um sich einem ihr gemachten Ansinnen in versteckter Weise zu entziehen, sondern die Antwort entsprach dem wirklichen Sachverhalt. Fanny Lewald hatte sich an Goethe gekräftigt und gestählt, sie war an ihm herangereift zum vollen Menschen und zur Schriftstellerin. Ihr Prosastil — denn Gedichte hat sie niemals veröffentlicht — ähnelt dem Goethe's in seiner besten Zeit: sie schrieb klar, kräftig, lebendig, männlich; denn Weibisches, ja Weibliches war nichts in ihrem Stil und wenig in ihrem Wesen.

Gar Manches erinnerte in ihrer Art zu sein, an den Altmeister. Wie er, besonders da er zu Jahren gekommen war, ein Patriarch geworden war, zu dem das jüngere Geschlecht pilgerte, um sich Segen und Weihe von ihm zu holen, so war sie, freilich in weit beschränkterer Art als jener, eine Priesterin geworden, welche der Jugend gern Rat erteilte und in milder, versöhnender Weise sich den des Weges Unkundigen zuneigte. Nur durch innere Schulung, bei herannahendem Alter war ihr diese Weichheit und Weisheit gekommen: zuerst hatte sie, gleich dem Frankfurter Jüngling, im Kampf mit einer ganzen Welt gestanden, ihre Stellung sich allmählich erobert, ihre Gesinnungen erworben; auch bei ihr gab es eine Spaltung im Elternhause, unter deren Einflusse sie heranwuchs, nur daß ihr nicht die Mutter liebend zur Seite stand, sondern der Vater, und daß sie nicht den freundlichen Zuspruch einer Schwester erhielt, sondern eines Bruders. Aber das war ja eben das Charakteristische an ihr, daß sie jenes Anschmiegende, Zarte, Hilfsbedürftige, das man das Weibliche zu nennen pflegt, nicht besaß, sondern daß sie des Besitzes männlicher Eigenschaften sich rühmte, infolge deren fest auf sich stand, in der Gesellschaft der Männer sich wohler fühlte, als in der der Frauen. Sie hatte aber echt weibliches Gefühl für Häuslichkeit und Geselligkeit, sie liebte einen breiten Verkehr, sie empfing gern bei sich, in jener guten alten Weise am Theetisch, der gut und reichlich besetzt war, aber nicht in prunkenden Gastereien, bei denen die unpassend gewählten, sich drängenden Genossen und das Übermaß leckerer Genüsse geordnetes Gespräch und sinnige Unterhaltung unmöglich machen. Sie verstand in ganz merkwürdiger Weise die Unterhaltung zu führen: oft wußte sie, wie ein geistreicher Franzose es einmal ausgedrückt hat, den Besucher als ein Instrument zu behandeln, auf dem sie wunderbar spielte; oft aber — und dies geschah häufiger — zog sie ihr volles Register auf und redete in anmutiger Weise von ihren Erlebnissen, von ihrem Thun. Dieses Erzählen und Reden war nicht eigentlich ruhmredig und eitel: sie drängte sich nicht vor und verkleinerte und verlästerte nicht die anderen, weder die Anwesenden noch Abwesenden; sie hatte eben das Glück gehabt, mit vielen Bedeutenden bekannt und befreundet zu sein, mit merkwürdigen Menschen Bedeutsames erlebt zu haben. Zu ihrem Umgangskreise gehörten Frauen aller Art, Schriftsteller, Gelehrte, hohe Beamte; ein Fürst, Karl Alexander von Weimar, der Enkel des Fürsten, der Goethe's Freund war, stand ihr sehr nahe, in einem schönen echt menschlichen Verhältnisse; in schwierigen Lebensverhältnissen hatte er sich ihr als thatkräftiger Helfer erwiesen und niemals kam er in den letzten Jahren nach Berlin, ohne bei der alten Freundin vorzusprechen. Der Geselligkeit gehörte nur der kleinere Teil ihres Tages, der größere der Arbeit; sie war eine der fleißigsten Frauen, zugleich eine derjenigen, der man die Mühe der Arbeit nicht ansah und nicht ansehen sollte. Denn in der methodischen Ordnung und Sauberkeit, in der fast pedantischen Regelmäßigkeit hatte sie sich den Meister zum Vorbild genommen: sie haßte alles äußerlich Geniale und wollte an sich und in ihrem Hause Unordnung und Dürftigkeit nicht dulden, Kennzeichen, mit welchen die weiblichen Genies als den Merkmalen geistiger Bedeutendheit gern prunken. Sie lebte in Deutschland und hatte deutsches Wesen gern wie deutsches Land, aber am trüben nordischen Tag, deren es leider mehr giebt, als der Durchschnittsmensch verträgt, sehnte sie sich, gleich Goethe, nach dem sonnigen Süden. Man thäte der Frau, deren Grundwesen Wahrheit und Aufrichtigkeit war, gewiß Unrecht an, wenn man behauptete, sie wäre erst durch triste Nachahmung Goethe's eine Italienschwärmerin geworden, aber gewiß ist, daß sie eben durch Goethe auf Italien hingewiesen worden war, sich nach dem Zauberland gesehnt und dasselbe als den Ort ihrer Wiedergeburt erträumt hatte, lange bevor es ihr vergönnt gewesen war, den Boden zu betreten.

Trotz mancher Ähnlichkeiten in ihrer Entwickelung und Eigenart mit denen des Dichterfürsten herrscht in vielen Dingen zwischen beiden große Verschiedenheit. Fanny Lewald war ja eben eine Frau, die sich ihre Daseins

Man kann den Frühling im Jahre nicht festhalten, aber man kann jung bleiben in der Seele bis an sein Ende, wenn man die Liebe lebendig erhält in seinem Herzen, für die Menschen, die der Liebe würdig sind, und das Auge u. die Seele offen behält für das Schöne, Große, Gute u. Wahre.

Berlin d. 21. April 1888 Fanny Lewald

berechtigung, d. h. das Recht zum selbständigen Dasein und zur Schriftstellerei im Kreise der Ihrigen und gegen die männlichen schriftstellernden Kollegen mühsam erkämpfen mußte; und eben weil sie selbst den Kampf zur Erringung geistiger Selbständigkeit siegreich geführt hatte, hörte sie nicht auf, für Frauenemanzipation in ihrem Sinne, d. h. für geistige und wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau zu kämpfen, obwohl sie die eigentlich Emanzipationslüsternen, die Blaustrümpfe sowohl als die weiblichen politischen Agitatoren nicht leiden mochte und gelegentlich wider sie auftrat. Der zweite Kampf, den sie zu führen hatte und in welchem sie den Patriziersohn und späteren Minister eher zum Gegner als zum Bundesgenossen gehabt hätte, war der für die Gleichberechtigung der Juden. Sie war als Jüdin geboren, aber ziemlich früh zum Christentum übergetreten. Dieser Übergang war nicht eigentlich durch religiöse Gründe motiviert, sondern aus dem Verlangen entstanden, auch äußerlich der christlichen Gesellschaft sich anzuschließen, zu der man durch Bildung, soziale Stellung, Lebensansprüche, ideale Gesinnung und philosophische Auffassung gehörte. Dieser Schritt jedoch machte die Konvertitin weder zur Gläubigen noch zur Renegatin. Zur Gläubigen fehlte ihr das Bedürfnis nach Hingabe an ein mächtiges Wesen, das Ertöten der Vernunft und des selbständigen philosophischen Denkens; zur Renegatin die Feigheit. Grade nachdem sie Christin geworden war, empörte sie sich gegen das früher schon von ihr erkannte Unrecht, das seitens des Staates und seitens der Gesellschaft den Juden widerfuhr und wurde nicht müde, Rechte und Stellung, welche man ihnen verweigerte, für die Genossen zu verlangen. Diesem redlichen Kampfe für die Frauen und für die Juden schloß sich als dritter der Kampf für die Freiheit an. Es ist, als wenn den Königsbergern alten Schlages die Demokratie eingewachsen wäre; Fanny Lewald, welche Johann Jakoby verehrte und Heinrich Simon liebte, hatte doppelten Anteil an dieser Gesinnung. Dieses Freiheitsstreben zeigte sich in ihren Gesprächen, in gelegentlichen Aufsätzen, vor allem aber in ihren Romanen. Manche derselben sind erfüllt von dem Kampfe gegen die Bevorrechteten im Staat; sie verteidigen und verherrlichen das Bürgertum, sie streiten wider den Adel als eine durch Privilegien ausgezeichnete Klasse und Kaste. Noch ein zweites Königsberger Erbe besaß sie: des großen Königsbergers kategorischer Imperativ galt auch für sie; das Evangelium der Pflicht und der Arbeit war ihr ins Herz geschrieben. Sie hatte es zu hohen Jahren gebracht und große Erfolge errungen, aber sie kannte kein Stillestehn und kein Aufhören; Arbeit war ihr Pflicht und Vergnügen, ja war ihr Leben.

Fanny Lewald war am 24. März 1811 in Königsberg i. Pr. geboren und ist in Dresden, wo sie sich zum Besuch bei einer Freundin aufhielt, am 5. August 1889 gestorben. Sie verbrachte ihre Jugend in Königsberg. Von dem Vater, einem vermögenden Kaufmann, der aber später sein Geld verlor, einem gebildeten, charakterfesten Mann, der aber durch seine Haustyrannei und seine seltsamen Erziehungsgrundsätze mit seinen Kindern Resultate erzielte, die seinen Wünschen oft recht entgegengesetzt waren, wurde sie, nachdem sie länger als zwei Jahrzehnte nicht aus den Mauern der Vaterstadt herausgekommen war, auf Reisen nach dem Rhein und Berlin mitgenommen. Dort erschloß sich ihr eine andere Welt. Gekräftigt durch diese Eindrücke, begann sie von ihrem Vetter, August Lewald, einem fruchtbaren, nicht unbegabten Schriftsteller, dem seiner Zeit allgewaltigen Redakteur der „Europa“ ermuntert, zu schriftstellern, als sie den Dreißigen nahe war und nahm, nachdem sie durch ihre ersten Romane „Clementine“ und „Jenny“, in denen sie die Frauen und die Judenfrage behandelte, einige Erfolge errungen hatte, ihren Wohnsitz in Berlin. Seitdem wurde die preußische Residenz ihr ständiger Wohnsitz, freilich nicht ohne häufige Unterbrechungen. Trotz alles Seßhaften ihrer Natur, liebte sie zu reisen und als echte Schriftstellerin von diesen Reisen zu erzählen. Sie sieht vortrefflich, weiß das Gesehene gut wiederzugeben, hat das Glück, bedeutende Persönlichkeiten kennen zu lernen und die Gabe, dieselben durch lebensvolle Charakteristik vor uns aufleben zu lassen. Darin besteht das Hauptverdienst ihrer Skizzen aus „England und Schottland“ (1852) und ihres „Italienischen Bilderbuchs“ (1845), dem sich später noch manche andere, Italien überhaupt, besonders aber der Stadt Rom gewidmete Bücher anreihten.

Ihr Leben bis zur ersten italienischen Reise ist von

ihr selbst in dem Werke „Meine Lebensgeschichte“ geschildert worden. Zwei Vorzüge müssen diesem langatmigen Werke nachgerühmt werden: unbedingte Wahrheitsliebe und die schon gerühmte Geschicklichkeit der Porträtmalerei. Aber man darf sich nicht verhehlen, daß die Lektüre dieses viel zu groß angelegten Werkes neben dem Genuß, den sie verschafft, auch manches Unerquickliche bietet; dem Vorzuge der Wahrheitsliebe steht der Nachteil der Indiskretionen gegenüber; die Leichtigkeit in der Schilderung von Personen und Zuständen hat zu minutiösen Mitteilungen über die gleichgültigsten Geschichten verführt.

Die italienische Reise, welche einen äußern Abschnitt in dem Leben der Schriftstellerin bildet, wurde auch für ihr inneres Leben von großer Bedeutung. Sie lernte Adolf Stahr kennen, den geistvollen Essayisten, den scharfsinnigen, wenn auch oft etwas eigenwilligen Geschichtschreiber, den kenntnisreichen, wiewohl nicht selten voreingenommenen Kritiker, und vermählte sich mit ihm (1854) nach vielen Kämpfen, nachdem Stahr seine frühere Ehe gelöst hatte. Diese ihre spät geschlossene Ehe, die erst durch den Tod Stahrs (1876) getrennt wurde, war eine musterhafte; es hatte etwas geradezu Ergreifendes, die Greisin noch in ihren letzten Lebensjahren über Stahr sprechen zu hören, wenn man auch wußte, daß in das Verhältnis dieser beiden eigentlich so verschieden gearteten Personen sich viel gegenseitige Vergötterung mischte. Den Einfluß im Einzelnen darzulegen, welchen die Verbindung, das dauernde Zusammenleben mit diesem formgewandten und belesenen Manne auf die Schriftstellerin machte, würde die Grenzen dieser Skizze bei weitem überschreiten. In zwei Punkten aber scheint mir dieser Einfluß am deutlichsten ersichtlich zu sein: in der Formglätte, der Ausbildung des Stils, welche Fanny Lewald Stahr, wie sie sich seit dem Eingehn der Ehe mit Vorliebe nannte, gerade durch die Verbindung mit ihrem Gatten gewann; und in ihrem erst jetzt eintretenden Verzicht auf die praktische Behandlung der Zeitfragen. Vor ihrer Ehe hatte sie kühn und mutig in die unmittelbare Gegenwart hineingegriffen, teils dadurch, daß sie sich zur Polemik gegen augenblickliche Modegrößen veranlaßt sah, wie etwa in dem gegen die Gräfin Hahn-Hahn gerichteten Roman „Diogena“, teils dadurch, daß sie, in unmittelbarer Nachwirkung der schon geschilderten Königsberger Einflüsse, die Politik behandelte, die Vorgänge der Revolutionszeit geradezu als Journalistin erzählte, die Folgen der Berliner Märzereignisse darzulegen suchte. Seitdem erzählte sie einfachere Geschichten, Liebesepisoden, Künstlernovellen oder suchte in größeren Romanen Familiengeschichten darzustellen. Teils benutzte sie ihre Reisen, um das Lokalkolorit zu gewinnen, teils wendete sie sich, mit einer Einseitigkeit und Beharrlichkeit die rührend genannt werden müßte, wenn sie die bloße Folge der Pietät wäre, die aber doch auch eine gewisse Beschränkung verrät, ihrer ostpreußischen Heimat zu. Manche dieser Novellen sind recht beliebt geworden, obwohl keine in vielen Auflagen erschienen ist; keine, selbst die spätesten nicht, zeigt Ermüdung, Nachlässigkeit in der Komposition, sondern alle sind fleißig gearbeitet, sorgfältig durchdacht, gut geschrieben. Fanny Lewald weiß die oft verschlungenen Fäden geschickt zu entwirren, sie unterhält und interessiert den Leser. Indessen bei der bedeutenden Technik, über welche sie verfügt, stören den modernen Romanleser in ihren Erzählungen zwei Dinge: erstens ihr Mangel an plastischer Darstellung, der verhindert, daß man die Säle und Häuser, in denen die Handlung vorgeht, wirklich vor sich zu sehen meint; zweitens ihre Scheu, Unterredungen, von denen der Fortgang der Handlung wesentlich abhängt, Situationen, welche vieles zur Bestimmung des Schicksals ihrer Helden beitragen, mitzuteilen. Statt dessen bringt sie lange Unterredungen, aus denen man entnimmt, daß die Wirkung eingetreten ist. Man erfährt also das Geschehene, wohnt aber dem Geschehen, der Entwickelung des Vorganges nicht bei. War diese Scheu eine Folge ihrer Erkenntnis, daß ihre Kraft zur Darstellung solch' starker Szenen nicht ausreichte?

In drei großen Romanen, von denen zwei zu dem Bedeutendsten gehören, das sie geschrieben hat, schilderte sie eine und dieselbe Periode: die des Übergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert: „Prinz Louis Ferdinand“, „Von Geschlecht zu Geschlecht“, „Familie Darner“. Den erstgenannten Roman kenne ich nicht; den zweiten und dritten habe ich genau gelesen. Es ist keine leichte Aufgabe, die achtbändige Familiengeschichte durchzuarbeiten, welche Fanny Lewald „Von Geschlecht zu Geschlecht“ betitelt hat. Es ist die Geschichte der Freiherrn von Arten, Vater und Sohn, die sich durch Verschwendung ruinieren und der Lebenslauf eines natürlichen Sohnes des älteren der Freiherrn, Paul Tremann, der sich durch eigne Kraft zum großen Handelsherrn emporarbeitet und endlich das Schloß des Freiherrn, vor dem er als Kind mit seiner unglücklichen Mutter trostlos gestanden, erwirbt, den Freiherrntitel aber, der ihm vom König angeboten wird, ablehnt, und noch am Schluß des Romans in beredten Worten den Stolz des Bürgertums, den Hochgenuß der Pflicht, den Segen der Arbeit verkündet. Ein halbes Jahrhundert wird vor uns vorübergeführt, etwa von 1780—1830, das Emigrantentum in seinen charakteristischen Typen, die französische Revolution in ihren Einflüssen auf Deutschland wird gezeichnet, die napoleonische Zeit mit ihren unseligen Wirkungen auf Charakter und Besitz, die Befreiungskriege, die Zeit der Reaktion. Die Verfasserin führt uns in Schlösser und Hütten, in kleine und große Städte, nach Berlin und Paris. Mitglieder der verschiedensten Nationen treten auf, hauptsächlich Deutsche, daneben aber auch Franzosen, Engländer, Italiener. Der Kampf der verschiedenen Religionen wird vorgeführt: katholische Geistliche, zunächst ein wahrhaft würdiger Priester, der in seinen Bekehrungsversuchen Glück hat, sodann ein fanatischer Mönch, in dem Liebesraserei, Herrschsucht und Askese in höchst unerquicklicher Mischung vereinigt sind, welcher sein unglückliches Opfer dem Tode nahe bringt. Protestantische Pfarrer stacheln ihre Gemeinden zu offenem Widerstande gegen die Heiligtümer ihrer katholischen Herren auf; einer dieser Pfarrer ist eine mißratene Kopie Luther's. Daneben treten Juden auf: treffliche Menschen, die nicht etwa durch Schachern und Betrügen, sondern durch kluge Benutzung der Personen und Verhältnisse sich große Reichtümer erwerben, von diesen aber den ausgezeichnetsten Gebrauch zu machen verstehen. So geschickt nun die Verfasserin Zeiten und Länder zu beherrschen, alle die zahlreichen Menschen sicher zu führen und trotz aller scheinbaren Umwege auf ihr Ziel loszusteuern weiß, so ermüdet sie den Leser und befriedigt ihn nicht ganz. Diese Nichtbefriedigung ist aber

nicht blos Folge der schon gerügten Umstände, sondern vornehmlich Schuld einer merkwürdigen Einseitigkeit der Verfasserin: bei der Schilderung der Adligen malt sie Grau in Grau. Alle Adligen, welche vorkommen, Männer und Frauen, Junge und Alte, Deutsche und Ausländer sind schlecht, leichtsinnig, verschwenderisch, unsittlich, moralisch verkommen. Und seltsam genug: die bewußt Schlechten triumphieren und diejenigen, welche bloß energielos den Sünden der Väter nicht entgegenzusteuern vermögen, gehen zu Grunde. Aber immer und immer muß man sagen: trotz aller Mängel ist der Roman ein tüchtiges Buch und ein gediegenes Stück Arbeit, ein Buch aus einem Guß, voll bewußter Tendenz, voll guter Gesinnung.

Diese gute Gesinnung bewährte die Verfasserin besonders in ihrem letzten größern Werk: „Familie Darner". Mit einer beneidenswerten Frische und Jugendlichkeit schildert sie ihr altes Königsberg, die Schicksale eines Kaufmannshauses in zwei Generationen, die napoleonische Zeit und die Befreiungskriege. Mit edlem Freimut trat sie in diesem Werke für Deutschtum, Freiheit, Humanität auf. Wie beredt wußte sie hier die Sache des Bürgertums zu führen, mit welcher Kühnheit erhob sie sich hier gegen alle Knechtungsversuche des freien Gedankens, wie lebhaft und human trat sie für die Juden ein. Es war eine That, die man bewundern muß, daß sie gerade dieses Werk ihrem fürstlichen Freunde, dem Großherzoge von Weimar widmete und es ehrt den hochsinnigen Fürsten gleichermaßen, daß er sich solcher Widmung freute. Den ganzen Roman mag man wohl als Ergänzung zu der Autobiographie der Verfasserin ansehen: es sind die Häuser und die Straßen, in denen sie aufwuchs, es sind die Menschen, welche sie kannte, in denen sie ursprünglich ihre ganze Welt sah und an denen sie zuerst ihr Talent der Menschendarstellung übte.

Das eben blieb bis zuletzt ihre größte Kunst, die Menschen, mit denen sie gelebt hatte, denen näher zu bringen, welche nach jenen kamen und sie nur vom Hörensagen oder aus ihren Schriften kannten. Diese Kunst bewies sie noch zuletzt in der Sammlung: „Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen", das erst im vergangenen Jahre erschien. Sie vereinigte in diesem Buche Porträtstudien bedeutender Männer und Frauen: Heine, Liszt, Fürst Pückler, Jahn, Frau Ungher-Sabatier, liebevolle Skizzen, in denen die Geschilderten trefflich charakterisiert werden, die aber zugleich wichtige Beiträge zur Lebensgeschichte unserer Schriftstellerin sind, weil eben sie mit allen diesen Persönlichkeiten in naher Verbindung stand. Trotzdem richtete sich ihr Streben bei Abfassung dieser Skizzen keineswegs darauf, sich in den Vordergrund zu stellen, sondern ein volles und ganzes Bild dieser Persönlichkeiten zu geben und, wie es manchen Alten wohl geht, weniger den Blick auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit zu richten. Auch bei diesem ihrem letzten Buche war es ihr eine besondere Freude, so oft sie konnte, Goethe's zu gedenken; mit einer Art wehmütigen Stolzes erzählte sie, wie Stahr nahezu vor einem Menschenalter mit Liszt den Plan einer Goethe-Stiftung entworfen habe, die man wenigstens in einigen Punkten als Vorläufer der jetzigen Goethe Gesellschaft betrachten kann. Dieser aber war sie von Anfang an ein treues Mitglied; denn es war ihr Bedürfnis, den innern Zusammenhang, in dem sie zu Goethe stand, auch durch ein äußeres Zeichen zu bethätigen.

Fanny Lewald war keine große Dichterin. Aber sie war eine Frau von hohem Verstande, von edler Bildung, von reinem Charakter. Geistreich und immer neu, mutvoll und unentwegt verteidigte sie die Grundsätze, zu denen sie sich bekannte. Sie verband in glücklichster Weise weibliche Anmut mit männlicher Kraft. Freiheit und Menschlichkeit, Arbeit und Pflicht rühmte sie und wußte sie zu bethätigen. Sie besaß, um einen Ausdruck zu gebrauchen, den sie einmal in ihrer Selbstbiographie anwendet, „jenes Wohlwollen und jene Duldsamkeit, welche das Kennzeichen vollendeter Bildung sind." Sie liebte die Schönheit und rang nach Wahrheit. Mit einem stolzen Worte schilderte sie, zwanzig Jahre, nachdem sie zu schriftstellern angefangen hatte, ihren innern Zustand bei diesen Anfängen in einer neuen Laufbahn und legte ein Bekenntnis von ihrem Wesen ab, das man als zutreffend anerkennen und mit vollem Rechte unterschreiben darf: „Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes und von der Gewalt des Worts über das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile und mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden und wie groß oder gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit heißt. Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten."



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Fitgers „Rosen von Tyburn".

Fitger hat namentlich durch seine „Hexe" sich einen geachteten Namen in unserer zeitgenössischen Litteratur erworben. Die straffe Schürzung des Knotens, die Kraft der Charakteristik und nicht zum wenigsten die ungemeine Prägnanz der Sprache, welche auf den Vers Verzicht leistete, haben diese Dichtung auf viele Bühnen geführt. Sein späteres Trauerspiel „Von Gottes Gnaden" hat gleiche Bedeutung nicht gewonnen, obwohl auch hier viele Vorzüge zu rühmen waren. Nun tritt er nach längerer Pause mit einer neuen, sehr eigenartigen Tragödie hervor, welche neuerdings in München die Probe der Lampen bestanden hat und gewiß auch sonst noch oft zur Darstellung kommen wird.

„Die Rosen von Tyburn" (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung 1888) — sehr bezeichnend ist der Titel nicht. Er ist von einem früher in England heimischen Gebrauch hergenommen, wonach den aus dem Gefängnis Tyburn zur Hinrichtung schreitenden Verbrechern gewissermaßen als letzter Trost Rosen mitgegeben wurden.

Aber hinter dem willkürlich gewählten Titel verbirgt sich ein wirklich erschütterndes und hochbedeutsames Stück, das man als eine Erneuerung des Herodias Motivs bezeichnen kann. Wie Herodias durch ihren Tanz vor dem schwachen Vater die Hinrichtung Johannes des Täufers erlangt, so führt hier die Heldin Magdalena Hollam durch einen Tanz die Vernichtung Radley's herbei. Fitger hat seiner Dichtung als Motto den Heine'schen Vers mitgegeben:

„Wird ein Weib das Haupt verlangen
Eines Mann's, den sie nicht liebt?"

Darin ist das Thema bestimmt angegeben. Wie kommt Magdalena Hollam dazu, das Haupt des Geliebten vom König zu fordern? Die Handlung spielt auf einem Landsitze Magdalenen's bei London etwa 1661. Der König ist somit Karl II., der Sohn des unglücklichen, hingerichteten Karl's I., seit 1660 wieder auf den Thron erhoben. Magdalene Hollam ist eine Dame vornehmen Standes, aber von leichtfertigen Sitten. Sie ist zu denken als von verführerischer Schönheit und hält den König in festen Liebesbanden, so daß er sogar mit der Absicht umgeht, sie nicht nur zur Königin seines Herzens, sondern auch seines Landes zu erheben. Robert Radley war König Karl's bester Freund, der leidenschaftlich geliebte Genosse seiner Jugend. Unter allen Höflingen, die ihn umgeben, sucht sein Auge den verlornen Radley. Er ist immer das Echo seiner Lippen, der Gegenstand seiner besorgten Fragen. Da wird in Magdalenen's Park, in einem verfallenen Gemäuer, von königlichen Häschern ein Häufchen verfehmter Independenten aufgegriffen. In ihrem Führer erkennt Karl's Auge den Freund. Wie liebenswürdig bricht sein Jubel aus:

König: Robert! Robert Radley! So seien die Häscher gepriesen für und für! Sie bringen mir meinen besten, meinen einzigen Freund zurück!
Buckingham (gekränkt): Ich gebe, Ew. Majestät besten, Ew. Majestät einzigen Freund herauf zu holen.
König (in höchster Freude): Nein, George, den hol' ich selber.

Die Ausdrücke, in welchen er das Glück des wiedergefundenen Schatzes preist, sind von gleicher Unmittelbarkeit eines ganz bewegten Herzens. Aber aus Radley's Munde kommen nach einem ersten Ausbruch froher Hingabe düster abwehrende Worte. Ein Monolog am Ende des ersten Aufzuges öffnet den Blick auf ein finsteres Geheimnis, das auf ihm lastet. Die Freundschaft des Königs hat bald eine harte Probe zu bestehen. Magdalena erwiedert dessen Neigung nicht. Sie klagt es gleich im Anfang ihrer alten Zofe Glendora: „Ich hatte ihn mir doch anders gedacht. Auch nicht ein Zoll ein König. — Ich glaube, ich liebe ihn nicht. — Wen ich liebe, werde ich anbeten, wie meine Mutter anbetete, — aber wenn der mich kränkt!" — In Radley tritt ihr der Mann entgegen, den sie im König vergeblich gesucht, ihr ganzes Herz ist Leidenschaft und eine ergreifende, leider zu kurze Szene am Ende des zweiten Aufzuges zeigt uns den Liebesbund besiegelt. Aber doch keine Eifersuchtstragödie. Der König wird durch Glendora auf die Wirkung, welche Radley auf Magdalena ausgeübt, aufmerksam gemacht. Aber er grollt ihm auch darüber nicht, er weicht vielmehr der von jeher unbegrenzt bewunderten Überlegenheit des Freundes, vielleicht das Schwerste, was Fitger diesem in seinem großartigen Leichtsinn herrlich gezeichneten Fürsten zumuten durfte. Die Verwickelung findet eine andere Lösung. Karl hat seine Regierung angetreten mit milder Gesinnung. Sie ist nicht eigentliche Tugend, sie ist ein Zug seines leichten Herzens, das schnell vergißt, auch wo es tief verwundet ward. Wie anders zeigt sich die berechnete Grausamkeit und Rachsucht seines Bruders York neben ihm. Aber eine Ausnahme ist er doch geneigt zu machen. Er läßt nach dem suchen, welcher seinen Vater enthauptet. Es war eine vermummte Gestalt, welche damals das Schaffott bestiegen, niemand kannte sie, sie verschwand als das grausige Werk vollbracht war. Nun plötzlich, als der König Radley mit Gnadenbeweisen überhäuft, statt ihm zu zürnen, auch jetzt nur Liebe, nur Freundschaft kennt, da bricht nach furchtbarem Kampfe aus dem gequälten Herzen Radley's das entsetzensvolle Geständnis: „Ich bin der Henker Deines Vaters!" — Man fühlt es aus seinen nächsten, mühsam gekeuchten Worten: „Endlich! Wahrheit! Es ist gesagt! Endlich" — was auf ihm gelastet, wie dieser starken, edlen Natur die Einheit mit sich, die Reinheit des Gewissens über alles gehen mußte. Dieser Drang nach Wahrheit, dieser Haß gegen allen Lug und Verrat hat ihn auch zum Schaffot geführt. Mächtig ist die Szene, in welcher er dem König den Zusammenhang enthüllt. Ein glühender Anhänger der Stuart's, riß er sein Herz von dem Vater des Königs, als dessen verräterische Korrespondenzen bekannt wurden und wie solche Naturen notwendig von einem Extrem zum andern kommen, so tritt er unter Cromwell's Fahnen und folgt ihm mit blindem Gehorsam. Cromwell läßt dann unter seinen Anhängern den durch das Los bestimmen, der den König zu töten hat: „Zieh Du eine Kugel aus jener Urne; wer die schwarze ergriffen, ist der Erwählte des Herrn, den König zu fällen; er soll sich das Antlitz verlarven und schweigend auf das Blutgerüst treten, seines Amtes zu walten. Nicht ich, noch sonst eine Seele soll erfahren, wer der Henker Karl Stuart's gewesen."

König: Und warum diese fürchterliche Maskerade?
Radley: So fragte auch ich. Aber zermalmend, wie die Stimme eines streitbaren Erzengels, traf Olivers Wort mein Ohr: Menschlein, Menschlein, der König fällt nicht durch die Hand des, der ihn schlägt; der ist ein Werkzeug, ein Richter-Gott heischt dieses Blutopfer vom ganzen Volke und des zum Zeichen und Symbol soll der Name des Einzelnen untergehen im Namen des Volkes.
König: Und Du ergriffst die schwarze Kugel?
Radley: Ich ergriff die schwarze Kugel.
König: Und so schlugst Du ihn?
Radley: So schlug ich ihn.

Und nun der König? Zorn, Wut, Leidenschaft? Er bezwingt seine stürmenden Gefühle und lange das Bild seines Vaters, das ihm zu Ehren im Zimmer hängt, betrachtend, dann doch die Worte: „Ein völlig willenloses Werkzeug eines ungeheuern Schicksals — wer darf Dich antasten, wer, als das Schicksal selber? Menschen haben kein Recht an Dir!" —

Aber Magdalena? Nicht umsonst hat sie gesagt: Ich werde den anbeten, den ich liebe, aber wenn der mich kränkt — und dabei einen „unartikulierten Laut grausamer Blutgier" ausgestoßen. Sie läßt ihrer Liebe nicht das Geringste abdingen. Radley hat ihr Herz bezwungen, mit einem Schlage erobert. Aber nun sein Bekenntnis, das ihn dem Grimm der gesamten Umgebung des Königs preisgiebt, sein Schicksal auf das Äußerste gefährdet! Ihm stand die Wahrheit höher als

die Liebe, aber nichts, auch nicht die Wahrheit, die Würde seines Charakters, der Friede des Gewissens, soll ihm höher stehen, als sie, als seine Liebe. Daß dies geschehen, fordert bei ihr eine Leidenschaft des Zornes heraus, so groß, wie ihre Leidenschaft der Liebe. Und darum — während der König dem Drängen York's Widerstand leistet, zwingt sie ihm, eine echte Herodias, durch den Zauber ihrer sinnverwirrenden Schönheit in einem Tanze die Gewährung ihrer Bitte ab: Gieb mir das Haupt Johannes des Täufers. Gern würden wir hierbei Verzicht leisten auf das Fläschchen mit Vitriol, womit sie ihre Schönheit selbst zu vernichten droht, wenn der König noch zögern sollte. So fällt sein Haupt. Ihre Rachsucht ist gelöscht, aber nicht ihre Liebe erloschen. Sie fühlt es selbst, sie hat sich mit ihm geopfert, ihr Herz von ihm loszureißen gelingt ihr nicht. Sie gerät in einen Zustand, welcher an Wahnsinn grenzt. Nur starke Schlafmittel geben ihr Ruhe. Da erscheint ihr Radley's Geist sichtbar in einem Traumzustand. Ich halte diese Szene vielleicht für theatralisch anfechtbar, in ihrem dramatischen Zusammenhange aber und ihrer poetischen Durchführung für ein Meisterwerk. Er zeigt ihr den Weg zur Sühne. Der letzte Aufzug wird gewiß viele Gegner finden. Fitger greift hier zu einem Mittel dramatischer Wirkung, welches den Nerven der Zuschauer viel zumutet. Es ist schon früher andeutend von der Pest gesprochen, welche damals in London wütete. Jetzt hören wir nicht nur das Läuten des Glöckchens am Pestkarren und den rohen Gesang der Leichenbestatter, empfangen nicht nur eine mit haarsträubenden Einzelheiten ausgeschmückte Schilderung der in London herrschenden Zustände, sondern O'Kennil, der liebenswürdige Minstrel in Magdalenen's Diensten, der Sohn ihrer alten Glendora, wird auf offener Szene ein Opfer der furchtbaren Krankheit. Hier wird das Grausige dem Zuschauer zu nahe vor Augen gestellt. Zu welchem Zwecke? Schon Radley hatte seine Absicht ausgesprochen, die Sühne seines Verbrechens in hingebender Krankenpflege zu suchen. Als abgeschiedener Geist ist dieses seine Mahnung an die Geliebte, nun allein diesen entsetzlichen Weg zu betreten. Und während der König mit seinem Schwarme sein Heil in feiger Flucht zu finden hofft, wird ihr auf dieser Bahn Heilung ihres zerrissenen Herzens zu teil werden, d. h. sie findet so den Tod, den sie sucht.

Hier wären wohl mildere Töne anwendbar gewesen. Aber auch dieser Schluß kann die große, erschütternde Wirkung der Tragödie nicht beeinträchtigen. In der Zeichnung des Königs und Magdalenens vor allem hat sich Fitger als ein Dichter von seltner Kraft und ursprünglicher Begabung erwiesen. Auch die hier kaum gestreiften Charaktere, wie York, O'Kennil u. s. w. sind ganze fertige Menschen. Der Reichtum an dichterischem Leben erscheint um so größer, als das Stück in seiner Durchführung sehr gedrängt ist. Es bleibt eins der wertvollsten Erzeugnisse der Gegenwart.

Bremen. **Emil Brenning.**

Neue Lyrik.

Vom Herzen loben zu dürfen — auf diese Freude kann der Kritiker neuer deutscher Lyrik nur in seltenen Fällen hoffen. Heute wird sie mir nicht zu teil. Von den Büchern, die ich im Folgenden bespreche, sind die einen mittelmäßige, die andern schlechte Ware. So sei denn die unerquickliche Pflicht mit geringer Freude aber mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt.

Ein glänzend ausgestattetes Buch mit einer Widmung an eine erlauchte Persönlichkeit in Form eines — Akrostichons und noch obendrein im Selbstverlage des Verfassers erschienen ... doch nein! wir haben die „Porträts" von Heinrich Iversen (Flensburg) dennoch ohne Vorurteil aufgeschlagen und wenn wir nun aussprechen, daß die Zeichen der Mittelmäßigkeit nicht getrogen, so geschieht es erst nach Lektüre der 176 eng gedruckten Seiten. Der Verfasser ist ein glühender Patriot, er ist der edelsten Grundsätze voll, er ist auch ein Mann von Wissen — aber ein Mann von Geschmack, geschweige denn gar ein Dichter ist er nicht. Die „Porträts" schildern die verschiedensten Frauengestalten, historische und frei erfundene, alle in derselben unplastischen Weise, mit demselben Wortschwall, in derselben Sprache, die, wenn sie sich der Trivialität entringt, bombastisch wird und in Versen, wie sie heutzutage, wo ja die formale Fertigkeit in metrischen Formen so häufig ist, gottlob nicht oft mehr so holprig und ungelenk geschrieben werden. Himmel, was ist alles nach Herrn Iversens Meinung ein Reim: „hüllen sich — unheimlich"; „gethan — kann"; „daß — Straß'"; „bald — malt"; „Aug' — auch"; „erst — Fürst"; „wird — verspürt" das ist die Ausbeute von 5 Seiten! Herr Iversen hätte gut daran gethan, sein Geld zu sparen; an seinem Büchlein kann niemand Freude haben, auch er selbst nicht, sofern ihm die Kritik überall die Wahrheit sagt.

Die „Lieder eines betrogenen Kranken" von Franz Meyer, Berlin 1889, hätten wir eigentlich gar nicht zu lesen brauchen; der Herr Verleger — S. Gerstmann in Berlin — hat die Rezension gleich mitgesendet. Die Notiz lautet: „In allen Gedichten dieser poetischen Novelle, die in sehr origineller Weise genau nach dem Texte des Goethe'schen „Freudvoll und Leidvoll" die Handlung fortschreitend darstellt, spiegeln sich ureigenste Gedanken des Dichters wieder. Wir wünschen dem Dichter den wohlverdienten Erfolg und dem Büchlein recht viele Auflagen. Der Verfasser, ein junger Mediziner, machte in den Jahren 1877—83 in Berlin seine Studien und wurde gerade nach Beendigung derselben unerwartet von der Lungentuberkulose befallen. Von diesem Würgengel der Menschheit, welcher derselben so viele junge Kräfte entzieht, suchte der Dichter schon in vielen Heilanstalten und Kurorten, namentlich in Meran, Heilung, und so wird es an vielen Orten Leute geben, denen er bekannt ist und die an dieser Probe seines Talentes sich erfreuen dürften." Hinzu zu fügen haben wir nicht viel. Daß ein junger Mann von der Lungenschwindsucht befallen wird, ist traurig, daß er unglücklich liebt und diese Liebe in schlechten Versen besingt, ist noch trauriger, das Traurigste aber ist, daß für das in jeder Beziehung pathologische Produkt eine derartige Reklame in Szene gesetzt wird.

Hingegen ist der Verfasser der „Gedichte für Zeit und Ewigkeit", der Rektor Karl A. Krüger in Königsberg, in jeder Beziehung ein gesunder Mann; von des Gedankens Blässe wenigstens ist er gewiß nicht angekränkelt; mit einer gleich geringen Summe dichterischer

Bilder und Einfälle, mit einer gleich bescheidenen Skala der Empfindungen mag selten vor ihm Jemand einen so stattlichen Band gefüllt haben. Die Gedichte für die „Zeit“ sind wenig zahlreich, die meisten sind für die „Ewigkeit“ — fromme Gesänge, die wir da, wo sie sich schlicht-nüchtern geben, noch geduldig hinnehmen, die aber das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreichen, wenn sie in süßlichen Schwulst verfallen. Wenn wir z. B. auf S. 27 lesen:

„Umsonst ist das Ringen und Streben auf Erden,
Sofern uns die Sonne des Segens nicht scheint,
Ein glückliches Leben kann denen nur werden,
Die innig sich haben mit Jesu vereint.
Drum richte dein Dichten und Trachten und Sinnen
Auf Jesum, den Helfer, bei jedem Beginnen. —

Wer Jesum erwählet beim Wirken und Schaffen,
Dem können die Feinde nicht hinderlich sein.
Die schönsten und stärksten der christlichen Waffen
Sind Glauben und Liebe und Hoffnung allein:
Gebrauchest du diese im redlichen Streben,
So müssen sich endlich die Feinde ergeben.“

— lesen wir diese und ähnliche Stellen, deren es im Buche unzählige giebt, so denken wir nur eben, daß Herr Krüger kein Poet, sondern ein nüchterner Reimschmied ist, hingegen will uns die Tonart: „Du König voller Huld und Liebe — Von Fleisches Herrschaft mach mich frei — Daß ich dir ganz ergeben sei“ u. s. w. noch aus ganz anderen Gründen nicht gefallen. Ehrfurcht vor der wahren Frömmigkeit, wie vor jeder ernsten Empfindung — aber mit solchem Phrasenschwulst aus den Tagen des seligen August Hermann Francke mag man uns heute verschonen.... Der Verfasser ist ein Feind allen äußeren Prunkes und der Verleger — Julius Bädeker in Leipzig — scheint die Mahnungen seines Autors beherzigt zu haben, aber besser könnte das Papier immerhin sein.

Auf vergleichsweise weitaus höherer Stufe steht ein anderer frommer Poet, Alfred Formey, der seiner Sammlung: „Strandgut des Herzens“ (Wien, Rošner 1888) auch einen Sonettenstrauß: „An den Erlöser“ und eine „Weihnachtslegende“ eingefügt hat, beide voll Innigkeit der Empfindung und im sprachlichen Ausdruck zwar nicht phrasenfrei, aber doch hübsch, glatt und mit deutlichen Spuren wirklicher Begabung. Überhaupt ist die Sammlung besser, als uns der gesuchte Titel, den ein gewundenes poetisches Vorwort vergeblich mundgerecht zu machen sucht, hat befürchten lassen, und hätte der Verfasser strenge Selbstkritik geübt und statt der 20 Bogen deren nur etwa 8 gegeben, so wären wir berechtigt gewesen, in viel respektvollerer Tonart von ihm zu sprechen. Denn Formey gehört zu jenen, nicht eben seltenen Lyrikern, denen die Muse neben vielem Flitterkram zuweilen wirklich eine Perle beschert; zu sichten aber verstehen sie nicht, haben wohl auch selbst kaum eine Empfindung für die ungemeine Wertverschiedenheit ihrer Lieder. Sehen wir von dem vielen Schwachen ab und halten uns lieber an das Gute, so werden wir Formey's Liedern die starke, ja schwärmerische Empfindung eines reinen, guten Gemüts nachzurühmen haben, welches für Liebe, Freundschaft, Natur gleich begeistert gestimmt ist, wie für die Religion. Auch in den Balladen findet sich manches Hübsche, obwohl sich um den epischen Faden fast immer so viele lyrische Blüten ranken, daß er selten deutlich genug hervortritt. Formey's Sprache ist in der Regel korrekt, undeutsche Wendungen, wie: „Holt Musikantenbande!“ (S. 156) sind selten, noch seltener schleicht sich ein falscher Reim ein, wie ihm die Versgebung überhaupt leicht glückt, — nur allzu leicht, wie manches Gedicht beweist, daß nur der Form nach ein solches ist.

Einen „Kranz von schlichten Liedern“, „Heimatsklänge“ überschrieben, hat O. Jordan „zum 70. Geburtstage seinem lieben Bruder Dr. Wilhelm Jordan“ gewidmet. Es ist eine wohlgemeinte Gabe; ein Dichter ist O. Jordan nicht.

„Schwarz-Gelb“. Soldatenlieder von S. Hermann (Wien, Szalinski 1888) sei das letzte Büchlein, welches für heute hier erwähnt werden soll. Der Verfasser ist ein begeisterter Patriot:

„Mein Östreich, herrlich Vaterland, du Wiege großer Thaten,
Welch' arglistige Schurkenhand kann jemals dich verraten?“

(S. 40), wohl auch k. k. Soldat:

„Der Frieden bietet heitre Stunden,
Im Felde zeigt sich erst der Wert,
Da giebt es Hunger, Durst und Wunden,
So wie es eben Gott beschert.“

(S. 88); auch die folgende Stelle deutet darauf:

„Hier steh' ich still in finstrer Nacht
Und halte pflichtgetreu die Wacht.
Doch kommt der Feind mir allzunah,
So schrei ich laut mein „Halt wer da!“

(S. 105), und das „Kompagnie-Marschlied“ ist vollends geeignet, alle Zweifel über den Beruf des Autors zu zerstreuen:

„Kreuz Bomben, wie die Sonne brennt,
Ja, nimmt der Marsch denn gar kein End?
Ja, gar kein End?
Kreuzelement!
Das wird uns doch zu dumm.
Schrumm, Schrumm, Schrumm.“

(S. 121). Man sieht, ein Infanterist, der aber auch für die Kavallerie alle Sympathien hat und sogar mit Vorliebe Reiter bedichtet. Z. B.:

„Jung Janos war ein schmucker Bursch,
Ein echt Husarenblut;
Es saß kein zweiter Reitersmann
Am Roß wie er so gut.
Nur schad, daß er dem Würfelspiel,
Ja, Ja, dem bösen Würfelspiel
Von Stund zu Stund verfiel.“

(S. 116). Es sollte eigentlich vielleicht „auf dem Roß“ heißen, doch vergehen uns alle textkritischen Bedenken, wenn wir an das Ende des Janos denken. Er verspielt nämlich im Würfelspiel seine Braut und —

„Jung Janos man beim Würfelspiel
Seither nie wiederfand.
Er lag beim nächsten Morgenrot
Erdolcht von Frauenhand.
Drum, muß das Würfelspiel schon sein,
Ja, ja, muß es schon einmal sein,
Setz nicht die Liebste ein.“

Allerdings sollte man dies nicht thun; es ist ja fast unschicklich. Über die poetische Begabung unseres Dichters wird sich der Leser nach den vorliegenden Proben wohl selbst ein Urteil gebildet haben.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VII. Band. 4. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. November 1889.

Judith Trachtenberg.

Novelle von Karl Emil Franzos.

Vor etwa zwei Menschenaltern, in der Regierungszeit des Kaisers Franz, lebte in einer kleinen Stadt Ostgaliziens ein wackerer und vom Geschick reich gesegneter Mann, Nathaniel Trachtenberg mit Namen und seines Zeichens ein Lichtzieher. Er hatte dies Gewerbe von seinem Vater in bescheidenem Stande übernommen, es aber allmählig durch Thatkraft und Ausdauer hoch empor gebracht, indem er auch die Erzeugung von Wachskerzen hinzufügte und durch die Gediegenheit seiner Ware, vielleicht noch mehr durch die weise Mäßigung im Einfordern der Zahlungen fast alle Vornehmen des Landes zu seinen Kunden zu machen wußte. Mit dieser Festigung seines Reichtums hielt auch die innere Klärung des Mannes gleichen Schritt. Von der Natur mit guten Gaben ausgerüstet, erwarb er in stetem Verkehr mit den Adeligen und Beamten und durch die zahlreichen Reisen, welche er zu Geschäftszwecken nach dem Westen unternahm, im Lauf der Jahre größere Bildung, als damals den meisten seiner Glaubensgenossen gegönnt war. Er sprach und schrieb das Deutsche rein und geläufig, las regelmäßig die Wiener Zeitungen und in seinen Mußestunden sogar zuweilen einen Dichter, Lessing oder Schiller. Aber wie sehr sich dadurch seine Ansichten über Ziel und Zweck des Lebens von denen seiner armen, umdüsterten Glaubensbrüder entfernen mochten, so blieb er doch mit ihnen durch Tracht und Lebensführung eng verbunden, und kam nicht bloß jedem Gebote des Glaubens, sondern auch jeder Satzung der Rabbinen mit ängstlicher Treue nach. „Sie kennen die Luft nicht, in der wir atmen müssen!“ pflegte er seinen aufgeklärten jüdischen Geschäftsfreunden in Wien oder Breslau zu erwidern, wenn sie ihm leise Vorwürfe darüber machten. „Ob ich es wirklich für sündhaft halte, am Sabbath einen Stock zu tragen, ist gleichgültig, wesentlich aber ist, unsere Leute durch das Beispiel eines Mannes, den sie achten müssen, darüber zu beruhigen, daß man deutsche Bücher lesen, mit den Christen in reinem Deutsch sprechen und dabei doch ein frommer Jude bleiben kann. Darum wäre es fast ein Frevel, wenn ich heute meinen Talar zu einem deutschen Rock verschneiden ließe — und glauben Sie, daß mich dies meinen Edelleuten oder dem Herrn Kreiskommissär näher brächte? Mit nichten, sie würden derlei nur als den ohnmächtigen Versuch verhöhnen, mich ihnen gleichzustellen! So müssen denn wir wenigen Gebildeteren im Lande vorläufig nach Außen bleiben, wie wir sind!“ Dies, fügte er stets hinzu, sei seine innerste Ueberzeugung, und wie ernst es ihm damit war, bewies er auch durch die Art, wie er seine heiligste Pflicht erfüllte, die Erziehung der beiden Kinder, welche ihm die frühverstorbene, zärtlich geliebte Gattin hinterlassen.

Es war dies eine Knabe, Rafael, und ein um zwei Jahre jüngeres Mädchen, Judith, welches sehr schön zu werden versprach. Beide erhielten durch einen Lehrer, Herrn Bergheimer, welchen Trachtenberg aus Mainz in sein Haus berufen, eine sorgliche, den Anforderungen der neuen Zeit angepaßte Erziehung, aber mit nicht geringerer Sorge wachte der Vater über ihrem Unterricht im Hebräischen und den Gebeten. „Ich will,“ sagte er dem Lehrer, „nicht entscheiden, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, als Jude geboren zu sein; ich habe darüber

meine besonderen Gedanken, welche Sie, den kindlich frommen Mann, vielleicht tief erschrecken würden. Aber ein Schicksal ist es und sein Schicksal soll der Mensch unverbittert tragen lernen. Darum suche ich meine Kinder in der vollen Pietät für das Judentum zu erziehen: die Demütigungen, welche ihnen aus ihrer Abstammung erwachsen werden, kann ich ihnen nicht lindern oder gar fernhalten, so suche ich ihnen wenigstens als Wegzehrung den Trost ins Leben mitzugeben, daß sie für etwas leiden, was ihrem Herzen teuer und der Schmerzen wert ist." Diesen Gesinnungen entsprach es auch, daß er zwar jeden Keim des Christenhasses im Gemüte der Kinder mit Eifer bekämpfte, aber sie dennoch früh mit dem Gedanken vertraut machte, einst ihres Glaubens, ja ihrer Gesichtsbildung wegen schwere Kränkung erdulden zu müssen. „Sie sollen sich daran gewöhnen," pflegte er mit traurigem Lächeln zu sagen und ließ es vielleicht nur darum geschehen, daß Rafael und Judith mit den Kindern einiger christlichen Honoratioren verkehrten. Allerdings gestatteten dies nur jene Familien, welche guten Grund hatten, dem reichen, jüdischen Fabriksherrn die kleine Gefälligkeit zu erweisen, aber deren gab es, wie nun einmal die Verhältnisse der Landstadt lagen, nicht wenige.

Nathaniel Trachtenberg maß diesem Verkehr geringe Bedeutung bei und vollends kam ihm nie zu Sinn, daß derselbe jemals in anderer Art, als ihm vorschwebte, Einfluß auf die Gemüter seiner Kinder üben könne. Und dennoch lag es hauptsächlich an diesen Eindrücken, wenn die Geschwister in einer ganz seltsamen Atmosphäre emporwuchsen, gleichsam auf der Grenzscheide, wo sich der dumpfe Brodem des Ghetto mit einer andern, nicht reineren Luft mischte, welche von dem Weihrauchdufte eines fanatischen Glaubens, von dem Moderdunst verfallner polnischer Adelsherrlichkeit geschwängert war. Von den Judenkindern der Stadt durch Sitten, Sprechweise und Wissen geschieden, standen sie ihren christlichen Gespielen nicht minder ferne, durch jenen anerzogenen Instinkt, jene tausend Äußerungen des Vorurteils, welche sich hüben und drüben fast unwillkührlich regten und jeden wahrhaft herzlichen Verkehr fast unmöglich machten. Aber wer je in ein Kindesherz geblickt, weiß ja, daß es auf die Stillung jedes Bedürfnisses verzichten kann, nur nicht des Dranges, Liebe zu geben und zu empfangen. Wie eifrig auch der Vater seinen Lieblingen das Gefühl des Alleinstehens in einer fremden oder fremdgewordenen Umgebung zu lindern suchte, so sollte doch die Zeit kommen, wo er sich gestehen mußte, die Bitternis solcher Vereinsamung für ein junges Gemüt nicht voll ermessen zu haben, die Zeit, da der sonst so lebenskundige Mann fast hilflos zusah, wie die Beiden den ersehnten Anschluß an ihre Altersgenossen gleichsam mit Gewalt zu erzwingen suchten.

Es geschah dies, als Rafael das siebzehnte, Judith das fünfzehnte Jahr erreicht. Beide hatten eben den Tanzkursus beendigt, welcher im gastlichen Hause des Kreiskommissärs von Wroblewski, eines der kostspieligsten Freunde Trachtenbergs abgehalten worden war. Der Jüngling, welcher von Bergheimer durch häuslichen Unterricht für die Hochschule vorgebildet wurde, erklärte nun mit bitterer Entschiedenheit, er habe es satt, sich um seiner krausen Haare und runden Augen willen schlecht behandeln zu lassen: er werde nie wieder ein Christenhaus betreten und seinen Verkehr ausschließlich unter jenen suchen, zu denen er durch Abstammung und gemeinsames Leid gehöre. Im entgegengesetzten Sinne hatten die Erfahrungen dieses Unterrichts auf Judith gewirkt; sie ward in den christlichen Familien immer heimischer und rümpfte ihr Näschen, wenn sie die hebräische Lehrstunde erledigen mußte. Beiden trat das Machtgebot des Vaters entgegen und hinderte sie, ihren Neigungen ganz zu folgen, aber sie fügten sich doch nur so weit, als sie nicht anders konnten, oder vielmehr, wie sich Nathaniel in ruhigen und gerechten Stunden sagte, so weit sie eben konnten. Denn der kluge Mann hatte wohl erkannt, daß in Beiden einer der stärksten Triebe der Menschenbrust seinen Willen durchkreuze, hier die befriedigte, dort die gekränkte Eitelkeit. Der arme Rafael war seinen kleinen Tänzerinnen doppelt häßlich erschienen, weil er ein Jude war, wogegen die frühgereifte Schönheit seines Schwesterchens ihre jugendlichen Hofmacher vielleicht umsomehr entzückte, weil sie der Jüdin gegenüber Hoffnungen hegten, deren sie sich bei einem Mädchen ihrer Kreise nie erdreistet hätten. Das war alles. Und doch kam dem Vaterherzen allmählig und immer öfter die Befürchtung, daß diese „Kinderei" vielleicht dereinst tief und verhängnisvoll auf ihr Los einwirken werde. Aber durch sein eigenes Werden und Wesen darauf hingeleitet, der klugen scharfen Berechnung mehr zu vertrauen, als unbestimmten

Ahnungen, fühlte der Fabriksherr alle Sorgen schwinden, wenn er seiner sorglich ausgeheggten Zukunftspläne gedachte, welche durch diese Neigungen zum mindesten nicht durchkreuzt, ja sogar, wie er sich zuweilen selbst zu überreden suchte, gefördert werden konnten.

Er hatte den einzigen Sohn für das Studium der Rechte, den Beruf eines Rechtsanwalts bestimmt, nicht allein deshalb, weil auch er nach der Anschauung seines Volkes im Doktor-Diplom die höchste Ehrenstufe des Juden erblickte, sondern weil er den Jüngling so recht zum Muster und Vorkämpfer seiner Glaubensgenossen erziehen wollte. Da nun Rafael sein Leben in Galizien verbringen sollte, so war es vielleicht gut, wenn ihn diese früherwachte Hingebung an die Unterdrückten für seine Aufgabe stählte, während Judith, welche der Vater frühzeitig einem gebildeten, aufgeklärten Juden in Deutschland zu vermählen gedachte, in den christlichen Kreisen am besten jene Kenntnis feinerer Umgangsformen erlangen mochte, deren sie in der künftigen Heimat bedurfte. Durch diese Erwägungen geleitet, ließ Trachtenberg den Dingen, je länger, so lässiger den Lauf, und trat nur insoweit dem frühreifen Eigenwillen beider entgegen, als er hiervon eine Trübung ihrer geschwisterlichen Liebe befürchtete.

In der That gestaltete sich das Verhältnis beider nun immer peinlicher, und an wem die größere Schuld lag, war mindestens dem Vaterherzen zu entscheiden unmöglich. Sicherlich aber wurzelte das Zerwürfnis weder im Mangel an Liebe, noch, wie es scheinen mochte, in der Verschiedenheit der Naturen. Denn wohl glichen Rafael und Judith einander körperlich in keinem Zuge — er ein linkischer, hagerer Jüngling, dem um das blasse, scharfgezeichnete Antlitz ein Urwald tiefschwarzen, krausen Haars starrte, sie eine weiche, süße, üppige Mädchenknospe, das helle, schöne Antlitz von goldrot schimmernden Flechten gekrönt — wohl hob sich ihre Heiterkeit und Genußfreude doppelt grell ab von seiner düstern, grübelnden, schwerflüssigen Art, dennoch wies es sich in ihrem innersten Wesen so deutlich, als irgend möglich, daß sie einst unter demselben Herzen gelegen. Beide waren begabt, feinfühlig und empfindlich, beide ehrgeizig bis zur Eitelkeit, selbstbewußt bis zum Trotz und ein jedes dem andern fast teurer als sich selbst. Aber gerade diese Gleichheit aller seelischen Kräfte mußte sie scheiden und erbittern; jedes hielt die eigenen Neigungen für die einzig trefflichen, vernünftigen und berechtigten, jedes fühlte sich durch den Tadel des andern unmäßig verwundet, jedes härmte sich mit grimmiger Sorge um die Zukunft des andern und drückte sich die billigen Stachelreden der Welt selbstquälerisch ins tiefste Herz ein; sie jede höhnische Bemerkung der polnischen Dämchen über den „finsteren Talmudisten", er jedes giftige Hohnwort des Ghetto über die „Abtrünnige". So kamen die Geschwister, während ihre Liebe heimlich fortglühte, äußerlich fast in Feindschaft und gerieten allmählig, von Trotz und Eitelkeit getrieben, viel weiter, als sie je selbst für möglich gehalten. Weil Judith jüdischen Verkehr immer hochmütiger mied, darum sagte sich Rafael in offener Feindseligkeit von den Christen los, weil er den tausend Geboten des Rituals immer ängstlicher nachkam, vernachlässigte sie dieselben gänzlich. Nur noch darin äußerte sich die einstige Zärtlichkeit, daß keines des Vaters Ohr und Herz mit Anklagen gegen das Geschwister bestürmte. In seiner Gegenwart fiel nie ein hartes Wort; freilich hielten sie sich für diesen Zwang doppelt schadlos, wenn sie einander allein gegenüber standen.

Namentlich wurde ihr Verkehr zum Gegenstand unerschöpflichen Haders. Sie bespöttelte seine Freunde im Ghetto, ihre Rede- und Denkweise, ihr Gehaben und ihre Lebensführung, wozu ja allerdings Grund genug vorlag. Rafael wurde nicht müde, verachtungsvoll von dem Kreiskommissär und seinen Gästen zu sprechen, und zur Erfindung brauchte auch er wahrlich nicht zu greifen. Herr Ludwig von Wroblewski war der höchstgestellte, aber keineswegs der geachtetste Mann der Stadt, weil ihm die Leute einige an sich gute Eigenschaften nicht verzeihen konnten. Während andere Männer seines Standes, in veralteten Anschauungen befangen, gleichsam die Vorsehung ihres Sprengels spielen wollten und die Bewohner unablässig zur Verbesserung von Wegen und Brücken drängten, war er der Meinung, daß reife Männer ihre Angelegenheiten selbst am besten ordnen könnten, und während jene, wenn ein Verbrechen geschehen war, dem Schuldigen nachspürten, schien seinem feinen sittlichen Empfinden das Bewußtsein des Frevels eine genügende Strafe für den Missethäter. Auch die Beschäftigung mit den Streitigkeiten um Geld und Gut war ihm peinlich; waren Kläger und Beklagter ganz arme Leute, so glaubte er am humansten zu handeln, wenn er den Akt ruhig verstauben ließ. Wo ihn je-

doch solche Bedenken nicht hinderten, wandte er den Prozessen seine volle Thatkraft zu und während andere Richter es vermieden, mit einem der Streitenden zu sprechen und sich auf das damals geltende schriftliche Verfahren beschränkten, erkannte er, wie wenig zureichend dies Verfahren sei und pflegte sich daher von den Parteien unter vier Augen die Gründe aufzählen zu lassen, die für ihr Recht sprachen. Selten mag ein Richter Sonne und Wind so gewissenhaft verteilt haben wie er; hatte z. B. der Kläger bloß fünfhundert, der Beklagte tausend Gründe beigebracht, so ruhte er nicht eher, bis der Kläger das Gleichgewicht hergestellt, was dann freilich die Entscheidung sehr erschwerte; ging es gar nicht anders, so überließ sie Herr von Wroblewski dem Schicksal; er zog für jede der beiden Parteien eine Karte, die höhere gewann. Das darf nicht verwundern; die Karten waren ihm überhaupt sehr vertraut; ein vielbeschäftigter Mann muß seine Zerstreuung haben; allerdings zerstreute sich Herr von Wroblewski nicht bloß allabendlich, sondern auch, sofern er nur Partner fand, auch vor- und nachmittags. Er spielte alles, am liebsten freilich, als liberaler Mann und Feind des Polizeistaates, die verbotenen, die Hazardspiele. Außer Hause wechselte sein Glück oft, an seinem eigenen Tische — er bewohnte das erste Stockwerk in Trachtenberg's Hause — gewann er immer. Dieser merkwürdige Zufall wurde viel besprochen und steigerte die Verehrung für den Kreiskommissär nicht erheblich. Vielleicht jedoch bewährte sich auch hier das alte Sprichwort vom Glück im Spiel und Unglück in der Liebe; Herr von Wroblewski war mancher Dame der Stadt gefährlich geworden; in seinen eigenen vier Pfählen hatte er sich geringer Zärtlichkeit zu erfreuen. Seine Gattin, Frau Anna, eine starke Blondine am Ausgang der Dreißig, stammte aus einem alten polnischen Geschlechte, war aber eine warme Anhängerin des Metternich'schen Regimes, welches sich bekanntlich auf Kirche und Armee stützte; auch von ihr war es schwer zu entscheiden, ob sie sich lieber auf den dicken Prior der Dominikaner, Pater Hieronymus, oder auf den geschmeidigen Husaren-Rittmeister, Herrn von Bariassy, stützte. Sie hatte ihre Mädchenjahre im Hause ihrer Tante, der Gattin eines der höchstgestellten Beamten in Lemberg, verbracht und wußte dem kinderlosen Ehepaar das Leben so angenehm zu machen, daß der dankbare Oheim ihr eine Mitgift und den Bräutigam schaffte, auch in der Folge noch für sie sorgte. Auch sie schien ihm ein stetes, dankbares Erinnern bewahrt zu haben, und dadurch erklärte sich auch das Naturspiel, daß ihr ältestes Töchterchen Wanda dem gütigen Oheim sehr ähnlich sah. Der einflußreiche Mann erhielt Herrn Ludwig auf seinem Posten, welche Klagen immer gegen ihn erhoben wurden, und darum erachteten sich auch die Honoratioren der Stadt nicht für verpflichtet, strenger und sittlicher zu denken als die Regierung. Die Empfangsabende des Herrn Kreiskommissärs waren die glänzendsten auf fünf Meilen im Umkreis; freiwillig blieb ihnen niemand ferne.

Damit pflegte auch Judith den Bruder zu schlagen, wenn er wieder einmal seine Verachtung über den Mann im ersten Stockwerk aussprach, und im Grunde wußte auch Trachtenberg dem Sohne auf solche Reden nicht viel anderes zu erwidern. „Du bist jung," sagte er ihm, „und willst die Welt besser machen! Aber wenn Du älter wirst, so wirst Du erkennen, daß es nur eine Möglichkeit dazu giebt: sich selbst immer mehr zum Guten zu erziehen. Dieser Pflicht ringe auch ich nach; mehr zu thun ist mir — wenigstens in unsern Zeiten und Umständen — nicht möglich. Gewiß, Wroblewski ist ein bestechlicher Richter, ein Falschspieler, ein Schurke. Würde er aufhören es zu sein, wenn ich den Verkehr mit ihm abbrechen wollte? Ich habe meinen Einfluß auf ihn nie zu einer Schlechtigkeit benutzt — so oft er mir nahe gelegt hat, sein Vermittler bei einem unsaubern Geschäft zu sein, ich habe es stets abgelehnt. Er wirbt mir Kunden, dafür wohnt er umsonst; er spricht mir meine Forderung zu, wenn ich sie einklagen muß, dafür bekommt er zwanzig Perzent. Thäte ich's nicht, so würde er einen andern Fabrikanten empfehlen, und ich käme auch zu meinen achtzig Perzent nicht."

„Gut! aber Judith?" wandte Rafael ein, „fordert es auch Dein Geschäft, daß Judith jeden Dienstag in dieser Gesellschaft verweilt?"

„Warum sollt' ich ihr das Vergnügen nicht gönnen?" war die Antwort. „Der Hausherr ist verächtlich, die Hausfrau nicht tadellos — aber die Gäste?! Auch die Tochter des Physikus, des Apothekers kommen regelmäßig; strenggehütete Mädchen braver Eltern. Jene laufen keine Gefahr — warum Deine Schwester?!"

„Jene nicht, aber Judith!" Wie oft hatte Rafael diese Worte auf der Zunge, und sie

blieben doch stets ungesprochen. Womit sollte er auch seine Befürchtungen begründen? Er hatte ja keine Thatsachen zu bieten, nur Beobachtungen, die der Vater schwerlich als unbefangen hätte gelten lassen.

In diesen unerquicklichen Stimmungen verfloß ein Jahr. Rafael mußte nun eine Hochschule beziehen, der Vater entschied sich für Heidelberg; Bergheimer sollte den weltfremden Jüngling dahin geleiten und noch einige Monate an seiner Seite bleiben. Auch einen anderen Auftrag gab Trachtenberg dem alten Lehrer mit: einen Bewerber für Judith ausfindig zu machen. Denn da das Mädchen nun herrlicher aufgeblüht war, als selbst er, der zärtlichste der Väter, je zu hoffen gewagt, und er sich zudem seines Reichtums stolz bewußt war, so schien ihm für sie der Beste gerade gut genug und weil er die Juden Westdeutschlands auf seinen Reisen vor allen anderen schätzen gelernt, so schwebte seinem Ehrgeiz ein gebildeter, angesehener Freier aus jener Gegend als höchstes Ziel vor. Judith ahnte nichts davon, vielleicht weil sie gerade in diesen Tagen von bitterem Kummer erfüllt war: dem Weh über die baldige Trennung von dem trotz alledem so heiß geliebten Bruder. Zwar setzte sie nun gerade ihren Verkehr mit den Christen doppelt eifrig fort und schlug keine Einladung zu einer Landpartie oder einem Tanzkränzchen aus, aber gern hätte sie ein Jahr ihrer lauten Freuden darum hingegeben, wenn ihr Rafael durch ein einziges herzliches Wort die Möglichkeit gewährt hätte, ihm wenigstens jetzt ihre Reue und Liebe zu bekennen. Aber ohne solche Ermunterung dies Geständnis abzulegen schien ihr unmöglich; war er doch gerade in diesen Tagen düsterer und schroffer als jemals, freilich nur, weil ihm dasselbe Weh schier das Herz abdrückte.

So kam der letzte Tag vor seinem Scheiden heran, ein sonniger Septembertag, und Judith nahm sich am Morgen fest vor, nun endlich ihren Stolz zu bezähmen und die ersehnte Unterredung herbeizuführen. Ein Zufall verhinderte es; der Tag, für das Haus Trachtenbergs betrüblich, war ein festlicher für die anderen Bewohner der Stadt; der neue Gutsherr, Graf Agenor Baranowski, sollte zum erstenmale ihr Weichbild betreten. Von seiner Gunst hing viel für die Bürgerschaft ab; war er doch durch seinen großen Besitz der einflußreichste Mann des Kreises. Darum hatte man ihm zu Ehren die Häuser geschmückt, die Wege ausgebessert, ja sogar — ein seltener Fall — die Straßen blank gekehrt, am eifrigsten waren dabei die Juden gewesen und hatten eine Unmenge von Reisig und buntem Papier verbraucht, nicht weil sie sich dem jungen Gebieter besonders wohlgesinnt wußten, sondern im Gegenteil, weil ihm der Ruf schroffen Judenhasses voraufging. Rafael hatte für diese „knechtische Demut“ die schärfsten Worte; der kluge Vater dachte anders, sein Haus war am reichsten geschmückt, vom Giebel flatterte sogar eine Fahne in den Hausfarben der Baranowski, hellblau und Silber. Dem Wunsche Rafaels, die nächsten Stunden auf der Haide zu verbringen, bis die „Komödie“ vorüber sei, trat er nicht entgegen; er selbst jedoch begab sich zu der Triumphpforte, die nächst seinem Hause errichtet war, um als Sprecher der Juden den Einziehenden zu begrüßen, während Judith in das obere Stockwerk ging.

Die Wohnung des Herrn Kreiskommissärs präsentierte sich im Sonnenlicht nicht eben günstig; der verschossene Sammet der Möbel, der Staub in allen Ritzen und Ecken, das seltsame Durcheinander von Prunkstücken und kümmerlichem Hausrat traten grell hervor. Es paßte dazu, daß Frau Anna, die üppigen Formen in ein Kleid von schwerer roter Seide gepreßt und einen Turm künstlicher Blumen auf dem Haupte, mit einem Staubwedel hantierte und gleichzeitig ihren Dienerinnen Befehle gab, während sie die Gäste empfing. Denn Herr von Wroblewski, welcher den Grafen von Lemberg her kannte, hatte sich lange vorher die Ehre gesichert, ihn schon an diesem ersten Abend in seinem Hause begrüßen zu dürfen; auch viele Gäste aus der Nachbarschaft waren geladen und ein Teil schon am Morgen eingetroffen; die Herren standen unten an der Triumphpforte, die Damen wollten den Einzug aus Frau Anna's Fenstern ansehen. Die stattliche Frau fluchte im Stillen und hatte doch für jede ein freundliches Wort, sogar für Judith. „Kind, wie schön Du Dich gemacht hast!“ rief sie ihr zu; in der That sah das Mädchen in dem Kleide von blauem Kattun reizend aus; wie gesponnenes Gold schimmerten die Flechten um die feine Stirne; den Hals hatte sie mit einem weißen Seidenbande geschmückt, dessen Schleifen weit hinabfielen. „Die Hausfarben!“ Frau Anna hob schelmisch drohend den Finger. „Wie schlau Du bist!“ — „Ein Zufall!“ stammelte Judith, von dunkler Röte

übergossen, und da log sie nicht. Frau Anna lachte. „Du brauchst es nicht zu leugnen! Ich wollte nur, ich wäre für meine Wanda auf den Einfall gekommen! Wie schade, daß ich Dich für den Abend nicht laden konnte, aber wir sind ohnehin an hundert Personen, mir graut, wenn ich an das Souper denke! Nun, für jetzt wenigstens habe ich Dir einen guten Platz freigehalten!" Und sie führte sie an das entlegenste Fenster, wo sie einige arme Verwandte untergebracht. Die mußten die Einladung ohnehin nur als unverdiente Gnade empfinden und durften nicht murren, wenn man ihnen die Gesellschaft der Jüdin zumutete.

Drunten standen die Leute zwischen dem Spalier, welches die Bauern der Umgebung bildeten, festgekeilt und machten vergebliche Versuche, der Triumphpforte näher zu kommen, wo die Honoratioren Stellung genommen, zur Rechten der Kreiskommissär, der Prior, der Bürgermeister und mehrere christliche Handwerksleute, zur Linken Nathaniel, der Rabbi und einige jüdische Männer, die unter einem roten Baldachin die Thorarollen trugen. Judith konnte nicht allzu viel davon sehen und Frau Anna's Nichten gebrauchten ihre Ellenbogen, zum Glück währte das Harren nicht lange. Die Böller dröhnten, dann fielen die Glocken des Klosters ein, schon wurde das Bauern-Banderium sichtbar, welches den Gebieter eingeholt, dann seine Karosse, der er rasch entstieg. Der Bürgermeister — zur Zeit bekleidete der Apotheker der Stadt diese Würde — begann seine Rede, ein kleiner, hagerer Mann mit einem verschrumpften Gesicht, welcher, wenn er schwieg, einem lebensmüden Hühnchen glich, aber eine Löwenstimme in der Kehle hatte und im ganzen Kreise als Demosthenes berühmt war. Er machte seinem Rufe auch diesmal keine Unehre; mit Begeisterung vertiefte er sich in die Tage der Vorzeit und erörterte die Frage, ob das Geschlecht der Baranowski älter sei, oder jenes der Jagellonen, woran sich ein Überblick der polnischen Geschichte knüpfte. Graf Agenor, ein junger, hochgewachsener Mann mit schönem, ernstem Antlitz, welches vielleicht nur durch den tiefschwarzen Vollbart etwas bleich erschien, hörte anfangs aufmerksam zu, dann begann sein Blick umherzuschweifen, er glitt über die Fensterreihe des Trachtenberg'schen Hauses und — Judith errötete tief, sie sah deutlich, wie sich sein Antlitz belebte, wie er dann, als müßte es sein, nach ihrem Fenster starrte — galt dies ihr?! Auch ihre Nachbarinnen bemerkten es und begannen zu zischeln — „die Hausfarben haben gewirkt" — — sie hörte es deutlich und wollte sich zurückziehen, aber im selben Moment hatte auch der Apotheker endlich seine Rede beendet, die Menge rief Hoch, der Graf dankte in kurzen Worten und wollte wieder seinen Wagen besteigen, als Nathaniel hervortrat. Sie sah deutlich, wie sich der junge Edelmann ungeduldig abkehrte und seinen Blick nach ihrem Fenster richtete — abermals überflog eine Glutwelle ihr Antlitz. Ihr Vater sprach nur wenige Worte, der Graf dankte durch ein Kopfnicken und fuhr, von dem Banderium geleitet, weiter. Als er an ihrem Fenster vorüber kam, blickte er zu ihr empor und legte sogar, wie zum Gruße, die Hand an die diamantengeschmückte Konfederatka.

„Es ist gewiß, daß er uns nicht eben liebt," sagte Trachtenberg einige Stunden später beim Mittagessen, als aber Rafael wieder eine scharfe Bemerkung machte, fragte er lächelnd: „Hätte er uns lieber gewonnen, wenn wir gegen Brauch und Anstand an seiner Begrüßung nicht teilgenommen hätten?!" Rafael erwiderte nichts mehr, er saß nun schweigend da, finsterer als je, und erhob sich sofort nach Schluß der Mahlzeit, um, wie er sagte, noch die Koffer auf seiner Stube in Ordnung zu bringen. Da faßte sich Judith ein Herz und bot ihm ihre Hilfe an, allerdings schnippisch genug und seine Ungeschicklichkeit bespöttelnd. Sie hatte diesen Ton freilich nur angeschlagen, um sich Mut zu machen und im Falle der Abweisung einen gedeckten Rückzug zu sichern, er aber hörte bloß den Hohn heraus, erwiderte bitter, daß er sich wohl auch in diesem Letzten ohne sie werde behelfen können und verließ zornig das Zimmer. Gleichwohl blieb sie bei ihrer guten Absicht und war froh, als ihr der Zufall später die Möglichkeit einer neuen Anknüpfung bot.

Da kam nämlich, schon in der Dämmerung und kurz nachdem Herr von Wroblewski von der Empfangsfeier im Schlosse der Baranowski heimgekehrt, Fräulein Wanda die Treppe hinabgestürzt und richtete ihr fliegenden Atems die Bitte der Mutter aus, am Abend doch jedenfalls zu erscheinen, da einige junge Damen in letzter Stunde abgesagt. Aehnliches hatte sich schon oft begeben, Judith hatte kein Arg daran gefunden, daß man die Hausgenossin gleichsam zur Aushilfe lade, auch diesmal lehnte sie nur deshalb ab, weil dies ja der letzte Abend war, wel-

chen Rafael daheim verbrachte. Aber Wanda ließ dies nicht gelten. „Du mußt kommen!“ bat sie, „Du kannst ja Rafael mitbringen.“ Er hatte seit einem Jahre die Treppen zum obern Stockwerk nicht mehr betreten und daß Frau Anna den „finstern Talmudisten“ zu ihrem glänzendsten Feste lud, war etwas befremdlich. Aber das schoß ihr nur eben durchs Hirn, „sie lädt ihn,“ dachte sie, „weil sie weiß, daß er nicht kommen wird“ und richtete danach die Antwort ein, sie werde mit Vergnügen erscheinen, wenn sie Rafael gleichfalls dazu bewegen könne. Als jedoch Wanda darauf förmlich in Erregung geriet und versicherte, mit diesem Bescheid wage sie kaum heimzukommen, es liege Mama so viel daran und Papa auch, ja Papa besonders, kurz, Mama werde sie sehr schelten, war Judith abermals etwas erstaunt, blieb aber desto hartnäckiger bei ihrer Antwort und begab sich, nachdem Wanda unter nochmaligen Bitten gegangen war, zu ihrem Bruder.

Ihr Herz schlug, als sie die Thüre aufklinkte. Er saß an seinem, nun leeren Arbeitstische, das Haupt auf die Arme gestützt und starrte trüb in das Licht der Kerzen. Mühsam brachte sie die wenigen Worte hervor.

„Wie taktvoll!“ Er lachte höhnisch auf. „Nun, ich gehe natürlich nicht, aber Dich will ich nicht hindern! Es wäre Dir ein Opfer und mir keine Freude!“

Sein Ton weckte ihren Trotz. „Wenn es Dir so gleichgültig ist,“ erwiderte sie scharf, „so habe ich Dir freilich nichts mehr zu sagen!“

„Aber ich Dir,“ rief er wild, erhob sich und faßte sie am Arme. „Es ist das letztemal, wo ich es noch thun kann, und darum will ich es Dir deutlicher sagen, als bisher! Du bist kein Kind mehr, Judith, begreifst Du noch immer nicht, welche Rolle Du unter denen da oben spielst? Du bist eine Jüdin und darum fällt es ihnen so wenig bei, Dich für Ihresgleichen zu halten, als etwa ich unseren Haushund für Meinesgleichen. Und wärest Du schön, wie Sulamith, und weise wie die Königin von Saba, und gut, wie ein Engel des Herrn, Du bist eine Jüdin und darum kein Wesen, wie sie. Fühlst Du dies nicht?! Mein Gott, Mädchen, bist Du wirklich fühllos für diese Schmach?!“

„Du redest irre,“ sagte sie höhnisch. „Dich verblendet die gekränkte Eitelkeit! Wer den Ghettodunst in den Salon mitbringt, darf sich freilich nicht beklagen ...“ Sie suchte ihren Arm frei zu machen.

Aber er ließ sie nicht. „Nur immer zu!“ rief er, „sprich, was Dir beliebt, Du zärtliche Schwester, aber dann höre auch mich! Verstehst Du noch immer nicht, warum sie Dich laden? Frage das Hauptbuch des Vaters! —“

„Das alte Lied!“ rief sie und riß ihren Arm los.

„Nun denn!“ rief er in höchster Erregung, „dann höre etwas Neues, was ich Dir bisher verschwiegen habe! Du bist kein Kind mehr, ein vollerblütes, ein schönes Mädchen, Judith, — schön und eine Jüdin! Ist es Dir wirklich noch nicht aufgefallen, daß Dich diese Herrchen anders behandeln, als ihre christlichen Tänzerinnen, daß sie sich gegen Dich solcher Reden erfrechen ...“

Sie stand schwer atmend, von Purpurröte übergossen. „Du lügst!“ stieß sie hervor.

„Ich wollte, es wäre so,“ erwiderte er und rang wie verzweifelt die Hände. „Da könnt' ich morgen ruhiger reisen! Laß Dich warnen, Schwester! Der Ehrenmann da oben lädt Dich nicht allein deshalb, weil er dem Vater den Mietszins schuldig bleibt, sondern auch, weil es die jungen adeligen Herren wünschen, denen er nach dem Tanz ihr Geld im Pharao abnimmt. Die wollen ihren Spaß mit der schönen Jüdin haben! Hüte Deine Seele, Schwester, hüte Deine Ehre, Du wärest die Erste nicht — —“

So weit hatte sie ihn, wie erstarrt vor Entrüstung, angehört. Nun aber trat sie auf ihn zu, das Antlitz so totenbleich, so wild verzerrt, daß er unwillkürlich zurückwich.

Sie setzte an, sie wollte reden, aber die Stimme versagte ihr. „Das verzeihe Dir Gott!“ stieß sie endlich heiser hervor, und verließ wankenden Schrittes die Stube.

Sie eilte auf ihr Zimmer, schob den Riegel hinter sich zu und warf sich auf ihr Ruhebett nieder. Da lag sie wohl zwei Stunden in der Dunkelheit, das ungestüme Gemüt von wilden, kämpfenden Empfindungen zerwühlt. Der Zorn der gekränkten Eitelkeit, der ungerecht erlittenen Schmach durchtobte ihre Pulse; ihre Finger krümmten, ihre Arme erhoben sich, als wollte sie den Beleidiger erwürgen. Aber es war ja Rafael, und daß es ihr Geliebtester auf Erden war, der so ihre unschuldigen Freuden und sie selbst besudelt, trieb ihr die Thränen in die Augen, daß sie wie Bäche über die Wangen stürzten. Aber waren diese Freuden wirklich so

unschuldig, wie sie bisher gewähnt?! Judith war bis zu jenem Augenblicke ein so reines Geschöpf gewesen, wie nur je eines unter zärtlicher Hut emporgeblüt, ihr Blut wußte nichts von Begierden, ihre Phantasie nichts von verlockenden Bildern; wie ein Schleier hatte bisher die einfältige, selige Unschuld ihre sonst so klugen Augen verhüllt. Nun aber — noch riß jener Schleier nicht, aber er ward immer durchsichtiger, je tiefer sie sich in ihr wildes Weh hineinwühlte; heißer, als von den Thränen brannten nun ihre Wangen von Scham — und wie hilflos mußte sie sich diesen häßlichen Gedanken hingeben! „Ach!" stöhnte sie, „er weiß nicht, welches Verbrechen er an mir begangen hat!" Aber diese Anklage, so schmerzlich sie war, riß sie doch empor, der Zorn trat wieder in sein Recht, der Zorn gegen den Bruder und der wilde Trotz dazu, und drängten alles zurück. Sie grübelte nicht mehr über sich selbst, sie wollte nicht ergründen, ob er recht gesehen, ob ihr wirklich jene Männer und Jünglinge anders begegneten, als den anderen Mädchen — er sollte nicht Recht behalten, sie wollte es nicht! Ihn verblendete der Christenhaß, und sie war schuldlos, sollte sie sich deshalb in Einsamkeit vergraben, weil es ihm so beliebte?! Und als es in diesem Augenblicke an ihre Thüre pochte und sie Wanda's Stimme hörte: „Mama schickt mich noch einmal, sie läßt herzlichst bitten!" erwiderte sie: „Ich komme!" wusch sich hastig die Thränenspuren von den Wangen, rief die Dienerin und kleidete sich an.

Als sie eine halbe Stunde später den Saal betrat, kam ihr Frau Anna entgegen, diesmal auf die Kirche gestützt. „Endlich!" rief sie erfreut. „Und bei Gott! heut' hast Du Deinen guten Tag. So schön wie jetzt habe ich Dich kaum noch gesehen!" In der That gab die Erregung dem schönen Antlitz einen Reiz mehr. Auch der dicke Prior schmunzelte, wie ein Faun und strich ihr ums Kinn. ‚He! he! — und wie ihr die Wangen glühen, pocht das Herzchen so sehr?!" Er schien nicht übel Lust zu haben, sich davon zu überzeugen — Judith wurde totenbleich und wich zurück. „Was fällt Ihnen bei?!" flüsterte Frau Anna zornig ihrem würdigen Anbeter zu, der offenbar vom Buffet kam, und riß ihn zurück. Sie ließ ihren Blick durch den Saal gleiten, die Paare ordneten sich eben zu einer Quadrille. Da war auch Graf Baranowski, er erfüllte eben eine bittere Pflicht der Höflichkeit, indem er die sehr umfangreiche Gattin des dünnen Bürgermeisters zum Tanze führte. „Wer weiß," sagte Frau Anna lächelnd, „welche Ehre Dir beschieden gewesen wäre, wenn Du früher gekommen wärst, nun mußt Du Dich mit dem jungen Wolczinski begnügen . . . Wladko!"

Der lange, unbeholfene Mensch stolperte eilig heran. „Sie tanzen mit Fräulein Judith die Quadrille!" Er zögerte. „Ich bin . . .," stammelte er, „ich habe . . ." — „Was? Schon engagiert?" — „Nein, aber . . ." — „Was sonst? Müde?" Frau Anna's Augen blitzten ihn nicht eben freundlich an. „Wird's? Allons!" Er zuckte die Achseln und bot dem Mädchen den Arm.

Judith folgte ihm unsicheren Schrittes, gesenkten Hauptes, wie von der Demütigung erdrückt. Habe ich derlei, grübelte sie, früher nicht erlebt, oder bemerke ich es erst heute? Wladko freilich war schon früher recht unhöflich gegen sie gewesen, er hatte gethan, als ob er sie nicht erkenne, ebenso seine Schwestern Aber sie hatte sich leicht darüber getröstet, weil sie den Grund kannte: Das Haupt der Familie, Herr Severin von Wolczinski, dem von den Gütern seines Hauses schließlich nur noch ein kleiner Meierhof in der Nähe des Städtchens gehörte, hatte Nathaniel vergeblich um ein Darlehen ersucht; der Fabrikant hatte erwidert, daß er die Rechnung für die gelieferten Wachskerzen in den Rauchfang schreiben wolle, aber Geldgeschäfte mache er grundsätzlich nicht.

Der junge Herr sprach keine Silbe, er vermied es sogar, seine Tänzerin anzusehn. Dann schien ihm endlich ein Einfall gekommen. „Auf Ehre," begann er, „ich erkenne Sie jetzt erst wieder! Die Kerzen brennen so dunkel, — schlechte Ware, von irgend einem betrügerischen Juden um teures Geld geliefert!"

Judith atmete tief auf. „Mein Vater hat sie geliefert," sagte sie laut. „Die Ware ist gut, auch billig, obwohl er bei manchem betrügerischen Edelmann um sein Geld kommt!"

Die Nebenpaare waren aufmerksam geworden. Das stachelte Herrn Wladko auf. „Ein Edelmann betrügt niemals!" rief er.

„Zuweilen doch," war die Antwort. „Ware beziehen, die man nie bezahlen kann, ist ein Betrug!"

Einige lachten, auch der Prior kam herangewankt; er war eben wieder im Buffetzimmer gewesen, nun hielt er sich kaum mehr auf den Füßen. „Aber Wladko," lallte er, „was zankst Du mit der schönen Jüdin? Küsse sie doch lieber!"

„Meinen Sie?" Der junge Mensch lachte verlegen. Im nächsten Augenblicke hatte er seine Arme um die Zitternde geschlungen und sie auf den Nacken geküßt. Lachen und Händeklatschen lohnte die kühne That.

Totenbleich, zitternd riß sich Judith los. „Welch' feiges Bubenstück!" rief sie außer sich.

„Sie haben Recht!" sagte eine tiefe, klangvolle Stimme, so laut, daß sie den Lärm übertönte. „Ein feiges Bubenstück!" Es war Agenor Baranowski.

„Herr Graf," fuhr Wladko auf.

„Ich stehe gleich zu Diensten .... Darf ich Sie um Ihren Arm bitten, mein Fräulein?"

Er führte die Bebende durch die Reihen, die sich lautlos vor ihnen öffneten. „Wohin darf ich Sie geleiten," fragte er. „Ist Ihre Frau Mutter hier?"

„Nein, ich habe keine Mutter .... Aber ich wohne hier im Hause ...."

„Ich weiß," erwiderte er, „Sie sind die Tochter des Herrn Trachtenberg, der mich heute so freundlich begrüßt hat .... Also zur Hausfrau ...."

„Zur Treppe ...." Das Mädchen fühlte seine Kräfte schwinden.

Er geleitete sie in den Flur und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

„Aber Judith!" Atemlos kam Frau von Wroblewska aus einem der Gemächer nachgestürzt.

Das Mädchen hörte sie nicht mehr, auch der Graf war wieder in den Salon zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Am Abend.

Daß ein Zauberwort doch hielte,
Holder Abend, deine Spur!
Ew'gen Friedens Abglanz spielte
Auf der stillen, weiten Flur.

Nebel steigt nun, Dämm'rung breitet
Ihren Fittig, Nachtwind weht —
Wie der Tag zur Küste gleitet,
Auch mein Weg zu Ende geht.

Meine Knie', die nimmer ruhten,
Jetzt doch lösen sie sich sacht,
Meines Lebens letzte Gluten
Löscht mit kühlem Hauch die Nacht.

Traumhaft wie vergangne Zeiten
Liegt's vor meinem Angesicht,
Während hoch aus ew'gen Weiten
Sterne leuchten, hold und licht.

Georg Karl.

Das Schätzchen.

Ich kenn' ein kleines, zierlich Ding
Und kriegt mich das zu packen,
Umschlingt es mit den Armen mich
Und hangt mir an dem Nacken.

Und einzig nur verlangt's mein Herz,
Auch zeitweis' etwas Tand,
Doch zeigte kein Begehren es
Jemals nach meiner — Hand.

Und kniet dies Schätzchen mir im Schoß,
Beugt es zum Kuß sich nieder,
Und bin ich eben gut gelaunt,
So küsse ich es wieder.

„Ha, Wüstling, greiser Wüstling", schreit
Ein Mann voll frommem Sinn
Und die Register der Moral
Beginnt er aufzuzieh'n.

Ei, nur gemach, Ihr habt's verdammt
Mit dem Verdammen eilig!
Ich sprach von meinem Töchterchen,
Das Kind ist mir doch heilig!

Daß man's auch anders halten könnt',
Mein frommer Eif'rer, das
Erfuhr' ich erst, als in der Schrift
Ich Loth's Geschichte las!

L. Anzengruber.

Weil ich nur lächelnd Dich gesehn.

Weil ich nur lächelnd Dich gesehn —
Glaubst Du — ich säh' nie Dich weinen?
Für jemand, der Dich liebt wie ich —
Kannst Du nur sein — kannst Du nicht scheinen.
Ich weiß ja, wenn der Abend kommt
Und Ruhe wandert durch die Straßen
Lehnst Du die Stirn ans Fensterkreuz
Und birgst der Mutter Dein Erblassen.
Ich weiß, daß, wenn Du ganz allein,
Die Schmerzenslinien sich vertiefen —
Mir ist, ich hörte jüngst Dich schrein
Vor Seelenqual, als Alle schliefen.
O wende Dich nicht zürnend ab —
Geh nicht hinweg in Zorn und Spott —
Was kann die Liebe denn dafür,
Daß sie allwissend ist wie Gott?

M. Herbert.

Gedichte von Hermann Lingg.

Werksteine.

Wahr sein, wenn um Trug und Schein
Lodern Freudenfeuer,
Mitleid unter Henkern sein
Und im Sturm ein Steuer,

Doch im Elend den Rubin
Freien Stolzes wahren,
Nicht vor Götzen niederknie'n,
Lachen in Gefahren,

Wenn die Welt uns Wunden schlägt,
Dulden ohne Klagen
Und, was uns den Himmel trägt,
Fremde Schuld ertragen —

Groß wohl mag dies alles sein,
Auch die Hand zu bieten,
Jenen, die uns nicht verzeih'n,
Die uns stets verrieten.

Aber stumm für mut'ge That
Sich verachtet sehen,
Hieße das nicht Hochverrat
An sich selbst begehen?

Noch so sehr auf innern Wert
Poch' der Stolz des Weisen,
Einmal muß ihn doch das Schwert
Auch dem Feind beweisen.

Philoktet.

Zur Höhle heim hinkt durchs Gestäude
Der arme Philoktet, er drückt
Den Bogen an sein Herz voll Freude,
Sein Jagen ist ihm heut geglückt.

Er hat ein Ungetüm getroffen,
Vor dem nicht Saat noch Frucht gedieh',
Er traf den Schlund, der rot und offen
Auf Alles Gift und Geifer spie.

Es hatte sich gekrümmt das große
Gewalt'ge Tier in Todeswut,
Da jauchzt er: „Heil Apolls Geschosse!
Dank Dir, mein Gott, Dein Pfeil traf gut."

Nun schlepp ich gern mein Elend weiter,
Ich sehe heut zum erstenmal
Den Himmel wieder licht und heiter,
Und grüße freudig Berg und Thal.

Feuerbestattung.

Düster brennt und trüb die Flamme,
Schwarzer Rauch erfüllt die Luft,
Doch das Holz von edlem Stamme
Giebt dem Rauche Rosenduft.

Mächtig sprüh'n empor die Funken,
Denn der Tote, der da ruht,
Brannte Liebesflammen-trunken
Lebend schon in heil'ger Glut.

Umwölkter Morgen.

Aus den Kratern sprüht die Helle,
Aber furchtlos wiegt ihr Kind
Eine Mutter auf der Schwelle,
Deren Steine Marmor sind.

Marmor auch sind Thor und Balken,
Und sie flüstert. Horch einmal,
Schüsse knallen, Edelfalken
Schwingen sich vom Berg zu Thal.

Wüßtest Du, mein Kind, was eben
Draußen in der Welt geschieht,
Flüchten würdest Du vom Leben
Wie ein Reh zum Walde flieht.

Doch Du lebst und wirst erfahren,
Einst erfahren, daß die Hand
Fremder Mörder und Barbaren
Schändet unser Vaterland.

Einst wenn Du zur Niederreißung
Unsrer Kerker helfen sollst,
Wenn auch Dich ruft die Verheißung
Und in edlem Zorn Du grollst —

Wisse denn, zur Rache weihten
Meine Thränen Dich, o Sohn,
Wird der Lorbeer mit Befreiten,
Wird der Tod Dein Siegeslohn?

Auf den Fluch kannst Du Dich stützen,
Der das ganze Land durchloht,
Derer Geist wird Dich beschützen,
Die erlöst ihr Märtyrtod.

Lächle nur, bleib' unerschrocken!
Und obgleich die Knechtschaft webt
Ihr Gespinnst um Deine Locken,
Und obgleich die Erde bebt.

Daß die Tyrannei erliege,
Bet' ich, Knabe, Tag und Nacht,
Aber Du, stürm' einst zum Siege
Mit den Brüdern in die Schlacht!

Spindel und Thyrsus.

Novelle in Versen von Otto Roquette.

(Schluß.)

IV.

Der Sturm, der auch in Thorwald's Brust ein Ringen
Aufs neu geweckt, verflog in kurzer Zeit,
Denn Welt und Leben lehrt ihn, sich bezwingen,
Will auch verjährten Schmerz und Bitterkeit
Zu bannen, seinem Herzen nicht gelingen.
Was heut noch einmal aufgewühlt den Streit,
Er sah's voraus, er wollt', er mußt' es wagen,
Gerüstet längst, den Zwiespalt auszutragen.

Nun war's gekommen, unverhofft gekommen,
Und wenig anders, als er sich's gedacht.
Doch seinen Willen hatt' Ubald vernommen,
Vertrauen durft' er nun der Übermacht.
Was sollte Kummerbrüten jetzt noch frommen?
Gewinn war, was die Stund' ihm eingebracht.
Denn den Verlust — wie wär's noch zu erreichen,
Den tiefsten Riß ins Leben auszugleichen?

Er schritt hinaus. Es zog ihn zu den Seinen.
Ein laues Lüftchen durch die Ranken ging,
Die kraus zum grünen Vordach sich vereinen,
Von dem, erhellt, die Ampel niederhing.
Herlinde, wie erlöst durch sein Erscheinen,
Sprang auf, indem sie zärtlich ihn umfing:
„O zürne nicht, daß ich gestört die Stunde!
Ward mir von dem Besuch doch keine Kunde!

„Ein Brief nur von Anselm, und gar nichts weiter —
Der Tante schreibt er, sehr vergnügt und froh!
Das stimmt' auch mich mit einemmal so heiter,
Und Dir auch sagen wollt' ich es, und so —
Ach, sei nicht bös! Ich will gewiß gescheiter
In Zukunft sein, und nicht so viel Halloh
Und Singsang treiben! Soll ich von der Tante
Den Brief Dir holen, den Anselm ihr sandte?"

Der Alte streicht mit kosendem Berühren
Die Scheitel ihr: „Nachher! Laß uns zuvor
Noch kurz einander durch den Garten führen!
Wie zieht den Blick hinauf der Sterne Chor!
Der Blumen Duft ist kräftiger zu spüren."
Sie hängt an seinen Arm sich, blickt empor,
Weiß der Gestirne Namen ihm zu nennen,
Und, kindlich deutend, Duft von Duft zu trennen.

Bis Thorwald anhub: „Jener Mann, den heute
Du bei mir sahst — Du schienst durch ihn erschreckt?
Was war's an ihm, wovor Dein Blick sich scheute?"
Herlinde drauf: „Mir war's, als ob geweckt,
Ich weiß nicht — ein Erinnern sich erneute,
Ein Schaudern! Doch es blieb mir unentdeckt,
Woher die Angst? Denn dieses grausig fahle
Gesicht, ich sah's doch heut zum erstenmale!

Auch möcht' ich's niemals wiedersehn! Denn gräßlich
Durchschauerte sein Blick mich, ja, mir schien
Als hielt' er alles Böse gut und läßlich,
Und wär ihm auch die Macht dazu verliehn!
Verzeih, wenn ich in meiner Angst, so häßlich
Ihn schlimmerer Art als er wohl war, geziehn!
Ich will ja glauben, daß er nichts verschuldet,
Daß er vielleicht viel bittres Leid erduldet!"

„Viel bittres Leid — ob er es selbst empfindet?"
Versetzt der Alte. „Nun, es kann wohl sein!
Doch Du hast recht, durch all' sein Leben windet
Das Unheil sich, und trifft — nicht ihn allein.
Unglücklich ist er, denn sein Herz umrindet
Sich starr, und kann zur Freude nicht gedeihn."
Herlinde lauscht bewegt, und, hingenommen
Von schönem Mitleid, spricht sie still beklommen:

„Der arme Mann! Ach, wenn er wiederkehrte,
Ihm abzubitten bin ich gern bereit!"
Der Alte drauf: „Selbst wenn ich's ihm nicht wehrte,
Zurück wohl kehrt er nicht. Ihm zum Geleit
Sei unser Mitleid, das er sonst entbehrte!
Doch sieh, die Tante winkt! Es ist wohl Zeit —
Auch wollen wir den Brief Anselms entfalten,
Dem es bisher gelang, sich brav zu halten." —

Baron Silen indes, zur selben Stunde,
Fühlt minder schon, was ihm die Brust beengt.
Es dampft der Schmaus. Es flieht, was seinem Munde
Der Freund so bitter in den Trank gemengt.
Da bringt ein Diener hastig ihm die Kunde,
Das Pferd Ubald's sei in den Hof gesprengt,
Doch reiterlos, zerrissen Gurt und Schnallen,
Und gleichwie tot aufs Pflaster hingefallen!

Man fragt erschreckt: Wo ist der Herr geblieben?
Silen ist ratlos, und im Hausrumor
Fühlt er beinah die Eßlust sich vertrieben.
Was soll er thun? Man kam ihm schon zuvor,
Denn aus dem Hofraum sieht er Fackeln stieben.
So rafft verstört sich auch Silen empor,
Mit Kummerblicken auf die Aalpastete,
Von der ein Duft zu ihm herüber wehte.

Zum Glücke sind die Diener mehr bei Sinnen.
Schon stand der Wagen fertig angespannt,
Und rollt im Fackellichte rasch von hinnen,
Auch ohne den Baron genug bemannt.
Was sollt' er unter Sorgen jetzt beginnen?
Ob der Signora schon der Fall bekannt?
Noch hatten ihm gefehlt des Mutes Schwingen,
Des Hausherrn Brief und Auftrag anzubringen.

Ein Frösteln faßt ihn. Wäre nicht ersprießlich
Ein Medoc für der innren Not Allarm?
Man muß doch an sich selber denken schließlich!
Auch die Pastet' ist wohl noch leidlich warm?
Nun, nun, es geht noch! Ach, es ist verdrießlich,
Was alles kommen kann, daß Gott erbarm'!
Nun gilt es, einsam bei der Flasche lauern
Auf Schrecken, die bedrohlich näher schauern.

Es war um Mitternacht (Silen erwachte
Vom Schlummer, der im Lehnstuhl ihn bezwang)
Als man Ubald für tot nach Hause brachte,
Zerschmettert und entstellt. Man lief und sprang,
Man that, und that Verkehrtes; man bedachte —
Der Weg zum nächsten Arzt ist Stunden lang!
Der Herr ist tot, wem ist man jetzt verpflichtet?
Auf Sterben war das Haus nicht eingerichtet.

Ratlos verging die Nacht. Erst gegen Morgen
Erschien der Arzt, bestätigte den Tod,
Nachdem vergeblich alles Mühesorgen.
Signora schlief noch, gänzlich unbedroht
Vom Lärm der Nacht, in schöner Ruh geborgen,
Bis spät die Zofe ihr die Nachricht bot.
Signora fand das unbequem, ja peinlich,
Und mit Erholungsreisen unvereinlich.

Drum ließ sie schleunigst packen. Denn es jagte
Sie aus dem Haus, das eine Leiche barg,
Gleichgültig wessen! Daß nur niemand wagte,
Vor ihrem Blick — am Ende gar der Sarg —?
Entsetzen! Nein, nur fort! Ihr mißbehagte
Die Gegend längst, wo das Vergnügen karg.
Schon gegen Mittag fuhr sie mit der Zofe
Und allen ihren Koffern aus dem Hofe.

Silen sah mit Erleichterung sie scheiden,
Und grüßt' ihr zärtlich nach. Zufrieden auch,
Daß nichts verhandelt zwischen ihnen Beiden
Von Reisegeld. Zu eigenem Gebrauch
Blieb ihm das Sümmchen jetzt. Und seinen Leiden
War's wie ein tröstender Genesungshauch,
Daß aus den Taschen er in nächt'gen Stunden
Den „guten Rest“ Ubald's noch aufgefunden.

Denn unbedenklich sah er sich als Erben
Des Freundes an. Für's Erste war's genug
Und auch wohl reichlich, um nicht zu verderben.
Allein, gesetzt, daß dennoch jemand frug
Und spürte —? Ja, den Nachlaß zu erwerben,
Wohl beim Gerichte gar Verlangen trug —?
Drum eiligst auf den Weg! Vom Grabgeläute
Zur Stärkung erst, und dann hinaus ins Weite!

Am zweiten Morgen drauf, bei schwerem Regen
Und Wind, der breiten Flugs das Thal durchfuhr,
Sah man den Leichenzug sich fortbewegen
Ubald's. Ein paar verstimmte Diener nur,
Silen im Wagen. Einem Dorf entgegen
Nahm man den Weg, auf dessen letzter Flur
Der Kirchhof lag. Man wußte keine Stätte,
Die auf den Toten bessern Anspruch hätte.

Denn sein Geheimnis über Herkunft, Jahre
Der Jugend, Haus, Familie, nahm er mit.
Er stand allein. So blieb für seine Bahre
Der Platz nur, wo zur Not man's eben litt,
Daß ihn, den Fremden, doch ein Grab bewahre.
Schnell war er beigesetzt. Der Schaufler schritt
Ans Werk, dem heut ein Seufzer kaum gegolten,
Da fröstelnd Alle schon sich heimwärts trollten.

Und heft'ger fuhren Wind und feuchte Schauer
Durchs öde Feld. Der Totengräber stand
Kopfschüttelnd, daß mit so gelassner Trauer,
Gekommen kaum, man schon sich abgewandt.
Er blieb, und ruhig, trotz des Regens Dauer,
Zum Hügel häuft er den durchweichten Sand.
Da blickt er auf, und sieht, wie hastgeleitet
Ein Wandrer durch die Gräberstraße schreitet.

„Wen habt Ihr da begraben?“ ruft mit Stocken
Des Atems, starren Blicks der Mann. Da schaut
Ihn an der Totengräber, fast erschrocken:
„Herr Thorwald? Ei! Habt Ihr Euch hergetraut
Bei solcher Zeit? Das Wetter thut nicht locken,
Und lieber wahrt' ich selbst davor die Haut!
Wen ich hier eingescharrt, das wollt Ihr wissen?
Nun, den da drunten scheint man leicht zu missen!

Ein Fremder, der das große Haus bewohnte,
Vornehm und reich, Baron Ubald genannt,
Sie wußten dort, wie sich's zu leben lohnte.
Und wie sie's trieben, Vielen ward's bekannt.
Doch wie der Herr beim Reiten sich nicht schonte,
Hat er des Tieres Kraft auch überspannt,
Und stürzt' und brach's Genick. Vor zweien Tagen
Hat man zu Nacht ihn tot ins Haus getragen.“

Und schweigend blickte Thorwald zu der Stelle,
Wo zwischen Sand und Kies die Schaufel klang.
Heut früh erst war es, daß zu seiner Schwelle
Durch Zufallswort die Todeskunde drang.
Sie stört' ihn auf. Die alte Schmerzenquelle
Noch einmal schwoll sie, bis zum Überschwang,
Und riß ihn fort, wohin sein tiefstes Sorgen
Man fremd und liebeleer im Grund geborgen.

Der Totengräber aber fuhr gelassen
Zu reden fort: „Wie soll man das verstehn?
Da war im Haus ein Leben und ein Prassen,
Ein Fackelspringen, prächtig anzusehn!
Reich ist man doch, wie will's nun dazu passen,
Daß, wie der Herr verstirbt, im Handumdrehn
Man schon ihn bringt, ihn in ein Grab zu senken,
Wie wir's dem Bettler nur im Dorfe schenken?

Erst ward verthan, nun spart man's an der Grube!
Davon schon liefen, hastig abgelohnt,
Koch, Kellermeister, Magd und Küchenbube.
Sie streben alle, die das Haus bewohnt,
Nur weg, und wünschen schon sich auf dem Schube.
Da liegt er, der für sie kein Geld geschont!
Mit Dank und Liebe schien's ihm nicht zu glücken,
Nicht einem fiel es ein, sein Grab zu schmücken!"

Den kahlen Hügel klopft mit seinem Spaten
Der Schaufler fest, und hat sein Werk vollbracht.
Was in den Zügen Thorwald's sich verraten —
Da er nichts ahnte, gab er drauf nicht acht.
Der aber, als sie aus der Pforte traten
Des Kirchhofs, sprach, zur Rede neu erwacht:
„Ich sorge für das Grab, daß unvergessen
Die Stätte, die dem Toten zugemessen."

Und als er kurz das Nötigste besprochen,
Mit stummen Grüßen wandt' er sich in Hast,
Denn lauter auf sein Recht schon fühlt' er pochen
Den Schmerz, der jetzt ihn unabwendbar faßt.
Vergessen ist, was gegen ihn verbrochen,
Nur der Verlust ist's um den Blütenast
Des eignen Stamms, vom Unheil früh belauert
Und ausgedorrt, den dennoch er betrauert.

V.

Und Jahre gingen hin. Jedwedes brachte
Der Jugend schönere Ausblick in die Welt,
Je schöner sie im Innern selbst erwachte,
Wenn Glücksgefühl dem Tage sich gesellt
Und Gegenwart sie ungetrübt umlachte:
Die Zukunft schien noch glänzender bestellt.
So Jahr um Jahr, wie schön sie sich vollenden,
Das nächste mußte reichres Glück noch spenden!

Doch, wohl dem Alter, das in jedem Jahre
Noch ein Geschenk des Schicksals gern empfängt!
Und, rein gestimmt, im Schmuck der Silberhaare,
Verwunden fühlt, was einst die Brust bedrängt:
Was nun noch komme, was das Herz befahre —
Vertraun ist da, und zuversichtlich hängt
Das Aug' an dem, was ihm zurückgegeben.
So blickte Thorwald jetzt ins neue Leben.

Er sah, wie strenges Wollen sich belohnte,
Beflügelt in des Jünglings reger Kraft,
Die, rastlos schaffend, auch das Ungewohnte
Mit Lust erfaßt, von keiner Müh' erschlafft,
In stolzem Glück, daß sie sich selbst nicht schonte.
Anselm ergriff mit Jugendleidenschaft
Zu jeder Bildung, die sein Geist begehrte,
Die Freiheit auch, die Thorwald ihm nicht wehrte.

Er hatte wie ein Bruder mit Herlinden
Geiebt im Hause, fast mit Sohnesrecht,
Sie mußten als Geschwister sich zu finden.
Scherz gab es immer, manchmal Wortgefecht,
Und Ärger auch. Er pflegte bald zu schwinden,
Und gute Freundschaft hielt sich rein und echt.
Doch als die Jahre fröhlich hingegangen,
Ward scheu die Freundschaft plötzlich und befangen.

Sie staunten beide, wie sich das gestaltet.
Herlinde war zur Jungfrau schön erblüht,
Zur Dame gar, die klug im Hause waltet,
Mit Anmut um den alten Herrn bemüht.
Sie tadelt's nicht, wie sich Anselm entfaltet,
Wie Geist und Leben ihm im Auge sprüht.
Bei raschem Blick, oft um ein Wort in Nöten,
Bleibt beiden nur ein Schweigen und Erröten.

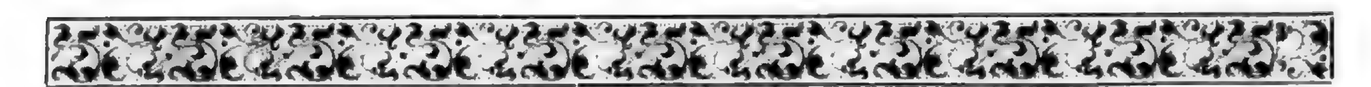
Die Tante, lächelnd, läßt die Dinge gehen.
Sie liebt die Kinder, kennt des Alten Sinn,
Der sich nicht sträubt, ein künftig Glück zu sehen.
Doch nicht verfrühen will er den Gewinn,
Und eine Prüfung gilt es zu bestehen,
Ob dauernd sei des Hoffens Anbeginn.
Noch sind sie jung. Ein Jahr, erschien' es beiden
Auch lang, ein Jahr der Trennung mag's entscheiden!

„Hinaus nun in die Welt! Daß Du im Weiten
Sie kennen lernst, Dich selbst darin erkennst!"
So sprach der Alte: „Schau nach allen Seiten,
Und prüfe, wie Du Schein und Wesen trennst!
Dann mag Dein guter Geist zurück Dich leiten
Zum Hause, das Du jetzt die Heimat nennst.
Die halte treu in Deiner Brust Gewahrsam,
Und — sei im Nachrichtgeben nicht zu sparsam."

Der Mahnung braucht' es nicht. Und wenn in Briefen
Anselm erzählte seiner Reise Gang,
So zeigt er ein besonderes Vertiefen
In solchen, die sehr stimmungsvoll und lang
Bald in Herlinden's eigne Hände liefen.
Es klopft' ihr Herz bei jeglichem Empfang.
Man drängt sie nicht, den Inhalt mitzuteilen.
Er war gesund — stand das nur in den Zeilen.

Und Thorwald dachte lächelnd: Müßt' ich sterben
Bevor er heimkehrt, dennoch stünd' es gut:
Was mein ist, laß ich ihm, als meinem Erben,
Mein Liebstes selbst, es bleibt in seiner Hut.
Und mußte, was einst sein Besitz, verderben
Durch meines Stamms unselgen Frevelmut,
Geb' ich zurück ihm Alles, auch das letzte
Ihm, der mir spät den eignen Sohn ersetzte.

Doch warum sterben? Gern noch wollt' ich schauen
Das Glück der Jüngern — nenn' ich's doch auch mein!
Wie für die eigne Welt sich fröhlich bauen,
Urenkelkinder wachsen und gedeihn! —
So will der eignen Kraft er noch vertrauen,
Daß Künftge zeigt noch so viel Sonnenschein!
Der Freude Bilder sieht er um sich schweben,
Und was er wünscht, er hofft es zu erleben.



Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Bei Sublacus (jetzt Subiaco) am Sabiner Gebirge. Felsige, romantische Landschaft, hinten begrenzt durch wildbewachsenen Fels, an dem ein Pfad empor und nach links in die Kulisse führt. Reste antiker Ruinen, nicht groß, aber malerisch bewachsen, auf der Bühne; eine mächtige Korkeiche etwa in der Mitte, links im Hintergrunde der Saum eines Ölbaumwäldchens. Vorne rechts und links heilige Bilder, an Eichbäumen befestigt; davor Betschemel, roh aus Holz geschnitten.

Erster Auftritt.

Gregorius (sitzt auf einer natürlichen Felsbank am Fuß der Korkeiche); ein fast erwachsener **Knabe** (steht vorne rechts, blickt nach rechts hinaus). Dann ein **Pilger** und **Benilo**.

Gregorius. Du siehst noch nichts?
Knabe. Nun kommt er! — Nein, 's ist wieder
Ein Pilger, der zur heiligen Höhle wandert.
Gregorius (hinter sich deutend). Zum Kloster droben?
Knabe. Ja. — Sein Schweißtüchlein
Hat tüchtig Arbeit. — Herr, ein heißer Tag!
Gregorius. Narr Du! Was geht's Dich an? Ich zahle Dich
Für Deine Tropfen.
Knabe (halb für sich). Und Ihr sitzt im Schatten.
(Der **Pilger**, von rechts kommend, geht nach hinten, steigt langsam den Pfad hinauf, Gesicht und Hals trocknend.)
Gregorius (gähnend). Zwei Stunden aber wart' ich —
Knabe. Herr, nun kommt er.
Das ist Benilo!
Gregorius (zwischen den Zähnen) Fahr' mit ihm der Teufel
Zur neunten Hölle — — hab' ich ihm nur erst
Sein Wissen abgefragt! — (Laut.) Nun kommt und keucht er.
Benilo (von rechts). Ja, ja, nun keucht er; weil er lief. Mein edler
Gregorius, vergieb mir —
Gregorius (bleibt sitzen). Mach' es kurz;
Denn meine Zeit verlor ich hier mit Warten.
Sei denn willkommen; und was mir Dein Bote
Nach Rom schon meldete, laß fort. Erklär' mir,
Warum ich heut' in dies sabinische Nest
Sublacus kommen muß, um Dich zu sehn,
Und wo Stephania blieb, und welcher Teufel
Euch so gesund erhielt: Stephania, Dich
Und Kaiser Otto!
Benilo. Dank der guten Meinung.
Doch sitzen möcht' ich —
Gregorius (unwirsch). Nun, so setze Dich.
(Winkt dem **Knaben**: dieser rechts ab.)
Benilo (setzt sich neben **Gregorius**).
Ja, welcher Teufel war's? Ich weiß es nicht.
Bis Aachen, weißt Du, zogen wir ihm nach,
Wie Leichenraben, die das Heer begleiten;
Stephania matt und matter, bleich und bleicher,
Doch unverzagt und fest. In Aachen noch
Sagt' ich: Stephania, gebt's in meine Hand,
Laßt mich's vollbringen, nichts auf Erden fürcht' ich.
Doch sie, zum Himmel blickend: mein Gelübd' ist
Dort oben bei der Jungfrau! — So geschah's denn;
Und so mißlang's! — Der gnädige Narr, der Kaiser,
Schickt uns mit allen Ehren heim. Stephania,
Bei Tag verhüllt und Nächtens eingeriegelt,
Bleibt unerkannt. Doch sie erkennt auch nichts;
Sie sitzt wie Kaiser Karl in seiner Gruft,
Sie will mit niemand, auch mit mir nicht, sprechen.
Will ich sie trösten, zittert sie und schaudert,
Als thät' ich ihr ein Leid's, und heißt mich schweigen.
Will ich dann fort, fleht sie: verlaßt mich nicht! —
So kamen wir gen Rom. Doch sie: Benilo,
Einzig Getreuer, sagt sie, nie gedenk' ich
Nach Rom zurückzugehn; dort im Gebirg
Weiß ich ein stilles Örtchen, wo die Witwe
Des Herrn von Rom ihr Leid begraben will.
Strebt Ihr nach Rom, so geht; doch habt Ihr noch
Etwas Geduld mit mir, so bleibt und führt mich,
Und bis die Schwester kam, nach der ich sende,
Harrt aus! — Das that ich. Nur den Boten schickt' ich
Nach Rom, an Dich; doch als getreuer und
Verschwieg'ner Schatten zog ich mit Stephania —
Gregorius. Wohin? Wo seid Ihr?
Benilo (die Achseln zuckend). Sagen darf ich's nicht.
Gregorius. Auch mir nicht?
Benilo. Nein.
Gregorius. Dem Freunde ihres Gatten? —
Sie will auch mich nicht sehn?
Benilo. Auch Dich nicht. Niemand.
Begraben will sie sein.
Gregorius. Warum beriefst Du
Mich dann hierher? Was soll ich hier?
Benilo (schlau). Sie sehn.
Führt' ich Dich zu ihr, bräch' ich meinen Schwur;
Doch wenn Du hier von ungefähr sie findest,
Bin ich nicht treulos. Und dieweil Du schriebst:
„Ich muß sie sehn" —
Gregorius. Zum Heil von Rom —
Benilo (fortfahrend). Und ich
Ein guter Römer bin, so half ich mir.
Stephania pilgert heimlich, mit der Schwester,
Zum Kloster droben; ob sie büßen oder
Den frommen Brüdern beichten will — ich weiß nicht.
Ein hochberühmter, heiliger Mann ist dort —
Gregorius (nickt). Romuald von Ravenna.
Benilo. Wohl. Sie kommt
Noch heut. Du wartest, Du begegnest ihr —
Und ich war Beiden treu: ihr und den Römern!
Gregorius (lacht). Klug wie ein Priester. (Steht auf.) Gut; so sei's.
Benilo (steht auf). Und Du? —
Was habt ihr vor in Rom?

Gregorius. Auch das errät
Der kluge Mann, daß wir in Rom nicht schlafen. —
Da Du so treu wie klug bist, und das Werk
Dich „guten Römer" braucht, so sag' ich Dir:
Du gehst mit mir nach Rom, den Kaiser Otto
Zu fangen und zu töten.

Benilo. Können wir's,
So werden wir's ja thun.

Gregorius. Du zweifelst. Mann,
Ihn hat sein böser Geist zum drittenmal
Nach Rom geführt —

Benilo. Ich weiß. Wir waren noch
Auf deutschem Grund, da hörten wir: er folgt uns
Mit seinen Sachsen nach! — Der hat nicht Ruh';
Er muß die Flügelsohlen des Merkur
An seinen Füßen haben —

Gregorius. Nun, gleichviel:
Rom sah ihn wieder! Nur — verschwunden ist er;
Zwölf Tage schon, und niemand weiß, wohin,
Noch wann er wiederkommt. Die Deutschen stehn
Bei Rom im Lager; der gekrönte Mönch
Soll heimlich pilgern, sagt man, Buße thun,
Sein Fleisch kasteien, wie die Heiligen leben.
Doch wo? — Zum Mons Casinus, sagt man, zog er
Hinauf, dem Berg des heiligen Benediktus;
Es sagen andre, noch in Rom versteckt
Bei Sankt Clementis Kirche bet' und fast' er
In einer Höhle aus der Heidenzeit.
Nun wohl! Wir warten, bis der Mönch zurückkommt.
Dann, wenn er sorglos auf dem Aventin
In seiner Pfalz mit seinen Priestern betet,
Indes sein Heer im Lager trinkt und schwitzt,
Erbrechen wir das Thor, umringeln ihn,
Sowie die Schlang' den Schakal, und erwürgen
Den frommen „Knecht des Herrn"!

(**Pilger** und **Pilgerinnen** kommen den Felspfad herab, wandern dann über die Bühne nach rechts, wo sie verschwinden.)

Benilo (halblaut). Nur leiser, bitt' ich;
Sonst hört Dich irgend so ein Knecht des Herrn. —
Und dann?

Gregorius (leiser). Was dann mit Rom geschieht?
(Benilo nickt.) Das eben
Führt mich hierher, zur Witwe des Crescentius.
Sie muß nach Rom. Wenn Kaiser Otto fiel,
Muß sie aus uns, den Edlen in der Stadt,
Den neuen Gatten wählen; dem wird Rom dann
Als seinem Herrn gehorchen.

Benilo (begreifend). Wohl. Sie könnte
Auch etwa Dich erwählen —

Gregorius. Etwa mich;
Warum nicht, wenn sie will? Ein Edler bin ich;
Und war Crescentius' Freund — —

(Lautenspiel und lustiger Gesang hinter der Szene, rechts.)

Ei, horch! Was regt sich
So weltlich hier in dieser frommen Luft?

Benilo (blickt hinaus). Das sind die Deutschen, drüben von der Burg.

Gregorius (blickt hinaus). Kriegsleute!

Benilo. Ja. Sie liegen hier, ein Häuflein,
Seit sieben Tagen.

Gregorius. Hier? Warum?

Benilo. Ich weiß nicht.

(Musik und Gesang, die sich langsam genähert hatten, hören auf.)

Das sind die Führer, mein' ich, die da kommen;
(höhnisch) Und weinschwer, wie mich däucht.

Gregorius. So gehn wir, Freund;
Mich kennt man allzu gut — (lächelnd) und liebt mich nicht.
(Nach vorne links hinausdeutend.)
Am Fluß dort unten reden wir's zu Ende;
Dann — find' ich hier Stephania.

Benilo. Schand' und Schmach!
Mit diesen Deutschen ziehn dort Römerinnen; —
Sabina kenn' ich. Diese bunte Taube
Vom Venuswagen —

Gregorius. Laß sie gehn, Du Kampfhahn,
Und such' mir keinen Streit!

Zweiter Auftritt.

Gregorius, Benilo; Graf **Lumello**, ein **Hauptmann** und ein **Fähnrich** der Deutschen, mit **Sabina** und einer andern **jungen Römerin** (kommen von rechts; ihnen folgen) zwei halbzerlumpte römische **Spielleute** (der ältere mit einer Geige, der jüngere eine Laute über den Rücken gehängt und einen Weinschlauch und einige Becher tragend).

Lumello (einen Becher in der Hand; weinlustig).
Hier winkt uns ja
Ein milder Schatten, Hauptmann.

Hauptmann (vom Wein gerötet, mit etwas schwerer Zunge).
Hm! — Er winkt uns —

Sabina (zu Lumello, leise, furchtsam).
Wie der mich anschaut! Wie ein Basilisk —
(Deutet auf Benilo.)

Lumello. Das Gelbgesicht? — Seid ruhig. Spricht er nur
Ein ungefüges Wort, so wird er bald
Sechs Zoll von gutem, kaltem Eisen spüren
(Lauter.) Sprich, edler Römer!

Benilo (zwischen den Zähnen, leise). Deutscher Hund!

Gregorius (leise). Du bist
Noch trunkner, däucht mir, als die Trunknen dort.
Wir wollen Rom befrei'n, und nicht hier raufen.
Komm, sag' ich! Dort zu Thal!
(Zieht ihn fort; beide links vorne ab.)

Lumello. Das mag ihm frommen,
Daß er die Lippen fest beisammen hielt.
(Zu Sabina.) Von diesen Enkeln Scipio's soll Dir keiner
Ein Härlein krümmen, Kind!

Hauptmann (hat sich auf die Felsbank vor der Korkeiche gesetzt; müde). Er winkt uns, sagt Ihr,
Der milde Schatten. Dennoch, mit Vergunst:
Wir hätten, mein' ich, Wurzel fassen sollen,
Wo wir so lieblich saßen. Si qua sede
Sedes —

Lumello. Ei, Hauptmann! welscht Ihr auch?

Hauptmann (müde lächelnd). Man will doch
So fortgehn mit der Zeit. — — Wir saßen dort
Noch lieblicher, vermein' ich.
(Trocknet sich Stirn und Hals.)
Solche Glut,
Die nur für Teufel taugt, noch im September!
(Vorwurfsvoll.) Das ist nicht gut, Herr Oberster! Das sollte
Nicht sein!

Lumello (zuckt die Achseln). Wir sind in Welschland.

Hauptmann. Ja, das sind wir.
Da sitzt das Übel. (Seufzt.) Schon zum drittenmal

In dreien Jahren! Wie im Wald die Ameis',
So wandern wir auf unsrer Römerstraße
Voll Unrast hin und her. Glaubt mir, dem Graubart:
Das ist nicht gut, Herr Oberster! Das sollte
Nicht sein!

Lumello. Gebt ihm zu trinken, macht ihn ruhig.

(Zu den Spielleuten.)

Ihr mutentstammten, ruhmgekrönten Enkel
Des Romulus, hebt euren Weinschlauch aus
Der Zeit der Väter, füllt ihm seinen Becher!

Sabina (lächelnd). Er schläft schon ein. — Mir däucht, er hat genug.

Lumello. Ich nicht. (Blickt in seinen Becher.)
Der Fingerhut ist leer. Schenk' ein!

(Hält den Becher hin, läßt ihn füllen; trinkt.)

Worüber lächelt Ihr?

Sabina. Ich staun' und schaudre,
Wie viel Ihr trinken könnt.

Lumello Als Gott der Herr
Den ersten Deutschen schuf, da nahm er, sagt man,
Den Lehm zu trocken. Das verspüren wir
Nun hier und dort, und mancher Durst beschwert uns:
Der Thatendurst im Arm, im jungen Herzen
Der Ruhmdurst. Bier- und Weindurst in der Kehle.

Sabina (neckend). Der Wissensdurst, der aber plagt euch nicht.

Lumello. Nicht sehr, feins Liebchen. Doch wer weiß? Er kommt noch.
Und kommt er noch, so wird's vielleicht von allen
Germanischen Dursten noch der allergrößte!

Sabina. Dein Kaiser hat ihn schon.

(Sich an ihn schmiegend, leiser.)

Sag' mir, Lumello:
Wo ist Dein Kaiser jetzt?

Lumello. Neugierig Kind.
Trink lieber eins!

Sabina. Ich mag nicht.

Lumello. Oder schau,
Wie liebreich dort die Turteltauben kosen.

(Deutet auf den Fähnrich und die junge Römerin, die sich auf eine der niedrigen Ruinen gesetzt haben und leise, zärtlich mit einander sprechen.)

Die fragen nicht, wo jetzt der Kaiser ist;
Sie bau'n sich auf den Trümmern alter Zeiten
Ihr junges Nest. Schau, wie mein Fähnrich ihr
Nun selig stumm ins Auge blickt, als säh' er
In einen güldnen Kelch.

Sabina. Der arme Jüngling.
Der wird betrogen.

Lumello. Weißt Du das?

Sabina. Ich kenn' sie.

Lumello. Bei Gott, ich halt' sie auch für 'n falsches Nixlein.

Sabina. Und wofür hältst Du mich?

Lumello (nach einer Weile). Für heilig, tapfer
Und treu.

Sabina (wie empört).
Ich bin's auch! — Sag' mir eins, Lumello —

Lumello. Schon wieder!

Sabina. Was, Du gräulich eingefrorner
Geheimnishüter, führte Dich von Rom
Mit Deinem Volk hierher? Was willst Du hier?

Lumello (trinkt). Ich wart' auf jemand.

Sabina. Ist's ein Weib?

Lumello. Kein Weib.

Sabina. Was sonst? Ein Mann? Ein Jüngling?

Lumello. Zwischen Beiden; —
Doch kann's wohl auch ein würdiger Graukopf sein.

Sabina. O warum glaubt' ich je, ich liebte Dich!
Und gab Dir alles, was uns heilig ist,
Und Ruf und Ehre bei den Landsgenossen;
Und folgte wie ein Hündlein, dumm und treu,
Dem Bären da, der mich zum Narren hält —

Lumello. Und wirst ihn, wenn die Stunde kommt, verlassen.

Sabina. Still, sonst erdolch' ich Dich!

(Schmiegt sich wieder an ihn.)

Nun sag' mir endlich:
Wo ist Dein Kaiser?

Lumello. Wenn nicht mehr auf Erden,
Dann oben bei Sankt Petrus.

Sabina. Und wenn noch
Auf Erden?

Lumello. Dann an einem guten Ort:
In Deinem Herzen.

Sabina. Wie in meinem Herzen?

Lumello. Im Sitz der Neugier. 's ist ihr Hochaltar,
Der stets von Weihrauch duftet.

(Sie stampft mit dem Fuß; wendet sich ab.)

Nein, Sabina,
Sei mir nicht gram. Ich sag' Dir alles, Kind —

(Sie wendet sich wieder zu ihm.)

Wie alt mein Kaiser ist, wann er zur Krone
Des Reiches kam, wann ich sein Oberst ward —
Nur wo er eben weilt, das kann ich Dir,
Weil ich's nicht weiß, nicht sagen.

Sabina. Geht! Ich hass' Euch!

Lumello. Das ist nicht gut, und sollt' nicht sein — wie dort
Die Schlafratz' sagt, mein Hauptmann. Ich versöhn' Euch,
Will's Gott, durch einen holden Sang —

Sabina. O weh mir!
Ihr singt wie Bäume, die im Sturmwind knarren.

Lumello. Ein deutscher Eichwald singt ein preislich Lied.

(Zum jüngern Spielmann.)

Gieb mir die Laute, Stiefsohn des Trajan;
Ich lernt' ein wenig zupfen, hier in Welschland.

(Sabina hält sich die Ohren zu.)

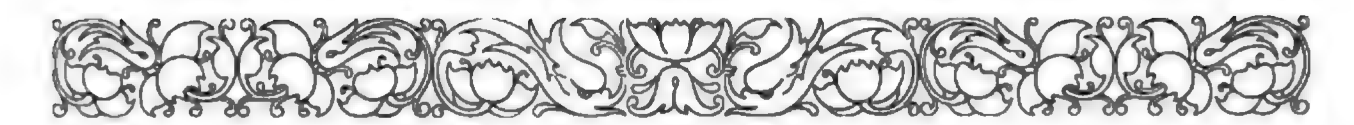
Dich schützen, Kind, die zarten Händchen nicht;
Sie sind so fein und falsch wie Glas, und hell
Schwingt sich der Klang hindurch! — Gieb Acht, nun sing' ich.
Ein heimisch Liedlein!

(Singt, auf der Laute kunstlos begleitend.)

„Weiber und Federspiel
Die werden leichte zahm;
Wenn man sie rechte locket,
So suchen sie den Mann."

(Fortsetzung folgt.)





Ernst Schulze in Göttingen.

Nach ungedruckten Quellen.

II.

Wir wenden uns nach Mitteilung der Episode Olbers nun wieder der Wiedergabe jener Briefe aus Schulze's erster Göttinger Zeit zu, welche für seinen Entwicklungsgang, sowie seine Beziehungen zu den Frauen besonders bezeichnend sind.

Am 19. März 1810 schreibt er an Fritz von Bülow: „Point de mémoire! C'est ma Philosophie." Dieser Vers wird Dir, mein Theuerster, meine Gesinnungen gegen Dich erklären, was ist es daher nöthig, mich weitläuftiger zu expektoriren? Einen Diamanten, den Du lange verloren hattest, wirst Du ihn nicht höher achten, ihn nicht für schöner halten, wenn Du ihn plötzlich wiederfindest? Ich glaubte Dich meinem Herzen entfremdet, und sehe Dich von Neuem zurückgekehrt, kann ich mehr verlangen? Die Viertelstunde, in welcher ich Deinen Brief las, hat mir anderthalb Jahre der Sehnsucht vergütet. Genuß ist allein Wirklichkeit für mich: widrige Schicksale betrachte ich wie einen Traum, dessen der Träumende sich selbst bewußt ist. Thor, rufe ich mir zu, wenn mich der Mißmuth übermannen will, willst Du Dich um Seifenblasen grämen und einen Schatten fürchten? Halte nur aus, bald bricht der Tag an und ruft Dich zum frohen Erwachen. Kein Mensch ist so unglücklich, daß er nicht eine glückliche Stunde in seinem Leben haben sollte, nun, so freue Dich denn auf diese Stunde. Überhaupt habe ich nie ein zuverlässigeres Mittel gefunden, sein Unglück zu mildern, als ihm eine lächerliche Seite abzugewinnen, und ich glaube, es gibt keine glücklicheren Menschen als die, welche die Kunst verstehen, mehr über sich als über andere zu spotten. Wer seinem Trübsinn hartnäckig nachhängt, gleicht dem Kinde, welches aus Trotz nicht essen will, weil der Vater es züchtigte. Bietet sich Dir ben Unfällen auch kein wirklicher Trost dar, so suche wenigstens nach Scheingründen der Beruhigung. Hoffnung aus Trost ist besser als Verzweiflung und trotz dem Achselzucken des Verständigen halte ich die Schöppenstädter für weise, welche sich bemühten, mit Säcken Licht in die Kirche zu tragen, da sie nun einmahl ohne Fenster gebaut war. Das Glück allein ist es, was wir durchdenken und ergründen sollen, und der lebt gewiß vergnügt, welcher sich an die goldenen Worte meines Voltaire hält:

„Point d'examen, point de tracasserie!
Tourne avec moi tout en plaisanterie;
N'approfondis jamais rien dans ta vie
Et glisse — moi sur la superficie;
Connais le monde et sais le tolérer
Pour en jouir il le faut effleurer
Et souviens toi, que la solide affaire
La seule ici, qu'on doive approfondir,
Est, d'être heureux et d'avoir du plaisir."

Doch verzeihe mir, ich berühre mit diesem leichten Tone vielleicht eine schmerzliche Seite Deines Herzens, und erinnere Dich an eine nie zu heilende Wunde. Du hast einen großen Verlust erlitten, mein Freund, bist eines Glückes beraubt, dessen Werth Dir kein anderes ersetzen kann, gewiß, hierüber darfst Du trauern.*) O, ich habe sie ja auch gekannt, die Treffliche, ich wußte, was sie Dir war, konnte sie mir weniger seyn? Die Nachricht ihres Todes hat mich sehr erschüttert, ich litt für Dich und mich. Zürne mir nicht wegen dieser anmaßenden Äußerung, Du wirst mir gewiß einen Theil an ihrer Liebe gönnen, wirst mich gern in diesem Verhältnisse als Bruder annehmen, wenn Du weißt, wie süß es ist, die zu lieben, an denen das Herz unserer Freunde hängt. Ich will Dich nicht zu trösten suchen, denn ich weiß, wie sehr ein ungenügender Trost das Herz erbittert, und ach, einen genügenden kann ich Dir nicht geben. Für Deinen Freund Schmidt interessire ich mich sehr und ich gäbe viel darum, ihn zu kennen. Es muß ein trefflicher Mensch seyn; denn mit einer solchen Wärme des Gefühls, mit solcher überredenden Heftigkeit habe ich noch nie Einen schildern gehört. Deine Beschreibung, wie Du sein Freund wurdest, und wie sehr Du es bist, hat mich sehr interessirt. Sie giebt mir, neben dem Vergnügen, Dich in der Nähe eines vorzüglichen Menschen glücklich zu wissen, auch noch einen Bürgen für Deine Treue gegen mich. Wer mit solch' einem Enthusiasmus von Menschen reden kann, die seinem Herzen theuer sind, kann unmöglich gegen ältere Verhältnisse, in welchen er einst glücklich schien, kalt werden. Ich weiß es gewiß, Du wirst von mir ebenso sprechen, als von jenen, wirst Dich an mich mit eben der Anhänglichkeit ketten, und dieser Gedanke ist mir unendlich theuer. Deine Freundschaft hat mich immer etwas stolz gemacht. Ich weiß, daß der etwas werth sein muß, den Du schätzen sollst und habe mich daher ebensosehr darüber gefreut, daß Du mein Freund seyn konntest, als daß Du es wirklich bist. Sage Deinem Freunde, daß ich ihn liebe, daß ich ihn bitte, ganz meine Stelle bey Dir zu ersetzen, und daß ich ihn nur beneiden, nicht hassen will, wenn er mich auch aus Deinem Herzen verdrängen sollte. Bey einem solchen Tausch kannst Du Dich wenigstens nicht verschlimmern, und auch verlassen von Dir, wird es mich immer glücklich machen, wenn ich Dich glücklich weiß. Es muß sehr erfreulich seyn, sich an einen Menschen ganz anzuschließen, sich ihm ganz anzuvertrauen und seine Gefühle wiederum in unsern Busen aufzunehmen und ihm auch mündlich zu sagen, was das Herz für ihn fühlt. Mir hat die Natur dieses Glück versagt; die Gewohnheit, in der Welt zu leben, hat mich verführt, mich zuweilen meiner Empfindungen zu schämen, und ich verschließe sie in mich, um nicht affektirt zu erscheinen, da ich so manche traurige Erfahrung gemacht habe, daß es

*) Bülow's Jugendgeliebte war gestorben.

mehr Charaktermasken in der Welt giebt, als Charaktere. Viele halten mich für kalt, obgleich ich es nicht bin, und ich werde daher nie im Stande seyn, in kurzer Zeit einen Freund zu erobern, der ein Freund meines Herzens und nicht blos ein Freund meines Betragens sey. Die Menschen sind doch nur erbärmliche Uhrwerke, an denen Leidenschaften die Triebfeder, Verhältnisse der Zeiger ist. Wann wird das Perpetuum mobile erfunden werden, welches sich nach selbstgewählten Gesetzen, durch eigene Kraft regiert? Du hast mir eine Skizze Deines Lebens während unserer Entfernung von einander gegeben und ich bin Dir ein gleiches schuldig. Ich werde Dir viel zu erzählen haben und fast nicht Anfang und Ende finden können. Manche lächerliche, manche sentimentale, manche in allen ihren Verhältnissen wunderbare Abentheuer habe ich gehabt, und Gott sey Dank, nie ein trauriges. Also zuerst von meinen Herzensangelegenheiten, denn die sind ja doch das *A* und *Ω* bey den Menschen. Du wirst in meinen letzten Briefen die Erzählung von meiner Neigung zu Johanne Taube, jenes reitzende und liebenswürdige Mädchen, finden, von dem ich ganz gefesselt zu seyn wähnte. Glaube von allem dem nichts, ich habe mich und Dich belogen. Ich muß über mich selbst lächeln, wenn ich aus jenem Verhältnisse zurücksehe (!) denn nie habe ich mich besser auf der Spur ertappt, und gefühlt, welch' eine Laterna majica die Eitelkeit ist. Man hatte mir Winke von dem Wohlwollen des Mädchens für mich gegeben, was war daher natürlicher, als daß ich auf sie, die mir vorher nicht aufgefallen war, aufmerksamer wurde. Ich forschte sie näher aus und fand, daß ein Mädchen von überwiegenden Talenten, von reitzender Bildung und von vortrefflichem Herzen, mir nicht gram war; mußte mir dieses nicht sehr schmeicheln, mußte dieses meine Selbstliebe nicht in Bewegung setzen? Eitelkeit und Dankbarkeit rissen mich hin, zu glauben, daß ich sie liebe und brachten einen sonderbaren Kampf meines Gefühls mit meinem Verstande in mir hervor, der mich über mich selbst ganz ungewiß machte. Ich wollte eine solche Erorberung nicht verliehren, und doch konnte ich es nicht über mein Herz gewinnen, sich ganz den Reitzen derselben hinzugeben Endlich sah ich meine Thorheit ein und bemerkte, daß das Schiff des Verstandes zu schwach sey, um gegen die Wellen des Gefühls zu kämpfen. Was ich vorher zu thun mich gescheut hatte, wagte ich jetzt; ich hielt Rechnung mit mir selber und fand, daß dieses Mädchen mit allen ihren großen Vorzügen nicht fesseln könne. Wenn Du die Kaprieen des menschlichen Herzens kennst, wirst Du diese scheinbaren Widersprüche nicht so wunderbar finden. Ich hatte Johanne immer sehr zart behandelt, war mehrere Mahle vom Glück, zuweilen durch meine eigene Überlegung von entscheidenden Schritten abgehalten und konnte mich deshalb mit gutem Gewissen zurückziehen und den ganzen Zauber, der mich auf eine sonderbare Weise gehalten hatte, auflösen. Ich ging unmerklich von dem Schein der Liebe zur Hochachtung über und ward, ohne daß das Mädchen es selbst gewahr wurde, aus ihrem Liebhaber ihr Bewunderer. Zum Glück hat der Himmel ihr die Kraft gegeben, ihr Gefühl stets durch ihren Verstand zu bekämpfen, sie litt also, oder schien wenigstens von meiner Entfernung nichts zu leiden. Seit einem Jahre, das sie in Leipzig zugebracht hat, habe ich sie nicht gesehen und bin daher sehr neugierig auf das neue Verhältniß, welches Ostern, bey ihrer Rückkehr nach Celle, zwischen uns eintreten wird. Der Verlauf meiner Beobachtungen soll Dir getreulich mitgeteilt werden. Schon während dieses sonderbaren Mißverständnisses mit mir selbst hatte mich eine andere Kraft magnetisch zu sich herübergezogen und mich allmählig mit tausend feinen Fäden umwunden. Was dies für eine Kraft war, räthst Du wahrscheinlich nicht. Du wirst Dich noch wohl der Sophie Meyer, nachherigen Frau von Witzendorff erinnern, welche damals den Menschen in Celle, welche gern Betrachtungen über fremde Fehler anstellen, um die ihrigen durch die Vergleichung in einem minder grellen Lichte zu sehen, so manches zu reden gab. Schon vor meiner Abreise nach Göttingen war ich in engere Verhältnisse mit ihr gekommen, die Reitze ihrer Unterhaltung hatten mich an sie gezogen, ich war der Vertraute ihres Verhältnisses mit Witzendorf und der Begünstiger und Mitwisser mancher ihrer Abentheuer, welche würklich häufig ans Romantische gränzten. Ihr Charakter paßte indeß damals noch nicht so zu dem meinigen und ich war kalt gegen sie ohne Mühe. Ihre Verheirathung warf noch eine tiefere Kluft zwischen uns und ich dachte nie an die große Bedeutung, welche sie einst für meine ganze Denkungsart, für mein Herz und meinen Geist haben sollte. Ungefähr nach einem halben Jahre starb Witzendorff, kurz vor meiner Ankunft in Celle, und die reitzende junge Wittwe zog jetzt meine größere Aufmerksamkeit auf sich. Ich nahte mich ihr leise, ohne Absichten zu haben, und knüpfte eine neue Verbindung mit ihr an, welche allmählig die wunderbarste von der Welt geworden ist. Von meiner Seite war diese Annäherung ursprünglich nur ein Entwurf zu einer interessanten Unterhaltung während der Ferien, von der ihrigen die Begünstigung dieser Annäherung ein Plan weiblicher Koketterie. Ich wollte tändeln und sie herrschen, und jeder erreichte seine Absicht, ohne die des anderen zu zerstören. Ich fand meine neue Geliebte, wenn Du sie so nennen willst, unendlich reitzend. Sie hatte jene leichte Grazie

> — qui plait sans peine et sans art,
> Sans excès, sans airs, sans grimaces,
> Sans gêne et comme par hasard —

und jene Koketterie, die mich von jeher so sehr angezogen hat und von welcher Bernis sagt:

> La Coquette, qui nous attire,
> Quand nous croyons la dédaigner
> Et qui, pour sûrement régner,
> Semble renoncer à l'empire.

Meine Bekanntschaft mit ihr war bald vertrauter, als sie je gewesen war, und dieses Verhältniß, welches im leichten Style der französischen Galanterie behandelt wurde, gewährte mir einen unendlichen Genuß. Treulosigkeiten und Versöhnungen, Launen, Zänkereyen, gänzliche Trennungen und Wiedervereinigungen wechselten stets mit einander ab und machten durch eine stete Veränderung das langweilige Drama der Liebe zu einer fröhligen Opéra comique. Oft mischten sich tragische Szenen voll Pathos in das leichte Spiel, oft wurden sie nur parodirt, ohne daß es uns beyden Ernst damit war, stets ging aber das fröhlige Schauspiel in die leichte Poesie des Lebens, in jene tändelnden und witzigen Couplets über, die die Schauspieler durch

ihre Annäherung an den gewöhnlichen Gang der Dinge vergessen lassen, daß sie Schauspieler sind. Freylich gibt diese abentheuerliche Verbindung der müßigen Welt manches zu sprechen und würde ihr noch mehr zu sprechen geben, wenn unsere Vorsicht sie nicht verhinderte, alle unsere Schritte zu belauschen, welche sehr häufig das Gepräge der romantischen Sonderbarkeit haben. Doch Du weißt, wie ich über die Meinung der Welt denke und wirst mich genug kennen, um zu wissen, daß ich selbst bey diesen Tändeleyen keine Gefahr laufe. Ich tröste mich damit, daß unser Betragen

„Nicht frey von Vorwurf, aber frey von Schuld"

ist und daß mich nicht der Amor beherrschen kann,

„Der sinnlos
In dem betäubenden Rausch frevelnder Lüste sich dreht.
Nicht der verderbliche Gott, der tief in die Herzen den Pfeil uns
Schleudert und hoffnungslos ewige Gluten erweckt,"

sondern nur

„— jenes reitzende Kind, das flüchtige, welches die Götter
Mit ätherischem Band lieblich und lose verknüpft,
Jener romantische Gott, der Abentheuer Beschützer
Zarten Geflüsters Freund, Freund der verschwiegenen Lust,
Der leichtsinnig und treu zugleich und üppig und keusch ist,
Feind der Fesseln und doch immer in Fesseln geschmiegt,
Welcher uns Schmerz und Freude beschert, doch nimmer in Trübsinn
Unseren Schmerz verkehrt, nimmer in Ekel die Lust."*)

Diese Verse sind aus einer Sammlung von Elegieen, welche sich auf dieses Verhältniß beziehen und woran ich jetzt arbeite Sie können auch dazu dienen, Dir die besondere Art und Weise dieses Verhältnisses zu bezeichnen. — Doch genug hiervon. Dein Gedicht über die Charité würde mir gewiß Vergnügen machen, wenn Du es mir überschicken wolltest.**) Ich habe ja so lange nichts von Dir gesehen, es ist daher billig, daß Du mir soviel Ersatz als möglich gibst. Mit meinen hiesigen Verhältnissen bin ich sehr zufrieden. Es läßt sich hier in Göttingen wirklich ganz hübsch leben, wenn man sich nach den Leuten etwas bequemen kann, und vorzüglich bey den Damen das Bemühen, Grazien zu seyn, für Grazie annehmen will. Ueberhaupt ist das größte Verdienst, welches man sich hier erwerben kann, zu scheinen, was man nicht ist, und nicht seyn möchte. Ich besuche an bestimmten Tagen in der Woche verschiedene stehende Thee's, die in mehreren Häusern regelmäßig gegeben werden, und wo jeder, der vorgestellt ist, Zutritt hat. Man amusirt sich wirklich dort recht gut, denn die Göttinger Damen machen in der That bey jeu d'esprit unserem Musensitze Ehre. Da jeder in dieser Gesellschaft, um nicht als Null betrachtet zu werden, einen bestimmten Charakter nach dem Zuschnitt der eleganten Welt haben muß, habe ich den eines höchst malitieusen Menschen angenommen, der jedem bey allen Gelegenheiten etwas anzuhängen sucht und kein größeres Glück kennt, als über andere zu medisiren und zu satyrisiren. Bey Leuten von gerader und ungemodelter Denkungsart würde sich ein solcher Charakter gerade nicht sehr empfehlen, hier ist er indeß an seinem Platze. Was meine eigentliche Lage anbetrifft, so lebe ich hier freylich immer noch unter dem Namen eines Studenten, ohne jedoch seit zwey Jahren Kollegia gehört zu haben. Seit eben der Zeit ist die Theologie auch schon, mit Bewilligung meines Vaters, an den Nagel gehängt. Ueber meine künftigen Aussichten kann ich Dir nichts schreiben, weil ich selbst noch höchst ungewiß darüber bin. Wahrscheinlich promovire ich Michaelis als Doktor der Filosofie und werde dann erwarten, was das Schicksal mir weiter gibt. Meine Beschäftigungen während der letzteren Jahre haben sich vorzüglich auf die Philologie bezogen Schon seit neun Monaten arbeite ich an einer Geschichte der neueren lateinischen Poesie seit Petrarka, ein Studium, welches mich nicht wenig interessirt. Freylich stoße ich auf diesem Wege auch auf manche höchst unfruchtbare Wüsten, werde aber sehr oft herrlich entschädigt. Obgleich ich meine meiste Zeit auf diese Arbeit wende, glaube ich doch noch einiger Jahre zu bedürfen, ehe ich sie vollenden werde. Ich hatte mir die Sache anfangs leichter und von geringerem Umfang vorgestellt, finde aber jetzt, daß es wahrscheinlich keine Kleinigkeit ist, sich durch einen so ungeheuren Wust halb vermoderter Schriften durchzuarbeiten, welche ihre Verfasser oft vino sonmovo tenulenti geschrieben haben, und wo ich keine brauchbare Vorarbeit finde, die mir die Bahn etwas gebrochen hätte. — Mein Verhältniß mit Olbers ist gänzlich aufgehoben. Ich habe ihm neulich selbst den Scheidebrief geschrieben. Die Erzählung dieser sonderbaren Geschichte will ich auf meinen nächsten Brief verschieben, weil ich leider schließen muß. Einige meiner Freunde, die Söhne des Konsistorialraths Sack, reisen morgen, den 8. April, der Brief ist etwas lange liegen geblieben, nach Berlin und wollen ihn besorgen, ich darf daher nicht zögern Solltest Du bis zur Mitte des May an mich schreiben wollen, und dieses wünsche ich sehr, so adressire den Brief nach Celle, wo nicht, so adressire ihn an den Buchhändler Dankwerts, auf dessen Garten ich künftigen Sommer wohnen werde. Lebe wohl, mein Theurer."

Der Einfluß, den das Göttinger Leben auf Schulze übte, die Art, wie er sich entwickelte, finden sich in diesem merkwürdigen Briefe so deutlich ausgesprochen, daß wir kaum noch etwas beizufügen haben. Sehr bezeichnend ist auch das nachstehende, vom 2. September 1810 datierte Schreiben Schulze's an Bülow:

„Der Professor Gravenhartt, mein Freund, welcher nach Frankfurt hinberufen ist, wird Dir diesen Brief überbringen, mein Lieber. Suche seine Bekanntschaft, es wird Dich nicht gereuen. Von seinen Verdiensten in seiner Wissenschaft abstrahirt, worin er einen äußerst scharfen und richtigen Beobachtungsgeist äußert, ist er ein sehr umgänglicher Mensch, dessen große Bonhommie und Gemüthlichkeit von jeher mich an ihn zogen. Wir verliehren mit ihm einen allzeit fertigen Entrepreneur von Lustparthieen und nicht selten die Seele unserer Gesellschaften, ein Platz, welchen er nicht so sehr durch die Freyheit seines Geistes, als durch seine gänzliche Hingebung an die Eindrücke der Freude, durch seine epikuräische Unempfindlichkeit gegen alles, was ihm den fröhligen Augenblick rauben könnte, und durch seine sichtbare Behaglichkeit in einem lustigen Cirkel behauptet. Ein origineller

*) Aus der VIII. Elegie (Sämtliche poetische Werke 3. Aufl. Bd. IV S. 18). Diese endgültige Fassung unterscheidet sich an einigen Stellen von dem oben mitgeteilten ersten Entwurf.

**) Fritz von Bülow hatte ein solches Gedicht verfaßt Es liegt dem Briefwechsel bei und beweist, daß er ein verständiger, edler junger Mann, aber durchaus kein Dichter war.

Humor würzt seinen Umgang, und der trockene Witz, der ihm oft zu Gebothe steht, überrascht umsomehr, je weniger er sich Mühe darum zu geben scheint. Mehr als alles dieses wird Dich vielleicht sein Insecten-Cabinett interessiren, welches einzig in seiner Art ist, und, wenn ich nicht irre, schon über 66 000 Exemplare zählt. — Vielleicht lernst Du dort auch einen Doktor Middeldorph kennen, den ich Dir auch empfehlen möchte. Er besitzt für seine Jahre eine ungeheure Gelehrsamkeit, viel Geschmack und einen vortrefflichen Charakter. Das Pedantische, welches sich zuweilen in seinem Wesen äußert, rührt mehr von seiner Unkunde der Gesellschaft, als von einer Kleinheit des Geistes her. Mit Bredow ist er sehr eng liirt. Er wird Dir viel von mir zu erzählen wissen, da wir uns oft sahen und nur durch seine vielen Arbeiten verhindert wurden, eine engere Verbindung zu schließen. Jetzt zu unseren Angelegenheiten O, könnt' ich doch mit den Waffen der feurigsten Überredung, mit der Stimme der Grazien jenen Trübsinn, jene dunkle Ansicht der Welt von Dir verbannen, welche Dich den dritten Theil Deines Lebens verschlummern läßt, denn nur für Schlummer rechne ich die Minuten, wo wir den Zweck unseres Daseyns, die Freude, vernachlässigen. Ich bin wahrhaftig für den Optimismus, nur gilt es die Kunst, ihn aus dem Gewirr heterogenscheinender Dinge in der Welt herauszufinden. Kannst Du den Trübsinn, der Dich befällt, den Kummer, der Dich aus wirklichen Ursachen drückt, nicht besiegen, so bleibt Dir doch immer noch übrig, Dich vor den Spiegel zu stellen und Dich als einen vollkommenen tragischen Schauspieler zu bewundern, dann wird Dir Deine Betrübniß doch noch den Genuß verschaffen, den Du bey der natürlichen Nachahmung der Affekte im Schauspiel empfindest. Glaube nicht, dies sey Boutonnerie. Ich habe selbst den Versuch gemacht und so lächerlich es auch scheinen mag, er ist mir gelungen. Du kannst Dir nicht vorstellen, was mich diesen Winter für unaussprechliche Leiden, die ich keinem Menschen je offenbaren kann, gedrückt haben. Wie ich endlich an meiner ganzen Filosofie verzweifelte, fiel mir dieses letzte Mittel ein, und es glückte vortrefflich. Das Leben ist so unendlich kurz, wenn wir die Masse der möglichen Genüsse betrachten, und man müßte ebenso wie Nero, der allen Römern nur einen Kopf wünschte, um ihn auf einmal zerspalten zu können, auch allen Freuden nur eine Quelle wünsche, um ewig austrinken zu können und doch von allem noch etwas zu erhalten. Allen Dingen eine schöne Seite abzugewinnen, das ist die große Aufgabe, an deren Lösung ich immerwährend arbeite; wenn ich diesen Stein der Weisen erst gefunden habe, werde ich mich über das Schicksal erhaben fühlen. Sollte mich die Natur oder das Glück vielmehr nur zu einem Dorfschulmeisterlein bestimmt haben, so werde ich mich wahrhaftig über die pingina ingenia, die das Consistorium unter meinen Szepter gegeben hat, nicht ärgern, sondern ihnen vielmehr noch über die psychologischen Entdeckungen meinen Dank abstatten, zu denen sie uns verholfen haben. Zur Unterstützung meiner Aufmunterungen sende ich Dir hier ein Gedicht, das in diesem Frühling durch eine Wanderung nach der Pleße veranlaßt wurde, die zwey meiner Bekannten und ich mit zwey jungen liebenswürdigen Damen unter dem Schutze eines fremden Onkels, der übrigens auf die gefährliche Sokratische Definition eines Kusses wenig Gewicht zu legen schien, unternahmen. Freylich haben die in dem Gedichte aufgestellten Grundsätze eine lebhafte Diskussion zwischen mir und dem Superintendenten Schlegel, einem sehr geistreichen, aber überhaupt doch sehr geistlichen Herrn, veranlaßt, indeß schienen sie den Damen zu gefallen und dieses war mir genug, denn immer ist mein Wunsch gewesen:

„Non ut Pieriae quercus mea verba sequantur
Aut possim Ismaria ducere valle feras
Sed magis ut nostro stupefiat Cynthia versu;
Tunc et sim Inachio notior arte lino."

Doch von der Parthie selbst laß Dir noch etwas erzählen, sie erweckt mir immer noch zu süße Erinnerungen, als daß ich davon schweigen könnte. Die Theilnehmer männlicher Seite waren der Cellenser Meyer, der zu meiner und gewiß auch zu Deiner Verwunderung sehr wacker und liebenswürdig geworden ist,*) und ein gewisser Lindemann, der mit mir in einem Hause wohnt, schön wie ein Apoll und von gewöhnlich gutem Charakter, aber wenig geistreich, mit vieler Prätension auf Geist, medisant wie ein Teufel und besonders über die Medisance medisirend, Pedant im Ceremoniell, aber des eigentlichen guten Tones unkundig, eitel auf's Aeußere und Innere und aus Eitelkeit unerschöpflich im Widerspruche und unbesieglich im Disputiren aus Geistesarmuth. Die Damen werden sich schwerer charakterisiren lassen, weil das Studium der weiblichen Psychologie gewiß eines der schwierigsten ist, indeß will ich es versuchen. Die Hofmedici Jäger, ein Weib, aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt, frey und frivol im Äußeren mit innerer Dezenz, üppig und höchst religiös mit „zehn Zungen und einer unzerbrechlichen Stimme" und doch mit der feinsten Reizbarkeit des Gefühls sowie der Sinne, mit einem ewigen Lächeln auf den Lippen und einem ewigen Kampf im Herzen, offenherzig bis zur Ausschweifung aus Unvorsichtigkeit, unbefangen aus Gutmüthigkeit, kokett aus Gewohnheit. Endlich Minna Schlegel, die Tochter des obengenannten geistlichen Herrn, sehr verwandt an Geist mit ihren beiden berühmten Onkeln, mit poetischem Gefühl und lebhafter, höchst gefährlicher Phantasie, geistreich, witzig, gewandt, mit großer äußerlicher Dezenz, aber bey alledem ein Weib, dem Scheine huldigend, der Laune des Augenblicks folgend, graziös mit Affektation, schmachtend und unglücklich scheinend, vielleicht aus Streben nach größerer Anziehungskraft, vielleicht aus Temperament. Der Onkel war kein bon homme, wie es auf den ersten Blick hätte scheinen mögen, sondern ein sehr feiner, mehr scharfsinniger als geistreicher Kopf, mit einer höchst merkwürdigen moralischen Inkonsequenz; in seinen Meinungen ganz nach großstädtischer Verdorbenheit (er war aus Hamburg) gebildet, in seinen Gefühlen nach der idyllischen Reinheit einer Unschuldswelt; aufs äußerste schlau intriguant und eigennützig in seinen äußerlichen bürgerlichen Verhältnissen; mit einer schwärmerischen Liebe gegen alles, was ihn näher umgiebt und mit einem innigen Naturgefühl; cabalirend bis zur höchsten Ungerechtigkeit als Rechtsgelehrter und doch immer mit seinem Gewissen in Frieden und unbefangen seiner Reichthümer sich rühmend, die er durch seine Kniffe erlangt hatte, kurz für mich ein moralisches Labyrinth. Du siehst, daß unsere Gesellschaft ziemlich gemischt war, und außerdem traten noch einige geheime Verhältnisse ein, die die

*) Der Bruder der Frau von Witzendorff.

Sache noch interessanter machten. Meyer hatte schon länger mit Minna Schlegel in einem Verhältnisse gestanden, zu dessen größerer Gewißheit von beiden Seiten eine Erklärung nicht einmal nöthig war; Lindemann hatte einige Abentheuer mit der verheiratheten Dame gehabt, die wenig bestimmten, aber viel verrathen ließen. Ich hatte beiden geschmeichelt und war der Freund von beiden, aber nichts weiter. Unsere kleine Karawane ließ alle gène, die sonst nur zu oft in den Göttingischen Gesellschaften den bleyernen Szepter erhebt, innerhalb der Thore zurück und die verschiedenen Neigungen fingen, zu meinem größten Amusement, von allen Seiten an zu spielen. Doch da man zu den Pforten des Glücks nur auf den steinigten Pfaden der Mühseeligkeit eingehen soll, hatte ich mir vorgenommen, die Partheyen ein wenig zu wägen und bemächtigte mich sogleich des Arms und der Unterhaltung der Hofmedici, während mein armer Hausgenosse genöthigt wurde, mit dem Onkel ein juristisches Gespräch zu erdulden, und die hübsche Frau äußerst wortreiche Bemerkungen über genannte Dienstfertigkeit machte, die ich mit einem kurzen und spitzen Kapitel über die verschiedenen Wahlverwandtschaften, die in einer Gesellschaft existiren könnten, beantwortete. Als wir an den Berg kamen, erbarmte ich mich meines armen Gefährten und überließ ihm die Mühe, seine Dame die steilen Wege emporzuschleppen. Jetzt begab ich mich zu dem andern Paar, welches eben in einer witzig-galanten Conversation begriffen war und begann Meyern mit einer Liebesavanture, die ich erst jetzt auf seine Kosten erdacht hatte, zu necken. Dieser, dem weder der Ort noch die Umstände noch die Heldin des Romans bekannt waren, gerieth in Verlegenheit und erregte durch sein hartnäckiges Leugnen aller Umstände, die ich mit so vieler Wahrscheinlichkeit und einer sehr frechen Stirn aufzählte, bey seiner Dame einen Verdacht, der sich bald zu äußern anfing. Wir fanden Vergißmeinnicht am Wege und ich erhielt von der Schönen eins geschenkt, während er leer ausging. Doch dieses schien mir zu viel, ich ließ ihm also völlig Zeit, sich zu rechtfertigen, und fing unterdessen mit dem Onkel ein Gespräch über die ewige Liebe an, für die er ein Schwärmer ist, und welche ich mit allen Gründen die die Frivolität des Zeitalters, die Erfahrung und die kalte Vernunft an die Hand gaben, zu einer Chimäre herabwürdigte. Als ich endlich seinen Unmuth aufs äußerste gereizt hatte, besänftigte ich ihn mit der Versicherung, daß ich ihn um seinen Glauben beneidete und gönnte ihm den Triumph, daß er wenigstens mein Gefühl besiegt habe, wenn er auch meinen Verstand nicht habe überzeugen können. Jetzt kamen wir auf der Plesse an, und um alles à la manière la plus romantique einzurichten, beschlossen wir uns ganz nach den Sitten des Ritterthums zu betragen. So viel von der alten ritterlichen Galanterie unseren Gesprächen und Handlungen angepaßt werden konnte, suchten wir darzustellen. Man erwählte sich seine Damen und erhielt von jeder ihre Farbe. Daß ich leer ausging, kannst Du Dir denken, denn hier wäre es Grausamkeit gewesen; ein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Herren wollten wahrscheinlich aus Rache für meinen vorigen Muthwillen mir die Wahl zwischen dem Amte des Burgpfaffen und des Burggespenstes lassen, die milderen Damen bestimmten mich indeß zum Minnesänger und gaben mir auf, ein Impromptu auf unser Fest zu machen. Ich bin wahrhaftig wenig zum Improvisator gemacht, indeß, heute trug alles dazu bey, mich in eine glückliche Laune zu setzen, und ich brachte folgendes Triolet hervor, welches, wie jedes gesellschaftliche Gedicht, keiner schärferen Kritik unterworfen wurde:

„Amor kömmt, von Rosenduft getragen,
Zu dem Fest, das ihm der Frühling giebt,
Und es jauchzt vergnügt, wer glücklich liebt:
Amor kömmt, von Rosenduft getragen!
Ich allein nur muß verlassen klagen,
Mich nur macht der frohe Ruf betrübt:
Amor kömmt von Rosenduft getragen,
Zu dem Fest, das ihm der Frühling giebt!"

Um den armen Minnesänger mit dem Feste auszusöhnen, dekretirten die Damen ihm einen Kuß, mit der Bedingung, sich höflich und minniglich zu bedanken, und nach einiger Bedenkzeit that er es in folgendem Triolet:

„Willst Du den losen Amor fangen,
So werde keck und wild wie er;
Kein Wagestück sey Dir zu schwer,
Willst Du den losen Amor fangen.
Ach stille Treu' und leises Bangen
Die reitzen jetzt den Schalk nicht mehr;
Willst Du den losen Amor fangen,
So werde keck und wild wie er."

Diese muthwillige Tirade versetzte die Damen in den höchsten Unwillen, und um das Unrecht, das ich der treuen und zarten Minna angethan hatte, zu büßen, wurde mir aufgegeben, jede Dame noch einmal in einem besonderen Triolet einzeln zu versöhnen. Jetzt war ich in Verlegenheit, denn ich bin nicht gewohnt, Verse wie Schneeflocken von mir zu schütteln, einige Gläser Champagner versetzten mich indeß in den gehörigen Brennpunkt der Begeisterung und ich deklamirte gegen die eine Dame:

„Ein ew'ges Wünschen sey das Leben!
Der Meinung trau' ich nimmermehr;
Spricht gleich der Philosophen Heer,
Ein ew'ges Wünschen sey das Leben,
Du hast mir einen Kuß gegeben,
Ich leb' und wünsche doch nicht mehr;
Ein ew'ges Wünschen sey das Leben,
Der Meinung trau' ich nimmermehr."

und gegen die andere:

„Wer ohne Liebe glücklich ist,
Dem muß kein Herz im Busen schlagen,
Nichts kann ich thun, als den beklagen,
Wer ohne Liebe glücklich ist.
Ach hättest Du ihn je geküßt,
Gewiß, er würde mit mir sagen:
Wer ohne Liebe glücklich ist,
Dem muß kein Herz im Busen schlagen."

Hiermit war man zufrieden, ich mußte niederknieen und die Damen setzten mir einen Kranz auf, während die eine sprach:

„Es soll ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein!

und die andere mir zuflüsterte:

„In des Herzens heilig' stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Jetzt merkte ich, daß ich das bessere Theil erwählt hatte, denn während die ehrbaren Ritter genöthigt waren, einen Bauernheerd zu bauen und das Nöthige zur Bereitung

des Mittagsmahls zu besorgen, befahlen mir die Damen, mich zu ihren Füßen zu setzen und sie mit artigem und munterem Gespräch zu unterhalten. Ich entledigte mich des Auftrags so gut ich konnte und sagte ihnen tausend Dinge vor, die sie nur in der Rolle, die sie sich einmahl selbst auferlegt, anhören durften und welche mir von den armen ritterlichen Architekten und Cyklopen, die sich alle ersinnliche Mühe gaben, ein Feuer anzuzünden, das erst nach einer guten halben Stunde zu brennen an fing, manche saure Blicke zuzogen. Jetzt wurde gespeist und zwar, um die Galanterie aufs Höchste zu treiben, von dem Schooße und aus den Händen der Schönen. Nach Tische begingen der Onkel und die anderen Ritter einen mächtigen Anachronismus, indem sie sich die Erlaubniß erbaten, einige Cigarren rauchen zu dürfen. Der Minnesänger mußte sich dieses Vergnügen versagen, weil es den Damen doch zu unpoetisch schien, ihn mit einer brennenden Pfeife umherwandeln zu sehen, und da die Verheirathete behauptete: Der Opferdampf von dem delphischen Dreyfuße würde sich dann in einen blauen Dunst verwandeln. Der Nachmittag wurde hingebracht wie der Morgen und erst gegen Abend rüsteten wir uns zur Rückkehr, nachdem wir den Grazien von den umherliegenden Steinen einen kleinen Altar errichtet hatten, an welchem ich auf eine glatte Fläche das Distichon schrieb:

„Grazien, bleibet uns treu! Von Euch kömmt jegliches Schöne:
Liebe veraltet und Lust endiget, wo Ihr entfloht."

Doch Du wirst allmählig rufen: „Sat prata biberunt," und man muthet einem Hungrigen, sans comparaison, viel zu, wenn man ihn durch eine Beschreibung der köstlichen Gerichte, die man eben auf einem splendiden Gastmahl genossen hat, Vergnügen zu machen gedenkt. Doch es ist Unrecht, Dich in dieser Rücksicht mit einem Hungrigen zu vergleichen, da es Dir gewiß nicht fehlen kann, ähnliche Vergnügungen zu genießen.

Di tibi formam
Di tibi divitias (animi) dederunt —

Gewiß, zu Klagen in dieser Rücksicht kann Dich nur eine übertriebene Bescheidenheit verleiten und diese muß man ein wenig schweigen heißen, wenn man mit der Welt fortrücken und dem egoistischen Zeitalter Ehre machen und auch einen Theil von dem erhalten will, was das Schicksal über das gierige Volk auswirft. Zur Liebenswürdigkeit in Gesellschaft kann Dir nichts fehlen, als die Lust, liebenswürdig zu seyn, und darfst Du dann Spott zu fürchten haben? Laß um des Himmels Willen unter dem ernsten Druck der Arbeiten jene Anlagen nicht wieder verrosten, die Du schon bey unserer früheren Bekanntschaft zur Virtuosität kultivirt hattest. Was der Mensch sich selbst und dem einzelnen Individuum um sich her schuldig ist, übertrifft bey weitem das, was der Staat von ihm verlangen kann. Zwänge die Grazien in keinen Reifrock und setze Amorn keine Allonge-Perrücke auf, sie rächen sich dafür, solltest Du ihnen diese Schmach auch nur auf eine Zeit zugedacht haben. Kannst Du nicht lieben, so verliebe Dich wenigstens. Wärme im Herzen ist ebenso sehr nothwendig, als Licht im Geiste. Es ist ein recht hübsches Gefühl, verliebt zu seyn, und sich ein wenig, wenn auch nicht feurig, wieder lieben zu lassen, nur muß man, wie in der Poesie, Schwärmerey mit Besonnenheit verbinden, wenn man Vortheil aus solchen Verbindungen ziehen will, ohne den gewöhnlichen Nachtheil dieser Engagements auf sich zu laden. Die Liebe muß Dir Deine Geschäfte erheitern, nicht Dich von ihnen abziehen, und die Arbeit muß Dir das Vergnügen würzen, Dich nicht stumpf dafür machen. Die Schwärmerey muß Dich nicht hindern, psychologische Bemerkungen zu machen und die Jagd nach solchen Bemerkungen muß Dein Feuer in keine todte Kohle verwandeln.

Schmiege Dich nach dem Charakter eines jeden einzelnen Frauenzimmers und Du wirst Geheimnisse entdecken, von welchen kalte Systematiker, die nach angenommenen Grundzügen den weiblichen Charakter analysiren wollen, nichts ahndeten. Du siehst, daß meine zuweilen etwas abenteuerliche Lebensart meinem Fleiße keinen besonderen Abbruch thut und daß das mitunter etwas trockene Studium der Philologie, worauf ich mich besonders geworfen habe, recht gut mit solchen Zerstreuungen bestehen kann. An der lateinischen Litteratur und Geschichte habe ich diesen Sommer nicht besonders viel arbeiten können, weil andre nöthige Geschäfte meine Aufmerksamkeit erforderten. Auch meine Dissertation, die ziemlich weitläuftig werden wird und noch nicht geendigt ist, hat mir viele Zeit weggenommen, ich denke aber künftigen Winter, wo ich noch hier bleibe, mehr Muße zu haben. Mein Umgang mit Studenten ist noch immer so beschränkt wie sonst; nur einige interessante Menschen habe ich unter ihnen kennen gelernt, vorzüglich einen gewissen Finelius, einen Schwedisch-Pommeraner, von dem Du vielleicht schon in der „Eleganten Zeitung" etwas gelesen haben wirst. Bouterwek hat mich mit ihm zusammengeführt und seine großen Talente sowohl zur Malerey als zur Poesie machen mir diese Bekanntschaft sehr werth, obgleich wir sonst in Rücksicht unserer Charaktere ganz von einander verschieden sind. Er ist ein äußerst schwärmerischer Kopf; doch macht es mir immer Freude, seinen Schwärmereyen zuzuhören, denn er schwärmt schön. Wenn Dir der künftige zwölfte und letzte Band der Vesta zu Gesicht kommen sollte, so wirst Du darin von uns beiden etwas finden. Vielleicht werde ich jetzt auch Mitarbeiter an der „Eleganten Zeitung", obgleich dieses Handwerk mir noch immer etwas erniedrigend und unangenehm scheint. Sonst buhle ich mit den Musen nur in verstohlenen Stunden. Meine Elegieensammlung, die meine schöne Frau von W. veranlaßte, wächst immer etwas mehr, und zugleich arbeite ich an einer neuen Bearbeitung der Geschichte Hero's und Leander's, worin übrigens der Gang der Begebenheiten ziemlich umgeworfen und verändert wird; denn es würde etwas gewagt von mir seyn, ohne Veränderung der motivirenden Umstände mit Schiller zu streiten. Durch Dein Gedicht hast Du mich sehr erfreut. (Folgen einige Bemerkungen über das Gedicht Bülow's, die für die Leser ohne Kenntnis des Originals unverständlich wären.) Noch habe ich Dir einen Vorschlag zu machen, an dessen Genehmigung mir viel gelegen ist. Finelius und ich haben die Idee, den alten Göttinger Musen-Almanach, der für die Poesie so sehr viel Nutzen gestiftet hat und der noch durch keine andere Zeitschrift ersetzt ist, wieder aufleben zu lassen. Deine Beyträge würden mir immer sehr willkommen seyn. Freylich ist die ganze Sache nur noch Idee und wir wollen es erst mit Bouterwek überlegen, ehe wir zur Ausführung schreiten. Strenge Auswahl würden wir uns zum Haupt-

gesetz machen und nur Poesie, keine Prosa sollte einen Platz finden. Sollte der Gedanke realisirt werden, so schreibe ich Dir nähere Nachricht. Einiger sehr vorzüglicher Köpfe habe ich mich schon versichert, und ich glaube, daß dieser Almanach sehr gut neben der Fluth der andern bestehen würde. Von meiner Reise nach dem Harz, die beynahe 4 Wochen gedauert hat, wüßte ich Dir sehr viel zu erzählen, wenn mein Brief nicht schon gar zu lang geworden wäre. Ich habe auf ihr sehr viel glückliche Stunden verlebt, vorzüglich während der vier Tage, die ich in Pleßburg, einem ganz einsamen Försterhause, zwey Stunden vom Brocken, an der Seite eines höchst liebenswürdigen weiblichen Wesens zubrachte, mit welchem mich das Schicksal oder vielmehr mein Glück zusammengeführt hatte. Sie war ein Kind der Liebe, die Tochter eines sehr großen Herrn, der sie in der Einsamkeit erziehen ließ.*) Du siehst, daß die Umstände abentheuerlich genug waren, um einen Roman hervorzubringen, und ich habe die Geschichte auch so romantisch als möglich gemacht. Ich wohnte dort als ein Botaniker, der sich in der Gegend wegen des Überflusses an Pflanzen aufhielt und hatte alle Vorsicht nöthig, um nicht aus meiner Rolle zu fallen und entdeckt zu werden. Die Erzählung dieses Abenteuers würde meinen Brief füllen, noch einmal so lang, wie der jetzige, darum darf ich es jetzt nur kurz berühren. Doch muß ich Dir gestehen, daß die schöne Adelheid einen dauernderen Eindruck auf mich gemacht hat, als alle anderen Mädchen, mit welchen ich in einiger Verbindung gestanden habe, und daß ich ihr gewiß immer einen freundlichen Platz in meinem Herzen aufbewahren werde. Meine übrigen Begebenheiten waren wenigstens nicht neu für mich, denn der koketten Weiber gibt es überall eine große Menge. — Mit Olbers habe ich mich wieder ausgesöhnt. Die ganze Trennung beruhte auf einer Kleinigkeit, die der Rede nicht einmal werth war, darum macht es mir auch jetzt Ekel, noch weiter davon zu sprechen. Die Verschiedenheit unserer Charaktere ist indeß so groß, daß wir wohl schwerlich in unser altes Verhältniß zurücktreten können, da er nicht Neigung zu haben scheint, einen Charakter, der von dem seinigen verschieden ist, als Freund neben sich zu dulden. Unser Verhältniß ist noch immer gezwungen und steif, und wenn die Grazie der Vertraulichkeit in der Freundschaft fehlt, so gebe ich keinen Pfifferling dafür. — Die Aussichten, die Du für mich bey der Errichtung einer Universität in Berlin siehst, sind mir noch sehr trübe. Ach, wann werden wir uns endlich einmal wiedersehen? Ich hoffe noch auf die Reise, von der Du in Deinem vorigen Briefe sprichst. Wenn diese Hoffnung nur nicht auch zu Wasser wird! Am 18ten reise ich nach Celle, freylich nicht mit den süßen Hoffnungen, wie ehemals, seit die schöne W. nach dem Tode ihres Vaters in Hamburg ist. Doch denke ich dennoch manche fröhlige Stunde dort zu haben. Vier Wochen werde ich ungefähr ausbleiben, bis dahin darf ich wohl keinen Brief von Dir erwarten? Auch künftigen Winter werde ich hier auf dem Garten wohnen bleiben, vorzüglich wegen der freyen Aussicht, die mir so nothwendig geworden ist, wie Luft und Speise, dann auch wegen der angenehmen Verhältnisse, in welchen ich mit meinem Wirthe stehe. In diesen Tagen habe ich bey Bouterwek die Bekanntschaft des Herrn von Villers und der Bürgermeisterin Rodde, Doktorin Schläger gemacht. Beide sind ein Paar höchst interessante Menschen. Zu der neuen Würde Deines Vaters gratulire ich. Was der meinige bey der Umwälzung des Zivilstandes bey uns geworden ist, kann ich Dir nicht sagen. Man hat ihm die Wahl zwischen der Maire- und Friedensrichterstelle in Celle gelassen. Was er gewählt hat, weiß ich nicht. Adieu, mein Lieber. Grüße Deinen Schmidt herzlich von mir, auch Wilhelm, und antworte bald."

Das Gedicht, welches Schulze gleichzeitig mit diesen Schreiben an den Freund sandte, ist verloren gegangen. Aus dem Plane, den Göttinger Almanach zu erneuern, wurde nichts. Im Übrigen bedarf das merkwürdige Schreiben keines Kommentars.

*) Wir werden über diese Beziehung des Dichters später eingehend berichten.

Litterarische Notizen.

— Der Oberlehrer E. Herford in Thorn hat die „Entstehungsgeschichte von Scheffel's Trompeter von Säkkingen" zum Gegenstand einer fleißigen Darstellung gemacht, welche kürzlich in Zürich (Verlag von Schröter und Meyer) erschienen ist. Da der Trompeter aus Gründen, welche auch zwei Aufsätze in dieser Zeitschrift (Band I, S. 73 ff. und Band III, S. 260 ff.) darzulegen versucht, das weitaus populärste Epos unserer modernen Litteratur geworden ist, so wird das Schriftchen sicherlich vielen willkommen sein. Ohne allzuviel aus Eigenem hinzuzuthun — Herford zitiert auch da, wo die Formulierung eines eigenen Urteils wohl am Platze gewesen wäre — faßt es doch sehr fleißig fast alles zusammen, was bisher über die in ihrer Art sehr merkwürdige Entstehungsgeschichte des Gedichts bekannt geworden. Mit einiger Genugthuung dürfen wir verzeichnen, daß es die Veröffentlichungen unserer Zeitschrift waren, welche das Wichtigste und Maßgebende zu dieser Untersuchung beigesteuert, namentlich neben den beiden genannten Aufsätzen und dem von uns in Faksimile reproduzierten Briefe Scheffel's an Frau von Engerth auch die prächtigen „Säkkinger Episteln", welche wir zuerst ans Licht bringen durften. Eine Hauptquelle hat Herford leider nicht gekannt. Es sind dies die Materialien und Briefe, welche der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" kurz nach dem Tode des Dichters in einem Aufsatz: „Aus Scheffel's Sturm- und Drangzeit" in der Wiener „Neuen illustrierten Zeitung" veröffentlicht hat. Herford würde daraus erkannt haben, mit welcher Plötzlichkeit den Dichter damals der Schaffensdrang überkam und daß es mit der Gestaltung des Gedichtes lange nicht so planmäßig zugegangen, wie er auf Grund der ihm bekannten Quellen annehmen zu sollen glaubt. Auch manche sonst rätselhafte Stelle im Trompeter findet durch die dort wiedergegebenen Briefe ihre Erklärung. Im Übrigen ist das Schriftchen sehr sorgfältig gearbeitet und verdient Empfehlung.

— Der Direktor des kgl. Gymnasiums in Gnesen Dr. J. Methner hat unter dem Titel „Poesie und Prosa. Ihre Arten und Formen" im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S. eine Art populärer Poetik erscheinen lassen, welcher nichts Schlimmes, aber auch nicht viel Gutes nachzusagen ist. Der Autor lehrt den Gegenstand an seiner Schule, hat denselben auch, wie er erzählt, in vier Programmen seines Gymnasiums behandelt und diese Abhandlungen endlich auf Anregung seiner Freunde in Buchform erscheinen lassen. „Das Werk soll," meint er, „nicht den Stoff

vollständig erschöpfen, es will vielmehr nur Jenen, welche für Dinge dieser Art überhaupt Teilnahme hegen, Auffrischung und Anregung bieten, den Gegenstand aus seinem Wesen und seinen besten Beispielen unbefangen zu erklären suchen und dies in einer einfachen, möglichst rein deutschen, verständlichen Sprache thun." Nach neuen Gesichtspunkten haben wir in dem Werke vergeblich gesucht; die Darstellung des Allbekannten hingegen ist in der That so klar, als es sich irgend wünschen läßt So mag denn das Buch jenen, welche eines gründlichen Schulunterrichtes entbehrt haben, in der That von Nutzen sein; in jenen Kreisen, an welche sich diese Zeitschrift wendet, wüßten wir dem Werke keine Leser und zwar um so weniger, als der Verfasser das geistige Niveau derjenigen, die er belehren will, noch ein wenig tiefer annimmt, als vielleicht nötig war! Zum Beleg hierfür führen wir aus der Definition des Begriffes „Kunst" (S. 13) einige Zeilen an: „Was ist Kunst? Das Wort selbst giebt uns über das Wesen der Sache keinen Aufschluß: Es kommt von Können her, wie Gunst von Gönnen. Es lehrt uns also weiter nichts, als daß sie ein Können, der Künstler einer ist, der etwas kann. Was er aber kann, erfahren wir aus dem Worte nicht. Versuchen wir nun den Begriff der Kunst uns klar zu machen durch den Gegensatz. Ein solcher ist: Natur — ein künstlicher Zahn ist der Gegensatz zu einem natürlichen. Also wäre Kunst Nachbildung, Nachahmung der Natur zum Zwecke, diese, wo sie uns fehlt, zu ersetzen. Aber insoweit sie nur dies will, nur bloßer Ersatz für fehlende Natur sein soll, sind ihre Schöpfungen eben nur künstliche, nicht künstlerische u. s. w." Die eine Probe mag genügen!

— Wir haben kürzlich bei Erwähnung der verdienstvollen Nachdichtung des Hohen Liedes durch Daniel Sanders auch der Thatsache Erwähnung gethan, daß es nachgerade kaum mehr noch irgend eine Hypothese giebt, die nicht bereits zur Erklärung des Gedichts herangezogen worden wäre. Wir haben damit die Phantasie der Ausdeuter unterschätzt; denn daß das hohe Lied eigentlich eine dramatische Dichtung sei, haben wir bereits oft verfechten hören, hingegen glauben wir nicht, daß es schon einmal als „Vermählungs-Festspiel im Harem des israelitischen Königs Salomo" gedeutet worden ist. Als solches faßt es Edgar Berfried in einem kleinen, im Verlage von R. Hofmann in Mittelwalde erschienene Schriftchen („Das Hohe Lied") auf und erläutert seine Hypothese „durch Einfügung der szenischen Details." Diese Details sind mit großer Ausführlichkeit verzeichnet und da der Verfasser beliebig lange und verwickelte stumme Handlungen einfügt und die einzelnen Verse des Liedes beliebigen Persönlichkeiten in den Mund legt, so bringt er thatsächlich einen gewissen Sinn hinein. Das Ganze macht einen recht seltsamen Eindruck, und daß die Arbeit unbedingt notwendig und nützlich gewesen, werden außer dem Autor nicht viele glauben.

— Ein nettes Büchlein, an welches man mit Unrecht größere Ansprüche stellen würde, da es sich sehr anspruchslos giebt, sind die Tagebuchblätter, welche der Bildhauer Heinz Hoffmeister im Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin unter dem Titel „Von Capri nach Jerusalem" veröffentlicht hat. Der Verfasser hat im Frühling 1887 von Capri aus eine etwa sechswöchentliche Reise nach Ober-Ägypten, dem heiligen Lande und von da wieder nach Italien zurück gemacht. Also eine Tour, wie sie alljährlich von Tausenden unternommen wird und mehr zu sehen als die andern modernen Orientpilger, war ihm nicht vergönnt. Aber was er sah, schildert er lebhaft, frisch und liebenswürdig: ein warmes, empfängliches Gemüt und das aufrichtige Bestreben, ein gerechtes und unbefangenes Urteil zu gewinnen, leuchten überall durch, und so wird man die Aufzeichnungen nicht ungern lesen, wie wenig Neues sie auch jenen bieten mögen, welche Land und Leute aus gründlicheren Schilderungen, geschweige denn aus eigener Anschauung kennen. Als besonders hübsch sind uns die Schilderung des Ausflugs nach Jericho, sowie einige Bilder aus Kairo aufgefallen; zum Widerspruch wird man sich kaum irgendwo angeregt fühlen, nur das Urteil auf Seite 6, daß „bei dem Italiener alles ohne tieferes Empfinden auf Koulissenreißerei mit passendem Knalleffekt abgesehen ist", ist in dieser Allgemeinheit sehr unüberlegt. Auch daß in Jerusalem (S. 77) die Meisten „verrückt" sind, wird Herrn Hoffmeister schwerlich jemand glauben. Viele, die er für „verrückt" gehalten, sind höchst vernünftige, geriebene Leute, die den gläubig-frommen Sinn der Pilger sehr schlau zu ihrem Vorteil auszunützen verstehen.

— Da nachgerade kaum ein Monat vergeht, ohne daß ein neues Buch von Adolf Kohut erschiene, so wissen wir nicht, ob er seit der Ausgabe seiner „Tragischen Primadonnen-Ehen" ein, anderthalb oder zwei Dutzend Bücher veröffentlicht hat, denn dieses Büchlein ist bereits 1887 (bei C. Reißner in Leipzig) ausgegeben worden. Es behandelt einige mehr oder minder interessante Ehegeschichten einiger mehr oder minder bekannten Primadonnen und mag immerhin den Leser über eine müssige Stunde hinweghelfen. Von einer psychologischen Ergründung der Gestalten, von einer künstlerischen Darstellung ist freilich nirgendwo die Spur und was der kuriose Nebentitel: „Kultur- und kulturgeschichtliche Skizzen" heißen soll, haben wir auch aus dem Buche nicht erfahren. Schade — schriebe Kohut nur die Hälfte von dem, was er jetzt auf den Markt wirft, er könnte bei seiner Belesenheit und Gewandtheit, bei seinem richtigen Instinkt für das, was das große Publikum interessieren kann, Besseres leisten.

— Wir sind es gewohnt, schlechte Verse zu lesen, ja oft sehr schlechte und daß wir es unter diesen Umständen häufig als eine Art Erlösung empfanden, wenn sich die Erbärmlichkeit des Machwerks zur Lächerlichkeit steigerte, wird man uns nachfühlen können. Kein Wunder, daß wir dann den biedern Dichtern für die befreiende Heiterkeit, zu der uns ihre Stümperhaftigkeit gebracht, erkenntlich waren und sie mit einer gewissen zärtlichen Schonung behandelten. In der That, muß diese Art Poeten dichten, dann ist es wenigstens hübsch von ihnen, wenn sie in einer Weise dichten, daß man sich dabei amüsieren kann. Das Büchlein, welches wir eben mit heftigem Widerwillen aus der Hand gelegt, gehört zu dem Allerlächerlichsten, was je ein verschrobener Versschmied in deutscher Sprache geleistet, ja das meiste macht geradezu den Eindruck der Parodie, so wenn wir auf Seite 3 lesen: „Gepeitschte Zeitgefahren branden im Sturm aus Ost und West daher", woran sich die Frage knüpft: „Wo wird der Brennstoff sich entzünden, wird es im fernen Asien sein? Wo wird der Flammenstrom dann münden und in Europa wo hinein? Das sind die Zweifel der Bedrängnis zu vieler Leute weit und breit ... Das Alles bietet ohne Frage ein Zeitenbild von Grau in Grau. Wo bleibt dabei noch heutzutage der Lichtblick einer Zukunftsschau?" Und aus solchen Stellen setzt sich das ganze Buch zusammen. Unter den 82 Seiten, aus denen es besteht, ist thatsächlich keine einzige, die vom Vorwurf der Lächerlichkeit und Trivialität frei wäre. Aber dieses Buch betitelt sich: Zwei Kaisergräber. Ein Weihe-Lied von Chrusen und sein Stoff ist die Schilderung des Hingangs der beiden edlen Kaiser, an deren Bahre unser Volk schmerzerfüllt gestanden. Einen solchen Stoff von einem solchen Poeten behandelt zu sehen, erweckt eine Empfindung, wie wir sie gleich peinlich nicht oft gefühlt. Daß es Dichter wie Chrusen giebt, dagegen giebt es freilich keinen Schutz, daß sie für die Lächerlichkeit und Unschicklichkeit ihres Unterfangens keine Empfindung haben, ist gleichfalls eine Thatsache, an der sich nichts ändern läßt. Aber jeder Vernünftige, an den sie damit herantreten, sollte doch den moralischen Mut haben, sie von der unbewußten Profanation der Manen edler und großer Toten abzuhalten, selbst wenn ihm dabei — die Gebühren für Druck und Kommissionsverlag entgehen. In diesem Sinne sei unsere Mitteilung mit der Angabe geschlossen, daß das Buch im Verlage von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1888 erschienen ist.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VII. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Dezember 1889.





Neue Lieder und Balladen
von
Theodor Fontane.

Die große Karthause vor Papst Paul.

Und es sprach Papst Paul: „Die große Karthaus,
In der Freigrafschaft, treibt es mir zu kraus,
Auch Fromm-sein trägt Gefahren im Schoß,
Kasteien zieht den Hochmut groß,
Kasteien ist ihnen Zweck und Ziel,
Ewiges Fasten, das ist zu viel,
Ich sehe kommen der Dinge Lauf,
Ohne Zehrung zehren sie selbst sich auf,
Und ihr Orden wird ein schwächlicher Schaft,
Morsch und mürb', ohne Saft und Kraft."

Deß' kam ihnen Kund' in einem Brief.
Der Abt die Mönche zusammenrief;
Und es sprach der Abt: „Frei sei's gesagt,
Es haben uns unsre Feinde verklagt,
Ein Neider oder ein Lecherling
Den heiligen Vater hinterging,
Der sieht nun die Dinge von Grund aus schief,
Sonst schrieb' er uns nicht einen solchen Brief,
Ich aber schick' Antwort: Bruder Gregor,
Und Eustach und Rollo, tretet vor,
Und Cyrill und Gaston, und Du Bruder Hugh; –
Hugh, Du bist neunzig, Du führst den Zug."

Da traten die Sechs zum Zuge zusamm';
Und Winters, über den Gotthard-Kamm,
Einzeln und nebeneinanderher,
Ein Jeder achtzig oder mehr,
So passierten sie Gletscher und Wald und Strom,
Bis daß sie hielten vorm ewigen Rom.

Und der Papst empfing sie. „Was Euer Begehr?"
„„Die große Karthaus' schickt uns her.
Die große Karthaus' ist, was sie war,
Zusammen sind wir fünfhundert Jahr';
Was gab uns die Jahre? Was ließ uns gedeihn?
Fasten war es und kastein;
Dem Leib gehorchen, zehrt auf das Mark,
Den Leib bezähmen, macht stählern und stark,
Im Schneesturm, über die Berge hin,
Zogen wir; wende Deinen Sinn;
Daß morsch wir würden, noch hat es nicht Not,
Heilger Vater, nimm von uns Dein Gebot.""

Da lächelt Papst Paul: „Ihr meidet den Wein,
An meinen Tisch sonst lüd' ich Euch ein.
Doch kenn' ich ein andres, das gilt Euch mehr:
In Eure Karthause die Wiederkehr.
Ihr habt mich besiegt: aller Größe Keim,
Er heißt Entsagung . . Zieht heim, zieht heim."

Olaf Kragebeen.

Olaf Kragebeen blickt auf Land und See:
„Stawanger-Fjord liegt noch im Schnee,
Schnee die Felsen, Schnee die Bucht,
Und doch ist der Winter schon auf der Flucht,
Von Westen weht's, — einen Frühlingston,
Ich fühl' ihn in Luft und Sonne schon,
Und das Meer ein Spiegel . . Steig' ich zu Schiff?
Überrasch' ich den Feind auf Kongens-Kliff?
Ihr, meine Räte zu Land und See,
Schreibt Euren Rat mir in den Schnee,
Laß mich Eure Zeichen erspähn,
Ihr, meine Weisen, ihr meine Krähn."

Und kaum gerufen, so sind sie da,
Sehen sich um ihn, fern und nah,
Aber was er auch lockend thu,
Keine, keine hüpft auf ihn zu,
Wenden sich all', ihrer Füße Spur,
Abgewandt, rückwärts führt sie nur,
Rückwärts hüpfen sie Schritt um Schritt:
„Krähen, nehmt ihr das Glück mir mit?"

Und als er so sprach, und als er so sann,
Erik Jarl, sein Freund, tritt an ihn heran.
„König Olaf, der Däne spielt um sein Glück,
Im Öresund hielt's ihn nicht länger zurück,
Aus der Kjöge Bucht, aus dem Wassersack,
Ist er hinaus ins Skager-Rack,
Hundert Schiffe führt er, zehnhundert an Bord, —
Auf Olaf, auf, aus Stawanger-Fjord."

Und der König steigt hinab an das Meer,
Seine Krähen kreischen um ihn her,
Er hört nicht mehr ihr schrill Geschrei,
„Erik Jarl“, so spricht er, „Du bist mit dabei.
Du folgst. Ich führe den ersten Stoß,
Und wankt der Däne, so brichst Du los,
Ihr letztes Schiff, es muß in den Grund,
Nichts darf heim in den Öresund.“

Sprach es. Und als den Feind er sah,
In goldener Rüstung stand er da;
Zu Füßen ihm, des Reiches Stolz,
Lag der Runenbogen aus Eschenholz,
Der stärkste Bogen in Norderland,
Keiner spannt ihn, nur Olaf's Hand.

Und in des Feindes gedoppelte Reihn,
Olaf Kragebeen fährt jetzt mitten hinein,
Erik Jarl, wohl folgt er, — doch nicht zum Stoß,
Zum vernichtenden, löst er von Olaf sich los,
Neben dem Feinde legt er bei:
„Das, Krähen also war euer Geschrei.
Verrat und durch ihn! Aber sei's. Wohlan,
Der Däne galt nichts, jetzt erst hebt's an,
Norweg gegen Norweg. Erik Jarl, wirf gut,
Laß sehn, wer die besten Würfe thut.“

Und er nahm den Bogen, als wär' es ein Spiel,
Auf seine Rüstung die Sonne fiel,
Er spannte den Bogen mit aller Kraft,
Klirrend zerbrach der Eschenschaft,
Und hüben und drüben klang es zugleich:
„Zerbrochen der Bogen, zerbrochen das Reich.“

Olaf Kragelbeen aber, des Schiffes Mast,
Hält sein Arm nicht länger umfaßt,
Er schreitet bis zu des Schiffes Bug,
Statt der Krähen umschwirrt ihn ein Mövenzug,
Immer dichter flattert es um ihn her:
„Weiße Wogenkinder, Euch sendet das Meer,
Es ruft mich, — mein Glück einst, nun mein Grab.“
Und in goldener Rüstung stieg er hinab.

Admiral Herluf Trolles Begräbnis.

Herluf Trolle fiel. Der Tod trat ihn an,
An Bord, auf der Höhe von Pommern,
Wir hatten keinen bess'ren Mann,
Keinen Tapferern, keinen Frommern.“

*

Und am dritten Tage, die Flagge halbmast,
Bei Nestved, an Seelands Küste,
Landeten sie die geliebte Last, —
Der Tag ging eben zur Rüste.

Landeten ihren Admiral,
Und in ein Bahrtuch geschlagen,
Haben sie, rastend ein einzig Mal,
Ihn bis Herlufsholm getragen.

Einen Boten sandten sie meldend voraus, —
Und als in den Schloßhof sie schritten,
Die Witwe stand vor dem Trauerhaus
In ihrer Frauen Mitten.

Am Eingange stand sie, grüßte den Zug,
Aufrecht und ungebrochen,
Und der Erste (der das Bahrtuch trug)
Trat vor und hat gesprochen:

„Was geschehen, wir sandten die Meldung Dir,
Eh' den Weg wir selber gingen,
Seine Seel' ist frei, seine Hüll' ist hier,
Du weißt, wen wir Dir bringen.

„An der pommerschen Küste, vor Pudagla-Holm,
Um den schwankenden Sieg uns zu retten,
So fiel er. Nun, Herrin von Herlufsholm,
Sage, wohin wir ihn betten.

„Betten wir ihn in den Toten-Saal
Von Thorslund oder Olafskirke?
Betten wir ihn in Gjeddesdal
Unter der Trauerbirke?

„Betten wir ihn in die Kryptkapelln
In Roeskilde, Leire, Ringstede?
Sage, Herrin, wohin wir ihn stelln,
Eine Ruhstätt für ihn hat jede.

„Jeder Kirche gab er, um was sie bat,
Altäre, Türme, Glocken,
Und jede, wenn sie hört, „er naht,“
Wird in Leide frohlocken.

„Eine jede ladet ihn zu sich ein
In ihrer Pfeiler Schatten.“
Da sprach seine Witwe: „Hier soll es sein,
Hier wollen wir ihn bestatten.

„Wohl hat er hier keine Kirche gebaut
— Stand schon viel hundert Jahre —
Hier aber, als Herluf Trolles Braut
Stand ich mit ihm vorm Altare.

„Vor demselben Altar, auf selbem Stein,
Steh' er wieder in aller Stille,
Nichts soll dabei gesprochen sein,
Als: „Herr, es geschehe Dein Wille.“

„Morgen aber, eh' noch der Tag erstand,
In seinen Kirchen allen,
Weit über die See, weit über das Land,
Solln alle Glocken erschallen.

„Und zittert himmelan die Luft,
Als ob Schlachtendonner rolle,
Dann in die Herlufsholmer Gruft
Senken wir Herluf Trolle."

Swend Gabelbart.

Swend Gabelbart, über Sund und Belt
Er siegreich das Szepter von Dänemark hält,
Seine Schiffe von Insel zu Insel ziehn,
Unterworfen ist Wendland und Julin,
Und nun gen Westen, über das Meer
Jagt er, der Schrecken vor ihm her,
In die Themsemündung fährt er ein,
Ganz London ist ein Feuerschein,
Und nun zu Roß und nun zu Fuß,
Essex und Norfolk zieht er hinauf
Und mit Zechgenossen und Kumpanei
Reitet er ein in Sankt Edmunds-Abtei.

Da sitzen sie nun die Hall' entlang,
Aus der Kirche klingt frommer Mönche Gesang.
„Was soll das Geplärr uns?" Und in die Kapelln,
Swend Gabelbart läßt seinen Marstall er stelln,
Er mag sie nicht hören, die Litanein,
(Lärm und Gewieher, so soll es sein,)
In der Rosse Gestampf erlischt der Chor,
Swend aber lacht: „die thun's Euch zuvor,
Schüttet Hafer auf Sankt Edmund's Truh',
Er selber nicht Euch den Segen dazu."

Sankt Edmund, an schwarzgoldener Wand,
Hall' aufwärts in seiner Nische stand.
Einst war er König. Ein mattes Licht
Umspielt ihn flackernd; Swend aber spricht:
„Sankt Edmund, Du schufst hier Kirch' und Abtei,
Dein Land, es ging verloren dabei,
Nun stehst Du da, trägst mönchisch Gewand,
Hältst wie zum Spott ein Schwert in der Hand,
Ein zerbrochen Schwert, wenn recht ich seh',
Und doch, o König, warst König Du je,
Du thätest jetzt ab Deine Todesruh
Und kämst als ein Rächer auf mich zu,
Und ob zerbrochen auch Dein Schwert,
Es wäre Dir doch des Kampfes wert,
Aus dieser Hall' hier, aus diesem Haus,
Auch mit stumpfem Schwerte triebst Du mich aus.
Nie warst Du König. Trotz Reif und Kron',
Ein Mönchsbild warst Du bei Lebzeit schon."

Swend Gabelbart schwieg. Im Kreise rundum,
Ward es so still und ward es so stumm.
In der Nische das Licht immer düsterer brennt,
Da steigt es herab vom Postament,
Und tapp und tapp, in steinernem Schuh
Auf Swend Gabelbart schreitet Sankt Edmund zu,
Vorstreckt er sein zerbrochen Schwert,
„Nun, Swend, laß sehn wer besser bewehrt."
Aus des Königs Aug' ein Entsetzen spricht,
Er schlägt nach dem Schwert, sein Schwert zerbricht.
Das stumpfe Schwert, es traf ihn gut,
Swend Gabelbart liegt in seinem Blut;
Näher klingt der Mönche Gesang, —
Sie tragen den Toten die Hall' entlang.

Balaklawa.

Der Angriff der Leichten Brigade. 25. Oktober 1854.

(Frei nach Alfred Tennyson.)

Eine halbe Meil', eine halbe Meil',
Auf Sattel und Schabracke,
Vor, in Sturmeseil',
Vor, zur Attacke.
Zählt nicht der Kanonen Zahl,
Hinein, hinein ins Todesthal . ."
(Alle hören's verwundert)
„Vorwärts, Leichte Brigade, vor" —
Und hinein ins Feuer- und Höllenthor
Reiten die Sechshundert.

Leichte Brigade, der Siegespreis
Ist heute hoch, ist heute heiß,
Aber kein Murren, nicht laut und nicht leis,
Keines, obwohlen ein jeder es weiß,
's ward irgendwo geblundert,
Vorwärts; sie fragen und zagen nicht,
Vorwärts; sie wanken und schwanken nicht,
Vorwärts, gehorchen ist einzige Pflicht,
Ins Todesthal,
In voller Zahl,
Reiten die Sechshundert.

Vorwärts! Kanonen rechts und links,
Kanonen in Front, gewärtig des Winks,
Selbst die Feinde sehen's verwundert.
Shrapnel und Kartätschenschuß,
Todesgruß und Todeskuß,
Falle was da fallen muß,
In den Höllenrachen, ins Todesthal,
Noch voll in Zahl,
Reiten die Sechshundert.

Säbel heraus. Die Klingen fein
Blinken und blitzen im Sonnenschein,
Und die Leichte Brigade, nun ist sie hinein,
Fast über sich selber verwundert;
Ihre Säbel, in Rauch und Pulverqualm,
Singen manch' einem den letzten Psalm,
Aber endlich, aus Qualm und Rauch
Und ermattet bis auf den letzten Hauch,
Abgejagt und abgehetzt,
Müssen sie rückwärts, rückwärts jetzt, —
Nicht mehr Sechshundert.

Kanonen rechts, Kanonen links,
Kanonen im Rücken, gewärtig des Winks;
Verdoppelt jetzt Salv' um Salve kracht,
Rückwärts, rückwärts wogt die Schlacht,
Und wen es aus dem Sattel schoß,
Den Reiter zertritt sein eigen Roß,
Das Fahnentuch mit flatterndem Band
Geht schon in dritt' und vierte Hand,
Ist zerschossen und zerzundert,
Der Tod mäht rascher von Schritt zu Schritt,
Leichte Brigade, was bringst Du noch mit?
Dein Siegesritt war ein Todesritt,
Ein Todesritt der Sechshundert.

Wird je verblassen Euer Ruhm?
Nimmer. Ihr strahlt im Heldentum,
Und die Welt, sie staunt und wundert.
Hoch, unsre Balaklawa-Schlacht,
Und die Leichte Brigade, die's gemacht,
Hoch die Sechshundert.

Man hat es oder hat es nicht.

Nur als Furioso nichts erstreben,
Und fechten bis der Säbel bricht,
Es muß sich Dir von selber geben —
Man hat es oder hat es nicht.

Der Weg zu jedem höchsten Glücke,
Wär' das Gedräng' auch noch so dicht,
Ist keine Beresina-Brücke,
Man hat es oder hat es nicht.

Glaub' nicht, Du könnt'st es doch erklimmen,
Und Woll'n sei höchste Kraft und Pflicht,
Was ist, ist durch Vorherbestimmen, —
Man hat es oder hat es nicht.

Aber wir lassen es Andere machen.

Ein Chinese, ('s sind schon an 200 Jahr)
In Frankreich auf einem Hofball war.
Und die Einen frugen ihn: ob er das kenne?
Und die Andern frugen ihn: wie man es nenne?
„Wir nennen es tanzen", sprach er mit Lachen,
„Aber wir lassen es Andere machen."

Und dieses Wort, seit langer Frist,
Mir immer in Erinnerung ist.
Ich seh das Rennen, ich seh das Jagen,
Und wenn mich die Menschen umdrängen und fragen,
„Was thust Du nicht mit? Warum stehst Du beiseit'?"
So sag' ich: „Alles hat seine Zeit.
Auch die Jagd nach dem Glück. All' derlei Sachen,
Ich lasse sie längst durch Andere machen."

Erstes Bataillon Garde.

(1780.)

Erstes Bataillon Garde. Parad' oder Schlacht
Ihm wenig „Differenzen" macht.
Ob in Potsdam sie trommelnd auf Wache zieh'n,
Ob sie stehen und fallen bei Kollin,
Ob Patronenverknattern, ob Kugelpfiff,
Immer derselbe feste Griff,
Dieselbe Ruh'. Jedes Miene drückt aus:
„Ich gehör' zur Familie, bin mit vom Haus."

Ihrer Viere sitzen im Knapphans-Zelt,
Eine Kottbusser hat sich Jeder bestellt,
Einen Kornus dazu; das Bier ist frisch,
Ein Berliner setzt sich mit an den Tisch,
Ein Berliner Budiker, — da währt's nicht lange,
Plappermühl' ist im besten Gange.
„Wahrhaftig, Ihr habt die schönste Montur,
Litzen, Paspel, Silberschnur,
Blechmützen wie Gold, gut' Traktement
Und der König Jeden von Euch kennt.
Erstes Bataillon Garde, Prachtkerle vor all'n,
Solch' Götterleben sollt' mir gefall'n."

Drei schwiegen. Endlich der Vierte spricht:
„He, Freund Berliner! so geht das nicht.
Eine proppre Montur, was soll uns die geben?
Unser Götter- ist ein Jammerleben.
Potsdam, o Du verfluchtes Loch,
Führst Du doch heut' in die Hölle noch,
Und nähmst Ihn mit mitsamt seinen Hunden,
Da wär' auch Der gleich abgefunden,
Ich mein' den da oben, — uns läg' nichts d'ran,
Is doch bloß ein Quälgeist und Tyrann,
Schont nicht Fremde, nicht Landeskinder,
Immer derselbe Menschenschinder,
Immer dieselbe verfluchte Ravage, —
Potsdam, o Du große Blamage!"

Das war dem Berliner nach seinem Sinn,
Er lächelte pfiffig vor sich hin:
„Ich sag' das schon lange. Was hat er denn groß?
Große Fenstern hat er, sonst is nich viel los.
Und reden kann er. Na, das kann Jeder,
Hier aber, er zieht nicht gerne von Leder."

Da lachten all' Vier und der Eine spricht:
„He, Freund Budiker, so geht das nicht.
Zuhören kannst Du, wenn wir 'mal fluchen,
Aber Du darfst es nicht selber versuchen,
Wir dürfen frech sein und schimpfen und schwören.
Weil wir selber mit zugehören,
Wir dürfen reden von Menschenschinder,
Dafür sind wir seine Kinder;
Potsdam, o Du verfluchtes Loch,
Aber Er, er ist unser König doch.
Unser großer König. Gott soll mich verderben,
Wollt' ich nicht gleich für Fritzen sterben."

Zeus in Mission.

(Zu Fürst Bismarcks 70. Geburtstag, 1. April 1885.)

Und Gott (es war im Spätherbst zweiundsechzig)
Trat an sein Himmelsfenster, sah hernieder,
Und sah auf Deutschland, das ihm Sorge machte,
Seit dem Bronzell-Tag und dem Tag von Olmütz.

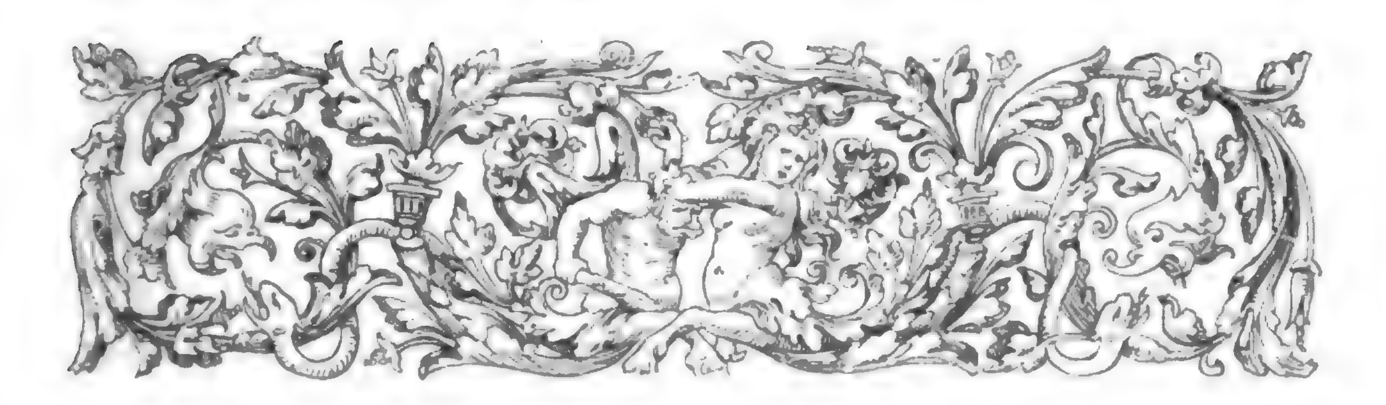
Er schüttelte den Kopf. Danach begann er:
„Das geht nicht länger so. Streit und Zerklüftung
Lähmt ihm die Kraft, zehrt ihm an Mark und Leben,
Und jeder dritte, der au fond nicht wert ist
Dem Michel seine Schuhriem' nur zu lösen,
Kräht nicht bloß laut auf seinem eignen Miste,
Nein, kräht auch über'n Rhein und schlägt die Flügel
Und wirft den roten Kamm. Ich kenn' die Fahne.
Das geht nicht länger so. Gewiß, die Deutschen,
Sie taugen auch nicht viel, die lieben Schlingel,
Sind Besserwisser, knurrn und querulieren,
Und schreiben Bücher, drin sie mir beweisen:
Es sei nicht viel mit mir; im letzten Grunde
Bestünd' ich nur durch Kompromiß und Gnade.
Das predigen sie von Tischen und von Bänken
Und fühlen sich in ihrem Tabakshimmel
Als Ober-Gott, und wird es dann gemütlich,
So rufen sie mir zu: „ich komm' Dir einen";
Ich kenne sie, sie haben was Kneipantes,
Was Buntbemütztes, rüplig Burschikoses,
Sind kindisch, eitel, unbequem-gefühlvoll,
Und vieles andre noch, ich weiß, ich weiß es,
Und doch, wenn eins zum andern ich erwäge,
So sind sie schließlich immer noch die Besten,
Die Besten und Natürlichsten vor allem,
Am meisten frei von Babel und von Sodom.
Sie dauern mich. Längst quält mich der Gedanke,
Wie schaff' ich ihnen Zuspruch, Beistand, Hilfe!
Vielleicht, daß mir im Geh'n und Meditieren
Ein Ausweg kommt, ein guter Plan, ein Einfall."

Und solches denkend nahm Er Hut und Mantel
Und seinen Stab und schritt hinaus ins Freie.

Der Weg war weit, die Straßenflucht ohn' Ende,
Doch endlich kamen Gärten, Park und Wiese,
Mit Silberbächen und mit Birkenbrücken,
Und jenseits dieser Wiese, hoch gelegen,
Erhob ein ält'rer Stadtteil sich, halb Ghetto
Halb Kapitol, ein bunt Gemisch von Hütten
Und Tempeln und Palästen. Die Paläste
Höchst vornehm, alles Porphyr, alles Marmor,
Und doch mit Holz verschlagen und vergittert,
Als wären's Kerker.
Und es waren Kerker.
Denn hinter diesen Gitterstäben saßen
„Im Altenteil", so hieß es euphemistisch,
Die guten, alten, abgelebten Götter:
Neptun und Pluto, Mars, (nur Bacchus fehlte)
Merkur, Apoll, Vulkan. Und endlich Zeus auch.
Und sieh, an Zeus (er wohnte sichtlich freier
Und ward auf Wort und Handschlag hin behandelt)
An Zeus trat jetzt sein Ober-Herr und sagte:
„Grüß Gott Dich, Alter. Bringe frohe Botschaft.
Ich hoff' es wenigstens. Wer so, wie Du
'ne hübsche Weil' geherrscht, herrscht gern auch wieder;
Still sitzen ist ein Greul. Ich lieb' es auch nicht.
So höre denn: ich habe was in Petto,
Pack Deine Koffer, nimm Dein Inventar,
(Spezialmission auf unbestimmte Dauer)
Nimm Adler, Bündelblitze, Ganymed auch,
Und zieh hernieder in mein altes Deutschland,
An einen Ort, den Spree-Athen sie nennen.
Zum Unterschiede, Du verstehst. Du find'st dort
Bildwerke viel auf Straßen und auf Plätzen,
Athene nicht, auch Venus nicht von Milo,
Doch Blücher, York, Schwerin und Keith und Scharnhorst,
Den alten Ziethen und den alten Fritzen,
Den letztern, denk' ich, kennst Du, — 's ist derselbe,
Der hier am Himmel glänzt als „Friedrichs-Ehre."
Nach Deutschland also; hier ist die Bestallung.
Du weißt ja, wie man's macht, räum' auf gebührlich,
Sieh nach dem Rechten, mehre Macht und Ordnung,
Wirf alle Feinde nieder, draußen, drinnen,
Und wenn Du das gethan hast, komme wieder.
Dein Schade soll's nicht sein."
Und Zeus verneigte
Sich dankbar ehrfurchtsvoll, und aller Unmut,
Der wegen unfreiwilliger R. D.-schaft
Ihn lang gequält, fiel ab von ihm, es wuchsen
Ersichtlich ihm die Brau'n zu ganzen Büscheln,
(Nur höh'r hinauf war Hopf' und Malz verloren)
Und sieh, mit Adler, Blitz und Ganymed auch
Zog er hinab, um Groß und Klein's zu prüfen:
Herz, Nieren, Rotwein, Bock und andre Biere.

„Wer kommt denn da?" so lautete der Willkomm,
Der ziemlich nüchtern ihn empfing, fast feindlich.
Er aber, seine Vollmacht in der Tasche,
Verfuhr programmhaft, schüttelte die Brauen,
Die Jovis-Brauen.
Ei, das klang wie Donner.
Und war's nicht Donner, waren es Kanonen.

Missunde, Düppel. Hurrah, weiter, weiter:
Nußschalen schwimmen auf dem Alsensunde,
Hin über Lipa stürmen die Geschwader,
Ein Knäul von Freund und Feind. Da seht ihn selber,
Der mit dem Helm ist's und dem Schwefelkragen.
Und Spichern, Wörth und Sedan. Weiter, weiter,
Und durchs Triumphthor triumphierend führt er
All Deutschland in das knirschende Paris . .



Judith Trachtenberg.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage sprach man überall nur von dem verhängnisvollen Kuß und seinen Folgen: im Salon des Herrn Kreiskommissärs, in der Weinstube des Aaron Siebenschläfer, wo sich die christlichen Honoratioren zusammenfanden, und im Vorhof der Betschule, wo die öffentliche Meinung des Ghetto zusammengebraut wurde.

„Das kommt davon," klagten die Juden, „wenn ein jüdisch Kind, schamlos entblößt, unter Christen geht und mit Männern tanzt! Und was muß sie gleich so empfindlich sein, wenn der junge Herr einen Witz über ihren Vater macht! Aber der Schuldige sündigt, der Unschuldige büßt. Jetzt werden der Wladko und der Agenor mit Pistolen auf einander schießen und wenn der Eine tot bleibt oder gar — was Gott verhüten möge — alle beide, über wen kommt das Blut?! Über uns alle! ein jüdisch Kind hat es ja angestiftet!"

„Das dreiste Ding!" riefen auch die Christen. „Freilich, schön ist sie; dadurch hat sie auch den Grafen verhext und das ist zugleich seine einzige Entschuldigung. Was ging's ihn an? Er hätte sie gleichfalls küssen sollen! Übrigens hat der Skandal schon damit angefangen, daß man die Jüdin zu einem solchen Feste lud!" Frau Anna hatte, wenn derlei in ihrer Gegenwart angedeutet wurde, die Verteidigung bereit. „Er hat es selbst ausdrücklich gewünscht!" beteuerte sie. „Da zieht die Kokette schon beim Einzug seinen Blick auf sich, so daß er gleich darauf meinen Mann nach ihrem Namen frägt und ihm dann beim Abschied so recht nachdrücklich sagt: „Ich freue mich, die vielen schönen Damen heut' Abend wiederzusehn!" Sagen Sie selbst, blieb mir da etwas anderes übrig? Und nun wird das kecke Ding noch gar auf seine Heldenthat stolz sein!"

Da irrte sie freilich; der armen Schönheit war es zu Mute, als könnte sie ihr Antlitz nie wieder der Welt zeigen; die Reue zernagte ihr hilfloses Herz und die Thränen quollen über die erblichenen Wangen. Sie hatte seit jenem Vorfall ihre Stube nur einmal verlassen, im Morgengrauen, als der Wagen vorfuhr, welcher den Bruder in die Ferne führen sollte. Da war sie ihm um den Hals gefallen und hatte in heißem Schmerze sein Antlitz, sein Gewand, seine Hände mit ihren Küssen und Thränen bedeckt, daß auch seine Liebe stürmisch hervorbrach und sich seine Thränen mit den ihrigen mischten. „Verzeih'," stammelte sie dabei immer wieder, „Du hast es gut gemeint und stets Recht gehabt, tausendmal Recht, auch gestern Abend und ich will mein Lebenlang daran denken!" Er hatte keine Ahnung von der peinlichen Szene, ebensowenig der Vater, der gerührt dabei stand. So reisten sie leichten Herzens ab; Nathaniel, um dem Sohne noch eine Tagereise weit das Geleite zu geben; er wollte erst am Abend des nächsten Tages heimkehren. Bis dahin barg sich Judith in ihrer Stube; selbst Frau Anna klopfte vergeblich an. Sie war gekommen, um vernünftig mit dem Mädchen zu sprechen, ehe Nathaniel heimkehrte; dieser alte Jude war ja sehr klug, aber man konnte doch nicht wissen, wie er die Sache auffaßte, und das war schon deshalb von Wichtigkeit, weil ihn Herr von Wroblewski eben um einen Vorschuß für die nächsten Prozesse anzugehen gedachte. Unruhig ging sie fort, als

hinter der Thüre kein Laut hörbar wurde, aber sie verlor wenig dabei, daß die Unterredung nicht stattfand. Und wenn ihr der eigene Vater gesagt hätte, daß sie Unrecht gethan, als sie Schimpf mit Schimpf vergolten, Judith hätte es nicht geglaubt. Darin schwankte ihr Empfinden keinen Atemzug lang, aber ebensowenig in der Erkenntnis, daß jene Menschen, deren Verkehr ihr zum Stolz und zur Freude gewesen, sie nur widerwillig geduldet — ach! wie beschämend erschien ihr nun die Freundlichkeit, die man ihr zugewendet, beschämender noch als der Schimpf! Und weil ihr leidenschaftliches Herz so heiß darnach lechzte, sich im Haß berauschen zu können, darum empfand sie es fast störend, daß sie des Einen, des Vornehmsten in diesem Kreise mit Achtung, mit Dankbarkeit gedenken mußte. „Muß ich?" knirschte sie dann. Sie gedachte seiner Blicke am Vormittag; ihr Antlitz hatte ihn bestochen, vielleicht war es sogar nur der Wunsch gewesen, sich ihren Dank zu verdienen! Dann aber mußte sie daran denken, wie ritterlich er für sie eingetreten, wie ehrfurchtsvoll er sie durch den Saal geleitet. Und sein Antlitz tauchte wieder vor ihrem Blick empor, das blasse, edle, ernste Antlitz mit den gebietenden Augen . . . „Nein, nein!" schluchzte sie dann wieder auf, „er ist gewiß nicht besser als seinesgleichen." Aber auch dieser Gedanke brachte ihrem armen Herzen nicht Stärkung, sondern neues Weh . . .

Auch ein anderes Menschenwesen weinte um jener Szene willen bittere Thränen, nur daß es dabei nicht ganz so schön anzusehen war, wie das goldhaarige Judenkind: Herr Wladko von Wolczinski. Und mit ihm schluchzten der Vater, die Mutter und die vier Schwestern, daß der Meierhof von Jammer widerhallte. Nur sein Vetter Jan blieb hart. „Heule nur zu," brummte er, „Wolltest Du Dich nicht duellieren, so durftest Du Dich nicht von uns zur Forderung bewegen lassen. Fünfundzwanzig Schritt, einmaliger Kugelwechsel — Memme, sei ein Mann! Schieße Du ihn über den Haufen. Rehe triffst du doch auf zwanzig Schritt." — „Jan!" rief Wladko, „wie Du nur so herzlos sein kannst! Hat denn ein Reh dabei auch eine Pistole in der Hand, mit der es auf mich zielt? Das ist ein verdammtes Gefühl!" Und da auch die Damen im Quintett zu schluchzen fortfuhren, so entschloß sich der alte Herr Severin endlich, einen Versuch zu machen und begab sich zum Kreiskommissär.

„Ich will Ihnen," begann er düster und energisch, „keine Vorwürfe machen, aber Blutvergießen zu verhindern ist Ihre Pflicht. Graf Agenor ist der letzte seines Stammes; von der Hand eines Wolczinski soll er nicht fallen. Er mag meinem Sohne eine bündige, schriftliche Abbitte leisten, die wir in der „Lemberger Zeitung" veröffentlichen, dann braucht das Duell nicht stattzufinden."

Herr von Wroblewski hatte Mühe, seine Heiterkeit zu verbergen, ganz gelang es ihm nicht. „Das wird nicht gehen," sagte er, „Graf Agenor war, ehe er durch seines Vetters Tod Herr dieser Güter wurde, Uhlanen-Offizier und hat mit Charge quittiert."

„So?!" rief der Baron und that, als ob er erstaunt wäre, „das erfahre ich erst jetzt. Dann würden wir ihm ja freilich nur die Wahl zwischen moralischem und physischem Tod stellen, und das wäre zu hart! Also: eine schriftliche Erklärung, die nicht in die Zeitung kommt!"

Herr von Wroblewski räusperte sich.

„Also meinetwegen — man soll uns nicht nachsagen, daß wir rachsüchtig sind — eine mündliche Abbitte. Wir laden einige Herren ein, er kommt zu uns und —"

Der Baron stockte, Herr von Wroblewski räusperte sich stärker.

„Oder — hm! — wir laden Niemand dazu — oder kommen bei Ihnen zusammen! Sie, ich, Wladko, er. Ganz zwanglos, keine langen Erklärungen! Er murmelt so einiges: „Nicht so böse gemeint" u. s. w. — man schüttelt sich die Hände und —"

Herr von Wroblewski hatte nun gar einen Hustenanfall.

„Zum Kukuk!" brach der Alte los und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, „leichter können wir es ihm doch nicht machen! Wir können doch nicht zu ihm kommen, damit er die paar Worte sage. Oder — hm! — glauben Sie, daß wir das könnten?!"

„Es wäre ungewöhnlich," sagte der Kreiskommissär, nun wieder grabesernst.

„Ungewöhnlich! Daran liegt nichts! Mein Gott! Alles auf der Welt muß einmal zum erstenmal geschehen . . . Lieber Freund, ich bitte, ich beschwöre Sie . . ."

„Ich will das Meine thun," versprach Wroblewski und hielt Wort. Schon am nächsten Morgen begab er sich zu dem Grafen und trug ihm lachend das seltsame Anerbieten vor.

Auch Agenor lachte laut auf. „Es geht nicht,“ sagte er dann „ich bin Offizier. Was immer ich dem braven Jungen sage, es würde als Abbitte gedeutet werden.“

„Aber Sie dürsten doch nicht nach seinem Blute?! Erwägen Sie nur: ein junger Mensch — der Champagner — eine Jüdin . . .“

„Er traf sie als Gast in Ihrem Hause!“

„Freilich! Glauben Sie, daß ich den Wladko entschuldigen will?! Ein dummer Junge! Aber — Hand aufs Herz, lieber Graf, wir kennen uns ja nicht erst seit gestern — hätten Sie eine Silbe gesprochen, wenn das Mädchen häßlich gewesen wäre?!“

„Ja!“ erwiderte Agenor ernst und fest. „Sehen Sie, ich liebe die Juden gewiß nicht, im Gegenteil. Und zwar keineswegs etwa um jener Erfahrungen willen, die ich selbst als junger Offizier mit ihnen gemacht; das find' ich begreiflich, verzeihlich, sogar natürlich; jedes Wesen auf Erden wehrt sich mit seinen Waffen, die ihren sind das Geld und die List. Noch mehr, ich habe mich oft gefragt, wessen Schuld es ist, daß ihnen nur diese Waffen möglich sind — es sind ja Menschen, die auch vortreffliche Eigenschaften haben und in mancher Beziehung streng sittlich empfinden, sittlicher als wir — ich gebe zu, es ist vielleicht zum größeren Teil unsere Schuld. Aber es ist nun einmal ein Kampf; wir schlagen mit Keulen auf sie los und sie stechen uns in die Ferse. Und darum stelle ich mich, ohne über Schuld und Nichtschuld zu grübeln, in die Reihe Jener, zu denen ich nach Blut und Stand gehöre . . .“

„Aber lieber Graf,“ unterbrach ihn der Beamte, „als ob es der Worte bedürfte. Glauben Sie, daß ich die Juden liebe?“

„Aber Ihr Standpunkt ist nicht der meinige,“ erwiderte Agenor etwas scharf. „Sie als Richter dürfen keine Partei nehmen, ich als Privatmann darf es und als Mann von altem Adel muß ich es. In diesem Kampfe geht zunächst mein Stand zu Grunde, und das schneidet mir durchs Herz, denn ich denke sehr hoch von diesem Stande, seiner Notwendigkeit, seinen Aufgaben. Wir Aristokraten — ich meine: wir wirklichen, reichen, reinblütigen, alten Geschlechter — sind die einzigen festen Pfeiler jedes Staates und wir polnischen Aristokraten sogar die einzige Hoffnung unseres Volkes; es hat Niemand als uns, einen Bürgerstand giebt es kaum, die Bauern sind gegen uns. Und nun sehen Sie sich im Lande um: ein Mann um den andern, ein Geschlecht ums andere sinkt und fällt. Durch Leichtsinn, Trägheit, schlechte Wirtschaft?! Gewiß! Aber wäre der Jude nicht im Lande, ginge dann das Schuldenmachen so leicht?! Und wer ist der Erbe? Der Jude! Wer sitzt auf den Gütern der Wolczinski, denen noch vor hundert Jahren zwei Quadratmeilen gehörten? Armenier als Scheinbesitzer für die Juden, weil diese keinen Grundbesitz erwerben können!“

„Sehr wahr!“ rief Wroblewski. „Aber deshalb dürfen Sie den letzten Sprößling des Geschlechts nicht totschießen!“

„Das will ich auch nicht,“ wehrte der Graf lächelnd ab — „obwohl es vielleicht,“ fügte er sehr ernst hinzu, „für ihn und seinesgleichen noch das beste Ende wäre! Denn was wird aus ihnen? Nur wenige vermögen sich noch durch die Heirat mit einer Bürgerlichen zu rangieren; und auch dies ist ein Unglück, eine Erniedrigung. So weit, wie in den westlichen Provinzen sind wir allerdings noch nicht, dort hat neulich ein Graf Wagenspergh eine Eskeles geheiratet. Soll es auch bei uns noch dazu kommen?! Und darum lautet die erste Regel in diesem Kampfe: keine gesellschaftliche Berührung mit den Juden, keine Verwischung der Gegensätze!“

„Das ist doch nicht etwa ein Vorwurf?“ fragte der Beamte gekränkt. „Sie haben es ja selbst gewünscht.“ Und er erzählte, wie er jene Worte des Grafen gedeutet.

„Sie haben mich vielleicht verstanden!“ erwiderte Agenor etwas verlegen. „Allerdings sagten Sie mir, daß das Mädchen auch sonst in Ihrem Hause verkehre, aber es war doch recht inkonsequent von mir und hat sich ja auch gerächt. Schwer gerächt! Glauben Sie, daß es mir angenehm ist, mich einer Jüdin wegen schlagen zu müssen? Aber so geht's, wir glauben nur einen Schritt vom Wege zu thun und er führt uns eine Meile weit ab. Es war zum erstenmal in meinem Leben, daß ich einer Jüdin in Gesellschaft begegnete, aber da ich sie da fand, so mußte sie mir als Dame gelten, wie jede andere, und stand, da ihr ein Insulte widerfuhr und ich zufällig in ihrer Nähe war, unter meinem Schutze. Und darum versichere ich: — ich hätte mich auch einer Häßlichen angenommen. Übrigens ist die Frage müssig — Judith ist schön, sehr schön — leider!“

„Leider?!“

„Ja!“ Der Graf blickte ernst, ja düster

vor sich nieder. „Lieber Wroblewski," sagte er gepreßt, „wenn ich nicht so gründlich davor bewahrt wäre, von Ihnen für einen Heiligen gehalten zu werden, ich würde mich des Bekenntnisses schämen, daß ich seit dem ersten Blick in dies schöne Antlitz ... Aber Worte sagen's wirklich nicht ... Kurz, jammerschade, daß sie eine Jüdin ist und —"

„Und —"

„Ein braves Mädchen!" Der Graf atmete tief auf, eine Blutwelle schlug über sein Antlitz bis zur Stirne empor und die Finger umkrallten das Papiermesser von Elfenbein, mit dem sie bisher gespielt, so fest, daß das dünne Stäbchen zerbrach.

Die Augen des Kommissärs hatten sich weit geöffnet, nun kniff er sie listig zu und der Mund rundete sich, als setzte er zu einem Pfiff an. Dann aber sagte er halblaut:

„Man muß immer hoffen ... Sie haben einen alten Freund in dieser Stadt, auf den Sie unbedingt zählen können ... Unbedingt und in allem, lieber Graf ..."

Der junge Aristokrat wandte ihm jäh sein Antlitz zu, es war noch immer gerötet und die Lippen bebten.

„Was soll das heißen?" stieß er barsch hervor.

Wroblewski blickte ihn fest an und lächelte. Er sagte nichts.

Der Graf schlug die Augen nieder. „Sprechen wir nicht mehr davon .." Er atmete mühsam. „Wenigstens," fügte er fast murmelnd hinzu, „wenigstens heute nicht mehr ... Und was Ihren Schützling, den Wolczinski, betrifft, so kann ich ihm nicht helfen."

Er erhob sich, der Kommissär griff zum Hut. „Leben Sie wohl, lieber Freund," sagte er und streckte dem anderen die Rechte entgegen.

Aber der Graf hielt beide Hände in die Taschen seines kurzen Reitrocks versenkt. „Adieu, Herr von Wroblewski!"

Der Kommissär lächelte noch verbindlicher und ging. Auf dem Korridor vor der Thüre blieb er einen Augenblick stehen. „Ich hätte nicht gedacht, daß du noch so jung bist, mein Gönner!" murmelte er. „Der Händedruck aber, den du mir schuldig geblieben, wird dich unter allen Umständen Geld kosten, viel Geld, Liebster!"

Dann begab er sich in das Haus der Wolczinski. Seine Mitteilung entfesselte die Thränenströme von neuem; nur Herr Severin behielt seine Fassung. „Daß sich zwei junge Edelleute einer Jüdin wegen morden, darf der Himmel nicht zulassen. Ich bin getrost, Gott wird ein Wunder thun."

* * *

Die fromme Zuversicht des Greises sollte nicht trügen; das Wunder geschah.

Am Abend desselben Tages war Nathaniel heimgekehrt. Er war tief erschreckt, als ihm Judith verstört entgegentrat. Auch nachdem er ihre Beichte vernommen, ging er noch lange schweigend, in ungewohnter Erregung, auf und nieder.

„Nun Fassung, Kind," sagte er dann endlich, und strich ihr zärtlich das wirre Haar aus der Stirne. „Vielleicht wäre es würdiger gewesen auf die erste Stichelrede des Burschen nichts zu erwidern, aber das ist geschehen. Aus dem Gerede der Leute mache Dir nichts, es wird rasch verstummen! Mich betrüben nur die Folgen für Dein eigenes Herz! Wie unglücklich würdest du sein, wie einsam bleiben, wenn Du Deine heutige Meinung über die Christen festhieltest! Das aber wirst Du nicht, denn diese schlechte Meinung ist ebenso falsch, wie die frühere gute. Und nun geh, armes Kind, und schlafe Dein Kopfweh aus!"

Er selbst blieb noch lange wach. Dem alten Manne war sehr bitter zu Mute. „Armes Kind," dachte er „selbst deine Schönheit, dein Frohsinn hat den Haß nicht entwaffnen können. Und wie schwer wirst du vielleicht an jener Stunde zu leiden haben! Wärest du eine Polin, du würdest durch das Abenteuer nur noch begehrenswerter werden und brächen sich gar die beiden um dich den Hals, so würden dir hundert andere nachlaufen. Aber du bist die Tochter eines Stammes, bei dem ein Mädchen verloren ist, wenn es durch etwas anderes zuerst von sich reden macht, als durch die Kunde seiner Verlobung ..."

Verloren, verdammt, wenigstens in der eigenen Heimat. Er sah da nicht zu schwarz, er kannte seine Leute. Ob ihm Bergheimer einen Freier aus der Fremde schaffte, war nun zur Lebensfrage für Judith geworden; daheim fand sie keinen mehr. Und wenn er als Mitgift Berge Goldes aufschütten wollte — das war unmöglich, gleichviel ob es zum Duell kam oder nicht. Fand es aber statt und gab dem Gerücht Flügel durchs ganze Land, dann erfuhr auch der fremde Freier schon in der ersten galizischen Stadt, wem er entgegenreise ...

Mit furchtbarer Wucht senkte sich diese Befürchtung auf des alten Mannes Gemüt. „Und bin ich selbst ganz schuldlos?" fragte er sich. „Habe ich meinem Kinde jene Erziehung gegeben, die ihm frommen konnte? That ich Recht, Rafael's Warnungen zurückzuweisen?"

Am nächsten Morgen ging er nicht in sein Kontor, sondern auf die Straße, zu Bekannten, in die Weinstube des Aaron Siebenschläfer. Unbefangen brachte er die Rede auf die Begebenheit und behandelte sie scherzhaft. Die Leute waren sehr erstaunt, dann aber wunderten sich mindestens die Christen darüber, daß sie die Kleinigkeit so ernst genommen; die Juden freilich schüttelten die Köpfe.

Um die Mittagsstunde begab sich Nathaniel zu seinem Mieter ins erste Stockwerk. Den Wortschwall Wroblewski's schnitt er kurz ab. „Ich weiß," sagte er, „Sie können nichts dafür. Nun aber müssen sie mir einen Gefallen thun, das Duell darf nicht stattfinden!"

„Aber wie soll ich's verhindern? Der Graf und Wladko, beide schnauben Rache!"

Nathaniel war ein rücksichtsvoller Mann, im Notfall aber konnte er auch sehr deutlich werden. „Da irren Sie!" sagte er sanft und leise. „Wladko stirbt vor Angst; der Graf hat Ihnen gestern erklärt, wie peinlich ihm das Duell um einer Jüdin willen sei. Sie irren, weil Sie für die Vermittelung eine hohe Forderung an mich stellen und die Höhe durch die Schwierigkeit der Aufgabe rechtfertigen wollen. Daraus kann aber nichts werden. Sie wissen, ich lasse Sie gern verdienen, — an diese Sache wende ich keinen Heller; daß ich den Ruf meiner Tochter durch Geld fleckenlos erhalten, lasse ich mir nicht nachsagen. Wollen Sie es aber aus alter Freundschaft thun —"

Herr von Wroblewski machte eine Miene, als hätte ihn Trachtenberg eben seiner wärmsten Verehrung versichert. „Was braucht es vieler Worte zwischen uns. Sprechen Sie, alter Freund!"

„Die Schwierigkeit," fuhr der Jude fort, „liegt in der Form. Der Graf kann keinerlei Abbitte leisten, Wladko nicht ohne Abbitte zurücktreten. Das wird durch folgendes umgangen: Wladko erscheint mit seinem Vater morgen 11 Uhr bei mir und bittet mich, den Vater, um Entschuldigung. Der Graf nimmt davon Kenntnis und erklärt: so scharf er Wladko's Haltung an jenem Abend mißbilligt, so warm erkenne er die Ritterlichkeit dieser freiwilligen Sühne an."

„Vortrefflich!" rief der Beamte. „Aber wenn nun Wladko —"

„Sich weigert? Der kommt gern! Höchstens wird Severin der Meinung sein, daß ich auch ihm bei dieser Gelegenheit Genugthuung wegen des verweigerten Darlehens geben sollte. Aber Sie machen ihm gewiß begreiflich —"

„Daß dies keine Gelegenheit ist, wo ein Ehrenmann Geld fordern kann! Selbstverständlich! Also morgen 11 Uhr! Und je feierlicher, desto besser — nicht wahr?"

„Nein! Nur das Notwendige!"

„Aber der Graf — sollten wir ihn und seinen Kartellträger, den Rittmeister, nicht dazu laden? Er hört Wladko's Erklärung an, giebt sofort die seine ab und die Sache ist in Ordnung!"

Nathaniel dachte nach, dann nickte er kurz. „Wenn mir der Herr Graf die Ehre geben will —"

„Ich darf ihn also in Ihrem und Fräulein Judith's Namen einladen?"

„Nur in meinem. Jüdische Mädchen laden keine Kavaliere ein . . ."

„Natürlich!" rief der Beamte eifrig. „Sie sind immer taktvoll! Aber dabei sein wird sie wohl?!"

„Ich denke, nein . . ."

„Aber Pani Nathaniel," rief der Beamte eifrig, „das geht nicht! Sie verlangen Genugthuung für Ihre Tochter, nicht weil sie eine Jüdin, sondern weil sie eine unbemakelte Dame ist. Und darum müssen Sie sich in jene Form fügen, die man wählen würde, wenn sie eine Christin wäre . . ."

Nathaniel dachte nach. „Meinetwegen!" sagte er dann kurz.

Herr von Wroblewski atmete auf. „Sie sollen sehen, ob ich Ihr Freund bin! Bis zum Abend haben Sie Nachricht!"

Schon zwei Stunden später konnte er melden, daß es geglückt sei. Gleichzeitig ging das Gerücht von dieser Austragung der Sache durch die ganze Stadt. Die Christen ärgerten, die Juden freuten sich, beide aber fragten: „Was mag es den Nathaniel gekostet haben?"

Als Judith am nächsten Vormittag gegen die elfte Stunde das Empfangszimmer betrat, klang ihr von der Straße her, trotz der geschlossenen Fenster ein dumpfes Brausen ent-

gegen. Sie warf einen scheuen Blick hinaus, draußen stand Kopf an Kopf die schaulustige Menge. Erblassend wich sie zurück.

„Was wundert's Dich?" fragte Nathaniel lächelnd. „Es ist merkwürdigeres zu sehen, als vor fünf Tagen! Daß ein neuer Gutsherr einzieht, ist schon oft dagewesen, aber daß ein Schlachzіz kommt, ein jüdisch Mädchen um Verzeihung zu bitten, noch nicht. Übrigens hätte ich viel darum gegeben, wenn —"

Er unterbrach sich: wie sie so vor ihm stand, so bleich und ernst und harmvoll, da wollte ihm das Herz vor Mitleid überquellen und der leise Vorwurf starb ihm auf den Lippen. „Mein armes Kind!" murmelte er gerührt. Vielleicht lag's auch an dem schwarzen Wollkleid und daß sie gegen ihre Gewohnheit heute jede Blume, jeden Schmuck verschmäht, aber sie schien ihm so ganz anders, als sonst: ein ernstes Mädchen mit wissenden, traurigen Augen, nicht sein holdes übermütiges Kind mehr. Die Gestalt schien schmächtiger, die Züge schärfer geworden „Hast Du heut' Nacht geschlafen?" fragte er und streichelte zärtlich die blasse Wange.

„Gewiß!" erwiderte sie gedrückt. Sie blickte nach der Uhr: noch fünf Minuten zu Elf. „Wanda war eben hier," erzählte sie dann, „morgen liest Wiliszewski oben seine Gedichte vor, sie lud mich dazu ein . . . Ich habe abgelehnt!"

„Mit Unrecht!" rief Trachtenberg eifrig. „Schon die Klugheit gebietet es, sich nicht zu stellen, als ob Du neulich einen unsühnbaren Frevel erduldet hättest — und willst Du plötzlich wie eine Nonne leben? Ich bitte Dich also . . ."

„Vater," unterbrach sie ihn flehend, „wenn Du wüßtest . . ."

„Ich weiß! . . . Aber ich bitte Dich, Judith!"

Sie verstummte, daß war ein Befehl, gegen den es keinen Widerspruch gab. Draußen hielt ein Wagen, aus der Menge wurden einzelne Hochrufe hörbar. Judith's Wangen bedeckten sich mit glühender Röte. „Der Graf," sagte Nathaniel.

Er eilte dem jungen Manne entgegen und beugte sein weißes Haupt so tief, als begrüßte er einen Herrscher. „Gott segne Ihren Eintritt!" sagte er pathetisch und doch herzlich. „Und er lohne Ihnen Ihren Edelmut! Ich kann es freilich nicht in Worten sagen . . ."

„Aber Herr Trachtenberg!" sagte Agenor abwehrend. Sein Blick fiel auf Judith, sie stand nun wieder bleich, ein Zittern überflog ihren Leib. „Sie sind doch nicht krank?" rief er und trat auf sie zu.

„Nein . . ."

„Ich fürchtete schon, — die Folgen der Aufregung . . ."

Sie schien fassungslos vor Verlegenheit, auch er fühlte sich befangen, nicht zum wenigsten deshalb, weil das bleiche Mädchen im schwarzen Kleide so wenig jenem Bilde glich, welches er zuerst von ihr empfangen und das ihm seine erregten Sinne seither so oft vorgegaukelt.

Der Vater faßte ihre Hand. „Willst Du nicht dem gnädigsten Herrn Grafen danken?" fragte er. „Verzeihen Sie dem Kinde," fügte er dann hinzu. „Die Erinnerung an den peinlichen Vorfall . . . Sie weiß sonst zu antworten . . ."

„Das hat Herr von Wolczinski erfahren," sagte Agenor lächelnd. „Auch bedarf es wahrlich des Dankes nicht — Niemand hätte an meiner Stelle anders gehandelt. Das war eine Pflicht, die ich gegen jede Dame erfüllt hätte . . ."

Judith's Antlitz belebte sich. „Gegen jede?" fragte sie hastig.

„Gewiß!" erwiderte er. Dann schien ihm der Sinn der Frage aufzugehen. „Ich wußte, daß Sie —"

„Eine Jüdin, ja!" fiel sie ihm ins Wort. „Aber hätten Sie es für jede Jüdin gethan? Ich meine, wenn ich alt und häßlich —"

„Judith!" rief Nathaniel. „Was sprichst du da?" Er war ganz fassungslos, auch der Graf schien betreten. „Welch' plumpe Koketterie!" fuhr es ihm durchs Hirn. Aber das schmerzvolle Beben um die blassen Lippen schien dagegen zu sprechen.

Des Vaters Zuruf brachte ihr erst zum Bewußtsein, wie ihre Frage gedeutet werden konnte. Wieder schlug ihr die Purpurröte übers Antlitz. „Nein! nein!" rief sie abwehrend, während sich die Augen mit Thränen füllten, „mein Gott, ich meinte nur . . ."

Sie konnte es nicht aussprechen. Herr von Wroblewski und der Rittmeister traten ein, dicht hinter ihnen Herr Severin mit seinem Sprößling und dem Vetter Jan.

Die Szene spielte sich programmgemäß ab. Wladko stammelte die ihm von Wroblewski vorgeschriebenen Worte; der Graf gab seine Erklärung ab; Jan sprach seine Ansicht aus, daß

Wladko sich nicht mehr gekränkt fühlen könne: die Herren schüttelten einander die Hände. Das alles währte kaum drei Minuten. Judith stand fast anteilslos da; „kein Wunder," meinte Herr Severin, als er mit seinem Anhang das Zimmer verließ, zum Rittmeister, „sie ist von der Ehre betäubt." Erst als sich auch der Graf zum Gehen anschickte, faßte sie sich wieder.

„Gnädigster Herr Graf," begann sie mit zitternder Stimme und ihre Hände falteten sich unwillkürlich, „Sie dürfen nicht etwa glauben, als ob ich vorhin . . . Nein, bei Gott, Sie thäten mir Unrecht! Aber sehen Sie, — ich weiß freilich nicht, ob Sie mich verstehen können, Sie, der vornehmste Herr hier, aus dessen Umgang sich jeder eine Ehre macht . . ."

Die Thränen erstickten ihre Stimme.

Ihm wurde seltsam zu Mute, als das arme, blasse, schöne Kind so in zitteriger Angst, mit emporgehobenen Händen vor ihm stand. Und das Gefühl, das sich dabei in seinem Herzen regte, ließ ihn auch das wirre Stammeln verstehn.

„Es wäre Ihnen zum Troste," fragte er, „wenn ich Ihre Frage von vorhin ehrlich bejahen könnte? Sie würden daraus schließen, daß einige unter uns das Vorurteil" — er verstummte, „nicht teilen," hatte er sagen wollen; das durfte er als ehrlicher Mann nicht aussprechen: er teilte es.

„Ja! ja!" rief sie.

„Nun denn — ich hätte es für jede andere Dame Ihres Glaubens gethan. Ich könnte mich sogar auf einen Zeugen berufen, Herrn von Wroblewski hier. Er hatte mir vorgestern zufällig dieselbe Frage gestellt und dieselbe Antwort erhalten."

Der Kreiskommissär hatte bisher mit angehaltenem Atem gelauscht. „So ist es!" sagte er eifrig, „auf Ehre."

„Dank! Dank!" murmelte Judith, und ehe der Graf es hindern konnte, hatte sie seine Hand erfaßt und geküßt.

Als Agenor in der nächsten Minute mit Wroblewski vor seinem Wagen stand und einsteigen wollte, fragte der Kommissär:

„Wollen Sie uns eine große Ehre erweisen, lieber Graf? Morgen liest uns der Dichter Wiliszewski, den Sie vielleicht dem Namen nach kennen, seine neuesten Verse vor. Engster Kreis, wir sind bisher nur unser fünf; meine Frau hat nämlich noch die Judith eingeladen, obwohl sich das Mädchen eigentlich nicht für Wiliszewski interessiert und das letztemal, als er las, den ganzen Abend im Nebenzimmer allein in den Albums geblättert hat . . . Dürfen wir auf Sie hoffen?"

Er blickte den Grafen forschend ins erregte Antlitz. Der verachtungsvolle Blick, der ihn traf, schien ihn gar nicht zu kränken, im Gegenteil, nun lachte er sogar.

Der Graf hatte den Blick gesenkt; die Hand auf den Wagenschlag gelehnt, stand er unschlüssig da.

„Bedaure," stieß er endlich kurz hervor. „Morgen Abend bin ich versagt."

„Wie schade!" rief der Kommissär. Der Wagen rollte davon, er sah ihm lächelnd nach und dasselbe Lächeln lag auf seinen Lippen, als er, in seiner Wohnung angelangt, seiner Frau sagte:

„Für morgen sechs Gedecke!"

(Fortsetzung folgt.)

„O nur ein Ziel . . ."

O nur ein Ziel, ein Ziel für die Gedanken,
Ein Ruhen nur nach eigner Wahl.
Daß sie nicht ewig um ein Bildnis schwanken
In steter Qual!

O nur nicht an dem dunkeln Fenster lehnen
Und starren in die Winternacht,
Damit der Schmerz, das trostlos heiße Sehnen
Nicht neu erwacht!

Singt nicht das Lied, das Lied voll süßer Gluten,
Das einst so gern, so froh ich sang.
Es löst der Thränen kaum gestillte Fluten
Sein holder Klang.

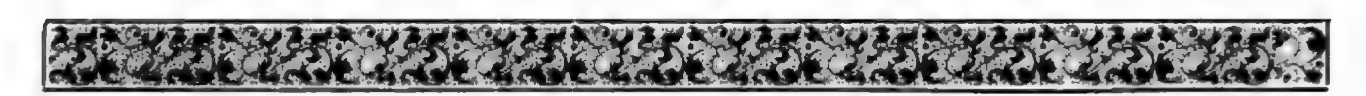
J. René.

In der Sommerfrische.

Du hattest lächelnd Deine kleinen Füße
Mir leicht und zierlich auf den Schoß gelegt,
Die zarten sind es wahrlich wert, o Süße!
Daß meine Hand sie kosend hegt und pflegt.
Sie haben für mein liebendes Verlangen
Sich heute schon so müd' gegangen.

Wie Viele sonst zu Füßen Dir gelegen,
Es waren Sklaven, denke nicht daran!
Jetzt bin auch ich in Fesseln Deinetwegen,
Doch als ein König, der Dir unterthan,
Und alle früheren Eroberungen
Sind nun vergessen und verklungen.

Hermann Lingg.



Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Dritter Auftritt.

Lumello, Sabina, Hauptmann, Fähnrich, junge Römerin, Spielleute; Otto und Romuald (kommen den Felspfad herab; Otto in einem schlichten braunen Pilgerkleid und im breitrandigen Pilgerhut, den Stab in der Hand). (Der Hauptmann ist erwacht und aufgestanden; auch das junge Paar hat sich genähert und hört lächelnd zu.)

Sabina. Fromme Pilger kommen:
Hört auf!

Lumello (ohne hinzusehn).
Ei, laßt sie. Gott hört gern Gesang. (Singt.)
„So warb ein schöner Ritter" —

Sabina (plötzlich, halblaut). Das ist der Kaiser!

Lumello (läßt die Laute fallen. Tritt dann schnell zu Sabina, legt eine Hand ihr auf den Mund. Leise.)
Still! Beim heiligen Kreuz,
Sprecht nicht ein Wort! — — Ihr irrt.

Sabina (leise). Ich irre nicht.
Nun hat er uns gesehn und deckt das Antlitz
Mit Hut und Mantel zu. Doch ist's der Kaiser.
Dort oben also haust er bei den Brüdern,
Und Ihr bewacht ihn hier!

Lumello (für sich, unwirsch). Beim Teufel auch,
Ich bin nicht schuldig. Warum steigt er nieder
Und zeigt sein Angesicht!

(Zu den andern, halblaut.)

So kommt. Wir gehen nun
Zur Burg zurück. Nehmt Eure Beine, Hauptmann,
Und wandert einem andern Schatten zu.

Hauptmann (seufzt). Wir sind ein wanderlustig Volk,
Herr Oberst;
Doch, mit Vergunst, wir thun des schier zu viel.
Das ist nicht gut —

Lumello. Doch muß es sein. Ihr, Fähnrich,
Voran! (Zu den andern.) Dem Fähnrich nach!

(Für sich, wie sich verantwortend.)

Der Herr ist schuldig!

(Lumello und die Seinen rechts ab. Otto und Romuald waren noch auf dem Felspfad stehen geblieben, wie in ein Gespräch vertieft; steigen nun vollends herab.)

Otto (bleich, tief ernst). Das lustige Volk ist fort.

Romuald. Mich dünkt, Ihr thatet
Nicht Recht, mein teurer Kaiser, diesen Frieden,
Der Euch verbarg, zu lösen —

Otto. Mich verlangte,
Auf Deinem frommen Gang ein Stücklein doch
Dich zu geleiten. (Umherblickend.) Hier erwart' ich Dich,
Bis Du zurückkommst; und mein Geist versenkt sich
Derweil in diese Trümmer großer Zeiten
Und in der Dinge Flucht.

Romuald. Hier stand ein Prachtbau
Nero's des Christenmörders.

Otto. Ja, ich weiß.

(Nach rechts hinausdeutend.)

Sublacus ward erbaut aus seinen Trümmern.

(Blickt nach links.)

Doch sieh, wie golden nun das Abendlicht
Das ernste Land verklärt! wie Fels und Hain
Und Thal im Chor der Schönheit Hymnus singen.
Ein Paradies!

Romuald (finster). Doch fast vom Herrn verlassen.

(Nach hinten deutend.)

Ich liebe mehr mein Kloster bei der Höhle
Des heiligen Benedikt.

Otto. O Du hast Recht.
Ja, dort ist Frieden! Wohl Dir, daß Dein Herz
Nach dieser heiligen Gottesnähe strebte! — .
Und wie ein Wunder schwebt das Klösterlein
Am jähen Fels, ein Schwalbennest, und hört
Den herrlich wilden Fluß tief unten brausen.

Romuald. Ich schaue mehr nach oben — und nach innen.
Du noch nach außen, Sohn!

Otto. Vergieb mir das.
Mein Auge, heiliger Mann, sieht Seligkeiten,
Die Dich nicht irren. Und der Erde Wunder
Fühl' ich noch tiefer im erstaunten Herzen,
Seit — — (Bricht ab.)

Romuald. Du verstummst. Seit wann?

Otto (zögernd, vor sich hinstarrend). Seit einer Stunde,
Da böse Geister, fürcht' ich, mich versuchten.

Romuald (betrachtet ihn forschend).
Dir steckt ein Dorn im Herzen. Reiß' ihn aus!

Otto. Drum kam ich her. — Wie half der Heilige sich

(Nach hinten deutend.)

Der dort zuerst gewohnt, als die Versuchung
So hart ihn anfiel?

Romuald. Vor des Geistes Augen
Stellt ihm der böse Geist ein prangend Weib,
Das ihm vor langer Zeit zu wohl gefiel.
Und heiße Liebessehnsucht brannt' in ihm
Verzehrend auf, trieb ihn zur Welt zurück.
Da fiel vom Himmel her ein Schein auf ihn;
Und in sich kehrend riß er sein Gewand
Von seinen Gliedern, warf sich in die Dornen,
Die wild und buschig vor der Höhle wuchsen.
So löscht' er seiner Seele Wunden durch
Des Körpers Wunden aus, und blieb und siegte.

Otto. So, Vater, kämpf' auch ich. (Für sich.) Doch ach! wie mir
Von Land zu Land, von jedem Mund gesungen,
Das „Media vita" folgt, so wandert mir
Durch alle Büßung und Kasteiung dies
Verklärte Bild schmerzvoller Schönheit nach,
Und jener Nacht Gedächtnis!

Romuald. Teurer Sohn!
Du bist der größte Fürst der Christenheit:
Und zu den Fürsten drängt sich die Versuchung.

O könnt'st Du frommer, hochgesinnter Jüngling
Auch noch das Letzte thun: Dein Haupt entkrönen,
Die Welt verlassen, und mit uns dort oben
Dem Herrn Dich zubereiten!

Otto (für sich). Immer leuchtet
Der Wange Elfenbein mir durch die Nacht.
Ihr Hauch umduftet mich! Die Zähne blinken.

Romuald. Du sagst mir nichts auf meine Rede, Kind.

Otto (sich fassend). Ich sinne. Sinnend hör' ich, was Du sprichst.

Romuald. Gott gab schon einmal meiner Rede Kraft.
Petrus Urseolus, Venedigs Herzog,
War schwer von Schuld bedrückt: da zerrt' ich eifernd
So lang' an seiner Seele, bis er heimlich
Von Land und Krone ließ und mit mir zog,
In Katalonien ganz dem Herrn zu leben.
So red' ich heut' zu Dir!

Otto (für sich). In meinen Armen
Lag sie, und all' ihr Leben. Und vom Boden
Hob sich ihr Dolch, und traf mich . . .

(Fährt aus seinen Gedanken auf. Laut.)

Warum schweigst Du?

Romuald. Weil Du nicht sprichst, — nicht hörst.

Otto. Ich hörte Dich.
Ich soll die Welt verlassen, wie Du meinst.

Romuald. Auch Ratchis that's, der Langobardenkönig.
Papst Zacharias warf so heilige Glut
In seine Seele, daß er, sich entkrönend,
Im Mönchsgewand nach Mons Casinus ging! —
Zwar, Du bist jung — und heiß —

(Verstummt, da er Otto wieder in sich versunken sieht.)

Otto (für sich). O warum rief ich:
„Wach auf!“ Zu früh zerging der junge Traum:
Das holde Wunder, scheu wie Vögel, hob sich
Aus meinem Arm hinweg!

Romuald. O Sohn! O Sohn!
Dir steckt noch immer jener Dorn im Herzen.
Was seufzest Du?

Otto. Um mich. — Nach Freiheit ring' ich;
Nach Gottes Frieden.

Romuald. Laß die Welt!

Otto. O Vater,
Wie gern gehorcht' ich! Wer erlöst mich sonst? —
Doch schwankt das Schiff des Reichs. Ich kann es so
Dem Sturm nicht lassen; muß nach Rom noch ziehn —

Romuald (feierlich).
Wenn Du nach Rom ziehst, siehst Du uns nicht wieder. —
Fahr wohl! Mich ruft es zu dem siechen Mann,
Der mein begehrt.

Otto. Vergönne mir noch Frist,
Du frommer Eif'rer. Dort im Ölbaumhain,
Wo nur das Licht in heiliger Dämm'rung schmilzt,
Will ich mit Gott und meiner Seele sprechen.
Dann wart' ich hier, bis Du mir wiederkehrst —
Und helfe Gott dann meiner Seele!

Romuald. Amen.

Otto. Bis dahin fahre wohl!

(Tritt hinten links in das Ölbaumwäldchen; ab. Romuald blickt ihm nach.)

So mischen sich
Noch Wein und Erde in dem goldnen Becher. —
Doch klärt sich wohl der Wein!

Vierter Auftritt.

Romuald; Stephania und Beatrix (kommen von rechts hinten. Stephania ähnlich wie Otto als Pilgerin gekleidet, verschleiert.)

Beatrix (nach hinten deutend). Hier geht's hinauf.

Stephania (erblickt Romuald).
Bleib noch. Dort steht der Heilige, den ich suche.
Ich red' ihn an!

Romuald (für sich). Nun seh' ich ihn nicht mehr.

(Wendet sich, geht nach rechts. Stephania tritt ihm in den Weg, kniet nieder.)

Stephania. Mein heiliger Vater!

Romuald. Heilig nicht. Was wollt Ihr?

Stephania. Ihr seid der vielgepries'ne Romuald —

Romuald. Den Namen trag' ich.

Stephania. Und zu Euch begehr' ich;
In Euer Ohr zu legen, was mich drückt,
Und mich in strenger Beichte zu entlasten.

Romuald. Mich rief zu gleichem Dienst ein siecher Mann,
Der meiner harrt.

Stephania. So geht. Ich werd' Euch hier,
Wenn's Euch geliebt, erwarten.

Romuald. Wer mich ruft,
Im Dienste Gottes, findet mich gewiß.
So wartet hier! (Vorne rechts ab.)

Stephania (steht auf). Laß' mich allein. Ich will mich
Hier betend sammeln, bis er kommt. (Entschleiert sich.)

Beatrix. Was willst Du
Ihm sagen, Schwester?

Stephania. Was ich Dir nicht sage.

Beatrix. Du denkst an Rache noch. Ich hab' im Traum
Dich stöhnen hören, Deiner Seele fluchen,
Des Kaisers Namen rufen.

(Stephania fährt zusammen; doch sie schweigt.)

Warum kann
Dein Herz nicht ruhn? Was war Crescentius Dir?
Du liebtest nie den harten Mann. Du warst
Nur Deiner Pflicht und seinem Ruhm getreu.
Nun liegt er still im Grab, von Gott getroffen.
Laß ihn da ruhn!

Stephania (dumpf vor sich hin).
Ich lass' ihn. Doch es läßt,
Ein andrer mich nicht ruhn.

Beatrix. Der Kaiser, meinst Du.

(Stephania schließt die Augen und schweigt.)

Er war Dir mild und gnädig wie ein Gott.
Kannst Du ihn hassen?

Stephania. Schweig!

Beatrix. Auch schön wie Götter,
Er hat Apoll's Gestalt, und Christus' Augen!

Stephania (sucht zu höhnen). Du liebst ihn, däucht mir!

Beatrix. Wär' ich Du, ich wär'
Ihm nicht so gram wie Du!

Stephania. Ich bat Dich: geh.
So geh denn.

Beatrix (ergeben). Wie Du willst. — Doch morgen ziehn
Wir nach Präneste heim?

Stephania. Nun ja, so denk' ich.

Beatrix. Am Turm des Nero wart' ich, bei dem Thor,
Das nach Präneste führt.

Stephania (nickt). Ich werde kommen.

(Beatrix hinten rechts ab.)

Ihn hassen! — Könnt' ich's! Das ist mein Gebet.

Wo blieb der Tote mir? — In Deutschland hört' ich:
Liegt ein erschlag'ner Mann im Wald, so tragen
Rotkehlchen Blumen oder Blätter zu,
Das Angesicht des Toten zu bedecken.
So trägt mein Herz beständig, Tag und Nacht,
Das dunkle Kraut, das uns vergessen lehrt,
Auf meines Toten Bild; und nur den andern,
Den mit den Christus-Augen, sieht es noch,
Und will, als wär's beschwor'ne Pflicht, ihn segnen.

(Wirft sich auf den Betschemel zur Rechten auf die Kniee, dem heiligen Bild an dem Baum vor ihr zugewendet.)

O heilige Jungfrau! hilf mir! sei mir gnädig!
Dir gab ich — ach, zu schnell — das furchtbare
Gelöbnis: weh mir! halten kann ich's nicht.
O nimm's von meiner Brust, und nimm zugleich
Die junge Schuld hinweg!

Fünfter Auftritt.

Stephania; Otto (kommt von hinten links zurück, tief in sich versunken).

Otto. Die Seele sträubt sich;
Sie hängt an ihrer Lust. So klammert sich
Der Säugling an die Brust, die wunderwirkend
Sein junges Leben nährt . . . Es glüht auch hier
Ein neues, wonniges Leben; — ist es Hölle,
Dann spielt's der Himmel gut!

(Erblickt die abgewendet knieende Stephania.)

Ein betend Weib —
Sie lehrt mich, was ich thun soll. Seele, schwing' dich
Gen Himmel im Gebet!

(Kniet zur Linken, von Stephania abgewendet, vor dem heiligen Bild des andern Baums. Leise.)

O Heiland! hilf mir!
Erlös' vom Übel mich, auch wenn ich's liebe;
Durchs Thal des Weh's führ' mich in Deine Lust!

Stephania (für sich)
Zu beten, ach, vergaß ich, dacht' an ihn. —
Heil'ge, vergieb mir! Sein gedenkend fühl' ich
Mich besser, reiner, als ich war und bin;
Andächtig staun' ich, wie mein Herz sich heiligt.
Ist's dennoch Sünde, nimm sie sanft von mir
Und mit ihr diese Thränen!

Otto (leise betend). Blutiger Heiland — —

(Horcht auf. Für sich.)

Sie seufzt, die Pilg'rin. — Mich durchfuhr's. So seufzte
In jener Nacht Stephania, und erwachte . . .
Noch einmal. Tief und ernst und süß wie damals! — —
Gemahnt an sie mich alles?

(Wieder leise betend, doch vor Erregung allmählich die Stimme hebend.)

Gott der Gnade!
Gieb meiner Schwäche Kraft! Und wie ich damals
Der bleichen Schläf'rin, ruf Du meinem Herzen,
Das träumend schläft: „Wach auf!“

Stephania (fährt zusammen. Horcht. Für sich.)

„Wach auf!“ — Dort betet
Noch einer, merk' ich. Und „wach auf!“ erklang's,
Als wär's die eine, nie vergeß'ne Stimme.
Die mich zurück ins bittre Leben rief.
Ein holder Engel Gottes schien er mir,
Da ich emporsah —

(Wieder betend, mit erregter Stimme.)

Hilf, o hilf, o Jungfrau!
Warum verläßt Du mich? Ich rufe Dich;
Ihn aber hör' ich: hör' ihn aller Orten.
Soll ich in ihm vergehn?

Otto (horcht auf). Beim ewigen Himmel,
Das ist Stephania. Äfft mich nicht der Erzfeind,
So sprach dort ihre Stimme! (sich betastend) Ich bin wach,
(erhebt sich) Und stehe aufrecht; — und sie seufzt: ich hör's.
Die Kniee zittern mir! — doch hingehn muß ich,
Ich muß ihr Antlitz sehn. — Sie spricht!

(Tritt leise und horchend näher.)

Stephania (betend, halblaut). Ihr Heil'gen,
O rettet mich! Mein Herz ist sündenschwer.
Es sehnt sich nach dem Feind, es hängt in Liebe
Am Mörder des Crescentius!

Otto (hinter ihr). Gott und Herr!

Stephania (fährt empor, wendet sich; mit einem Aufschrei).
Der Kaiser!

Otto. Ja, er ist's. — Mein Blut erstickt mich,
Mein Aug' wird dunkel. Doch kann Freude töten?
Nein, nein. Ich lebe. Ewig leben will ich,
Seit ich gehört —

Stephania. Weh mir!

Otto. Es hängt Dein Herz —

Stephania. O heiliger Gott!

Otto. O seufzt nicht so. Es leuchtet
Ein himmlisch Licht auf einmal durch die Nacht
In meiner Seele, und „Erlösung!“ ruft es.
Mir war so bang' nach Euch, wie Euch nach mir;
Vor dieser Not des jungen Herzens floh ich
Wie vor dem bösen Feind — bis Rom — bis hier
Und mich kasteiend lag ich Tag und Nacht
Vor Gott im Staub. Dort lag ich jetzt, wie Ihr,
Und rief: „erlöse mich!“ — Doch immer sang mir's
Im Ohr, wie früh im lenzdurchschwülten Wald
Von allen Zweigen jauchzende Vögel singen:
„Nein, nein, es ist nicht Sünde! Gottes Wille
Schuf Dir's in Deine Brust!“ — Nun strahlt der Tag,
Hinweg mit allen Martern des Gewissens!
Hinweg, ihr bösen Feinde, Sündenwahn,
Entsagung, Weltfurcht, Greisenfrost der Seele;
Mein junges Herz, vom jungen Lenz umsungen,
Vom Phöboslicht der Schönheit angestrahlt,
Vom goldnen Pfeil getroffen, lacht gen Himmel,
Und fliegt an Deine Brust!

Stephania (für sich). O Heiland! Wie
Die goldne Stimme mich berauscht!

Otto. Ihr schweigt.

Stephania. Ich war des Mannes Frau, den Ihr gerichtet.

Otto. Ihr war't des Mannes Frau, den ich gerichtet;
Und doch geschah uns dies . . . O hört! Ihn strafte
Der Richter auf dem Thron, das schwerverletzte
Szepter des Reichs. Der hier nun steht, vergab Euch
Den Mordstreich jener Nacht, und trank mit Euch
Aus Gottes Kelch Versöhnung und Erbarmen.
Gott rief uns selbst zusammen! meint Ihr nicht?
Hier knieten wir und baten: rette mich
Vor jenem Feind! Da hoben wir die Augen
Und sahen uns, und blickten uns ins Herz.
Und ich, noch beb' und staun' ich . . . Nie gefiel mir
Ein Weib zuvor; nun weiß ich nichts, als Euch.
Und Ihr, die Rächerin —

Stephania. O heilige Mutter!
Otto. Ruft nicht zu ihr; auf Gottes Stimme hört,
Der aus den Zweigen dieser Bäume spricht!
Hier will ich euch vereinen!
Stephania. Was begehrt Ihr?
Otto (faßt ihre Hand). Unsäglich Glück.
Stephania (ihm langsam die Hand entziehend).
Und Ihr mißtraut mir nicht?
Otto (blickt ihr in die Augen). Nein.
Stephania (legt eine Hand aufs Herz; leise). Habet Dank.
Otto. Und Ihr? Traut Ihr mir nicht.
Stephania. O Ihr —! — — Ich kann vor Euch mich nicht verstellen,
Wie sonst wir Frau'n, um uns zu schützen, thun.
Nie sah ich einen Mann in meinem Volk
Von Eurer Art: so rein, so jung, so selig.
In Euren Armen muß die Schuld zur Tugend,
Die Sünde heilig werden! — — Engel Gottes!
Wie sinnverlassen red' ich!
Otto. Redet, singt mir
Der Götter Glück ins Herz! (Kniet vor ihr.)
Stephania. Steht auf! Ihr sollt
Vor mir nicht knie'n. Auch sinkt die Nacht vom Himmel.
Fahrt wohl! Fahrt wohl!
Otto (steht auf). Und sinkt die Nacht vom Himmel,
Dürft Ihr allein nicht gehn. Wohin? Ich führ' Euch.
Stephania (tonlos, mit schwacher Stimme).
Zum Turm des Nero will ich; bei dem Thor,
Das nach Präneste führt.
(Es dunkelt. Den Felsweg steigt langsam eine Schar von Pilgern und Pilgerinnen herab; die Männer singen.)
Gesang der Pilger (schon hinter der Szene beginnend).
Media vita in morte sumus.
Quem quærimus adjutorem,
Nisi te, domine,
Qui pro peccatis nostris
Juste irasceris?
Stephania (während des Gesangs). Sie sehn uns hier . .
Hinweg!
Otto. Das „Media vita", das von Land
Zu Land mir folgt. „Im Leben Tod" . . . Ich will nun
Im Tod noch leben! — Gebt die Hand. Ich führ' Euch.
(Mit ihr ab, hinten links; Stephania wie willenlos von ihm geführt, den Schleier wieder über das Gesicht ziehend. Der Gesang dauert noch fort. Die Pilger kommen herab.)

Sechster Auftritt.

Pilger und Pilgerinnen; Romuald (von vorne rechts), dann Gregorius (von links).

Romuald (für sich).
Wo blieb der Kaiser? Nicht mehr hier? — — Und sie,
Die Büßerin?
Gregorius (tritt auf; für sich). Stephania seh' ich nicht.
Kam ich zu spät?
(Ein Glöcklein läutet hinter der Szene; rückwärts, von der Höhe.)
Romuald. Die Abendglocke läutet.
(Betet stumm. Gregorius und die Pilger desgleichen, ihre Häupter entblößend. Dann ziehen die Pilger weiter, die nächste Strophe des Media vita beginnend.)
Gesang. In te speraverunt
Patres nostri.
Speraverunt
Et liberasti eos.
Sancte deus!
(Während des Gesanges fällt der Vorhang.)
(Die weiteren Aufzüge folgen.)

Ein falbes Blatt.

Wie lieb' ich dich, herbstlicher, sonniger Tag,
Da silberne Fäden durchspinnen den Hag!
Die lange schon schwiegen, der Fink und der Staar,
Als kehrte der Lenz zurück, singen sie klar.
Doch klingt's durch ihr Lied so wehmütig und bang,
Sie wissen's zu gut nur, es währt nicht mehr lang,
Da ferne der eisige Winter schon droht —
Ach, süß ist das Leben, doch bitter der Tod.

Buntfarbige Astern, seid herzlich gegrüßt,
Weil ihr mir den scheidenden Sommer versüßt,
Doch schimmern auch Thränen im leuchtenden Blick,
Ihr ahnet vielleicht schon das herbe Geschick,
Das eurer am kommenden Morgen schon harrt,
Ihr neiget das liebliche Antlitz erstarrt;
Erblassen muß alles in grimmiger Not
Ach, schön ist das Leben, doch schrecklich der Tod!

Ihr falbenden Bäume, wie steht ihr erglüht,
Viel feuriger als ihr im Maien geblüht!
Ihr fühlt wohl im Baste schon stocken den Saft,
Da rafft ihr zusammen noch einmal die Kraft,
Zu wehren euch gegen den tödlichen Stoß
Und wisset es nicht: ihr verblutet euch bloß.
Zu sterben verlangt ein brutales Gebot —
Ach, kurz ist das Leben, doch ewig der Tod!

Wie ein stummes, unsagbares Weh, wie ein Fluch,
Ein noch nicht vollzogener Todesspruch,
Wie ein krampfhaft verhaltenes Schluchzen durchstöhnt
Es Wälder und Fluren, vom Echo verhöhnt.
Ein Schauder erfasset das Herz vor der Nacht,
Aus der nicht ein Auge zum Licht mehr erwacht,
Die alles verschlinget, was blüht und was rot —
O süß ist das Leben, so bitter der Tod!

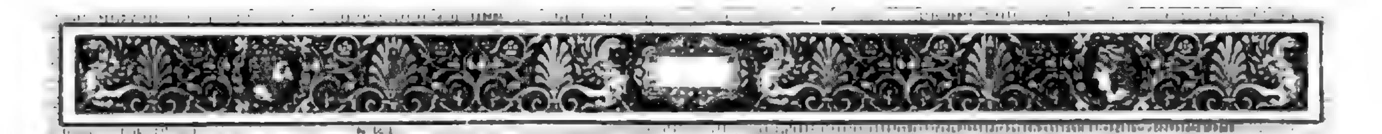
Armin Werherr.

Kampf.

Umsonst, ich zwinge sie nicht nieder,
Der Minne Sturmflut bricht herein,
Wie Möven flattern meine Lieder
Ruhlos im fahlen Wetterschein.

Der Sehnsucht weiße Segel fliegen,
Es schäumt und tost in wilder Kraft.
Wirst du dich beugen, wirst du siegen,
Unselig süße Leidenschaft!?

Sophie von Khuenberg.



Theodor Fontane.

Von Maximilian Harden.

Vor mir liegt eine treffliche Photogravure. Ein energischer Manneskopf, noch dunkle, langsträhnige Haare, ein grauer Bureaukratenbart an den straffen Wangen, der Mund verdeckt durch einen mächtigen Wachtmeisterschnurrbart; und drunter schrieb eine Hand, die sichtbarliche Freude hat an phantastischem Schnörkelwerk: Th. Fontane. Ein vortreffliches Bild, das den ganzen Mann giebt: und doch eines nicht, nicht das Beste und Schönste an dem Manne: sein großes, blaumildes Auge, sein echtes „Fritzenauge“, aus dem des jungen Siebzigers duldsame Lebensfreudigkeit so wunderhell und seelenvergnügt in die bunte, sonderbare Welt hineinlacht. Wenn man an dieses Auge denkt, erst dann sieht man ihn vor sich, unseren Theodor Fontane.

Wollte man ihm ein zierlich korrektes Geburtstagssträußchen winden und zu jedem der siebzig Lichter um den altdeutschen Festkuchen sein säuberlich das dazu gehörige biographische Material schichten nach altem litterarischem Gratulantenbrauch: er würde gar spöttisch dreinschmunzeln. Denn — er hat's selbst gesagt: „Was mir fehlte, war: Sinn für Feierlichkeit“. Und mit feierlicher Einregistrierung seiner sämtlichen Werke, mit mühsam erhitztem Jubiläumslobspruch wäre nicht dem Leser gedient, der hier einen ganzen Menschen und einen ganzen Dichter obendrein lieben lernen soll, nicht dem Dichter selbst, der einmal geklagt, das meiste, was über ihn geschrieben worden, sei „recht leb- und lieblos“. Nein: Fontane, der Dichter und der Kritiker, ist die lebendig gewordene Verneinung aller Pedanterie, und wer ihn grüßen will und feiern bei seinem Eintritt in das siebente Jahrzehnt, darf kein gedrechselt Sprüchlein herplappern. Drum will ich's machen wie der wohlbekannte „Wanderer durch die Mark“: auf gut Glück will ich hinausziehen in die vertraute Fontanewelt, und wo ein heller Ausblick, eine vergnügliche Ruhstatt zum Verweilen ladet, da wollen wir zu kurzer Rast uns laben.

In Neu-Ruppin, der markbekannten Bilderbogenstadt, ward er am 30. Dezember 1819 geboren: das Geburtsjahr des Pessimistenbreviers, genannt „Die Welt als Wille und Vorstellung“, gab auch dem unverwüstlichsten modernen Optimisten das Leben, der, obschon nie nach Verdienst erkannt, froh in den düsteren Winterabend hineinjubelt:

„Das Leben lacht, trotz Sturm und Klippen,
Nur Steurer muß die Liebe sein.“

Als Apotheker hat Fontane, wie Ibsen, Pillen gedreht und Pülverchen gemischt; bald aber trieb's ihn von Ruppin nach Berlin, und hier ist er Zeitungsschreiber geworden und ist's geblieben bis auf den heutigen Tag und hoffentlich auf manches gute Jahr noch ferner hinaus. Es ist noch nicht alles dagewesen: der Neu-Ruppiner von Anno 1819 ist im neuen Berlin von 1889 der „modernste“ Kritiker, und Realisten und Naturalisten sehen hoffend auf ihn, den Führer. Schon der zappelnde Theo war seinem Jahrgang eben um rund zwölf Monate voraus, und da er all' seines Lebens Tage rüstig vorwärts schritt, hat er die Alten um ein gewaltig Wegstücklein überholt. Heut ist er siebzig, doch sein „Herze, glaubt's, ist nicht erkaltet“: so frisch blüht sein Alter wie greifender Wein, und so ruft er den kecken Zweiflern zu:

„Ich bin wie Wein, der ausgegohren:
„Er schäumt nicht länger hin und her,
„Doch was nach Außen er verloren,
„Hat er an innrem Feuer mehr.“

Soll ich umständlich berichten, wie er, „ein kleines Kirchenlicht“ mit anderen poetisch Strebenden, „Studenten, Leutnants, Refrendare“, den ersten Dichterverein gegründet, wie er mit dem sorgsamen Kunsthistoriker Franz Kugler die „Argo“ herausgab, wie er später mit Scherenberg, Lepel, Kugler, Eggers, Storm, mit Adolf Menzel, Wolff und Drake, mit dem um elf Jahre jüngeren Paul Heyse in dem „Tunnel“ sich zusammenfand, der Berliner litterarischen Gesellschaft der fünfziger Jahre? Die Preußen-Hauptstadt hat sich gewandelt im Laufe der Zeiten, die alten Stadtmauern sind gefallen, neue prächtige Viertel sind aus der Erde erstanden, die Mode hat oft gewechselt, und Rohrpost und Telephon nehmen den Platz der alten langsamen Stadtbestellung ein: aber der alte Fontane sitzt nicht griesgrämig in der Ecke und brummelt Gegenwartlästerliches in seinen buschigen Bart: mit munterem Schritt streift er durch die Straßen, und überall weiß er sich Freuden zu finden, wo es lebt und webt, wo man irrt und wirrt, wo es „kribbelt und wibbelt“.

Manch guter Mann ist in Stadt und Grafschaft Ruppin zur Welt gekommen. Joachim Hans von Zieten, der „Ahnherr aller Husaren“, und Karl Friedrich Schinkel, ganz der Baukünstler, von Gustav Kühn's buntem Weltenruhm zu geschweigen: allen hat Fontane landsmannschaftlichen Gruß geboten in Lied und Spruch, doch keinem freudiger, mit blutsverwandterer Art, als dem Größten von allen, die je im Ruppinschen geweilt: dem Großen Fritzen, der, ehe er nach Rheinsberg ging, volle vier Jahre im Ruppiner Stadtschlosse seinen festen Wohnsitz hatte. Wie Adolf Menzel der Maler der Fridericianischen Zeit geworden ist, so ward Fontane ihr Dichter; und wenn man sein Schaffen und die Totalität seiner Eigenheiten betrachtet, erinnert er selbst an „jene reizvolle, aus prosaischen und poetischen Elementen wunderlich gemischte Zeit, die ihr Kleid in den Schlössern der Ludwige, ihren Gehalt aber in den Schlössern der Friedriche empfing.“ Der Freund des Herrn von Voltaire, der „premier Prussien lettré“, dessen wundersames Königsauge auf einen spöt-

lich verzogenen Mund herniederschaut, er mußte dem in der Mark heimisch gewordenen Hugenottensprößling ein leuchtendes Ideal werden, und eines, dem man Liebe mehr noch als Bewunderung entgegenbringt. Man braucht kein abstammungssüchtiger Philologe zu sein, um in Fontane's Wesen die steife Märkergradheit, mit dem an Rabelais und Voltaire gemahnenden esprit gaulois vereint zu finden: der französische Kolonist aus der Sandbüchse kann lachen wie ein Franzos und schwermütig sein trotz dem teutschesten der Teutschen.

Der junge Prinz von Homburg hat einst in Fehrbellin, unweit von der Ruppinerstadt, den Lorbeer gepflückt mit verwegener Hand. „Wie fand er den auf meinem märk'schen Sande?" Wir fragen's mit dem großen Kurfürsten, wenn wir unseres Fontane urmärkischen Dichterruhm betrachten. Fontane hat die Mark für die Lyrik entdeckt; Dörfer und Städtchen mit den abscheulichsten Namen:

„Bamme, Damme, Kriele, Krielow,
Petzow, Retzow, Ferch am Schwilow,
Zachow, Wachow und Groß-Bähnitz,
Marquardt an der stillen Schlänitz,"

er hat sie heimatsberechtigt gemacht im Reiche der Poesie durch die starke Liebeskraft, mit der sein Denken und Sinnen und Träumen an der Scholle haftet. Keiner hat die kargen Reize des märkischen Lenzes besungen wie er:

„Wo Sumpf und Lache jüngst gebrodelt,
Ist alles in Teppich umgemodelt,
Ein Riesenteppich, blumengeziert,
Viele Meilen im Geviert.
Tausendschönchen, gelbe Ranunkel,
Zittergräser, hell und dunkel,
Und mitteninne (wie das lacht!)
Des roten Ampfers leuchtende Pracht.
Ziehbrunnen über die Wiese zerstreut,
Trog um Trog zu trinken beut,
Und zwischen den Trögen und den Halmen,
Unter nährendem Käuen und Zermalmen,
Die stille Herde: . . . . das Glöcklein klingt,
Ein Luftzug das Läuten herüberbringt."

Fontanes Lyrik ist etwas ganz Eigenartiges; wie eine saftreiche Kiefer neben künstlichen Zierpflänzchen, die mühselig am Spalier emporklettern, ragt sie neben der gewöhnlichen Goldschnittpoeterei himmelan, wurzelfest, die kräftige Schöne dem Erdreich ringsum entsaugend. Ihre Stoffe sind fast stets die einfachsten: ein Haferfeld, ein Bauernhof mit lustig skandalierendem Hühnervolk regt in dem Dichter eine Reihe von poetischen Stimmungen an, so gut wie der Anblick der Weltstadtstraße oder der Tiergartenwege. Was ihm gefällt, fragt ihn ein weltschmerzelnder Spötter, und die Antwort heißt:

„Lieber Freund, mir gefällt noch allerlei:
Jedes Frühjahr das erste Tiergartengrün
Oder wenn in Werder die Kirschen blühn,
Zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser,
Der alte Moltke, der alte Kaiser,
Und dann zu Pferde, eine Stunde später,
Mit dem gelben Streifen der „Halberstädter";
Kukuksrufen, im Walde ein Reh,
Ein Spaziergang durch die Läster-Allee,
Paraden, der Schaper'sche Goethekopf
Und ein Backfisch mit einem Mozartzopf."

Man möchte des Citierens kein Ende finden, so viel Schönes und Großartiges steht in dem starken Gedichtbande; die herrlichen englisch-schottischen Balladen sind am meisten bekannt geworden, und kaum vergeht ein Konzert, ohne daß Herr Archibald Douglas uns klagt, wie er's getragen sieben Jahr, wie er's nicht kann tragen mehr. Die modernen Balladen („John Maynard", „Und alles ohne Liebe", „Kaiser Friedrich's letzte Fahrt" u. a.) haben ein weniger breites Publikum gefunden, und doch möcht' ich sie in ihrer wundervollen Verschmelzung von Wirklichkeitstreue und Romantik dem Allerbesten beigesellen in unserer Litteratur; ich ziehe Fontanes Lyrik den meist trockenen und eckigen Gedichten von Gottfried Keller weit vor: sie sind wärmer, runder, weicher, und selbst wo sie rauhes Kriegertum verherrlichen, fehlt ihnen die ungeschlachte Grobkörnigkeit des Schweizers.

Nach Schleswig-Holstein, nach Frankreich ist Fontane

gezogen mit dem Preußenheer, und in den Büchern „Aus den Tagen der Occupation“, „Kriegsgefangen“, hat er in seiner farbenreichen Weise die siegreichen Feldzüge gemalt; aus Großbrittannien bracht' er die Balladen, den „Sommer in London“, „Jenseit des Tweed“; immer aber trieb es ihn bald wieder zurück in die Heimat, und was er auch Schönstes sah da draußen, es gemahnte ihn nur an die ferne, die vaterländische Schönheitswelt.

„Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
„Die sind das Glück und sind die Welt.“

Die Heimat hat ihm übel gelohnt: kein populärer Erfolg ward ihm zu teil, der keiner Klique angehört und bei keiner Lobesversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit eingekauft ist. Man weiß es einfach nicht, daß der altbekannte „Th. F.“ aus der „Vossischen Zeitung“ einer der größten Dichter ist und der modernste obendrein im Bannkreise der Reichshauptstadt und drüber hinaus. Kaum daß man seine „Wanderungen durch die Mark“*) und ihre jüngste Fortsetzung, die „Fünf Schlösser“*) recht kennt, jene merkwürdigen, ohne Zwang durch die Jahrhunderte fortlaufenden Kulturbilder aus der Brandenburger Mark, in denen der Erzähler nach alter Freunde Art sich gehen läßt und abirrt vom planen Wege, um dem reichen Schatze seiner Erfahrungen Parallelen zu entnehmen und Gegenstücke aus neuer und neuester Zeit. Historischer Sinn und dichterische Anschauung gesellen sich hier zu erfreulichstem Verein; der Erzähler und seine Helden sind auch darin stammverwandt, daß sie nach Märker Art mehr dem Sein als dem Schein nachfragen und wo solchermaßen Dichter und Dargestelltes sich begegnen, da muß in jedem Falle etwas Ganzes zu stande kommen.

Tritt hier die Gabe scharfen Erfassens, liebevoller Durchdringung des Materials mit lebendigem Reiz hervor, so erscheint die Wirkung noch gesteigert, konzentriert und vertieft zugleich, in den poetischen Erzählungen, die Fontane seit etwa zwölf Jahren veröffentlicht hat. Ich will sie der Vollständigkeit wegen hier nennen, ohne dabei ins Einzelne mich verlieren zu können; es sind der historische Roman „Vor dem Sturm“, der die preußischen Zustände nach dem Jenaer Zusammenbruch schildert, und die knapperen Lebensbilder „Grete Minde“ (1880), „Ellernklipp“ (1881), „L'Adultera“ (1882), „Schach von Wuthenow“ (1883), „Graf Petöfi“ (1884), „Unterm Birnbaum“ (1885), „Cécile“ (1887), und endlich das Letzte und Beste was Fontane geschaffen, der Roman „Irrungen, Wirrungen“. (Leipzig, F. W. Steffens, 1888.)

Dieser echteste, über die Versuche der Anderen weit emporragende Berliner Roman verdiente wohl, in einem Sonderaufsatz betrachtet zu werden: es ist einfach ein Meisterwerk, was Fontane da geschaffen. Ein geistreicher Beurteiler hat den Roman die „Naturgeschichte des Verhältnisses“ genannt, und in der That ist vielleicht niemals vorher so fein und kraftvoll zugleich das Entstehen und Vergehen jener flüchtigen Herzensbündnisse geschildert worden, die im Getümmel der Großstadt jeder neue Tag in immer neuer Gestalt knüpft und löst. Und wie hier ein ehrenhafter Offizier und ein vortrefflich geartetes Mädchen aus dem Kleinbürgertum einander finden und beglücken und doch wieder lassen müssen unter dem zwingenden Drucke der Standesvorurteile, so begegnen sich auch die zwei Welten des alten und des neuen Berlin, die kleinen Leute aus den Hinterhäuschen und die Bewohner der stolzen Mietspaläste. Alles ist gleich liebevoll angeschaut, gleich lebendig dargestellt: ein Gespräch mit dem Droschkenkutscher, der bei glühendem Sonnenbrand durch die staubigen Straßen rasselt und schüttelt, und ein Frühstück bei Dressel; die Unterhaltungen des Gemüse züchtenden Ehepaares Dörr und die leichtherzigen Konversationen glänzender Reiteroffiziere auf dem Kasinobalkon. Die einzige wirklich dichterische Objektivität, die in der Vielseitigkeit der Standpunkte besteht, waltet in gleichsam selbstverständlicher Milde in diesem Werk; jenseit von Gut und Böse — nach dem Wort des Friedrich Nietzsche — steht der Dichter, und ohne Bitterkeit, ohne ausdringlich moralisierende Tendenz betrachtet er Menschen und Dinge um sich her.

Ohne Bitterkeit! Fontane kennt diese fressende Empfindung nicht; er sieht die Modeerfolge Anderer ohne Neid, er trägt das Schweigen der sonst so geräuschvollen Lober über seine eigenen Werke ohne Groll; er kann warten. Inzwischen benützt er sein kritisches Amt zu entschlossenem Eintreten für alles, was ihm groß erscheint und lebendig; er mag oft irren, aber er scheut auch niemals vor einem rückhaltlosen Irrtumsbekenntnis zurück; nicht Recht haben will er und behalten, sondern das Rechte suchen, und das Echte fördern. Und wenn er, der Kritiker des gesunden Menschenverstandes und der „Vossischen Zeitung“, dahin gelangt ist, für Ibsen mit eifernder Wärme einzutreten, so ist er doch auch als Kritiker viel zu sehr Dichter, um in verrannte Einseitigkeit geraten zu können. In eine Liste seiner Lieblingsbücher trug er neben Zola auch Cooper, neben Eugen Sue auch Lew Nicolajewitsch Tolstoi ein, und er war mutig genug zu bekennen: „Goethes Prosa, die ich bewundere, läßt mich kalt bis auf diesen Tag.“

Er schreibt freilich anders als der klare, in antiken Vorstellungen lebende Olympier. Fontane schreibt, wie er denkt und dichtet: wunderlich, behaglich, umständlich, sprunghaft, aber niemals langweilig und stets individuell. Mancher hat's ihm abzugucken versucht, aber es blieb stets beim Räuspern und Spucken, bei den absonderlichen Wortbildungen und den zerhackten Sätzen. Was beim Original originell ist und naturgemäß, in der Kopie wurde es zu unleidlicher Manier. Fontane, der Stilist, ist ein self-made-man, und keine Schule, keine Litteraturströmung kann den ganzen Fontane für sich in Anspruch nehmen wollen. Er ist nicht Romantiker, nicht Realist und nicht Naturalist im Sinne der strikten Observanz; er ist „selber einer“.

Es ist nur eine Skizze, die ich hier bieten konnte, und ich will zufrieden sein, wenn sie dem Leser den Wunsch nach intimerer Vertrautheit mit dem liebevollen Wirklichkeitsdichter erregt. Die Worte, welche Fontane dem ersten Bande seiner „Wanderungen“ vorausgeschickt, möchte ich als Motto vor diese Arbeit und vor alle Fontanestudien setzen: „Eine Fülle, ein Reichtum sind mir entgegengetreten, denen gegenüber ich die bestimmte Empfindung habe, ihrer niemals Herr werden zu können .... Und sorglos hab' ich gesammelt, nicht wie einer, der mit der Sichel zur Ernte geht, sondern wie ein Spaziergänger,

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz.

der einzelne Aehren aus dem reichen Felde zieht .... Möchten sie auch in Andern jene Empfindungen wecken, von denen ich am eignen Herzen erfahren habe, daß sie ein Glück, ein Trost und die Quelle echtester Freuden sind."

Theodor Fontane tritt nun in sein siebzigstes Lebensjahr ein. Die dankbaren Glückwünsche seines Volkes geleiten ihn, und wir Märker und Berliner, denen man so oft den Fürwitz nachgesagt, wir werden diesmal nicht gescholten werden dürfen, wenn wir die ersten zu sein beanspruchen im Gratulantenchor. Denn er ist unser. Und wenn er nach abermals zehn Jahren müde werden sollte, der alte, junge „Balladenbarde und Schlachtenbummler mit eiligen Gefahren im Gefolge", dann wollen wir ihn zu weiterem Ausharren auf seinem Posten anspornen und ihn an die Worte gemahnen, die er seinen „Alten Fritz-Grenadier" auf dem Marsche sprechen läßt:

„„Alter, was schleppst Du Dich noch mit?
Humpelst und bist aus Schritt und Tritt;
Warum bliebst Du nich zu Haus?
Mit über 60 is es aus.""

„Nich aus. Ich kann noch im Feuer stehn —
Und wenn dann die Jungen nach mir sehn
Und sehen, der Alte blinzelt nicht
Und rührt kein Haar sich in seinem Gesicht
Und zielt in Ruh und giebt seinen Schuß,
Da machen sie's auch, wie man's machen muß,
Und halten aus in Donner und Blitz, —
Im Feuer nicht blinzeln, das kann ich noch, Fritz."

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Metrische Übersetzungen.

Es ist schön und erfreulich, daß auch in dem großen, mächtigen Deutschland jener Ruhmestitel unseres Volkes gewahrt wird, welcher einst in den Tagen der Zerrissenheit und Ohnmacht sein bester Stolz gewesen: für die Dichtung aller anderen Nationen das feinste Ohr, das wärmste Verständnis zu haben. In diesem Sinne sind alle Werke, die wir nachstehend erwähnen, freudig zu begrüßen; ihr Wert freilich ist ein sehr verschiedener.

In hohem Grade verdienstlich und empfehlenswert ist P. J. Willatzen's „Nordlandsharfe" (Bremen, Heinsius 1889), ein sehr stattlicher Band, welcher uns einen „Überblick über die neuere Lyrik des Nordens" gewähren soll. Es ist eine Auswahl aus den bereits früher veröffentlichten Übersetzungen des Autors, vermehrt durch eine große Zahl bisher ungedruckter Lieder; vorgeführt wird uns neben der Kunstdichtung der Schweden, Norweger und Dänen die Volksdichtung der Finnen und Isländer. Die bedeutendsten Poeten eingehend vorzuführen, war nicht des Verfassers Absicht; er will vielmehr nach Kräften ein Gesamtbild der Entwicklung und des gegenwärtigen Standes geben und greift daher ziemlich weit (bis in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts) zurück und berücksichtigt auch Dichter zweiten und dritten Ranges. Daß dieser Aufbau neben Vorzügen auch Mangel bedingt, ist selbstverständlich; der litterarhistorische Wert fällt ja nicht immer mit dem poetischen zusammen; wir müssen manches Gedicht lediglich deshalb mit in Kauf nehmen, weil es irgend ein längst überwundenes und auch sonst nur eben für den Forscher, nicht für den Freund jener Litteraturen beachtenswertes Durchgangsstadium repräsentiert, wogegen dann wegen Raummangels Poeten, die auch als Lyriker näher kennen zu lernen uns ganz besonders interessieren würde, wie Strindberg, Ibsen, Björnson, nur sehr karg bedacht sind. Sehen wir von diesen Mängeln ab, so ist dem Buche nur Gutes nachzurühmen: die Auswahl ist im Ganzen und Großen geschmackvoll und verständig, die Übersetzung treu und dabei gefällig; viele der Gedichte lesen sich wie Originale. Am reichsten ist die Auswahl aus der schwedischen Lyrik ausgefallen: der Erste, der zeitlich die Reihe eröffnet, Olof von Dalin (1708–1763), ist nur der Vollständigkeit wegen aufgenommen: sein höfisches Hirtenlied weist Klänge auf, wie sie ein Jahrhundert zuvor, in der Zeit der tiefsten Entartung unserer Litteratur, bei uns hörbar geworden. Hingegen tritt mit C. M. Bellmann (1740–1795) bereits ein durchaus volkstümlicher Dichter, der Anakreon des Nordens, auf den Plan; seine Zeitgenossin A. M. Lengren pflegt das satirische Genrebild. Die Empfindungslyrik repräsentieren Leopold, Franzén, Valerius, Wallin und zwar, nach den mitgeteilten Proben zu schließen, ohne rechte Originalität, nur der letztgenannte (1779–1839) schlägt in einer Hymne auf Washington den Ton des Freiheitsliedes voll und kräftig an. Breiterer Raum ist dem Dichter der „Frithjofssage" gegönnt; Einzelnes hätten wir gern vermißt, z. B. die Spielerei „Die Küsse", die uns auch für Tegnérs Tonart nicht sehr charakteristisch erscheint. Daran reihen sich kräftige Balladen von E. G. Geijer, Lieder und Gedichte von Grafström, Atterbom, Stagnelius, Almquist, Sjöberg, Beskow und Nicander; die Stoffe sind national, die Tonarten fast gänzlich jene der gleichzeitigen deutschen Lyrik. Durch einen schönen Hymnus — „Das Meer" — erscheint Asher Lindeblad, durch ein frommes Mädchenlied „die Wonne unserer Großmütter", die Romanschriftstellerin Friederike Bremer vertreten; von den anderen Dichtern aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts verdient Karl Wilhelm Böttiger besondere Hervorhebung: die Ballade: „Der Fremdling in St. Gallen", welche das Geschick des letzten Wasa behandelt, ist ein ergreifendes Gedicht. Aus dem folgenden, in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts geborenen, also auch größtenteils bereits wieder dahingestorbenen Dichtergeschlecht ragen Malström, Strandberg und Karl XV. besonders hervor; der noch lebende Victor Rydberg erscheint leider nicht seiner Bedeutung gemäß vertreten; reicher ist die Auswahl aus den Gedichten des gedankenreichen, aber auch gestaltungskräftigen Snoilsky, dem wir in anderer Übersetzung auch schon in den Spalten dieser Zeitschrift begegnet; dasselbe gilt von C. D. af Wirsén. Mit August Strindberg (geb. 1849) meldet sich eine neue Zeit zum Wort:

Sänger,
Wie lange noch wollt ihr singen Wiegengesänge,
Mit Kinderklappern vorm jungen Geschlecht noch klappern?
Was ladet ihr ein auf die Flasch' und auf Zulpe?
Seht nicht ihr, daß unberühret die Milch bleibt, die süße,
Und Zähne das Kind hat?

Eine besondere Abteilung hat Willatzen den schwedischen Dichtern Finnlands eingeräumt, was bei dem engen geistigen Zusammenhang dieser nur politisch abgetrennten

Provinz mit dem Mutterlande nur etwa denselben Sinn hat, wie wenn Jemand, der eine Anthologie deutscher Lyriker ins Schwedische übertrüge, die Deutsch-Österreicher absondern wollte. Neben J. L. Runeberg, der ja auch in Deutschland längst nach Gebühr geschätzt ist, und dem als Novellist hervorragenden, aber auch als Lyriker beachtenswerten Z. Topelius lernen wir hier auch eine Reihe jüngerer Talente kennen; der bedeutendste scheint Emil von Quanten, er allein ist auch — wenigstens nach dieser Anthologie zu schließen — so kühn, von einer Wiedervereinigung Finnlands mit Schweden zu singen:

„Es sitzt eine Jungfrau im nordischen Land
Am Waldseestrand,
Mit dem Liede wirbt sie ums Leben,
Getröstend sich des, daß kommende Zeit
Nach siegreichem Streit
Der Gefang'nen die Freiheit wird geben."

Die Hoffnung dürfte sich kaum erfüllen: die Hauptmasse des Volks ist ja anderen Stammes und ihres nationalen Gegensatzes zu den ehemaligen Beherrschern, den Schweden, nicht minder bewußt, als zu den gegenwärtigen, den Russen. Aus der Kunstpoesie der Finnen hat Willatzen keine Proben mitgeteilt, wohl aber aus den Volksliedern. Alles darin ist eigenartig, einzelnes wunderschön: uns war dieser Teil des Buches der genußvollste und belehrendste. Eine Charakteristik läßt sich auf Grund von zwanzig Liedern nicht versuchen, als Probe der Tonart stehe hier eines der Lieder:

Meine Mutter hört' ich singen,
Singen ihrem schönen Mädchen:
„Schlank, schwarzlockig, fein und lieblich
Kommt ein Freier meinem Mädchen,
Und zur Braut nimmt er das Dirnlein,
Nimmt ein Weib von fünfzehn Jahren".

Stunden gingen, Jahre schwanden,
Friedlich flossen fünfzehn Jahre,
Flogen auf der Freude Schwingen,
Schwanden unter schönen Träumen;
Da war hin mein gold'nes Alter,
Wie die Mutter sang, so kamen
Freier, aber drei auf einmal:
Mit dem Brautkranz kam der Kummer,
Thränenstrom mit Brautgeschenken,
Dritter zieht herein zur Türe
Tod, daß heim die Braut er führe."

Während wir hier die Auswahl gern reicher gesehen hätten, wissen wir mit den ältesten Proben aus der Kunstpoesie der Norweger nicht viel anzufangen: sie erweisen höchstens, daß sich auch hier die Herausbildung einer originalen Tonart langsam vollzog. Erst mit Welhaven (1807 bis 1875) und Wergeland (1808–1845) beginnt die Reihe der starken und selbständigen Talente; des Letzteren poetische Erzählung: „Der Weihnachtsabend" ist vielleicht das beste Gedicht dieses Buches; auch der Schwanengesang des Dichters: „Die schöne Familie" ist ein tiefsinniges und ergreifendes Gedicht. Auch ein anderer berühmter Name des Nordens, Andreas Munch, erscheint würdig vertreten, hingegen erhalten wir, wie bereits bemerkt, von Ibsen und Björnson völlig unzureichende Proben; das junge Norwegen, das auch in der Lyrik einen eigentümlichen Ton anschlägt, erscheint ganz übergangen. Die Auswahl aus den „altisländischen Volksballaden" ist recht gut getroffen; eine Lücke unserer Übersetzungs-Litteratur füllt sie nicht aus; Andere haben mehr übersetzt, wohl auch unseren Nachdichter an Kraft und Knappheit des Ausdrucks, worauf es ja hier einzig ankommt, übertroffen. Mehr als ein Dritteil des Buches endlich ist der Kunstpoesie der Dänen gewidmet. Oehlenschläger, Ingemann, Hauch, Heiberg erscheinen gut vertreten; von P. M. Möller erhalten wir ein sehr charakteristisches Gedicht, für das kräftige und originelle Talent Christian Winthers bezeichnende Proben. Dasselbe gilt von Aarestrup und dem tiefsinnigen Paludan Müller, dem Verfasser des Adam Homo von Frederik Molbech und Ernst Richardt; das jüngste Dänemark hingegen ist ebenso unvertreten geblieben, wie die neue Strömung in den anderen skandinavischen Ländern. Alles in Allem ein gutes Buch und ein dankenswerter Baustein zum stolzen Gebäude unserer Weltlitteratur.

Gleich seinem Bruder, Karl XV., ist bekanntlich auch Oskar II. ein Poet: eine Auswahl seiner „Gedichte und Gedanken" bringt Emil Jonas in einem zierlich ausgestatteten Büchlein, „mit allerhöchster Autorisation übersetzt", dar. (Berlin. S. Fischers Verlag 1889.) In den Versen ist mancher hübsche Gedanke, manche edle Empfindung; Einzelnes (z. B. „Die Eiche" zeigt von wirklicher, dichterischer Begabung; im Ganzen macht diese Nachlese zu den früher erschienenen Gedichten einen recht dürftigen Eindruck. Die „Gedanken" — Sentenzen in Vers und Prosa — hätten mit allerhöchster Autorisation etwas sparsamer geboten werden sollen, denn Weisheiten, wie „Nicht bloß auf des Südens Ball, Ist das Leben ein Karneval" (S. 47), „Das Glück gehört dem Kühnen" (S. 48), „Die Musik ist des Lebens guter Engel" (S. 51), „Im Leben der Völker sind Jahrhunderte gleich Jahren zu rechnen" (S. 57), werden dadurch nicht neuer, daß sie ein König ausspricht. Eine edle Gesinnung, Ernst, Pflichtgefühl, Idealismus und Frömmigkeit sprechen hingegen aus Allem: Oskar II. mag kein Denker ersten Ranges sein, aber was er aufgezeichnet, gereicht ihm zur Ehre.

Die Brücke von der skandinavischen zur englischen Litteratur mag uns Bayard Taylors „norwegisches Idyll" „Lars" schlagen, welches in Margarete Jacobi eine recht gewandte Übersetzerin gefunden hat (Stuttgart, Robert Lutz 1887). Mehr freilich, als dies Epitheton werden wir ihr nicht zuwenden können: ihre Nachdichtung ist keine ganz würdige Gegengabe, die unser Volk dem unübertrefflichen Übersetzer des Faust reicht. Aber auch keine unwürdige: was bei Taylor nur eben schlicht klingt, hört sich hier zuweilen nüchtern an, im Ganzen ist die Übersetzung gefällig und wohl lesbar. Wer die Dichtung kennt, weiß, daß es in dem „Idyll" ernsthaft und blutig genug zugeht; Brita, die schönste Sennin am Hardanger Fjord („Hardanger" skandiert die Übersetzerin seltsam genug) schwankt zwischen ihren Bewerbern, dem ernsten Lars und dem wilden Per, bis es zwischen den beiden zum Zweikampf kommt, bei welchem Per fällt. Die Schöne erkennt nun, daß ihr Herz dem Toten gehört, Lars geht trauervoll in die Fremde, nach Amerika, gelangt, den Spuren alter skandinavischer Kolonien folgend, zu den Quäkern, und findet im Hause des frommen Esra eine neue Heimat. Die Liebe der Tochter Esra's, der milden Ruth, zieht ihm den Haß eines Nebenbuhlers zu, als er diesem dasselbe Los bereiten will wie jenem Per, verwundet er nur seinen Wohlthäter Esra, wird jedoch aus seiner Verzweiflung durch Ruth's Liebe emporgehoben. Ruth wird sein Weib, aber die Blutschuld, die er in der Heimat auf sich geladen, lastet ihm schwer auf

der Seele: er beschließt sie dadurch zu sühnen, daß er den „Berserkern" seines Vaterlandes die Heilslehre predigt, die ihm selbst aufgegangen. Als Apostel des Quäkertums zieht er, von Ruth geleitet, nach Norwegen. Dort versöhnt er durch Milde den Bruder Per's, auch Brita's Verzeihung weiß ihm sein Weib zuzuwenden. Sie wirken vereint als Boten der neuen Friedenslehre in der Heimat. Dies die reichbewegte Handlung des 1872 auf deutschem Boden niedergeschriebenen Gedichts: sein Hauptwert liegt jedoch nicht in der, allerdings geschickt und sinnreich erfundenen Fabel, auch nicht in der Schilderung von Land und Leuten, so farbig und anschaulich sie ist, sondern in der schönen Durchführung eines rein menschlichen und wahrhaft edlen Grundgedankens: des „Siegs der Versöhnung über die Leidenschaft", wie es die Übersetzerin bezeichnet, des Hasses über die Liebe, wie wir schlichter sagen möchten. Gerade daß Taylor selbst kein Quäker, sondern ein geistig freier Mann war, hat ihn den Stoff so frei von allem Pietismus gestalten lassen, so schlicht menschlich und darum auch so dichterisch wertvoll. Es freut uns, die Übersetzung jenen Kreisen empfehlen zu können, denen das Original verschlossen ist.

Hingegen vermögen wir einem anderen, sehr elegant ausgestatteten Büchlein aus demselben Litteraturkreise kein solches Geleitswort mit auf den Weg zu geben. Ein Meister der Übersetzungskunst, Ferdinand Freiligrath, hat mit Tennysons „Locksley Hall" der Nachdichtung wert gehalten und nicht mit Unrecht: die Verzweiflung des Mannes, der auf die Treue einer unwürdigen Geliebten gebaut, sein Vorsatz, im Ringen für sein Volk und für die Ideale der Menschheit Ersatz für das verlorene Herzensglück zu finden, sprechen sich erschütternd darin aus. Diesem Jugendgedicht hat nun der englische Poeta laureatus unter dem Titel „Locksley Hall nach sechzig Jahren" eine Art Fortsetzung fortgelassen, in welcher der Jüngling von Einst, nun zum achtzigjährigen Greis geworden, der modernen Zeit die Leviten liest. Es geschieht dies in sehr grämlicher, aber auch krauser und schwer verständlicher Art: an dem Letzteren mag auch der Übersetzer, Jakob Feis, der durchaus kein Freiligrath ist, seine Schuld haben. Diese Übersetzung des Nachtrags nun samt der Freiligrath'schen Übersetzung des ersten Gedichts hat der Verlag von Hermann Grüning in Hamburg zu einem Büchlein zusammengeheftet, an welchem das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist.

Kennern der englischen Litteratur ist sicherlich auch der merkwürdige Versuch nicht unbekannt geblieben, den Thomas Babington Macaulay als Dichter unternommen. In jedem echten und bedeutenden Historiker steckt auch ein gut Stück von einem Poeten: wie viel der große Engländer von jenen Gaben besaß, welche den Dichter machen: der Phantasie, dem psychologischen Scharfblick, der Gestaltungskraft, dem künstlerischen Formgefühl, weiß Jeder, der auch nur einige seiner Essays gelesen. Kein Wunder, daß er auch dem Drang zum dichterischen Schaffen nachgab, aber ein scharfblickender Historiker blieb er dabei doch, wenigstens in seinen „Altrömischen Heldenliedern." Ein scharfsinniger, glänzend geschriebener Essay, den er als Einleitung vorausschickt, stellt die überaus schwierige Aufgabe fest, die er sich gestellt: dem Nachweis sagenhafter Elemente in der ältesten römischen Geschichte, der Klarstellung, daß auch die Römer unzweifelhaft Balladen besessen, in welchen sie diese Sagen behandelt, einer überaus fein und geistvoll entwickelten Hypothese, wie sich diese Sagen wohl in Geschichte verwandelt, folgt die Enthüllung seines Programms: „dieses Verfahren umzukehren, einige Teile der römischen Geschichte wieder in Dichtung umzuwandeln, aus der sie entstanden sind." So werden uns die Balladen von Horatius Cocles, von der Schlacht am See Regillus, von der keuschen Virginie, von der Weissagung des Capys rekonstruiert. Was die Aufgabe irgend erschweren kann, häuft der Poet durch die verblüffende Präcision zusammen, mit der er die Vorbedingungen formuliert, die Ballade von Horatius ist „etwa 120 Jahre nach dem Kriege, den sie feiert, und unmittelbar vor der Eroberung Roms durch die Gallier entstanden," die Weissagung des Capys gar „ein Lied, bei dem Festmahl auf dem Kapitol gesungen, an dem Tage, da Marcus Curius Dentatus, zum zweitenmale Konsul, über den König Pyrrhus und die Tarentiner triumphierte, im Jahre 479 nach Gründung der Stadt." Uns schwindelt! Was aber ist dabei herausgekommen? Unzweifelhaft ein glänzender Beitrag zur ältesten römischen Geschichte, daneben aber auch ein Beitrag zur Genesis des Volksliedes, wie wir ihrer gleich geistreich nicht viele haben. Und der poetische Wert? Er ist nicht unbedeutend, vielleicht sogar genau so groß, als er unter diesen Umständen sein konnte. Harry von Pilgrim hat das merkwürdige Buch treu, sorglich und mit genügender Versgewandtheit übertragen (Berlin, Walther u. Apolant, 1888).

Einen Versuch, Byrons „Sardanapal" für die deutsche Bühne zu erobern, hat Max Zerbst durch eine neue Bearbeitung unternommen, welcher die Übersetzung von Adolf Böttger zu Grunde gelegt ist. (Jena, Mauke 1888). Über Byron's Trauerspiel und Böttger's Übersetzung haben wir nichts zu bemerken, die Bearbeitung scheint uns die Schwierigkeiten für die Bühne nicht ganz und wo es geglückt ist, in wenig poetischer Weise hinwegzuräumen, das hinzugefügte „Vorspiel" des Bearbeiters, in welchem Byron, Shelley, eine leichtlebige Venezianerin und die Poesie auftreten, ist wohlgemeint, aber just kein großer Wurf und es ist entschieden ein Irrtum des Bearbeiters, wenn er meint, daß dasselbe „besonders geeignet ist, in das Verständnis Byron'scher Dichtung einzuführen."

Eine dankenswerte Anthologie „Amerikanischer Gedichte der Neuzeit" hat Karl Knortz, ein unermüdlicher Vermittler zwischen deutschem und amerikanischem Geistesleben, in Ed. Wartigs Verlag in Leipzig erscheinen lassen. Knortz ist trotz jahrzehntelanger Übung nicht den Meistern der Übersetzungskunst anzureihen, eine gewisse Sprödigkeit der Form hat er nicht ganz überwunden und das höchste Ziel des Nachdichters, vergessen zu machen, daß man eine Übersetzung liest, hat er wohl selten erreicht. Aber in der Treue, in der Wiedergabe dessen, was man die Seele des Gedichts nennen könnte, ist unbedingt Verlaß auf ihn. Für uns lag der Reiz der Sammlung weniger darin, daß sie, wie selbstverständlich, auch die berühmten Poeten der Republik, H. W. Longfellow, Bayard Taylor, W. C. Bryant, durch zahlreiche Gedichte vorführt — unser Nachdichter begegnet sich hier teilweise mit Rivalen, denen er nicht ganz gewachsen ist — als vielmehr durch die liebevolle Berück

sichtigung bisher in Deutschland wenig oder gar nicht bekannter Dichter. Besonders interessiert hat uns unter diesen Poeten R. H. Stoddard durch die starke Phantasie, die oft ans Unheimliche rührt, es jedoch fast immer künstlerisch bewältigt. Einzelnes macht den Eindruck, als wäre Unsagbares ausgesprochen, ein Naturlaut in Worte gefaßt. Verschiedene Einflüsse scheinen auf ihn thätig gewesen zu sein, auch der unserer deutschen Romantik („Die Zigeuner-Kröte"); der Pantheismus, der ihn erfüllt, führt ihn oft zu seltsamen, ja bizarren Vorstellungen (in den „Liedern"); daß er trotz dieses pantheistischen Zugs ein Pessimist ist, beweist schon seinen Mangel an innerer Klärung, aber er ist ein echter Poet, den einmal erschöpfend vorzuführen ein Verdienst wäre. Milder, freundlicher, aber doch auch oft genug in wilde Phantasien verloren, erscheint Edgar Fawcett („Dunkelheit", „Die Zusammenkunft"); recht hübsch, aber auch nicht mehr, scheint das Talent E. C. Stedman's zu sein. Hingegen finden sich unter jenen Dichtern und Dichterinnen, die nur durch je eine Probe vertreten sind, manche, deren nähere Bekanntschaft sich vielleicht sehr lohnen würde, so M. M. Dodge, J. Savage, J. A. Dorgan u. a. Interessiert hat uns der Versuch von Knortz, Einiges aus Bret Harte's Lyrik zu übersetzen; derselbe erweist leider wieder nur, daß sie unübersetzbar ist. Schade, daß dem Büchlein keinerlei Einleitung, auch keine biographischen Mitteilungen über die Dichter beigegeben sind.

Wien. **Otto Hartung.**

Litterarische Notizen.

— Die bisher ungedruckten Lieder und Balladen, mit welchen Theodor Fontane das vorliegende Heft der „Deutschen Dichtung" geschmückt, werden in der dritten vermehrten Auflage seiner „Gedichte" enthalten sein, welche in den nächsten Tagen im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin zur Ausgabe gelangen wird, jedenfalls rechtzeitig genug, um den Weihnachtstisch zu schmücken und an des Dichters Jubiläumstage (30. Dezember) in Aller Händen zu sein. Was Fontane als Lyriker bedeutet, legt der Essay im vorliegenden Hefte dar, und noch besser, als es jedes fremde Lob vermöchte, beweisen es die Gedichte, die er hier vorlegt. Es giebt so viele Poeten, die bloß den Weihnachtstisch und nicht auch die Litteratur zieren — hier ist Einer, ein Echter und Vollwichtiger, von welchem beides gilt oder doch wenigstens nicht bloß das Letztere, sondern auch das Erstere gelten sollte. Wir empfehlen den Band auf das Wärmste und mit dem freudigen Bewußtsein, des Dankes Aller gewiß zu sein, die unserer Empfehlung vertraut haben.

— Wir freuen uns, unsern Lesern eine besonders reiche und schöne Gabe in Aussicht stellen zu dürfen: das Januarheft der „Deutschen Dichtung" wird mit der Veröffentlichung des dichterischen Nachlasses von Friedrich Theodor Vischer beginnen, welcher uns von dessen Sohne, Herrn Prof. Dr. Robert Vischer in Aachen, zu diesem Zwecke freundlich zur Verfügung gestellt worden ist. Was sich in diesen hinterlassenen Blättern aufgefunden, bildet einen Schatz von Reichtum der Gedanken und Tiefe des Humors, wie er angesichts des Umstandes, daß Vischer ja schon bei Lebzeiten eine Sammlung seiner Gedichte herausgegeben, kaum zu erwarten gewesen wäre. Dies hinterlassene köstliche Gut zuerst ans Licht bringen zu dürfen, gereicht uns zu freudiger Genugthuung.

— Das Goethe-Bildnis, welches wir im V. Bande unserer Zeitschrift gebracht, hat, wie uns zahlreiche Zuschriften bewiesen, durch seine charakteristische Auffassung die besondere Aufmerksamkeit unseres Leserkreises erweckt, so daß ihm sicherlich auch der Hinweis auf ein eben erschienenes Schriftchen, welches unter anderm auch die Entstehungsgeschichte dieses Bildnisses näher behandelt, willkommen sein wird. Dasselbe betitelt sich: „Goethe und Maler Kolbe. Eine kunsthistorische Skizze von Karl Theodor Gaedertz (Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung, 1889)". Das fleißig gearbeitete Schriftchen legt auf Grund bisher unbekannten Materials, darunter vier ungedruckten Briefen Goethe's, die Beziehungen des Düsseldorfer Malers zu Goethe dar. Heinrich Kolbe trug 1799, damals 27 Jahre alt, in einer von den Weimarischen Kunstfreunden über ein Thema aus der Ilias ausgeschriebenen Konkurrenz einen Preis davon. Ein liebenswürdiges Schreiben Goethe's vom 22. September 1799 benachrichtigte den bis dahin hart um seine Existenz kämpfenden Künstler von diesem Erfolg. Bei aller Würde ungewöhnlich warm gehalten, benachrichtigte es ihn zugleich, daß die Kunstfreunde sich in ein näheres Verhältnis mit ihm zu setzen wünschten. Gleich erfreulich mußte dem Strebenden die Kritik sein, welche das kurz darauf erschienene Stück der Propylaeen über seine preisgekrönte Zeichnung brachte. Seine Beteiligung an der Preisaufgabe für das nächste Jahr (1800), welche gleichfalls Themen aus der Ilias betraf, trug ihm zwar nur eine ehrenvolle Erwähnung, aber daneben auch wieder ein warm anerkennendes Schreiben Goethe's und eine ehrenvolle Kritik in den Propylaeen ein. Da nun zudem seine bisherige Beschäftigung in seinem Heimatsorte — er war dort in einem „mechanographischen Institut" für Wandtapeten thätig — ihm keinerlei künstlerische Genugthuung, ja nicht einmal das nötige Brot gewährte, so begab er sich im Winter 1800 auf 1801 nach Paris. Goethe, der diesen Entschluß billigte, bat ihn, ihm über den dortigen Zustand der Kunst zu schreiben, was Kolbe in einem ausführlichen Brief vom Januar 1802 that. Der Verkehr setzte sich nun bis 1803 lebhaft fort, brach jedoch dann plötzlich, und aus Gründen, die auch die vorliegende Monographie nicht aufzudecken vermag, gänzlich ab. Erst 1822, also 20 Jahre später, und nachdem sich Kolbe zu einem Porträtmaler von Ruf aufgeschwungen, knüpfte sich die Verbindung durch Eduard d'Alton's Vermittelung an. Er bat im Namen Kolbe's Goethe, diesem zu einem Porträt zu sitzen, was der Dichter gewährte. Das Bild wurde während Kolbe's Aufenthalt in Weimar im Sommer 1822 gemalt. In welchem Maße es den Beifall Goethe's, wie seiner Besucher fand, ist unsern Lesern aus dem Goethe-Hefte unserer Zeitschrift bekannt. Dem Maler selbst genügte es jedoch nicht völlig, weshalb er 1824 ein zweites Porträt malte. Dieses 1824 fertig gewordene zweite Goethe-Bildnis Kolbe's stellt „den Dichter und Denker dar, aufrecht stehend, klar und kühn, das Antlitz nach links gewandt, das ergraute Haar in die Höhe gestrichen und hinten reichlich lang zurückwallend, der breite Halskragen vorn weit offen. Das wunderbarste an dem gewaltigen Kopfe mit den energisch zusammengepreßten Lippen sind die Augen, welche groß und durchdringend blicken, als wollten sie eine Welt ergründen". Das Bild ist jetzt im Bibliotheks-Saale der Universität Jena aufgestellt. Eine Selbstwiederholung ist nach mancherlei Wanderungen in das Museum zu Köln gelangt. Kolbe starb 1836 zu Düsseldorf. Das Schriftchen, dessen interessanten Inhalt wir hier nur andeuten, nicht erschöpfen wollten, sei warm empfohlen.

— Die „Hamburger Novellen" von Ilse Frapan haben nun schon (im Verlage von Otto Meißner in Hamburg) die zweite Auflage erlebt. Ein eingehender Aufsatz unseres verstorbenen Mitarbeiters Prof. Dr. Ferdinand Lotheißen, den wir im Mai 1887 veröffentlichten, hat die kleinen Arbeiten liebevoll gewürdigt; es bleibt uns also nur übrig, zu bemerken, daß die neue Auflage mit Illustrationen versehen ist, die man nicht insgesamt als Schmuck bezeichnen kann.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VII. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Dezember 1889.

Der Schmied von Gretna-Green.

Von Richard Leander.

Spät noch am ruß'gen Herde stand
Der Schmied von Gretna-Green,
Den Balken zog die linke Hand
Und ließ die Funken sprüh'n.

Da traf's von fern wie Peitschenklang
Und Hufschlag an sein Ohr,
Dann dumpfes Rollen, — und nicht lang,
Ein Wagen hielt am Thor.

Der Schlag ging auf; herab vom Tritt
Schwang sich ein Männerbild
Von hohem Wuchs und raschem Schritt,
Die Augen ernst und mild.

Den Griff der Klinke hielt die Hand, —
Die fühlte nie die Not
Des Lebens noch in Frost und Brand,
Und nie den Kampf ums Brot.

Und aus dem Schlag hob er heraus
Ein Mädchen, Kind noch fast,
Verhüllt im Mantel. Einen Strauß
Hielt ihre Hand gefaßt.

Die Demantsteine blitzten ihr
An Fingern und am Ohr;
So traten ein sie durch die Thür
Und schritten zagend vor.

Er sah sie an; dann frug er laut:
„Wie heißt Du?" — „„Ellen Bill!"" —
„Und Ihr mit Eurer jungen Braut?"
„„Sir Robert Vandergilt!""

Da neigte vor dem Schmied das Paar
Sich tief, und zitternd lag
Auf ihres Liebsten Brust das Haar,
Derweil die Jungfrau sprach:

„Daß jung ich bin und reich und schön,
„Du siehst auf einem Blick;
„Ich such', was mir im Erdengehn
„Noch stets gefehlt — das Glück!"

Er ließ sie stehn. Herab er hob
Ein Eisen schmal, doch lang;
Um ihn der Funkenregen stob,
Den Hammer hoch er schwang.

Gewaltig fielen Schlag um Schlag,
Weit scholl es durch den Flur:
„Was schaut Ihr so? Spät ist's am Tag:
„Ein Grabkreuz wird es nur;

„Ein Kreuz für einen alten Freund,
„Heut wird es fertig noch, —
„Er hat gekämpft, gedarbt, geweint
„Und ungern ging er doch.

„Was wißt Ihr um des Menschen Herz,
„Ihr beiden jung und reich?
„Wie unter meiner Faust das Erz
„Trifft's auch so mancher Streich.

„So lang es warm noch ist und glüht,
„Nimmt Form es und Gestalt;
„Doch rasch die Zeit vorüberflieht,
„Dann wird es hart und kalt." —

Sie standen Beide Hand in Hand,
Vergessen jedes Worts,
Bis daß das Kreuz am Herde stand,
Gewärtig seines Orts.

Vom Wandsims hob ein altes Buch
Der Schmied von Gretna-Green,
Die Bibel war's, gebraucht genug,
Und saß vor ihnen hin.

Er sprach: „Steht hier darinnen nichts,
„Was Euer Bündnis stört? —
„Wohlan! so denket des Gerichts,
„Hebt Eure Hand und schwört!

„Kniet in den Staub zum erstenmal! —
„Ich frag, Sir Robert, Dich,
„Willst diese Du zum Ehgemahl
„Fortan und ewiglich?

„Willst Du sie halten wie sie ist,
„Ob besser, ob schlechter sie,
„Ob reicher sie, ob ärmer ist
„In Lebens Lust und Müh? —

„Dann frag' ich Dich, Du, Ellen Bill,
„Willst diesen Du zum Mann,
„Der bei Dir steht? Er ist's gewillt,
„Sir Robert. — Schau' mich an!

„Ein „Ja" mit Mund und Herzen sprecht,
„Die rechte Hand Euch reicht,
„Dann tauscht nach heil'gem Brauch und Recht
„Den Ring, der es bezeugt. —

„So füg' ich Euch nach Eurem Schwur
„Zusammen: Mann und Weib;
„Vom heut'gen Tage seid Ihr nur
„Ein Herz, ein Geist, ein Leib!

„Ein Vaterunser betet nun:
„Der Du im Himmel bist,
„Gott-Vater, segne unser Thun,
„Samt Deinem Sohn, dem Christ.

„Laß kommen Dein gesegnet Reich,
„Daß wir's mit Augen sehn;
„Im Himmel wie auf Erden — gleich —
„Dein Wille soll geschehn.

„Gieb, Vater, unser täglich Brot
„Uns um der Gnade Dein;
„Vergieb uns unsrer Sünden Not
„Wie wir auch gern verzeihn.

„Und führ' uns in Versuchung nicht,
„Vom Bösen mach' uns frei;
„Denn Dein ist Kraft und Macht und Licht! —
„Sagt „Amen" alle Zwei!

„Steht auf und geht!" Es neigte stumm
Das Paar sich, als er sprach;
Laut knarrend schlug der Thorweg um,
Der Schmied schritt Beiden nach.

Ins Fenster reicht' er noch die Hand:
„Hei!" rief er, „edle Zucht
„Habt Ihr dem Wagen vorgespannt,
„Mylord, zu Eurer Flucht.

„Ich hörte Scharren und Gestampf
„Schon eine Stunde lang,
„Weit aus den Nüstern strömt der Dampf —
„Wird, Lady, Euch's nicht bang?" —

Ein Pfiff! — Rasch flog der Wagen hin,
Einsam die Straße lag,
Lang stand der Schmied von Gretna-Green
Und lauschte sinnend nach.

Dann sprach er leis: „Sie giebt sich ihm,
„Ein unerfahrnes Kind,
„Und Beide trägt mit Ungestüm
„Der Rosse Wirbelwind.

„Doch der allein die Zügel hält,
„Ist nur dort oben ER.
„Viel Wege hat die weite Welt; —
„Den rechten führ' sie DER."

Hausmittel.

Von A. Fitger.

O Weltweisheit, du heilest nicht
Des Herzens blutige Wunden!
Was frommt des Gipfels rosig Licht
Dem dumpfen Schacht da drunten?

Doch brummt der Kopf in Denkerschmerz,
Bis alle Haare knattern,
Vergißt derweil das arme Herz
Sein heimlich Nest voll Nattern.

Als Zahnwehmittel weit und breit
Gilt starkes Tabakrauchen;
So läßt sich gegen Herzeleid
Philosophie gebrauchen.

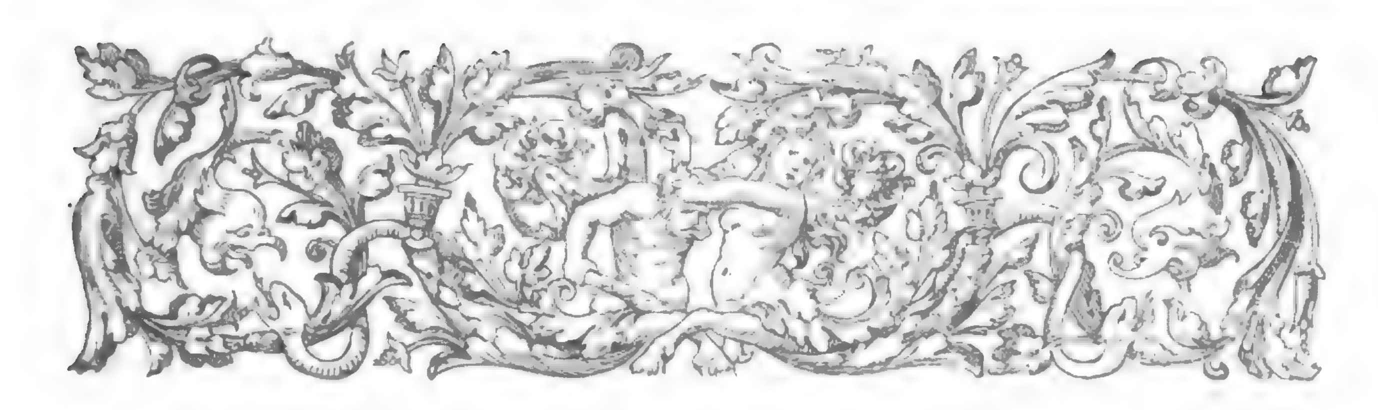
Bewährt das Mittel sich auch nicht,
Beschäftigt's doch die Schmerzen;
So hilft, wenn es der Jammer bricht,
Philosophie dem Herzen.

Marigibill.

Von Robert Waldmüller.

„Kind, die Krankheit kommt zu Pferde,
Doch zu Fuße geht sie wieder!"
Oft mit schmerzlicher Geberde,
Wenn das Zipperlein die Glieder
Ihr verzog, hat so geklagt,
Liesbet, unsre alte Magd.

Ach, das schrecklichste von allen
Übeln, ach, der Liebe Fieber,
Grade so hat mich's befallen,
Und ich fühl': geht's je vorüber,
Nicht zu Roß und nicht im Trab
Nein, zu Fuß zieht's traurig ab.



Judith Trachtenberg.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Herr Thaddäus von Wiliszewski war, einige geringe Unterschiede abgerechnet, eine Art polnischer Walter von der Vogelweide. Auch er wirkte weniger durch sein Wissen, als durch sein Talent, zog von Hof zu Hof, mahnte die Adeligen zur Milde, jubelte, wenn er ein neues Gewand bekam und bemühte sich viel um Lehen; so viel mag sogar selten ein Mensch geliehen haben. Und gleich Walter war auch er ein vorwiegend politischer Lyriker, aber von der Einseitigkeit des Deutschen fern; den Adeligen las er Kampflieder gegen Österreich vor und besang auf Bestellung des Kreisamts den Geburtstag des Kaisers; für Bürgerliche hatte er Spottverse auf den Adel, für Adelige Verhöhnungen des Bürgertums bereit. Auch er war später sicherlich von Adel, denn das „von" stand unter seinen Gedichten und auf seinen Briefen ein Wappen, aber auch seine adelige Geburt ließ sich nicht bestimmt erweisen; einige hielten ihn für einen Schusterssohn, der im Gymnasium durchgefallen, die übrigen für einen ehemaligen Barbiergesellen. Auch seine Geburtsstätte ließ sich nicht erkunden; auch um ihn stritten einige Landschaften, da nämlich jede die Ehre ablehnte; er selbst pflegte sich immer als den Sohn jener Gegend zu bezeichnen, in welcher er gerade Subskribenten für seine Gedichte warb. Wäre dies Buch je erschienen, so hätte es in sehr großer Auflage hergestellt werden müssen, denn von wie vielen Thaddäus die drei Gulden dafür erhob, ist nicht zu zählen; aber gleich dem Minnesänger ließ er sich an der mündlichen Wirkung genügen. Ungeladen und plötzlich, recht wie eine Gabe des Himmels, pflegte er auf den Gutshöfen einzutreffen; Einige warfen ihn nach drei, Andere nach acht Tagen hinaus, freiwillig ging er niemals. Da man von der Poesie allein nicht leben kann, so vermittelte er zuweilen eine kleine Bestechung oder sonstige Niedertracht; daher auch seine Freundschaft mit dem Kreiskommissär.

Dieser Sohn der Musen war's, dem zu Ehren Frau Anna die kleine Gesellschaft versammelt. Die langen, graublonden Locken noch wirrer als gewöhnlich, auf den hageren Wangen die Röte der Erregung, saß Thaddäus da und deklamirte die Gedichte zur Verherrlichung des Adels. Ein Graf hatte ihn schon lange nicht angehört und Agenor war gekommen, obwohl er gestern abgesagt — nur aus Interesse für den Dichter hatte er es in letzter Stunde ermöglicht! Was aber Thaddäus am meisten beglückte, war die gespannte Aufmerksamkeit dieses reichen Mannes. Er las eben seine historische Ballade: „Der blutige Tag"; der Held war eigentlich ein Poniatowski, aber der Dichter las immer „Baranowski" — ins Versmaß paßte es ja! Das Hochgefühl dichterischer Begeisterung erfüllte seine Brust; „hol' mich der Teufel," dachte er, „wenn das nicht fünfzig Gulden trägt!"

Nachdem er geschlossen, blieb es still; die Gesichter seiner Hörer konnte er nicht genau unterscheiden, weil Frau Anna den Lampenschirm so gestellt, daß das Licht nur auf das Manuskript fiel, aber dies Schweigen war ja das deutlichste Zeichen der tiefen Wirkung.

„Wunderbar!" sagte endlich die Hausfrau. Das Versgeklingel war unbeachtet an ihrem Ohr vorbeigeglitten; sie hatte nur den Grafen be-

trachtet, wie er so regungslos dasaß, befangen wie ein Knabe. Ein Seufzer hob den üppigen Busen: Ein Prachtmensch! Und das Alles dieses Judenmädels wegen!

„Sehr — sehr anmutig," murmelte nun auch der Graf und fuhr aus seinem Brüten empor.

„Besonders die Schilderung der Landschaft!" rief der Kreiskommissär.

„Der Landschaft?" fragte Judith erstaunt. Sie allein war dem Gedichte gefolgt, schon um Fassung zu gewinnen, das unruhig pochende Herz zur Ruhe zu zwingen. Daß sie leichteren Herzens dem Befehl des Vaters gehorcht und gekommen, war nur des Grafen Verdienst, seine Beteuerung hatte ihr den Glauben an diese Menschen zurückgegeben, aber nun er so unvermutet eingetreten, war es ihr, als müßte sie fliehen, sich selbst entfliehen.

Herr von Wroblewski that, als hätte er ihren leisen Einwand überhört. „Und diese Menschen —!" rief er begeistert. „Man sieht sie ordentlich vor sich stehen! . . . Und die Gefühle!" fügte er vorsichtshalber hinzu. Etwas zum Henker, dachte er, wird doch in dem langweiligen Zeug vorgekommen sein. Dann gab er seiner Tochter einen Wink, sie glitt unbemerkt zur Thüre hinaus.

„Ein Meister unser Thaddäus!" fuhr er laut fort. „Einige seiner Balladen reichen an Mickiewicz heran, auf Ehre, an Mickiewicz! Und wie vielseitig er ist! Sie würden ihn wohl, lieber Graf, nach dem bisher Gehörten unter die sentimentalen Poeten zählen? Und nun, Thaddäus, nun lesen Sie uns die Lieder: ‚Venus im Schlafrock!'"

Es war eine Reihe schlüpfriger Gedichte, welche Judith bei der letzten Vorlesung ins Nebenzimmer getrieben. Sie hatte nicht recht verstanden, warum die anderen Hörer so sehr gekichert, aber ihr Instinkt hatte ihr gesagt, daß derlei nicht für ihre Ohren tauge.

„Vielleicht später," sagte der Poet. „Nun möchte ich das Gedicht „König Kasimir und die schöne Esther" lesen."

„Was fällt Ihnen bei?" rief Wroblewski erschreckt; er kannte es, es war ein wüster Schimpf gegen die Juden.

„Lassen Sie nur," beruhigte ihn Thaddäus. „Sie kennen die neue Fassung noch nicht!" Da sich nämlich in den letzten Jahren auch einige jüdische Gutspächter in Ostgalizien so weit für die polnische Litteratur interessierten, daß sie ihn ab und zu einige Tage beherbergten, so hatte er die Geschichte von Kasimir dem Großen und seiner jüdischen Geliebten auch in judenfreundlicher Tendenz bearbeitet. „Das paßt heute ausgezeichnet," dachte er, „und bringt die fünfzig vielleicht auf hundert Gulden!" Denn jene Ballscene war ihm ja wohlbekannt und der Charakter seines edlen Freundes bürgte ihm dafür, daß er heute nicht zufällig bloß Judith und den Grafen zu seinen Hörern zählte.

Und er begann zu lesen; schon die ersten Verse beruhigten den Hausherrn; die Worte der früheren Fassung, der Dichter wolle verkünden, wie sich die Judenpest in Polen eingenistet, waren nun durch die sanfte Wendung ersetzt: wie das Volk des alten Bundes hier eine Freistatt gefunden. In diese Tonart war das ganze Gedicht umgeschrieben: wie Kasimir, der schönen Esther zu Liebe, den Juden Freibriefe geschenkt und sogar die Geliebte zur Königin erhoben — der Schluß war eine warme Mahnung zur „Brüderlichkeit".

Wieder war es eine Weile still. „Ausgezeichnet!" murmelte endlich der Hausherr, und blickte dabei nach dem Grafen. Aber diesem war nur eine Empfindung vom Antlitz abzulesen: wie verzückt starrte er in die erregten Züge des schönen Mädchens ihm gegenüber. Judith gewahrte es nicht; schwer atmend, mit halbgeschlossenen Augen saß sie, in sich versunken, den stürmischen Empfindungen hingegeben, welche die Dichtung in ihr erweckt. Sie hatte nie vorher von der schönen Esther vernommen; wie eine tröstliche Offenbarung überkam nun ihr verzagtes Herz die Erkenntnis, daß jene Schranken, welche sie in den letzten Tagen so qualvoll empfunden, nicht von der Natur selbst gesetzt seien. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie nicht bestanden; eine Jüdin war Königin von Polen gewesen — und Gott hatte es nicht gewehrt und die Menschen nicht gehindert! Und dann mußte sie des heißen, dunklen Gefühls gedenken, welches sie seit jener Ballscene erfüllte — ein Graf war noch lange kein König . . . Sie richtete sich auf, als wollte sie den Gedanken abschütteln, der sie überkommen und begegnete dabei dem starren, glutvollen Blick des Grafen. Sie zuckte zusammen, eine Blutwelle jagte über ihr Antlitz, sie erhob sich, als wollte sie fliehen . . .

„Ausgezeichnet!" wiederholte Wroblewski mit ungeheuchelter Wärme — nun aber um Gottes willen, fügte er in Gedanken bei, ein Gespräch unter vier Augen. „Und jetzt, bitte, bitte, lieber

Poet, die Venuslieder!“ Er lachte wie ein Faun. „Sie sind köstlich, Graf, auf Ehre!“

Gefügig griff der Sänger nach dem sehr verschlissenen Manuskript; diese Lieder wurden am häufigsten von ihm gewünscht. Aber der Graf legte sich ins Mittel. „Ich denke,“ sagte er sehr bestimmt, „wir bitten Herrn Wilißzewski um etwas Anderes, was auch für die Damen taugt.“ Dagegen gab es keinen Widerspruch, der Dichter las eine schauerliche, aber unbedenkliche Ballade. Dann ging man zum Souper; es verlief still genug. Der Graf und Judith schwiegen, und der Poet hielt, wie immer, Sprechen bei der Mahlzeit für sündige Vergeudung einer kostbaren Zeit, die ja für ihn nicht alle Tage wiederkehrte. So mußte Wroblewski allein die Kosten der Unterhaltung tragen, denn auch Frau Anna blickte in stummem Sinnen vor sich nieder. Sie war übel gelaunt; den Plan ihres biederen Eheherrn zu fördern, war sie nicht gewillt — im Gegenteil! „Der Prachtmensch!“ seufzte sie immer wieder. Und wie sie sich so das junge, verträumte Mädchen ansah, schien ihr ein guter Einfall zu kommen.

„Aber Judith,“ sagte sie lachend, „Du nimmst ja keinen Bissen! Hat es Dich so tief gerührt, daß unser Wilißzewski die schöne Esther Königin werden läßt?“

Die Wirkung war tiefer, als Frau Anna gehofft. Das Mädchen zuckte zusammen und wechselte die Farbe. „Wurde sie dies nicht?“ fragte sie fast tonlos.

Frau Anna lachte laut auf. „Aber Du hast es doch nicht im Ernste geglaubt?“

„Warum nicht?“ rief der Kommissär und warf seiner Gattin einen wütenden Blick zu. „Auch ich glaube es. Es war doch wirklich so, lieber Wilißzewski?!“

Der Poet hatte gerade den Mund so voll, daß er zunächst gar nichts erwidern konnte. Eine ausweichende Antwort schien ihm geraten. „Einige,“ — er schluckte krampfhaft — „einige Chronisten sagen es.“

„Die verläßlichsten!“ bestätigte Wroblewski energisch.

„Aber so kommen Sie mir doch zu Hilfe!“ wandte sich Frau Anna an den Grafen. „Ich habe immer nur gelesen: sie war des Königs Geliebte!“

Der Graf zauderte, aber kaum eine Sekunde lang. „So war es auch,“ sagte er. „Unser Poet kennt ja die alten Chronisten zweifellos besser, als ich, aber vor der modernen Forschung würde sein Gedicht überhaupt schlecht bestehen. Es ist erwiesen, daß Kasimir der Große den Juden nur aus denselben Gründen das Land öffnete, wie den Deutschen: um Ersatz für den fehlenden Bürgerstand zu schaffen. Daß ihn die schöne Esther länger gefesselt, als seine anderen Freundinnen, steht fest, aber großen Einfluß auf seine Handlungen schreibt ihr die Geschichte nicht zu.“

„Ihre Kenntnisse in Ehren,“ sagte der Kommissär, „doch habe ich oft das Gegenteil gelesen — auf Ehre,“ sehr oft. Aber daß der große Kasimir, der letzte Piast, die Jüdin heißer geliebt hat, als je vorher eine Christin, geben auch Sie zu?“

„Gewiß!“ erwiderte Agenor, „das berichten alle.“

Die Tafel wurde aufgehoben; die Gesellschaft ging in den Salon. Wanda und Judith setzten sich an den Albumtisch, Frau Anna verwickelte den Grafen in ein Gespräch; der Poet nahm den Hausherrn in Beschlag. Aber dieser hörte zerstreut zu, obwohl Wilißzewski ein geschäftliches Anerbieten, das er ihm bereits früher gemacht, nun neuerdings und dringlicher entwickelte. Der Kommissär hatte einen Spitzbuben aus guter Familie verschiedener Betrügereien wegen in Untersuchungshaft gesetzt. Thaddäus schilderte beweglich den Schmerz der Angehörigen; nachdem der Mensch sogar als Novize in einem Franziskanerkloster nicht gut gethan, wollten sie ihn nun nach Rußland schicken, aber eine Verurteilung werde seine Geschwister schwer treffen. „Es ist gut,“ fiel ihm der Kommissär endlich ins Wort. „Ich bin ja kein Unmensch — wir sprechen nächstens darüber. Nun aber gehen Sie ins Rauchzimmer!“ Der Poet gehorchte, der Kommissär trat auf Wanda zu, sie verschwand auf seinen Blick, und die gleiche Wirkung erreichte er auch bei seiner Gattin, wenn auch nicht ganz so rasch. Aber Frau Anna verstand sich auf seine Mienen; sie erkannte, daß sie ihm heute nicht straflos zum zweitenmale den Willen durchkreuzen würde.

„Und nun, lieber Graf,“ bat der Kommissär mit einem Blick auf Judith, „müssen Sie auch mich entschuldigen!“

„Herr von Wroblewski ...“ begann Agenor.

„Sie befehlen?“

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich — daß ich die Art nicht billigen kann, mit welcher Sie —“

Er verstummte, obwohl der Hausherr mit

gesenktem Blick, wie ein reuiger Sünder, vor ihm stand. „Schelten Sie mich nicht," sagte der Kommissär weich. „Verderben Sie mir die Freude, die große Freude nicht, Sie heute unvermutet hier zu haben, trotz Ihrer gestrigen Ablehnung." Er verbeugte sich und glitt geräuschlos hinaus.

Der Graf biß sich auf die Lippen; unschlüssig blickte er ihm nach und dann auf Judith; sie starrte auf das Buch, das vor ihr lag; das Licht der Lampe beschien die rotgoldenen Flechten, das feine Oval des blühenden Gesichts. Er holte tief Atem und trat auf sie zu.

Sie schreckte bei seinem Nahen empor und als sie sah, daß sie mit ihm allein war, schien es, daß sie fliehen wollte. „Was hat Sie so gefesselt?" fragte er möglichst unbefangen und blickte auf den aufgeschlagenen Stahlstich. „Heidelberg? Eine herrliche Stadt! Mein Regiment lag einige Zeit als Bundesgarnison in Mainz, da bin ich oft drüben gewesen."

„Mein Bruder soll dort studieren," sagte sie.

Er fragte, warum Rafael nicht eine österreichische Hochschule aufgesucht; sie erwiderte, es sei auf Bergheimers Rat geschehen, der die Heidelberger Juristenfakultät besonders gerühmt. Der Vater habe zu Bergheimer das größte Vertrauen, wie er ihm ja auch des Bruders und ihre Erziehung ganz anvertraut. Und als er nun wissen wollte, in welchen Gegenständen und wie sie von ihm unterrichtet worden, erzählte sie eingehend darüber. Wenn der Kreiskommissär etwa horchte, so konnte er von dieser Führung des Gesprächs wenig erbaut sein.

Aber es sollte bald eine bedeutungsvollere Wendung nehmen. Sie erzählte, daß Bergheimer ein überaus eifriger Botaniker sei und ein großes Herbarium Ost-Galiziens angelegt.

„Da hat ihn wohl auch der Schloßgarten sehr interessiert? fragte Agenor.

„Gewiß! Aber er ist nie dort gewesen."

„Warum nicht?"

„Er durfte ja nicht. Der Eintritt ist Juden verboten, wie die Tafel am Eingang sagt . . . Sie dürfen aber nicht glauben," fügte sie hinzu, „daß ihn dies verbittert hat. Es ist wohl kein böser Wille unserer Herrschaft, pflegte er zu sagen, an jedem Schloßgarten in Podolien steht eine solche Tafel; wer sie wegthun wollte, dem würde das am Ende gar verargt werden! Bergheimer ist ein so milder, edler Mensch! Und für sich eine Ausnahme zu erwirken, war er nicht zu bewegen, so sehr es ihn zu den Blumen zog. ‚Vielleicht erlaubt es der Gärtner', meinte er, ‚aber ich will's nicht besser haben, als meine Brüder!' Und er hat Recht gehabt!"

„Da haben wohl auch Sie den Garten nie betreten?"

„O doch!" erwiderte sie errötend. „Ich bin oft dort gewesen — mit Wanda oder den Töchtern des Bürgermeisters, zuweilen auch allein. Die Wächter kannten mich, aber sie schwiegen. Und ich" — sie stockte — „ich war schwach genug, mich dessen zu freuen; ich dünkte mich dadurch besser, als die andern. Aber ich habe es redlich abgebüßt! Wie mir zu Mute war, als ich erkannte — —"

„Durch die Scene hier im Hause?" fiel er ihr ins Wort. „Ich weiß ja seit gestern, welchen Eindruck sie Ihnen gemacht haben muß Mit Unrecht, Fräulein Judith! Glauben Sie mir, diese Kluft . . ."

Sie lauschte regungslos, gleichwohl stockte er. Nein, er konnte und durfte nicht lügen.

„Diese Kluft?" mahnte sie endlich

„Ist doch wohl nicht so tief . . . Aber wozu darüber sprechen . . . Also in Heidelberg wird . . ."

Ein trauriges Lächeln umspielte ihren Mund. „Sie sind ein ehrlicher Mann, Herr Graf," sagte sie. „Auch vorhin hatten Sie allein den Mut, die Wahrheit zu sagen. Und nun verstehe ich auch, warum ich den Namen jener Esther nie gehört habe, weder von meinem Vater, noch von Rafael oder von Bergheimer . . ."

„Wie so?"

Ihr Antlitz flammte. „Sie war ja eine Verworfene," sagte sie.

„Ein sehr herbes Urteil! Erwägen Sie doch, wie sehr Kasimir sie liebte . . ."

„Das eben glaub' ich nicht . . . Ich sollte vielleicht nicht darüber sprechen, es gilt ja als unschicklich. Aber warum sollte ich's verschweigen? Liebte er sie wahrhaft, so mußte er sie zu seinem Weibe machen, und war dies nicht möglich, weil er ein König war und sie ein Judenkind, so mußte er ihr fernbleiben und sie nicht dem schlimmsten Geschick Preis geben: der Verachtung. Unter uns Juden wenigstens wird ihr Name sicherlich, wenn überhaupt, dann nur zum Bösen genannt"

„Das weiß ich freilich nicht," erwiderte er, „aber wer menschlich fühlt, dürfte sie selbst dann nicht erbarmungslos richten, wenn Kasimir kein

König gewesen wäre. Nehmen Sie an, sie habe ihn aus ganzer Seele geliebt!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Das glauben Sie nicht?"

„Ich weiß nicht . . ." Sie schien fassungslos vor Scham und Verlegenheit, fuhr dann jedoch tapferer fort: „Wenigstens habe ich von solcher Liebe nie unter uns gehört. Meine Eltern — eine zärtlichere und glücklichere Ehe hat es schwerlich gegeben und doch haben sie sich erst bei der Verlobung kennen gelernt. Und so ist's fast immer. Ich glaube, darin sind wir anders!"

„Glauben Sie dies wirklich?" rief er. „Dann wäre ja auch jene Kluft von der Natur selbst gezogen, dann wären Sie nicht Menschen wie wir. Aber ich meine, Sie verwechseln Ursache und Wirkung. Die Abgeschlossenheit, das Festhalten an der uralten Sitte hat Ihr Volk dazu geführt. Wenn ich Sie vor mir stehen sehe, warum sollte Ihnen . . ."

„Sprechen Sie nicht von mir!" bat sie, mit gefalteten Händen und so flehenden Tones, daß er schwieg.

„So stumm?" klang eine lachende Stimme in diese schwüle Stille hinein, es war Frau Anna.

. . . Als Judith am nächsten Tage zur Mittagsstunde das Speisezimmer betrat, kam ihr der Vater freudig entgegen. „Ein Brief von unsern Lieben," rief er. „Aus Breslau. Sie haben die Reise bisher ohne Unterbrechung zurückgelegt, wollen aber nun acht Tage dort bleiben, ehe sie über Sachsen und Bayern an den Neckar gehen. Denke nur, Bergheimer hat in Breslau einen ehemaligen Mainzer Schüler gefunden, der jetzt als Bankier dort etabliert ist, Berthold Wertheimer heißt er; er kann den jungen Mann nicht genug rühmen. Ich habe schon an Rafael geschrieben, auch die heutige That unseres Grafen habe ich ihm mitgeteilt — wie hat er, wie haben wir alle dem edlen Manne Unrecht gethan!"

„Welche That?" fragte Judith.

„Du weißt es noch nicht? in der ganzen Stadt spricht man von nichts anderem. Die Tafel am Eingang des Schloßgartens steht nicht mehr und er hat es uns Vorstehern in einem freundlichen Briefe mitgeteilt . . . Du schreibst doch an Rafael ein Wort hinzu? Er läßt Dich herzlich grüßen und fügt bei: „Judiths Versprechen beim Abschied, unserer letzten Unterredung eingedenk zu bleiben, macht mich froh und heiter!" Was meint er damit?"

„Nichts," murmelte sie, halb abgewendet. „Eine Kinderei."

„So dachte ich. Aber bist Du nicht wohl, Kind? Du bist so blaß!"

Es war drei Wochen später, ein milder, heller Oktobertag. Karg ist dieser Landschaft jeglicher Schmuck zugemessen, der anderwärts das Menschenherz erfreut, unendlich ist rings die Ebene ausgegossen, selten erhebt sich in sachter Steigung eine Erdwelle aus der Fläche und verrinnt dann wieder in ihr; trüb und träge rollen zwischen schlammigen Ufern die Flüsse und Bäche ihre Wasser von den fernen Bergen her in das noch tiefere, noch traurigere Steppenland hinein; mancher versickert am Wege im tiefen Moor oder staut sich in einem Weiher, dessen weiter, trüber Spiegel das Schilfrohr der kleinen, schlammigen Inseln widerspiegelt und das blasse, ewig vom Dunst der Ebene getrübte Blau der Himmelsglocke. Schmutzig sind die Städtchen, wo im dichten Knäuel armseliger Hütten das verstoßene, nur zu unsäglichem Elend auserwählte Volk der Juden haust; dürftig die Dörfer, wo der Ruthene dumpf und trotzig unter des Polen Peitsche den Boden bepflügt. Selten reiht sich an das Ackerland ein Birkengehölz, aber unendlich, Meile um Meile, soweit den Wanderer der Fuß trägt, umgiebt ihn die braune Haide, wo nur der Wachholder gedeiht, die Erika blüht. Furchtbar ist hier der Winter, wenn der Sturm aus Norden den Schnee über die ungeheuren Flächen treibt, karg und kurz der Frühling, versengend der Sonnenbrand des Sommers, aber mild und licht erquickt der Herbst die armen Menschen, das dürftige Land. In heller, roter Glut leuchtet die Haide, in dunklerer das Gehölz; tiefblau erscheint durch die größere Klarheit der Luft der Himmel, und selbst um das kahle Stoppelfeld ist ein Schmuck gebreitet: das Marienhaar, welches in tausend Fäden dahinschwimmt. Wer im Herbst über die Haide geht, den macht sie nicht fröhlich, aber sein Herz wird ruhiger und sänftigt sich.

Das war auch dem Grafen Agenor beschieden, da er an jenem Oktobertage langsam, während der Klang der Mittagsglocken über die Haide zitterte, wieder seinem Schlosse zuritt. Er war am frühen Morgen aufgebrochen, nach einer schlaflosen Nacht, wo ihn böse Geister gerüttelt und wach erhalten: die Reue und die Begier. Es war zwischen ihm und der schönen Jüdin ge-

kommen, wie es kommen mußte, von jener Stunde ab, wo er dem Versucher unterlegen und zur Vorlesung gekommen. Er hatte sie, dank der Geschicklichkeit des Kommissärs, seither wiederholt allein gesprochen und brauchte sie nun nicht mehr zu fragen, ob sie sich wirklich nicht jene Empfindung zutraute, welche die Christen Liebe nennten. Und seit gestern brauchte er der häßlichen Vermittelung nicht mehr; sie war zum erstenmale allein in den Schloßgarten gekommen und war ihm ans Herz gesunken; sein Arm hatte den blühenden Leib umschlingen, sein Mund ihre Lippen berühren dürfen, nur einen Atemzug lang — aber sie hatte ja versprochen, heute wiederzukommen und hielt sicherlich Wort. Wohl kam er auch heute nicht zum Ziele, und es währte noch wochenlang, bis er jene Glut in ihr wachgeküßt, die in seinen Adern tobte, aber auch diese Stunde mußte kommen, und sie wurde sein eigen! Aber so wild ihn die Leidenschaft rüttelte, daß er emporsprang, die kühle Nachtluft einließ und dann im Lehnstuhl niedersaß, um freier atmen zu können — diese Gewißheit des Erfolgs machte ihn nicht glücklich, im Gegenteil, so elend, wie er sich in seinem stolzen, bei allem frischen Lebensmut ernsten und gefesteten Gemüte nie gefühlt.

Denn er war, wie sie ihm nachgerühmt, ein ehrlicher Mann. Der junge, stattliche Uhlanen-Offizier hatte fröhlich genossen, was ihm Frauengunst bescherte, aber sein Gewissen konnte ruhig bleiben; er hatte kein Weib von des Gatten Seite gerissen, kein Mädchen ins Elend gebracht. Was ihn davon abhielt, war nicht bloß ein aufs äußerste getriebenes Gefühl der Pflichten, welche seine adelige Geburt an die Makellosigkeit seiner Lebensführung stellte, sondern auch eine gewisse kühle Vernünftigkeit seines Wesens, die er, der Sproß einer verarmten Seitenlinie, auch dadurch erwiesen, daß er sich bis zu seines Vetters Tode mit Ehren behauptet; der Einsatz an Aufregung und Gewissenspein schien ihm zum Genuß nicht im richtigen Verhältnis. Nun aber hatte er schon bisher gelogen und betrogen und mußte es noch weit dreister thun, wenn er ans Ziel gelangen wollte. Er hatte sie gewonnen, weil sie ihn für ritterlich und edel hielt, frei von Vorurteilen gegen ihr Volk, weil sie seiner Ehrlichkeit, seiner Liebe vertraute; ein Wort von der Kluft, die sie schied, eine Andeutung der Unmöglichkeit, sie zu seinem Weibe zu machen — und sie war ihm für immer verloren. Sie hatte bisher nie von der Zukunft gesprochen, keine Frage an ihn gestellt — aber wenn sie es that? Und wenn es nicht dazu kam, wenn sein Betrug, seine Lüge auch ferner im Schweigen oder in vieldeutigen Antworten bestand — durfte sie ihm deshalb minder das Gewissen beschweren?!

Und die er betrog, er begehrte sie nicht bloß, sondern liebte sie auch, heiß und aus ganzer Seele. „Wie ist das nur über mich gekommen?" fragte er sich oft und fand keine Antwort. Gewiß, ihre Schönheit hatte auf den ersten Blick seine Sinne entzündet, aber daran allein lag es nicht. Sie war so gut, so achtungswert in ihrem Stolz, so rührend in ihrer Hingebung, so bedauernswert durch die Art, wie sie ihre Stellung unter den Menschen empfand, eine Stellung, die ihr fremder Wille gegeben. Aber auch dies alles genügte nicht, um ihm selbst das Wunder zu erklären, welches sich mit seinem Herzen begeben. „Vielleicht," dachte er zuweilen, „vielleicht ist's nur das Mitleid, das Grauen vor dem Schicksal, welchem ich sie entgegenführe, wenn ich schwach bleibe!"

Dieses Schicksal war ihm stets düster genug erschienen. „Das ist kein Mädchen," sagte er sich, „welches sich in das Los einer Maitresse fügen könnte oder schlau und niedrig genug dächte, sich durch Betrug an einem andern Manne zu retten." In dieser qualvollen Nacht aber überkam es ihn vollends: „Sie überlebt es nicht! Du wirst ihr Mörder!" Es trieb ihn auf; mit fiebernden Pulsen ging er in seiner Schlafstube auf und nieder, bis ihn die Ermattung wieder in den Lehnstuhl sinken ließ. Aber die Stimme seines Gewissens sprach fort durch die nächtliche Stille: „Ihr Mörder, wenn Deine Schwäche fortwährt."

Konnte er stark sein, ihr entsagen? Es schien ihm unmöglich, jetzt, wo jeder Nerv seines Körpers in heißer, fast schmerzhafter Begier zuckte, mehr als je unmöglich. Konnte er sie zu seinem Weibe machen? „Lieber sterben," sagte er sich, und wie er so dasaß und brütete, da schien ihm nur eines noch schlimmer, als die Schmach, dem Stammbaum seines Geschlechts den Namen der Tochter des Nathaniel Trachtenberg einzufügen: eine ehrlose Handlung zu begehen oder als leichtfertiger Schuldenmacher aus dem Schloß seiner Ahnen gejagt zu werden.

In diesen wirren, kämpfenden Gedanken fand ihn der Morgen. Er ließ sein Roß satteln und jagte in die Haide hinaus. Querfeldein stürmte

er dahin, ohne Rast, ohne Ziel, dann ließ er dem Pferd die Zügel und wie er so langsam über die Haide dahinritt, von welcher sacht die Morgennebel wichen, da ward's auch ihm heller im Hirn und im Gemüte. Er hatte alles zu düster gesehen, zu scharf zugespitzt im Dunkel dieser peinvollen Nacht — mit tausend Gründen suchte er sich in dieser tröstlicheren Auffassung zu festigen. Nur an eines konnte er auch nun nicht glauben: der Fall, daß ein Mann aus edlem Geschlecht ein Mädchen an sein Herz nahm, das ihm nicht ebenbürtig war, und sie fand nach Jahren, wenn sich ihre Wege trennten, ein neues Glück — dieser Fall konnte sich hier nicht wiederholen. Aber wenn auch nicht zu seinem Weibe, zur Gefährtin seines Lebens konnte er die Schöne, Stolze machen — und war dies eine Schmach, welche sie entrüstet zurückweisen mußte?! Sie that es nicht, wenn sie ihn liebte, wie nach der rührenden Schilderung der Chronisten die Esther jenen König geliebt. Aber ehrlich wollte er bleiben, und ihr sagen, daß sie auf seine Treue, seine Liebe rechnen dürfe, nicht auf seine Hand. Das nahm er sich fest vor, wie er so über die rotglühende Haide ritt. Er wollte keine Schuld auf sich laden, kein Verbrechen an ihr begehen. Und riß sie sich von ihm los, so mußte er die Kraft finden, es zu tragen. Wer nie an die Möglichkeit des Entsagens gedacht, die Haide im Herbste lehrt es ihn

(Fortsetzung folgt.)

Die Irrlichter.

Nach dem Französischen des J. P. Béranger von Hans von Vintler.

O Sommernacht, o Dorfesfrieden,
Du muntrer Bach, ihr Lüfte lind!
Hier lebt' ich freudenreich als Kind,
So sei auch jetzt mir Trost beschieden!
Ich kehre weltmüd' bei euch ein,
Ums Jugendglück ein sanftes Trauern
Weckt alles — selbst der Irrlichtschein,
Vor dem ich über Hag und Mauern
Einst atemlos nach Haus entwich.
Nun ist es aus mit derlei Schauern —
Irrlichter, tanzt, umtanzet mich!

An Winterabenden erzählte
Beim Spinnrad man, wie arg sie sei'n,
Und wie's jeweils bei ihrem Schein
Doch nicht an Schätzefunden fehlte;
An allerlei Gesind der Nacht,
An Hexenspuk, an Wünschelhauben,
Ward mir der Glaube da entfacht,
Und zitternd hört' ich Drachen schnauben,
Wenn ich durch Burggetrümmer strich.
Die Zeit zerblies mir meinen Glauben —
Irrlichter, tanzt, umtanzet mich!

Zehn Jahr' alt kaum, ein armes Mäuschen,
Irrt' eines Abends schweißbedeckt
Ich um, von solchem Licht geneckt.
Ich meint', es käm' aus Patens Häuschen,
Bei der's für mich stets Kuchen gab,
Und rannte zu voll Lust und Langen;
Da rief ein Schäfer: ‚Halt, o Knab',
Das ist ein Irrwisch, will Dich fangen,
Zum Totentanz hin narrt er Dich'! . . .
So ist mir's oft noch fehlgegangen —
Irrlichter, tanzt, umtanzet mich!

Mit sechzehn Jahren sah ich wieder
So eins auf unsres Pfarrers Grab;
‚Hochwürden', rief ich gleich hinab,
‚Ich helfe ja!' und kniete nieder.
Da dünkte mich, er schölt' mir zu:
‚Bringt Dich die Schönheit schon von Sinnen,
Verwünschter grüner Junge Du?'
Ich fühlt' es eisig mich durchrinnen,
Vor Gottes Zorn erbebte ich —
O spräch's noch heut so laut da drinnen!
Irrlichter, tanzt, umtanzet mich!

Mein Röschen dann zum Weib zu küren,
Gebrach mir nur ein wenig Geld;
Ich wähnte, solch' ein Licht im Feld
Das müßte mich zu Schatzgold führen.
Ich seh' eins, stürz' ihm nach — doch ach,
Da plump' ich in des Tümpels Wellen,
Den dort sich ausgewühlt der Bach! . . .
‚Und hörtest du kein Lachen gellen?'
So frug man . . . Nein! Nur suchte sich
Mein Lieb 'nen andern Trautgesellen —
Irrlichter, tanzt, umtanzet mich!

So sah ich Wahn um Wahn zertauen,
Und eh's noch Zeit ist, bin ich alt;
Ihr Dünste, so ihr flackernd wallt,
Schaut her, wie mir die Locken grauen!
Ach, vor ich Himmelskunde lernt',
Sah ich Auroren schöner prangen
Und lieblicher die Nacht besternt!
Der Wissensfackel Funken sprangen
Ins Elfenvölklein, und es wich . . .
O könnt' ich noch vor euch erbangen
Irrlichter, tanzt, umtanzet mich!

Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

(Fortsetzung.)

Vierter Aufzug.

Rom, in der Kaiserpfalz auf dem Aventin. Ein reich ausgestattetes Gemach von unregelmäßiger Form; rechts ist es tiefer als links, durch einen Vorbau, der nach hinten geschlossen, nach links durch ein mächtiges Fenster gegen einen tiefliegenden, großen, von Gebäuden des Palastes umgebenen Hof geöffnet ist. Auch von dem schmaleren linken Teil des Gemaches sieht man durch ein Fenster auf diesen Hof. In den höher liegenden Vorbau führen einige Stufen. In ihm wie im vordern Teil des Gemaches brennen Flammen auf hohen Dreifüßen. Sichtbare Thüren links und rechts im Vordergrunde, eine geheime Thür hinten rechts.

Erster Auftritt.

Otto und **Benilo** (stehen rechts, im Gespräch; Otto wieder in fürstlicher Kleidung).

Benilo (sehr unterwürfig). In ewigen Dank ergeben bin ich Euch,
Erhabner Herr; so treu, wie mich die edle
Stephania stets erfand.

Otto. Sie rühmt mir Eure
Bewährte Treue.

Benilo. Ihrem Wunsch gehorchend,
Den Euer hoher Wille heiligte,
Sorgt' ich für Diener ihr aus ihrem Volk,
Die im Palast hier —

Otto. Römer?

Benilo. Ja.

Otto (mit einiger Anstrengung). Verschwiegen?

Benilo. Wie Euer treuer Knecht.

Otto. 's ist gut. Ich dank' Euch. —
Kommt morgen wieder.

Benilo. Segne Gott den Schlaf
Der hohen Majestät!

(Otto vorne rechts ab.)

Den ewigen, fürcht' ich.
Wir haben Dich in Deiner Kaiserpfalz —
Und wollen Dich behalten. Und Stephania —

(nach der geheimen Thür blickend)

Was sie nicht weiß, das kann sie nicht verraten;
Drum weiß sie's besser nicht. Aus süßen Träumen
Erwachend mag sie dann die Augen reiben:
Wo blieb mein schöner, kaiserlicher Jüngling,
Um den ich Rom vergaß? — — Sie nützt uns doch;
Denn mir so trauend, wie ich ihr mißtraue,
Gab sie mir Zugang, mich hier einzunisten,
Mich und die Meinen. Ist der Hof dort unser,

(tritt in den Vorbau, blickt durchs Fenster hinunter)

So haben wir die Pfalz. Dann rächen wir
Die Engelsburg hier auf dem Aventin
Und geben Rom den Römern!

Zweiter Auftritt.

Benilo; Lumello, (kommt von links, mit) **Sabina.**

Lumello (im Eintreten, vorsichtig, halblaut).
Seid Ihr's wirklich,
Schönste Sabina? Tretet ein, doch leise
Wie Kätzlein —

(Erblickt Benilo, der aus dem Vorbau heraustritt.)

Wer ist hier?

Benilo. Benilo.

Lumello (die Stirn runzelnd). Euch
Entließ der Herr doch längst —

Benilo. Er rief mich wieder
Zurück.

Lumello. Doch wart Ihr nun allein.

(Auf den Vorbau deutend.)

Was thatet
Ihr noch dort oben?

Benilo. Nichts, was mir die Gnade
Des Kaisers nicht gestattet.

Lumello (für sich). Ließ' er lieber
Dich hängen! (Laut.) Nun, so geht. Die Nacht ist da.
Wir schließen bald das Thor.

Benilo (für sich). Wir öffnen's wieder.
(Laut.) Habt gute Nacht!

Lumello (kalt). Auch Ihr.

Benilo (geht; für sich). Das Täubchen dort
Wird büßen heute Nacht! (Bleibt stehen.) Doch thut mir's leid.
Ich war doch einst ihr gut. Ich will sie warnen.

(Macht der links an der Thür stehenden Sabina im Hinausgehen ein Zeichen, indem er eines seiner untern Augenlider mit dem Finger herunterzieht. Dann links ab.)

Sabina (erschrocken, für sich). Heilige Maria! was war das?

Lumello (für sich, betroffen). Der Römer
Gab ihr ein Zeichen. (Laut.) Kennt Ihr diesen Mann?

Sabina. Mir däucht, ich sah ihn einst.

Lumello. Was wollt' er Euch?

Sabina. Er sagte nichts.

Lumello. Und was bedeutete
Das Zeichen, das er machte?

Sabina. Macht' er eins?
Ich hab' es nicht gesehn.

Lumello (für sich). Das lügt sie, fürcht' ich.
Hätt' ich 'nen Schlüssel zu der glatten Stirn —

Dritter Auftritt.

Lumello; Sabina; Rainard.

Rainard (erscheint in der geheimen Thür).
Seid Ihr's, Lumello? Tretet ein. Man wünscht Euch
Zu sehn.

Lumello (für sich). Die andre. (Laut.) Wohl; ich komme.

(Rainard tritt zurück, und schließt die Thür.) (Lumello für sich.)

Wir
Bevölkern noch die Pfalz mit römischen Witwen; —
Gott besser's!

Sabina. Wer wünscht Euch zu sehn?

Lumello. Das fragt Ihr?
Sonst war doch Neugier Eure Sache nicht.

Sabina. Das stille Pförtchen birgt wohl ein Geheimnis,
Das ich nicht wissen soll.

Lumello (mit gespieltem Ernst). Ich werd's ergründen
Und Dir dann sagen, Kind. — Erwart' mich hier;
Ich bin Dir bald zurück. Dann zeig' ich Dir
Von meinem Turm das nächtige Rom, den Tiber,

(auf sein Herz deutend)

Und hier die Flamme —

Sabina. Einen Aschenhaufen!

Lumello (für sich). Und schließ' die Stirn Dir auf!

(Ab, durch die geheime Thür.)

Sabina. Ich zittre noch.

(Venilo's Geberde wiederholend.)

So warnte mich Venilo . . . „Hüte Dich!"
Wovor? Was soll geschehn? — Und wenn Venilo
Mich warnte, der mir grollt, wie schrecklich muß
Das sein, was mich bedroht, daß ihn's erbarmte?
„Dich hüten" — heißt das: mach' Dich fort von hier?
Die Luft ist hier nicht gut? Die Nacht wird übel? —
Was that Venilo hier? Was soll geschehn?

(Gedämpfter Hornruf hinter der Szene.)

Der Türmer bläst. Nun schließen sie das Thor.

(Geängstigt der Thür zugehend.)

Noch nicht! Ich will hinaus. Ich mach' mich fort.
Das riecht nach Mord und Tod. Mein Leben rett' ich.
Leb wohl, Lumello! Lieben ist gar gut,
Doch Leben besser. Gute Nacht!

(Schlüpft hinaus; links ab. Nach einer Weile hört man sie draußen.)

Ich will
Hinunter, Hauptmann. Gute Nacht!

Hauptmann (draußen). Gott schütz' Euch!

Vierter Auftritt.

Lumello; dann der Hauptmann.

Lumello (tritt aus der geheimen Thür; blickt auf sie zurück).
Nun, wohl Dir, Otto. Gut gewählt. Noch hatte
Kein Kaiser, denk' ich, ein so hold Geheimnis; —
Nur mir zu bleich, zu stumm — zu königlich.
Mir taugt Sabina besser — —

(Wendet sich; sucht mit den Augen.)

Nun? Wo blieb sie? —
Im Erker? — Nein. Der Vogel ist hinaus.
Wohin, Bachstelzchen?

(Öffnet die Thür links, ruft hinaus.)

Hauptmann!

Hauptmann (draußen). Was geliebt?

Lumello. Ein Wort!

Hauptmann (tritt ein; nüchtern, fest).
Da bin ich. Ihr befehlt?

Lumello. Wo blieb
Die Römerin? [Die Wittib? Saht Ihr sie?

Hauptmann. Gewiß. Fort ist sie.

Lumello. Fort? Wohin?

Hauptmann. Ich dachte,
Ihr wüßtet drum. Hinunter und hinaus;
Dann schlossen sie das Thor.

Lumello. Bei Christi Blut,
Da stockt mir der Verstand. Durchs Thor hinaus?
Nur eben kam sie. Kam durch diese Thür —
Als jener Andre fortging — — Ah! Venilo,
Der ihr das Zeichen machte! — Mein Verstand
Fängt wieder an, zu traben. Höll' und Teufel!
Ruft mir den Burschen!

Hauptmann. Mit Vergunst, Herr Oberster:
Was für 'nen Burschen?

Lumello. Nun, den römischen Wicht,
Den uns Venilo in die Pfalz gebracht,
Der auf dem Gang dort faullenzt. Ruft ihn! schleppt ihn
An seinen Ohren her!

Hauptmann (lächelnd). Er kommt wohl auch,
Wenn ich nur pfeife.

(Tritt links in die Thür, pfeift. Ruft dann.)

Vorwärts! Tummle Dich! —
Hierher!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; der Knabe aus dem dritten Aufzug (von links).

Knabe (scheu). Bin hier. Was soll ich?

Lumello. Her zu mir.
Ihr Welschen sprecht mit Hand und Kopf und Fuß
So viel, wie unsereins kaum mit der Zunge.
Schau, was ich mache.

(Ahmt die Geberde nach, die er Venilo hat machen sehen.)

Was bedeutet das
Auf römisch?

Knabe. „Sei auf Deiner Hut."

Lumello (für sich). Beim Teufel,
Es ist heraus! — Er warnte sie. Dann log sie:
„Ich habe nichts gesehn!" Und dann erhob sie
Die Flügel — und heidi! — — Da liegt ein Ei
In unserm Nest, aus dem ein Drache kriecht.
(Zum Knaben.) 's ist gut. Hinaus!

(Der Knabe links ab.)

Hauptmann. Und darf man fragen, Herr —

Lumello. Was das auf deutsch bedeutet? Welsche Späße,
Die unsre Haut bezahlen soll. Ich muß
Hinein zum Kaiser!

Hauptmann. Nun, da kommt er eben.

Sechster Auftritt.

Lumello, Hauptmann; Otto und Bischof Bernward (treten aus der Thüre vorne rechts).

Otto. Habt gute Nacht denn, Bischof —

Lumello. Herr, vergönnt,
Daß ich so dreist Euch in die Rede falle.
Es drängt! Es eilt!

Otto. Schon wieder eilt's? Ich hoffte
Auf etwas Frieden heut. Was eilt?

Lumello. Die Nacht und
Die welsche Tücke, Herr. Wir sind gewarnt:
Uns droht ein Anschlag.

Otto. Nun, was kann uns drohn?
Der Bayern-Herzog und der Markgraf Hugo
Von Tuscien lagern mit verstärkten Scharen
Da draußen vor der Stadt —

Lumello. Zu ferne, fürcht' ich,
Falls Rom sich wieder rührt und uns hier einsperrt
Auf unserm Hügel, den ein Häuflein nur
Zu Eurem Schutz bewacht!

Otto. Doch der genügt.
Rom ist doch nicht von Sinnen. „Uns hier einsperrt!"
Und was geschäh' uns dann? Wir hielten aus,
Bis unsre Deutschen aus dem Lager kämen,
Die Römer zu zerschmettern!

Lumello. Herr, der Dieb
Kommt über Nacht. So kommt auch der Verräter.

Dem Römervolk ist Euer Haupt nicht heilig:
Und wenn sie uns beschleichen und erdrosseln,
So kommt das Heer zu spät!

Otto (lächelnd). Ich weiß: Ihr seht
In jedem Römer einen Tückebold
Mit Gift und Dolch im Mantel. „Welsche Tücke!"
Das ist der Deutschen Wort. Ich bin der Kaiser
Der Römer wie der Deutschen; beide lieb' ich,
Und keinen fürcht' ich.

Lumello. Herr, das schützt uns nicht. —
Der Fuchs Benilo schleicht und spürt —

Otto (die Stirn runzelnd). Benilo
Ist treu.

Lumello. Vergebt: wer sagt Euch das?

Otto. Wer mir —?
Ein guter Zeuge sagt mir das, Lumello.
Für heute gute Nacht!

Lumello (murmelnd). So schütz' uns, Herrgott,
Heut Nacht!

Otto. Was sagt Ihr noch?

Lumello. Ich sagte nur
Zum Herrgott: so beschütz' uns!

Otto (mit Widerstreben lächelnd). Graf Lumello,
Der sonst die Furcht nicht kennt, wird heut nicht schlafen,
Wenn ich nicht fürchten lerne. Nur als Schlaftrunk
Für Euch verordn' ich: laßt ins Lager melden,
Ein starker Hause soll sich näher ziehn,
Noch heute Nacht, sogleich, um uns zu helfen,
Falls uns die welsche Tücke hier beschleicht.
Graf Tammo soll den besten seiner Reiter
Ins Lager schicken. Sagt's ihm!

Lumello. Herr, ich dank' Euch —
Und nehm' den Spott in Kauf. Habt gute Ruh!

Otto (lächelnd). Und Ihr, Lumello.

Lumello (zum Hauptmann). Kommt!

(Mit dem Hauptmann links ab.)

Otto. Mein teurer Bischof,
Schlaft denn auch Ihr: und morgen brecht Ihr auf
Zum störrigen Deutschland. Eure Weisheit wird
Die Wogen glätten, die so gern dort brausen —
Denn jeder Deutsche macht sich seinen Wind —
Und dieses unzufriedenste der Völker
Wird Eurer festen, milden Hand sich fügen,
Wenn sie mein Szepter führt.

Bernward (gedrückt). Ich sagte gern:
Ich hoff' es auch. Doch trübe Gährung rührt
Sich aller Orten. (Zart.) Herr, es kränkt das Volk,
Daß man die Wenden nicht bekriegt; daß Ihr
So oft die Alpen unter Euren Sohlen,
Deutschland im Rücken habt: daß Eurem Herzen
Die Römer näher sind als Euer Volk.

(Da Otto reden will.)

Verzeiht; ich sage, was man spricht. Ihr zeigtet
In Aachen Eurem Volk ein warmes Herz,
Und wärmer schlug das seine; jauchzend rief man:
Wir haben unsern Herrn! Da bracht Ihr wieder
Und wie ein Sturmwind plötzlich, über Nacht,
Gen Welschland auf —

Otto (gepeinigt, unterbricht ihn). Wir lassen's heute Nacht. —
Wenn oft der Herrscher nicht sein Volk versteht,
Versteht auch oft das Volk nicht seinen Herrn.

Bernward. Das ist gewiß. — — Ich gehe.

(Will sich verabschieden; seufzt auf.)

Hättet Ihr
Nur Den von Meißen nicht, den Grafen Eckard,
So tief ins Herz gekränkt! Im Sachsenland
Gilt er so viel wie Keiner. Sein Gesicht
Ist wie ein Leitstern, und sein Wort ist Predigt.
Um seinen großen Groll wird jeder kleine
Sich scharen, Herr, wie Hütten um die Burg —

Otto (abwesend). Das mag wohl sein. (Für sich.) Bald drück' ich sie ans Herz.
O selige Sehnsucht!

Bernward (befremdet). Lächelt Ihr, mein Kaiser?
Warum? — Was sagt' ich?

Otto. Ihr? — Nur Weisheit, Bischof.
Mir fuhr nur durch den Sinn — — Ihr warnt mit Recht;
Und ändern will ich's. Doch die Nacht vergeht.
Tief schlafen müßt Ihr, eh' die weite Reise
Beginnt. Ihr werdet's dort zum Guten führen;
Jetzt Ihr — dann ich. Gott schütz' Euch!

Bernward. Gute Nacht!

(Geht; seufzt verstohlen. Otto geleitet ihn bis zur Thür.)

Otto. Umarmt mich, Bernward.

Bernward (gerührt, warm). Gott mit Euch, mein Kaiser!

(Links ab. Otto verschließt hinter ihm die Thür.)

Otto. Und mit uns allen. — Ungeduldige Sehnsucht
Der jungen Brust! wie schlugst du hier, ein Hammer,
Das Ohr betäubend, Aug' und Hirn verdunkelnd,
Und thatst so selig weh. — Stephania wartet!

(Öffnet hinten rechts die geheime Thür.)

Dort, an die Lehne weich das Haupt gedrückt,
Das edle, königliche — — Schläft sie? — Nein.
Sie hört mich. Zitternd regen sich die Locken;
Es hebt sich sacht die wonnige Gestalt —
Schwebt mir entgegen. Du zu mir? — So komm denn,
Verborg'ne Göttin meiner Einsamkeit,
Mein Glück! mein Rom! mein Erdkreis!

(Fortsetzung folgt.)

„Man sieht's dem stillen Gras nicht an . . ."

Man sieht's dem stillen Gras nicht an,
Wie hold mit ihm gekost der Wind,
Man sieht es nicht den Händen an,
Wie vielgeküßt sie sind.

Wie viel des Glücks, man ahnt es nicht,
Versteckt ist allerwärts,
Und wie viel schmerzbesiegend Licht
Unsichtbar birgt ein Herz.

Frieda Port.

Sprüche.

„Premièren" — so nennt man beim heut'gen Geschlechte
Die verfeinerten Stiergefechte:
Die Meisten, die zu dem Spektakel gehn,
Kommen ausschließlich, um Blut zu sehn.

*

Und wenn dem Mann auf kurze Jährchen
Die Sonne noch so kräftig loht,
Ist eine Kindheit ohne Märchen
Ein Alter ohne Abendrot.

Ludwig Fulda



Alfred Meißner — Franz Hedrich.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Die Aufdeckung eines unerhörten Arbeitsverhältnisses zwischen zwei Schriftstellern, einem berühmten und einem unbekannten, setzt in diesen Tagen alle Gebildete Deutschlands in Aufruhr. Mit Recht; es ist ein litterarischer Kriminalfall, wie er sich bisher kaum je und irgend wo ereignet, und die Anklage richtet sich gegen einen der glänzendsten Namen unseres zeitgenössischen Schrifttums. Ein Kriminalfall, und darum geziemt es, zunächst die Thatsachen zu verzeichnen und, wo nötig, kritisch klarzustellen, denn sie allein müssen und sollen entscheiden; unsere Empfindungen dürfen es nicht. Gleichwohl gehört es zur Sache, zu verzeichnen, wie die einzelnen Stadien der Enthüllung auf die öffentliche Meinung gewirkt haben.

Zu Anfang Oktober ging durch die gesamte deutsche Presse die Nachricht, ein Herr Franz Hedrich werde demnächst den Beweis veröffentlichen, daß nicht Alfred Meißner, sondern er der Verfasser der meisten und besten, unter Meißner's Namen erschienenen Romane und Novellen sei. „Wer ist Franz Hedrich?" fragte alle Welt. Und da der Name gänzlich unbekannt, selbst in den ausführlichsten Nachschlagebüchern nicht enthalten war, so lautete die Antwort: „Franz Bacherl der Zweite." Mir wenigstens ist die Notiz in keinem Blatt ohne diesen Beisatz der Redaktion zu Gesicht gekommen.

Ich habe Alfred Meißner auch als Menschen gekannt und geachtet. Darum that es mir wohl, daß die deutsche Presse von vorn herein energisch und einstimmig für den Toten Partei ergriff. Dennoch wollte eine dunkle Empfindung nicht von mir weichen, daß dies nicht das letzte Urteil in der Sache sein werde. Ich darf heute, wo Meißner's eigenes Bekenntnis vorliegt, die Unterredung erzählen, welche mir diese Empfindung erweckt.

Im Herbst 1881 beschäftigte mich der Plan eines deutsch-österreichischen Novellenschatzes, einer Anthologie, welche in Musterstücken und Einleitungen den Anteil der Österreicher an der deutschen Erzählungslitteratur der Gegenwart vorführen sollte. Ich entwarf zu diesem Zwecke Namens- und Titellisten und beriet sie mit einigen litterarischen Freunden in Wien durch. Einer von ihnen, Leopold Kompert, nannte mir den Namen Franz Hedrich, der mir nicht ganz unbekannt klang, obwohl ich kaum hätte sagen können, woher ich ihn kannte. Hedrich, sagte mir Kompert, sei sein Landsmann, ein Deutsch-Böhme, und habe in den Sechziger Jahren eine Novellensammlung herausgegeben, die ihm als das Erzeugnis eines starken Talents einen lebhaften Eindruck gemacht. Den Titel wußte er nicht, riet mir jedoch zu einer Anfrage bei Meißner, der als intimer Freund Hedrich's und Befürworter jener Sammlung vielleicht der Einzige sei, der mir über den gänzlich verschollenen Mann näheren Bescheid werde geben können.

Kurz darauf — im Winter 1881 auf 82 — kam Alfred Meißner nach Wien und besuchte mich. Ich hatte zur selben Zeit einige Aufsätze über Heine veröffentlicht und im Anschluß daran kam das Gespräch auf seine 1856 erschienenen Erinnerungen an Heine. Er bedauerte lebhaft, daß das Buch, weil der Verleger Campe so sehr zu rascher Ablieferung des Manuskripts gedrängt, nicht so gut geworden sei, als er es bei größerer Muße hätte gestalten können. Ich konnte nicht leugnen, daß einzelne Partien auch mir den Eindruck des flüchtig Hingeschriebenen gemacht, aber im Ganzen und Großen, meinte ich, sei es doch ein ebenso interessantes, als pietätvolles Buch und er könne wohl damit zufrieden sein. Da ich damit das Thema für abgeschlossen hielt, und mir mein Plan sowie die Anfrage, welche ich diesbezüglich an Meißner richten wollte, wieder in Erinnerung kam, so fragte ich darauf, allerdings ganz plötzlich und unvermittelt:

„Wer ist Franz Hedrich?"

Die Wirkung, welche diese Worte auf Meißner übten, war mir damals ganz unbegreiflich. Er erschrack sichtlich aufs höchste, ja er war geradezu entsetzt, so daß mich sein Anblick selbst in Verlegenheit brachte. Erst nach einer Pause konnte er etwas sagen, aber auch da war er noch ganz fassungslos, denn er frug fast stammelnd:

„Was hat er Ihnen geschrieben?"

Man kann sich denken, wie erstaunt ich war. Dann beeilte ich mich auseinander zu setzen, daß mir Hedrich bis auf den Namen völlig unbekannt sei und zu welchem Zwecke ich mich eventuell, falls Meißner dazu riete, an ihn wenden wolle. Im Anschluß daran zog ich aus der Mappe meine Liste hervor und das Gespräch nahm eine rein sachliche Wendung. Daß Meißner noch immer unter einem peinlichen Eindruck stand, konnte mir dabei nicht entgehen. Er war wortkarger, als sonst seine Art war, auch sprach er unsicherer als gewöhnlich, obwohl ihm ja auch in der Regel, namentlich zu Beginn einer längeren Ausführung, eine Art leisen, allerdings kaum bemerkbaren Stammelns eigen war. Als ich ihn schließlich um seine Ansicht fragte, ob er den Plan für zweckmäßig hielte, betonte er — und wie sich später zeigte, mit gutem Recht — die großen äußeren Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegensetzen würden. An sich sei die Sache löblich und seine Mitwirkung sei mir gesichert. Was Hedrich betreffe, fügte er dann hinzu, so kenne er ihn allerdings. Ich möge Hedrich's „Nachtstücke aus dem Hochgebirg" lesen und selbst entscheiden, ob er einen Platz in meiner Sammlung verdiene. Seines Erachtens sei dies wohl der Fall. Auch werde mir der Verleger — Janke in Berlin — gewiß keine Schwierigkeiten machen. Das Buch sei seines Wissens nicht gut gegangen und eine Hinweisung darauf könne dem Verleger nur nützen.

Ich notierte mir den Verlag. Jedenfalls, meinte ich, müsse ich auch Hedrich's Einwilligung haben. Ob er seine Adresse kenne?

Meißner verneinte. Aber wenn ich soweit sei, so

könne er sie mir leicht schaffen. Hedrich schreibe ihm noch zuweilen.

Ich fragte, ob jene Sammlung das einzige Buch Hedrich's sei.

Seines Wissens ja, war Meißner's Antwort, er habe seither nur noch einige Novellen geschrieben. Hedrich sei ein sehr unglücklicher, unstäter Mensch, dessen starkes Talent sich leider verzettelt habe.

Wieder nahm das Gespräch eine andre Wendung. Von Hedrich war diesmal nicht weiter die Rede. Als ich jedoch dem Dichter am nächsten Tage in seinem Hotel, der Ungarischen Krone, meinen Besuch machte, kam er auf meinen Plan zurück und sagte etwa folgendes: „Kommt es zu der Anthologie, so vergessen Sie jedenfalls auch Hedrich nicht; ich bitte Sie darum. Ich würde dem unglücklichen Menschen gerne diese Genugthuung gönnen. Ist doch das treffliche Buch und damit sein Name mit Unrecht ganz verschollen. Die persönliche Berührung mit ihm ist freilich nicht angenehm. Er wird Ihnen auf die freundlichste Anfrage gereizte Antwort geben, übermäßiges Honorar fordern u. s. w. Das will ich Ihnen gern ersparen. Schreiben Sie also mir. Ich schaffe Ihnen dann gern alles, was Sie brauchen, seine Einwilligung und die biographischen Notizen über ihn. Was seine litterarische Charakteristik betrifft, so können Sie vielleicht einige Stellen aus meinem Vorwort zu jenem Buche brauchen. Wo nicht, so stehe ich auch damit gern zu Diensten."

Das sind ja nun an die acht Jahre her. Für den buchstäblichen Wortlaut dieser Äußerungen kann ich mich nicht verbürgen, wohl aber für den Sinn; und daß sie mir immerhin einigen Eindruck gemacht, wird man begreiflich finden. An irgend etwas Böses, Unheimliches dachte ich nicht entfernt, nur eben merkwürdig war mir die Sache. Erst als ich jene Notiz las, bedrückte mir die Erinnerung das Herz und wenige mögen mit gleicher Spannung dem Erscheinen des Hedrich'schen Buches entgegengesehen haben wie ich.

Endlich war es da.*) Der Eindruck, den es mir machte, war ein überaus peinlicher, ja niederdrückender. Ich habe bisher niemand gefunden, dem es einen andern Eindruck gemacht hätte. „Das häßlichste, trostloseste Buch, das man sich denken kann," sagte mir einer der Führer unsres litterarischen Berlin, und ich konnte ihm nur beipflichten. „Wahrscheinlich auch," fügte er hinzu, „ein so ehrliches Buch, als es die einseitige, bittere, haßerfüllte Anklageschrift eines verzweifelten Menschen überhaupt sein kann." Und denselben Eindruck hat das Buch, nach den Stimmen der Presse zu schließen, ja damals auch vielfach auf andre gemacht. Nicht auf alle, und zu jenen, die in diesem Letzteren nicht mehr beistimmen konnten, gehörte auch ich, vielleicht mit deshalb, weil ich Meißner gekannt und geliebt, aber nicht deshalb allein. Franz Hedrich, sagte ich mir, ist kein Bacherl, seine Anklage keineswegs grundlos, im Gegenteil weitaus gegründeter, als dies irgend jemand, selbst der grimmigste Verkleinerer, der persönlichste Feind Meißners für möglich gehalten hätte. Hier ist ein litterarisches Verhältnis aufgedeckt, wie es — zur Ehre unsrer Litteratur sei's gesagt — vielleicht nie vorher in Deutschland bestanden. Und darum ist hier auch auf einen unserer besten Dichternamen ein häßlicher Makel geheftet, den nichts mehr wegtilgen und verwischen kann. Aber dieser Makel ist nicht so groß, als Hedrich behaupten will, er ist weitaus geringer und vollends scheinen da Dinge gespielt zu haben, die ihn verzeihlicher machen als unser Verstand zunächst glauben möchte. Eine kaltblütige und mit größtem Geschick geschriebene Anklageschrift, die gehört zu werden verdient, aber beileibe keine ehrliche Schrift. Unehrlich nach doppelter Richtung. Einmal deshalb, weil sie mehr behauptet als der Ankläger selbst glaubt, unehrlich aber auch, weil er sich eine Rolle zuschreibt, die er nicht gespielt haben kann. Das ist nicht die Sprache des Verzweifelten, sagte ich mir, der um alles betrogen worden ist, um Namen, Lebensglück und Geldertrag seiner Werke, sondern die eines Mannes, der sein Verhältnis zu Meißner mit sehenden Augen eingegangen, große Vorteile aus demselben gezogen und erst dann gesprochen, als Schweigen nicht mehr den größeren Vorteil bringen konnte.

An diesem Eindruck, diesem Urteil hat die kürzlich erschienene Antwort Alfred Meißner's nichts geändert, sie hat sie nur vertieft und klarer gestaltet. Der Verfasser dieser Schrift*), Rittmeister Bayer in Bregenz, unter dem Namen Robert Byr als Romanschriftsteller bekannt, der Schwager des Toten, hat Recht gehabt, seinen Mitteilungen diesen Titel zu geben. Denn es ist in allem Wesentlichen Meißner selbst, der zu uns spricht. Die Broschüre hat eine tiefgehende Wandlung der öffentlichen Meinung bewirkt; auch solche Beurteiler, welche unter dem Eindruck der Hedrich'schen Enthüllungen fast bedingungslos für diesen eingetreten, haben nun für Meißner Partei ergriffen. Das ist menschlich durchaus begreiflich, denn das Erschütterndste, was die Schrift bringt, ist der Nachweis, daß Meißner freiwillig als ein Opfer dieses unglückseligen Verhältnisses aus dem Leben geschieden ist. Aber so sehr wir nun dem Menschen unser Mitleid schenken müssen, unser Urteil über seine Schuld darf dies tragische Ende nicht beeinflussen. Freilich! — schien diese Schuld, noch ehe die Verteidigung gesprochen, jedem Unbefangenen geringer als die Anklage behauptet, so wird dies nun vollends jetzt der Fall sein. Aber sie bleibt noch immer groß genug. Byr's Schrift scheint mir eine der ehrlichsten und achtungswertesten Streitschriften, welche mir je zu Gesicht gekommen; der Freund und Schwager des unglücklichen Mannes, der Vormund seiner verwaisten Kinder, hat sich durch seine Empfindungen, die ihm jeder Leser nachfühlen wird, nicht hinreißen lassen, auch nur um ein Jota mehr zu behaupten, als er selbst glaubt, aber er glaubt mehr, als wir andern glauben können, und will darum mehr beweisen als er beweisen kann. Weder Hedrich's noch Byr's Schrift stellt, glaube ich, das Verhältnis beider Männer so dar, wie es in Wahrheit gewesen ist, weder die eine noch die andere bemißt den Anteil, den Meißner an den unter seinem Namen veröffentlichten Romanen hatte, ganz richtig. Was endlich die Gründe für Hedrich's spätes

---

*) „Alfred Meißner — Franz Hedrich. Geschichte ihrer litterarischen Verhältnisse auf Grundlage der Briefe, die Alfred Meißner seit dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode 1885 an Franz Hedrich geschrieben." Von Franz Hedrich. Berlin 1890. Otto Janke.

*) „Die Antwort Alfred Meißner's." Von Rittmeister Bayer (Robert Byr) München, Kommissionsverlag G. Franz. 1889.

Auftreten betrifft, so erhält die unbefangene Prüfung durch Byr's Schrift lediglich die volle und unzweideutige Bestätigung dessen, was ohnehin vermutet werden mußte. Für einen Mann, welcher unsrer Teilnahme würdig ist, für einen reinen und edlen Kämpfer um sein Recht werden auch bisher nur wenige Herrn Hedrich gehalten haben. Nun bleibt über den Mann vollends kein Zweifel übrig . . .

Friede dem Toten, der seine Schuld mit dem Leben bezahlt, und seinem Ankläger jene Empfindung, die ihm gebührt! — aber Recht muß Recht bleiben. In diesem Sinne sei hier zunächst eine Feststellung des Thatbestandes versucht.

Franz Hedrich lernte Alfred Meißner nach den übereinstimmenden Angaben beider im Dezember 1847 zu Prag kennen; Moriz Hartmann vermittelte die Bekanntschaft. Das Datum verdient Beachtung; Alfred Meißner war damals 25 Jahre alt, Doktor der Medizin, in geordneten, materiellen Verhältnissen und — das Wichtigste — bereits ein berühmter Mann. Zwei Jahre vorher war die erste Sammlung seiner Gedichte, kurz darauf sein „Ziska" erschienen und hatte seinen Namen überall den bekanntesten Dichternamen jener Zeit angereiht; in seinem Vaterlande Böhmen vollends war er bei Deutschen und Czechen der populärste Poet. Diese Werke aber sind zugleich seine besten geblieben. „Der Dichter des Ziska" ist Alfred Meißner zeit seines Lebens genannt worden, wenn man ihn rühmen wollte, daneben als ein trefflicher Lyriker. Auf das beste also, was er geschaffen, hat Hedrich keinen Anspruch und ist auch nicht unklug genug, ihn zu erheben. „Mit Meißner's vier Bändchen Gedichten habe ich nichts zu schaffen," bekennt er ausdrücklich in seinem Schreiben an Byr vom 1. Juli 1885. Alles Metrische also, was unter Meißner's Namen erschienen ist, gehört auch unzweifelhaft diesem zu. Daß Hedrich gleichfalls Lyriker ist, und auch seine Gedichte Meißner anvertraut, erfahren wir nur aus der folgenden Stelle desselben Briefs:

„Ferner ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß sich unter Meißner's Papieren eine Abschrift meiner Gedichte, 40—60, von seiner Hand zu einem heimlichen Zwecke angefertigt, vorfinden dürfte. Auch darauf mache ich besonders aufmerksam . . ."

Byr giebt die Stelle wieder, ohne sie in seinem Antwortschreiben an Hedrich oder einer anderen Stelle seiner Broschüre einer Erwiderung oder Erklärung wert zu halten; Hedrich, der alles herbeizieht, erwähnt in seiner eigenen Schrift dieser Gedichte gar nicht. Es ist also gänzlich unerwiesen, daß Meißner die „40—60" Gedichte Hedrich's thatsächlich „zu einem heimlichen Zwecke" kopiert, geschweige denn gar die Kopie aufbewahrt. Als gewiß aber darf durch Hedrich's Schweigen gelten, daß er keinesfalls von dieser Kopie irgend welchen Gebrauch gemacht. Der beste, reinste, dauerndste Lorbeer Alfred Meißner's, sein Ruhm als Lyriker und Epiker, bleibt also völlig unbefleckt und unangefochten.

Meißner war, wissen wir nun, als ihn Hedrich kennen lernte, ein junger, sorgenloser, berühmter Dichter in einer für seine Jahre selten gefestigten und beneidenswerten gesellschaftlichen und litterarischen Stellung. Wie aber stand es um Hedrich? Er selbst schweigt völlig darüber, wie denn überhaupt seine „litterarische Selbstbiographie", wie er seine Anklageschrift nennt, über seine Person, seine Schicksale, nur dürftige, gelegentliche Andeutungen giebt. Vielleicht wird uns diese seltsame Zurückhaltung erklärlicher, wenn wir andere Quellen befragen. Hedrich ist nach einer von Byr mitgeteilten Darstellung Meißner's drei oder vier Jahre jünger als dieser; eine Prager Notiz läßt ihn schon um 1823 zu Prag als Sohn eines Fagottisten am dortigen ständischen Theater geboren sein. „Er war," sagt Meißner, „trotz seines deutschen Namens Czeche — Deutsch hatte er erst spät gelernt, war schon nach beendigtem Untergymnasium aus den Studien getreten, der Neffe eines reichen Prager Großhändlers, aber so gut wie mittellos." Sein Vater soll bereits 1842 gestorben sein. Die Unterstützung, welche ihm anfangs durch seine Tante, die Gattin jenes Großhändlers, zu teil geworden, versiegte, nachdem dieselbe in Irrsinn verfallen. Josef Bayer, der sein Mitschüler gewesen, betont „die wilde Energie und den Hochmut des Jünglings, der von seiner ganzen Umgebung Unterordnung und Gehorsam forderte," aber auch sein Talent. „Er wohnte," erzählt Meißner, „zwischen nackten Wänden und hatte kein einziges Buch im Zimmer, wie er auch später mit Ausnahme einiger römischen Klassiker nie eins besessen. Er wollte nur Dichter sein. Er hatte einen Bruder zur Seite, der ihm mit inniger Liebe anhing und die Manuskripte kalligraphisch abzuschreiben pflegte."

Mehr erfahren wir nicht, aber schon dies ist genug, um die Sachlage bei Beginn der Beziehung festzustellen. Moriz Hartmann führt dem berühmten Kollegen, als dieser aus Paris heimkehrt und sich kaum der Huldigungen zu erwehren weiß, die man ihm von allen Seiten darbringt, einen jungen Menschen zu, der wenig gelernt und wenig geleistet, aber durch sein Talent wie durch seine Armut, trotz seines seltsamen Wesens, Anspruch auf Förderung zu haben scheint.

Meißner gewährte diese Förderung und that für Hedrich, was er konnte. Man darf dies als erwiesen erachten; Hedrich schweigt darüber; aber was Meißner vor seinem Tode mitgeteilt, klingt nicht bloß glaubwürdig, sondern ist auch durch andere Zeugnisse beglaubigt. Nachdem er Hedrich's Tragödie „Lady Esther Stanhope", nach Professor Josef Bayer's Zeugnis, „ein wunderliches Drama, mit einer in den letzten Akten wild auseinanderfahrenden Handlung," kennen gelernt, nahm er sich thatkräftig seiner an und wußte u. a. seinen Verleger Grunow zu bestimmen, ein anderes Drama Hedrich's: „Kain", zu drucken und sogar mit 50 Thalern zu honorieren. Auch einige Novellen Hedrichs wurden durch seine Bemühungen untergebracht. „Mein stetes Streben war, ihn auf seine eigenen Füße zu stellen, ihn zur Anerkennung zu bringen" — so Meißner's kurz vor dem Tode abgegebene Versicherung. Für die ersten Jahre muß sie als unbedingt erwiesen gelten, wie man auch nicht zweifeln kann, daß der reife, berühmte Genosse dem jüngeren Freunde bei der Ausfeilung seiner Arbeiten hilfreich zur Seite stand. Zu untersuchen bleibt nur, ob für diese ersten Jahre Meißner ausschließlich der Führende, Fördernde, Gebende, Hedrich der Empfangende war, oder ob auch dieser Freundesthat mit Freundesthat vergalt. Das kann unbedingt bejaht werden, auch auf Meißner's Zeugnis hin. Denn schon hier erweist sich in den Aufzeichnungen beider der ungeheure Gegensatz der Naturen. Meißner versichert, daß er Hedrich gefördert und mit ihm verschiedenen

es alle, die von der Sache wissen. Hedrich sucht es zu verschweigen. Aber Meißner sagt auch, daß er schon in diesen ersten Jahren mit Hedrich seine eigenen dichterischen Pläne durchberaten und Hedrich will der Mitverfasser derselben sein, wenn nicht mehr. Er erwähnt „im Vorübergehen" die beiden Tragödien Meißner's: „Reginald Armstrong" und „Das Weib des Urias" und sagt:

„Ein Vergleich der ersten Auflage dieser beiden Dramen mit der zweiten zeigt die wesentliche Umgestaltung, welche ich mit derselben freundschaftlichen Bereitwilligkeit ausgeführt habe. Da ich aber auf keines dieser Dramen irgend ein Gewicht lege, führe ich nichts zum Beweise dessen an, und fürchte nicht mit der einfachen Behauptung auf einen unbedingten Unglauben zu stoßen, denn es liegt unbestreitbar in der Natur der Dinge, daß sich alles stufenweise entwickelt, und daß sich auch in diesem Falle der Umfang meiner litterarischen Mithilfe nur nach und nach erweitert, sich aber nicht urplötzlich so weit wie beim „Prätendenten von York" erstrecken konnte, ohne schon lange vorher in einem immer zunehmenden Maße in Anspruch genommen worden zu sein."

Diese Beweisführung ist höchst charakteristisch. Weil Hedrich die Behauptung aufstellt, daß ein späteres Drama Meißner's „Der Prätendent von York" eigentlich sein Werk sei, ohne dieselbe, wie wir sehen werden, irgendwie stichhaltig beweisen zu können, darum müssen wir es ihm, da sich alles stufenweise entwickelt, auch glauben, daß er in sehr bedeutendem Maße Mitarbeiter an jenen beiden ersten Dramen gewesen sei! Außer diesem allerseltsamsten aller Beweise, mit dem je ein derartiger Anspruch verteidigt worden, führt er als Thatsache nur noch an, daß die zweiten Auflagen der beiden Dramen gegenüber den ersten wesentliche Veränderungen aufweisen. Wer aber sagt uns, daß diese Umgestaltungen ausschließlich Herrn Hedrich's Werk sind? Nur Herr Hedrich selbst! Und warum führt er, obwohl er nach der Fassung seines Satzes glauben machen will, daß er Beweise hat, nichts davon an? Weil er „auf keines dieser Dramen ein Gewicht legt." Das läßt sich vernünftiger Weise, wenn überhaupt, dann nur dahin verstehen, daß er die beiden Werke für litterarisch unbedeutend hält, unbedeutender als den „Prätendenten von York". Das wäre nun freilich Geschmackssache. Aber schon der Umstand, daß das allgemeine Urteil direkt entgegengesetzt lautet, und „Das Weib des Urias" ganz unbestritten als das dichterisch wertvollste Drama Meißner's gilt, hätte Hedrich abhalten müssen, nur ganz seinem Geschmacke zu folgen. Zudem handelt es sich hier um eine Rechtsfrage; wer einen solchen Anspruch erhebt, muß ihn begründen, und darf nicht sagen, das Werk scheine ihm dazu zu unbedeutend. Bezüglich dieser beiden Werke also mußte Herr Hedrich mit seinen Ansprüchen von vornherein bei jedem Unbefangenen auf den denkbar stärksten Unglauben stoßen, und seit Byr's Broschüre vorliegt, ist vollends jeder Zweifel beseitigt. Als z. B. „Reginald Armstrong" in Prag einen großen Erfolg erringt, da schreibt am 11. März 1852 derselbe Herr Hedrich, der nun einen so großen Anspruch an dieses Werk erhebt, an Meißner:

„Ihre dramatischen Erfolge erfreuen mich so sehr, als ob ich selbst kein Dramatiker und nicht Hedrich wäre; ist es edel oder für mich betrübend, daß mich die „Trophäen von Marathon" nicht unglücklich oder schlaflos machen?"

Das mag genügen. Nein, nicht so, wie es nun Herr Hedrich aufgefaßt wissen will, sondern nur so, wie oben dargelegt, stellt sich in den ersten sechs Jahren, bis Ende 1853 das Verhältnis der beiden jungen Dichter dar: ein reines, schönes, makelloses Verhältnis, der innige Freundschaftsbund zweier Poeten. Bei einem solchen Verhältnis darf man eigentlich nicht nachrechnen; nun freilich, wo Herr Hedrich damit begonnen, muß man es. Das Resultat lautet: Daß der Vorteil in jeder Beziehung auf seiner Seite war. Zunächst materiell. Meißner ist sein Wohlthäter, sein Retter gewesen; ohne ihn wäre Hedrich vielleicht zu Grunde gegangen. Ueber dies alles schweigt Hedrich in seiner Anklageschrift, da findet sich nur folgender Satz:

„Trotz allerlei Gegensätzen, die in unserm Charakter und unserer Weltanschauung lagen, wuchs die engste Freundschaft rasch heran, welche schon nach wenigen Jahren durch ein beinahe ununterbrochenes Zusammenleben in Frankfurt a. M., Paris, Karlsbad, Prag und in den österreichischen Alpen die Natur eines wahrhaft brüderlichen Verhältnisses annahm und bestimmt war, wie eine Schicksalsmacht unserm ganzen nachherigen Leben seinen Lauf vorzuschreiben."

Zum Glück für Meißner drücken sich Hedrich's Briefe präziser aus. Ob ihn Meißner schon in der ersten Zeit nicht bloß durch das Werben von Verlegern, sondern auch aus der eigenen Tasche unterstützt, läßt sich allerdings nur nach der Sachlage vermuten, nicht beweisen. Und in der Frankfurter Zeit, die unmittelbar darauf folgte, wird Hedrich wohl keine Aushilfe nötig gehabt haben, da er seine Diäten als Abgeordneter bezog. Meißner erzählt:

„Im April 1848 wurde Hedrich, der sich uns (den deutschen Poeten Prags) immer mehr angeschlossen hatte, vom deutschen Wahl-Komitee fürs deutsche Parlament auf die Kandidatenliste gesetzt und zu Tannwald gewählt, so viel ich weiß, als Ersatzmann. So oder anders, er kam im Sommer 1848 nach Frankfurt und nahm seinen Platz im Parlamente ein. Er hatte sich der äußersten Linken angeschlossen, ging aber wenig in die Sitzung, erschien nicht in den Klubsitzungen, er faßte die Sache überhaupt mehr als Sinekure und Diätenfrage auf. Ein einziges Mal, Mai 1849, hat er in offener Sitzung durch eine Excentrizität Sensation erregt. Ich hatte ihm aus Paris ein scharlachrotes Flanellhemd mitgebracht, wie sie dort eben angefertigt wurden. Er hatte es über der Weste angezogen und verursachte dadurch, daß er aufstehend den Rock plötzlich aufknöpfte, gewaltiges Aufsehen."

Obwohl Meißner damals gleichfalls in Frankfurt lebte, war der Verkehr kein allzu lebhafter. Auch von Stuttgart aus, wohin sich Hedrich dann wandte, wechselte er mit Meißner nur wenige Briefe. Dieser erzählt ferner:

„Erst 1851 trat ich ihm wieder näher. Er war nach Österreich zurückgekehrt, hatte es aber wegen Beteiligung an der Bewegung (von 1848) mit dem Gerichte zu thun bekommen. Er wurde in Traunkirchen (einem Dorf bei Gmunden) als Internierter zurückgehalten. Ich besuchte ihn „am Stein" (einem Gasthaus bei Traunkirchen), zog auch hin. Wir bewohnten zwei Zimmer neben einander. Er war noch immer mit der Umdichtung und Umarbeitung jener „Lady Esther Stanhope" beschäftigt, die er uns vor drei Jahren in Prag vorgelesen hatte. Er litt an den seltsamsten Hallunzinationen. Das Gebell des kleinsten Hündchens konnte ihn in einen Schrecken jagen, daß er zitterte und die Farbe wechselte, und seit wir einmal zusammen im Kahne einen unbedeutenden Sturm erlebt, hatte er sich um keinen Preis mehr einem Dampfer anvertraut."

Die Beziehung wurde immer herzlicher. Beide berieten ihre Arbeiten, ihre künftigen Pläne. „Er war

mein Freund, arm wie ein Bettler," schreibt Meißner an anderer Stelle, „auf dem Stein glaubte ich einen Bund fürs Leben mit ihm geschlossen zu haben." Wenn nun Hedrich von jener Zeit sagt: „Ich half ihm nach besten Kräften mit Rat und That, nicht selten so tief eingreifend, daß die von mir gemachten Änderungen einem vollständigen Neubau gleich waren," so ist das letztere für die Arbeiten jener Jahre eine völlig unbewiesene und unglaubwürdige Behauptung, das erstere eine solche, welche der Ergänzung bedarf: „Und er mir." Aber auch die Kasse war damals eine gemeinsame gewesen; mit anderen Worten, Meißner teilte mit Hedrich, was er hatte. Nicht mit Meißner's, mit Hedrich's Worten sei dies bewiesen. „Ich wollte Sie," schreibt er im März 1852, „irgendwo vom Tode retten, um die Abtragung meiner Verpflichtungen gegen Sie damit anzufangen," und kurz vorher: „Es thut mir leid, daß meine freieste Zuneigung zu Ihnen durch die Gefälligkeiten gedrückt sein muß, die Sie mir so zahlreich erwiesen haben." Daneben finden sich Äußerungen der Sehnsucht nach dem fernen Freunde. „Ich wünsche," schreibt er, „daß es mir vergönnt wäre, recht bald in einer romantischen Solitüde mit Ihnen an den Bildern weiter zu malen, die wir bei wechselseitiger Anregung und Aneiferung längst entworfen haben." Das deutet noch immer nur auf gegenseitige Anregung, nicht auf gemeinsame Arbeit. Als Hedrich im Herbst 1852 einen Verbannungsbefehl aus Österreich erhielt, (Meißner schreibt immer die falsche Jahreszahl 1851) gab ihm Meißner alles, was er an Geld hatte, und noch zudem einen Dramenstoff „Moccagama." In Thüringen, wohin sich der Ausgewiesene gewendet, begann er diesen Stoff auszuführen. „Sie werden empfinden und erleben," schreibt er am 21. Dezember 1852 aus Gotha, daß Sie nichts wegwarfen, sondern daß Sie mit dem Pfunde ohne Absicht, aber desto reichlicher gewuchert haben"; das ist der Begleitbrief zu dem ersten Akt des „Moccagama". „Daß mir alles daran liegt, Ihr Urteil darüber gleich zu hören, das können Sie sich denken." Daneben gehen Briefe um Geld. Als Meißner bedauert, seinem Wunsche nicht sofort entsprechen zu können, und beifügt, daß er sich an seinen Vater nicht wenden könne, schreibt Hedrich: „Ich kann es nur einem Stolze zumessen — über den ich jedes Urteil zurückhalte – daß Sie jede elterliche Hilfe zurückweisen," und bittet ein ander Mal, es möge Meißner „nicht schwindeln, wenn Sie wieder aufgefordert sind, mir Ihre hilfreiche Hand in den Abgrund, wo ich liege, zu reichen."

Endlich ist „Moccagama" fertig, ein Verleger will sich schwer finden. Da muß denn Meißner wieder einspringen, den Druck auf eigene Kosten besorgen lassen. Hedrich bittet ihn, dies zu thun, damit er aus den sicher von ihm erhofften Tantiemen der Aufführung Meißner das viele Geld, das er von ihm erhalten, zurückerstatten könne:

„Setzen Sie mich gewissermaßen in den Stand, alles wiederzugeben, was ich empfangen mußte. Nur die tiefsten Eindrücke in meiner Seele reißen Sie mit keiner Gewalt heraus, die Sie mit nie ermattender Hand eingebrannt haben, — und Ihr Bild behalte ich als das Amulet, das in alle Zukunft die bösen Geister von mir abhalte, was es gewiß auf's Erfolgreichste gethan hat."

So die ersten sechs Jahre. Fleckenlos steht auch Hedrich vor uns, denn Armut schändet nicht und sich einen Stoff schenken zu lassen, ist keine bedenkliche Handlung. Was aber Meißner betrifft, so kann die sorglichste Prüfung nur ein Resultat ergeben: er hat edel, selbstlos, mit seltener Barmherzigkeit an dem Freunde gehandelt, und daß grade diese Beziehung ihn auf Abwege und schließlich in tiefen Schlamm führen mußte, aus dem er keinen anderen Ausweg mehr fand, als den Tod, muß angesichts dieser Anfänge als ein wahrhaft tragisches Geschick erscheinen.

Wie aber konnte das nur werden? Spielte der Zufall den Kuppler, waren beide gleich schuldig? Nein, der eine war der Verführer, der andre der Verführte. Beide Rollen sind ja im Grunde gleich traurig, man darf sich eben zu einem schmutzigen Geschäft nicht verführen lassen. Aber wem fiel die schmälichere von beiden zu? Hedrich's Anklageschrift behauptet, der Verführte sei er gewesen. Er stellt die Sache wie folgt dar:

„Meißner, der mich als den stärkeren, ihm überlegenen Mann betrachtete, und von meinem Geiste eine bis an Überschätzung streifende maßlos hohe Meinung hatte, wovon beinahe jeder seiner Briefe, die hier in diesem Buche mitgeteilt werden, ein mehr oder minder beredtes Zeugnis giebt, unterordnete sich gänzlich meinen Ansichten und meinen Urteilen, gewöhnte sich aber auch bald, die Lösung aller Schwierigkeiten, auf die er bei der Ausführung seiner litterarischen Arbeiten stieß, auf meine Schulter zu legen."

So habe er das „Weib des Urias" und „Reginald Armstrong" umgestalten, so den „Prätendenten von York" sogar von Grund aus umarbeiten müssen, bis er endlich 1854 seinen Roman „Der Pfarrer von Grafenried" auf Meißner's Vorschlag, und durch ein hohes Honorar verlockt, diesem ganz und gar abgetreten. So der Franz Hedrich von 1889.

Als er diese Darstellung schrieb, war ihm ein Brief, den er am 24. Dezember 1853 aus München an Meißner gerichtet, nicht mehr in Erinnerung. Vielleicht auch hielt er denselben für verloren. Sonst hätte er seine Anklage anders formuliert. Denn dieses Schreiben enthält in dürren Worten den Vorschlag, Meißner möge einen projektierten Cyklus von Skizzen teilweise von ihm schreiben lassen und diese Skizzen unter seinem (Meißner's) Namen einreichen und verkaufen, damit Hedrich rasch zu Geld komme. Dieses Schreiben, welches für die Beurteilung des ganzen Falles von höchstem Gewicht ist, lautet in seinen Hauptstellen:

„Ich habe eben bei Lesen Ihrer Skizzen die Idee gehabt, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich würde 1—3 Nummern à la Dumas vom Genfer See schreiben. Sie hätten die Güte, diese als Ihre Tagebuchsarbeit der Ost-Post (Kurander's Ostdeutsche Post) anzubieten. Was meinen Sie, Abraham, zu dem Vorschlag des alten Levi? So würde ich doch ein wenig herauskommen. Beantworten Sie den Punkt umgehend."

Den Schluß bilden Details, was er zu schreiben gedenkt.

Durch diesen Brief Hedrich's bricht das ganze Gebäude seiner Anschuldigung, so weit sie Meißner's Initiative betrifft, zusammen. In äußerster Not wagt es der unberühmte Mann, um sich zu retten, dem berühmten Genossen ein Geschäft „à la Dumas" anzubieten. Es ist sichtlich ein erster Versuch.

Ist Meißner darauf eingegangen? Byr schweigt darüber, und ich habe es nicht klar stellen können. Die Ostdeutsche Post von 1853 und 1854 war mir hier nicht zugänglich. Vielleicht läßt sich überhaupt kein Exemplar

dieser schon 1866 eingegangenen Zeitung auftreiben. Sonst ließe sich nach den Vorschlägen, die Hedrich entwickelt, feststellen, ob Meißner schon damals sich zu dem Handel bereit finden ließ. So viel aber ist gewiß: entrüstet zurückgewiesen hat er ihn nicht, einen Bruch der Freundschaft führt der Vorschlag nicht herbei und das Vertrauen Meißner's verlor Hedrich nicht.

Man sieht, Meißner ist nicht der Verführer, sondern der Verführte gewesen. Und bezüglich der nächsten Arbeiten läßt sich ihm eine unerlaubte Benutzung der Arbeitskraft Hedrich's überhaupt noch nicht nachweisen. Wie es um Hedrich's Anspruch auf die beiden ersten Dramen steht, ist bereits gesagt. Versuchen wir nun festzustellen, ob er das dritte, den „Prätendenten von York" mit Recht für sich in Anspruch nimmt. Er selbst sagt, daß ihm Meißner im März 1854 das gesamte Manuskript „zur Durchsicht und Feilung" eingesendet. Der Stoff, der Plan, die erste Niederschrift sind also ganz unzweifelhaft Meißner's Eigentum. Freilich beurteilt Hedrich diese Arbeit Meißner's sehr hart. „Es war eine Schleuderarbeit, keiner Verbesserung wert noch fähig. Kein Stein konnte auf dem andern stehen gelassen werden. Ich schrieb ihm das." Das Urteil Hedrich's über Meißner ist ganz irrelevant. Niemand wird den Todfeind eines Dichters als den kompetenten Kritiker desselben gelten lassen Uns kümmert nur, ob Hedrich dies Meißner thatsächlich geschrieben, und daran kommen uns schwere Bedenken, wenn wir eine von Byr mitgeteilte Briefstelle Hedrich's vom selben März 1854 lesen. Dort heißt es: Er habe in Naumburg wieder „zwei Tage" an der Tragödie „gefeilt" und werde sie von Gotha aus zurückschicken. Und darum können wir auch nicht recht daran glauben, was er ferner erzählt: „Doch auf sein (Meißner's) wiederholtes Zudringen entschloß ich mich endlich seinem Wunsche zu widerfahren und das ganze Drama umzuarbeiten." Es steht vielmehr zu vermuten, daß es dabei ebenso zugegangen ist, wie bei den früheren Werken der beiden Freunde, wie z. B. bei dem unter Hedrich's Namen erschienenen „Moccagama". Beide halfen einander ehrlich, und es scheint auch von dieser Arbeit durchaus zutreffend, was Meißner schreibt:

„Hedrich hatte zuweilen einen Strich über eine halbe oder ganze Blattseite gezogen oder ein „Besser weg!" hingeschrieben, oder ein „Umstellen!", manchmal auch ein paar Zeilen hinzugesetzt, die ich annahm oder nicht annahm. Aber so etwas ist ja in der Produktionsweise der Jugend, und wir waren damals jung, doch bei Freunden etwas ganz Natürliches."

Dem widerspricht nun Hedrich; obwohl eingestandenermaßen nur der Umarbeiter des Werkes, will er doch sein eigentlicher Schöpfer sein und zum Beweise stützt er sich auf ein Schreiben Meißner's aus Prag, 8. Mai 1854, welches hier, soweit es irgend für Hedrich sprechen kann, wiederholt sein möge:

„Mein bester Freund!

Groß, vortrefflich! Wie Midas haben Sie Dreck in echtes Gold verwandelt. Soeben lege ich den III. Akt, der heute ankam, aus der Hand und bin voll Bewunderung und Freude.

Sie haben nicht zu wenig gesagt, als Sie behaupteten, Sie hätten aus Clifford einen König der Arglist gemacht. In den ersten 2 Akten habe ich es nicht so recht herausfinden können. Er erschien mir nur intriguenlustig, ohne daß sein Scharfsinn besondere Siege erfochten hätte, aber hier im III. Akt muß man rufen: Vortrefflich, vollendeter Künstler!

Wenn nicht schon die Leute wüßten, daß ich einen „Warbeck" schreibe, so würde ich vor Sie hinstürzen und sagen: Nein, das darf nicht so hingehen! Nehmen Sie das Werk, es ist ja das Ihrige! Es trägt zu sehr die Signatur des göttlichen Meisters auf der Stirn, als daß ich es als mein nennen könnte! Gespielt muß es hinreißen! . . .

Vollenden Sie das große Liebeswerk, liebster Freund, dem ich ewig dankbar sein muß.

Ihr Meißner."

Das klingt nun freilich recht kompromittierend, aber zwei Umstände wollen dabei erwogen sein.

Erstlich Meißner's Briefstil. „Niemand," sagt Franz Hedrich selbst, „war mehr geneigt, Fremdes ohne Neid anzuerkennen. In den an mich gerichteten Briefen wimmelt es an Stellen, welche das bezeugen." Sehr richtig, wie jeder bestätigen wird, der Meißner gekannt hat. Und völlig wahr ist auch, was Byr sagt:

„Meißner lobte nur im Superlativ. Ein paar Bände, ja schon ein paar Kapitel bezeichnete er halb scherzhaft als „Riesenarbeit"; wer einen klugen Einfall hatte, war ein „genialer Kopf", wer etwas einfach gut machte, ein „Meister", wer ihm einen zweckmäßigen Rat erteilte, ein „Großmeister", ein „Gott" sogar. Seine bewundernden Lobsprüche fanden keine Grenze. Die Hyperbel war der unmittelbare Ausdruck seines enthusiastischen heiteren Naturells."

Ebenso richtig sagt Karl Frenzel:

„Für diejenigen, die Meißner's wunderliche Ausdrucksweise und den Superlativ darin nicht kennen, müssen selbstverständlich die Ausrufe „Göttlicher Meister, Michelangelo" und ähnliche Hyperbeln verblüffend wirken. Wer wie ich Dutzende von Briefen Meißner's mit derselben Anrede und denselben Überschwenglichkeiten, hinter denen sich dabei doch eine leise Ironie verbirgt, aufweisen kann, wird natürlich nicht davon geblendet und zieht von vorn herein die Hälfte ab."

Mindestens die Hälfte, füge ich aus eigener Erfahrung hinzu. Ich habe von Meißner anläßlich eines kleinen Aufsatzes in der „Gegenwart" einmal einen Brief erhalten, um dessentwillen ich ihm beinahe ernstlich gegrollt hätte. Das ungeheure, ja ungeheuerliche Lob stand zu dem winzigen Anlaß in einem so lächerlichen Mißverhältnis, daß ich fest überzeugt war, er wolle sich über mich lustig machen. Und doch hatte er nur wieder einmal den Drang zu loben, und fand nur eben keinen andern Nagel, das Lob daran aufzuhängen.

Sagen wir denn: die Hälfte — was Meißner gemacht, war nur zur Hälfte Dreck und was Hedrich daraus gestaltet, nur zur Hälfte Gold. Aber ob diese Hälfte Goldes auch von Meißner endgültig acceptiert wurde, ist noch sehr fraglich, denn trotz alles Enthusiasmus hat er doch hinterdrein Hedrich's Umarbeitung seines ursprünglichen Manuskripts nochmals selbst wieder umgearbeitet und zwar ganz gründlich. Das beweist ein Brief Hedrich's, der mehr als ein Jahr später — 18. Oktober 1855 — geschrieben ist:

„Froh erstaunt bin ich zu hören, daß „Warbeck" fertig ist . . . Das ist ja wahre Lokomotiv-Arbeit. Ich rate aber — 14 Tage haben Sie noch immer Zeit — nichts zu übereilen. Diese 14 Tage sollen Sie noch prüfen, austiefen, malen und abrunden . . . Wenn es Ihnen nicht zu umständlich wäre, mir es einzuschicken, ich würde es sehr gern durchsehen."

Man höre und staune! Im Mai 1854 hat Hedrich die Tragödie gänzlich umgewandelt und ein Jahr später ist er froh erstaunt zu hören, daß sie vollendet ist. Da es noch bis zum Druck 14 Tage Zeit hat, so rät er zur

nochmaligen Ausfeilung. Und schier noch merkwürdiger ist, daß er auf sein eigenes Werk so neugierig ist und Meißner bittet, ihm das Manuskript zu senden, falls ihm dies nicht zu umständlich sei. Ich meine also, wir müssen auch von der anderen Hälfte noch einen sehr, sehr beträchtlichen Teil abziehen. Bleibt, wie es Meißner selbst nennt, „ein Liebeswerk", wie er ein solches auch an Hedrich's Stücken geübt.

Bis zum Sommer 1854 also findet sich noch immer keinerlei Grund, Meißner zu verdammen. Von allen Vorwürfen Hedrich's ist keiner erwiesen, hält keiner der Kritik stand. Nur ein Vorwurf, den Hedrich freilich nicht erhoben, erscheint nun schon begründet: Hedrich hat Meißner ein unerlaubtes Geschäft vorgeschlagen, und wenn dieser auch vielleicht nicht darauf eingegangen, so ist es ihm doch nicht beigefallen, den Versucher schroff abzuweisen oder gar mit ihm zu brechen.

Das sollte sich rächen und über ein rein und edel begonnenes Leben einen Schatten, über einen unserer vornehmsten Dichternamen einen unauslöschlichen Makel bringen. Wie dies zuging, soll nächstens festzustellen versucht sein.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Richard Leander †.

Das vorliegende Heft bringt an seiner Spitze die letzte Gabe aus einer Hand, aus welcher auch unsere Leser vieles Schöne und Edle empfangen: am 28. November ist Richard Leander zu Jena, wo er in einer Heilanstalt Linderung qualvoller Leiden gesucht, im 60. Lebensjahre dahingeschieden. Es ist in den Nekrologen der Zeitungen weit mehr davon die Rede gewesen, was die medizinische Wissenschaft an dem Geheimrat Richard von Volkmann, wohl dem bedeutendsten deutschen Chirurgen der Gegenwart, als was die Litteratur an Richard Leander besessen; das mag in Tagen, wie die unsern, naturgemäß sein und ist auch sonst wohl erklärlich. Uns aber geziemt es, auch daran zu erinnern, wie viel der Poet wert war. Wir dürfen uns jenen beizählen, die nicht erst seinen Tod abgewartet, um ihn nach Gebühr zu würdigen. Schon vor mehr als Jahresfrist, in unserm Heft vom 1. Juli 1888, haben wir, neben einer Reihe erlesener Dichtungen aus seiner Feder, auch einen Essay über ihn gebracht, von dem es uns nun zur wehmütigen Freude gereicht, aussprechen zu dürfen, daß ihn der Poet selbst wiederholt als die gründlichste und gerechteste Schätzung bezeichnet, welche seinen Dichtungen geworden. Auf diesen Essay also verweisen wir, was den Lebensgang Leander's und seine bis dahin erschienenen Werke betrifft. Auch die an sich einzige Erscheinung, daß der im Sommer 1830 geborene Mann als Vierzigjähriger im Spätherbst 1870 zuerst zur Feder griff, um ein dichterisches Werk, seine „Träumereien", niederzuschreiben, findet sich dort erklärt. So haben wir für heute nur des Letzten zu gedenken, was er uns geschenkt, seine „Alten und neuen Troubadour-Lieder", die kürzlich im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig zur Ausgabe gelangt sind.

Es ist ein Büchlein, welches wohl Vielen gefallen, aber von Wenigen nach seinem vollen Werte geschätzt werden wird. Oberflächliche Beurteiler mögen es sogar nur als eine an sich schöne und darum erfreuliche Blüte einer im wesentlichen durchaus unerfreulichen Richtung, jener altertümelnden Lyrik betrachten, gegen welche Paul Heyse das Witzwort „Butzenscheibenlyrik" gerichtet, ein Pfeil, den sie, mag sie noch so stolz unter den Augen sämtlicher deutschen Backfische einherwandeln, doch nie wieder aus ihrem Leibe ziehen wird. Dies Büchlein gehört ihr nicht zu, hier ist die Tonart nicht gemacht, sondern echt. Ein feinfühliger Mann, dem seit seiner Jugendzeit die sonnige Provence und der edle Minnesang, der dort erblüht, eine stille Zufluchtsstätte gewesen, in welche er zum mindesten mit seinem Gemüte vor den Nebeln des Nordens und den Pflichten des aufreibendsten aller Berufe geflüchtet, so oft er konnte, hat diese Tonart, dies fremd-schöne Leben so tief in sich aufgenommen, bis sie ihm gleichsam zum erlebten Stoff, zur natürlichen Tonart geworden. Aber ein moderner Mensch ist er trotzdem geblieben. Den Anspruch, durch die Dichtung zu belehren oder etwa ein gereimtes Kompendium der Troubadour-Zeit zu bieten, lag ihm fern, er war geschmackvoll genug, eine solche Mission den Verfassern antiquarischer Romane zu überlassen, und ebenso wenig sind es, mit Ausnahme einer einzigen Nummer unter den 31 Gedichten, Nachdichtungen, die er bieten will. „Sänger und Maler, Bildschnitzer in Holz und Stein," sagt er in seiner Widmung in jener ihm eigentümlichen Sprache, welche sich den antiquarischen Zug aneignet und ihn gleichzeitig fein ironisiert, einer Sprache, die er ja wohl auch zuweilen in einem vertraulichen Privatbrief anschlug, „endlich die Dombauer haben ganz andere Ziele als die der Geschichtsforschung. Stellt Euch daher vor, daß ich für einen kurzen Augenblick die Thüre eines hell erleuchteten Gemaches zu öffnen versuche, um einen Strahl des Lichtes hervorquellen zu lassen. Aber nur für einen Augenblick, so daß Ihr nicht Zeit findet, genau und kritisch das Gesehene zu betrachten." Mit andern Worten, ein frei schaffender Dichter unserer Tage hat hier Stoffe aus der Blütezeit des Minnesanges behandelt, in liebevollster Versenkung in den Geist jener Zeit, und dabei doch in seiner Technik, ja in seiner Anschauung als ein Sohn unserer Tage. Was sich aus dieser eigentümlichen Mischung ergeben, darauf können unsre Leser schon aus den Proben schließen, die wir geboten. Fünf der umfangreichsten Romanzen der Sammlung, darunter die Perlen derselben: „Treu übers Grab", „Herr Adelhart" und „Drei Ringe", sind ja in diesen Spalten zuerst veröffentlicht worden. Man hat sie viel gerühmt, und ein trefflicher, gelehrter Freund dieser Blätter schrieb uns damals, das seien ausgezeichnete Zeitbilder. Gewiß sind sie auch dies, aber daneben vortreffliche Gedichte, von einer Klarheit der Umrisse, einer Innigkeit des Tons, denen man heute vereint nicht oft begegnet, und die Sprache hat jenen vollen, süßen, hellen Ton, der an eine meisterhaft gebaute Geige erinnert. Dieser letztere Vorzug ist auch den rein lyrischen Stücken der Sammlung nachzurühmen, den neuen Troubadour-Liedern, welche den rein subjektiven Empfindungen des Poeten Ausdruck geben. Auch sie sind fast durchweg Minnelieder, aber

daß man deshalb, wie der Dichter befürchtete, den Versen den Vorwurf der Eintönigkeit machen würde, glauben wir nicht. Und wenn ein Leser dazu geneigt sein sollte, so gedenke er auch der Verteidigung des Dichters: „Auch hat selbst der Fink oder die Nachtigall immer nur den einen Gesang, und erfreut doch der Menschen Herz.“

Als Leander dies sein letztes Buch in die Welt hinaussandte, fügte er als Schlußblatt ein ergreifendes Gedicht bei, in welchem er die Überzeugung aussprach, daß dies die letzte Hochflut von Liedern sei, die ihm ein Gott geschenkt und die er den Menschen bescheren könne. „Schon fühle ich's ebben,“ schließt das Buch:

„Mein Tag geht zur Wende,
Bald ist er zu Ende!
Wer kennt dann die Stätte? —
Geruhigt im Bette
Fließt wieder die Flut.“

Das Gedicht spiegelt die Stimmung wieder, die ihn in seinem letzten Lebensjahr immer wieder ergriffen und deren er, je mehr sein Leiden fortschritt, um so seltener Herr werden konnte. Dazwischen fielen freilich lichtere Stunden, in welchen er sich mit weit ausgreifenden Plänen trug. Insbesondere dachte er sich nun aufs neue der Prosadichtung zuzuwenden, die er in seinen „Träumereien“ mit so großem inneren und äußeren Erfolg zuerst gepflegt, und dann in den „Kleinen Geschichten“ mit Glück fortgesetzt. „Ich gedenke,“ schrieb er dem Herausgeber dieser Zeitschrift am 9. Oktober dieses Jahres, „bald eine Novelle in Prosa zu schreiben und sie Ihnen zuzusenden. Es wird sich wohl bald Gelegenheit dazu bieten, denn ich werde meiner Gesundheit wegen wohl wieder nach dem Süden gehen und dann hänge ich die Medizin stets an den Nagel. Giebt es denn wohl etwas Abnormeres, als daß sich ein Mensch von früh 6 Uhr bis abends gegen 12 Uhr nur mit pathologischen Zuständen beschäftigt?“ Das war der vorletzte in einer langen Reihe von Briefen, in welchen sich seine freundliche Gesinnung für den Herausgeber dieser Zeitschrift und sein thatkräftiges Interesse an ihrem Gedeihen in wahrhaft liebenswürdiger Weise ausspricht. Der letzte Brief, den wir von ihm erhalten, war jener, mit welchem er das heute abgedruckte Gedicht begleitete. „Das Opus,“ schreibt er hinzu, „ist nach der einen Seite hin völlig modern. Auf der andern steht es, in dem strenggläubigen Schottland spielend, auf positivem Boden. Irgend die leiseste dogmatische Färbung hat es nicht. Und wenn ich in zwei verschiedenen Jahren gesehen habe, mit welcher Andacht in Bayreuth bei der Aufführung des Parsifal Personen anderer Konfessionen dem Abendmahl mit der Fußwaschung zugesehen, so glaube ich nicht, daß die schlichten sieben Bitten des Bekenntnisses, welche mein Opus enthält, irgend wen auf der Welt verletzen könnten.“ Wir haben die Stelle mitgeteilt, weil sie für sein bescheidenes, anspruchsloses, fast zaghaftes Wesen als Poet bezeichnend ist. Fürwahr, auch er war ein Beleg für ein geistreiches Wort einer österreichischen Schriftstellerin: „Es giebt heute keine bescheidenen Lehrlinge mehr, es giebt nur bescheidene Meister!“

Unter jenen Gedichten, welche unsere Zeitschrift von ihm veröffentlicht, findet sich auch eines „Seliger Tod“ (Bd. V., S. 254). „Ich habe,“ sagte er uns bei einem Besuche in Berlin, „weniges so ernst gemeint, als dieses Gedicht, und kein Wunsch ist mir heißer und ehrlicher aus der Seele gequollen, als jener, mit dem es schließt.“ Diese Schlußstrophen lauten:

„Im Sommer will ich sterben,
Wenn im beblümten Kleid
Die Erde lacht und jauchzet
In Jugendherrlichkeit.

Dann senkt mich in die Grube,
Daß bald aus hellem Grün
Maßlieb und blaue Glocken
Mir auf dem Grabe blüh'n,

Und dicht im Strauch ein Vogel
Sein zitternd Kehlchen übt:
„Schlaf' still, du hast wie Keiner
Die schöne Welt geliebt.““

Das erschütterte uns doppelt, weil er bereits damals ein sichtlich vom Tode gezeichneter Mann war. Das Ende hätten gleichwohl wir und alle, die ihn gekannt, nicht so nahe geglaubt. Nun ist es doch rasch hereingebrochen, und sein letzter Wunsch ist unerfüllt geblieben. An einem nebligen, winterlichen Spätherbsttage ist er von uns gegangen. Aber was er sich selbst in diesen Versen als Grabschrift gesetzt, werden wir Alle nachsprechen dürfen. Wie viel Sonnigkeit der Weltanschauung, wie viel Adel der Empfindung, welche Tiefe des Gemüts bergen die wenigen Bücher, die er in seinen Mußestunden vollenden durfte. Das ist ein Dichter, durch den niemand schlechter geworden, der jedes Lesers Herz erquickt, erheitert und zum Guten hingeführt: ein ernster, fest in sich beruhender Mann mit dem Gemüte eines Kindes.

„Schlaf' still, du hast wie Keiner
Die schöne Welt geliebt.“

Neue Lyrik.

Wir beginnen unsere Übersicht mit dem Werk eines Dichters, von welchem nur deshalb in Zukunft nicht noch schöneres zu erwarten ist, weil er schon jetzt das Schönste geleistet hat. Sein Name ist Siegfried Trebitsch, er hat seine „Gedichte“ 1889 bei Karl Gerold Sohn in Wien erscheinen lassen. „Vergönne mir,“ fleht er in seinem Einleitungs-Gebet zu Apoll,

„Vergönne mir ein Saitenspiel zu regen,
Daß selbst die Äolsharfen stumm sich neigen,
Und von der Leidenschaften wilden Schlägen
In Deinem Haine die Zephyre schweigen.

O Du gewaltiger Gott, erhör' mich ganz!
Leih' mir des Genius schöpferische Kraft!
Nicht des Talentes lieblich matten Glanz,
Denn Schöpfung ist nur, was ein Genius schafft.“

Das Gebet schließt:

„Doch soll Dein Tempel mir verschlossen sein,
Zerbrich die Leier auch in meinem Busen.
Hinweg, Talent, ich will nur eines sein,
Nicht Günstling bloß, nein echter Sohn der Musen.“

Apoll hat dies Gebet erhört. Weit entfernt, die Leier in dem Busen von Siegfried Trebitsch zu zerbrechen, läßt er ihn auf 103 eng bedruckten Seiten thatsächlich ein Saitenspiel regen, daß sich die Äolsharfen stumm neigen und die Zephyre schweigen. Von des Talentes lieblich mattem Glanz ist keine Spur zu erblicken und es ist alles Schöpfung. Einige Proben werden genügen. Die erste Strophe des Gedichts „Sinnlichkeit“ (S. 29) lautet:

„O wahnsinntrunkene Najade,
Dein Name lautet Sinnlichkeit,
Und Wollust nennt sich das Gestade,
Nach welchem Deine Sehnsucht schreit.“

Ebenso sei von dem Gedicht „An eine Gefallene" (S. 50) nur die erste Strophe mitgeteilt:

Gespielt hast Du mit meiner Liebe Qualen,
Mit meinem Herzen, das für Dich einst schlug,
Gefallen wolltest Du! Du bist gefallen,'
O großer Gott! Warum hast Du? . . . . — — genug."

Trotzdem ist unser junger Genius keineswegs zuchtlos. Wohl singt er S. 65:

„Fürwahr, ein schönes Weib!
Sprach ich mit wilden Blicken,
Welch' üppig voller Leib . . ."

— dann aber verläßt ihn der sündige Wahn, mit diesem freilich leider auch das Metrum, und er schließt:

„Doch ach! im Schatze eines Andern
Glänzt dieser helle Edelstein;
Mensch! Unterscheide „mein und dein!" —
Und weiter mußt Du wieder wandern."

Leider müssen wir uns mit diesen wenigen Proben begnügen, weil noch einige andere junge Geniusse zu besprechen sind.

Nicht ganz so wild wie Siegfried Trebitsch stürmt Wolfgang Alexander Meyer — „Sein und Schein", Gedichte, Heidelberg, Otto Peters, 1888 — den Parnaß, aber auch er hat seine Qualitäten. Ein Meisterstück ihrer Art ist z. B. die „Ballade":

„So weit das Feld,
So still die Nacht,
So hell des Mondes
Liebeswacht.

So wild der Mann,
So schwach das Weib,
So heiß sein Herz,
So schön ihr Leib — —

So weit das Feld,
So still die Nacht,
So trüb des Mondes
Totenwacht." (S. 31.)

Klarer, schöner, schauerlicher kennen wir eigentlich gar keine andere Ballade. Aber auch das Neckische und Naive liegt dem Dichter:

„Ich nenn' so gern mein Veilchen Dich,
Und hab' ich denn nicht recht?
O glaube mir, Du fährst dabei,
Gewiß, mein Kind, nicht schlecht" —

was wir unterschreiben können. Veilchen ist ein ganz hübscher Name, aber Maja klingt auch nicht schlecht, wenn auch etwas fremdartig. Aber was thut das?

„Doch auch mir, der Deutsch im Herzen,
Deutsch im Dichten und im Denken,
That das Schicksal einen fremden,
Ost entstammten Namen schenken" —

Meyer heißt ja Alexander — er und Maja passen daher zusammen.

Was er schließlich als Epigrammatiker wert ist, mag ein einziger Spruch erweisen:

„Heut' lehrt ein jeder, was er weiß,
Und niemand soll's ihm wehren. —
Man muß den Milchtopf auf dem Herd
Vor'm Überlaufen leeren!"

Daß man dies thun muß, jede Hausfrau wird es bestätigen.

„Dem Lichte zu!" streben die Gedichte von Waldemar Colell im Wege des Kommissionsverlags von J. F. Richter in Hamburg. Die Absichten unseres Poeten sind die reinsten:

„Ich möchte für mein Leben gern
Den schönen Künsten leben,
Und Werke schaffen, die die Menschen
In höhere Sphären heben. (S. 145.)

Und schon in der Einleitung verspricht er dem Leser:

„Ich strebe eifrig fort im Singen
Und werde keine Mühe scheu'n,
Um später Bess'res Dir zu bringen,
An dem Du Dich kannst mehr erfreu'n."

Indes müßte man schon sehr anspruchsvoll sein, um nicht auch an dem bereits vorliegenden zum mindesten einige Freude zu haben. Wie schön, schwungvoll und poetisch begrüßt z. B. auf S. 20 21 Colell vom Turm des Louisberges bei Blankenese seine Vaterstadt Hamburg:

„Von des Louisberges Turm
Blick' bei Regen ich und Sturm
Und dann wieder Sonnenschein
In die weite Welt hinein. —

Und in weiter Ferne dort
Seh' ich Hamburg, jenen Ort,
Wo ich's Licht der Welt erblickt,
Und von dem ich ganz entzückt.

Hamburg sei gegrüßt von mir,
Aus dem lustigen Raume hier,
Für Dein künftiges Geschick
Wünsch' ich Dir von Herzen Glück.

Mögen Handel und Verkehr
Wachsen immer mehr und mehr,
Und durch Männer von Genie
Steigen Deine Industrie.

Mög' in Dir mehr Licht einziehn,
Kunst und Wissenschaft erblühn,
Und ob Dir in lichten Höhn
Stets der Stern des Friedens stehn.

Hier von diesem Turme aus
Ruf' ich's in die Welt hinaus:
„Hamburg werde mit der Zeit
Weltstadt für die Ewigkeit!"

Wenn es gestattet ist, in diesen Ruf auch vom Schreibtisch aus einzustimmen, so möchten wir um die Erlaubnis dazu bitten, weil uns Colell's Schwung unwillkürlich mit ergriffen hat. Und darum noch einmal:

„Hamburg werde mit der Zeit
Weltstadt für die Ewigkeit!"

Ebenso hübsch sind die Lieder, welche die Natur besingen:

„Endlich, milde Frühlingslüfte,
Endlich kommt ihr wieder,
Allen bringen würz'ge Düfte
Wieder in die Glieder." —

Auch in der Satire ist Colell Meister. So sind z. B. viele Menschen der Meinung, daß die Jäger'schen Wollhemden eine Bürgschaft der Tugend wären. Weit gefehlt! „Von außen," ruft unser Dichter den Jägerianern zu,

„Von außen scheint ihr zwar normal,
Da ihr ja ganz in Wolle geht,
Doch in euch herrscht zu eurer Qual
Oft sehr viel Unnormalität.

Ihr Wolle-Menschen, glaubt doch nur,
Daß alles Äußere bloß Schein,
Erst dann, wenn in euch herrscht Natur
Könnt ihr natürlich außen sein."

Was schließlich den Epigrammatiker Colell betrifft, so baut er an einer Säule:

„Jeder große und schöne Gedanke,
Der meinem Geist entschwebt
Ist ein Stein an der Säule der Wahrheit,
Die sich zum Himmel erhebt."

Auf den 152 Seiten sind bereits so viele Steine aufgehäuft, daß die Säule schon recht hoch ist. Mit einem

dieser Steine wollen wir von dem Dichter Abschied nehmen:

„Indes die Jobber an der Börse
Sich schlagen fast die Glieder wund,
Mach' ich durch meine eig'nen Verse
Mich friedlich und im Geist gesund." (S. 149.)

und fügen nur noch hinzu, daß auch uns, als wir das Buch zuklappten, ganz wohl zu Mute war.

Nach den drei männlichen Genüssen sei nun auch ein weiblicher vorgestellt, Ida Maksa, deren „Feldblumen" soeben im Selbstverlage der Verfasserin in Reichenberg in Böhmen erblüht sind. Es sind zumeist langstielige Blumen, weil die allzu bescheidene Dichterin offenbar der Meinung ist, daß ihrem Talent die rechte Wirkung in knappem Rahmen nicht beschieden sei. Das aber ist ein Irrtum, wie der folgende „Täuschung" überschriebene Vierzeiler beweisen mag:

„Ich hab' einen Demant zu schauen gemeint,
Ein Kiesel nur war's, von der Sonne bescheint.
So war Deiner Liebe bezaubernder Schein
Nur Abglanz von meinen Gefühlen allein."

Auch die Epigramme beweisen die gleiche Fähigkeit, einen poetischen Gedanken kurz und präzis zur Geltung zu bringen, z. B.:

„Der gute Ruf der Bürgersfrau
Der Rose gleicht im Morgentau —
Ein Fleckchen nur von rauher Hand,
Und aller Schönheit Reiz entschwand," (S. 75.)

wobei allerdings zu bemerken wäre, daß es auch mit dem guten Ruf einer Beamten-, ja sogar, wir wagen diese Behauptung, einer adeligen Frau nicht anders erginge. Hingegen können wir dem folgenden Epigramm ganz unbedingt beipflichten:

„Man nennt Dich genial, und bist doch kein Genie,
Denn Brocken sind es nur, die Dir Begeist'rung lieh."

Sehr wahr, wem die Begeisterung nur Brocken lieh, wird kein Genie zu nennen sein, wogegen jemand, der so lange Gedichte macht, wie Ida Maksa, schon äußerlich einen Anspruch darauf hat. Da sich die Wiedergabe ganzer Gedichte eben darum aus Raumgründen ausschließt, so geben wir zum mindesten eine Blütenlese einzelner Stellen, welche beweisen werden, wie originell die Dichterin ist. Wenn sie vom Geliebten fern ist, so schickt sie ihm ein Lüftchen zu („Das Lüftchen, das Lüftchen will Bote uns sein," S. 34). Die Begeisterung ist „ein Aar aus dumpfem Erdenstaub sich hebend". (S. 51.) Der Strom ist „ein flüssig Silberband" (S. 60). Blaue Augen erinnern die Dichterin an den blauen Himmel (S. 34). Der Lenz ist ein „Knabe, maienschön". Kurz, wir können kaum glauben, daß die Gedichte erst 1889 erschienen sind, da ja bereits alle mittelmäßigen Lyriker des 19. Jahrhunderts Ida Maksa geplündert haben. Aber es wird doch wohl so sein. Gegen Nachdichter schützt das Gesetz, gegen Vordichter ist man rechtlos.

„Meine armen Fallsüchtigen," beginnt der Verfasser des nächsten Gedichtbandes, der Pastor Dr. H. Sengelmann das Vorwort zu seiner Sammlung „Aus stillen Stunden," Norden, Diedr. Soltau's Verlag, „und die Krüppel der verschiedenen Art in den Alsterdorfer Anstalten, die man in den Kirchen der Gemeinde ebensowenig wie auf den Spaziergängen sehen mag, bedürfen, da ihre Zahl von Jahr zu Jahr wächst, eines eigenen größeren Gotteshauses, das an 400 Menschen fassen muß." Und er schließt: „Wisse, dies Büchlein ist meiner Elends-Gemeinde von mir geschenkt, und sie bietet es Dir zum Kauf an, daß Du mit Deinem Kaufpreis, er sei groß oder klein, auch mitwirkst zu dem Kirchbau in Alsterdorf." Mehr, als die vier ihm vorstehenden, nach Gebühr gewürdigten Dilettanten, verdiente dieser Herr durch Proben aus seinen Reimereien dem verdienten Los der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden, denn diese Reimereien sind nicht bloß schlecht, sondern auch langweilig, nicht bloß stümperhaft in der Form, sondern auch von dem Geist süßlicher Frömmelei durchweht, der himmelweit entfernt ist von dem Ausdruck echter, schlichter, gesunder Frömmigkeit, die auch uns wahrlich ans Gemüt zu greifen vermöchte. Proben zu bieten widerstrebt uns, weil es sich eben um Gegenstände handelt, die unserem eigenen Empfinden und dem unserer Leser heilig sind. Und so sei denn nun kurz und klar ausgesprochen: Will Herr Pastor Dr. H. Sengelmann für die armen Fallsüchtigen und Krüppel der verschiedenen Art, welche seine Elends-Gemeinde bilden, eine eigene Kirche erbauen, so ist dies löblich. Im höchsten Grade unlöblich aber ist es, zu diesem Zwecke fallsüchtige Reime und poetische Krüppel der verschiedenen Art drucken zu lassen und auf diese Weise unter die Leute zu bringen. Sein Scherflein hätte auch so jeder zu dem guten Zwecke gerne gegeben, aber Herr Sengelmann hätte erwägen sollen, daß man auch eine litterarische Elends-Gemeinde nicht gerne sieht.

Wien. **G. Weiß.**

Metrische Übersetzungen.

Indem wir unsere, im letzten Hefte begonnene Übersicht über die neuesten Beiträge zur „Welt-Litteratur" in deutscher Sprache fortsetzen, haben wir zunächst eines höchst seltsamen Produkts zu erwähnen, einer Art phantastisch-philosophischen Lesergedichts: „Das Lied von der weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Übersetzt aus dem Englischen." Wer nicht weiß, daß der Buddhismus von Jahr zu Jahr mehr in England Eingang findet, und welche seltsamen Formen die indische Lehre in der nebligen Luft Alt-Englands annimmt, wüßte mit dem Buch nichts anzufangen und würde es vermutlich sogar für das Erzeugnis eines ganz kranken Gehirns halten; wer es weiß und von Natur geduldig ist, wird nur an dem künstlerischen Können der Dichterin zweifeln. Auf alle Fälle aber wird jedem Leser die Thatsache, daß das Buch einen Übersetzer gefunden, sehr verwunderlich erscheinen. Die Handlung zu erzählen, hieße unsrerseits die Geduld Anderer auf eine ebenso harte Probe stellen, wie jene, welche die Lektüre der unsrigen auferlegt. Verständlich könnten wir sie dem Leser nicht machen, so wenig sie dies uns ganz geworden ist — Einzelnes von dieser trüben, schwerflüssigen Symbolik haben wir begriffen, lange nicht alles, und unser Trost ist nur, daß es höchst wahrscheinlich der Dichterin nicht besser gegangen ist. Einige Schilderungen sind hübsch und anschaulich, so die Vision im Tempel (S. 85 ff.) oder das Fest auf dem Flusse (S. 137 ff.), auch die Übersetzung liest sich recht glatt, wozu freilich fünffüßige Jamben wie: „Ich hatte ein Gefühl von Einschließung" oder gar: „Wie konnt' ich wissen, was er mich lehren wollte" nicht gehören. Kurz, zum Lobe haben wir geringen, zum Staunen vielen Grund gefunden und das Erstaunlichste

ist natürlich die Thatsache, daß die Übersetzung einen Verleger gefunden (Th. Griebens Verlag (L. Fernau) in Leipzig). Wenn dies nicht Kommissionsverlag ist, dann ist Herr L. Fernau der wagemutigste Mann unter Deutschlands Verlegern.

Hingegen unternimmt das nachstehend genannte Buch einen an sich höchst löblichen Versuch. Seit einigen Jahren interessieren wir Deutschen uns mehr als früher für den Kampf, welchen die Flämen in Belgien um die Behauptung und Entwickelung ihrer Muttersprache gegenüber dem französischen Wallonentum führen. Aber von ihren Dichtern wissen wir noch immer wenig, und darum haben wir nach dem Buche: „Aus Flandern und Brabant. Episches und Lyrisches von Pol de Mont, übertragen aus dem Flämischen von Heinrich Flemmich (Freiburg im Breisgau, Adolf Kiepert 1888) mit aufrichtiger Wißbegierde und Sympathie gegriffen. Pol de Mont ist — belehrt uns der Übersetzer in seinem Vorwort — schon heute, kaum 32 Jahre alt (er ist 1857 geboren) der bedeutendste Dichter seiner Nation und zugleich — nach Flemmich's und Anderer Lobsprüchen zu urteilen — einer der bedeutendsten jetzt lebenden Dichter überhaupt. Ja, dies mindestens, und wenn wir diese Lobsprüche nicht ganz voll gelten lassen; wäre dies der Fall, dann müßten wir ihn gradezu an die Spitze aller lebenden Poeten, aller Zungen und Völker stellen. Über seine Hirten-Idylle z. B. sagt Flemmich: „Man müßte schon bis auf Theokrit zurückgehen, um ähnliches anzutreffen." Kein Druckfehler! — „bis auf Theokrit!" — und über ein anderes Gedicht urteilt er: „Es reiht sich dem Großartigsten an, was Klopstock geschrieben." Nun, denkt man, das spricht eben der enthusiastische Übersetzer. Aber es werden uns ja noch die Urteile Anderer zitiert. „Das Gedicht: „Die Kinder der Menschen" ist kurz," — sagt einer dieser Kritiker — „drei Bogen, es liegt aber eine Größe darin, die Milton's Behandlung biblischer Sagen übertrifft und eine Ruhe, welche jene Sicherheit in der Grundanschauung offenbart, die man in der sonst so unvergleichlichen Behandlung derselben durch Byron vermißt. Es ist zuweilen eine Zauberei, mit wie wenigem Pol de Mont in diesem Gedicht die Wirkung eines Michel Angelo erreicht." Derselbe Beurteiler nennt ein anderes Gedicht de Mont's „einen Elfengesang, wie seit den Tagen des Sommernachtstraums keiner geschrieben worden ist." Und abermals wiederholen wir: kein Druckfehler! — Milton und Byron übertroffen, die Wirkung eines Michel Angelo und Shakespeare erreicht! Und wer ist dieser Kritiker? Georg Brandes. Man mag ermessen, mit welcher Spannung wir nun das Buch zu lesen begannen.

Und das Resultat? Wir sind enttäuscht gewesen, recht enttäuscht, zum Widerspruch gestimmt. Freilich, Brandes hat das Original gelesen und wir eine Übersetzung — das will mit erwogen sein. Und zwar eine Übersetzung aus dem Flämischen ins Hochdeutsche, das wiegt doppelt schwer; dort ein Volksdialekt, hier die meist durchgeistigte, die ausgebildetste Kultursprache der Welt. Und wäre Flemmich ein Meister der Übersetzungskunst, die Schwierigkeit, aus dieser Sprache ins Hochdeutsche zu übersetzen, bliebe zum Teil unüberwindbar. Zudem diese Gedichte; grade die Besten unter ihnen könnten uns, wenn überhaupt, dann nur durch das Medium eines unserer Volksdialekte ganz getreu vermittelt werden. Nun ist aber Flemmich durchaus kein Meister, nicht einmal ein Künstler, nur eben ein braver Kunsthandwerker, dessen Fleiß, Eifer und Redlichkeit das höchste, dessen Können geringes Lob verdient. Einzelnes liest sich nicht übel, anderes recht übel; das Meiste ist mittelmäßige Arbeit. Er entschuldigt sich mit den „besonderen Schwierigkeiten," welche „die kurzen Formen der flämischen Sprache gegenüber dem breiten Hochdeutschen für den Übersetzer mit sich bringen." Das ist aber wahrlich nicht das Einzige, nicht einmal das Wichtigste. Das Wichtigste ist, daß er eben nicht in dem Grade selbst Poet ist, als es der Nachdichter eines Poeten sein muß. Schon in den reimlosen Stücken, beim fünffüßigem Jambus versagt zuweilen seine Kraft, es ist ja da noch alles korrekt und flüssig, aber man ahnt doch: was hier nüchtern ist, wird wohl im Original einfach sein, was hier einfältig und geziert, dort naiv, was hier ungefüge und roh, dort kräftig. Und wo gar der Reim und eine knappe Form wiederzugeben ist, da hören wir recht schlimme Verse.

Dies Alles haben wir abgezogen und sind ehrlich bemüht gewesen, durch das härene Gewand der Übersetzung die Glieder dieser Muse zu erkennen, wie sie sein mögen. Trotzdem waren wir enttäuscht, darum verstimmt, und das sind schlimme Vorbedingungen für ein gerechtes Urteil. Wer wenig erwartet und Gutes findet, ist geneigt es doppelt hoch anzuschlagen, wer das Höchste erwarten darf, und nur Gutes findet, schlägt es leicht gering an. Mit Flemmich wollen wir nicht rechten, wohl aber mit Brandes. Es giebt derzeit wenige Kritiker, die wir gleich hoch stellen, wie ihn, obgleich dies nicht das erstemal ist, wo er uns geradeweg unbegreiflich erscheint, weil ihn seine nervöse Natur zu einer Übertreibung in Lob und Tadel geführt, die er kalten Blutes kaum verantworten könnte. Für den deutschen Leser hat er, fürchten wir, den jungen, sehr begabten Flämen für Jahre hinaus zu Tode gelobt. Denn wenn wir jemand zu finden hoffen, welcher die Wirkung eines Michel Angelo oder Shakespeare auf uns üben soll, und nun einen finden, der uns an Robert Hamerling und Klaus Groth erinnert, so werden die wenigsten unter uns geneigt sein, auch nur das Letztere anzuerkennen.

An sich freilich ist es nicht wenig, es ist sogar viel. Das Epos „Die Kinder der Menschen" ist nicht etwa bloß zufällig Robert Hamerling zugeeignet, sondern Fleisch von seinem Fleische und wäre ohne seine Anregung schwerlich entstanden. An Nachahmung darf man dabei gleichwohl nicht denken, am wenigsten an eine solche mit unzulänglicher Kraft. An Glut der Schilderung, an Pracht des Kolorits reicht ja der Fläme nicht an den Deutschen heran, an plastischer Kraft steht er ihm gleich oder übertrifft ihn sogar. De Mont ist einfacher, schlichter, wenn man will ärmer, aber natürlicher und kräftiger. Wie Brandes da die Ruhe hervorheben kann, ist uns gleichwohl nicht recht faßbar. Einzelne Bilder sind ruhig, das Ganze unruhig. Und auch darin gleichen sich der Deutsche und der Fläme, daß beide bizarr sind, daß hart neben herrlichem Detail ein geschmackloses steht, neben erhabenen triviale Züge, wenn auch bei dem Letzteren seltener, als man es bei Ersterem findet. Völlig rätselhaft aber ist es uns, wie der dänische Kritiker in diesem Gedicht „Sicherheit in der Grundanschauung" finden kann. Gerade

daran mangelt es unseres Erachtens dem Gedicht am meisten und in der Bändigung des Stoffs und seiner Unterordnung unter einen philosophischen Gesichtspunkt steht de Mont sogar sehr tief unter Hamerling. Das Epos „Die Kinder der Menschen“ giebt den Inhalt der Genesis, Kap. 6 - 9 wieder. Die Durchführung schwankt seltsam zwischen naiver Ausmalung der Überlieferung und der Darstellung moderner Ideen. Die erstere ist trefflich gelungen, die letztere bringt einen Zug der Unklarheit und Verwirrung in das Gedicht. Warum sich die Kinder der Menschen, nachdem sie sich aus eigener Kraft das Eden auf Erden geschaffen, nun plötzlich des verlorenen Eden gewaltsam erringen wollen, bleibt unklar und der Gedanke, daß nur Noah sich zu der Erkenntnis durchringt, das Paradies nicht außerhalb der Welt, sondern im eigenen Herzen finden zu wollen, paßt in diese Umgebung sehr seltsam hinein. Aber wenn wir auch nicht an Michel Angelo denken oder Milton's Lorbeer antasten dürfen — als einen bedeutenden Dichter werden wir de Mont trotzdem freudig begrüßen können. Wer das Eingangskapitel zu den „Kindern der Menschheit“ und die Schilderung der Sintflut geschrieben, verdient auch außerhalb der eigenen Sprachgrenzen Beachtung.

Von Hamerling bis zu Klaus Groth ist ein weiter Sprung, und dennoch hat uns de Mont auch an diesen erinnert. Grade das beste, was für unsern Geschmack in dem Buche zu finden ist, die „Hirten-Idylle“ und „Der arme Dokus“ sind Bilder, die an Gaben mahnen, die uns der Dichter des Quickborn beschert hat. Es ist dieselbe Fülle von Leben in diesen Dorfbildern, dieselbe Gemütstiefe. De Mont ist minder humoristisch als Groth, aber dafür ist kein Zug von Sentimentalität in ihm. Das beweist insbesondere die Perle des Buchs: „Der arme Dokus“. Die Schlußszene, wie der alte Bauer an der Leiche seines Bastardsohnes sitzt, den er in seinem Hause ein elendes Leben hat führen lassen, gehört gerade durch die keusche Zurückhaltung aller weicheren Töne mit zu dem Erschütterndsten, was wir in letzter Zeit gelesen.

Über den Lyriker de Mont wird uns nach diesen Proben ein Urteil schwer. Soviel steht unzweifelhaft fest, er ist da weitaus unbedeutender denn als Epiker und Idyllen-Dichter; Genaueres zu sagen ist nicht möglich, die Übersetzung ist zu unzulänglich, wir könnten ihm Unrecht thun. Alles in Allem aber eine Bekanntschaft, die gemacht zu haben sich lohnt, und dieselbe durch einen redlichen Versuch als Erster ermöglicht zu haben, dies Verdienst muß Flemmich bleiben.

Wien. **Otto Hartung.**

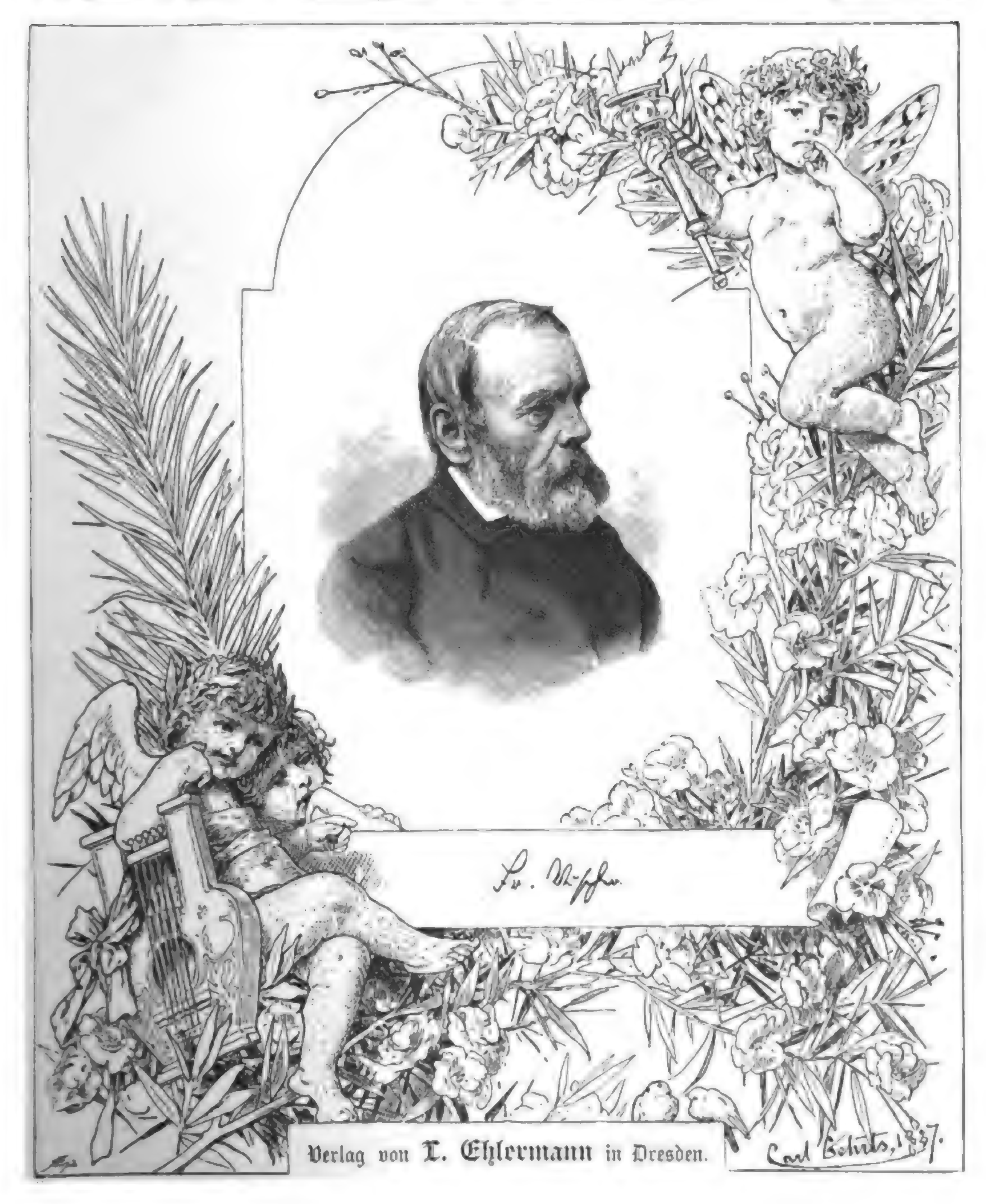
Litterarische Notizen.

— In Graz ist ein Komitee zusammengetreten, welches Hamerling dort ein Denkmal errichten will und zu diesem Zwecke zunächst einen Aufruf an das deutsche Volk vorbereitet, welcher von namhaften deutschen Schriftstellern und Litteraturhistorikern gezeichnet werden soll. Noch ehe dieser Aufruf der Öffentlichkeit bekannt geworden, hat sich nun eine Polemik darüber entwickelt, welche um so peinlicher wirkt, als sie höchst überflüssig ist und bei einigem Taktgefühl der Beteiligten leicht hätte vermieden werden können. Will man jemand zum öffentlichen Eintreten für eine Sache werben, so frägt man zunächst vertraulich bei ihm an, ob er dazu bereit sei, und setzt dann je nach seiner Antwort entweder seinen Namen unter das betreffende Schriftstück oder läßt ihn weg. Dieses Verfahren ist nicht bloß durch die Rücksicht für die Überzeugungen des Aufgeforderten, sondern für den angestrebten Zweck geboten; auch bei Aufrufen für Dichterdenkmäler pflegte man es bisher nicht anders zu halten und die Schwierigkeiten, unter welchen der betreffende Aufruf zu stande kam, haben die Öffentlichkeit nie beschäftigt. So haben z. B. weitere Kreise nie erfahren, wer, als es sich um ein Grün-Lenau-Denkmal für Wien handelte, seine Unterschrift gab und wer sie verweigerte. In Graz ist dies anders gehalten worden. Als man dort auf eine Reihe von Anfragen neben Zusagen auch Absagen erhielt, sind die Namen der Absagenden sogleich, sogar auf telegraphischem Wege in die Öffentlichkeit gebracht worden: Gustav Freytag, hieß es, habe aus „prinzipiellen Gründen“ abgelehnt und Herr Prof. Dr. Erich Schmidt in Berlin deshalb, weil ihm Hamerlings Bedeutung für ein Denkmal, welches die ganze deutsche Nation zu errichten habe, nicht ausreichend erscheine. Eines der Mitglieder des Komitee's (Herr Dr. Wilhelm Pullmann in Graz) versichert nun in einem Berliner Blatte, das sei „ohne Wissen und gegen den Willen des Komitee's“ geschehen. Es scheint also, daß nur ein einzelnes Mitglied desselben die nötige Diskretion nicht gewahrt hat. Nachdem die Sache in die Zeitungen gedrungen war und der Standpunkt des Herrn Professor Schmidt von Einzelnen scharf kritisiert wurde, war es ihm wahrlich nicht zu verargen, wenn er nun seinerseits diesen Standpunkt öffentlich verteidigte. Er ist aber darin viel weiter gegangen, als es nötig oder berechtigt war. Er hat nicht bloß betont, warum ihm selbst „Hamerling gegenüber Herz und Glaube fehle“, was ganz genügend gewesen wäre, sondern auch zu beweisen gesucht, daß der Dichter überhaupt kein Denkmal aus den Mitteln der deutschen Nation verdiene, sondern höchstens eine Büste im Grazer Stadtpark. Das aber zu entscheiden ist nicht Sache eines Einzelnen, und den Streit nach dieser Seite hin zu erweitern, hätte auch durch den Anlaß ausgeschlossen sein sollen, welcher Herrn Professor Schmidt zum Reden gezwungen. Man kann und soll sich auch an einem Werke der Pietät und Verehrung nur dann beteiligen, wenn man eben „Herz und Glauben“ dafür hat, aber man soll nicht an Jenen Kritik üben, bei welchen dieses Herz und dieser Glaube für ein solches Werk vorhanden sind. Noch weniger war es wohl gerechtfertigt, bei diesem Anlaß über die Denkmals-Freudigkeit der Deutsch-Österreicher überhaupt kritische Bemerkungen zu machen. Uns will, wenn wir die Liste der österreichischen Dichterstandbilder prüfen, die Bemerkung an sich wenig zutreffend erscheinen. Angenommen aber, die Österreicher thäten nach dieser Richtung mehr als irgend ein anderer deutscher Stamm, was in Wahrheit durchaus nicht der Fall ist, so verdienten sie deshalb doch unseres Erachtens nicht Tadel, sondern Lob. Den nicht ganz sachlichen Ausführungen des Herrn Professor Schmidt ist nun eine Antwort des Herrn Dr. Pullmann gefolgt, der es gleichfalls an persönlichen Spitzen nicht fehlt. Wir glauben, daß es damit wenigstens des Streites in der Öffentlichkeit genug wäre. In der Sache selbst sind wir der Meinung, daß Hamerling unbedingt zu jenen Dichtern gehört, welchen ein Denkmal gebührt. Ob dies nun eine Büste oder eine Statue sein soll, scheint uns eine Frage, die nur durch eine Thatsache beantwortet werden kann: den Grad der Beteiligung, die Höhe der einlaufenden Beträge. Reichen sie hin, eine Statue aufzurichten, so stelle man sie getrost hin. Dann ist auch der Beweis erbracht, daß Hamerling sie nach Ansicht des deutschen Volkes verdient.

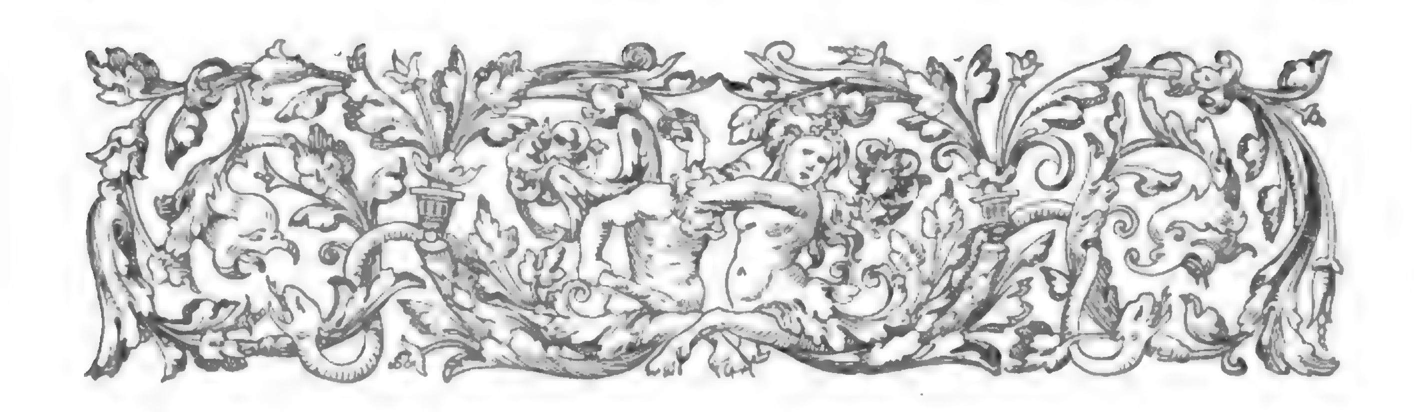
Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VII. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Januar 1890.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Gedichte und Epigramme

von

Friedrich Theodor Vischer.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Allotria.*)

(1882.)

Unser würdiger Präzeptor
Pflegte, wenn er uns ertappte
Nicht nur über Tändeleien,
Wie etwa mit Bohnen spielen,
In die Hefte, in die Bücher
Närrische Figuren kritzeln,
Oder Früchte der Kastanie
Schnitzen, um aus ihrer Höhlung
Welkes Nußbaumblatt zu rauchen, —
Nein, sogar auch wenn er über
Litterarischen Genüssen,
Etwa des Baron Münchhausen
Wundersamen Abenteuern
Oder höheren Produkten,
Die uns nach Geschmacke waren:
Über Goethe's biedrem, derbem
Götz von Berlichingen oder
Über Schiller's wilden Räubern
Oder schwelgerisch versunken
In den Zauberring von Fouqué —:
Wenn er, sag' ich, über solchen
Heimlichkeiten uns erwischte —:
„Wartet, Schlingel!" mit gehobnem
Stecken pflegte er zu rufen,
„Kennt Ihr diesen Stab? ich will Euch
Die Allotria vertreiben!"

Lange mich besinnend, wie ich
Diese Lucubrationen
Nennen solle, hab' ich endlich
Pietätsvoll mich entschlossen,
Zu des Edlen Angedenken
Sie Allotria zu taufen.
Amt und Arbeit ist mein Leben,
Ist das Eine, was mich bindet,
Muße ist mir nur das Andre,
Was sich so mitunter einstellt,
Und die Muse braucht doch Muße,
Beide sind, man weiß es, Schwestern.

Ei, wird nun der Leser sagen,
Also, was in Nebenstunden
Seitlich abfällt, Schnitzel, Schnipfel,
Außersächliches Gezeuge
Wagest Du, verächtlich selber
Deine Ware so bezeichnend,
Uns mit dreister Stirn zu bieten?
Oder hat es nur die leid'ge
Eitelkeit Dir eingegeben?
Hoffst Du schmunzelnd in der Stille,
Daß der Leser springen werde,
Dir das Kompliment zu machen,
Mit so überaus bescheidnem
Titel fügest Du Dir selber
Schaden zu und schweres Unrecht,
Denn wahrhaftig —

Halt, mein Lieber!
Bitte, laß Dich unterbrechen!
Sieh, es laufen die Begriffe

*) Der Verfasser hatte ursprünglich beabsichtigt, seine Gedichte (Lyrische Gänge, Stuttgart u. Leipzig 1882, 2. vermehrte Aufl. S. A.) unter dem Titel „Allotria" herauszugeben, und dazu war das Obige als Vorwort bestimmt.

Seltsam öfters durcheinander,
Rinnen in einander über.
Ein Allotrion, was ist's denn?
Was will heißen anderartig?
Was will heißen sogeartet?
Wenn man es genauer ansieht,
Ist das Andre auch das Eine
Und das Eine ist das Andre;
Ist die Arbeit mir das Eine
Und die Muße nur das Andre,
So ist diese, wenn sie einmal
Eintritt und die Muse mitbringt,
Doch im Recht des Augenblickes,
Ist das Eine, und die Arbeit
Gegenüber dieser guten
Freien Stunde nur das Andre.
Siehst vom Jenseits Du hinüber
Auf das Diesseits, so erscheinet
Als ein Jenseits Dir das Diesseits;
Ist von Drüben angesehen
Nicht das Hüben nur ein Drüben?
Heißt von Draußen angesehen
Nicht das Hinnen Dir ein Draußen?
Nun denn, ja, ich will nicht heucheln,
Will die Eitelkeit bekennen,
Daß verstohlen mir zuweilen
Etwas in dem Herzen flüstert:
Wird vielleicht nach Lesung dieser
Außeramtlichen, gelösten,
Nebenständlichen Produkte
Nicht der Eine oder Andre
Mir die Hand zum Gruße reichen
Und mit heller Stimme sagen:
„Wenn nicht immer, doch mitunter,
Wenn nicht oft, doch nicht zu selten
Ist es, Alter, Dir gelungen,
Uns das Drüben in ein Hüben,
Uns das Draußen in ein Hinnen,
Uns das Jenseits in ein Diesseits
Zauberkundig zu verwandeln.
Ja wir sind der Überzeugung,
Selbst Dein würdiger Präzeptor
Würde, wär' er noch am Leben,
Solchen Mutwill, solche Streiche,
Solche Außersächlichkeiten,
Solche Extexspielereien
Dir am Ende noch verzeihen."

Weihnachten.

Zu einem lebenden Bild.

(Zürich, 1860.)

An diesem Tage feierte vor Zeiten
Der alte Deutsche, der noch Heide war,
Des kurzen Tags willkommnes neues Wachsen.
Es stand – Ihr dürft es sicherlich mir glauben –
Ein Tannenwipfel mit viel Lichtern dran
Schon dazumal in jeder deutschen Hütte.
Ringsum war Wald; es heulte fern der Wolf;
Vom hellen Lichte, das so ungewohnt
Ins schwarze Dickicht drang, auf Zapfen Eises,
Auf tiefem Schnee so seltsam widerstrahlte,
Erwacht' der Bär in seinem dunkeln Nest
Und murrend tappt' er tiefer in die Büsche.
Doch drinnen war's so lustig schon wie heut.
Die Freude glänzt' aus hellen Kinderaugen,
Gerade so wie heut, obwohl die Gaben –
Verlaßt Euch drauf – ein Gutes schlichter waren.
Für Mädchen gab es schon etwas von Schmuck,
Ein Stirnband, hübsche Nadeln für das Haar,
Armspangen, blank, von Erz, besonders aber
Der gelbe Bernstein stand in großen Ehren,
Im Norden fern um hohen Preis vertauscht,
Gereiht in Perlen für des Halses Zier.
Ich seh im Geist, wie ihrem Töchterlein
Die blüh'nde Mutter solche Gabe reicht,
Das sieht die Perlen in dem Lichte funkeln
Und langt hinauf mit kindlichem Entzücken.
Was aber ward dem Buben wohl beschert?
Ich denke mir, sobald die Zeit vorüber,
Wo kleines Spielzeug noch das Kind erfreut,
Gab ihm der Vater an dem heil'gen Abend
Die erste Waffe, etwa eine Streitaxt.
Und sprach dazu in mahnlich ernstem Tone:
„Nun Kleiner, laß uns sehen, wann Du die
Dem ersten Römer schmetterst auf das Haupt!"
Ich seh' es blitzen in den jungen Augen,
Wenn nun der Knabe mit der kleinen Hand
Die Waffe hoch emporhält und betrachtet.
Der strenge Vater sieht gelassen zu
Und streicht sich lächelnd seinen langen Bart. –

Doch haben die Gelehrten es bewiesen,
Daß es schon damals Honigkuchen gab.
Die hingen sicher reichlich an dem Baum;
Man nannte sie schon damals Leckerli,
Die haben wohl vor so viel hundert Jahren
Den Kindern grade so wie heut geschmeckt.

So lustig ging's in dieser alten Zeit
An diesem Tag schon zu, obwohl es nur
Ein Fest der blinden Heiden war. Dem Wodan,
Dem höchsten Gotte galt dies Fest; es war
Der Dank dafür, daß er dem Tageslicht
Die neue Kraft gegeben, und dafür
Als Sinnbild steckte man die Lichter an.

Jetzt feiern wir an diesem heil'gen Abend
Ein andres Licht. Das Licht des Geistes ist's,
Das Licht der Liebe, das uns aufgegangen,
Das innen drinn im tiefsten Herzen scheint;
Die innre Wärme, die in unser Leben
Durch Den gekommen, der an diesem Tag
Ein Kindlein in der armen Krippe lag.
Die Kerzen, die von so viel höherm Lichte
Ein Sinnbild sind geworden, scheinen freundlich
Hinaus auf ordentliche Straßen und
Auf Schulen, wo man etwas Rechtes lernt.

Doch darum will der liebe Heiland nicht,
Daß wir das Angesicht in mürrische,
Gestrenge Falten ziehn. Er lachte selbst,
Da er an diesem seinem ersten Abend
Das Öchs- und Eselein im Stalle sah.
Und wie er groß geworden, blieb er stets
Ein Kinderfreund und ließ sie zu sich kommen.
Ich glaub' sogar, daß er, wann so ein Kind
So freundlich zu ihm aufsah, manchmal ihm
Was schenkte und dazu ihm mit der Hand
Gar liebevoll strich über seine Stirne:
„Seid nur vergnügt!" So hat er wohl gesagt.
„Der Ernst wird schon noch kommen. Nur recht brav
Müßt Ihr auch sein und müßt nichts Finstres,
Nichts Schwarzes in der jungen Seele nähren!" —

Nun gut, Du liebe, junge Schar, so sei's!
Wenn's jetzt so sauber aussieht in der Welt,
So wollen wir nur ernstlich dafür sorgen,
Daß Bär und Wolf, wie er sonst draußen hauste,
In unsern Herzen nicht sein Lager macht;
Und übrigens von jener alten Kraft,
Von jener Einfalt in der Heidenzeit,
Indes wir lichter sind an Geist und Herz,
So viel, als immer möglich ist, behalten.

Jetzt geht die Freude an! Das Christkind schwebt
Herbei und bringt die Gaben. Greifet zu!
Und mögt Ihr Euch in allen Lebensjahren
Nur stets ein fröhlich Kinderherz bewahren!

„In trockene Zeichenschrift gebannt . . ."

An Mr. v. B.

(1883.)

In trockene Zeichenschrift gebannt
Wird das arme Lied in die Welt gesandt,
Eine Blumenzwiebel in irdenem Topf.
Der Eine liest es nur mit dem Kopf,
Der Andre hätte wohl Herz im Grunde,
Liest aber in stumpfer, öder Stunde,
Tonlos, accentlos wie eine Fiebel,
Und tot im Topfe verbleibt die Zwiebel.

Wie anders, wenn, vom Glücke gesegnet,
Die Seele des Lieds der Seele begegnet,
Wenn ihr Hauch den schlafenden Keim belebt,
Daß er empor aus der Zelle strebt,
Drängend sich hebt aus dem Erdenkloße,
Daß er als Maiglöckchen, als Rose,
Saftig, lebendig, fein gegliedert,
Farbig, von lebendem Grün umfiedert,
Zum Gärtner heimkommt aus fernen Landen
Und duftend ihm sagt: Du bist verstanden.

Krieger und Bürger.

(1883.)

Der Kriegsmann, der sich selber ehrt,
Denkt stets, der Bürger sei es wert,
Daß man ihn schütze,
Denn wär' der Bürger das nicht wert,
So wäre, wer sich für ihn wehrt,
Zu nichts ja nütze.

Der Bürger, der den Dünkel nährt,
Sie würde leichtlich ganz entbehrt,
Die starke Stütze,
Die sich getreulich für ihn wehrt,
Der freilich ist's im Grund nicht wert,
Daß man ihn schütze.

Die Violine.

Die ganze Seele soll mein Zauberbogen
In dich, du totes Holz, hinübertragen,
In meiner Finger Nerv ist sie gezogen,
Ihr zart Geheimnis sprachlos auszusagen.

Jetzt schwebt der Jubel auf den klaren Wogen,
Ein tiefes Weinen jetzt, ein leidvoll Klagen,
Es singt von Liebe, deren Traum gelogen,
Zum Himmel stürmen wilde, dunkle Fragen.

Nein, armes Herz! Du darfst mir nicht verzagen!
Hör' diesen Einklang, stille deine Thränen!
Der Himmel trügt nicht, wie die Thoren wähnen!

Hörst du im Busch die Nachtigallen schlagen?
Siehst du das Blau weit über dir sich dehnen?
Die Antwort giebt es auf dein glühend Sehnen.

Wir wandeln von Sekunde zu Sekunde,
Wo es auch sei, auf unterhöhltem Grunde.
Fr. Vischer

In ein Exemplar von

Ph. Ulr. Schartenmayer's Heldengedicht „Der deutsche Krieg“

für eine Sammlung zu einer Lotterie in Leipzig (1883,4)

Nichts Schnapsiges ist am ganzen Mann,
Er dichtet trocken, so gut er kann, —
Nicht allzutrocken: Vom Neckarwein
Schenkt er sich gern ein Schöppchen ein;
Hält ehrlich Prosa — ist nur der Reim
Nach einiger Schwierigkeit in Leim, —
Für apollinische Poesie.
Dafür stolziert er mit Phrasen nie
Er ist wohlmeinend, von Herzen gut,
Kein falsches Äderchen hegt sein Blut.
Er hat eine Freude an seinem Machen,
Man sieht ihn zufrieden schmunzeln, lachen,
Ein redliches Auge sieht man rollen,
Wenn er predigen muß und grollen.
Er ist nie pikant, doch auch niemals schief,
Er ist nichts weiter als grundnaiv
Und daß er geschnitten aus solchem Holz,
Darauf, er gesteht's, ist der Autor stolz.

In ein Album für Ischia.

(1883.)

Wo können wir denn noch stehen,
Wo noch ruhen und gehen,
Wenn unter uns gähnt das Hohl,
Der schlingende grause Schlund?
Ja wohl, ja wohl,
Wir wandeln allerorts, allstund
Auf unterhöhltem Grund.*)

Es ist traurig wahr.
Doch sei's auf Gefahr.
Daß es kracht und bricht,
Steh fest hin, zage nicht,
Schreite als Mann,
Der thut, was er kann!
Leben, nur halb gelebt,
Angst und Zweifel,
Worin du geschwebt,
Dankt dir drunten der Teufel.
Sorge du nur dafür,
Daß etwas bleibt von dir.
Das, wenn der Abgrund klafft,
Nicht wird hinabgerafft.

*) In einer der Abschriften des Gedichts von Vischer's Hand finden sich statt dieser Verse die beiden oben in seiner Handschrift mitgeteilten. Wir glaubten an dieser Stelle die kürzere Fassung vorziehen zu sollen.

Epigramme.

Frauenmode.

(1884.)

Die letzte Kleidermode war
Noch immer nur so so,
Jetzt erst, jetzt sind wir ganz und gar
Ein wandelnder Popo.

*

Erklärung.

Wie griff die holde Clelia
Aus blinder Liebe fehl!
O, sie ist ganz Camelia,
Und er ist ganz Kameel!

Rivalität.

Es war in dir ein Genius,
Doch ihm — entsank die Fackel,
Denn er bemerkte mit Verdruß
Hart neben sich den Dackel.*)

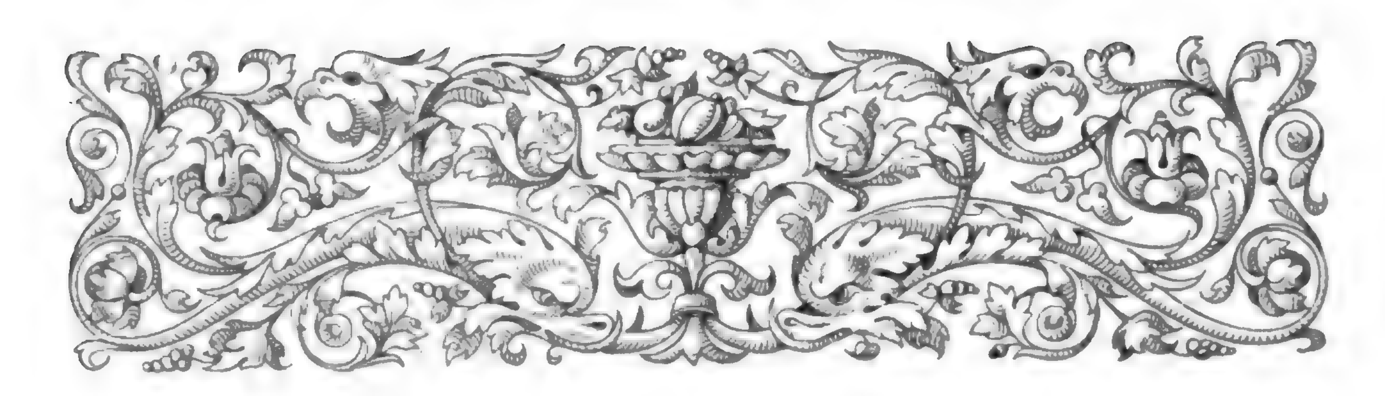
*

Auf einen Fächer.

(1880.)

Kein Freund vom Wind; jedoch
Lernt für ein freundlich Lächeln
Ein schönes Antlitz fächeln
Auch Einer noch.

*) Schwäbisch für: Simpel, Idiot.



Judith Trachtenberg.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Stilleren Herzens, voll guter Vorsätze kehrte Agenor heim. Als er in den Schloßhof ritt, zogen sich seine Brauen finster zusammen. Vor dem Portal hielt die Britschka des Kommissärs. Die Begegnungen mit dem Manne waren ihm nur immer peinlicher geworden, je dreister und vertraulicher er sich gegen ihn benahm — und in der Stimmung, die ihn jetzt erfüllte, fiel ihm nichts schwerer, als ein Gespräch mit seinem „treuen Helfer."

Er traf den unwillkommenen Gast im Frühstückszimmer. „Sie sehen, Liebster," rief er dem Grafen lachend entgegen, „daß ich keine Umstände mache — auch ein Couvert habe ich mir schon von Ihrem Jan besorgen lassen."

Agenor nickte, nahm Platz und lud ihn durch eine Handbewegung ein, sich zu bedienen. „Was verschafft mir die Ehre?" fragte er kurz.

„Gar zu hoch scheinen Sie die Ehre nicht anzuschlagen!" sagte der Beamte lustig und versorgte seinen Teller. „Mit Unrecht! Sie können wahrlich mit mir zufrieden sein! Oder glauben Sie, daß Sie das Mädel ohne meine Hilfe zu einem Rendezvous im Schloßpark gebracht hätten?!"

„Nicht diesen Ton!" fuhr der junge Mann auf. „Das also wissen Sie auch schon?"

„O, ich weiß noch mehr! Meinen Glückwunsch zum ersten Kuß! Ich war ja selbst im Garten — auf Ehre! Und — auf Ehre! — ganz zufällig. Und daß ich schweigen werde — unter Ehrenmännern braucht man wohl darüber nicht erst Worte zu machen." Daß er das Wort „Ehre" in jedem Satz wiederholte, konnte nicht verwundern, denn jeder Satz war eine Lüge. Nicht er hatte die Beiden belauscht, sondern seine Gattin, die, von Neugierde und Neid getrieben, Judith gefolgt war, als sie das Haus verlassen, und nicht bloß ihm hatte sie ihre Beobachtungen anvertraut, sondern auch der Frau Bürgermeisterin, einer Dame, die mit seltenem Pflichteifer eine Lücke im Leben des Städtchens ausfüllte, indem sie, soweit ihr der Atem reichte, die Aufgaben eines Lokalblattes erfüllte. In diesem Augenblick wußte es wohl schon jeder Einwohner, der das zehnte Lebensjahr überschritten.

„Wollten Sie mir nur dies sagen?" fragte der Graf.

Der Beamte wurde elegisch. „Das verdiene ich nicht — ich bin in bester Absicht gekommen, und weil ich es für nötig hielt. Es ist ja möglich, daß Sie die Abwesenheit des Trachtenberg ausnützen wollen und auch für heute ein Rendezvous verabredet haben. Da wollte ich Sie warnen: der Alte erfährt's sonst gewiß. Schon gestern sah ich da zwei Judenmädel herumstreichen, die möglicherweise alles gesehen haben. Vergessen Sie nicht, daß die Tafel verschwunden ist. Es war ja sehr edel von Ihnen, — ganz König Kasimir, der auf Esthers Geheiß den Juden alle Pforten öffnet — aber Vorsicht! Der Alte ist nur nach Tarnopol gefahren, er kommt ja schon heute wieder. Nun weiß ich freilich nicht, wie weit Sie mit dem Mädchen sind, aber eine Einmischung des Vaters käme doch vielleicht zu früh für Ihre Pläne . . ."

Der Graf fühlte die Röte der Scham in seine Wangen steigen, er wollte ein heftiges Wort sagen — aber hatte er diesem Manne gegenüber nicht das Recht dazu verwirkt?!

„Und nun, Liebster," fuhr der Kommissär fort, „habe auch ich noch eine Bitte für mich . . ."

Er stockte. Der Graf langte nach seiner Brieftasche. „Wie viel?“ fragte er.

„Nein, so ist's nicht gemeint! Es kostet Sie nichts als ein gutes Wort an einen Menschen, der von Ihnen abhängt, und mir ist geholfen. Ich bin da in eine verdammte Klemme geraten, aus Gutmütigkeit — auf Ehre! — aus purer Gutmütigkeit!“

Agenor blickte nach der Wanduhr; sie wies auf eins; in einer halben Stunde sollte er Judith im Park treffen. „Bitte — ohne Umschweife!“

„Sie erinnern sich wohl noch des Pächters, der auf Ihrem Gute Syczkow sitzt. Ein Armenier, Bogdan Afanasiewicz. Er war zu Ihrem Einzug hier.“

„Gewiß,“ erwiderte Agenor. „Ein dicker Mann mit langem, schwarzem Bart. Er wurde mir als braver, frommer, aber sehr geiziger Mensch geschildert.“

„Sehr richtig! Sein Geiz und seine Frömmigkeit sind mir eben zum Unglück geworden. Zu diesem Herrn Afanasiewicz also kommt vor etwa vier Monaten, im Juni, ein junger Priester, der auf der Durchreise nach seiner neuen Pfarre begriffen ist und bittet um ein Nachtlager. Der fromme Bogdan nimmt ihn freudig auf und klagt ihm beim Nachtessen seine liebe Not: es herrscht große Dürre; Regen kann nur eine feierliche Prozession bringen. Der Pfarrer von Syczkow ist krank und jener des Nachbarorts fordert dafür zwölf Gulden. Der junge Priester erbietet sich, es um fünf Gulden zu thun; der kranke Pfarrer leiht ihm sein Meßgewand, die Prozession findet statt und am Tage darauf fällt Regen. Da also, nach dieser Probe zu schließen, der Fremde sein Handwerk versteht, so läßt Bogdan um weitere fünf Gulden ein neues Vorratshaus von ihm einweihen; auch die Bauern benutzen die Gelegenheit, um ihre Kinder billiger taufen zu lassen u. s. w. Nach einer Woche zieht der Priester weiter, und wäre er nicht wiedergekommen, so könnten beide Teile noch heute zufrieden sein und ich säße nicht im Unglück . . .“

„Wieso?“ fragte Agenor etwas ungeduldig, mit einem Blick auf die Uhr.

„Werden Sie gleich hören. Er kommt wieder, und schon dies fällt Bogdan auf — der Mann wollte ja nach seiner Pfarre — auch dem Geistlichen von Syczkow, der nun wieder genesen ist, kommt der Konkurrent bedenklich vor; er geht der Sache nach, hält Umfrage, und was stellt sich heraus? Es ist ein Lump, der seiner Familie, wohlbegüterten Leuten im Zolkiewer Kreise, schon viel Herzeleid gemacht hat; den geistlichen Hokuspokus hat er deshalb weg, weil er Novize in einem Kloster war, aus dem er eines Kirchendiebstahls wegen weggejagt wurde, nachdem er bereits die niederen Weihen empfangen. Bogdan macht mir die Anzeige, es melden sich noch einige andere, bei denen er dieselben oder ähnliche Streiche verübt; ich lasse den Menschen verhaften. Nun aber schicken seine Brüder einen Freund zu mir, der großen Einfluß auf mich hat, dessen Talent ich hochschätze, den Dichter Wilijzewski, und dieser überredet mich, den Lumpen um seiner unbescholtenen Familie willen laufen zu lassen; sie verpflichten sich, ihn nach Rußland zu schicken. Ich sträube mich und sage endlich doch Ja, weil ich dem liebenswürdigen Poeten nicht gern etwas weigere. Und nun denken Sie, was dieser Bogdan thut! Er erklärt, ich sei bestochen worden, den Betrüger, der zudem einen Kirchenfrevel begangen, freizugeben — bestochen! ich! — und richtet eine Eingabe an das Gubernium in Lemberg . . .“

„Das kann Ihnen doch nichts schaden,“ sagte der Graf. „Der Onkel Ihrer Frau . . .“

„Hat seine Schuldigkeit gethan,“ fiel ihm der Kommissär ins Wort, „und Bogdan bekam auf seine Beschwerde die gebührende Antwort. Aber die Frömmigkeit und der Geiz lassen den Mann nicht ruhen; ihn schmerzen die zehn Gulden und der „Mißbrauch des Heiligsten“, wie er es nennt — und heute Morgen höre ich, daß er sich von einem hiesigen Winkelschreiber eine Eingabe an den Lemberger Erzbischof aufsetzen läßt. Nun kennen Sie ja die Ordnung in unserm Österreich: Der Beamte vermag viel, aber der Pfaffe alles! Gelangt die Eingabe an den Erzbischof, so wird die Sache untersucht, und so rein mein Gewissen ist —“

„Ich verstehe: ich soll Bogdan ersuchen, die Sache auf sich beruhen zu lassen? Aber wie kann ich mich da einmischen? Der Mann ist ja im Rechte!“

„Der Freund fordert Ihre Hilfe,“ sagte der Kommissär sehr bestimmt. „Da frägt man nicht viel nach Recht oder Unrecht. Auch ich habe es Ihnen gegenüber nicht gethan. Der Mensch heißt Ignaz Trudka. Bitte, notieren Sie den Namen und schreiben Sie Ihrem Pächter noch heute!“

Agenor hatte sich abgewendet; dann ging er eine Weile im Zimmer auf und nieder. Endlich zog er sein Notizbuch hervor und schrieb den Namen ein.

„Herzlichen Dank!“ rief der Kommissär. „Und der Brief geht noch heute ab, nicht wahr? Auf Wiedersehen, lieber Freund!“

Unter dem Eindruck dieser Unterredung begab sich Agenor zu dem Stelldichein mit der Geliebten. „Abschütteln!“ murmelte er, indem er die Treppe zum Park hinabschritt und ballte die Faust, daß ihm die Nägel schmerzhaft ins Fleisch drangen. „Ich muß die Kröte abschütteln, die mich befleckt, mich und sie . . .“ Aber als er nun über das raschelnde Laub hastig der Tannenallee zuschritt — es war die einzige, die in dieser Jahreszeit durch das dichte nadelige Geäst einigen Schutz vor neugierigen Augen gewährte und er hatte darum schon gestern die Geliebte hierher beschieden — mit jedem Schritt wich der Zorn immer mehr und als er nun harrend zwischen dem grünen Gezweig auf und niederging, da war nur noch eine Empfindung in ihm: der brennende Durst nach ihren Lippen „Ich will ihr alles sagen,“ dachte er wohl zuweilen, „sie soll frei entscheiden“ — und der Gedanke trat ihm sogar in leisem Flüstern über die Lippen, aber er fühlte: er sagte es nur, um sich in dem Vorsatz zu stärken. Und als er eine halbe Stunde geharrt, da fanden seine Lippen nur noch ein Wort, das er unablässig, wie im Fieber, bald halblaut hervorstieß, bald aus zugeschnürter Kehle heiser flüsterte: „Komm!“ . . . komm! . . . komm!“

Endlich hörte er ihren flüchtigen Schritt im Laub, sah ihr Kleid durch die Zweige schimmern. Eilig kam sie heran, das Antlitz glühend; das Spitzentüchlein, das sie ums Haupt geschlungen, hatte sich halb gelöst und flatterte um das goldrote Haar. „Endlich!“ murmelte er und stürzte ihr entgegen. Sie blieb stehen und als sie in seine entflammten Züge blickte, überflog ein Schauer ihre Glieder und sie streckte wie abwehrend die Hände vor.

Er gewahrte es kaum. „Endlich!“ wiederholte er stammelnd, riß die Widerstrebende in seine Arme, und sein Mund suchte ihre Lippen, bis er sie gefunden.

Nur einen Atemzug lang, dann hatte sie sich ihm wieder entzogen. „Ich bitte Sie . . .“ rief sie und es war ein so ängstliches Flehen in ihrer Stimme, daß er von ihr ließ. „Machen Sie es mir nicht noch schwerer . . . Es ist ohnehin so bitter . . .“

„Sie?“ murmelte er. „Du hast gestern Du zu mir gesagt . . .“

„Und ich will es auch heute sagen,“ erwiderte sie, fuhr sich rasch mit dem Tüchlein über die feuchten Augen und versuchte zu lächeln. „So schickt es sich ja seit gestern. Du hast mich geküßt, ich bin Deine Verlobte, wir gehören fürs Leben zusammen . . .“

Sie sagte es mit einer Innigkeit, einem Vertrauen, daß ihm der Ton ans Herz griff. Er ließ wie beschämt den Arm sinken, mit dem er sie wieder hatte umschlingen wollen.

„Du Liebe, Gute,“ sagte er unsicher und hatte Mühe, die Stimme zu festigen, während er weiter sprach. „Gewiß — wir gehören nun einander. Uns kann nichts mehr trennen, nichts, Judith. Und was in meiner Macht liegt, soll geschehen, daß Du es nie bereust.“ Das durfte er versprechen, das war sein fester Entschluß. „Bei Gott dem Allmächtigen, ich liebe Dich, wie nie eine Andere zuvor . . .“

Ein seliges Lächeln lag auf ihren Zügen, aber dabei füllten sich doch wieder die Augen mit Thränen. „Ich glaube Dir,“ sagte sie. „Wäre mich nur einen Augenblick ein Zweifel an Dir überkommen und daß Du es ehrlich und redlich meinst — wär' ich sonst hier? Wär' ich gestern hergekommen? Ich säße dann in meiner Stube und weinte mir die Augen aus über mein Unglück, einen Mann lieben zu müssen, der mich nicht liebt, mich nicht zu seinem Weibe machen will . . . Und vielleicht“ — rief sie plötzlich fast schrill, in wieder ausbrechender Leidenschaft — „vielleicht ertrüge ich es dann nicht, so fortzuleben, mit solcher Scham, solchem Weh im Herzen . . .“

„Judith!“ murmelte er erschreckt. „Was sind dies für Gedanken!“

„Thörichte Gedanken!“ Sie nickte. „Aber sieh — wie viel ist in diesen Tagen über mich gekommen! Ich bin ja wie verwandelt — ich glaube, so ist es noch nie einem Mädchen ergangen. Ich habe keine Macht mehr über mein Herz — es befiehlt mir und ich muß zu Dir gehen und mich von Dir küssen lassen und Dich küssen! Und ähnlich ist's mit meinen Gedanken, die schweifen umher, wirr und wild . . . Nur wenn ich an Dich denke, bin ich ruhig. Ich kenne Dich ja . . .“

„Und dennoch," fragte er und blickte sie zärtlich an, „dennoch mußt Du seit gestern viel geweint haben!"

„Wundert's Dich?" fragte sie mit trübem Lächeln. „Bedenke, auch mein Vater, mein Bruder lieben mich und ich liebe sie. Wie werden sie erschrecken, wenn Du um mich wirbst, wie tief wird es sie betrüben, daß ich Christin werden muß. Vielleicht verliere ich dadurch ihr Herz für immer, sie wenden sich von mir ab und wollen nichts mehr von mir wissen. Du weißt nicht, was es bei uns heißt, vom Glauben abzufallen. Da lebt in unserer Gemeinde eine arme, alte Witwe, Miriam Gold, welche sich jetzt als Krankenpflegerin ernährt. Ihr Mann war Schankwirt auf einem Dorf und ihre einzige Tochter verliebte sich in einen Bauer, wurde Christin und heiratete ihn. Der Vater starb aus Gram über die Schande, die Hohnreden unserer Leute, und auch das Leben der Mutter ist elend genug. Wäre nicht mein Vater für sie eingetreten, sie wäre wohl zu Grunde gegangen. Und sie hatte sich doch von ihrer Tochter losgesagt und spricht fast nie von ihr. So wenigstens beteuerte sie mir; sie hätte heute seit langen Jahren zuerst wieder von ihr gesprochen . . ."

Der Graf hatte stumm, in qualvollem Wirrsal der Empfindungen zugehört „Heute?" fragte er befremdet.

„Soeben — nur darum, weil sie so dringend bat, mir ihr Geschick erzählen zu dürfen, mußte ich Dich warten lassen. Vielleicht" — sie atmete tief auf — „vielleicht war es kein Zufall; sie weiß, wie es um mich steht und wollte mich warnen. Dann erfährt es wohl auch mein Vater und das wäre schlimm. Denn die Ehrlichkeit erfordert es, daß er es nicht von Andern, sondern von uns erfährt, aus Deinem Munde — oder dem meinen, wenn es Dir so richtiger erscheint . . ."

„Das will überlegt sein!" sagte der Graf gepreßt. „Ich möchte Dir nutzlose Kämpfe ersparen . . ." Bekenne die Wahrheit! rief ihm sein Gewissen zu, Du bist ein Schurke, wenn Du nun schweigst. Aber wie es sagen! Und wie wird sie es aufnehmen? „Vielleicht ertrüge ich es nicht, so fortzuleben!" hatte sie vorhin ausgerufen. „Nutzlose Kämpfe erbittern ja nur . . ." fuhr er fort; er sagte es mechanisch; er fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte, wie er bleich wurde. „Sieh, Judith, daß ich Dich liebe . . ."

„Das weiß ich!" unterbrach sie ihn. „Und weil ich es weiß, darum will ich ruhig sein und Dir überlassen, wann und wie Du mit meinem Vater sprechen willst. Frägt er vorher mich, so werde ich ihm freilich die Wahrheit sagen Daß es mir bitter wäre, fühlst Du mir gewiß nach. Und darum ersparst Du es mir sicherlich, wenn Du kannst, und sprichst selbst, sobald es Dir möglich ist. Und weil Du mich liebst, darum ersparst Du es mir gewiß auch, Dich heimlich zu sehen. Wenn Du wüßtest, wie mir gestern, heute zu Mut war, eh' ich herkam. „Es ist nicht recht!" rief es in mir und ich fühlte die Scham auf meinen Wangen brennen und das helle Tageslicht quälte mich — und ich kam doch! Ich mußte, wie mit Ketten hat es mich zu Dir gezogen, denn ich liebe Dich, ich liebe Dich!"

Und wie sie so vor ihm stand, das glühende Antlitz mit den zuckenden, blutroten Lippen gesenkt, den bebenden Leib vorgebeugt, da wich das Letzte, was noch an Kraft in ihm war und jene Stimme schwieg vor dem Brausen des Bluts in seinen Ohren. Er preßte sie an sich und bedeckte sie mit Küssen, das Haupt, das Antlitz, das Gewand, bis sie sich nach einigen Sekunden mit aller Kraft losriß.

„Ich habe es geduldet," sagte sie atemlos, „weil es das letztemal ist — vor Deiner Werbung. Leb' wohl!"

„Darf ich Dich nicht begleiten?" bat er und suchte den Arm um ihren Nacken zu schlingen.

Sie schüttelte stumm den Kopf und eilte hinweg. Noch einmal blickte sie zurück; er stand regungslos und starrte ihr mit glühenden Augen nach. Sie winkte mit dem Tüchlein und eilte dem Ausgang zu. Aber als sie nun die Straße betrat, welche vom Schlosse durchs Städtchen zu ihrem Hause führte, zauderte sie: es schien ihr unmöglich, so vor aller Welt Augen dahinzugehen, ihr war's als müßte Jeder die Küsse sehen, die ihr auf den Wangen brannten. Sie bog in einen Fußpfad ein, der an der Rückseite der Häuser dahinführte, saß auf einem Bänkchen am Wege nieder und wehrte der Thränen nicht, die ihr plötzlich wie ein Bach über die Wangen quollen. Dann, nachdem sie sich ruhiger geweint, setzte sie den Weg fort und schlüpfte durch die Hinterpforte ins Haus.

Im Hofe stand der Wagen ihres Vaters, er war also bereits heimgekehrt. Im Hausflur trat ihr die alte Dienerin des Hauses entgegen, die sie einst auf den Armen getragen. Die alte

Sarah war sehr bleich und zitterte an allen Gliedern. „Da bist Du endlich!“ schrie sie schrill auf und rang die Hände. „O Gott, barmherziger Gott, warum hast Du mich das erleben lassen!“

Auch Judith wurde weiß wie die Wand, an die sie sich tastend lehnen mußte. Aber der Augenblick der Schwäche ging rasch vorbei. „Wo ist der Vater?“ fragte sie.

„Im Empfangszimmer . . . Aber Du kannst jetzt nicht zu ihm; der Bürgermeister ist d'rin, der hat ihm alles erzählt . . . ich habe es eben erst durch die Köchin des Kommissärs erfahren. O Kind, was . . .“

„Du meldest mir, sobald der Vater allein ist,“ unterbrach sie Judith und ging auf ihr Zimmer.

Sie hatte lange zu harren, für ihre Nervenqual unerträglich lange. Denn der Bürgermeister war ein braver Mann — es schien ihm notwendig, daß der Vater ungesäumt erfahre, was die ganze Stadt wußte, aber er war auch ein begabter Redner. Und darum hatte er zunächst mit einer Abhandlung über die Pflichten der Freundschaft begonnen, dann die Sittenverderbnis der neuesten Zeit eingehend erörtert, bis der unglückliche Mann endlich erfuhr, um was es sich handle. Es war fast unheimlich anzusehen, wie er so im Lehnstuhl dasaß, totenfahl, regungslos; nur zuweilen strich er mit zitternder Hand über den silberweißen Bart.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, nachdem der Redner endlich geschlossen. Seine Stimme klang etwas heiser, aber er sprach langsam und ruhig, wie sonst. „Sie haben es gut gemeint. Aber nun die Hauptsache: hat Ihre Frau Gemahlin selbst jenen angeblichen Kuß im Park gesehen?“

„Nein. Frau von Wroblewska.“

„Und das sagen Sie erst jetzt!“ rief Trachtenberg laut, fast fröhlich. Und nun gelang es ihm wirklich, zu lachen. „Eine verläßliche Zeugin!... Nun bin ich ganz beruhigt, allzu bestürzt war ich übrigens von vornherein nicht. Ich kenne ja mein Kind! Daß Judith im Park spazieren gegangen und dem Herrn Grafen, der sie artig angesprochen, ebenso artig geantwortet, glaube ich gern, alles Andere ist Lüge. Davon bin ich, der Vater, überzeugt.“

„Nun, wenn Sie, Pani Trachtenberg . . .“

„Ja, ich, der Vater! sagen Sie dies Jedem, der es hören will — ich bitte Sie darum!“

Er geleitete den Besucher, der etwas verdutzt war, zur Thüre. Dann schritt er langsam wieder dem Lehnstuhl zu. Erst da brach er mit einem dumpfen Wehlaut zusammen und barg sein Antlitz in den Händen.

So lag er regungslos und hörte es in seinem wilden Schmerze nicht, daß ein leiser, zögernder Schritt das Zimmer durchmaß. Erst als Judith seine Hand zu berühren wagte, fuhr er empor.

„Vater,“ begann sie mit zitternder Stimme, „zürne mir nicht. Es ist ein anderes Glück, als Du mir vorbestimmt hast, aber ich habe es ja nicht ausgewählt, es ist über mich gekommen...“

„Schweig!“ schrie er auf und schleuderte ihre Hand hinweg. Daß sie vor ihn hinzutreten, ihn anzureden wagte — der Zorn darüber raubte ihm fast die Besinnung. Dann erst trat ihm ins Bewußtsein, was sie gesprochen. „Glück?“ stieß er hervor. „Was faselst Du da?“

„Mein Glück,“ erwiderte sie leise, aber entschieden. „Denn ich liebe ihn. Er wird mich zu seinem Weibe machen!“

Der alte Mann schnellte jählings empor. Die Augen wurden starr und drängten fast aus ihren Höhlen, die Lippen zuckten; wie abwehrend streckte er die zitternden Hände vor. „A—ah!“ klang es langgedehnt von seinen Lippen, wie ein dumpfer Schrei. Im nächsten Atemzug hatte er ihre beiden Hände gefaßt und zerrte die Bebende dem Fenster, dem helleren Licht zu. Seine Augen suchten die ihrigen und hielten sie fest — immer bohrender senkte sich sein Blick in den ihren. Schwer, fast röchelnd ging der Atem über seine Lippen, aber er fand kein Wort in dieser höchsten Not seiner Seele; nur in seinen starren, entsetzten Augen lag die Frage, auf die er Antwort gebot.

Sie hielt seinen Blick aus; das blasse Antlitz färbte sich immer höher, bis der Purpur Stirn und Nacken bedeckte, aber die Wimpern senkten sich nicht. Ihr Blut, das Entsetzen in seinen Zügen, ließ die Reine die Frage dieser Augen fassen und verstehen. Und sie gab die Antwort.

Er atmete tief, tief auf und ließ ihre Hände fahren. „Erzähle!“ befahl er dann kurz.

Sie zögerte.

„Hab' ich kein Recht darauf?“ schrie er auf.

„Ja — vielleicht —“ murmelte sie, „ich weiß nicht . . . Vater,“ rief sie dann flehend, „ich weiß ja selbst kaum, wie es gekommen ist. Ich wollte ja nicht, ich mußte, und ihm mag es ebenso ergangen sein. Aber er meint es ehrlich mit mir...“

„Davon später!" befahl er. „Erzähle!"

Sie begann zu berichten, zuerst in wirren, halblauten Worten, wie sie beim Einzug von seinem Blick getroffen worden, welchen Aufruhr der Empfindungen sein Betragen an jenem Ballabend in ihr wachgerufen. Dann aber, als sie von jener Unterredung nach der Vorlesung Wilizewski's berichtete, bezwang sie ihr Bangen; sie erzählte alles, wie sie es wußte, die volle Wahrheit.

Er stand unbeweglich, die Stirn an das Fensterkreuz gedrückt und horchte still. Nur einmal unterbrach er sie. Als sie der folgenden Unterredungen im Hause des Kommissärs gedachte, fragte er plötzlich:

„Und es fiel Dir nicht auf, daß Ihr immer allein war't?"

„Nein ... Es war ja wohl auch nur ..."

„Ein Zufall!" fiel er höhnisch ein und schüttelte die geballte Faust gegen die Decke des Zimmers. „Aber weiter ..."

Er ließ sich wieder in den Lehnstuhl sinken; sie saß neben ihm nieder und brachte ihre Erzählung zu Ende. Auch von der heutigen Unterredung verschwieg sie nichts. „Vater," schloß sie flehend, „ich habe nicht vergessen und kann es nie, wie schwer ich Dich und Rafael kränke. Ganz glücklich kann ich darum nicht werden. Aber Du bist gut und klug, Du wirst einsehen, daß ich nicht anders kann!" Sie sank zu seinen Füßen nieder und umschloß seine Kniee. „Vater, zürne mir nicht!"

Er saß lange schweigend und regte sich nicht. Dann tastete er sacht nach ihren Händen und löste sie von seinen Knieen, erhob sich, trat ans Fenster und blickte auf die Straße hinaus, auf welche sich die frühe Dämmerung des Spätherbstes senkte. Nur einmal flüsterte er vor sich hin: „Und ich Thor habe Deinen frühen Tod so oft beklagt! Wohl Dir!" Gleich darauf begann er laut: „Deine Mutter — —" aber er brach ab und stand wieder schweigend.

Das währte lange; es wurde immer dunkler im Gemache. Da raffte er sich endlich auf, entzündete die Kerzen auf dem Tische und trat an sein Kind heran, das noch immer auf den Knieen lag, das Haupt an den Stuhl gelehnt. „Steh' auf!" befahl er und trat dicht vor sie hin. Sie gehorchte. Sie wollte ihm ins Auge blicken und konnte es nicht, so tief erschütterte es sie, wie jählings gealtert sein Antlitz erschien. Aber seine Stimme bebte nicht mehr.

„Das ist ein schweres Unglück," sagte er. „Mein Herz ruft seinen Dank zu Gott, daß er uns nicht ganz vernichtet hat, aber was er über uns gesendet, ist furchtbar genug. Ich mache Dir keinen Vorwurf, Du hättest keine Heimlichkeit vor mir haben sollen, aber Du bist so jung und er ein schöner Mensch, ein Graf. Und klagte ich Dich an, so müßte ich mich anklagen; ich hätte erwägen sollen, unter welche Menschen ich Dich sende, wie ihr Verkehr auf Dich wirken muß. Ich hätte klüger sein sollen, so klug, wie mein armer, braver Knabe, dem das Herz bräche, wenn er es je erführe. Er soll es nicht erfahren, niemals! ..."

Sie machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte.

„Niemals!" wiederholte er. „Höre, Judith! Ich weiß, daß der Wahn heute Dein Auge verblendet, Dein Ohr taub macht, Du kannst jetzt nicht verstehen, was ich Dir zu sagen habe, die Wand hier könnte es besser als Du. Aber Du sollst schon jetzt wissen: so denkt mein Vater, der mich mehr liebt, als sein eigen Leben, und wird seinen Sinn nicht ändern. Du wirst die Leute da oben und den Grafen nie mehr sehen und sprechen, Du wirst auf Deinem Zimmer bleiben und es ohne meinen Befehl nicht verlassen. Das beste wär's, ich ließe die Pferde wieder anspannen und brächte Dich sofort in das Haus, woher ich komme, zu meiner Schwester Recha in Tarnopol. Sie ist eine kluge, milde Frau, Deine Tante Recha, sie weiß mit Kranken umzugehen. Aber das ist leider erst in frühestens einer Woche möglich — das Gerede wüchse sonst noch mehr ..."

„Vater!" rief sie, „zertritt mich nicht!"

„Das wollen Andere, und waren auf dem besten Wege dazu — ich, Dein Vater, will Dich retten. Ob der Graf ein schurkischer Verführer ist, der kaltblütig gehandelt und sich den Schurken da oben zum Helfer gemietet hat, ob er nur ein schwacher Mensch ist, der sich im Rausch seines Blutes den Beistand des Elenden hat gefallen lassen — ich weiß es nicht, es ist auch gleichgültig, in beiden Fällen wäre Dein Los gleich furchtbar gewesen ..."

„Beschimpf' ihn nicht!" schrie sie auf. „Er ist gut und ehrlich! Frag' ihn, wenn Du zweifelst, oder hör' ihn an, wenn er um mich werben kommt."

„Das könnt' ich ruhig versprechen," erwiderte er bitter, „denn er wird nicht kommen. Und fragen werd' ich ihn nicht, weil ich die Antwort kenne und mir nicht nachhöhnen lassen will:

„der Alte hat aus Verzweiflung den Verstand verloren und den Grafen wirklich und wahrhaftig angefleht, die Verführte zu seinem Weibe zu machen." Und nun —"

„Aber wenn er kommt?!"

„Dann würde ich Nein sagen: Nein und Nein, so lang ein Atem in mir ist, Dich vor Unglück zu schützen. Denn Feuer und Wasser mischt sich nicht friedlich und ein Weib, welches seinem Manne zum Fluch wird, ist das unseligste Geschöpf der Welt. Wäre der Graf Agenor Baranowski wirklich wahnsinnig genug, meine Tochter zu heiraten, er wäre moralisch tot. Drei Monate Rausch, und dann ein Leben voll Jammer — Du verdienst ein besseres Geschick. Und nun kein Wort mehr," fuhr er gebieterisch fort, als sie wieder sprechen wollte. „Meinen Willen mußtest Du schon heute erfahren — verstehen kannst Du mich heute nicht!"

Sie trat einen Schritt vor und hob flehend die Hände. Er schüttelte stumm das Haupt. Da ließ sie die Arme sinken, ein Zittern überflog ihren Leib. Gesenkten Hauptes wankte sie hinaus. Er sah ihr traurig nach; auch nachdem sich die Thür längst hinter ihr geschlossen, behielt sein Blick dieselbe Richtung. (Fortsetzung folgt.)

Nach dem Begräbnis.

Eine alte kranke Frau
Haben heute wir begraben.
Ob sie nun wird Frieden haben?
Ach, wir wissen's nicht genau.

Eins nur wissen wir, ein Stück
Nahm sie von der Kinder Herzen
Mit ins Grab und ließ in Schmerzen
Nun ihr Liebstes hier zurück.

Wenn die Klage auch verstummt
Und die Thränen auch versiegen,
Schmerz schleicht doch auf allen Stiegen,
Hockt in jeder Eck' vermummt.

Wenn du garnicht sein gedacht,
Kommt er, dir die Hand zu reichen,
Sanft den Scheitel dir zu streichen,
Wie's die Mutter hat gemacht.

Gustav Falke.

Wunsch.

Kommst du dereinst auf dunklen Schwingen,
Des Lebens letzten, weißen Kranz,
O düstrer Schnitter, mir zu bringen,
So komm im Frühlingssonnenglanz!

Ach zögere nicht, bis welk die Ähre
Der Sichel sommermüd erliegt,
Und herbstlich übers Feld, das leere,
Ein Netz aus weißen Fäden fliegt.

Nicht, bis der Freude letzte Welle
Von meinem Ufer meerwärts rann, —
O such' an unversiegter Quelle
Mich auf im frühlingsgrünen Tann!

Wenn mit gesprengter Knospenhülle
Die Anemon' im weißen Kleid
In jugendfrischer Hoffnungsfülle
Erblühend rings den Grund beschneit.

Wenn mir von jener Lebenswonne,
Die meine Flügel einst gestählt
Zum Flug ins Reich der ewigen Sonne,
Der lenzgeschmückte Wald erzählt.

Daß ich ein Blatt, im Sturm gebrochen
Vom Blütenast mich wähnen mag,
Und in des Lenzes Lebenspochen
Fortdauere meines Herzens Schlag.

Anna Klie.

Süßer Wahn.

Und kommst du an mein Sterbebett,
Geliebter mein,
Dein Kommen ist wie früh am Tag
Der Morgenschein.

Da sinkt die Nacht, die lastend mir
Das Hirn zerquält,
In der die Stunden ich so oft,
So bang gezählt,

Da schwere, heiße Träume nur
Das Dunkel wob
Und nur der Sorge Seufzer mir
Den Busen hob. —

Nun lächelst du in heil'ger Lieb' —
O sieh mich an!
Ein Glaube, kinderfromm und schön
Erhebt mich dann.

Mir ist, als ob des Todes Macht
Vor dir zerbricht —
Leg' deine Hand mir still aufs Herz,
Dann sterb' ich nicht.

Otto Ernst.

Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Siebenter Auftritt.

Otto; Stephania.

Stephania (in lichtem, wenig geschmücktem Gewande).
Kamt Ihr noch?
Die Sterne und die Stunden ziehn vorüber.
Sie rufen: gute Nacht!

Otto. Nicht uns! Noch nicht.
Ich muß Dein Auge noch durch Küsse bitten:
O blick mich an! und Deine Lippen: sagt mir
Ein seligmachend Wort!

(Küßt sie auf Augen und Mund; zieht sie dann auf ein reichverziertes Ruhelager, hinter dem ein Tischchen mit goldenem Weinkrug und Becher auf goldener Schale steht; setzt sich neben sie.)

Und muß Dir sagen,
Wie wohl ums Herz mir ist; so wunderglücklich,
Wie ich es nie gekannt.

Stephania (blickt ihm tief ins Auge). In Euren Augen
Les' ich: Ihr redet Wahrheit.

Otto. „Ihr"? — Was „Ihr"!
Ich will das Du, das seelenpaarende,
Von diesen Boten Deiner Seele hören. —
O sprich!

Stephania (lächelnd). Du großer Fürst — Du schöner Jüngling —

(Wieder in seinen Anblick versinkend, ernst.)

Du Rätsel meines Lebens, meiner Seele!

Otto. Das Rätsel? ich?

Stephania. Wie bin ich hier? Wie kam ich
Hierher? — Ich denke, grüble, kann's nicht fassen,
Den Ariadne-Faden nicht mehr finden,
Der aus dem Labyrinth mich dieses Wunders
Und Rätsels führt: wie kam ich bis hierher?
Von Rom bis Aachen weiß ich meiner Seele
Nachtschwarzen Weg; von dort bis zu den Bäumen,
Da wir uns wiedersahen, find' ich weiter;
Dann — Dämm'rung, Nebel, Dunkel. Du und ich
Nun hier! Stephania in des Kaisers Armen!

(Es überläuft sie.)

O Schicksal!

Otto. Grüble nicht. Ich that's zu viel
Und welkte früh; nun bin ich jung und selig.

Stephania. O Männer! ihr, die einzig echten Kinder
Des Glücks! Ihr schenkt uns von dem Überfluß
An Herz und Zeit und Wohlgedeihn; wir geben
Euch Ehre, Würde, Heil und Frieden hin.
Mir könnte grau'n vor Dir und Deinem Glück:
Es blüht auf meinem Grab!

Otto. Wie schwärmst Du so.
Dein Glück und meines blüht an einem Stamm.

(Füllt den Becher auf dem Tisch mit Wein.)

Komm, trink mit mir aus dieser goldnen Flut
Vergessenheit!

Stephania. Nein, laß. Nicht so. Ich will
Vergessenheit von Deinen Lippen trinken;

(küßt seinen Mund, dann sein Haar)

Aus den Apollo-Locken saug' ich sie,
Die Dich so schön umringeln; — sieh, die eine
Wind' ich um meine Hand. Nun bist Du mein.
Wie lange?

Otto. Frag' nicht so. Es kann nicht enden.

Stephania. Es kann nicht? Ach, wie jung und neu Du bist.
Wie strahlt Dein Aug' vor Glück. Der Tag wird kommen,
Da Dir's verdunkelt wird, gedenkst Du meiner —

Otto (starrt sie an). Wie das? Verrätst Du mich?

Stephania. O Argwohn! — Nein.
Doch — viel verriet ich. Viel. Das rächt sich einst.
Ich hier! Stephania!

Otto (sie tröstlich umschlingend). Doch sie wissen's nicht.

Stephania (blickt ihn mit überlegenem, trübem Lächeln an).
Zu Viele wissen's.

Otto. Zwei nur von den Meinen;
Und die sind goldesecht. Die andern sind
Von Deinem Volk; die rief Dein Wunsch hierher —

Stephania. Mißtrau'st Du ihnen?

Otto. Nein, Du stolze Röm'rin.
Bei diesem Kusse: nein!

Stephania. „Du stolze Röm'rin" . . .
Und Du? Was bist Du? Du, so stolz gemischt
Aus Farben aller Art, aus licht und dunkel,
Aus Holdem, Hohem, Strengem — was bist Du?
Ein Griech'? ein Deutscher?

Otto. Ich? — Das Griechenblut
Der Mutter spür' ich oft, und gern; doch mehr noch
Der Väter Blut.

Stephania. O weh! So bist Du doch
Des kalten Nordens Kind?

Otto (lächelnd). Ihr Welschen nennt Euch
Heißblütig Volk und glaubt uns Nordlandssöhne
Aus kaltem Schnee geformt. Doch traut uns nicht!
Es wachsen auch aus Schnee die Schlaglawinen,
Davor die Welt erbebt. Sie hängen weich
Und träg' am kahlen Hang, wie Friedensfahnen;
Doch wenn des Frühlings Kraft sich rührt, so wälzen
Sie schwellend sich zu Thal, wie Riesen, drin
Der Asenzorn erwacht, und stürzen nieder;
Und die erschreckte, eingezwängte Luft,
Mit donnerndem Gestöhn zur Erde fliehend,
Zerquetscht die Wälder, schlägt die Hütten flach,
Erstickt den Atem der zermalmten Brust.
So sind auch wir bedächtig, träumen lieber,
Als daß wir rasen, hängen kühl und still
An unsres Lebens Abhang; doch erweckt uns
Die tiefverborgne Kraft, so rollen wir
Zu Thal, dem Schicksal wie ein Sturm entgegen,
Jauchzende Wut im Hirn, im Arm Vernichtung,
Den Grimm als Harnisch und die Kraft als Schwert,

Und rasen wie die Windsbraut des Verderbens. —
Wir nennen diese Hochzeit mit dem Schicksal
Berserkerwut. Nicht Jeder feiert sie;
Doch wem die Stunde schlägt, der zeigt den Völkern:
Auch unser Schnee ist warm!

Stephania (blickt den in der Erregung aufgestandenen Otto nicht ohne Bangigkeit an; erhebt sich gleichfalls). Berserkerwut. —
Fast bangt mir nun vor Euch.

Otto (lächelnd). Nein, nein. Sei ruhig;
Dir bin ich minne-zahm. Dir dank' ich selig
Des reinsten Friedens traumdurchwirktes Glück.

(Drückt sie sanft nieder, setzt sich wieder zu ihr.)

O Du des Knaben Traum! mein Rom! So halt' ich
Dich nun im Arm — in meiner Kaiserpfalz —
Und unten rauscht der Tiber. Rosen duften: —
Die Rosen sind's, die tändelnd Deine Hand
Vorhin zum Kranz gewunden. Laß sie mich
Auf Deine Locken drücken:

(nimmt vom Tisch einen Kranz, der neben der Schale lag, drückt ihn ihr aufs Haupt)

so bekränz' ich
Die Göttin, meine Roma!

Stephania. Holder Träumer;
Mein guter Genius —

Hauptmann (draußen, unten auf dem Hof). Waffen! Feindio!

Deutscher Anführer (aus dem ersten Aufzug, unten)
Verrat! Das Thor ist offen!

Hauptmann. Waffen! Feindio!
Die Römer sind herein!

Otto (ist aufgesprungen). Wer ruft „Verrat“?

Benilo (unten). Ergebt Euch! Unser ist das Thor!

Stephania. O Heiland!

Otto (zuerst mühsam sprechend).
Das ist Benilo's Stimme. Was erbleichst Du?
Was bebst Du? Deine Helfershelfer sind's.
Du brachtest sie herein! Das ist der Weg,
Der Dich von Aachen bis hierher geführt:
Verräterin!

Stephania. Nein, nein! Ich bin nicht schuldig —

Otto. Jetzt ist nicht Zeit, nach Eurer Schuld zu fragen.

(Stürmt in den Vorbau hinauf, reißt das Fenster auf; mit gewaltiger Stimme.)

Auf, die noch schlafen! — Türmer, blast! Verrat!
Bewacht das innre Thor! Der Feind im Hof!
Werft ihn zurück, zurück!

Stephania. Allmächtiger Himmel!

(Die Türmer blasen Sturm. Dumpfes Getöse.)

Otto (zu sich selber sprechend).
Der Hof voll Römer. Wie ein Strom ergießt sich's
Vom großen Thor herein.

(Hinunterrufend, wie vorhin.)

So wehrt euch! wehrt euch!
Mit Schwertern, Fackeln, Knütteln!

Achter Auftritt.

Die Vorigen; Rainard und einige **Diener** (eilen von rechts vorne herein).

Otto (Rainard erblickend). Kämm'rer, auf!
Zum Dach des Turms hinauf! Entflammt die Fackeln;
Pechkränze lagern droben, steckt sie an,
Werft sie gen Himmel, unserm Volk da draußen
Ein Zeichen durch die Nacht!

(Zu den Dienern.)

Ihm nach! ihm nach!

(Rainard und die Diener wieder nach rechts hinein.)

Was ringt Ihr so die Hände? Heuchlerin,
Vom echten Römerblut! In Aachen traf
Dein Dolch mich nicht, nun sollen andre treffen!

Stephania (seinen Arm umklammernd).
Kaiser! Nimm diese Lüge mir vom Haupt,
Sonst töt' ich Dich!

Otto (stößt sie von sich). Hinweg von meinem Arm;
Ich brauch' ihn gegen Eure Blutsgenossen.

(Schmetterndes Getöse von unten. Otto eilt wieder in den Vorbau, blickt hinunter.)

Sie hämmern auf das innre Thor. Zerbricht es,
Dann fahren wir dahin.

(Wieder mit mächtiger Stimme hinabrufend.)

Zerschmettert sie
Mit Steinen! Balken!

Benilo (unten). Römer! sprengt das Thor!

Otto (eilt inzwischen zum Tisch hinunter, errafft den Becher, den Krug, springt wieder hinauf. Am Fenster.)
Dies auf Dein Haupt, Verräter!

(Wirft den Becher, dann den Krug mit höchster Kraft in die Tiefe.)

Dies dazu!

Benilo (unten). Weh mir!

Ein Römer (unten). Benilo fällt!

Otto (ruft). Laßt niederprasseln
Aus allen Fenstern, was da treffen kann:
Zerschmettert Haupt und Hirn!

Stephania (die sich an die Ecke des Vorbaus gelehnt, mit den Händen daran aufrecht gehalten hat, mit gebrochener Stimme).
Entsetzlicher! —
Berserkerwut! — — Mir schwindelt —

(Bricht auf den Stufen zum Vorbau zusammen, verliert das Bewußtsein.)

Der Römer (unten). Steine fliegen;
Vom Thor zurück! zurück!

Gregorius (unten). Wer ruft „zurück“?
Was flieht ihr, Römer? Hoch die Schilde! Baut
Ein Dach aus ihnen, drängt euch eng zusammen;
Und dann zerhaut das Thor!

Otto. Das ist Gregorius —

Neunter Auftritt.

Otto, Stephania; Lumello, dann **Tammo** und Bischof **Bernward.**

Lumello (draußen links, rüttelt an der Thür; ruft dann).
Mein Herr und Kaiser!

Otto. Wart'! Ich öffne Dir.

(Eilt herunter, öffnet. Lumello tritt ein.)

Wie steht's dort unten?

Lumello. Gut. Wir wehren uns.
Vom Turme leuchtet's, Herr; doch scheint das Dach
Zu brennen —

Otto. Laß es brennen. Desto heller
Winkt's unsern Reitern draußen!

(Neues donnerndes Getöse.)

Horch! Sie schmettern!

Tammo (mit Bernward von links durch die offene Thür eintretend). Das eh'rne Thor ist fest. — Doch fehlt's an Speeren,
An Steinen, allem, was zu werfen ist.

Bernward. Mein teurer Herr! Ihr lebt!

Otto. Wie sollt' ich nicht.

(Auf Stephania deutend.)

Ficht' Euch dies Bild nicht an; Die gilt für tot. —
Und fehlt's an allem, was zu werfen ist,
So werfen wir uns selbst in ihren Weg!
Was thun wir hier? Mir brennt es an den Sohlen,
So müßig dazustehn. Hinunter! Öffnen
Wir unser Thor und stürzen auf den Feind!

Tammo. Herr, unser Hauf' ist klein —

Bernward. Von Römern wimmelt's —

Otto. Der wilde Mut verzehnfacht unsre Kraft.
Gebt mir ein Schwert!

(Lumello ab, vorne rechts.)

Und Ihr, mein tapfrer Bischof,
Der Ihr dem Herrn auch mit dem Schwerte dientet,
So oft die Not Euch rief, als deutscher Mann, —
Gebt uns des Himmels Segen: der vertret' uns
Das heilige Sakrament — es drängt die Zeit.
Dann tragt die heilige Lanze vor uns her,
Zum Todeskampf zu führen —

Bernward. Wohl, mein Kaiser!

(Mit freudigem Lächeln, den Arm hebend.)

Ich spür' die Kraft des Herrn!

(Lumello kommt zurück, mit der heiligen Lanze, mit Otto's Harnisch und Schwert.)

Otto. Die Lanze bringt er . . .
Mein Schwert!

(Nimmt es aus Lumello's Hand; weist den Harnisch, den dieser ihm anlegen will, zurück, wirft ihn auf die Erde.)

Was Panzer? — Weg damit. Mich panzert
Der heiße Reckenzorn!

(Zu dem eintretenden Rainard.)

Was giebt's? Was wollt Ihr?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen: Rainard (von rechts).

Rainard. Es brennt das Dach —

Otto. Die Knechte sollen's löschen.
Ihr zieht mit uns das Schwert! — Nun segn' uns, Bischof.

(Heiliges, dann dumpfes Getöse von hämmernden Werkzeugen, von Waffen und Stimmen. Otto und die Andern knieen nieder; Bernward bleibt aufrecht.)

Bernward (feierlich). Es ruft mein Herz zu Gott, und Gott vernimmt es
Im Namen Dessen, der da löst und bindet,
Der Kraft und Unkraft, Tod und Leben giebt,
Segn' ich die Hand Euch, die zum Kampf sich waffnet,
Segn' ich das Herz Euch, das sich Gott befiehlt.
Sei hier der Sieg mit Euch, und dort die Gnade;
Und wer da fällt, fall' in die Hand des Herrn!

Otto. Amen! (Sie erheben sich.)

Bernward. Gebt mir die heilige Lanze, Graf.
Hinunter auf den Feind!

(Geht voran. Hornrufe von ferne, sich von Zeit zu Zeit näher und näher wiederholend; kriegerisch, freudig. Sie bleiben stehn und horchen. Stephania erwacht.)

Tammo. Was giebt's?

Otto. Wer bläst
Da draußen vor der Pfalz?

Bernward. Sind das die Unsern,
Die schon zu Hilfe reiten?

Ein Römer (unten, wie von weitem). Rettet Euch!
Wir sind verloren! Deutsche sind herein,
Sie reiten wie der Tod!

Ein andrer Römer (unten). Sie brachen durch
Das Ostia-Thor herein; sie fangen uns
Im Netz hier! Flieht! Hinaus!

Gregorius (unten). Nein, nein Ihr Römer,
Bleibt stehn! Seid Männer!

Die Römer (wild durcheinander). Flieht! — Wir sind gefangen! —
Wir sind verloren! — Flieht!

Der erste Römer. Sie sperren schon
Das Thor! Wir sind im Netz!

Bernward. Das ist der Sieg
Gerettet, teurer Kaiser!

(Triumphierende Hornrufe unten, in der Nähe.)

Otto. Eure Reiter,
Graf Tammo, reiten schnell!

(Eilt in den Vorbau, ruft hinaus.)

Auf, Türmer! auf!
Blast unsern Gruß hinaus!

(Hornrufe der Türmer.)

Und dann zum Angriff:
Sie draußen, wir von innen!

Erster Römer (unten). Gnade! Gnade!

Zweiter Römer (unten). Herr, laßt die Türmer nicht zum Sturme blasen! —
Fallt auf die Kniee, Römer! Fleht den Kaiser
Um Gnade an!

Römer (wild durcheinander) Herr, Gnade, Gnade, Gnade!

Otto (hinausrufend). Ihr undankbaren Römer! die mein Szepter
Vor allen Völkern ehrte, die mein Herz
Mit Lieb' umfangen hielt, um die mein Land,
Mein Volk, mein Blut mir eifersüchtig grollte:
Ihr, im Gewand der Nacht, mein Herz verratend,
Zielt mit dem Dolche der Empörung auf
Des Herrn geheiligt Haupt! Und nun erdrosselt
Im eignen Netz, wie ungerat'ne Kinder
Fleht ihr auf Knie'n um Gnade: die Verführten
Wie die Verführer! Doch bei Gott dem Herrn,
Der Euren Undank mir zu Füßen legte,
Die Lämmer schon' ich, doch die Wölfe nicht.
Gebt sie in mein Gericht; ihr Blut entsühn' Euch,
Ihr Tod sei Euer Leben!

Erster Römer. Herr! Gregorius,
Benilo brachten uns in diese Schuld —

Zweiter Römer. Tod über sie! Zerreißt sie!

Römer (durcheinander). Schlagt sie nieder!

Erster Römer. Benilo fiel schon; doch Gregorius lebt —

Römer. Zerreißt ihn! Schlagt ihn tot!

Gregorius. Ihr Hunde, soll ich
Für Alle büßen?

Erster Römer. Schleppt ihn ins Gericht!

Römer (durcheinander). Nein, sterben! sterben! — Schlagt ihn tot!

Gregorius (stöhnend). 's ist aus. —
Ihr feigen Römer!

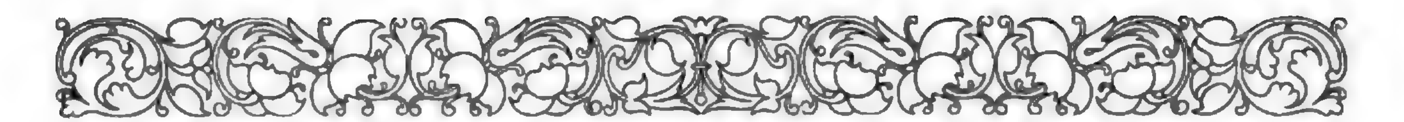
(Noch einmal die Stimme hebend.)

Fluch Dir, Kaiser-Mönch:
Und Deiner dreimal falschen Buhlerin
Stephania!

Stephania (halb aufgerichtet).
Weh mir! — — Heiland, laß mich sterben!

(Der Vorhang fällt.)

(Der fünfte Aufzug folgt.)



Ein Kaisererbe.

Von Wilhelm Jensen.

Am Alter siechend, schwand die Weltmacht Roms.
Ein goldenes Spielzeug, auf dem Kapitol
Dem tausendjährigen, lag die Krone Cäsars,
Dem Herrn der Welt durch Prätorianerfaust
Vom Haupt gerissen, neuer Herrscherstirn
In Hast und Willkür, in Begier und Trotz
Aufs Neue kurzen Gottglanz darzuleihn.
Von Kaiserblut gerötet floß der Tiber,
Und niemals näher zum Tarpei'schen Fels
Vom Kapitole war der Weg.
Doch draußen,
Wie stäte Brandung um ein Inselbollwerk
So unablässig tosend wälzte sich
Rund um das kranke Weltreich, wilden Drangs,
Barbarenflut. Vom Völkersturm gepeitscht,
Den alten Grenzwall packte Well' um Welle;
Hier siegreich, wie das Meer den Deich durchbricht,
Weithin sich gießend; dort vom Aufgebot
Der letzten, alten Legionenkraft
Noch rückgedämmt. Doch, ein verlorenes Land,
Nordwärts der Alpen lagen die Provinzen
Germaniens; mehr als vom äußern Feind
Noch von der innern Zwietracht Roms bedrängt.

Wo der Danubius mit breitem Strom,
Vom Bergland der Diana Abnoba
Gen Aufgang rollend, noch für die Provinz,
Die Norikum genannt ward, Grenzschutz bot,
Umlagerten im Norden Heruler,
Thüringer, Alemannen, Rugier
Einbruchbegierig rings des Flusses Rand.
Doch hielten, nah gesellt, Kastelle dran,
Bei Tag und Nacht bedroht, noch Römerwacht,
Das Ufer hütend. Dort lag Batavis
(Das heutige Passau), wo der Enns zum
Danubius floß, und unfern von der Stadt
Zur Zeit des Romulus Augustulus
War nach dem Tode Attilas ein Pilger
Vom Morgen her erschienen, hatte sich
Als Klausner eine Zelle dort erbaut
Und führte mit Gebet und Fasten drin
Ein mönchisch Leben. Weithin ging sein Ruf,
Denn auch der größten Wunder that er viel,
Und in der Tage schreckensvoller Drängnis
Nach Trost und Beirat lechzend, strömte gläubig
Von allen Seiten ihm die Einfalt zu.
Er hieß sich Severin; woher er kam
Und wer er sei, verschwieg er stets. Denn nicht,
So gab er Antwort, lieg Bedeutung drin,
Von wo der Mensch gekommen, sondern nur,
Wohin zu gehn sein einziges Trachten sei:
Aus dieser Erde wesenlosem Schein
Durch Not und Qual zur ewigen Herrlichkeit.
Und ob sein Ursprung dunkel, dunkel auch
Vielleicht die Vorgeschichte seines Abends,
Des Guten viel vollbracht er; hilfreich lieh
Den Armen und Bedrängten er die Hand,
Und schon zu seiner Lebzeit ehrfurchtsvoll
Hieß ihn der Volkesmund in Norikum
Den „heiligen Severin".

Und eines Tags,
Aus unbekanntem Grund von seinem Stamm
Verfolgt, entfloh nordher ein Rugier
Gen Batavis. Wie ein gehetztes Wild
Vom Donauufer sprang er in den Strom,
Umzischt von Speer und Pfeil. So rang er sich
Auf Tod und Leben durch den Strudelgischt
Des wilden Wassers. Doch zur Tiefe nicht
Zog's den Verzweifelten hinab, er kam
Mit letzter Kraft hindurch und sank erschöpft
Am Rettungsstrande hin. Ein Jüngling, halb
Ein Knabe noch, mit erstem Wangenflaum;
Von dürftiger Nahrung bleich, doch tannenhaft
Emporgeschossen unterm Wipfeldach
Flachsfarbigen Hauptgelocks. Von Armut sprach
Sein kurzer Wolfsfellrock, kein Freier schien's
Aus seinem Volk, ein Knecht, ein Höriger.
Die so ihn fanden, hungernd selbst und bloß,
Sie brachten ihn zum heiligen Severin;
Der nahm ihn auf und gab zu Trunk und Imbiß
Ihm warmes Kleid, und bei dem guten Greis
Saß tagelang der Flüchtling nun zu Gast,
Gebückten Hauptes, denn sein Riesenwuchs
Stieg höher als das niedrige Gemach
Des frommen Klausners. Doch gebeugter noch
War er an Mut und Sinnen. Heimatlos,
In fremder Welt geächtet stand er da,
Allein und hilflos wildem Raubgetier
Des Frostes und des Hungers hingeworfen,
Dawider ihn des Christenmitleids Hand
Nicht fürder schirmen konnt'! Bang brütend sann
Sein Kopf nach Plänen, und er sprach zuletzt:
„Ehrwürdiger Vater, glaubst Du, daß ich dort —"
Er wies nach Rhätiens verschneiten Bergen —
„Im Land Italien als Waffenknecht
Mein elend Leben vor dem Hungertod
Erretten kann?" Mild sprach ihm Severin:

„Mein Sohn, Du bist in Gottes Vaterhand,
Der nicht den Leib, der Dein unsterblich Teil
Erretten will. Dem trachte nach! Was Dich
An Erdennot und Leid betreffen wird,
Das achte nichts! Denn ob hienieden Du
Der Letzte bist, Du wirst ein Gleicher sein
Im Reich des Friedens, wenn Du dem Gebot
Des Höchsten treu bist. Und so zieh' mit Gott! —"
Der Jüngling küßte dankbar, tiefbewegt,
Des frommen Mannes Hand und ging. Da rief
Der Klausner eine Frage noch, die er
Bisher versäumt, dem Fortgeschrittenen nach:
„Wie nennst Du Dich?" — „Ich heiße Odoaker."

Ein Orgelkonzert.

Lautlos im dunkeln Kirchenschiff die Menge.
Von den Altären gleißt es hie und da,
Wenn Kerzenschein, auf goldnem Schnitzwerk flackernd,
Bald eines Cinquecento-Engels Flügel,
Bald der Madonna Glorienschein umstrahlt.
Im hohen Chorstuhl sitz' ich andachtsvoll
Und lausche in die weihrauchschwüle Nacht.
Da braust's herab, mit Donnerton durchschauernd
Das wehrlos ahnungslose, wunde Herz
Und zuckt elektrisch zu den Fingerspitzen.
— Das wäre Orgelklang, dies Donnergrollen,
Bei dessen Dröhnen selbst die Pfeiler schüttern,
Bis es im Weiten, leis verhauchend, stirbt?
Nun prasselt's nieder wie mit Wolkenbrüchen,
Wie grelle Blitze zuckt es schrill hindurch
Und dann, dann klingt es süß wie Kinderstimmen
Aus dem verlornen Paradies der Heimat.
Und immer süße — ach — unselig süß,
Als wenn der ganzen Menschheit Wonnetraum
Verkörpert sich zu einem einz'gen Ton,
In allen Tiefen ird'schen Wesens wühlend,
Dennoch empor zum Licht, zum Himmel ringend. —
Der alte Wonnetraum der Menschenseele,
Verhauchend im Unendlichen des Weltalls,
Dann wieder steigend, schwellend, bis ein Schrei,
Ein Sehnsuchtsschrei der Kreatur — erstirbt
Des Orgelspiels erschütternd letzter Klang.
... So — wie ein Ball geschleudert wird mein Herz
Von höchsten Höhen in der Hölle Schlünde,
So fühl' ich alles Menschenglück und Weh
In einer einzigen kurzen Dämmerstunde —
Und wie im Traum nur find' ich mich zurück!

Hermine von Preuschen.

Strophen.

Oft frag' ich mich, wenn ich ins Aug' dir sehe
Und deinen Worten lausche, klar und mild,
Was nur so sanft den Zauber deiner Nähe
Ins Herz mir flößt und meine Pulse stillt.

Sag', ist dein Geist verwandt der keuschen Helle,
Die nachts die Flut umzittert, schöne Frau,
Daß meine Seele wie des Meeres Welle
Sich wiegt und klärt in seinem Sternenthau?

Sag', ist dein Haupt von heit'ren Harmonien,
Von süßen Tönen deine Brust erfüllt?
Ich fühle jach die wilden Geister fliehen,
Wenn Herz dem Herzen freundlich sich enthüllt ...

Wie sind sie arm, die jeder Lust des Lebens
Den heißen Blick begierig zugekehrt
Und tausendmal und tausendmal vergebens
Den Flammenkelch der Leidenschaft geleert;

Die taumelnd stürzen in der Freude Reigen,
Und doch das Höchste nie und nie erkannt:
Das reine Herz, dem alles Schöne eigen,
Was dieser Lüfte blauer Kreis umspannt!

J. G. Oswald.

Eines Dichters Grabschrift.

Lebt wo ein Thor, an Grillen krank,
Zu rasch zur Klugheit, feind dem Zwang,
Zur Kriecherei zu frei und frank,
Der weine hier
An dieses Hügels grünem Hang
'ne Thräne mir.

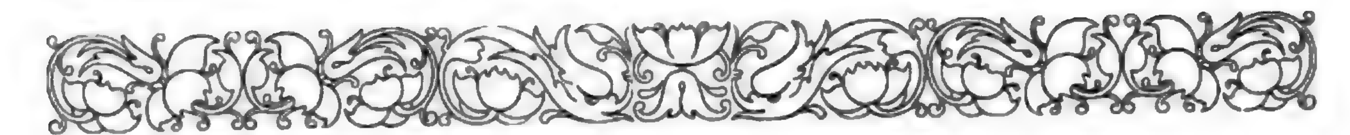
Lebt wo ein Mann, deß Lied verweht,
Der einsam in der Menge steht,
Die achtlos ihm vorübergeht,
Der fühlt mein Leid;
Ein Seufzer sei mir, ein Gebet,
Von ihm geweiht.

Lebt einer, der mit fester Hand
Der andern Schiff gelenkt zum Strand,
Doch selber nie den Hafen fand,
Wild wie das Meer,
Der steht an dieses Grabes Rand
Nicht thränenleer:

Der Arme, der hier unten ruht,
Zu lernen hegt' er flinken Mut,
Er fühlte tief der Freundschaft Glut,
Der Liebe Lust,
Doch ward sein Fluch das heiße Blut
In seiner Brust.

Leser, merk' auf: ob dich im Flug
Dein Geist bis an die Sterne trug,
Ob tief im Staub du führst den Pflug
Tag aus Tag ein;
Sich selbst beherrschen, maßvoll, klug,
Heißt weise sein.

Nach Robert Burns von G. Kuete.



Ernst Schulze in Göttingen.

Nach ungedruckten Quellen.

III.

Das letzte Schreiben an Bülow ist aus Göttingen, 16. April 1811 datirt:

„Dein Brief, mein theurer Freund, ist mir um so angenehmer gewesen, weil er mir beweist, daß ich in Deinen Augen von einer Schuld befreit bin, womit ich mich selbst schwer belastet glaubte. Schon lange hatte es mir auf dem Herzen gelegen, daß ich Dir auf den Brief, worin Du mir Deine Elegie schicktest, noch nicht geantwortet und ich fürchtete, Du mögtest es für Gleichgültigkeit gegen Dein Herz und Deine Talente nehmen, daß ich einem so lieben Geschenke so lange meinen Dank entzog. Mein Geist hat aber den ganzen Winter hindurch anfangs an einer ununterbrochenen Reihe rauschender Lustbarkeiten und späterhin an einer so überhäuften Menge höchst langweiliger Arbeiten gelitten, daß mir weder Kraft noch Zeit zu dem Umgange mit den Musen und ebensowenig also zu dem Umgange mit meinen Freunden überblieb, denn wenn ich an meine Geliebten schreiben soll, so ist eine gewisse Begeisterung das nothwendigste Erforderniß dazu. Jetzt wird es mir wieder etwas leicht im Kopfe, und obgleich Metrik und Grammatik meinen Geist ausgetrocknet haben, wie den Körper einer fünfzigjährigen Jungfer, will ich doch thun, was ich vermag, um Dir keinen Verdacht an meiner Freundschaft zu geben und Dir doch auch zugleich keine ganz langweilige Viertelstunde zu machen. Du hast mich auf der Adresse Deines Briefes mit einem Titel beehrt, der mir selbst jetzt noch nicht zukommt. Ich bin in diesem Augenblicke (am 12. Junius, denn so lange ist der Brief, Gott weiß es, nicht durch meine Schuld liegen geblieben) noch nicht Doktor, hoffe aber, in vierzehn Tagen es zu werden. Die Ursache des längeren Verzugs lag theils in einigen Geschäften, die ich vorher noch abthun wollte, theils in meinem Vorsatze, mit einem meiner besten Freunde, v Weyhe, einem Juristen, dessen Vaterland jetzt Celle ist, zugleich zu promoviren. Wir wollen dieselbe Carrière ergreifen, und ich hoffe, daß es ihm wenigstens darin glücken soll, sowohl wegen seines ausgezeichneten Scharfsinnes, als auch wegen einer vortrefflichen Preisschrift, die vorigen Michaelis gekrönt wurde. — Dein letzter Brief hat ja einen recht ernsten Charakter und wenn Du mich auch nicht zum Liebhaber Deiner Filosofie gemacht hast, so hast Du mich sie doch achten gelehrt. Ich bin gewiß davon versichert, mein Theurer, daß Du jenen Brief nicht in der Absicht schriebst, um mich zu reformiren, ebenso wenig als Du jetzt, nachdem Du mich Deine Grundsätze kennen gelehrt hast, von mir glauben wirst, ich wolle Dich von Deinem Wege ablocken. Laß uns gegenseitig tolerant gegen einander seyn; die Achtung fremder Meinungen ist ja das schönste Zeichen von Humanität. Jeder Mensch muß seine eigene Filosofie haben, je nachdem es sein Temperament und seine Lage erfordern, denn, wie ich glaube, hat kein Mensch dieselben Ideen, wie der Andre. Diesem duftet der Jasmin schön, jener erhält Kopfweh davon, aber wem bey allen Göttern würde es einfallen, dem Andern beweisen zu wollen, der Jasmin dufte schön, wenn ihn jener unerträglich findet; wer wird wahnsinnig genug seyn, den Andern deshalb zu verketzern, weil er einen verschiedenen Geschmack [hat], wenn dieser Geschmack nur nicht geradezu gegen Recht und Wahrheit und gegen den gesunden Menschenverstand streitet. Ich gestehe es gern, Deine Filosofie hat höhere Ansichten, sie strebt nach einem schöneren, erhabeneren Ziele, als die meinige, aber sie ist zu sehr für ein Jenseit berechnet, sie entfernt sich zu sehr von der Wirklichkeit und ist doch nach meiner Idee nicht fähig, ein so glückliches, von keiner Leidenschaft getrübtes Leben zu gewähren, als die meinige. Ich möchte Deine ganze Filosofie eine eigentliche Leidenschaft nennen; die meine besteht aus Reflexion und Satyre auf mich selbst. Sie lehrt mich genießen, wenn mir Genuß geboten wird, entbehren, wenn ich entbehren muß; sie lehrt mich lachen, wenn Andere weinen, und Gottlob nicht weinen, wo Andere lachen. Hüte Dich ja vor Amors Pfeilen, mein lieber Freund: nach Deinem Charakter, so wie ich ihn kenne, würden sie Dich schmerzlicher verwunden, als beglücken, und ich glaube, daß selbst Deine Filosofie nicht hinreichen würde, jene Wunden zu heilen, während die meinige einen Panzer von Eis um mein Herz zieht, wenn ich es für gut halte. Du wirst nicht glauben, dieser kleine Exkurs sey ein Ausfall auf Dich. Er ist nur eine Vertheidigung meiner selbst. Wir können beide sehr Recht haben und doch nicht miteinander übereinstimmen Wenn es nur einen einzigen Weg zur Wahrheit gäbe, oder wenn der kürzeste und beste Weg gleich jedem in die Augen fiele, so würden wir auch nur eine Filosofie haben und es könnte nie einem Menschen eingefallen seyn, ein System zu wählen, das von dem seines Vorgängers verschieden ist. Du hast mich einen freundlichen Blick in Dein Leben thun lassen, der mich darüber tröstet, daß mein Brief nicht bey Dir gefruchtet hat. Es ist mir einerley, wie Du Dich freuest, wenn Du nur noch das Talent hast, Dich zu freuen, und hiervon gibt mir Dein Brief eine schöne Versicherung. Deine Caroline W. ist ein ganz allerliebstes Mädchen, vielleicht mehr nach meinem Geschmack als nach dem Deinigen. Wenn es ihr nach Weise der Koketten einerley ist, wen sie an ihren Triumpfwagen spannt, so kannst Du ihr versichern, sie habe am Ufer der Leine einen recht inbrünstigen Verehrer gefunden, der ihr indeß vielleicht etwas zu schaffen machen würde, wenn sie ihn mit ihren gewöhnlichen Waffen angreifen wollte, weil er diese Art von Taktik nicht allein äußerst genau theoretisch studirt habe, sondern auch auf dem Schlachtfelde in manche praktische Kunstgriffe eingeweiht sey, die fast nie verfehlen, den Feind wenigstens in Verwunderung und Verwirrung zu setzen. Übrigens sey ich sehr erfreut, wieder einmal eine gleichgesinnte Seele zu finden, die mit mir den Spruch befolge:

„Sey klug und thöricht, um beglückt zu leben;
Den Schmerz zu flieh'n, ward Dir Verstand gegeben,
Allein die Lust ist dem Gefühl geweiht!"

über welchen mir neulich, als ich ihn in einer poetischen Epistel aufstellte, ein ehrbarer Mann die bittersten Vorwürfe gemacht hat. Von meinem Leben, wenigstens von dem, welches ich von Weihnachten bis jetzt geführt habe, läßt sich wenig sagen. Die ganze Geschichte desselben ist: Ich stand auf, studirte, aß und trank, studirte und ging zu Bette. Um etwas interessantes zu erzählen, müßte ich in frühre Zeiten zurückgehen, etwa in die verflossenen Michaelisferien, als die Hochzeit meiner ehemaligen Göttin,

„Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Evens"

in unserem Hause gefeiert wurde.*) Erwarte keine Jere-

---

*) Es ist, wie der Leser weiß, Sophie von Witzendorff und ihre Vermählung mit Herrn G. aus Hamburg gemeint.

miaden von mir über diesen Vorfall, ich bin fast nie froher gewesen. Ein Vierteljahr beynahe wohnte ich mit ihr in einem Hause Zimmer an Zimmer, denn so lange dauerte mein Aufenthalt in Celle, war der Vertraute ihrer tiefsten Geheimnisse, der Kritiker der Liebesbriefe, die sie empfing und abschickte, ihr privilegirter platonischer Liebhaber, denn ich hatte mich in diese Rolle vortrefflich hineinstudirt, und um alles mit einem Worte zu sagen, un homme sans conséquence. Was ein solcher homme sans conséquence für wichtige Vortheile in jeder Rücksicht genieße, lernt man nur aus der Erfahrung. Ich durfte in Gesellschaft ihre Hand und unter vier Augen ihren Mund küssen, ohne daß es im ersten Falle der Welt, im zweiten ihr selbst aufgefallen wäre. Alle Tage machte ich ein exzentrisches Sonett, daß sie aus meiner Seele geflossen glaubte, auf sie, sprach in erhabenen Redensarten von dem reinen Gefühl, das uns über eine Welt von Staub erhöbe, und spielte den edlen Märtyrer einer fröhligen Resignation; konnte ich ein unterhaltenderes Schauspiel verlangen?"

Wie weit dieser Brief für das Verhältnis zu Sophie bezeichnend ist, brauchen wir nach dem hierüber Gesagten nicht erst zu entwickeln. Im übrigen zeigt uns das Schreiben Schulze am Abschluß seiner studentischen Karriere; er wird Doktor. Aber scheinbar steht er auch am Abschluß seiner Studien in Sachen der Liebe, wenn wir seine Bekenntnisse immer als bare Münze nehmen wollen. Dies lenkt uns wieder zu dieser merkwürdigen und bisher noch nicht genügend aufgeklärten Seite seines Charakters zurück.

Hören wir zunächst seinen Biographen Bouterwek:

„Von seinen Herzensangelegenheiten vertraute er mir damals noch nichts an, aber nach einem Jahre bemerkte ich, daß er immer ernsthafter wurde. Auch seinem Vater fiel diese Veränderung auf. Er sprach wenig, las viel, schien an den Dingen, die ihn vorher interessirten, wenig Antheil zu nehmen, und erwiderte auf die Frage, was ihm fehle, er sey in seinem Leben nicht glücklicher gewesen. Von Natur ein wenig verschlossen, verhehlte er auch seinen Freunden leicht, was ein Geheimniß seines Herzens bleiben sollte. Aber er verrieth durch die Umstände sich selbst. Seine Phantasie suchte einen Gegenstand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert schien. Ernsthafter und in sich gekehrter wurde er schon lange vorher, ehe er die Cäcilie gefunden hatte, die an Leib und Seele seinem Ideale von weiblicher Liebenswürdigkeit entsprach. Indem er bald hier bald dort sich näher anzuschließen strebte, war für ihn schon die Lebensperiode vorüber, von der er in einer seiner Elegien sagt:

„Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhlige Wildheit,
Fest an die feurige Brust drückt' ich das blühende Seyn.
Küßte die scheidende Lust und der nahenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets."

Stellen wir dagegen den Ausspruch eines andern Beurteilers, der als einer der genauesten Freunde Schulze's wohl gehört zu werden verdient. Es war dies der am 21. Dezbr. 1869 im Alter von 81 Jahren verstorbene Dr. jur. Carl Reck, Privatgelehrter und „außerordentlicher Assessor des juristischen Spruchkollegiums", ein kurioser Mann, welcher zuletzt, wie es in seinem Nekrolog heißt, „ohne festes Lebensziel, ohne einer seiner würdige Thätigkeit, ohne geordnete Häuslichkeit mehr und mehr die Manieren eines Sonderlings annahm und zuletzt unter dem jüngeren Geschlecht als ein halb gefürchtetes, halb bemitleidetes Original, als eine lebendige Ruine entschwundener Geisteskraft wandelte, einer jener Geister, an denen unser deutsches Volk leider so reich ist, die, in der Zeit der nationalen und geistigen Erhebung aufgeblüht, nachher nicht ohne eigene Schuld, aber doch zumeist durch die Kleinlichkeit und Unerquicklichkeit der öffentlichen Zustände vergeilt und verkommen sind." Seine unbedingte Wahrheitsliebe jedoch wird von allen Seiten anerkannt, und wie nahe er Schulze stand, beweist der Umstand, daß Schulze selbst die Stelle aus Cäcilie, Gesang XIX, Strophe 5:

„Ihr, die Ihr glänzend mir den dunklen Pfad umsäumt,
O, Ihr, in deren Brust des Himmels Flammen brennen,
Nicht nennt mein Lied Euch jetzt; doch wird die Welt Euch nennen,
Wenn einst die goldne Frucht aus Eurer Blüthe keimt,"

als ausdrücklich auch, und zwar in erster Linie auf Reck bezüglich bezeichnet. Dieser Mann nun erzählt:

„Das Opus von Bouterwek hatte mich mit Indignation erfüllt. Nun hieß es an einem schönen Sommertage, wie Horaz von sich sagt: „Ibam forte via sacra" als mir Bouterwek gerade vor der Krone begegnete und mich fragte, wie ich seine Portraitirung des seligen Freundes fände. Ich erwiderte ihm sofort: „Erbärmlich!" Er wurde roth vom Kopf bis zur Zehe und fragte: „Wie denn so?" worauf ich ihm erwiderte: „Sie haben den seligen Freund überall nicht gekannt. Sie glauben z. B. er habe mit den Weibern ausgeschweift, und er ist in dieser Hinsicht so rein wieder in die Erde zurückgegangen, wie er aus dem Schooß seiner Mutter herausgekommen ist. Das war nicht seine Schwäche, sondern früher seine Vorliebe für das Spirituosum und überhaupt sein Mangel an Diät." — „Das habe ich überall nicht gewußt!" sagte der Hofrath. — „Um so schlimmer; warum fragten Sie denn eventualiter nicht mich, von dem Sie wußten, daß ich in der größten Intimität mit dem Seligen gelebt hatte.""

Man sieht, selbst Bouterwek's so mildes Urteil erscheint den intimsten Freunden Schulze's noch viel zu schroff. Wie aber muß es uns nun berühren, wenn wir im Tagebuche lesen, wie er sich „für die Leere seines Herzens immer zu entschädigen suchte" und fast dutzendweise die Beziehungen aufzählt, die sich allein in den Pausen seines Verkehrs mit der Witzendorf geknüpft und gelöst!

Als der ersten gedenkt er jener mit dem Brockenmädchen Adelheid, von der sich in seinem Tagebuche vielfach Erwähnung findet. Die eingehendste Schilderung dieses in seiner Art merkwürdigen Abenteuers findet sich in einem Briefe an seinen Freund Bergmann, welchen wir, obwohl er teilweise bereits in der Biographie Marggraff's gedruckt ist, seines interessanten Inhalts wegen und weil sich im ersten Abdruck einige Stellen ohne ersichtlichen Grund willkürlich verändert finden, im folgenden reproduzieren:

„Pleßburg, am 7. Julius 1810. Ich hätte vorgestern wahrhaftig nicht geglaubt, daß ich meinen Brief zwey Stunden vom Brocken in einem Försterhause, welches von aller Welt durch Berge und Wälder getrennt ist, fortsetzen sollte.

„Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium."

Ich war kaum eine Viertelstunde von Lauterberg fort, als ich merkte, daß ich noch einige Überbleibsel von meinem Reisegelde hatte. Diese Wahrnehmung und der himmlische Morgen, der mich so freundlich und laulich anhauchte, ließen allerhand Betrachtungen in mir entstehen, deren Resultat war, daß ich mich rasch umdrehte und meinen Wanderstab geradezu in den Harz hineinsetzte. Aber wohin? war jetzt die Frage. Nun freylich, wohin das Schicksal Dich führt. Aber sollte es nicht

irgend einen Ort geben, wo Du nicht bloß vom blinden Zufall Vergnügen zu erwarten hast, sondern schon im voraus darauf rechnen kannst? Nach einigem Nachsinnen fiel mir dieser Ort ein, wo ich schon auf meiner letzten Reise durch den Harz einige interessante Szenen erlebt hatte. Es wird hier von dem Förster ein schönes, liebenswürdiges Mädchen, eine natürliche Tochter des Grafen von Wernigerode, ganz in der Einsamkeit erzogen. Ihr Anblick im vorigen Jahre hatte einen Eindruck auf mich gemacht, der in der ganzen Zeit nicht vertilgt werden konnte. Ich war vor dem Wagen etwas vorausgegangen und der wilde Weg und die wüste Gegend zauberte mich in die Zeit der Gnomen, Riesen und Drachen, in die Zeit der ritterlichen Abenteuer, als dieses Mädchen plötzlich aus dem Walde hervortrat. Sie kam eben von Ilsenburg aus der Kirche, und ihr Sonntagsanzug, der etwas phantastisch, weder ländlich noch städtisch war, ließ mich im Zweifel, in welche Klasse ich sie setzen sollte. Ich fing ein Gespräch mit ihr an in dem gewöhnlichen Tone, womit wohl ein lustiger Wanderer ein einsames Mädchen im Walde bewillkommnet, wagte es aber nicht, so fortzufahren, als ich ihren ernsten Blick gesehen hatte, woraus eine Würde der Unschuld strahlte, die mich in noch größere Zweifel über ihre Klassifizirung setzte. Wir kamen jetzt zu dem Försterhause und ihr Pflegevater erzählte mir ihre Geschichte. Ich konnte nur wenige Worte mit ihr sprechen, weil meine Reisegesellschaft den Pferden nur etwas Futter geben ließ und dann gleich weiterreiste, aber diese wenigen Worte hatten mich mit Achtung und, ich möchte beynahe sagen, mit einem etwas wärmeren Gefühl durchdrungen. Während die anderen voranfuhren, verweilte ich noch einige Augenblicke und bat sie zur Erinnerung an dieses Zusammentreffen um einige Nelken, die sie mit von Ilsenburg heraufgebracht hatte. Sie verweigerte sie mir nicht, wie manche weniger Unschuldige gethan haben würde, sondern gab sie mir ohne Zögern, als wüßte sie nicht, wie jemand in diesem Geschenk einen Grund zum Tadel hätte finden können. Diese Nelken habe ich bis jetzt wie ein Heiligthum verwahrt, und sie waren es, die mir in meiner Brieftasche in die Augen fielen und mir den Gedanken eingaben, hierher zu wandern. Der Kontrast, den diese zarte Unschuld mit der gewandten und abgefeimten Kokette in L. machen würde, war nicht das geringste Vergnügen, das ich erwarten durfte.*) Nach einer etwas scharfen Tour kam ich schon gegen Mittag in Wernigerode an, wo ich mir eine kleine Mappe und ein Buch Löschpapier kaufte, weil ich hier für einen Botaniker gelten wollte, der sich wegen der reichen Erndte an Kräutern hier einige Tage zu verweilen wünschte. Als ich den noch dreystundenlangen Weg zwischen den Gebirgen emporstieg, sammelte ich pêle mêle alle Kräuter, die mir vorkamen, und legte sie säuberlich in meine Mappe. Erst gegen Abend kam ich hier an und wurde freundlich auf meine Bitte empfangen, obgleich dies Haus eigentlich kein Gasthaus ist. Man räumte mir eine kleine Stube unter dem Dache ein, wo ich freylich nur auf einem Schemel sitze und an die weißen Wände oder wenn ich hinausschaue, in die fürchterliche, waldigte und bergigte Wildniß sehe, die meine Fantasie aber zu einem verzauberten Feenpalast zu schaffen weiß. Adelheid ist noch so schön wie sonst und, was besser ist, noch so unschuldig wie sonst. Ich sprach von unserer früheren Bekanntschaft, und sie erinnerte sich ihrer, ich zeigte ihr die Nelken, die ich zu ihrem Andenken aufgehoben hätte, und sie schien sich darüber zu freuen. O, was ist die Natur für eine herrliche Erzieherin, wenn sie nur Anlagen findet, woraus sich etwas bilden läßt. Einen solchen edlen Stolz habe ich unter der Gattung von Menschen, zu welcher sie jetzt verbannt ist, nie gefunden. Ihre Gestalt hat einen Ausdruck von Hoheit, der der Liebenswürdigkeit nicht im geringsten schadet, aus allen ihren Aeußerungen spricht ein kühner Geist und eine schöne Seele, es scheint, als habe die Natur ihr den Adel, den Verhältnisse ihr raubten, ersetzen wollen. Freylich mag es Thorheit seyn, an eine Charakter-Erbschaft zu glauben, aber in mancher Hinsicht gilt doch gewiß der Ausspruch Horazens:

> Fortes creantur fortibus, et bonis
> Est in juvencis, est in equis patrum
> Virtus, nec imbellem feroces
> Regenerant aquilae columbam.

Verzeihe mir die vielen Citate aus Horaz und Virgil Sie sind meine beständigen Begleiter auf meiner Reise gewesen und haben sich in meinem Gedankensysteme durch ihre Anmuth gleichsam einen Platz erkauft. Warum soll ich nicht mit fremden Worten sagen, was ich mit meinen eigenen nicht so schön zu sagen weiß? Doch es ist Zeit zum Essen. Die schöne Adelheid hat mich schon heruntergerufen, ich habe ihren Pflegevater gebeten, mich ganz als ein Mitglied der Familie anzusehen und zu behandeln.

Am Abend spät.

Ach, mein lieber Freund, ich habe oft über die Dichter gespottet, die das summum bonum in eine ländliche, einfache Mahlzeit unter duftendem Schatten auf einer Rasenbank um den rohgeschnitzten Tisch gelagert fanden und Mäßigkeit und Genügsamkeit als die Genien der Unschuld und des Frohsinns priesen. Die Herren, dachte ich, lagern vielleicht auf ihrem weichen Sofa und tranken gemächlich ihre Tasse Chokolade, während sie ihre Verse niederschrieben Jetzt möchte ich beynahe selbst glauben, daß eine solche Lage zum Dichter machen könne. Ich habe bisher immer geglaubt, das Glück müsse vom Glanze der Wohlhabenheit umgeben seyn und eine ländliche Zurückgezogenheit müsse mich unglücklich machen. Jetzt habe ich mich fast belehrt, und ich glaube, ich würde sie 14 Tage aushalten, ohne Langeweile zu empfinden. Wir saßen so traulich um den runden Tisch; ich zwischen dem Alten und seiner Frau, Adelheid mir gegenüber. Der Alte erzählte von Holzschäden und Wilddieben und Rehböcken und Tannenraupen, und der Himmel weiß es, wovon noch. Er hatte gewiß nie einen ruhigeren, aber gewiß auch nie einen unaufmerksameren Zuhörer gehabt. Ich antwortete wechselweise „So?“ und „Ja!“ und hatte meine Blicke unverwandt auf die schönen Augen gerichtet, die mir gegenüber funkelten. Nach Tisch zündeten wir unsre Pfeifen an und gingen noch etwas hinaus, weil der Mond so herrlich schien. Von einem wunderbaren Zauber umflossen, lag die wilde Einöde vor uns da. Gigantisch hoben sich die Felsen gleich den Geistern alter Helden; die Berge lagen halb dunkel, halb erhellt wie grausige Sagen der Vorzeit um uns her; schaurig rauschten die Tannen, schaurig säuselte der West; der ungewisse Schimmer machte die ganze Gegend zum wüsten Chaos, dem der belebende Athem des Schöpfers noch kein Leben eingehaucht, dem seine Hand noch keine Form gegeben hatte; es schien mir, als sey ich so ganz allein in diese gestaltlose Oede geworfen und ich hätte zittern können, wäre das holde Mädchen nicht an meiner Seite gewesen.“

Nun folgen im Briefe die Verse: „Ein lichter Glanz schien um ihr Haupt zu schweben“ u. s. w., die wir hier, da sie sich bereits bei Marggraff (a. a. O. S. 64 ff.) wortgetreu abgedruckt finden, weglassen. Der Brief schließt:

Gute Nacht, mein Lieber. Es ist schon sehr spät und ich möchte morgen doch nicht gern etwas versäumen. Gebe Dir der Himmel so süße Träume, als ich sie wahrscheinlich haben werde Gute Nacht.

Am 8. Julius.

Sprich, was macht mich so kühn, ich möchte sagen unverschämt bey Koketten, Prezieusen, Prüden u. s. w. und so schüchtern, so kindisch furchtsam beynahe bey diesem Mädchen?! Gewiß muß die Unschuld ihren Schutz schon in ihrer eigenen Würde finden, und auf wen diese keinen Eindruck macht, muß nur der Gestalt nach zu den Menschen gehören. Ich wünschte heute früh das Jagdschloß des Grafen, welches ungefähr zweyhundert Schritte vom Hause liegt, zu besehen, und Adelheid erbot sich, meine Führerin zu seyn. Die anmuthige Eleganz der Zimmer und Möbeln machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Solch eine Wohnung und solch eine Geliebte, dachte ich, was müßte das für ein Leben seyn! Warum muß doch der äußere Schein immer den Sieg über das innere

*) Dieser Beziehung soll gelegentlich später gedacht sein.

Wesen davontragen? Das nette Stübchen des Försters ist ebenso reinlich wie diese Prachtzimmer, seine Wände lassen ebensowenig Sturm und Regen durch, der Großvaterstuhl hier ist fast ebenso weich, wie die seidenen Sofas dort, dieser kleine Spiegel wirft mir meine Wohlgestalt*) ebenso treu zurück, als jene Spiegelwände, warum will ich also erst nach dem streben, was ich schon besitze? Freylich ist dieser Hang wohl der äußere Abdruck unseres inneren höheren Strebens nach Vollkommenheit, und ich glaube, ein Mensch ohne Wünsche ist ein Mensch ohne Hoffnung und Glauben, der sich nur auf seinen kleinen Wirkungskreis hier beschränkt und keine Prätensionen an eine erhabenere Stufe in dem Reiche der Menschen macht.**) Ich setzte mich auf einen Sofa und bat Adelheid, sich an meine Seite zu setzen. Ha, wie es in meinen Adern glühte, als sie mich mit ihrem weichen, warmen Körper berührte. Doch ein Genius wachte über uns. Ich zog sie an mich und küßte sie sanft, und sie lispelte mir bittend zu: „Verliehren Sie meine Freundschaft nicht!" Wenn ein solches Wort nicht allen Sturm in meinem Inneren gestillt hätte, wäre ich ein Schurke gewesen. Ich faßte sie bey der Hand und sagte: „Lassen Sie uns zurückgehen, es gefällt mir dort besser." Sie lächelte mich mit einem Blick an, worin die Freude über meine Selbstbeherrschung glänzte, und wir gingen Hand in Hand zu Hause. Süßes Mädchen, Du lehrst mich, mich selbst zu achten, indem ich Dich achte.

Die Beziehung endete kühler und prosaischer, als sie begonnen, wie in unserem nächsten Aufsatz dargelegt werden soll.

*) Marggraff hat „Gestalt" gedruckt — warum? Es macht überhaupt einen seltsamen Eindruck, wie dieser, sonst verdienstvolle und gewissenhafte Mann, zwar manchen schweren Makel an Schulze duldet, der diesen mit Unrecht trifft und nur gerade die Eitelkeit des jungen Dichters zu bergen sucht!

**) Der nun folgende Schluß des Briefes erscheint hier zum erstenmale mitgeteilt.

Friedrich Theodor Vischer als Lyriker.

Von Hermann Lingg.

Wurde sonst — vor ein paar Jahrzehnten — Fr. Th. Vischer's Name genannt, so dachte man zunächst an sein großes Werk über Ästhetik. Dieses Buch hatte, ähnlich wie Humboldt's Kosmos die große Natur, das Weltall wissenschaftlich umfaßte, so die Schöpfungen des menschlichen Geistes in Kunst und Poesie zum Gegenstand der Forschung und Darstellung. Später erfuhr man, daß der Tübinger Professor, dessen Vorlesungen so anziehend und so berühmt waren, selbstschaffend sich bethätige, daß er besonders auch humoristisch die Welt und ihre Erscheinungen beleuchte.

Nicht lange darnach wurden die Lieder Schartenmayer's bekannt, dann die witzige travestierte Fortsetzung des zweiten Teils von Faust, hierauf der Roman „Auch Einer". Das Interesse an dem Verfasser steigerte sich, als Vischer als Lyriker auftrat. Ein und das andre Gedicht war bereits in Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht worden, jetzt aber erschien ein voller Band gesammelte Gedichte unter dem Titel „Lyrische Gänge". Man durfte mit Recht gespannt sein, wie einem Manne, der sich so viel mit Anderer Werken beschäftigt, der so gründlich die Bedingungen und Gesetze der Dichtkunst erkannt hatte, noch Unbefangenheit genug zu eigenem Schaffen auf diesem Gebiete geblieben sei. Merkwürdig erschien es, daß ein so gründlicher Zerleger des Gedankens so viel Frische der Empfindung und Unmittelbarkeit sich erhalten haben sollte, um in der subjektivsten aller Dichtarten Hervorragendes, wahrhaft Gutes zu leisten. Mußte denn nicht das Ergebnis seiner Arbeiten weit mehr den kritischen Scharfblick als die Phantasie und Gemütsanlage ausbilden, ja mußte sie nicht diese mehr und mehr verdrängen, wenigstens in Schranken bringen, innerhalb deren die Poesie nicht mehr gedeihen konnte? Aber diese Zweifel wurden gehoben, wenn man die „Lyrischen Gänge" zur Hand nahm, da fand man Gedichte, die so frisch und lebensvoll waren, wie nur irgend eine. Das schwäbische Naturell ist eben von großer Dauerhaftigkeit, es giebt so leicht nicht seine Ursprünglichkeit auf, wird nicht so leicht von der „Blässe des Gedankens angekränkelt," das zeigte sich ja schon einst an Vischer's großem Landsmanne Schiller.

Allerdings Anlage zum Satirischen konnte, wie der Niederschlag des Weines zu Weinstein, sich nur verstärken durch eine Richtung mehr nach Seite des Trennenden als des Intuitiven, anderseits aber mußte angeborener Sinn für Schönheit auch Nahrung finden und gewinnen. Und wie prächtig haben sich diese Gegensätze verbunden und ein Ganzes gebildet von so ausgezeichneter Eigentümlichkeit, wie sie nur selten erscheint, wie sie besonders in unsrer Zeit wohlthuend ist! Mit seinem Bande „Lyrische Gänge" erblicken wir Fr. Th. Vischer in den Reihen unsrer besten Lyriker, zunächst bei Rückert und Mörike Mit ersterem hat er die Fertigkeit, die Virtuosität in Versbildung und Reim, die spielende Macht über die Sprache, mit letzterem, seinem Freunde, die Gabe des Humors. Nur ist Vischers Humor derber und die Ader reichhaltiger als bei Mörike; vor Rückert zeichnet ihn aus, daß er niemals gekünstelt ist wie jener gar oft.

In der ersten Abteilung „Jugendjahre" zieht jedoch der junge Dichter seine Stirn noch in ernste Falten und düster blickt er in die Welt. Ein Zweifler — „faustische Stimmen" nennt er jene frühen Ergüsse — sinnt er, ob das Leben ein Nichts, ob es etwas sei, sein Lied dünkt ihm, wie die ganze Welt und er sich selbst, grau und farblos; eine Frage schwebt auf seinen Lippen, die er am jüngsten Tage an den Ewigen richten will — „warum erschufst Du mich?" Alles erscheint ihm eitel nichts, all' unser Denken, Wollen, Streben, selbst der Gedanke ist ihm schrecklich und daß es kein Ende haben soll, fürchterlich. Das beste wäre Schlafen und kein Erwachen mehr, süß und einzig erwünscht ein Schlaf, der alles von uns nimmt.

Auf diese Abteilung schwermütiger Anfänge folgt eine Reihe zarter, aber gleichfalls in Melancholie ge-

tauchter Liebeslieder. Auch dem Frühling sind Lieder gewidmet, in deren einem der Refrain — „man glaubt es kaum“ — den Gedanken, daß es wieder Frühling wird, daß es eine frohe Jugend gab, anmutig wiederklingt. Ein machtvolles und mit Recht viel bewundertes Gedicht heißt „Der Erste“, nämlich jener, der zuerst es gewagt, freiwillig das Leben zu verlassen.

In all diesen Gedichten ist das Pathos, die Reflexion vorherrschend, es ist Gedankendichtung im besten Sinne.

Der Geist einer Zeit schafft sich auch die ihm geeignetste Form; den Ton der Minne- und Meistersänger in ihrer unbeholfenen Einfachheit können wir nur nachahmend in unsre Sprache umsetzen und nur mit Verläugnung eines Teils von dem, was uns angeht. Für unsre Zeit ist der Gedanke herrschend, und ihm das rechte Wort zu verleihen und zum vollen dichterischen Ausdruck zu gestalten, scheint mir Aufgabe der modernen Poesie. Keinem, der das blos naive Lied nicht anstimmt, soll ein Vorwurf gemacht, vielmehr soll es ihm als ein Vorzug und ein Zeichen der Wahrhaftigkeit angerechnet werden.

In dem Gedichte an das Bild Peter Vischers legt sein Nachkomme ein treffendes Bekenntnis ab, indem er sagt, wie es ihn von den Alten, von der bildenden und sinnlichen Kunst in der „Denker stirngefurchte Reihen“ getrieben habe. Nichtsdestoweniger ist sein „Immerzu“ ein schönes Lied. In den Sonetten regt sich bereits die humoristische Ader und ein Realismus, der später entschiedener zur Geltung kommt. Unter dem Titel „Hinaus“ folgen Strophen aus Italien, Perugia, Rom, Albano, Livorno; — das Kapitol, die Engelsbrücke, Sorrent, Palermo werden besungen. Es sind die Herzensergüsse und Eindrücke des für Natur und Kunst des Südens begeisterten Wandrers aus dem Norden, des für die Schönheit schwärmenden Musensohnes und Kunstjüngers, mit Hinblicken auf die großen geschichtlichen Erinnerungen, alles sinnreich und formgewandt.

Realistische Färbung tritt ganz besonders in „Ein Tag in Sorrent“ hervor. Mit welch packender Anschaulichkeit wird hier zuerst das Meer in seiner Brandung geschildert, phantastisch, als wär es den bekannten Bildern Salvator Rosas nachgedichtet, und wie reizend knüpft sich daran die Erzählung, wie von dem Reisenden ein Fischerknabe zum Cicerone genommen wird — „weil er jeglicher Bildung ohne“ und wie er den Tag mit ihm zubringt — eine der hübschesten Idyllen, die ich kenne, alles so launig und natürlich.

Die freie Behandlung des Verses nach dem Vorbild von Goethe's Sturmlied, aber gereimt ist eine Neubildung, die zugleich eine Bereicherung ist. Der Reim ist eine schöne Zuthat zu dem Gange des freien Rhythmus, weil sich dabei des Dichters Eigenart deutlicher zu erkennen giebt.

Vischers starker Individualität scheint diese Form besonders zuzusagen, sie kehrt in späteren Gedichten öfters wieder und scheint mit Vorliebe gewählt. Wahrhaft hinreißend aber ist das Lied „Auf der Eisenbahn“, ein Dithyrambus der Sehnsucht nach der Heimat:

„Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause!
Jetzt rolle nur, Rad, und sause,
Es geht nach Hause, nach Hause!“

Wen hat dies freudig stürmische Gefühl der Heimkehr nicht schon erfüllt, wenn es nach dem schönsten Aufenthalt in der Ferne wieder nach Hause geht?

Das ist ein so aufrichtig deutsches Bekenntnis!

„Du kannst nicht sagen, o Wagen,
Wie meine Pulse mir schlagen,
Zur Geliebten sollst du mich tragen.“

Ganz wunderbar ist das Ungestüm des Herzens und zugleich das Rollen und Brausen des Zuges in diesen sich förmlich überhastenden Versen ausgedrückt.

Großartig ist die Ode an das Mitleid.

Der „gestaltenerzeugenden Bildnerkraft“, die in der „lebensstrotzenden, lebenstrunkenen, jauchzenden Schöpfung“ auf gegenseitiges Foltern und Morden angelegt ist, legt sich die Schwester an den marmornen Busen, und da sie nicht Erhörung findet, schwebt sie nieder zur Erde; ihr begegnen die Stimmen der gequälten Geschöpfe, ihrem Gehör, dem geisterfeinen, das halberstickte Stöhnen der Menschenseele, aber alles übertäubt die Übermacht des Jubels und der Freude. Da sinkt sie aufjammernd zu Boden und beschließt zu helfen — so entstand das Mitleid; wenig nur vermag es, aber das Wenige ist nicht Nichts und bringt Balsam mitten in des Lebens Schlachtfeld. Mit einem erhebenden Aufruf an den himmlischen Geist, die Menschen und Tiere in ihren Qualen nicht zu verlassen, schließt dieses merkwürdige Gedicht. Man muß sich dabei sagen, daß es ja vor Allem dem dichterischen Genius geziemt, seine Stimme für die leidende Menschheit zu erheben, ihm stehen die Töne zu Gebot, womit er die Herzen zur Teilnahme für die Unglücklichen und Elenden bewegt.

Sonderbar, daß es gerade die Gedichte eines Professors der Ästhetik sind, die mir den Gedanken aufdrängten: mit all den Schulbestimmungen und Einteilungen der Poesie in Lyrik, Epik und Dramatik ist es doch nicht gethan, sie ist die Eine und Unheilbare, möge sie nun in drei- oder fünffüßigen Jamben von der Bühne herab zu uns sprechen oder aus dem Lesen eines Dichterbuches an unser Herz dringen. Ich möchte so, wie jener Botaniker die Pflanzen in eßbare und nicht eßbare sonderte, auch alle Dichtung in genießbare und ungenießbare einteilen. Diese hier gehören aber nicht nur zu den genießbaren, sondern auch zu den herzerfreuenden und selbst da, wo sie zum Verstande sprechen. Dem trockensten Gegenstande weiß unser Dichter eine gemütliche Seite abzugewinnen. Die alte didaktische Muse in ihren langweiligen Lehrgedichten ist längst gestorben, und an ihre Stelle tritt Lebensweisheit, gekleidet in die Formen kurzer Sprüche und in Gestalt des humoristischen Essay in Versen. Diese liebenswürdige Gattung ist reichlich vertreten in den „Lyrischen Gängen“, ja sie ist es, deren Inhalt ihnen das vorwiegende, selbständige Gepräge giebt. Ich rechne hierzu vor Allem das schöne „Eine Nacht auf dem Meere“, ein Reiseerlebnis mit tief ethischem Gehalt, ein erzählendes Gedicht mit philosophischer Grundstimmung und lyrisch ausklingend. Der Mann der freien Geistesrichtung begegnet auf dem Verdeck eines Schiffes, das nach dem Orient bestimmt ist, einem glaubensstarken Missionär, der ihn zu bekehren sucht und zu diesem Zweck sein ganzes scholastisches Aufgebot an Gründen ins Treffen führt, und schließlich, als er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen einsieht, noch mit einem klagenden Ausblick zum Himmel von ihm, der ihm verloren scheint, Abschied nimmt, indem er ihm noch ein Buch giebt, das ihn gewiß noch bekehren würde. Aber auch der ungläubige Sohn der neuen Zeit ist ergriffen von dem heiligen Mute, der

kindlichen Einfalt dieses Priesters, der hinauszieht, Mühseligkeit, Gefahren, ja den Tod für seinen Glauben zu bestehen.

Je weiter man indeß in dem Buche vorrückt, um so mehr tritt uns die schalkhafte Physiognomie eines eigenartigen Humors entgegen. Das sich fühlbar machende Herannahen des Alters wird scherzhaft empfangen, Thorheit der Alten, die noch jung sein wollen, wird verspottet, launig bemitleidet werden alte Mädchen, die „sitzen" geblieben sind und ihnen teilnehmende Worte gewidmet, aber auch Greisenglück wird anerkannt und gepriesen:

„Also ade, ihr Leidenschaften, ade!"

Die Krone gebührt dem Epos „Ischias", „Heldengedicht in drei verkehrten Gesängen, einem lyrischen, einem dramatischen und einem epischen". Mit dem Humor des Mannes, der über seinen körperlichen Qualen steht, ähnlich wie auch zuweilen Heine seiner Leiden spottete, ist geschildert, wie der arme Patient, da und dort, bei dieser und jener Heilmethode Hilfe sucht und wie das Übel nur schlimmer wird, wie er ins Wildbad kommt, dort die Kurgäste des Mittelalters, die alten Ritter antrifft und wie er endlich durch die Natur selbst geheilt wird, weil er sich immer getreu geblieben ist und sich nicht selbst loben will. Eine sehr empfehlenswerte Moral.

Manche Epitheta, auf Gegenstände angewandt, verraten den feinen und geistvoll beobachtenden Kunstkenner, gleichsam die in Fleisch und Blut übergegangene Lehre vom Schönen. So wenn er von seiner französischen Uhr spricht, die anstatt der alten Schwarzwälderin aufgestellt ist:

Jene Standuhr, jene eitle,
Aufgeblasene Französin
Mit dem schlenkrigen, geschweiften
Zierrat, der in Golde flunkert,
Mit dem Schäferknaben drüber,
Dem empfindsam niedrig süßen —

Noch mehr erkennt man an einzelnen Wendungen, Redensarten, absichtlich gewählten, manchmal auch an nicht beabsichtigten den Schwaben, ja den Stuttgarter. So wenn es von den Frauen heißt, daß sie nur äußerst ausnahmsweise warten können „bis ihr Mitmensch ausgeredet, welcher Punkt Geduld erfordert". „Wunderfitz" ist auch ein gut schwäbischer Provinzialismus, und Vischer liebt es, Dialektworte zu gebrauchen, ja er betont seine Vorliebe für das einheimische Idiom, das volkstümliche, diese lebend erfrischende Sprachquelle; dazwischen nehmen sich dann die gelehrten Bezeichnungen, die medizinischen Fremdwörter um so lustiger aus, wie die „Phosphorsäure, das Jodkali, der Kollodium", den Vers absonderlich zieren. Überhaupt die trockenen, treffenden Witze, die nette Ironie in dieser Dichtung, das schalkhafte Lächeln ergreifen uns unwiderstehlich und zeigen uns den Dichter von der liebenswürdigsten Seite.

Mit jugendlicher Begeisterung begrüßt er die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1870 und 1871 und die Gründung des neuen deutschen Reiches.

In sehnsüchtigem Rückblick nach der Jugend sind mehrere Lieder geschrieben, aus ihnen klingen uns noch einmal echt lyrische Weisen entgegen. So in den Gedichten „Jugendthal", „Amselruf", „Am See", wehmütig heiter ist die Klage um das „Kätzlein", dann „Wald", „Gesellschaft". Weniger glücklich scheinen uns die Balladen gelungen zu sein.

Ganz gewaltig aber wieder ist „Marathon". Welche Kraft und Anschaulichkeit der Schilderung in diesen mächtigen Klängen! Der Tag und die Kämpfer auf dem Schlachtfelde steigen leibhaft vor uns auf, mit innerem Beben folgen wir dem Gang der Entscheidung. Schon fürchten wir für die tapfern Hellenen, die Blüte ihrer Kämpfer liegt tot oder verwundet, da erblicken wir Miltiades auf der Anhöhe, ein Wink von ihm führt den Sieg herbei. Den schönen Abschluß des Gedichtes bildet die Sage vom Theseus, der herniedergestiegen und mit gekämpft und den Sieg habe miterringen helfen.

In gleicher Art atmen antiken Geist: Mykene, Oedipus; — über den, aus eigener Anschauung beschriebenen Landschaften schweben die Schatten der alten Tragödie.

Würdig schließt mit diesen hohen Gesängen das Buch, man legt es aus der Hand mit dem Bedauern, ihn, der es geschaffen, nicht mehr unter den Lebenden zu wissen, ihm nicht mehr den Dank und die Bewunderung, die wir für ihn hegen, ausdrücken zu können. Ein ganzer Mann ist es, der aus diesen lyrischen Gängen zu uns spricht, ein trefflicher Mensch und ein bedeutender Dichter.

Zur Charakteristik Friedrich Theodor Vischer's.

Ottomar Keindl, Friedrich Theodor Vischer. Erinnerungsblätter der Dankbarkeit. Prag. Neugebauer. 1888.
Julius Ernst von Günthert, Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Allen Freunden gewidmet. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1889.
Ilse Frapan, Vischer-Erinnerungen. Äußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1889.

Noch haben wir keine eingehende Lebensbeschreibung Vischer's, keine abschließende Würdigung seines Schaffens. Die drei Schriften, welche ich oben in der Reihenfolge ihres Erscheinens verzeichnet, sind nur Bausteine zu einem solchen Werke; den Stoff bieten die persönlichen Beziehungen: Äußerungen Vischer's und Briefe von ihm, und Zweck der Darstellung ist ein Bild der Persönlichkeit, eine Ergänzung zu jenem, welches der Leser aus den eigenen Schriften Vischer's gewinnt. Über Arbeiten solcher Art sollte eigentlich nur schreiben, wer dem Toten gleich nahe gestanden, wie die Verfasser, und dies darf ich nicht für mich geltend machen. Ich habe mit Vischer eine einzige längere Unterredung gehabt, seine Briefe an mich, obwohl über die rein geschäftlichen Beziehungen des Mitarbeiters zum Redakteur hinausgreifend, haben keinen intimeren Charakter. Wagt es ein solcher Fernerstehender gleichwohl, das Wort zu ergreifen, so hat er die doppelte Pflicht, sich vorher möglichst genau zu unterrichten und sein Urteil vorsichtig abzugeben. Dieser Pflichten bin ich mir bewußt.

Die Schrift von Keindl ist äußerlich die kleinste, inhaltlich die dürftigste unter den dreien. Aber sie ist auch die einzige, deren Durchsicht keinen Mißton in uns zurückläßt, weil nur ihr Verfasser sich dessen voll bewußt

war, was man aus persönlichem Verkehr mitteilen dürfe, was nicht. Kein Litterat von Fach, nur eben ein Genießender, welcher Vischer glühendste Bewunderung gewidmet und dafür Güte und Freundschaft von ihm erhalten, hat Keindl im Gefühl der Dankbarkeit für die empfangene innere Förderung kunstlos, aber herzlich und würdig das Bild Vischer's gezeichnet, wie es ihm erschienen. Von dem Unpersönlichen ist nur die sorgfältig gearbeitete Bibliographie wertvoll; die biographischen Daten enthalten nichts Neues, und wo der Autor Kritiker sein will, verstrickt er sich in überschwengliche Phrasen. Aber das Persönliche ist wertvoll und lesenswert. Es verdient gehört zu werden, wenn Keindl schreibt: „Er war gut, gut wie keiner. Er war der zartfühlendste Freund, von der feinsten seelischen Empfindung und heißesten Innerlichkeit. Ich werde das Andenken an die Gütigkeit, mit der er von seiner Höhe zu mir heruntergestiegen, nur mit meinem Leben verlieren. Vor ihm konnte man die geheimsten Falten seiner Seele auswickeln, mild lächelnd verzieh er, wenn er sah, daß ein Mensch eben einmal auch ein wenig „gemenschelt“ hatte. Wohlthuend und bessernd äußerte sich sein Wirken . . .“, und als subjektive Äußerung ist berechtigt, was Keindl von „Auch Einer“ bekennt: „Das ist mein Gebetbuch, an welchem ich täglich meine Andacht verrichte . . .“ Es ist für Vischer und sein Buch bezeichnend, wie er selbst diesen Ausdruck stürmischer Bewunderung seines Prager Freundes stolz bescheiden zu begründen suchte. „Wir sind Alle „Auch Einer“,“ schreibt er an Keindl, „der den Kampf des Lebens kämpft. Unter den Allen sind freilich viele auch Einer, die ihm nicht aushalten, glücklicher Weise auch Viele, die sich nicht unterkriegen lassen. Daß Sie zu diesem gehören, ergiebt sich aus Ihrer Zustimmung zu „Auch Einer“, Sie verdanken nichts ihm, sondern sind ihm gewogen, weil Sie sich in ihm finden“ Aus den andern Briefen heben wir nur hervor, daß sich Vischer auch noch im Sommer 1884, also viel später, als man gemeinhin annimmt, mit seiner Ästhetik beschäftigte. Allerdings schreibt er da: „Vor mir liegt namentlich noch das steile Gebirge: Umarbeitung der Ästhetik; ich zweifle sehr, ob ich es noch ersteigen werde; zur innerlichen Schwierigkeit kommt eine äußere, ein lästiges Augenleiden.“ Im Sommer 1886 war der Plan endgültig aufgegeben, wie ich aus Vischers eigenem Munde berichten kann. Er denke gar nicht mehr daran, erwiderte er auf meine Frage. „Zwanzig Jahre früher hätte ich's fest anpacken müssen, dann hätte ich aus der neuen Auflage etwas Rechtes gemacht, auch das Paragraphen-Gitter weggethan“ Es ist naturgemäß, daß Keindl, ein Prager, auch Vischer's Verhältnis zu den Slaven betont. Er sei kein Czechenfeind gewesen, versichert er, und verweist zum Beweise auf das wunderliebliche Gedicht „Das Kätzlein“, welches so urslavische Luft atme. Aber dichterische Vertiefung in eine fremde Volksseele und politisches Glaubensbekenntnis sind zweierlei Dinge. Vischer war sicherlich von Haus aus kein Slaven-, kein Czechenfeind, aber die Ereignisse seit 1879 machten ihn dazu, und hätte Herr Keindl jene Tonart vernommen, in welcher Vischer mir über den Tag von Kuchelbad sprach, er hätte nicht daran gezweifelt, welche Empfindung zuletzt Vischer's Seele erfüllte. Sie war um so schmerzlicher, als er keinen rechten Ausweg, kein Ende sah, welches sein Herz befriedigt hätte. „Wohin mit den Deutsch-Österreichern,“ rief er schmerzvoll, „wie sollen sie ihren Drängern entgehen?“ Und wie er über Rußland dachte, wird ein Gedicht erweisen, welches diese Zeitschrift in einem der nächsten Hefte bringen wird. Von den kleinen Gaben, die Keindl in jahrzehntelangem Verkehr aus der Hand des berühmten Freundes empfangen, seien hier die Verse angeführt, welche dieser unter seine Photographien schrieb. Das eine Sprüchlein lautet:

„Sieht nicht dieses bärt'ge Haus
Wie ein Oberförster aus?
Hat an der Jagd doch keinen Geschmack,
Schießt lieber auf böses Menschenpack.“

Und das andere:

„Dies Bild hat etwas Fragliches,
Fast blasiert Behagliches,
Schielt, als ob es wenig tauge,
Etwas mit dem linken Auge.
Beide, wie sie einmal sind,
Grüßen Mann und Frau und Kind.“

Weitaus anspruchsvoller, ja so anspruchsvoll als möglich tritt Günthert's Schrift vor uns hin. Ein stattlicher Band, der nicht bloß Beiträge zu Vischer's Kenntnis bringen, sondern aus eigener Kraft „ein Charakterbild“ bieten will. Dieser Anspruch aber ist aus doppeltem Grunde abzuweisen. Auf den 214 Seiten wird uns allerdings aus Vischer's Äußerungen und Briefen neben Unwesentlichem auch Wesentliches und neben zahlreichem Detail, dessen Wiedergabe wir als überflüssig oder störend empfinden, auch anderes mitgeteilt, welches ein künftiger Biograph wohl wird nützen können, aber zu einem Charakterbild fehlt da noch sehr viel. Ferner aber hat sich Herr von Günthert die Sache doch etwas bequemer gemacht, als man dies thun darf, wenn man ein solches Ziel anstreben, geschweige denn erreichen will. Er verzeichnet, nach Jahren geordnet, so ziemlich alles, was er von 1861—1875 an Briefen von Vischer, an Äußerungen aus seinem Munde erhalten, aber nirgendwo findet sich auch nur der Anlauf zu einer zusammenfassenden Darstellung. Das soll im übrigen durchaus nicht beklagt sein. Die Art, wie Herr von Günthert das Material auswählt, macht uns durchaus nicht den Eindruck, als ob er der richtige Mann für diese höhere und schwierigere Aufgabe gewesen wäre. Wir bekommen einfach alles oder doch fast alles mitgeteilt, und wer sich etwa neben Vischer auch für Günthert interessiert, wird gleichfalls nicht zu kurz kommen. Aber neben Günthert spricht ja auch Vischer in dem Buche und Vieles wahrlich verdient gehört zu werden.

„Er war gut, gut wie Keiner! Er war der zartfühlendste Freund!“ Auch Günthert hätte Grund, dies auszusprechen, wie Keindl. Als Offizier in Ulm lebend macht er 1861 im Theater die Bekanntschaft Vischer's und sendet ihm darauf einige patriotische Lieder zu. „Wir wollen nicht verzagen,“ antwortet Vischer unter anderm aus Zürich, „unsere Stunde muß noch kommen; ja wenn ich auch die Erfüllung meines liebsten Traumes nicht erleben sollte, den Tag, wo unsere deutschen Heere siegreich aus dem Kampf heimziehen und wo es heißen wird, die schwäbischen Streiche sind wahrlich nicht die schlechtesten gewesen, — ich lasse doch von der Hoffnung nicht.“ Im nächsten Jahr besucht er Günthert in Ulm und nimmt von da ab an Freud und Leid seines Hauses treulich teil. — Beachtenswert ist aus den Briefen jenes

Jahres hauptsächlich eine Stelle über seinen dritten Teil des Faust:

„Goethe's Bild ist uns durch das altersschwache-unerquickeliche, allegorische Machwerk, zweiter Teil Faust, getrübt. Ich wollte dies Machwerk durch grobe, Aristophanisch-cynische, doch auch hanswurst-mäßig gutmütige Satire totmachen, von Goethe's ursprünglich reinem, echten Dichterbild wegätzen, sozusagen von dem altersschwachen an den jungen Goethe appellieren, der es einem Andern ebenso gemacht hätte, wie ich ihm: ich wollte die Deutschen befreien von dem Alp, womit dieses lästige Produkt der Senilität auf vielen liegt, an dem sie sich zergrübeln, womit sie sich unnötig placken, indem kein Mensch es versteht und Jedermann doch meint, er müsse sich Vorwürfe machen, daß es ihm nicht gefällt, da es doch von Goethe sei."

Daneben gehen Klagen über das schlechte Theater in Zürich: „Mir auch recht, denn ich habe keine Zeit fürs Theater," fügt er bei, aber wie jammerschade, daß unser bedeutendster Ästhetiker seine besten Jahre ohne diese Anregung verbringen mußte. Für ein gutes Theater hätte er sicherlich Zeit gehabt. Von seinem Blick für das theatralisch Wirksame geben auch jene beiden Analysen über „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans", welche Günthert nach mündlicher Rede aufgezeichnet, Zeugnis; manches darunter klingt freilich nicht recht Vischerisch, wenigstens im Ausdruck, ein Übelstand, der bei solcher nachträglichen Aufzeichnung nun einmal schwer zu vermeiden ist. Im Mai 1860 will er schon ernstlich an die neue Ausgabe der Ästhetik gehen:

„Nichts Angenehmes, denn es giebt mehrere dicke Bücher zu lesen, die höchst ermüdenden Inhalts sind und doch durchgearbeitet sein wollen. Mein Hauptaugenmerk muß sein, die Frage über das Verhältnis von Inhalt und Form im Schönen genauer zu nehmen, als in der ersten Ausgabe: ein feiner, heikler Punkt, ein Eimer voll Wasser, der behutsam getragen sein will, damit man nichts verschütte. Im Schönen soll kein Stoffinteresse walten und doch kein bloßes Formeninteresse. Man soll warm sein für den Inhalt und doch ohne Tendenz, begehren oder verabscheuen, rein harmonisch gestimmt — hier liegt der Has' im Pfeffer."

Auch von den politischen Exkursen aus jener bewegten Zeit ist im Gegensatze zu manchem andern, was die Briefe bringen, vieles auch heute noch lesenswert. So schreibt er im Januar 1864: „Mir sieht es jetzt aus oder riecht es vielmehr in der Luft nach einem großen, langen, blutigen Krieg. Geht er los, dann alsbald schlüpft aus der schleswig-holsteinischen Frage die deutsche heraus." Dasselbe Jahr sieht Vischer wieder in Ulm, die Freundschaft festigt sich, wie eine schöne Briefstelle vom Februar 1865 erweist:

„Ein Mann soll nicht über Einsamkeit klagen. Sie kennen aber die Stimmung des Sonntag-Heimwehs. Das Volk läuft, strömt nach dem Vergnügen. Ein denkender Mensch kann das nicht mitmachen und weiß, daß das Vergnügen nicht erjagt, nur gestohlen oder gefunden wird, und doch regt sich auch etwas in ihm, auch Faust fühlt eine Rührung. Der Mann geht nun nach Haus und arbeitet, studiert grade am Sonntag erst recht. Ist er nun im Übrigen menschlich gebettet, so hat er neben sich Zimmer, wo ein Weib, Kinder sind; er studiert, aber er weiß, daß er das Menschliche auch hat und so hat das Herz Ruhe. Ich habe aber Stunden, wo dann das Arbeiten allein nicht ausreicht, das Sonntags-Heimweh also und manches Werktags-Heimweh sich stärker regt, das Gefühl von Leere sich durch das geistige Bewußtsein des höchsten Inhalts nicht ganz austreiben läßt."

Ähnlicher Stellen giebt es manche. Auch von den mitgeteilten mündlichen Urteilen Vischer's hören wir vieles gern, anderes freilich ist trivial, wie es auch der geistreichste Mensch zuweilen spricht, nur soll man ihm dies eben nicht nachschreiben und noch weniger nach seinem Tode drucken lassen. Aus den Berichten über Vischer's Leben in Zürich, wie aus seinen Briefen gewinnen wir das Bild eines äußerst unbehaglichen Zustandes. Auch mit der Umarbeitung der Ästhetik will es nicht recht weiter gehen. „In der Ästhetik habe ich ein zweites Manuskript auch wieder kassiert, und bin jetzt am dritten." (1865.) Er möchte gern nach Stuttgart zurück, die Regierung beruft einen Andern. „Übersehen Sie nun meine Lage," schreibt er im Januar 1866, „in Karlsruhe eine willkommene Stätte und ein Amt, das nicht für mich paßt, in Tübingen ein Amt, das mit meinen Studien übereinstimmt und ein Aufenthalt, dessen tötliches Einerlei einem Kloster gleicht, in Zürich das Amt ebenfalls entsprechend, aber keine menschliche Existenz und heilloses Kreuz um meine Wohnung." Diese Sorge hat ein Ende, als er im März 1866 den Ruf nach Tübingen annimmt. Auch in den Briefen dieses Jahres, die besonders reichlich fließen, wäre eine strengere Auswahl zu treffen gewesen; es ist eine unbehagliche Zeit seines Lebens und die Briefe sind an einen Freund gerichtet; kein Wunder, daß sich manches herbe und ungerechte Urteil einmischt.

Doch auch an Gutem fehlt es nicht, wie außer dem bisher Mitgeteilten auch die folgenden Hinweise darlegen mögen. Echter Vischer ist z. B. die Äußerung auf Seite 100, wie er seine Vortragsthätigkeit auffasse, oder gleich darauf die lustige Geschichte von der Einladung zum König von Württemberg, auch die Schilderung eines Vortrags Vischer's aus dem Jahre 1867 in Stuttgart ist anschaulich. Höchst dankenswert, ein Baustein, den kein Biograph ungenützt lassen wird, ist jener Brief, wo Vischer zwischen dem Ruf nach München und dem Verbleiben in Tübingen schwankt; der Bericht über den gemeinsamen Ausflug nach München (1869) enthält manche hübsche Stelle, und auch in den Briefen bis 1870 finden sich neben vieler Spreu nicht wenige volle und schwere Fruchtkörner. So auf Seite 157:

„Warum ist in Shakespeare trotz der Gerechtigkeit seines Schicksals, das auf Trümmern immer wieder die Ordnung der Gesellschaft herstellt, trotzdem daß es nirgends an guten, treuen Menschen, an lieblicher, anmutvoller Tugend des Weibes fehlt — warum trotz alledem etwas Unversöhntes? Finsteres? Weil er nirgends ideales Leben darstellt; — Männer, die von einer Idee der echten Menschlichkeit aus die Welt umzuwandeln streben; es ist eigentlich nur sein Brutus, aber auch aus dem spricht entfernt nichts von der subjektiven Begeisterung für ein Staatsideal, die wir erwarten. Weil es nun keine solche Menschen giebt, deren Inneres von Humanität verklärt, durchweicht wäre, und die von solchem Innern aus handeln — was folgt? daß die Idee eigentlich kein Diesseits ist: wohl ein Diesseits im Sinne eines, aus dem Durcheinanderhandeln von Menschen und Ereignissen von selbst resultierenden Schicksalsgesetzes, aber kein Diesseits als Ideal in den Menschen, als reines Wollen und Streben. Man frage sich nur, ob hier etwas wie Schiller's Tell möglich wäre? Das Schicksal herrscht über bärenhafte Energie und Leidenschaft, die nur sich, ihre persönlichen Zwecke will, unbändige, blinde Kräfte."

Den Shakespeare-Studien machen die großen Ereignisse vom Sommer 1870 ein Ende. Vischer ist mit ganzer Seele dabei, aber doch immer wieder pessimistisch gestimmt. „Wir sind jetzt dies eine Mal einig, aber sind

noch nicht eins. Nach dem Kriege werden alle alten Schwierigkeiten auftauchen." Auch die gute Behandlung Napoleons ärgert ihn. Aber das sind doch nur Kleinigkeiten. Sein Herz fühlte sich freier, glücklicher als seit lange und die eigenen kleinen Leiden sind vergessen. Im selben Jahr übersiedelt Herr von Günthert nach Stuttgart. Darf man nach der kargen Ausbeute aus den nächsten Jahren schließen, so war der mündliche Verkehr nicht so intim, wie es der schriftliche gewesen. Die Tagebuchaufzeichnungen enthalten mehr über Mörike, der nun gleichfalls dort lebte, als über Vischer, und mit des Ersteren Tode (1875) ist auch das intime Verhältnis zu Vischer zu Ende: „Wir hatten viel verloren", schreibt Günthert auf der vorletzten Seite seines Buchs, „die Säule unseres Freundschaftsbundes war gebrochen!" Was den ersten Anlaß dazu gegeben, findet sich auf S. 135 ff. angegeben, eine kleinliche Historie, die man ungern liest, geschweige denn daß man versucht wäre, ihr nachzugehen.

Alles in Allem: das Buch enthält viel Gutes, aber es ist kein gutes Buch. Kein künftiger Biograph Vischer's wird es ignorieren können, und um dieser Bausteine willen kann man damit zufrieden sein, daß es erschienen ist. Aber für weitere Kreise, die Vischer noch nicht genau kennen, taugt es wenig, weil es ihr Urteil nicht klar bestimmen kann, und auch die Form muß den Leserkreis einschränken: ein Haufe von Quadern und kleinem Gestein, aber kein wohnlicher Bau.

Hingegen ist an der dritten Schrift in dieser formalen Beziehung fast alles zu loben, fast nichts zu tadeln. Ilse Frapan hat auch bisher jedem, welcher ihre Novellen kannte, als eine Schriftstellerin von großer Gewandheit, ja von wirklicher Kunst und Kraft der Darstellung gelten müssen. Ihr Vischer-Büchlein kann ihren Ruf nach dieser Richtung hin nur festigen und mehren. Es ist alles gut beobachtet, klar und plastisch vor uns hingestellt, in Ernst und Humor der richtige Ton getroffen. Wenn nur auch bezüglich des Inhalts immer die gleiche Taktfestigkeit zu rühmen wäre! Fräulein Frapan, eine Hamburgerin, kam 1883 nach Stuttgart, um Vischer's Kollegien zu hören und trat ihm dank der Güte, mit welcher er die Suchende und Strebende aufnahm, allmählich auch persönlich näher. Aber es waren doch nur drei kurze Jahre, der Abstand naturgemäß immer ein großer, und anders als vielen andern Besuchern, sofern er sie nur für ernsthafte Menschen schätzte, scheint ihr Vischer nie begegnet zu sein. Ihr Material also war ein vergleichsweise dürftiges und sie mag wohl gefunden haben, daß selbst eine so entschiedene Beobachtungs- und Darstellungsgabe wie die ihrige noch kein selbständiges Büchlein daraus formen könne. Und so hat sie denn alles herangezogen, was sie selbst wußte und an Sachlichem und Persönlichem von Andern erfahren konnte. Alles, und das war nicht gut. Keineswegs allein deshalb oder auch nur hauptsächlich deshalb, weil uns nun manches Unbedeutende mit aufgetischt wird, geschickt und schmackhaft zubereitet ist es ja auch; sondern weil dabei auch Dinge an die Öffentlichkeit gezerrt werden, deren Wiedergabe als grobe Taktlosigkeit gerügt werden muß.

Nur an dem ersten Abschnitt, welcher Vischer als Redner und Lehrer schildert, kann man volle und ungetrübte Freude haben. Die Persönlichkeit, die Sprechweise, sind vortrefflich geschildert, die einzelnen Mitteilungen über den Inhalt der Vorträge geschmackvoll ausgewählt, immer nur unter dem Gesichtspunkte, Vischer selbst zu beleuchten, nicht die Themen, die er bespricht. Auch machen die Citate unbedingt, auch in der Form, den Eindruck der Echtheit, nicht bloß im Inhalt, wie jene Günthert's. Die Darstellung gipfelt in folgenden Sätzen:

„So war Vischer im höchsten Grade sittlichend für das junge Geschlecht, das Vorbild eines weisen Jugendlehrers, dessen ganze Persönlichkeit beredt von der Schön[illegible] heit eines Lebens im Geist und in der Wahrheit predigte. Er glich, wenn er so zu uns sprach, dem Prospero, de[illegible] er so schön bezeichnet als „den krystallklaren Greises[illegible] der in der Welt schwebt", aber er war mit seiner Fr[illegible]e, seinem rüstigen, energischen Schritt, mit seinem Feuer in Begeisterung und Haß zugleich der ideale Jüngling, der ewige Jüngling, „dessen Wange glüht", wie die des andern Schwaben Schiller, „von jenem Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt," und so, mit diesem Jugendschein um das Haupt, wird er in den Herzen Aller, die das Glück genossen ihn zu hören, unverlierbar eingezeichnet bleiben."

Jenen aber, welche dies Glück nicht genossen, wird hier eine Anschauung davon. Dieser erste Abschnitt, wiederhole ich, ist nur dankenswert, und es ist schließlich pure Geschmackssache, wenn ich meine, daß er in schlichterer Darstellung und bei geringerer Bilder- und Citatenfülle vielleicht noch wirksamer geworden wäre.

Auch der zweite und dritte Abschnitt, „Bei sich daheim", und „Vischer in der Geselligkeit" enthalten viel Gutes. Das Beste, die Schilderung der Persönlichkeit sei hier wiedergegeben:

„Es ist merkwürdig, daß dieser eherne Charakter, dieser starke Mann, ein so zartes Gesicht hatte, ein Gesicht, das rührte und ergriff, eben so sehr wie der durchgeistigte Ausdruck desselben imponierte; eine ungewöhnliche Leidensfähigkeit sprach aus diesen feinen, leicht eingesunkenen Schläfen, die das blaue Adergeflecht durchschimmern ließen, wie bei der weichen, dünnhäutigen Jugend, ein Blick auf diese schmalen Wangen machte die Kämpfe ahnen, die dieser Mann mit sich selbst und Anderen bestanden: „O großer Buchbinder Weltgeist, warum hast Du mich zu fein eingebunden?" – Seine Züge trugen gewöhnlich den Ausdruck des Sinnens, des still und gesammelt bei sich daheim seienden Geistes; aber sobald er sprach, trat seine Seele wie ein freundlicher Wirt unter die Thür ihres Hauses, dem Gaste entgegen, und dann, sowie Etwas kam, was ihn besonders belebte, welch' ein Aufblitzen in den blauen Augen ... Das war um so mehr überraschend, wenn man sich bei nahem Betrachten überzeugen mußte, daß das linke Auge krank und matt in seiner Höhlung lag, das andere aber schien die Leuchtkraft beider zu vereinigen; es war ein Adlerauge, so mögen Luther's, Schiller's Augen geblitzt haben wider Trug und Gemeinheit."

Ebenso wird man gerne lesen, was die Verfasserin über seine Güte gegen sie sagt. Aber ich glaube, Vischer wäre, wenn nicht minder gut, so doch minder vertrauensvoll gegen sie gewesen, wenn er geahnt hätte, daß sie jede seiner Äußerungen über moderne Litteratur aufschreibe, um sie dann in ein Buch zu stecken. Gewiß sind wir auch für das verantwortlich, was wir sprechen, aber zunächst nur jenem gegenüber, zu dem es gesprochen ist, und vor allem aus jener Stimmung heraus, aus der das Wort fällt. Schon in einem Brief faßt man sich präziser und überlegt genauer. Der Öffentlichkeit gegenüber aber ist man nur für das verantwortlich, was man für die Öffentlichkeit bestimmt hat, und Niemand ist berechtigt, uns dadurch größere Verantwortlichkeit

dafür aufzubürden, daß er unser mündliches Urteil drucken läßt, und nun gar einem Toten, der weder berichtigen noch motivieren kann. Allerdings fällt gänzlicher Verzicht auf die mündliche Äußerung schwer, aber um so strenger muß sich dann der Berichterstatter selbst überwachen, nicht taktlos zu werden. Und Frl. Frapan hat sich einfach gar nicht überwacht; so wenig in der Darstellung ihr Geschlecht herauszufühlen ist, hier tritt es zu Tage. Sie sagt einfach alles, was sie gehört hat, ohne zu erwägen, wie inhuman es ist, Lebende durch das flüchtig hingeworfene Wort eines großen Toten schwer zu treffen, wie wenig mutig es ist, derartige Angriffe unter dem Schutze seines Namens in die Welt zu setzen, wie pietätlos es ist, ihn auf diese Weise etwas verantworten zu lassen, was er, wenn es seinen ernsten Absichten entsprochen hätte, öffentlich gesagt hätte. Derlei war bisher noch nicht Mode, und darum ist kein Wort der Abwehr scharf genug, damit es nicht zur Mode werde. Nicht die Rücksicht für die Lebenden läßt mich so sprechen, sondern jene für Vischer. Einzelne dieser Äußerungen sind geradezu geeignet, den ferner Stehenden Zweifel an der Lauterkeit und Vornehmheit seines Wesens einzuflößen. Mit Unrecht! wird sich freilich jeder Unbefangene bei näherer Prüfung sagen. Ein temperamentvoller Mann hat das heftige Wort im Ärger hervorgesprudelt, das ist alles, und nicht Vischer, sondern Frl. Frapan selbst ist es, welche schließlich die Zeche dieser verdrießlichen Händel zu bezahlen haben wird, wenigstens in der Vernünftigen Augen.

Dies Alles aber hätte viel gelinder vorgebracht werden können, wenn die Verfasserin ihr Unrecht nachträglich eingesehen und zum mindesten die zweite, eben erschienene Auflage des Buches von diesen Flecken gesäubert hätte. Sie hat dies aber nicht bloß nicht gethan, sondern in dem Vorwort sogar geflissentlich auf diese Stellen hingewiesen und sich soweit verstiegen, alle Jene, die durch ihre Taktlosigkeiten betroffen sind, zur Polemik gegen — Vischer aufzufordern. „Der Mund," ruft sie, „der dort redet, ist ja verstummt, Ihr aber lebt, Ihr habt ja vollauf Platz, gegen sein Ja! Euer Nein! zu setzen." Ich bin überzeugt, daß dieser fromme und pietätvolle Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird. Im Übrigen verweise ich auf die folgende Erklärung.

Noch haben wir, begann ich diese Anzeige, keine Biographie Vischer's. Mit dem Wunsch, daß sie uns bald und von berufener Hand beschieden sein möge, will ich schließen. Jene Empfindung, die uns Häuflein Männer durchzitterte, die wir an jenem Septembertage von 1887 zu Gmunden Vischer's Leiche zur letzten Ruhestätte geleiteten, daß es einer der größten und edelsten Deutschen unserer Zeit sei, dem wir trauervoll die letzte Ehre erwiesen, lebt in allen Gebildeten der Nation. Wir alle haben ein Recht auf ein solches Buch und wünschen, daß es uns bald beschieden sei.

Berlin. K. E. F.

Erklärung.

An den Gedenkschriften von Herrn Oberst v. Günthert und Frl. J. Frapan bin ich in keiner Weise beteiligt. Die Anfrage, ob ich zur Veröffentlichung von Briefen meines Vaters durch Herrn v. Günthert einwillige, habe ich allerdings bejahend beantwortet, aber mit der Bedingung, daß alles weggelassen werde, was privater Natur ist. Vor dem Druck ist mir weder der Inhalt dieses Buches, noch derjenige von J. Frapan's Erinnerungen mitgeteilt worden.

Die Letztere hat nicht nur allerlei bekannt gemacht, was in seinem ganzen Wesen intern ist und ausschließlich der Familie und den Freunden angehört, sondern auch vertrauliche Worte meines Vaters über Lebende. Zu ihrer Rechtfertigung beruft sie sich auf seinen Freimut: „Wer ein Buch von oder über V. in die Hand nimmt, der sollte auf Offenheiten gefaßt sein". Mein Vater war nach süddeutscher Art zu drastischer Reaktion gegen üble Eindrücke geneigt, zumal in mündlicher Unterredung. Doch wo er sein ganzes Urteil zu geben hatte, da trat seine Objektivität, seine Milde und Menschenfreundlichkeit in volles Licht. Wer seinen Charakter ganz kennt, der sieht in ihm bei aller Herbheit ein reichliches Maß von Zartgefühl und gütiger Anteilnahme. Aber eben deshalb ist auch zur Diskretion verpflichtet, wer ihn mit pietätvollem Gedenken würdigen will. Ich bin von dem guten Willen der Verfasserin überzeugt, muß es aber mißbilligen, daß sie sich über dies Gebot der Diskretion hinwegsetzt und Proteste förmlich herausfordert. Es ist überhaupt Sitte, bei solcher Herausgabe von Erinnerungen mehr Rücksicht auf die Lebenden zu nehmen. Man sollte nicht so ohne Weiteres als rundes Urteil hinstellen, was gelegentlich einmal im Gespräch geäußert worden ist; und die Rücksicht auf die Lebenden fällt hier mit der Rücksicht auf den Abgeschiedenen zusammen, der nicht mehr für solche Worte einstehen, sie nicht mehr zurechtrücken und ergänzen, Mißverständnisse nicht mehr abwehren kann.

Auch mich hat die Verfasserin irriger Beurteilung ausgesetzt. Mancher mag meinen, ihre Berichte seien mit meinem Wissen und Einverständnis herausgegeben. Sie hat die natürliche Pflicht übersehen, mir das Manuskript vorzulegen, und mich damit außer stand gesetzt, mir die Streichung derjenigen Stellen zu erbitten, welche einen falschen Anschein auf uns werfen könnten. So bin ich leider genötigt, mich durch den Hinweis auf eben diese Unterlassung freizusprechen.

Aachen, 15. Dezember 1889.

Professor Dr. Robert Vischer.

Litterarische Notizen.

— Das ablaufende Jahr hat dem deutsch-österreichischen Stamme seine beiden bedeutendsten Dichter geraubt: wenige Monate nach Hamerling ist — am 10. Dezember — Ludwig Anzengruber dahingeschieden. Sein früher Tod bedeutet den herbsten Verlust, welcher das deutsche Drama der Gegenwart hätte treffen können, aber auch als Novellist ist er unserer besten Einer gewesen und als Lyriker — obwohl er selbst sein Schaffen auf diesem Gebiete nie allzuhoch angeschlagen — immer hörenswert. Eines unserer nächsten Hefte wird seinem Andenken gewidmet sein.

— „Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke" betitelt sich eine Broschüre, welche ein Herr Dr. Maximilian Schmitz, Oberlehrer in Krefeld, „Inhaber des Ritterkreuzes der Rumänischen Krone und der fürstl. Hohenzollern'schen goldenen Medaille bene merenti", in Heuser's Verlag zu Neuwied am Rhein hat erscheinen lassen. Wir haben sie pflichtgemäß von Anfang bis zu Ende gelesen, glauben jedoch Anderen nicht erst davon abraten zu sollen, da dies ohnehin niemand freiwillig thun wird. Es ist ein Glück für den Herrn Verfasser, daß er sowohl das Ritterkreuz der Rumänischen Krone, als auch die fürstl. Hohenzollern'sche goldene Medaille bereits besitzt, denn auf Grund dieser Schrift würde er sie, sofern die königliche Dichterin nicht bloß eine begabte, sondern auch eine geschmackvolle Frau ist, sicherlich nicht erhalten. Es hat alles seine Grenzen. Wir finden es nicht unbegreiflich, sondern sogar bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, wenn die Werke einer Königin von vielen Kritikern eingehender besprochen werden, als die einer bürgerlichen Frau: die Persönlichkeit der Verfasserin erweckt eben von vorn herein Interesse. Ja noch mehr; es muß nicht gerade auf Servilismus des Kritikers deuten, wenn er diese Werke unwillkürlich wärmer würdigt und sich im Tadel größere Rücksicht auferlegt. In einer Zeit, da die Großen dieser Erde vielem Anderen mehr zugeneigt sind, als der Pflege der Ideale, muß eine Erscheinung wie die der rastlosen Schriftstellerin auf dem Rumänischen Throne doppelt sympathisch berühren. Aber von da bis zu der Tonart, wie sie hier angeschlagen wird, ist noch ein weiter Abstand und dazwischen gähnt die tiefe Kluft, welche die warme Anerkennung von der servilen Lobhudelei und den Geschmack von der Geschmacklosigkeit scheidet. Daß der Herr Oberlehrer ein schlechtes Deutsch schreibt, ist noch das Geringste. Daß er, wo es immer angeht, mit der Schere arbeitet und andere Kritiker, sofern ihm ihr Lob enthusiastisch genug klingt, citiert, dafür sind wir ihm sogar dankbar, denn derlei unterbricht doch wenigstens den Flug seiner eigenen stolz dahinflutenden Prosa. Aber daß sich in dem ganzen Buch auch nicht eine einzige neue Notiz zur Biographie der Dichterin, ja nicht ein einziges charakteristisches Lob findet, sondern alle 16 Bücher, welche Herr Schmitz bespricht, in derselben öden, geistverlassenen, phrasenhaften Weise in den Himmel gehoben werden, hat uns schließlich doch die Geduld ausgehen lassen. Wir schätzen Carmen Sylva nicht im entferntesten so hoch, wie Herr Schmitz, aber ihr rastloses Streben hat uns doch genügende Sympathien eingeflößt, um uns aussprechen zu lassen, daß sie eine derartige Ovation nicht verdient hat. Bewunderer von dem Schlage des Herrn Oberlehrers sind gefährliche Leute; wären wir an Stelle der Königin, wir würden ihm drohen lassen, ihm das Ritterkreuz der Rumänischen Krone samt der fürstl. Hohenzollern'schen goldenen Medaille wieder wegnehmen zu lassen, wenn er auch nur noch eine Zeile über Carmen Sylva schreiben sollte.

— Es ist uns höchst erfreulich, unsern Lesern mitteilen zu können, daß die zweite Auflage von Goedeke's Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung in absehbarer Zeit vollendet vorliegen wird. Wie bekannt, entschloß sich der damals bereits hochbetagte Verfasser 1883 an diese neue Auflage des Riesenwerkes zu gehen, welches zum eisernen Bestande der Bibliothek jedes Litteraturforschers, ja jedes ernsthaften Freundes des deutschen Schrifttums gehört. Der erste Band erschien 1884. „Ob die Kräfte," schrieb Goedeke in seinem Vorwort, „bis zum Schluß so ausreichen werden, steht bei Dem, der mir gegönnt hat, dieselben bis in das 71. Jahr zu gebrauchen." Schon dieser erste Band bewies, daß es sich um eine so gründliche Umarbeitung und umfassende Bereicherung handelte, daß das Staunen, wie ein Einzelner ein solches Werk unternehmen konnte, ins Ungemessene wuchs. 1886 lag der zweite, 1887 der dritte Band vollendet vor. Die drei Bände reichten bis zum siebenjährigen Kriege. Das Material, welches in der ersten Auflage den ersten und kaum ein Drittel des zweiten Bandes gefüllt, hatte nun schon drei Bände in Anspruch genommen. Darüber starb Goedeke und obwohl kurz darauf die Nachricht durch die Blätter ging, daß die Verlagshandlung seine sämtlichen Vorarbeiten erworben, so durfte man doch die Möglichkeit einer Fortsetzung ernstlich in Zweifel ziehen. Wer unter den Lebenden wäre Goedeke an bibliographischem Wissen und vor allem an Fleiß ebenbürtig? Unter diesen Umständen scheint uns die Verlagshandlung richtig gehandelt zu haben, indem sie einen Redakteur bestellte, welcher die einzelnen Paragraphen unter eine Reihe von Mitarbeitern aufteilte. Mit dieser redaktionellen Leitung wurde Herr Professor Edmund Goetze in Dresden, der sich durch einige Monographien über die Meistersänger, insbesondere über Hans Sachs bekannt gemacht hat, betraut. So ist denn nun die Fortsetzung und Vollendung des Werkes in sicherer Aussicht und das eben erschienene erste Heft des 4. Bandes beweist, daß sie verläßlichen Händen anvertraut ist. Das Heft reicht von Bodmer bis Lessing. Eine Vergleichung, die wir an einzelnen Stellen vorgenommen, erweist, daß das Programm, welches die Verlags-Handlung (L. Ehlermann in Dresden) aufgestellt, genau eingehalten wird. „Wir glaubten," sagt sie in einem beiliegenden Prospekt „bei der Fortführung des Grundrisses vor allem darauf Wert legen zu sollen, daß sowohl die Anordnung, wie auch der Text in der von dem Verfasser geschaffenen Weise nach Möglichkeit erhalten bleibe. Andrerseits aber betrachteten wir es als wichtigste Aufgabe, die von Goedeke angestrebte und in bewundernswürdiger Weise erreichte Vollständigkeit und Genauigkeit auch für die neue Auflage zu einer möglichst vollendeten zu gestalten." Die Vorbedingungen zu einer würdigen und vergleichsweise raschen Lösung der schweren Aufgabe scheinen nun gegeben. Es ist lebhaft zu wünschen, daß der Schein nicht trüge und uns das unentbehrliche Buch bald in seiner neuen Gestalt vollendet vorliege.

— Harmlos, auf jeder Seite lustig, aber nicht auf jeder geschmackvoll sind die „vertraulichen Mitteilungen": „Aus den Memoiren eines Wickelkindes", welche Julian Weiß im Verlage von Albert Unflad in Leipzig hat erscheinen lassen. Der junge Autor, welcher in Budapest das Feuilleton eines deutschen Blattes leitet, hat sich durch einige hübsche humoristische Beiträge für deutsche Blätter, sowie durch eine Reihe recht witziger Epigramme nicht unvorteilhaft eingeführt; ob das vorliegende Buch geeignet ist, den Erwartungen, die man auf die Entwicklung seiner Begabung setzen durfte, zu entsprechen, möchten wir nicht gerade bejahen, ohne andererseits dem Büchlein den Zugang in jene Kreise, welche sich für drastischen Humor interessieren, erschweren zu wollen. Die komische Wirkung wird hauptsächlich hervorgerufen durch den Gegensatz, in welchem eben die Kindlichkeit des Memoirenschreibers mit dem gebildeten, strengkritischen Ausdruck seiner Aufzeichnungen steht. Daß diese Wirkung für einen ganzen Band nicht ausreicht und allmählich ihren Reiz einbüßt, liegt auf der Hand. Hingegen bleibt eine andere Würze auch den späteren Kapiteln erhalten. Der Autor weiß die Leiden und Freuden, die ein kleiner Schreihals über die Familie bringt, anschaulich und lebhaft auszumalen. Strengeren litterarischen Ansprüchen kann das Buch nicht genügen, als Zeitvertreib mag es empfohlen sein.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VII. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Januar 1890.

Judith Trachtenberg.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

So traf ihn die alte Dienerin; sie brachte die Briefe, die in seiner Abwesenheit eingelaufen und fragte, ob er das Nachtessen wünsche. Er lehnte es ab, setzte sich hin und versuchte die Briefe zu lesen. Es gelang ihm nicht, nur ein Schreiben fesselte ihn. Der ehemalige Schüler Bergheimers, Herr Berthold Wertheimer in Breslau, teilte in wohlgesetzten Worten mit, daß er, auf einer Geschäftsreise durch Galizien begriffen, nächstens seine persönliche Aufwartung machen werde. „Das ist nun auch vorbei," murmelte der alte Mann schmerzvoll. „Ich werde mich glücklich schätzen, wenn das arme Kind in einem, in zwei Jahren genesen sein wird."

Während er so gramvoll brütete, überhörte er ein Klopfen an der Thüre und blickte erst auf, als der Besucher vor ihm stand. Es war Herr von Wroblewski. Mit wehmutsvoller Miene streckte er dem Juden die Hand entgegen. „Pani Nathaniel," sagte er weich, „ich weiß Sie in Sorgen und Schmerzen, da darf der treue Freund nicht fehlen!"

Im Antlitz des alten Mannes zuckte es, er bezwang sich. Die dargebotene Hand nahm er nicht, aber die Stimme klang ruhig, als er fragte: „Und was hat mir der treue Freund zu sagen?"

„Mein Gott, wie Sie mich dabei ansehen! Als ob ich daran schuldig wäre. Da thäten Sie mir Unrecht, auf Ehre! In meinem Hause ist zwischen den beiden jungen Leuten nie ein verfängliches Wort gefallen, und ich war starr vor Staunen, als ich von der Sache erfuhr . . ."

„Schön!" sagte der Jude, noch immer kalt und gemessen. „Aber Sie verlangen nicht, daß ich es Ihnen glaube?! . . . Wozu die Komödie? Was führt Sie zu mir?"

„Pani Nathaniel, Sie kränken mich! Es war wirklich nur die alte Freundschaft, auf Ehre. Und dann bin ich ja gewissermaßen an der Sache beteiligt. Sie mögen mich behandeln, wie Sie wollen, ich werde doch meine Pflicht thun. Als Ehrenmann, als Ihr Freund. Ich werde morgen oder, wenn Sie es wünschen, noch heute zu dem Grafen gehen und ihm sagen: „Sie haben das junge Mädchen in meinem Hause kennen gelernt; ich habe daher das Recht, Sie daran zu erinnern, daß Sie im Begriff sind, ein Verbrechen an einer ehrenhaften Familie zu begehen. Und ich beschwöre Sie, jeden weiteren Versuch zu unterlassen." Ja, das will und werde ich thun!"

„Gut. Thun Sie, was Sie nicht lassen können!"

„Aber mein Gott, sind Sie etwa nicht einverstanden? Es ist der einzige Weg auf den Grafen zu wirken. Und einen bessern Vermittler können Sie ja nicht finden."

„Gewiß — wenigstens keinen ehrlicheren. Aber ich brauche überhaupt keinen Vermittler in dieser Sache. Ich habe meiner Tochter verboten, je wieder mit dem Grafen oder Ihnen und Ihren Damen auch nur eine Silbe zu sprechen. Und weil sie ein gutes Kind ist, ein jüdisch Kind und im Gehorsam gegen den Vater erzogen, so wird sie gehorchen, es mag ihr nun leicht oder schwer fallen . . ."

Herr v. Wroblewski lächelte. „Aber heißt das nicht das Kind mit dem Bade ausschütten? Vielleicht giebt mir der Graf die Antwort: ‚Ich meine es ernst; und will das Mädchen heiraten!' Möglich ist's ja . . ."

„Auch dies würde nichts an der Sache ändern. Ich würde Nein sagen und Judith weiß es, nicht aus Abneigung gegen den Christen, sondern weil eine solche Ehe das sichere Unglück für Beide wäre.“ Er erhob sich.

„Das kann nicht Ihr letztes Wort sein!“ rief der Kommissär. „Oder doch? Sie stoßen die Hand des Freundes zurück?“

„Ja,“ erwiderte der Jude kurz. „Ich nehme Ihnen nicht übel, daß Sie gekommen sind,“ fuhr er im Tone unsäglicher Verachtung fort, „denn jeder Mensch muß nach seinen Grundsätzen handeln. Ihr Grundsatz, als Richter, wie als Privatmann lautet: sich von beiden Parteien überzeugen zu lassen. Der Graf hat Sie bereits überzeugt, nun soll ich es thun. Ich verzichte aber . . .“

Wroblewski wechselte die Farbe, sein Gesicht verzerrte sich in Haß und Wut. Mühsam suchte er sich zu fassen. „Aber Pani Nathaniel,“ murmelte er, „man muß mich bei Ihnen verleumdet haben! Vielleicht der Bürgermeister! O wenn Sie wüßten, wie seine Frau . . . Es fiele mir wirklich schwer, mit diesem Mißton von Ihnen zu scheiden.“

„Und doch,“ sagte Trachtenberg und richtete sich empor, „werden Sie sich darein finden. Ich müßte sonst meinen Kutscher rufen!“

Als der Kommissär wieder im dunklen Flur stand, mußte er sich an den Thürpfosten halten; die Bestürzung, die Wut drohten ihn zu übermannen. „Das sollst Du mir büßen!“ stöhnte er, „büßen! . . . büßen!“ — wohl an die zehn Male wiederholte er das Wort. Dann trat er auf die Straße und ging sinnend auf und nieder. Endlich war sein Entschluß gefaßt. „So wird's gehen . . . Und heute muß es sein . . .“ Er blickte nach der Uhr. „Neun! also bequem Zeit!“ Raschen Schrittes schlug er die Straße zum Schlosse ein.

Eine halbe Stunde später stand er vor dem Grafen. Der junge Mann hatte sich eben von seiner Mahlzeit erhoben.

„Sie wollen sich nach dem Brief erkundigen?“ fragte er. „Es ist besorgt!“

„Ich habe nicht gezweifelt und bin nur gekommen, um Ihnen meinen Dank durch die That zu sagen.“ Hastig berichtete er, was geschehen, natürlich in zweckmäßiger Darstellung. „Es muß eine entsetzliche Szene gewesen sein. Das Mädchen schwor, daß es nie von Ihnen lassen könne, der Alte, daß er sogar Ihre Werbung als einen tödlichen Schimpf betrachten würde. Nun hat er sie in ihr Zimmer gesperrt und morgen, in grauer Frühe, wird er sie fortschleppen, zu Verwandten, in irgend ein anderes Ghetto; wer weiß, wohin. Das Mädchen ist Ihnen verloren, wenn Sie nicht rasch handeln . . .“

Der Graf ging erregt auf und nieder. „Was soll ich thun?“ fragte er.

„Es wäre schlimm, wenn Sie meiner bedürften, um dies zu erfahren!“

„Eine Entführung! Aber das ist eine Gewaltthat . . .“

„Die noch nie vorgekommen ist! Übrigens können Sie ruhig sein, Sie werden kein Hindernis finden. Ich kenne das Zimmer des Mädchens.“

„Und wenn sie sich weigert?“

„Hat sie sich geweigert, in den Park zu kommen? Und sie sollte sich weigern, mit Ihnen zu fliehen, jetzt, nachdem der Alte thöricht und fanatisch genug war, ihr zu sagen, daß er sogar in eine Ehe nie willigen würde?“

„Aber sie wird einen Schwur von mir verlangen!“

„So schwören Sie! „Schwüre der Liebenden“ — kennen Sie das Liedchen nicht? Übrigens scheinen Sie schon einige Gewandtheit in dieser schwierigen Situation zu haben. Sind Sie ohne Schwüre so weit gekommen, so wird es Ihnen auch in der Folge glücken!“

„Es geht nicht . . . Mein Gewissen erlaubt es nicht!“ Und während er so sprach, stand vor seinen Augen das Schlößchen, welches er fünf Stunden von hier, am Rand des Waldgebirges besaß und der Wagen hielt vor der Pforte und er trug die Geliebte in seinen Armen hinein.

„Ihr Gewissen?“ fragte der Kommissär. „Darüber können natürlich nur Sie entscheiden! . . Überlegen Sie sich die Sache — Sie haben ja noch einige Stunden Zeit. Wollen Sie es wagen, so lassen Sie Ihre Equipage gegen ein Uhr in der Straße hinter dem Hause halten, natürlich mehrere hundert Schritte von der Hofpforte. Ich meinerseits werde um diese Stunde am offenen Fenster, an der Vorderseite, frische Luft schöpfen. Sehe ich Sie mit dem Glockenschlage unten, so öffne ich Ihnen das Thor. Wie gesagt, überlegen Sie es recht gründlich. Gute Nacht, oder auf Wiedersehen.“

Er wandte sich zum Gehen, eine Bewegung des Grafen hielt ihn zurück. „Nur eine Frage . .

Trachtenberg hat seiner Tochter gesagt, daß er sogar meine Werbung zurückweisen würde . . . Ist das wahr?"

„Hab' ich jemals gelogen?" fragte Herr von Wroblewski gekränkt und fuhr im selben Atemzuge lächelnd fort: „Halten Sie mich für dumm? Werd' ich etwas behaupten, von dessen Unwahrheit Sie sich so bald durch eine kurze Frage an das Mädchen überzeugen könnten? Lernen Sie mich besser kennen, lieber Graf!"

„Also wirklich? Sein Fanatismus geht so weit? . . ."

„Das wundert Sie doch nicht? Sind wir denn in den Augen dieser Leute überhaupt Menschen? Und wenn dieser Umstand Ihr Gewissen nicht erleichtern kann . . . Aber das ist Ihre Sache!"

Er verbeugte sich und ging.

Es war vier Wochen später, ein wüster, häßlicher Novembertag. Dicht hingen die grauen Schneewolken hernieder, zuweilen, wenn der träge Wind sie noch tiefer hinabpeitschte, fielen die Flocken herab und wurden zu Wasser in der Luft, zu Kot auf dem Erdreich. Und zwischen dem schlüpfrigen, aufgewühlten Boden und der niedrigen Wolkendecke lagen die Nebel, dicht und endlos und unbeweglich; der laue West, der zuweilen die oberen Luftschichten durchstrich, den Schnee zu Flocken löste, drang nicht so tief hinab; wie festgekeilt lagen sie da und das graue Meer verschlang jeden Ton und jede Farbe; selbst das schärfste Auge konnte nur wenige Schritte weit sehen. Wie ausgestorben lag die Haide; der Mann, der von Westen, aus den Bergen her, einen leichten Wagen dem Städtchen zulenkte, begegnete niemand, den er um den Weg fragen konnte. Der Wagen war leer, und die feurigen Rappen, mit denen er bespannt war, flogen, wenn er ihnen die Zügel ließ, dahin, daß der Kot der Straße wie in Wellen emporschlug, aber ungewiß jagte der Mann in die graue Dämmerung hinein; nun war's um die Mittagszeit und es war nicht heller, als am Morgen, da er aufgebrochen. „Fahr' zu, Fedko, es geht um Tod und Leben," hatte ihm der Kastellan gesagt, da er ihn aussandte, und er wußte ja selbst, um was es sich handelte — wieder ließ er die Zügel schießen — da stand plötzlich der Wagen, hoch auf zuckten die Pferde, umsonst, der zähe Morast ließ sie nicht mehr, bis über die Kniee waren sie eingesunken. Der Mann sprang ab, nun klebte auch er fest; er mußte bei einer plötzlichen Biegung des Weges von der Heerstraße ins weiche Ackerland gekommen sein. Ratlos stand er da; was thun, wohin sich wenden! — „Jesus Maria," schrie er auf, „vielleicht stirbt sie inzwischen!" Da klang ihm plötzlich ein ferner Ton ins Ohr, er lauschte auf — das war das Mittagsgeläute vom Turm der Dominikaner. Er faßte die Pferde am Zügel und peitschte auf sie los, daß sie sich wild aufbäumten, so brachte er, dem Klang nach, den Wagen auf die Straße zurück. Und da hob sich schon aus dem Nebel das rote Kreuz am Eingang des Städtchens, da war die Wegemaut — noch fünf Minuten und er hatte dem Kommissär den Brief übergeben.

Es sollte viel länger währen. Als er die ersten Häuser erreicht, traf er auf Menschen. „Gebt Raum!" schrie er, dann aber mußte er im Schritt fahren und als er den Eingang der Straße erreicht, die er passieren mußte, ging es nicht weiter: ein dichter Menschenknäuel erfüllte sie; die ganze Bewohnerschaft des Städtchens stand da festgekeilt; Christen und Juden, Männer und Weiber, und drängte bald vor und bald zurück, aber kein lauter Schrei ward hörbar; sie flüsterten nur und selbst als der Kutscher vorwärts wollte, mahnten sie ihn halblaut ab „Siehst Du nicht: ein Begräbnis!" Der Mann fügte sich darein und drängte den Wagen dicht an die Mauer des Klosters. Er fragte nicht, wem es gelte — was ging's ihn an? Und das war vielleicht gut für ihn, und gut, daß er nicht die Livree seines Herrn trug, des Grafen Agenor Baranowski.

Es waren die Ärmsten, die sich hier versammelt und des Zuges harrten, um sich ihm anzureihen, Knechte, Tagelöhner und Bettler, rohes Volk, welches sonst seine Tage dumpf und stumpf dahinschleppte, von keiner Freude belebt, keinem Schmerz getroffen, es sei denn der Sorge für das eigene, armselige Dasein. Dieser Tote mußte ihnen viel gewesen sein; mit erregten Mienen standen sie da; wollte Einer eine laute Frage thun oder ungestüm vorwärts drängen, so wiesen ihn die Andern zur Ruhe. Und unter den jüdischen Männern war keiner, der nicht einen Einschnitt in sein Gewand gethan; sonst wird dies Zeichen der Trauer nur für Verwandte getragen; dieser Tote schien Allen verwandt. Nur wenn eines der Weiber aufschluchzte, ging ein Flüstern durch die Menge, und nicht bloß der

Schmerz, auch die Empörung schien in den Gemütern zu walten; auch ein dumpfer Fluch ward zuweilen hörbar und lief von Mund zu Mund.

Vom Trauerhause her klang Schreien und Weinen. „Es ist seine Schwester aus Tarnopol mit ihren Kindern,“ murmelten die Leute, „der Sohn ist ja noch nicht da!“ Dann hob sich ein dumpfer Ton in den Lüften, schwoll an und verschwamm — das kurze Gebet, welches die Mitglieder der Begräbnis-Brüderschaft sprachen, ehe sie ins Haus traten, die Leiche zu holen. „Gebt Raum,“ ging es nun durch die Reihen, die Leute drängten eng zusammen und ließen die Mitte der Straße frei. Einige kletterten auf den Wagen des Grafen, der Kutscher wehrte es ihnen nicht, er sprang vom Bock herab und machte sich bei den Pferden zu schaffen. Er war ja nur ein armer, roher Knecht, und als er in jener Nacht vor vier Wochen seinen Herrn und das Judenmädchen in das Schlößchen am Rand der Karpathen geführt, da war seine Schuld daran nicht größer, als jene der Pferde, die er lenkte, dennoch war es ihm peinlich, so vor aller Augen auf dem erhöhten Sitz zu bleiben; nun wußte er, wen sie vorbeitragen würden.

Aber ehe dies geschah, sollte noch ein anderes Ereignis die Gemüter erschüttern. Vom Eingang der Straße her klang plötzlich ein gellender Schrei, dann wildes Lärmen und Rufen. „Rafael!“ schrieen die Leute auf, „der Sohn ist gekommen!“ — bis an das Trauerhaus drangen die Worte; ein neues Gebet, das von dorther hörbar geworden, brach kurz ab. Die Ordnung war gelöst, stürmisch drängte die Menge vor, der Wegmaut zu. Da keilte sie sich wieder fest; Alle fragten, ob es wahr sei und wo er geblieben, Niemand wußte Antwort. Endlich gab einer der Ordner den Vordersten Bescheid und die gaben ihn weiter: Rafael habe vom Mautner erfahren, daß er zu spät gekommen und sei ohnmächtig zusammengesunken, doch habe er sich rasch erholt und sei nun von der Hofseite ins Haus gebracht worden, vom Vater Abschied zu nehmen. „Zurück! Der Zug beginnt bald!“ Sie gehorchten und formierten sich wieder zum Spalier. Aber der Zorn und Schmerz äußerten sich nun lauter, als früher; gellend klang der Klageruf der Weiber, die Männer ballten die Faust und fluchten Judith und dem Grafen. Tiefer zog der Fedko die Kapuze ins Gesicht. „Und dabei wissen sie noch nicht,“ dachte er, „was heut' Morgen drüben geschehen ist!“ Wahrlich, er hätte mit seinem gräflichen Herrn nicht tauschen mögen.

Einige Minuten später schien drüben das letzte Wiedersehen vorbei. Wieder begann das Gebet; dumpf und schwer und feierlich hallten die Kehllaute des hebräischen Spruchs durch die trüben Lüfte. Dann ordnete sich der Zug; voran die Knaben der Gemeinde, an der Spitze fünfjährige Kinder, alle im langen, schwarzen Gewand, von den Lehrern geleitet. Paarweise zogen sie dahin, schweigend, bis sie auf ein Zeichen mit hellen Stimmchen ein Gebet anstimmten, ganz kurz, als hätten die hundert Kinderkehlen plötzlich einen Schrei des Schmerzes gefunden. Aber es war nur ein Spruch für den Frieden des Toten — „Amen! Amen!“ hallte das dumpfe Echo aus den Reihen, die sie durchzogen. Dann kamen die Jünglinge, endlich die Männer, auch sie in ihrem besten Gewand, dem Kaftan von Tuch oder Seide, und Jeder hatte es auf der Brust aufgeschlitzt, daß man den Riß weithin sah. Einige beteten leise, die Meisten zogen mit düsterem Antlitz, tief gesenkten Hauptes dahin. Dazwischen klang gellend der Ruf der Totenwächter: „Rettet die Seele!“ indem sie den Zuschauern an langen Stöcken die Klingelbeutel entgegen hielten. Nun nahte im langen Sterbegewande die Begräbnis-Brüderschaft, den Leib in einen weißen Leinwandkittel gehüllt, das Haupt mit dem weißen Betmantel bedeckt, in ihrer Mitte, auf einem Schragen von sechs Männern getragen, die Leiche, die Füße nach vorn gekehrt, nur von einer weißen Decke, nicht von einem Sarg umhüllt, daß die Umrisse sichtbar waren. Die Frauen schluchzten auf, die Männer schlugen sich an die Brust und murmelten: „Friede! Friede!“ Aber nachdem die andere Hälfte der Brüderschaft, die allein den Toten umgeben darf, vorbeigezogen, und die Leidtragenden sichtbar wurden, da faßte stärkere Bewegung die Menge und ein anderer Ruf drängte sich auf ihre Lippen. Noch im Reisegewand, von Kot bespritzt, schritt Rafael einher, er mußte sich den Schnitt auf die Brustseite des Gewandes so gewaltsam beigebracht haben, daß er bis auf die Haut gegangen, denn einige frische Blutflecken waren an den Rändern sichtbar; fahl, aschenfahl war sein Antlitz, daß sich das schwarze Haar doppelt scharf abhob; die Züge wie versteint. Hoch aufgerichtet schritt er dahin, die Augen starr auf den Schragen, des toten Vaters Haupt, gerichtet. Die Stütze des Oheims, der neben

ihm ging, lehnte er ab; nur die tief herabgezogenen Mundwinkel, die halbgeöffneten Lippen verrieten, welcher Schmerz ihn durchtobte; nicht wie ein Leidtragender, wie Einer, der Rache erbrütet, schritt er dahin. „Der Ärmste!“ schluchzte zuweilen ein Weib, aber die Männer schwiegen und sahen ihn angehaltenen Atems an und als Einer rief: „Räche ihn! Wir helfen Dir!“ — da scholl es plötzlich von hundert Lippen nach, als hätten sie alle darauf geharrt. Erschreckt blickten der Stadtarzt und die Vorsteher, die hinter Rafael gingen, zurück, denn ihnen folgten die christlichen Honoratioren, an ihrer Spitze der Bürgermeister, auch Herr von Variassy hatte sich mit seinen Offizieren eingefunden; der Kreiskommissär fehlte. Langsam schritt der Zug in das Nebelmeer, die triefende Haide hinaus, dem „guten Orte“ zu, wie der Jude des Ostens den Friedhof nennt; wer gehen konnte, schloß sich an. Bald hatte Fedko die Bahn frei, gleichwohl schien es ihm richtig, an der Hofseite vorzufahren, als hätte er ein heimliches Geschäft, welches selbst dies trübe Tageslicht nicht vertrug.

Die Treppenthür zum ersten Stockwerk war verriegelt, als der Kutscher daran pochte, trat einer der beiden Husaren, die scheinbar müßig im Flur auf und abgegangen, heran und fragte nach seinen Wünschen. Nachdem er Bescheid gethan, klopfte der Soldat zwei Male an die Thüre, wieder war's ein Husar, der öffnete und ein Vierter stand oben auf der Treppe. Endlich kam auch die Köchin des Kommissärs zum Vorschein. „Unser Herr ist vor Angst krank,“ flüsterte sie dem Fedko zu, „er fürchtet sich vor den Juden. Darum haben wir auch die Einquartierung. Dich wird er wohl vorlassen.“ In der That durfte der Kutscher nach einigen Minuten eintreten.

Der Kommissär saß im Lehnstuhl, er sah übel aus. Aber noch blasser und erregter wurde sein Gesicht, als er den dargereichten Brief überflog. Er enthielt nur zwei Zeilen: „Es ist ein Unglück geschehen, ich bin ratlos. Kommen Sie augenblicklich und bringen Sie den Stadtarzt mit.“ Er schnellte empor. „Was ist geschehen?“ fragte er bebend.

„Wenn es nicht im Briefe steht —“ begann Fedko zögernd und verstummte wieder.

„Aber so sprich doch! Ich soll nach Borky kommen, den Arzt mitbringen — mir kann's also kein Geheimnis bleiben! Die Jüdin scheint krank zu sein?“

Der Kutscher nickte. „Sehr krank!“

„Sie hat sich wohl ein Leid angethan?“

Der Mann schwieg.

„Aber so rede doch! Wie ist das Unglück geschehen? Der Arzt muß ja geeignete Mittel mitbringen . . .“

„Sie — sie ist in den Schloßteich gefallen . . .“

„Wann?“

„Heute, in der ersten Frühe. Der Herr Graf schlief noch“

„Wer hat sie gerettet?“

„Der Kastellan und ich. Es war ein schwer Stück Arbeit, denn sie wehrte sich sehr gegen uns. Erst als sie besinnungslos war, konnten wir sie ans Ufer bringen.“

Der Kommissär ging erregt umher. „Auch das noch!“ stöhnte er vor sich hin. „Der Skandal war doch wahrhaftig schon groß genug. . . . Aber was soll ich dabei?“ fuhr er laut fort. „Den Arzt könntest Du ja selbst holen. Freilich nicht den Stadtarzt! Unsinn! Der ist ja selbst ein Jude! Und das einzige Gute ist noch, daß sie vorläufig den Ort nicht kennen. Ich werde Dir eine Zeile an den Regimentsarzt in Roskowka mitgeben.“

Er trat an den Schreibtisch und setzte die Feder an. Aber nach wenigen Strichen hielt er inne. „Höre, Fedko,“ sagte er, „das ist doch ganz rätselhaft! Gestern Mittags ist der Jude gestorben, heut' Morgens ist drüben das Unglück geschehen — wer zum Henker hat es dem Mädchen so rasch gemeldet?“

„Niemand, Herr,“ erwiderte der Kutscher. „Es ist kein Fremder im Schlößchen gewesen. Das weiß sie noch nicht . . .“

„Aber welchen andern Grund könnte sie haben?! . . . Überspanntes Frauenzimmer! Lebt da in tausend Freuden mit ihrem Ga—“

Mitten im Worte brach er ab. Dieser ruthenische Tölpel da glotzte ihn so sonderbar an. Schlimm, dachte er, sehr schlimm . . . dann wiederholt sie's auch . . . Und das darf nicht sein — noch dieser Skandal und ich bin verloren . . . fort müssen sie beide, fort . . .

Er erhob sich vom Schreibtisch „Ich fahre mit Dir!“ Er trat ans Fenster und lugte auf die Gasse hinab, sie lag völlig verödet. „Wo hält der Wagen? An der Hofpforte? Sehr gut. Da können wir unbeachtet nach Roskowka kommen. Diese dummen Juden haben mir nämlich gestern Abend drohen lassen . . .“

Er ließ den Kutscher ins Vorzimmer treten

und kleidete sich eilig an. Frau Anna kam hinzu, er teilte ihr den Zweck seiner Fahrt mit; die beiden Gatten wechselten kurze, aber kräftige Abschiedsworte. Sie faßte seine Thätigkeit in der Sache in ein einziges Wort zusammen und wünschte, daß er auf der Fahrt den verdienten Lohn dafür finden möge; er dankte mit einem Hinweis auf den Prior und den Rittmeister. Dann schritt er die Treppe hinab und warf, als er vorbei mußte, einen scheuen Blick nach der weitgeöffneten Thüre des Sterbezimmers. Die Fenster waren verhangen, die Spiegel gegen die Wand gekehrt; in einem Winkel des halbdunklen Gemachs brannte eine Oellampe, das „Seelenlicht" und über die Dielen lief ein leises Knistern, als atmeten sie, von der unheimlichen Last befreit, auf.

Den Beamten überflog ein Schauer, hastig durcheilte er den Hofraum und bestieg den Wagen. Einer der Husaren nahm auf dem Kutschbock Platz und fort ging's durch das öde Gäßchen und dann den Fluß entlang nach dem Vorort Roskowka, wo die Husaren-Kaserne lag und der Regiments-Arzt seinen Wohnsitz hatte.

Er war daheim und erklärte sich zur Fahrt bereit, auch das Versprechen der Verschwiegenheit leistete er willig. Als ihm aber nun der Kommissär sagte, wer seiner Hilfe bedürfe und ihn bat, etwaige Heilmittel gleich mitzunehmen, schien der alte derbe Herr mit den wetterharten Zügen tief erschüttert. „Die Tochter des Trachtenberg?" fragte er und es zuckte um den borstigen, weißen Schnurrbart. „Gestern bin ich am Totenbett des Vaters gestanden, heute die Tochter ... In welchem Glück und Frieden haben diese Menschen noch vor zwei Monaten gelebt! O Herr Kommissär, da ist ein furchtbarer Frevel geschehen!"

„Darüber ließe sich viel sagen!" wehrte der Beamte ab, indem er dem Arzte das Nötige verpacken half. Erst als sie im Wagen saßen — er hatte zwar den Husaren verabschiedet, aber dem Kutscher den Auftrag gegeben, um das Städtchen zu fahren, so daß sie dem heimkehrenden Zuge keinesfalls begegnen konnten — teilte er dem Arzte seine Auffassung der Sache mit. „Sie sehen," schloß er, „wie unrecht mir der Pöbel thut. Aber auch der Graf ist nicht so schuldig, wie es scheint. Die Wendung zum Unheil hat doch eigentlich erst der Fanatismus des Alten bewirkt. ‚Lieber will ich mein Kind als Leiche sehen, denn als Gräfin Baranowska' — Das waren seine Worte — auf Ehre! Sonst hätte Agenor nicht zur Gewalt gegriffen!"

„Desto besser," sagte der Arzt. „Dann kann er sie jetzt heiraten. Der Tote kann keinen Einspruch mehr erheben."

„Hm!" Der Kommissär räusperte sich verlegen, eine Antwort wußte er nicht. Aber der Gedanke wühlte in ihm fort. Das war immerhin ein Ausweg; er gönnte zwar den Juden den Triumph nicht, aber wenn es der Graf that, dann war jedenfalls die drohende Untersuchung zu Ende. Doch daran war ja nicht zu denken! In allem übrigen mochte der junge Mann wie Wachs sein, in diesem Einen war er eisern. Seine Ahnen, das alte, reine Blut — das war ja seine fixe Idee. Wie hatte er's einmal ausgedrückt? „Nur wenn ich zwischen einer Jüdin und dem Zuchthaus zu wählen hätte, erst dann würde ich erwägen, durch welches von beiden ich meinen Vätern im Grabe die größere Schmach anthue!" Aber wenn er keine Trauung wollte und dies doch das einzige Mittel war, Judith am Leben zu erhalten und weiteren „Skandal" zu vermeiden ...

Der Beamte schloß unwillkürlich die Augen. Er war ein harter, gewissenloser Mensch und sein ganzes Leben eine einzige große Lüge, aber vor dem Gedanken, der ihm nun überkommen, graute ihm im ersten Augenblicke selbst und er suchte ihn abzuschütteln. Es wäre zu schlecht — und auch zu gefährlich ... Er bot dem Arzte eine Cigarre an und begann ein Gespräch über das häßliche Wetter. In der That war es eine schlimme Fahrt auf den grundlosen Wegen, durch die graue, triefende Öde.

Das Gespräch stockte bald ... Zu gefährlich? Da setzte der Gedanke wieder ein. Aber das doch eigentlich nicht! Die Beteiligten schwiegen gewiß — und außer Landes mußte das Paar ohnehin, auf ein, zwei Jahre. Dann war auch Judith ruhiger und wenn man es ihr vernünftig, in guter Manier beibrachte — Du lieber Gott, unversorgt sollte sie ja nicht bleiben ... Und der Lump fand sich sicherlich auch bereit und war leicht zu finden; nach Rußland war er trotz seiner Schwüre gewiß noch nicht gegangen ... Wenn also der Graf wollte, so war das im Grunde der beste Ausweg ...

(Fortsetzung folgt.)



Scherbengericht.

Eisig ist und glatte Fläche
Diese Welt, und hart wie Erz,
Fällt ein Schuß und brach ein Herz,
Wie verspottet ihr die Schwäche
Und verdammt den höchsten Schmerz!

Im Salon, im Rennsportwagen,
Im Konzert und auf dem Ball
Herrscht Entrüstung überall,
Und die Kanzelredner klagen
Über dieser Zeit Verfall.

„Weil die Menschen nichts mehr glauben",
Brüllt der Eine, darauf still
Seufzt ein langes Krokodil:
„Prügel helfen, Daumenschrauben, —
Dazu kommt's noch, so Gott will!"

Hermann Lingg.

Meeresleuchten.

Das Meer die grünen Wellen hob,
Der Tag ging früh zur Neige,
Der Wind in schwülen Stößen stob
Durchs sausende Myrtengezweige.

Heißdunstig flogen von Süden her
Die Wolken, die jagenden, feuchten,
Es fegte der Sturm das donnernde Meer,
Die Wellen begannen zu leuchten.

Da sank dein windumstobnes Haupt
An meine Brust, bezwungen,
Dein Herz, das ich erstarrt geglaubt,
Hat Auferstehung errungen.

Es kam in seinem tiefsten Grund
Des Trotzes Kern zum Brechen,
Dein herber, rotgesäumter Mund
Begann von Liebe zu sprechen —

Dein Herz will wie die weite See
Kühl und großatmend branden,
Einsam im Glücke, stolz im Weh,
Unnahbar, unverstanden.

Und nur bei Stürmen großer Art
Wird jäh im Weltgetriebe
Das seltne Leuchten offenbart,
Das Leuchten seiner Liebe.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Erst gestern!

Durchs Zimmer dämmert des Mondes Flut,
Auf seinem Lager der Tote ruht;
Der Mund so gepreßt und das Haar so licht:
Ein schmerzlich verklungenes Lebensgedicht.
Und auf derselben Stell' an der Wand
Vor sechzig Jahren die Wiege stand;
Drin lag das Kind in lieblicher Ruh',
Und der Mond vom Himmel schaute ihm zu.
Verwundert er aber heute spricht:
Es war doch erst gestern; ich glaub' es nicht!

Franz Herold.

„. . . felice nella miseria."

Was du, o Dante, sangst vom Rückgedenken,
Erwogen hab' ich es in langen Tagen;
Der größte Schmerz im Leide, sagt dein Klagen,
Er ist, ins tote Glück sich zu versenken.

Mir gab des Schicksals unerforschlich Lenken
So mancher Wonnen süße Last zu tragen,
Und wieder dann rang ich in trübem Zagen
Mit meines Daseins nachterfüllten Ränken.

Durch deine Hölle bin ich mitgeschritten!
Doch stets, wenn Qualen um mein Herz sich stritten,
War mir ein Trost, das einst'ge Licht zu preisen.

Und darum sage ich gen dich, den Weisen:
Der größte Schmerz im Leide unermessen
Er ist, des toten Glückes zu vergessen.

Ottilie Bibus.

Ein gefangener Kauz.

Mit licht verstörten
Großen unheimlichen Eulenaugen
Blickst Du mich an durchs Kerkergitter,
Einsamer Vogel,
Sträubst das Gefieder —
Und der Singvögelein frohe Schar
Schwärmt durch die Büsche mit Zwitschern und Singen
Und spottet dein.

Inniges Mitleid
Beschleicht mir die Seele.
Einsam — wie oft —
Fühl' ich mich unter den frohen Gespielen,
Und in tiefsten Schatten
Möcht' ich die Augen,
Die sonnenmüden, verbergen.

Nur die Dämm'rung
Ist uns befreundet.
Du sehnest dich, wenn's draußen dunkelt,
Weit die mächtigen Schwingen zu breiten,
Lautlos und frei
Durch die nächtlichen Wälder zu schweifen,

Ich aber starre
Hinaus in die wachsenden Schatten,
Und dränge die Sehnsucht,
Die alte, nimmer ruhende Sehnsucht
Nach jener großen
Allerbarmenden Dämm'rung
Schweigend ins tiefste Herz zurück.

Und die Menschen,
Die klugen, hellsichtigen Menschen
Nennen uns weise.

J. René.

Erinnerung.

Es war ein leiser, ersterbender Ton,
Der mir die Erinnerung brachte,
Daß sie, wie verwandter Saitenklang
Im Herzen tief drinnen erwachte

Als Knabe bin ich wieder daheim
Im traulich erwärmten Zimmer;
Kein Licht — nur durch das Fensterlein
Strömt silberner Mondenschimmer.

Großmütterchen singt mit kicherndem Ton
Die Lieder aus alten Zeiten,
Und läßt die zärtliche, welke Hand
Mir über die Locken gleiten.

Ich sitz' ihr zu Füßen und schaue empor
In die Augen, die langsam erblinden,
Als stünde des Lebens Rätsel drin
Und ich müßte die Lösung finden.

A. Bienenstein.

In der Weltstadt.

Da steh' ich nun, ich fremdes Blut,
Von Gott und Welt verlassen;
Es gönnt mir Keiner einen Gruß
In all' den hundert Gassen.

Ich weiß daheim ein still Gefild,
Das blühet in der Sonnen,
Und von dem grünen Hügel quillt
Zum Grund ein klarer Bronnen.

O säß' ich dort am Hügelrand
Auf den umgrasten Steinen!
Ich tränk' den Quell aus hohler Hand
Und dürfte weinen, weinen!

Adolf Frey.

Drei Brünnela.

(Schwäbisch.)

Drei Brünnela woiß i
Glei dussa[1]) im Grund, — —
I kriag[2]) meiner Lebtag
Koi rüeliga[3]) Stund.

Am ersta sind Rösla,
Die blühat so hell,
Da hau-n-i z'erst g'funda
Mein herzliebsta G'sell.

Vergißmeinnicht standet
Beim zwoita im Kranz, — —
Bleib g'sund in der Fremde,
Vergiß mi it ganz!

Verlassa, vergessa,
Koi Grueß und koi Brief, —
Im dritta leit's[4]) Ringle
Im Wasser gar tief.

Drei Brünnela woiß i
Glei dussa im Grund, —
Moi Herz klopft so traurig, —
's ka' aus sei' — all' Stund.

Hyazinth Wäckerle.

[1]) draußen. [2]) kriegen, bekommen. [3]) ruhige. [4]) liegt.

Die Frau des Landwehrmanns.

Die Frau des Landwehrmanns sitzt an der Wiege,
Sie hört den Sturmwind durch den Schornstein toben,
„Des Armen Stütze! — rette Du dort oben!
„Vor Dir, Allmächtiger, im Staub ich liege.

„Zu mir und meinem Kind kehr' heim vom Kriege
„Mein Fritz am Christfest. Hab' ihm auch gewoben
„Ein Winterwamms, das Bier soll er mir loben,
„Das würzig liegt dort auf der Kellerstiege."

Auf einmal fühlt sie wie ein leises Drücken
Am Ehering und jubelt voll Entzücken:
„Er denkt an mich im fernen Feindesland" —

Es liegt im Schnee des Schlachtfelds an der Seine
Ein Leichnam — und die gierige Schlachthyäne
Reißt ihm den Ring von der erstarrten Hand.

Aus dem Schwedischen des Karl Grafen Snoilsky
von Eugen Peschier.

Kaiser Otto und Stephania.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Schluß.)

Fünfter Aufzug.

In der Burg Paterno bei Rom. Ein düsteres, schmuckloses Gemach, nur schwach durch zwei eherne Lampen von altrömischer Art erhellt, die auf ehernen, hohen Lampenträgern brennen. Der Eingang im Hintergrunde, in der Mitte; vorne rechts ein Fenster, durch einen Teppich verhängt.

Erster Auftritt.

Otto (liegt schlafend, doch völlig angekleidet, auf einem Lager mit altrömischem Gestell, zur Linken; auf einem Tisch neben ihm liegt sein Schwert und steht goldenes Trinkgerät); **Rainard** (sitzt an einem Tisch mit Schriften, nahe beim Fenster, den gesenkten Kopf auf beide Hände gestützt). **Lumello** (tritt hinten ein; man sieht draußen im Vorgemach **Wachen**, bis Lumello die Thür wieder schließt.)

Lumello (mit gedämpfter Stimme). Ihr schlaft?

Rainard (richtet sich auf; leise).

Ich nicht. -- Doch er. Drum weckt ihn nicht.

Lumello. Ich muß. Der Herr befahl mir, ihn zu wecken,
Sobald der Morgen graut.

Rainard. Es tagt schon?

Lumello. Freilich.

Rainard (immer leise).
Laßt's noch ein wenig Nacht sein: stört ihn nicht!
Er wachte lang', und wälzte sich, und seufzte.
Nun schläft er brunnentief. — Was schüttelt Euch?

Lumello (gleichfalls leise).
Mich fröstelt. — Daß der Winter kommt, verspürt man
Doch auch in diesem welschen Felsgenist
(umherschauend) Unkaiserlichen Anblicks.

(Auf die Lampe deutend.)

Brennt das hier
Die ganze Nacht?

Rainard (nickt) Er will's. — Das tiefe Dunkel,
Drin ihm sonst wohl war, läßt ihn jetzt nicht schlafen.
Auch will er nicht allein sein. — Ihm zu Häupten
Liegt jede Nacht sein Schwert.

Lumello (nickt vor sich hin). Den hat's verwandelt.
Mein armer Kaiser!

Otto (erwacht plötzlich; richtet sich hastig auf) Wer ist hier?

Lumello (sich verneigend). Lumello.

Otto. Was wollt Ihr?

Lumello. Herr, wie Ihr befahlt, Euch wecken.
Es graut der Tag.

Otto (steht auf; langsam).

Ja so. (Für sich.) Mir bringt er nichts.
(Laut.) Ist alles ruhig?

Lumello. Ja. — Mein Herr und Kaiser,
Vergebt: in allen Kleidern!

Otto. Nun, was sonst?

Lumello. Sonst pflegt man sich der Kleider abzuthun,
Wie man mich lehrte, und im Hemd zu schlafen.

Otto (düster vor sich hin)
Ich hab's verlernt. (Zu Rainard.) Graf Tammo komme; und
Der Bischof Bernward, wann er aufgestanden!
Schickt mir 'nen Becher Weins!

(Rainard ab. Otto geht zum Fenster; Lumello zieht den Vorhang zurück; es wird hell.)

Schon heller Tag. — —
Ein schönes Bergland!

Lumello. Mit Vergunst: so haben
Wir's auch in Deutschland, Herr.

Otto. So rein geformt,
So reich an Farben nicht! — — Stünd' ich dort oben
Auf dem Sorakte, säh' ich Rom.

Lumello. Da säh't
Ihr auch was Rechtes, Herr!

Otto (für sich). Ich haff' es jetzt. —
So haßt man, was man liebte: brennend zuckt
Der Stachel in der Brust!

Zweiter Auftritt.

Otto, Lumello; Rainard (mit einem gefüllten Becher auf goldener Schale), dann Bischof **Bernward** und Graf **Tammo.**

Otto. Was bringt Ihr?

Rainard. Herr,
Den Wein, den Ihr befahlt.

Otto. Ich dank' Euch. Stellt ihn

(auf den Tisch neben dem Lager deutend)

Dorthin! — Der Bischof und Graf Tammo kommen:
Laßt uns allein!

(Lumello und Rainard ab; Rainard erst nachdem er die Lampen ausgelöscht hat.)

Auch Ihr schon wach und auf,
Mein teurer Bischof? — Gottwillkommen Beide.

Bernward. Gott segn' Euch diesen Tag!

Otto (mit trübem Lächeln). Wir lassen ihn
Wie seine Brüder auf und nieder gehn. —
Wie steht's hier in Paterno?

Tammo. Herr, es könnte
Übler und besser stehn. Die Burg ist sicher,
Der Feind ist ruhig; doch des Lebens Nahrung
Für so viel Volk wird knapp.

Otto. So nehmt sie, Feldherr,
Wo Ihr sie findet!

Tammo. Herr, wir nahmen schon:
Das Land ist ausgepreßt!

Otto. Und Rom? Was hört Ihr
Von Rom?

Tammo. Sie schlagen sich die Köpfe blutig,
So nach wie vor. Seit wir von dannen zogen,
Giebt's keinen Herrn mehr. Flüchtig ist der Papst,
Die Stadt des Teufels!

Bernward. Seht, wie Recht Ihr hattet,
Dies Babel zu verlassen. Jene Nacht
Bliebt Ihr noch Herr und Sieger; doch wer schützt Euch
Vor diesem Volk von tückischen Verrätern?

Otto. O daß aus Deutschland Völker, Völker kämen,
Kriegswütige Scharen, dieses falsche Rom
Mit einem eh'rnen Leichentuch zu decken!
Ersticken sollt' es — — Doch sie kommen nicht.
Mein Ruf ist hohl wie leerer Widerhall;
Sie kommen nicht! In dieser Burg, wie Räuber
Im öden Felsennest, begrab' ich mich,
Und Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben, alle
Verlassen ihren Herrn!

Bernward. Sie wollen nichts
Von Rom mehr hören. Offner Aufruhr droht —
Otto. Verräter alle! alle!
Bernward. Auch aus Welschland
Kommt neue Hiobspost. Der Markgraf Hugo
Ist tot —
Otto. Nun wohl! Mit dem Psalmisten sag' ich:
Zerrissen ist der Strick und wir sind los!
Bernward. Der war Euch treu.
Otto. Ich traue Keinem mehr.
Bernward (nach kurzem Schweigen). Auch mir nicht!
Otto (wirft sich an seine Brust). O mein Vater!
Bernward (streicht ihm eine Weile stumm über die Locken; blickt ihm dann weich ins Antlitz). Fieber glüht
In Euren Augen. (Leiser.) In Euch selber, fürcht' ich,
Steht's übler als im Reich!
(Während Tammo ans Fenster tritt und hinausblickt.)
Ich bin noch immer
Bei Euch, mein Kaiser — kann Euch nicht verlassen.
Erhebt das edle Herz! Gedenket nur
Der hohen Pflichten, Eurer Kraft und Jugend,
Und alles andre gebt geduldig hin!
Wenn ich ein treues, offnes Wort darf wagen —
Otto (die Stimme dämpfend). Sprecht alles! alles!
Bernward (zart). Herr, Ihr führt noch immer
Die Römerin mit Euch. Von Rom hierher —
Und hier schon mondenlang ... Als Pfand, als Geißel,
So sagt Ihr, gegen Rom; — doch hält sie nicht
Auch Euch gefangen?
Otto. Nein. Nur Haß und Rache
Hält mich gefangen, Bischof. Drüben sitzt sie
In ihrem Turm, allein. Ich sah sie nicht
Seit jener Nacht. Ich will von ihr nichts mehr.
(In anderm, geschäftlichem Ton.)
Wie wir's gewollt, so bleibt's: der Erzbischof
Von Mailand soll zum Griechenkaiser ziehn,
Um seiner Tochter Hand für mich zu werben.
Bernward. Herr, das ist weis' und gut!
Otto (in sich versinkend). Und dann? — Was dann?
Die Welt bezwingen? Das ist ausgeträumt.
Zurück zu Romuald? Ich fühl's nicht mehr.
Weltsucht und Weltflucht — Rausch war beides! Nun
Ist wohl die Zeit gekommen, wie ich merke,
Mit nüchterm, trocknem Hirn der Pflicht zu leben —
Der Greisin; wie ein Mann. — Ich will's. Ich will
(sich wieder zu Bernward wendend)
Aus meiner Brust das Herz mir nehmen und
Des Reiches Herz an seine Stelle setzen:
Das schlage dann hier drinnen bis zum Tod.
(Begrüßender Hornruf des Türmers. Der Hauptmann tritt ein, spricht leise zu Tammo; dieser mit ihm hinaus.)
Bernward. Gott helf' Euch, teurer, hochgesinnter Herr,
Daß Ihr zunächst in Deutschland Frieden stiftet.
Otto. O dieser Meißner Markgraf! wie er nun
Wohl lächelt und frohlockt, daß ich in Rom
So böses Unkraut fand! In Welschland, meint' er,
Blüh' unser Weizen nicht. Nun streicht er wohl
Den Bart sich, nickt und lacht: Der Knabe Otto
Fängt an zu lernen! Doch nun lern' er erst,
Wie viel es kostet, mich am Bart zu zupfen.
Nun soll er's fühlen: auch ein Sachsenfürst
Kann, wenn die Zeit gekommen ist, verraten!

Dritter Auftritt.

Otto. Bernward; Markgraf Eckard und Tammo (stehen in der Thür, schon etwas früher eingetreten).

Eckard. Ihr irrt. — Sprecht Ihr von mir, mein Herr und Kaiser,
So irrt Ihr wahrlich.
Otto. Markgraf Eckard —!
Eckard. Ja,
Der ist gekommen. Da wir hörten, Herr,
Wie schlimm das Römervolk Euch mitgespielt,
Und daß Euch Mannschaft fehlt, so brach ich auf,
Mit so viel Volks, als zu erraffen war,
Um Euren Ruf zu folgen; (bewegt) und zu zeigen:
Ich bin ein treuer Mann!
Otto. O Markgraf! Markgraf!
Eckard. Ich ritt vorauf in meiner Ungeduld,
Mit einem Häuflein. Die noch folgen, Herr,
Sind freilich auch kein Schlachtenheer zu nennen:
(zögernd) Denn übel steht's daheim. Sie wollen nicht.
Drum eilt' ich doppelt, Euch, dem Reich zu zeigen:
Der Markgraf Eckard will!
Otto. Ich kann nicht reden,
Mein teurer Markgraf. Mein gefülltes Herz
(auf seine gefeuchteten Augen deutend)
Sucht diesen andern Weg. — Umarmt mich, Eckard!
(Drückt ihn an seine Brust.)
Euch glaubt' ich falsch! Euch traut' ich nicht!
Eckard. Beim Bart
Des großen Otto, Herr, Ihr könnt mir trauen;
Sonst wär' ich nicht den weiten Weg gekommen.
Doch um nicht falsch zu sein, bekenn' ich Euch:
Der Teufel lag mir oft in beiden Ohren,
In mancherlei Gestalt: als Unmut, Kränkung,
Aufhetzung, Eitelkeit — und wie noch sonst
Des bösen Feindes Spießgesellen heißen.
Doch endlich sagt' ich mir, und da entwich er:
Fall' ich vom Kaiser ab, weil mir mißfällt,
Was er am Reiche thut, so thu' ja ich
Noch zehnmal Schlimm'res, als was mir mißfällt!
Will ich ein Hundsfott sein? — So bin ich hier. —
Ein schwer Bekenntnis. Keinem andern König
Hätt' ich's bekannt, als Euch. So schwankt' ich, Herr:
Und traut Ihr mir nun doch?
Otto (ihn wieder umarmend). Seid still! Ihr macht mich
Zum weichen Knaben, Eckard. — Zeug' mir Gott:
Ich will's Euch danken, daß Ihr mir den Glauben
An Treue wiedergebt! Mein frierend Herz,
Das Ihr erwärmt habt wie die Maiensonne,
Soll Euch nun folgen, wie zur Knabenzeit.
Wie sagtet Ihr in Aachen? „Unsre Marken
In Nord und Ost sind unser Ackerfeld,
Mit unserm Schwert zu pflügen —“
Eckard (herzlich lächelnd). Ja, das sagt' ich:
Und sag' es noch —
Otto. Und Wahrheit soll es sein.
Was ich beim Scheiden sprach: „Die Zeit wird kommen,
Wo mich mein Weg ins Land der Wenden führt“ —
Jetzt will ich's, so mir Gott noch hilft, erfüllen!
Eckard (zufrieden lächelnd)
Ich aber sagte drauf: „Ihr werdet dann
Mein treues Schwert an Eurer Seite sehn!“

Vierter Auftritt.

Die Vorigen: Stephania mit Rainard und Lumello. (Stephania ist wieder dunkel gekleidet, in schwarzem Schleier, doch mit unverhülltem Gesicht. Als Otto sie erblickt, überfällt ihn eine starke Bewegung, die er rasch unterdrückt; er zeigt dann dem Rainard ein finster fragendes, stirnrunzelndes Gesicht.)

Rainard. Vergebt, erhabner Herr! Auf Eure Großmut
Vertrauend wagten wir —

Otto. Was will die Röm'rin
Bei mir?

Rainard. Sie sucht hier Mild' und Gnade, Herr —

Stephania (vortretend). Nicht Mild' und Gnade, nur Gerechtigkeit. —
Verzeiht: ich rede schwer. Die Zunge kämpft
Mit dem erregten Blut! Gefangen lieg' ich
In meinem Turm seit mondenlanger Zeit;
Nicht für erwies'ne Schuld: der Glaube nur
An mein Vergehen hält mich eingekerkert.
Als „Geißel" auch — — Doch wie denn Geißel ich?
Was bin ich noch den Römern, die beschwören,
Daß ich mein Volk verriet? — — Ich hab' den Herrn
Des Reichs ersuchen lassen, er vergönne,
Daß ich mich reinige durch ein Gottesurteil:
Denn ich verriet ihn nicht. Nach deutschem Brauch,
Den Kaiser Otto, erster dieses Namens,
Auch in Italien hat als Recht verkündigt,
Wollt' ich im Zweikampf, unter Gottes Schutz,
Beweisen: ich bin schuldlos! — Doch der Herr
Des Reichs verweigert mir's. „Nur Männer kämpfen!"
Warum nur Männer? Bin ich rechtlos, weil ich
Als Weib geschaffen bin? Kann ich wie Männer
Verraten, kann ich auch wie Männer für
Mein Recht und Leben kämpfen. Herr und Richter
Des Reichs, gebt mir die Waffen des Gerichts!

Lumello (leise zu Rainard). Ein königliches Weib!

Otto (mit erzwungener Kälte). Und wollt' ich Euch
Der Männer Recht verstatten, wäre doch
Nicht hier die Stätte des Gerichts. Ihr müßtet
Vor allem Volk und unter Gottes Himmel —

Stephania. Nicht allem Volk geb' ich das Schicksal preis,
Das mich hierher geführt. Hier Diese wissen
Nur allzu viel schon; Diese sind genug.
Ich litt so lange; länger trag' ich's nicht.
Gieb, Richter, mir mein Recht!

Otto. Bedeutet ihr,
Bischof: es kann nicht sein —

Stephania. So helf' mir Gott,
Wie ich mir selber helfe!

(Ergreift Otto's Schwert, das neben dem Ruhebett liegt, berührt damit des Grafen Tammo Arm.)

Ihr, Graf Tammo,
Zieht Euer Schwert: sonst hat Euch ungestraft
Ein Schwert berührt. So kämpft — und tötet mich;
Ich will's Euch gerne danken!

Lumello. Sie ist rasend —

Otto. Ich mach' ein Ende. (Zu Stephania.) Niemand kreuzt sein Schwert
Mit dem des Kaisers. Darum gebt es mir
Zurück!

(Von seinem festen Blick getroffen und gebannt, zögert sie noch. Otto tritt auf sie zu, nimmt ihr das Schwert aus der Hand. Sie erbebt, seufzt tief schmerzlich auf.)

So nehm' ich's denn, — — Ich dulde nicht
Gewalt, die sich Gericht nennt. — Doch Ihr mögt
Nun ziehn, wohin Ihr wollt. Ich halt' Euch nicht mehr.
Der höchste aller Richter mög' Euch richten!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; der Hauptmann (ein in Pergament eingehülltes und mit einem Band umwundenes kleines Gefäß in der Hand).

Otto. Wer dringt hier ein?

Hauptmann. Erhabenster, vergebt!
Mir deucht' es eilig. Das da flog soeben,
An einen Pfeil gebunden, in den Turm,
Drin die Gefang'ne wohnt. Ins offne Fenster —

Lumello (leise zu Tammo). Ein guter Schuß!

Otto (hat die Aufschrift des Pergaments gelesen; hält es der Stephania hin). An Euch.

Stephania (abwehrend). Ich will es nicht.

Otto (zögert einen Augenblick; löst das Band, enthüllt ein marmornes Gefäß, einem Fläschchen ähnlich, an dem ein Pergamentstreifen befestigt ist. Liest von diesem Streifen:).

„Der ungetreuen Witwe des Crescentius;
Geschrieben mit Gregorius' Blut. — Du warst
Verrät'rin: sühn' es! Hier ist Gift. Es töte
Den Kaiser oder Dich. — Die treuen Römer."

Stephania. Ihr alle hört's! Ich lag hier ohne Schuld.

Otto (nach kurzem Schweigen, auf die Schrift deutend).
Dies könnt' ein Teufelswerk sein, uns zu täuschen.
Doch ich will glauben.

(Ihr das Gefäß übergebend.)

Nehmt, was Euer ist,
Und zieht in Freiheit hin!

Stephania. Ich will nicht Gnade.
Ein Zeugnis hab' ich noch, das für mich zeugt;
Doch kann ich's Euch nur sagen. Hört mich an!
Vor meinem Richter steh' ich; er soll richten!

Otto (für sich). Ich muß den Kelch nun bis zum Grunde trinken.
(Laut.) Laßt uns allein!

Bernward (leise, weich). Seid stark!

(Otto drückt ihm die Hand und nickt.)

Lumello (im Gehen, leise zu Tammo). Es wetterleuchtet
In ihr. Die fürcht' ich.

Tammo (leise). Nun, wir warten draußen.

(Alle ab, außer Otto und Stephania.)

Otto (sich gewaltsam beherrschend). So sprecht!

Stephania (für sich). Er stürzt mir nicht zu Füßen hin,
Fleht nicht: vergieb mir! — Allgerechter Gott,
Zu viel des Leids! zu viel!

Otto. Ihr redet nicht.
Was könnt Ihr mir noch sagen?

Stephania. Nichts. — Ich will
Nur Abschied nehmen: daß so stumm nicht scheiden,
Die sich so warm geküßt. Lebt wohl! — In Aachen
Wollt' ich Euch töten: diesmal wollt' ich's nicht.
Nun aber thät' ich's gern. — Fahrt wohl!

Otto. Vergebt mir,
Stephania!

Stephania. Kaiser brauchen kein Vergeben.
Sie sind wie Götter. Gott mit Euch!

Otto (mühsam). Wohin?
Wollt Ihr nach Rom zurück?

Stephania. Nie mehr. Ins Grab.

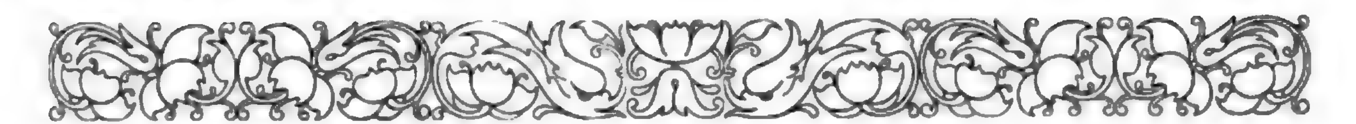
(Da er eine Bewegung macht.)

Ins Grab nur der Vergessenheit: so meint' ich's.
(Mit leise zitternder Stimme.)
Ihr aber freit nun wohl ein fürstlich Weib —
Otto. Vielleicht.
Stephania. Des Griechenkaisers junge Tochter
Otto. So könnt' es sein.
Stephania (mit hervorbrechendem Gefühl). Und ich?
Otto (nach gepreßtem Schweigen). Qualvolle Stunde.
Wo fänd' ich noch ein Wort, das Euch nicht schmerzt —
Und mich? — — Ich hoffte, Römer einst und Deutsche
In Eins zu schmelzen; und ein Beispiel dacht' ich
Zu geben, wunderbar und wunderwirkend . . .
Ein Traum auch das! Nie wird sich römisch Blut
Und deutsches treu in einer Flut vereinen;
Denn was Verrat nicht trennt, wird Argwohn trennen —
Wie wir's erlebt! — — Und jetzt — mir bangt nach Euch —
Doch traut' ich heut' Euch, — morgen, über Nacht
Stieg' wieder jener finstre Geist herauf
Und raunte mir ins Ohr: Du wirst verraten!
Stephania (die Hand am Herzen).
Sei's denn. — 's ist gut so. Denn mir graut vor Euch.
Vom Kuß noch glühend, warft Ihr mich hinweg
Wie ein gefälschtes Kleinod, saht mich an,
Als wär's in Aachen wieder, schrittet schrecklich,
Wie über Hektor's Leib der rasende
Achilles, über meinen Jammer hin.
Und mich nicht hörend —
Otto. O verzeiht, vergebt mir!
Zu laut schrie der Verdacht —
Stephania. Bemüht Euch nicht!
Es lauerte der Zweifel, uns zu trennen.
(Für sich.) Doch wird ein Andrer uns zusammenbinden:
Gieb Acht! — Wie schrieben sie? „Das Gift hier töte
Den Kaiser oder Dich." Uns Beide, denk' ich.
Nie soll ein andres Weib die Lippen küssen,
An die ich Ehre, Glück und Leben hingab.
Du gehst mit mir!
Otto (blickt auf ihre Hand, die sich bei den letzten Worten unwillkürlich erhoben hat; für sich). Wie schön ist ihre Hand.
(Laut.) Ich bitt' Euch, geht! Uns hilft nur Scheiden.
(Für sich.) Sonst
Erlieg' ich noch dem gramverklärten Anblick,
Und heiße Sehnsucht singt der Minne Lied.
Herz, werde Stein!
(Öffnet sich, wie beunruhigt, das Gewand am Halse. Laut, doch mehr zu sich selbst.)
Mir glüht das Blut. Mich dürstet.
Ward nicht ein Becher Weins gebracht? — Ja, dort —
(Steht an dem Tische rechts, will zu dem andern neben dem Ruhebett gehn.)
Stephania (rasch).
Ich bring' ihn Euch. — Laßt mich zum letztenmal
Euch Mundschenk sein!
Otto (für sich). O Stimme! — Und Gestalt! —
Ich will sie nicht mehr hören, nicht mehr sehn.
(Wendet sich ab. Mit der Hand Brust und Stirn berührend.)
Wie Fieber glüht's. (Sitzt am Tische nieder.)
Stephania (ist nach links gegangen, hat das Giftfläschchen geöffnet; schüttet den Inhalt in den Becher, den Rainard gebracht hat; für sich). Das helfe mir und dir.
(Kommt zurück; hält ihm den Becher hin.)
Otto. Was zittert Eure Hand? — Stephania! Habt Ihr
Den Wein gewürzt?
Stephania (mit herbem Lächeln).
Das sprach der „finstre Geist". —
Ich trink's Euch zu. Dann, denk' ich, könnt Ihr trinken.
(Sie trinkt; reicht ihm den Becher.)
Otto. Habt Dank! (Trinkt.) Der Wein schmeckt herb und scharf.
(Stephania, hinter ihn getreten, drückt ihren Mund auf sein Haupt.)
Was thut ihr?
Stephania. Ich will noch einmal Deine Locken küssen.
Otto. Stephania!
(Nimmt ihre Hand, drückt sie an seine Augen und an seine Brust.)
Stephania. Laßt! — — Vergebt mir, was ich that.
Nur so wird alles gut!
Otto. Was thatet Ihr? — —
Mir rieselt's im Gebein.
(Fährt empor. Mit lauter Stimme.)
Verrat! Verrat! — —
Das ist der Tod!

Sechster Auftritt.

Otto. Stephania; Tammo, Lumello, gleich darauf Bernward, Eckard, Rainard.

Lumello (hereinstürzend). Was ist geschehn?
Tammo (in der Thür, rufend). Verrat!
Stephania (zu Lumello). Dein Kaiser hat mit mir den Tod getrunken.
Eckard (sieht Otto taumeln). Er stirbt!
(Sie fangen Otto auf, führen ihn, halb tragend, zum schräg stehenden Ruhebett, wo sie ihn niederlegen; sein Kopf liegt nach hinten).
Stephania (unterdessen, rechts an den Tisch gelehnt).
Er stirbt; und ich. Nichts hilft gewisser
Als so ein römisch Gift. — Verflucht mich; werft
Mich in den Tiber, und vergessen werde
Mein Name!
(Langsam zu Otto hinüber wankend, mit allmählich brechender Stimme.)
Ich verriet Dich nicht; doch durftest
Du nicht erwarten, eine Römerin
Werd' ihre Schmach, zertretnem Veilchen gleich,
Still tragen und vergehn. — Und doch von Herzen — —
Wo bist Du nun? Ich sehe Dich nicht mehr.
Von Herzen liebt' ich Dich —
(Bricht neben dem Ruhebett zusammen; stößt einen langen, langsam verscheidenden Seufzer aus; stirbt.)
Otto. Es dunkelt mir.
Legt ihre Hand in meine, daß sie fühlt:
Ihr ist vergeben.
(Lumello hebt ihre rechte Hand gegen Otto's herabhängende linke; Otto hält sie fest.)
Kalt. — Doch zuckt sie noch. — —
Bringt mich nach Aachen; bettet mich dort unten
Beim großen Karl! — O wie verfehlt' ich dich,
Mein wolkenhohes Ziel! Wie sterb' ich elend
Durch diese kalte Hand! — Doch strebt' ich hoch.
Mich friert. Gott, nimm mich auf!
(Stirbt mit einem ähnlichen Seufzer, wie Stephania. Alle knieen nieder und beten.)
Bernward. So stirbt das Wunder
Der Welt! — — O Gott, sei seiner Seele gnädig!
(Hört Lumello schluchzen, blickt auf.)
Was sagt Ihr, Graf?
Lumello. Nicht viel. — Ich weine, Bischof.
(Der Vorhang fällt.)



Ernst Schulze in Göttingen.

Nach ungedruckten Quellen.

IV.

Wir fahren in der Mitteilung der Briefe, welche die Beziehung zu dem „Brockenmädchen" schildern, fort:

Am 9. Julius Abends spät.

Hu, wie der Sturm braust und der Regen niederprasselt! Draußen ist es fürchterlich und kalt, aber drinnen warm und freundlich und heimlich. Es ist doch hier eine fantastische Wohnung; hoch im Walde, zwischen Felsen und Bergen, fern von den Stimmen, von der Hülfe der Menschen! Ich kam mir wie Robinson in seiner Hütte vor, oder wie ein Räuber in seiner Berghöle. Sturm und Regen sind rechte Beförderer der Geselligkeit. Wir saßen nach Tisch um den warmen Ofen und erzählten Mährchen. Der Alte erzählte von dem Kaiser Friedrich Rothbart, ich erzählte von den vier Heymondskindern und Adelheid von der Melusine. Als sie an die Stelle kam, wo Melusine von dem Grafen Abschied nahm mit den Worten: „Ach, nun soll ich Dich nicht wiedersehen, mein lieber Gemahl, und meine kleinen Kindlein nicht und Deinen Mund nicht mehr küssen und nicht mehr an Deiner Seite ruhen!" — ach; da fuhr es mir so süß und so schaurig durch's Herz.*) Ich rückte näher mit meinem Stuhle, daß meine Knie die ihrigen berührten und dachte: Ach, wenn Du doch so zu mir sprächest, wenn ich Dich verlassen muß. Eben hat sie mir gute Nacht gewünscht. Sie schläft nicht weit von mir, aber ich glaube, sie könnte an meiner Seite ruhen, ohne daß ein schneidendes Schwert zwischen uns gelegt zu werden brauchte.

Am 10. Julius, Abends.

Ich muß fort, morgen ganz früh. Warum treiben meine Verhältnisse, warum die Sorge für das Wohl meines Herzens und meiner Seele mich wie der Engel mit dem flammenden Schwerte aus dem Kreise der Unschuld? Sie sammelte heute Morgen Kräuter mit mir, und ich mußte ihr die Namen von manchen sagen, ob gleich ich sie nicht wußte und also welche erdenken mußte. Wie schwer ward es mir, sie in dieser Kleinigkeit zu betrügen! Ich hätte mich ihr so ganz offen zeigen, ich hätte ihr gleich sagen mögen, aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihr zu gestehen, ich betröge ihren Pflegevater ihrenthalben. O, ich wüßte es nie zu verantworten, wenn ich den Stachel des Verlangens in dieses reine Herz geworfen, wenn ich ihre schlummernden Gefühle durch den Reiz der Eitelkeit geweckt hätte. Die Blumen und Pflanzen, welche sie sammelte, um mir Vergnugen zu machen, werde ich wie ein Palladium für die Reinheit meines Herzens bey Reinen aufheben.

Heute Abend war es das letzte Mal, daß wir um den Ofen saßen. Der Alte hatte mich liebgewonnen, weil ich vernünftig von den Welthändeln sprach, seinem Hunde schmeichelte, seine Doppelflinte lobte und meine Pfeife mit ihm rauchte. Ich erinnerte an meine Rechnung, und er sagte mir: es sey meinethalben kein größerer Aufwand wie gewöhnlich gemacht, er könne also nichts von mir verlangen. Es wäre unbarmherzig gewesen, ihm etwas aufzudringen, denn ich sah, daß er seine Freude darin fand, mich gut und freundlich bewirthet zu haben. Ich schenkte Adelheid meine Tuchnadel und dem Alten einen herzlichen Dank. Das süße Mädchen wußte nicht, was sie mir wiedergeben sollte, endlich holte sie eine silberne Schaumünze und hing sie mir an einem rothen Bande um den Hals. Als wir zusammen die Treppe hinaufstiegen, küßte ich sie und bat sie, mich nie zu vergessen. Sie sagte mir lächelnd, es kämen so selten Menschen in diese Gegend, daß sie die wenigen guten darunter nicht leicht aus dem Gedächtniß verliehren könne, und plötzlich quollen einige Thränen aus ihren Augen, die sie schnell abtrocknete. Ach, haben mir die trunkensten Genüsse jemals wohllüstigere Gefühle erweckt, wie diese Thränen? Ich ging schnell die Treppe hinauf in meine Stube. Süßes Mädchen, schlummere den weichen Schlaf der Unschuld noch lange; möge nur eine freundliche Hand Dich erwecken und die Wunden, die dies Erwachen Dir schlug, durch ewige Treue versöhnen. - Lieber Freund, Du bist ja auch ein Seelenarzt; sage mir, sollte dieses Abenteuer wohl meinem Herzen oder meiner Ruhe schaden? Gute Nacht!"

Ein Nachschrift zu diesem Schreiben, gleichfalls bei Marggraff nur auszugsweise gedruckt, gedenkt ebenfalls des Brockenmädchens; sie ist aus Göttingen, 26. Juli 1810, datiert und lautet:

„Es bietet sich eine Gelegenheit dar, mit welcher ich Dir diesen Brief überschicken kann. Zürne nicht über seine Länge, es war mir so süß, alles, was ich fühlte, Dir mitzutheilen. Diese letzte romantische und sentimentale Episode in meinem Leben wird mir gewiß ewig theuer bleiben, denn ich weiß, daß ich besser durch sie geworden bin. Meine Seele ist zum Glück von einem leichten Stoffe gebildet und weiß schmerzliche Eindrücke bald in süße Erinnerungen zu verwandeln. Meiner Heiterkeit hat das Andenken an die schöne Adelheid nicht geschadet. O, wie vortheilhaft ist es, eine gesunde Lebensfilosofie zu haben.

Freiheit muß mit Zartsinn sich vereinen,
Tugend Dir als Grazie erscheinen,
Als ein tröstend Wesen das Gefühl.
Liebe sey gleich zarten Frühlingsdüften,
Süß erfrischend, ohne zu vergiften
Und Genuß des Lebens schönstes Ziel.

Zum letzten Male, lebe wohl! — Deinen Brief habe ich mit Vergnügen gelesen. O, nur zuweilen eine solche Nachricht von Dir, und ich will gern den häufigen Genuß entbehren."

Das Tagebuch thut Adelheid's oft Erwähnung; so schreibt Schulze am 7. Mai 1813 ein, daß er seiner anderen Adelheid, der Schwester Cäcilien's, für die er wirklich Neigung empfunden, auch von seinem „Abenteuer mit der idealischen Waldjungfrau am Brocken" erzählt; ebenso ist am 18. Mai 1813 wieder in demselben Zusammenhange von ihr die Rede. Am 20. Juni 1813 erzählt er abermals von dem „Abenteuer mit dem wunderbaren Brockenmädchen", für welches die vier Elegieen geschrieben wurden, von denen die erste anfängt: „Tauche hervor aus dem dichten Gewölk, bleichschimmerndes Mondlicht,*) und fährt dann fort:

*) Auch hier hat Marggraff den Schluß unterdrückt.

*) Sämtl. poetische Werke 3. Aufl. IV. Teil, S. 53, Elegie XXI. Ferner Elegie XXII, S. 57: „Einsam stieg ich empor auf des Harzwalds steilerem Bergpfad," Elegie XXIII: „Grauenvoll saust, durch den gellenden Forst hintobend, der Sturmwind" und Elegie XXIV: „Als wir uns Blumen suchten im Hain, wildrankendes Geißblatt"

„Die acht Tage, die ich bey ihr zubrachte, machten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth und erweckten wieder den ersten Funken des tieferen und wahreren Gefühls, dessen ich mich so lange geschämt hatte. Doch war diese moralische Erschütterung noch nicht stark genug, meine Eitelkeit und die Koketterie, die durch lange Gewohnheit mir fast zur anderen Natur geworden war, ganz zu vertilgen, und beide Verkehrtheiten meines Geistes erhielten nur um so stärkere Nahrung, als ich bey meinem nächsten Aufenthalt in Celle die Witzendorff unter ganz anderen Verhältnissen wiedersah."

Am 6. Juli 1813 schreibt er in Wernigerode:

„Der letzte Tag meines Hierseyns war auch der freundlichste und genußreichste für mich. Wir gingen nach Ehrenfelde, einem Jagdhause des Grafen, welches von Pleßburg, dem Sitze des Brockenmädchens, nur eine Stunde entfernt liegt. Tausend schöne Erinnerungen stiegen in mir empor. Adelheid*) wollte durchaus noch nach Pleßburg gehen, um ihre schöne Namensschwester kennen zu lernen: aber es wurde zu weit für einen Nachmittags Spaziergang befunden."

Am 28. November 1813 schreibt er in sein Tagebuch, Adelheid habe ihn „mit dem Harz geneckt", und fügt die charakteristische Bemerkung hinzu:

„Darf sie mich necken, wenn die Neckerey nur Spott seyn soll, keine leichte Fröhlichkeit, hinter der sich die beglückende Liebe verbirgt? In der Liebe gewährt eine solche scherzhafte Aufregung früherer Verhältnisse einen pikanten Genuß, der aus der Überzeugung entspringt, der Beglückende habe alle früheren Bilder aus der Brust des anderen verdrängt, und der Beglückte fühle sich zehnmal seliger in der Gegenwart, als er sich je in der Vergangenheit gefühlt habe."

Die romantische Beziehung klingt nicht eben harmonisch in folgender Tagebuchstelle vom 9. Mai 1815 aus:

... „Ich beschloß, aus Andreasberg über den Brocken und Wernigerode zurückzugehen, vorzüglich um in Pleßburg mich nach dem Mädchen zu erkundigen, das dort einst so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich fand alles ganz verändert und hatte nicht einmal den Muth, zu fragen."

Ehe wir nun der anderen zärtlichen Beziehungen Schulze's in seinen Studienjahren gedenken, sei uns gestattet, noch einiges für sein sonstiges Wesen Charakteristische aus seinen Briefen an Bergmann, der damals als promovierter Doctor medicinae zu Celle weilte, nachzutragen. Die Briefe sind ungedruckt. Diejenigen Stellen, welche bereits von Marggraff, wenn auch ungenau, mitgeteilt wurden und auf deren Wiedergabe wir nicht verzichten können, sind besonders bemerkt.

Das erste Schreiben an Bergmann ist aus Göttingen, 15. Februar 1810 datiert und lautet mit Hinweglassung einer undruckbaren Stelle:

... „Zur Vergütung für diese traurige Geschichte will ich Dich jetzt mit einer lustigen unterhalten, die unserem hiesigen Thee dansant beynahe den Untergang zu Wege gebracht hätte. Sie ist freylich nicht zum Vortheil des schönen Geschlechts, aber so wie Ihr Mediziner auch ebensowohl in idealisch-naturphilosofische Betrachtungen über Seyn und Thätigkeit und über die Reflexe derselben an den Formen des Lebens, als in die kindliche Seynerkenntniß (Anatomie, nach Walter) sogar der parties honteuses des menschlichen Körpers einlassen müßt, so sind die Schattenseiten des Geistes für den Psychologen gewiß ebenso interessant, wenn nicht noch interessanter als seine Lichtseiten. Ein Paar Damen, die eine eine Jüdin Meyer — vielleicht kennst Du sie noch aus Deinen Flegeljahren, verzeihe mir diesen Jean Paul'schen Ausdruck — und die andere ein Fräulein von Laßten, Tochter des hiesigen Generals, standen auf dem Thee in der Colonne neben einander, die letzte über der ersten. Diese hatte eine höhere Nummer; sie gab also bescheiden zu verstehen, daß ihr der höhere Platz gebühre. Die adliche Dame gab kurz zur Antwort: „Ich stehe hier nun einmahl und werde stehen bleiben." Diese kategorische Antwort, welche uns zu einem schönen Blick in die Zeiten des Faustrechts Gelegenheit geben kann, beleidigte die Tochter Israels, welche ihr Geschlechtsregister gewiß höher hinauf zu führen vermag als jene. Sie kleidete ihr Mißfallen also in Worte, für deren Sanitheit ich nicht bürgen wollte, wenn ich die Juden nicht wegen ihrer unerschütterlichen Freundlichkeit haßte. Die andere, wahrscheinlich um sich mit einer solchen Kreatur, welche doch nicht satisfaktionsfähig war (ich las wenigstens diese stumme Replik in ihren Augen) [hier ist eine Lücke, die durch: „nicht einzulassen" oder ähnlich auszufüllen ist] — stellte sich unter sie und sagte mit einem Zorn, der ihr schönes Gesicht zu einem häßlichen machte: „Meinetwegen, ich bleibe ja doch, was ich bin." Die bösen Spötter sprachen sogleich von einem Duell zwischen beyden Damen, das Fräulein indeß, ebenso klug als Carl V., als ihn Franz I. zum Zweykampf forderte, zog den Sieg der Übermacht dem zweifelhaften Erfolge eines Kampfes mit gleichen Waffen vor. Sie machte sich eine Parthey, welche schwören mußte, nie wieder auf dem Thee zu erscheinen, so lange die Jüdin diesen frequentiren würde. Diese ließ sich nicht abschrecken, und da das weibliche Geschlecht nach der Meinung der Naturforscher sich zwar gern rächt, aber doch noch lieber tanzt, so sah sich die Rädelsführerin bald wieder von ihrem Anhange verlassen und nahm voller Verzweiflung ihre Zuflucht nach Cassel, wo sie auf den Bällen keine älteren Geschlechtsregister zu befürchten hat. Die Bemerkungen, die sich über diese Geschichte machen lassen, will ich Dir ersparen, denn Du bist ja, Gottlob, keiner von den Menschen, denen die Moral, wie der Brey den Kindern, in den Mund gestößt werden muß."

Ein Schreiben vom 9. März 1810 lautet:

„Ey sieh' da, es freut mich, daß der Doktor sich auch noch schämen kann und ehe er meine letzte Warnungs- und Bittschrift erhalten hat, eine Epistel an mich abgehen läßt. Die Versicherung, daß Du meine Briefe gern siehst, war mir angenehm und unerwartet, denn meine vorherige Überzeugung vom Gegentheil wirst Du mir, wie billig, verzeihen. Doch Naturam furca expellas, tamen usque recurret, wenn das Briefschreiben einmal gegen Deine Natur ist, so will ich mich über das nicht beklagen, was Dir auf diese Weise nicht als Sünde angerechnet werden kann. Doch wünschte ich würklich, daß Du von Zeit zu Zeit die Forke etwas zur Hand nähmest und Deine böse Erbsünde ritterlich, wie St. Michael den Drachen, bekämpftest. Hätte ich freylich eine hübsche junge Frau hier neben mir, so möchte ich auch vielleicht die Hand für den Mund vertauschen und lieber küssen als schreiben, aber bis dahin sollst Du meine Geliebte seyn, und da ich mich leyder nicht mündlich mit Dir unterhalten kann, so will ich wenigstens in Briefen mit Dir tändeln, wenn ich gleich von Dir Eisenherz, Tigerthier und Kieselstein weder Lohn noch Versprechungen zu erwarten habe.*) Daß ich Dich aber von meiner Lektüre unterhalten soll, dazu werde ich mich, um Deiner selbst willen, nicht verstehen, denn was wird es Dich kümmern, daß Joh. Gerh. Vossii theologia gentilium in einem guten Latein geschrieben sey und viele judiciöse Bemerkungen über den Mythus von der Hekate enthalte, oder daß Hyginius unmöglich der Schriftsteller seyn könne, an den Ovid seinen Ibis gerichtet habe, weil sich in ihm zu viele Barbarismen und des goldenen Zeitalters unwürdige Ausdrücke befinden? Alles, was ich jetzt las und seyt einigen Jahren gelesen habe, ist von dieser Art, und es ist mir unbegreiflich, wie ich in diesem Zeitraum noch einige erträgliche Gedichte in deutscher Sprache habe machen können, da mir die Ohren ewig von griechischen und lateinischen Wörtern sumsen. Kannst Du es glauben, daß man hier

*) Die Schwester Cäcilien's; er hatte den Ausflug mit der Familie Tuchsen gemacht.

*) Bisher ungedruckt; das nun folgende bis zu der unten bezeichneten Stelle bei Marggraff (a. a. O. S. 37 ff.)

hofft, noch einen ganz passablen Philologen aus mir zu machen, einen Grammatiker aus einem Dichter, ist das nicht Eis aus Sonnenstrahlen? Und doch fange ich allmählig an, es selbst zu glauben, und Du wirst es ebenfalls thun, wenn ich Dir meinen täglichen Lebenslauf erzähle. Des Morgens um halb 6 Uhr stehe ich auf und setze mich an meine Dissertationen, wobey oben genannte und ihnen ähnliche Werke traktirt werden. Von 8 bis 12 Uhr wird der Homer mit der subtilsten grammatischen Genauigkeit gelesen, von 1 bis 4 Uhr etwa zur Verdauung der Horaz, Virgil oder Tazitus. Von 4 bis 8 Uhr beschäftigt mich Aristoteles und Lucian und von 9 bis 11 Uhr abermals Homer. Daß ich mich um 11 Uhr weder nach den Musen, noch nach den Grazien, sondern nach dem Schlaf und der Gedankenlosigkeit sehne, wirst Du natürlich finden. Der vergnügteste Theil des Tages ist für mich die Zeit, welche ich des Abends nach dem Zubettgehen so halb zwischen Wachen und Schlummern hinbringe. Ich ziehe dann aus meinem Magazin von lachenden Bildern und Fantasien eins hervor und verarbeite es so lange in Gedanken, bis ich darüber eingeschlafen bin. Bey Tage habe ich jetzt zu solchen Träumereyen keine Zeit mehr. Ach, es war eine schöne Zeit, wo ich noch ganz meiner Fantasie lebte, aber ich lernte nichts dabey und verlor das utile dulci gar zu sehr aus den Augen. Jetzt stumpft sich freylich meine Fantasie etwas ab und mein ganzes Feuer ist erloschen, aber wenn wieder eine Zeit der Ruhe kommt, wird es desto heller hervorbrechen und desto schöner, weil, wie Du richtig bemerkst, die Poesie ohne das Reelle ein Faß der Danaiden ist.*)

Ich bin jetzt in ein Paar unangenehme Verlegenheiten gerathen, aus denen ich mich nur mit Mühe herausziehen werde. Eines von den hiesigen Frauenzimmern hat sich die Mühe genommen, sich in mich zu verlieben, und ein anderes macht mir die Mühe, mich zum Vertrauten bey einer unglücklichen Liebschaft mit einem meiner Freunde zu machen. Beide Ämter sind freylich ehrenvoll, und doch wäre ich sie so gern los, wie mancher Ehemann seine junge Frau, wenn sie auch hübsch und geistreich ist. In die erste Verlegenheit bin ich theils durch mein eigenes Zuthun gerathen, und es liegt mir also ob, meine Schuld so gut als möglich zu repariren. Ich hielt die Dame für eine hier gebohrene Göttingerin, bey denen man Koketterie und Leichtsinn voraussetzen muß, weil diese Fehler hier in der Luft liegen, und behandelte sie also wie das übrige hiesige weibliche Geschlecht, bey denen (!) man den entflammten Anbeter spielen muß, wenn man ihnen auch nur als bloßer Gesellschafter gefallen will. Sie ward bald vertraulicher, zärtlicher, ja selbst in Gesellschaften sogar unbesonnen gegen mich, und ach, bald merkte ich, daß sie nicht hier gebohren ist, denn sie hört nicht auf, mich zu lieben, und zeigt sogar deutlich, daß sie Prätensionen auf mich mache. Die Sache ist mir wirklich schmerzlich, denn das Mädchen ist liebenswürdig und verdient nicht, meinentwegen auch nur den geringsten Kummer zu leiden. Unser Verhältniß wurde mir selbst erst neulich recht klar, als wir in einer großen Gesellschaft meistens durch ihre Schuld aller Augen auf uns zogen. Ich fange jetzt allmählig an, mit großer Behutsamkeit ihr ihre Täuschung zu benehmen. An jenem Abend hatte sie mir eine kleine goldne Kette, die sie auf dem Busen trug, um den Hals gewunden. Als ich sie zu Hause geführt hatte, wollte ich sie ihr wiedergeben, sie sagte aber: „Behalten Sie sie nur; Sie können sie mir bey Gelegenheit einmal wiederbringen." Am andern Morgen ging ich zu ihr, gab ihr die Kette zurück und sagte in einem halb scherzenden Tone, ich wolle ihr die Fessel zurückbringen, woran sie mich gebunden habe. Mein Betragen fiel ihr auf; sie ist indeß schon einige Sonderbarkeiten an mir zu bemerken gewohnt und beruhigte sich also zu meinem großen Verdrusse bald wieder. — „Es freut mich," sagte sie, „daß Sie keiner Kette bedürfen, und um Ihnen mein Zutrauen zu beweisen, nehme ich sie Ihnen gern wieder ab." Diese Antwort war sehr fein und setzte mich in die Unmöglichkeit, etwas Eklatanteres zu unternehmen. Zum Glück habe ich dennoch einen kleinen Fonds von Leichtsinn bey ihr bemerkt, und da ich es in meiner Gewalt habe, mir so viele Launen zu geben als ich will, so hoffte ich von dem Zusammentreffen dieser beyden Ursachen eine gute Wirkung. Ich besuchte sie jetzt täglich, und sie müßte wahrhaftig eine Sappho seyn, wenn sie meiner zuletzt nicht überdrüssig würde. Nur muß ich ihr den Vortheil lassen, zuerst offenbar mit mir zu brechen; in diesem Falle wird unsere Trennung ihr ihr eigener Wille scheinen, und ihr Triumph wird den kleinen Schmerz, den sie vielleicht fühlen mag, vergüten.

Das andere Amt macht mir weniger innere Unruhe, aber desto mehr Mühe. Einer meiner Freunde hatte sich in eine Dame verliebt und ward, da sie eine von denen ist, die hier das meiste Herz haben, zärtlich wiedergeliebt. Eine ihrer vertrautesten Freundinnen, die Du aus meinen Charakteristiken kennst, fand es für gut, ihr ihren Raub zu rauben, und da ihr bey einem etwas leichtsinnigen, eitlen und brennbaren Menschen alles gelingen muß, gelang es ihr auch hier. Die Geliebte war trostlos, und da sie mich sowohl für ihren als ihres Geliebten treusten Freund hielt, fing sie an, mir durch Umwege das zu offenbaren, was sowohl ich als die ganze Welt schon wußte. Ich sollte das Verhältniß anfangs ganz redressiren, konnte aber weiter nichts bewirken, als daß er sie jetzt mit weit mehr Zartheit als zuerst behandelt. Er sagt mir täglich: sie wird doch wohl nicht geglaubt haben, daß ich sie heirathen wollte? Aber, Du lieber Gott, ist denn das Bedürfniß nach Liebe ohne weitere Rücksichten bey einem Frauenzimmer nicht sehr stark, und wenn wir das abrechnen, ist ihr Bedürfniß, angebetet zu werden und einen Hof um sich zu haben, nicht noch viel stärker? Seit der Zeit weiß ich ihr keinen anderen Trost zu geben, als ihre Klagen anzuhören, und keine andere Erleichterung, als in Gesellschaften, wo sich die drey Interessenten zusammen befinden, ihre Stelle zu vertreten und bey jeder Gelegenheit sarkastische Spöttereyen auf den Treulosen und seine Siegerin fliegen zu lassen. Neulich sagte sie mir, sie wäre ganz geheilt. Ich wollte es gerne glauben, wenn sie nur erst wieder anfinge, ihre gezwungene Fröhligkeit in solchen Gesellschaften abzulegen und in ihre natürliche mehr trübe als heitere Stimmung zurückzufallen. . . .

Ach, ich möchte so gern mit meinem Vater herüber reisen, aber ich habe mir einmal vorgenommen, ein vir tenax propositi zu seyn, wenn ich auch über meinem Vossius blind, lahm und taub werden sollte. Willst Du künftigen Sommer nicht einmahl eine Reise nach Cassel machen, um Deine Schwiegerältern zu besuchen? Das Projekt ist gar nicht übel. Du bleibest dann hier ein paar Tage, um die Plesse, die Gleichen und alles Alte noch einmahl zu besehen und das Entschwundene wieder zurückzurufen. Auf der Plesse wollten wir ein hübsches Bachanal halten, und Du solltest dann auf Dein Leben zurückschauen, wie es sonst so schön war und wie es jetzt noch schöner ist.*) Du wirst Dich wundern, wie allerliebst ich künftigen Sommer wohne. Ich erhalte eine Eckstube mit drey Fenstern, nach dem neuesten Geschmack dekorirt. Zwey Fenster sehen über unseren Garten hinweg nach Grohnde, Ellershausen und in die weite Welt, das dritte geht auf den Heimberg und auf die Stadt. Den ganzen Tag scheint mir die Sonne ins Zimmer, deren Schein mir ein wahres Bedürfniß ist, wenn ihre Hitze es auch nicht ist. Wenn es dort keine Gedichte giebt, so bin ich von allen Göttern verlassen.**) . . . Adieu, mein Lieber. Wenn Du alle Tage zwey Reihen an einem Briefe schreibst, so macht das in 4 Wochen 56 Reihen, also ungefähr ein Oktavblatt voll. Mehr verlange ich nicht von Dir. Adieu noch einmahl."

Eine Auswahl aus den weiteren Briefen an Bergmann sei nächstens mitgeteilt.

*) Das folgende ungedruckt.

*) Bisher ungedruckt, das folgende bis zu der unten bezeichneten Stelle bei Marggraff (a. a. O. S. 39).

**) Das folgende wieder ungedruckt.

Alfred Meißner — Franz Hedrich.

Von Karl Emil Franzos.

II.

In den vier Wochen, welche zwischen dem Erscheinen meines ersten Aufsatzes und dieser Fortsetzung liegen, hat die Erörterung dieses litterarischen Kriminal-Falles in der Tagespresse nahezu aufgehört, und es läßt sich nun schon annähernd feststellen, in welchem Sinne die öffentliche Meinung ihr erstes Urteil abgegeben hat. Als das bezeichnendste Moment ist hervorzuheben, daß Hedrich's Anklage, wenigstens meines Wissens, nur in einem einzigen Blatte als ein moralisch und juristisch gleich berechtigter Schritt, als notgedrungenes Eintreten des Mannes in den Kampf um sein Recht aufgefaßt worden ist — und dieses Blatt erscheint in demselben Verlage, welcher die Schrift herausgegeben: die Auffassung wird also von einer Seite vertreten, wo sie ohnehin als ganz selbstverständlich vorausgesetzt werden mußte, denn wäre die Firma Janke über Hedrich's Beginnen anderer Meinung, so hätte sie seine Anklage nicht herausgeben dürfen. Die andern Urteile aber stimmen insgesamt dahin überein, daß sie Hedrich's Auftreten nicht als sittliche und rechtliche Notwehr auffassen, und die allermeisten bedauern die Aufrührung der peinlichen, ja gradezu widrigen Sache. Dies aber ist nicht bloß als ein Anzeichen dafür charakteristisch, in welche Wagschale man die geringere Schuld legt, sondern auch dafür, warum man es thut: Hier war das Gefühl der Richter zwischen dem Toten und dem Lebenden, und das Mitleid für den Toten, die Abneigung gegen den Lebenden hat es gefällt. Denn nur so wird es erklärlich, daß man die Aufdeckung eines unsaubern Handels, eines *Betrugs*, *beklagt*, während doch sonst die Enthüllung eines verjährten Frevels in sittlichen Naturen keine andere Empfindung weckt, als, trotz allen Grauens, die Genugthuung über den endlichen Sieg des Heiligsten auf Erden, des Rechts. Aber auch eine Betrachtung dieser Stimmen im einzelnen würde beweisen, daß hier mehr nach dem Gefühl als nach den Thatsachen geurteilt worden ist, und weil wahrlich in einem Kriminal-Fall zum mindesten auch die letzteren festgestellt und wohlabgewogen zu werden verdienen, so wäre schon deshalb eine Fortsetzung der vorliegenden Erörterung nicht überflüssig.

Sie ist es aber auch aus andern Gründen nicht. Immer wieder ist die Äußerung gedruckt worden, hier liege ein „psychologisches Rätsel" vor: schon Hedrich's Beweggründe zu dem Handel seien nicht recht verständlich, geschweige denn jene Meißner's. Ich aber glaube, daß sie sich sehr wohl erklären lassen, sofern man nur eben alle Umstände berücksichtigt und reiflich erwägt, wozu freilich bei der Raschheit, mit welcher die Tagespresse von heut auf morgen ihr Urteil fassen und aussprechen muß, den Meisten geradezu die Möglichkeit, die physische Zeit fehlte. Man hat ferner nach dem Erscheinen der Byr'schen Schrift jene Thatsachen, welche Hedrich anführt und die Meißner direkt bestreitet, als widerlegt betrachtet. Ein genaueres Eingehen wird uns zwingen, manches davon dennoch aufrecht bestehen zu lassen, wie wir andrerseits viele Anklagepunkte Hedrich's, die bisher nie angezweifelt worden, als unerwiesen werden abweisen müssen. Endlich aber hat man sich bisher lediglich an die Prozeßakten gehalten, die Anklageschrift und die Verteidigung; die litterarischen Sachverständigen sind noch nicht zu Worte gekommen. Und doch kann nur eine genaue Prüfung der, jedem der beiden Autoren unzweifelhaft allein zukommenden Schriften darüber aufklären, wie weit jedes Einzelnen Anteil an der gemeinsamen Arbeit geht. Wissen wir, was Hedrich ohne Meißner und Meißner ohne Hedrich gekonnt, dann werden wir auch annähernd zu bestimmen vermögen, welcher Anteil jedem von ihnen an den Streitobjekten zuzusprechen ist.

In diesem Sinne sei die vorliegende Erörterung, wie begonnen, so fortgesetzt. Es ist aber selbstverständlich, daß auch sie zunächst — sit venia verbo — den „äußeren Thatbestand" festzustellen, also die Prozeßakten zu befragen hat.

Wie sich die Beziehung geknüpft und bis 1854 gestaltet, ist bereits gesagt und, wie ich glaube, unwiderleglich erwiesen. Der junge, berühmte Dichter begegnet dem jüngeren, gänzlich unberühmten Genossen edel, hilfreich und gut und sucht ihn materiell und geistig zu fördern. Daraus erwächst bei fortschreitender Entwickelung des Jüngeren eine starke und feste litterarische Freundschaft, in welcher beiderseits guter Rat, dann Arbeitskraft, endlich auch geistiges Gut genommen und gegeben wird, aber noch ist dies beiderseits kein unerlaubtes Empfangen. Materiell jedoch bleibt nach wie vor nur Meißner der Gebende.

In dies Lichtbild fällt mit Ende 1853 ein schwerer Schatten. Hedrich bietet Meißner an, von seiner (Hedrich's) geistigen Arbeit unerlaubten Gebrauch zu machen, sie unter seinem Namen drucken zu lassen, damit er sie rascher anbringe und höheres Honorar dafür empfange. Ob Meißner darauf eingeht, läßt sich nicht feststellen, daß aber die Beziehung nun noch intimer wird, ist erwiesen. Das stimmt bedenklich. Und der tiefe Schatten fällt scheinbar unvermittelt in das Lichtbild.

Aber auch im Seelenleben der Menschen, und daher in der Beziehung zweier Freunde zu einander giebt es keine wirklichen Rätsel, keine Wunder. Sieht man näher zu, so klärt sich alles natürlich auf; es giebt keine Wirkung ohne Ursache. Dieser jählings aufgetauchte Schatten führt uns darauf hin, wo die Gefahren dieses Freundschaftsbundes lagen. Nur zwei sehr starke, selbständige Naturen von annähernd gleicher Energie und Arbeitskraft vermögen bei solchem steten Geben und Empfangen die Grenzen des Erlaubten genau einzuhalten; sonst gerät der Schwächere in Versuchung, sich ausgiebiger, als gestattet, von dem Stärkeren helfen zu lassen. Lassen wir die Talentfrage zunächst ganz beiseite; wägen wir die Gaben des Prosaerzählers Meißner — und nur um diesen Prosaerzähler handelt es sich nun in allem folgenden — nicht gegen jene des Novellisten und Romandichters Hedrich ab, erörtern wir auch nicht, auf wessen Seite die größere litterarische Bildung lag, sondern fragen

wir nur eben, wer energischer war und mehr arbeiten konnte? Die Antwort muß lauten: Hedrich. Nicht bloß er selbst sagt dies, auch Meißner's Bekenntnis: „Ich entwerfe schnell, aber arbeite langsam", und seine Briefe an Hedrich beweisen dies, und was vollends die Energie betrifft, so lehrt das ganze Verhältnis, daß Meißner der Schwächere war. Und nun haben wir ja zudem gesehen, daß der Willenskräftigere auch der Versucher war! Aber noch zwei andere Momente wollen berücksichtigt sein.

Erstlich die Auffassung, welche beide Dichter von der materiellen Seite ihrer litterarischen Thätigkeit haben. Kein Zweifel, Beide sind von Anbeginn insofern wirkliche Dichter, als sie ihre Werke schreiben, um sich auszusprechen, nicht um Geld zu verdienen, Hedrich seine Dramen, Meißner seine Dramen und Gedichte. Und daß sie, je älter, praktischer und erwerbsbedürftiger sie werden, desto mehr auch den Geldpunkt in Betracht ziehen, ist an sich durchaus natürlich, es kann gar nicht anders sein. Aber allmählig scheint die Geldfrage doch eine überaus große Rolle zu spielen und bei einem Teil ihrer Thätigkeit sogar die ausschlaggebende zu sein: was ihre Feuilletons, ihre Novelletten betrifft. Auch dies läßt sich wohl verstehen. Beide sind insofern echte Kinder ihrer Zeit, als sie die Thätigkeit für Zeitungen als eine untergeordnete betrachten, und ihnen die novellistische Skizze, die Novelle, gleichsam nur als Poesie zweiten oder dritten Ranges erscheint. Das war ja bei keinem Österreicher, dessen Anschauungen sich teilweise auch im Vormärz gebildet, anders; galt doch z. B. Adalbert Stifter dem Wiener Litteratenkreise der Vierziger Jahre gar nicht recht als Dichter, weil er nur Novellen schrieb! Freilich ist von dieser Anschauung zu der weiteren, wonach eine derartige dichterische Prosaarbeit nur eben Ware ist, noch ein ziemlicher Weg, aber gebahnt ist er, und es kann uns nicht wundern, wenn wir die Beiden denselben Arm in Arm wandeln sehen. Ist aber ein derartiges Produkt nur noch Ware, die möglichst rasch und möglichst gut verkauft werden soll, und haben beide Teile keinen andern Zweck, als den, Geld zu erwerben, dann ist auch für sie die Frage, wie sie produziert und unter wessen Namen sie in den Handel gebracht werden soll, keine Gewissens-, keine litterarische Frage mehr, sondern eine praktische, die unter praktischen Gesichtspunkten entschieden wird.

Es ist ganz selbstverständlich, daß dies keine Rechtfertigung sein kann, nur eine Erklärung. Und nur in demselben Sinne haben wir uns um die Geldverhältnisse Beider zu bekümmern. Hedrich ist sehr arm, völlig auf den Erwerb seiner Feder angewiesen, in diesem Erwerb durch politische Verfolgungen arg beeinträchtigt, nur Meißner's Hilfe rettet ihn vor äußerster Not. Diese Hilfe aber fällt Meißner nicht leicht; er ist eines wohlhabenden, aber geizigen Mannes Sohn; durch seine Gedichte hat er nichts, durch die Dramen wenig verdient, seine Novelletten werden ihm „mit vier Kreuzer pro Zeile" bezahlt: er bedarf noch selbst der Hilfe des Vaters. „Vor Meißner stand", erzählt ein Prager, S. Heller, der den Dichter sehr genau gekannt, „bis gegen Ende der Sechziger Jahre ehrfurchtgebietend die imposante Gestalt seines greisen Vaters, des Dr. med. Meißner. Dieser hatte auch aus seinem Sohn einen Arzt haben wollen und spottete jederzeit über den großen Hansen von Sohn, der von seinem Dichterruhme ohne den väterlichen Beistand verhungern konnte. Meißner, dessen Reizbarkeit und Empfindlichkeit oft ins Kleinliche ging, hatte den glühenden Ehrgeiz, den unerbittlichen Vater, der, irre ich nicht, ihn einmal enterben wollte, worüber der zaghafte Sohn in Angst und Schrecken geriet, eines Besseren zu belehren. Daher ging er vom Epos und von der Lyrik zuerst zum einträglicheren Drama über, wo er indessen nicht durchgriff." Man sieht, Meißner's Spenden an Hedrich waren schwere Opfer; gern und freudig hätte sie selbst eine ursprünglich freigebige und noble Natur nicht gebracht. Das aber ist Meißner nicht gewesen. Da nun trotzdem die Thatsache, daß er Hedrich damals nicht unerhebliche, ja für seine Verhältnisse sogar sehr erhebliche Spenden zuwandte, feststeht, so erscheint sie uns freilich doppelt anerkennenswert und drängt die Schlußfolgerung auf: wie teuer Hedrich damals nicht bloß seinem Geldbeutel, sondern auch seinem Herzen gewesen sein müsse, aber sie läßt es durchaus erklärlich erscheinen, wenn sich Meißner sagte: „So geht es nicht weiter! Ich kann und darf ihm nichts mehr schenken! Kann er nicht allein verdienen, so wollen wir's zusammen versuchen." Und betrachtete er nun einmal Prosaarbeiten als bloße Ware, wie nahe lag es ihm dann, für sein Geld Ware einzutauschen, sei es nun fertige, wie Hedrich behauptet, oder Rohware, wie wir meinen . . .

Faßt man dies alles zusammen, so wird es keinesfalls mehr als ein Rätsel erscheinen, warum Meißner sich nach jenem, an sich doch gewiß unsauberen Anerbieten nicht von dem Versucher trennte, sondern noch inniger mit ihm verband. Und auch die Ereignisse des Sommers 1854, wo sich Beider Schicksal entschied, werden wir nun klarer zu beurteilen vermögen.

Hören wir zunächst beide Parteien. Franz Hedrich schreibt:

„Meißner ging allein (im Juni 1854 nach Paris), während ich mich von Gotha nach Tabartz, am Fuße des Inselberges in Thüringen gelegen, begab, um dort den Sommer zuzubringen und in ländlicher Abgeschiedenheit den lang und still gehegten Plan zu einem Roman aus der allerjüngsten Vergangenheit auszuführen. Dieser Roman, „Der Pfarrer von Grafenried", welcher schon am Anfang des folgenden Jahres 1855 in der Verlagsbuchhandlung von Hoffmann u. Campe in Hamburg erschien und dann später unter dem veränderten Titel: „Zwischen Fürst und Volk" mehrere Auflagen erlebte, ist in der langen Reihe der von mir verfaßten und unter dem Namen Alfred Meißner veröffentlichten Werke, der Zeitfolge nach, der allererste, dessen ganze Urheberschaft ich zu beanspruchen habe. Den ersten Anstoß, „Zwischen Fürst und Volk" zu schreiben, gab mir eine Begebenheit aus der stürmischen Märzperiode des Jahres Achtundvierzig in einem kleinen deutschen Fürstentume, welche ich während meines Aufenthaltes in Weimar 1852 von meiner Hausfrau, der Gattin des Juweliers Weiß, an einem Winterabend hörte, und eine merkwürdige kleine Hofgeschichte, welche mir der verewigte, große Franz Liszt fast um dieselbe Zeit erzählte. Meine Arbeit war schon ziemlich weit vorgerückt, als Meißner auf der Rückreise von Paris an einem der letzten Tage vom August 1854 in Tabartz eintraf, um dort den Rest der schönen Jahreszeit mit mir zu verbringen. Ich hatte ihm die zwei Geschichten, die ich in Weimar gehört, in einer Plauderstunde schon vor längerer Zeit erzählt, ehe ich noch selbst ahnte, welchen fruchtbaren Samen dieselben enthielten, und seine Überraschung war unendlich groß, bei seiner Rückkehr zu finden, daß ich aus diesem kleinen anekdotenhaften Stoffe die Handlung eines zeitgeschichtlichen Romans ausgesponnen hatte . . .

Meißner erhielt während seines Aufenhaltes in

Paris ... von Julius Campe ... den Antrag, ... ein Buch über Heinrich Heine zu schreiben, und ging mit der größten Bereitwilligkeit darauf ein, machte jedoch die Bedingung, das Buch erst in einer noch näher bestimmten Zeit zu liefern, bis er das hierzu nötige Material gesammelt hatte. Ganz kurz nach Meißner's Ankunft in Tabarz kam von Julius Campe, dem im Interesse seines Verlags an dem Heinebuche sehr viel gelegen war, ein vier Quartseiten langer Brief, in welchem er Meißner an die möglichst rasche Erfüllung des Versprechens mahnte und, um ihn anzueifern und zu binden, sich erbot, auch jedes andere beliebige Werk zu drucken. Als mir Meißner diesen Brief mitgeteilt hatte, bedauerte er unendlich, weder ein Werk, noch einen Stoff zu einem solchen in Bereitschaft zu haben und die Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen zu müssen, mit einer so einflußreichen Firma, die überdies ein weit höheres Honorar, als das bisher erzielte in Aussicht stellte, in Verbindung zu treten, und machte mir an einem der nächsten Abende den Vorschlag, an meinem Roman aus allen Kräften mitzuarbeiten und denselben unter meinem und seinem Autornamen Campe anzubieten. Dagegen wandte ich vor allem anderen nicht mit Unrecht ein, daß es zwar in Frankreich, doch noch nicht in Deutschland Sitte sei, daß zwei Autoren ein Werk herausgeben, und daß daher bei den herrschenden Vorurteilen die Aufnahme und der Erfolg des Romans leiden würden, wenn nicht sogar ganz und gar gefährdet wären. Meißner rückte nach und nach mit seinem eigentlichen Plane heraus, daß ich ihm gestatte, den Roman als sein eigenes Werk Campe anzubieten, und machte sich dabei verbindlich, mich, als den Mitverfasser, öffentlich anzuerkennen, sobald der Zeitpunkt gekommen wäre, der mir nach der Veröffentlichung des Romans dazu geeignet schiene. Von den daraus entspringenden Vorteilen, doch aber auch von meiner Freundschaft geleitet, weil ich durch meine Arbeit Meißner den Mitgenuß aller dieser Vorteile verschaffte, machte ich mich mit seinem Vorschlage vertrauter und vertrauter. Das Opfer schien mir nicht allzugroß, da sich ja die Mitarbeiterschaft nur auf diesen Roman beschränken sollte und ohne meine besondere Einwilligung keinen Schritt weiter erstrecken konnte. Aber ehe noch alle meine Bedenken ganz geschwunden waren, hatte Meißner, ohne mir ein Wort vorher zu sagen, meinen Roman unter seinem Namen Campe angetragen und überraschte mich mit Campe's Antwort, welcher zufolge der Handel abgeschlossen war. Der Würfel war gefallen und, obgleich ich keinen Mitarbeiter brauchte, wies ich unter solchen Umständen Meißner eine Partie zur Ausführung an. Sicherlich mußte mir um diese Zeit das Maß seines Talentes bekannt gewesen sein, dennoch überschätzte ich ihn noch immer und sah erst bei dieser Gelegenheit, daß seine Kraft zur befriedigenden Lösung der ihm zugeteilten Aufgabe bei weitem nicht hinanreichte. Von seiner verschwindend kleinen Mitarbeit war nichts zu brauchen, und er verließ sich fortan ganz auf meine Feder, ohne sich mehr hineinzumengen, so daß *in dem ganzen Roman keine Zeile von ihm selbst geschrieben steht.* Als wir uns tief im Oktober in Tabarz von einander trennten, nahm Meißner alles vorhandene Manuskript mit sich nach Prag. Der ganze Rest kam von Gotha wenige Wochen nach Neujahr 1855 in seine und in Campe's Hände."

Dies Hedrich's Darstellung der Thatsachen. Jene Meißner's ist stets, so oft er darauf zu reden kommt, diametral entgegengesetzt.

In seinen Erinnerungen, wo er möglichst eindringlich seinen Übergang von der Lyrik zum Epos, vom Epos zum Drama aus inneren Gründen darzulegen bemüht ist, schreibt er („Geschichte meines Lebens" Bd. II S. 326) über seine Wendung vom Drama zum Roman wie folgt:

„Ich hatte längst eingesehen, daß ich meine Thätigkeit auf ein anderes Gebiet übertragen müsse. An Stoffen fehlte es nicht. Ein Aufenthalt in Thüringen hatte mich mit dem merkwürdigen Schicksal eines Märzministers bekannt gemacht, der unlängst eines rätselhaften Todes gestorben war. Aus Eindrücken, die diese Geschichte in mir wachgerufen, erwuchs ein dreibändiger Roman „Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried" (Zwischen Fürst und Volk), an welcher die Arbeit das ganze Jahr 1854 ausfüllte. Und schon reiften andere, noch umfangreichere Pläne nach dieser Richtung. Ich hatte die Wirklichkeit des Lebens in den verschiedensten Formen kennen gelernt. Es drängte mich, diese im großen Spiegel des Romans zu fassen. Derselbe sollte, aus dem Privatleben und der Familie hinausgehend, Stände, Staat, Volkssitten, Politik schildern. Mir erschien der Roman als ein erweitertes, ausgeführteres Drama, in welchem Bedeutsamkeit des Stoffes, Komposition, natürliche Gruppierung, psychologische Charakterzeichnung und Handlung, durch Verwickelungen aller Art geführt, zusammenzuwirken hätten. Der Bau des Romans, wie ich mir ihn dachte, war derselbe wie der des Drama. Die innerlichen Gesetze des Drama sollten auch im Roman festgehalten sein Auch er sollte nicht schildern und erzählen, sondern Dinge und Menschen als gegenwärtig zeigen. Ich sah nur den Unterschied, daß der Roman ausgedehnter und formenreicher sei."

In einer Klarstellung seiner Beziehungen zu Hedrich, welche er nicht lange vor seinem Selbstmordversuch begonnen, und deren Anfänge sich, in unzählige Stückchen zerrissen, in seinem Nachlaß vorfanden, heißt es über diesen Roman:

„Ich trug mich mit dem Plan eines Pfarrers von Grafenried, hatte ihn bereits großenteils geschrieben. Ich wollte darin zeigen, welche Konflikte die Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten in einem sanften, schwärmerischen Gemüte bei total verschiedenen politischen Prinzipien erzeugt. Dieser Konflikt war mir ein persönlicher. Ich stand ja in Bezug auf politische Überzeugung in direktem Gegensatz zu meinem Vater, dem ich andrerseits ein dankbarer Sohn war. Ich füllte diesen Roman mit Figuren, die ich kannte. Der Pfarrer war ein in Sachsen lebender, seines Dienstes entlassener Pastor, die beiden Wölfe hatte ich in der Redaktion der „Kölnischen Zeitung" kennen gelernt In der Fürstin Pavergi, der Geliebten eines berühmten Tenoristen, hatte ich eine russische Gräfin S. gezeichnet, die damals alljährlich in Karlsbad durch Schönheit und Unweiblichkeit Aufsehen erregte. Alles war teilweise aus mir herausgewachsene Empfindung, teils persönliche Erfahrung. Natürlich gab ich Hedrich das Manuskript in die Hand, als wir uns 1854 in Gotha trafen. Es giebt in der ganzen Welt keinen jüngeren Schriftsteller, der nicht seine Manuskripte den Freunden zu lesen giebt. Manche veranstalten Lese-Abende, nehmen von vielen Seiten Einwendungen entgegen und arbeiten darnach um. Mir war Hedrich, in dessen Wesen glühende Phantasie und eiskalter verschlagener Verstand beisammen waren, Autorität. Ich änderte nach seinem Rat, gestaltete um. In Prag nahm ich es wieder auf, alles wurde umgeschmolzen. So ist das Buch 1855 bei Campe erschienen. Ich entwerfe schnell, aber arbeite langsam. Zuerst schaffe ich einen Entwurf, in welchem ich dann modelliere wie der Bildhauer in frischem Thon, endlich stelle ich aus diesem das Buch, wie es ist, her. In diesem Mediums-Stadium lernte Hedrich meine Manuskripte kennen Ich nahm seinen Rat entgegen. Er machte auch rasche Hinwerfungen, von denen ich manches aufnahm, vieles verwarf."

Man sieht, der Gegensatz beider Aussagen ist thatsächlich der denkbar schärfste. Jeder will den Roman selbst erfunden, seine eigenen Erlebnisse hineingelegt, ihn selbst geschrieben haben. Während jedoch Meißner wenigstens Hedrich einen gewissen Anteil einräumt, da er ja zugiebt, seine Ratschläge befolgt, ja sogar einzelne seiner „Hinwerfungen" benützt zu haben, behauptet Hedrich geradezu, nicht eine Zeile rühre von Meißner her.

Welchem von beiden müssen wir nun glauben? Erschöpfende, schlagende Beweise bringt keiner, aber blinden

Glauben mutet uns nur Hedrich zu: „„Zwischen Fürst und Volk“ ist der einzige meiner hervorstechenden Romane, über welchen ich gar keinen urkundlichen Beweis meiner Urheberschaft besitze. Unzweifelhaft müssen darauf bezügliche Briefe von Meißner existiert haben, sind aber teils von der unendlich langen Zeit verschlungen, teils durch meine vertrauensvolle Sorglosigkeit verschleudert worden.“ Er beruft sich nur auf zwei Umstände. Erstens darauf, daß der bereits von mir mitgeteilte Brief Meißner's aus Prag vom 8. Mai 1854 zwar davon spreche, daß Meißner in Paris Feuilletons schreiben wolle und Hedrich, den er zur Mitreise zu bestimmen sucht, darüber beruhige, daß er auch dort sein Drama „Enklizia“ werde vollenden können, aber von diesem Roman schweige. „Hätte Meißner“, fragt er, „dabei den Pfarrer von Grafenried nicht mit einem Worte erwähnt, seinen allerersten Roman, der unmittelbar darauf so rasch entstanden ist?“ Dies soll schon an sich ein Beweis sein! Ferner aber meint Hedrich, daß man ihm nach erbrachtem Nachweis, er sei der alleinige Verfasser der späteren Romane Meißners, auch die alleinige Autorschaft des „Pfarrer von Grafenried“ glauben müsse. Aber hiervon abgesehen, daß ihm dieser Nachweis alleiniger Autorschaft thatsächlich auch bei den späteren Romanen nicht gelingt, wäre er auch für diesen ersten beweiskräftig genug? Hingegen beruft sich Meißner auf innere und äußere Gründe, welche seinen Anteil an dem Werke klar stellen sollen: das Verhältnis zu seinem Vater, die Porträts von Persönlichkeiten, denen wohl er, aber nicht Hedrich im Leben begegnet; auch in den Erinnerungen erwähnt er des „roten Wolf“ (Bd I. S. 197), den er dort freilich nicht in der oben genannten Redaktion, sondern in einem Brüsseler Café kennen gelernt haben will. Das klingt ja viel plausibler, aber überzeugende Gründe sind das auch nicht.

Wären wir nur auf die Akten angewiesen, so ließe sich volle Klarheit nicht gewinnen. Zum Glück liegt uns noch ein anderes Dokument vor, der Roman selbst. Vergleichen wir ihn mit jenen Novellen, die Hedrich unzweifelhaft selbst verfaßt und die annähernd in dieselbe Zeit fallen, so ergiebt sich unwiderleglich, daß seine Behauptung, er habe den Roman von der ersten bis zur letzten Zeile selbst geschrieben, eine krasse, ja die denkbar krasseste Unwahrheit ist. Geschrieben ist der Roman fast durchweg von Meißner, d. h. er hat sehr wenige Partien von Hedrich ohne jede Änderung benutzt, sondern das meiste stilistisch durchgefeilt. Vieles aber ist unzweifelhaft Hedrich's geistiges Eigentum, es trägt trotz des verwischten Stils den Stempel seiner Eigenart. Anderes gehört ebenso unzweifelhaft von Haus aus Meißner. Also: eine gemeinsame Arbeit. Ich bitte mir dies vorläufig ohne Beweis zu glauben, da ich diesen „inneren Thatbestand“ später im Zusammenhange darstellen möchte. Aber selbst wenn dieses wichtigste Dokument nicht vorläge, so ließe sich doch annähernd, wenn auch natürlich nicht mit gleicher Schärfe und Bestimmtheit, durch Abwägung beider Aussagen gegen einander, sowie durch uns bereits bekannt gewordene Umstände erweisen, daß beide unmöglich richtig sein können. Hätte Meißner völlig die Wahrheit gestanden, wäre Hedrich bloß durch Rat und einige „Hinweisungen“ an dem Buche beteiligt, wie sollten wir uns das Rätsel erklären, daß er durch diese noch immer nicht unerlaubte Benutzung von Hedrich's Arbeitskraft dessen „Gefangener“ geworden?! Und dies sagt er selbst! Aber von welcher geringen Beschämtheit ist vollends Hedrich's Appell an unsern Glauben! Von ihm ist im Dezember 1853 zuerst der Vorschlag ausgegangen: „Laß meine Arbeiten unter Deinem Namen drucken, damit ich mehr davon habe“, und nun sollen wir glauben, daß Meißner kurz darauf ihm zunächst gar nicht mit einem derartigen Vorschlage zu kommen gewagt, sondern zuerst die Mitarbeit und Nennung beider Autornamen, später Mitarbeit und gelegentliche Nennung als Mitverfasser vorgeschlagen, ja sogar soweit gegangen, Campe den Roman ohne Hedrich's Einwilligung als sein eigenes Produkt anzubieten. Derselbe Meißner, der nach Hedrich's Darstellung so schlau operiert, sollte sich also in die Gefahr begeben haben, eventuell, wenn sich Hedrich ablehnend entschied, vor dem Verleger, an dessen Wohlwollen ihm so viel lag, als Lügner, ja, sofern sein Anerbieten an Campe, wie ja vorauszusetzen, auch einige Andeutungen über den Roman enthielt, als Plagiator dazustehen! Das ist ganz undenkbar, der Hergang wird ein anderer, und zwar vermutlich — ich benutze dabei allerdings auch schon den „inneren Thatbestand“, für welchen ich den Nachweis noch schuldig bin — der folgende gewesen sein.

Hedrich hat die beiden Anekdoten in Thüringen gehört und sie Meißner gelegentlich mitgeteilt. Vielleicht ist den Freunden in ihren Gesprächen schon damals der Gedanke gekommen, daß sich eventuell aus der Verknüpfung der beiden kleinen Fabeln der Stoff zu einem Roman gewinnen ließe. Sie haben sich die Sache durch den Kopf gehen lassen, zur Niederschrift ist noch Keiner von ihnen gekommen. Im August 1854, wo sie in Tabarz zusammen sind, sprechen sie abermals über den Stoff und „malen“, um ein bereits citiertes Wort Hedrich's zu gebrauchen, „in ihrer romantischen Solitüde an den Bildern weiter, die sie bei wechselseitiger Anregung und Aneiferung längst entworfen haben.“ Das geschieht allerdings zunächst nur mündlich, nicht auf dem Papier; wer von Beiden eigentlich die Früchte ernten, also der Autor sein wird, bleibt noch ungeklärt. Da trifft der Brief Campe's an Meißner ein, und Beide sind sofort darüber einig, sich das große Honorar keinesfalls entgehen zu lassen. Es soll so rasch als möglich verdient sein, und bei ihrer damaligen Auffassung von den künstlerischen Aufgaben eines Romandichters kann es nicht verwundern, wenn sie unter einander die Aufgabe so verteilen, wie etwa zwei Schneidergesellen, die von heut auf morgen einen Rock fertig zu stellen haben. Der Eine entwirft den Schnitt, dann näht jeder seinen Ärmel fertig u. s. w. Wie sich mir aus ihren selbständigen Arbeiten das Wesen Beider darstellt, stammen der Plan, eine Reihe von Figuren und alle Stellen, die irgendwie auf lyrische Empfindung deuten, von Meißner, andere Figuren und die sogenannten „starken“ Szenen von Hedrich. Daß Hedrich's Darstellung der Art, wie ihn Meißner stufenweise für den Plan gewonnen, unwahr sein muß, wissen wir bereits. Welcher von Beiden nach dem Empfange von Campe's Brief das erste Wort gesprochen, muß uns angesichts des Briefes Hedrich's vom Dezember 1853 moralisch irrelevant erscheinen. Im übrigen wird Hedrich's Darstellung betreffs der Verhandlungen über den Autornamen mutatis mutandis richtig sein. Noch ist Meißner zunächst gewissenhaft genug, ihm die sofortige Nennung beider Namen auf dem Titelblatt vorzuschlagen.

Hedrich lehnt ab, er begnügt sich mit dem Versprechen, daß dies nachgeholt werden soll, aber wenn er auch das von ihm angeführte Bedenken vorgeschützt haben mag, sein wirklicher Beweggrund wird es nicht gewesen sein. Vielleicht sagte sich der Mann von „eiskaltem, verschlagenem Verstand," wie ihn Meißner charakterisiert: „Mein Name soll zum erstenmal nicht als Schleppträger eines Andern in die Öffentlichkeit dringen," vielleicht auch hatte er gerade bezüglich dieses Werkes Bedenken; daß es just kein untadeliges Kunstwerk sei, was da eben zusammengenäht wurde, mußte ihm sein Verstand sagen. Irrte er darin, brachte der Roman nicht bloß Geld, sondern auch Ehre, so konnte er ja von Meißner's Zusage Gebrauch machen. Sehr möglich aber ist auch, daß er deshalb vorläufig verzichtete, um Meißner in die Hand zu bekommen. Ganz so teuflisch freilich, wie seine Absicht dem unglücklichen, in den Tod gehetzten Dichter 20 Jahre später erschien, werden wir sie nicht auffassen. „Sein Plan," schreibt Meißner in seinem letzten Brief, „stand seit allem Anfang fest. Es lebt kein Mensch so hart wie er auf der ganzen Welt." Ich meine, Hedrich wollte sich für alle Fälle die willfährige Hilfe des berühmten und nach dem voraussichtlich baldigen Hinscheiden des greisen Vaters auch sehr wohlhabenden Genossen sichern – nichts weiter, aber auch dies wiegt moralisch schwer genug. Meißner aber ließ sich den Verzicht gern gefallen; schon aus Eitelkeit und weil er den Hohn des Vaters fürchtete, daß der „berühmte Buchmacher" nicht einmal einen Roman allein zu stande bringe. Und kamen ihm Gewissensbisse, so mag er sie durch den Vorhalt beruhigt haben: „Ich nenne ihn ja später einmal, und dann, wie viel habe ich schon für Hedrich gethan!" Allerdings ließ er nun auch Hedrich viel für sich thun. Nachdem er den Schnitt besorgt, Knöpfe und Borten geliefert, quälte er sich mit der Näharbeit nicht allzu sehr, der größere Teil derselben wurde wohl von Hedrich besorgt, nur daß dann Meißner wieder das Bügeln und Ausglätten übernahm. Mit andern Worten: Nachdem die Arbeit im groben vollendet ist, kehrt Meißner mit dem Manuskript nach Prag zurück, schreibt es ab und feilt es dabei stilistisch soweit durch, daß dem flüchtigen Blick die Verschiedenheit der beiden Federn nicht erkennbar wird. Freilich nur dem flüchtigen Blick! Der Roman erscheint, erregt als Zeitroman durch die unerschrockene Erörterung brennender Fragen und die, sagen wir, ungenierte Wiedergabe von Geschichten, die wenigstens in gewissen Gegenden Deutschlands in aller Munde sind, einiges Interesse, erlebt mehrere Auflagen und trägt den beiden Autoren ein stattliches Honorar, das sie teilen.

Also ein einträgliches Geschäft. Wenn nur nicht so viel Schuld und Schmach daran kleben würde! In das Geld hatten sich beide zur Hälfte geteilt, aber welcher Anteil gebührt jedem von ihnen an diesen traurigen Zuthaten? „Hedrich!" hat man seit dem Erscheinen der Byr'schen Broschüre fast allgemein geantwortet, aber ich glaube: gewiß nur deshalb, weil das traurige Ende Meißner's das Rechtsgefühl trübte. Die größere Schuld scheint mir in diesem ersten Handel unzweifelhaft bei Meißner zu liegen. Von der Anklage freilich, die Hedrich gegen ihn erhebt, ist er frei zu sprechen, er war weder der Verführer noch der Ausbeuter seines jüngeren Genossen, seinem Mitschuldigen gegenüber hat er nicht unehrlich gehandelt, wohl aber gegen seinen Verleger, das Publikum, die Kritik. Kein Zweifel, Meißner's Handlungsweise qualifiziert sich juristisch recht häßlich, kein Mitgefühl darf hindern, dies auszusprechen. Und warum belastet der bisher unbescholtene Mann seine Seele mit einer solchen Schuld? Sicherlich wirkte da zum Teil auch Ehrgeiz mit; der lyrische Quell war vertrocknet, mit dem Drama ging es nicht, nun wollte er seinen Ruhm durch den Roman frisch erhalten und mehren. Aber ein Hauptmotiv ist auch die Sucht nach Geld. Er wollte dem Vater imponieren, ein bequemes Leben führen, ohne den Geldbeutel des gestrengen und sparsamen Herrn in Anspruch nehmen zu müssen; man sieht, aus Not wird Meißner nicht schuldig, nur aus Leichtsinn, aus Charakterschwäche, vielleicht auch, weil er sich sophistisch sagt: „Wenn Hedrich selbst es so will, was geht der Handel dritte an?" Und daß Hedrich es so wollte, darin liegt Hedrich's Schuld. Ob sich seine Handlungsweise, wie vielfach behauptet worden ist, juristisch qualifizieren ließe, möchte ich aufs entschiedenste bezweifeln, aber wie sie sich moralisch darstellt, braucht wahrlich nicht erst gesagt zu werden. Ihm aber steht allerdings die Entschuldigung zur Seite, daß er in Not war, in bitterster Not.

Anders ist die Frage zu beantworten, wer den größeren Vorteil davon hatte. Gewiß Hedrich. Er hatte durch seine ausgiebige Mitbeteiligung an einem mittelmäßigen Roman in kurzer Zeit ziemlich viel Geld verdient und sich einen Helfer erworben, der ihm nun immer, immer zur Verfügung stehen mußte. Meißner aber, bis dahin mit Recht als einer der hervorragendsten jüngeren Dichter Deutschlands gefeiert, trübte seinen Ruf in den Augen aller verständigen Beurteiler durch eine Arbeit von sehr schwachem künstlerischem Werte. Und vor allem: wie belastete er sein Gewissen, wie richtete er sich innerlich zu Grunde! Meißner hat seine Selbstbiographie nur bis zum Jahre 1855 fortgeführt. Man hat dies für einen Zufall gehalten, und er selbst sprach zuweilen von einer Fortsetzung. Sie wäre ihm unmöglich gewesen, denn nur bis zu diesem Zeitpunkt war sein Leben wert, gelebt zu werden, bis dahin war er ein guter, reiner Mensch, ein hochstrebender Dichter, nun war er ein schuldiger Mann und der Miterzeuger sensationeller Romane geworden.

Schon der erste Schritt hatte darüber und damit über sein ganzes Schicksal entschieden. Er selbst ahnte dies damals sicherlich nicht. Gewiß hatte er sich sogar gelobt, nie mehr so ausgiebige Hilfe eines Andern in Anspruch zu nehmen. Auch Hedrich versichert, daß nach seiner Ansicht dieser erste Schritt der letzte hätte bleiben sollen. Dies ist ihm unbedingt zu glauben. Wie sollte sich ein Dichter, ein unzweifelhaft begabter Dichter, ein anderes Ziel stecken, als durch sein Schaffen seinen Namen bekannt zu machen? „Einmal ist keinmal" sagten sich wohl beide zu ihrem Troste. Aber Einmal ist einmal, und es bleibt selten dabei, namentlich in sittlichen Dingen.

Dem ersten Schritt folgte auch hier fast unmittelbar der zweite. Wir brauchen ihn nicht mehr in derselben Ausführlichkeit zu schildern, im großen und ganzen wiederholt sich immer wieder dieselbe traurige Geschichte.

Der Handel betrifft diesmal den Roman „Der Freiherr von Hostiwin". Auch hier behauptet Hedrich, das Werk sei „ohne die allergeringste Mitwirkung von Meißner's Seite" entstanden. Auch hier ist Meißner's Aussage in-

sofern ehrlicher, als er schreibt: „So stand der Stoff vor meinem Geiste ... Im Sommer 1855 kam ich mit Hedrich in Streitberg zusammen. Wieder gab mir Hedrich guten Rat in vielen Teilen." Auch hier ergiebt die Prüfung der inneren Qualitäten, daß es sich in Wahrheit um eine gemeinsame Arbeit handelt, an welcher der Anteil Beider annähernd derselbe ist, wie beim ersten Roman. Auch das Technische der Arbeitsweise wiederholt sich, sie sind wieder in Blankenburg, dann in Streitberg beisammen und stellen die Arbeit im groben fertig, worauf Meißner die Stilglättung und Abschrift besorgt. Daß nur Meißner als Autor genannt werden sollte, scheint diesmal gar nicht mehr diskutiert worden zu sein, es war schon selbstverständlich. Hedrich selbst sagt, er sei schon „beim Beginn der Arbeit entschlossen gewesen, auch noch Hostiwin unter Meißner's Namen zu veröffentlichen." Warum? Er führt zwei Gründe an, den einen führt er breit aus, den andern deutet er kurz an. Der „Freiherr von Hostiwin", meint er, sei dem ersten Werke so rasch nachgefolgt, daß Publikum und Kritik noch gar nicht über dasselbe hätten urteilen können, es wäre also auch verfrüht gewesen, nun schon von Meißner die Einlösung seines Versprechens, die nachträgliche Nennung seines Namens als Mitverfasser des „Pfarrer von Grafenried" einzufordern. Aber warum war es noch nicht an der Zeit, Meißner zu sagen: „Das neue Buch ist mein Werk. Um es besser verkaufen zu können, will ich auch Deinen Namen auf das Titelblatt setzen. Dies ist aber auch das Äußerste, was ich thun kann." Weil es sich, antworten wir, auch hier nur um eine allerdings intensive Mitarbeit Hedrich's handelte, weil dieselben Motive, die ihn zu dem vorläufigen Verzicht an der Autorschaft des „Pfarrer" bewogen, auch hier obwalteten; endlich aber geschah es aus dem Wunsche, „die pekuniären Früchte des neuen Werkes ohne allen Verzug zu ernten." Das letztere, was Hedrich nur so nebenbei hinwirft, ist eben das Hauptmotiv. Meißner hätte sich sonst gesträubt, der Abschluß des Handels wäre verzögert worden, und Hedrich brauchte Geld.

So aber sträubte sich Meißner nicht, im Gegenteil. Das Geld, der Erfolg des „Pfarrer" hatten ihn geblendet, die wenigen kritischen Stimmen, welche den Dichter des „Ziska" ernstlich an seine künstlerischen Pflichten gegen sein eigenes Schaffen gemahnt, schlug er in den Wind. Erst nachdem der Handel geschlossen, das Buch vollendet und gedruckt wurde, scheinen ihm Bedenken gekommen zu sein. Leider keineswegs sittliche Bedenken, er bekam nur allmählig Furcht vor Hedrich. Vielleicht deshalb, weil dieser in schlimmer Lage war und Meißner dachte: „Am Ende muß ich ihm mein Versprechen teuer ablaufen." Und diesem Bedenken trug er nun durch ein Mittel Rechnung, welches gleichfalls nichts weniger als sittlich war: er — widmete in aller Eile den Freiherrn von Hostiwin seinem Freunde Franz Hedrich zu! „Welche Überraschung nach Öffnung des Buches," erzählt Hedrich, und diesmal sichtlich der Wahrheit gemäß. „Die Vorrede erklärte in warmen, überschwänglichen Worten, daß nur die Gefühle der Freundschaft und Verehrung ihr Ursprung wären, mußte aber doch zugleich den Glauben verbreiten und befestigen, daß Meißner allein das Werk hervorgebracht hatte, und am allerwenigsten Franz Hedrich irgend einen Autoranteil daran gehabt haben könnte." Aber es war nur ein unfeiner, kein kluger Streich. Denn es ist Hedrich unbedingt beizupflichten, wenn er ferner bemerkt: „Ich ging über die Vorrede gelassen hinweg, denn alle etwaigen Folgen hatte nur Meißner zu tragen, und mir konnte im Grunde nichts daran gelegen sein, welche heimlichen Absichten ihn auch dabei geleitet haben mochten. Er war ja vollkommen machtlos, einen ernsten Widerstand zu leisten, wann immer ich die Stunde für gekommen gehalten hatte, auf die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zu dringen. *Ich konnte ihn jederzeit mit einem Worte umblasen, so lange er am Leben war.*" Wahr! — nur zu wahr!

Nicht bloß edler, sondern auch klüger war ein anderes Mittel, durch welches Meißner die drohende Gefahr zu bannen suchte. „Wenn sich Hedrich", kalkulierte er, „auf einem anderen Gebiete, etwa als Dramatiker selbst einen Namen macht und Geld verdient, so wird ihm an der öffentlichen Bekundung seines Anteils an den beiden Romanen nicht viel gelegen sein und er wird auch von mir kein Geld haben wollen." Daher schenkt er Hedrich den Stoff und Plan zu einem Lustspiel „Clairon". In welcher Weise dieser die Gabe aufnimmt, zeigt sein Schreiben vom 7. Februar 1856 aus Koburg:

„Vormittags bekam ich Ihren sehnlichst erwarteten Brief. Die „Clairon" hat mich sehr amüsiert, und ich glaube, daß Phantasie, Unternehmungsgeist und Laune daraus viel machen können ... Ist sie fertig, so entscheiden Sie darüber, als hätten Sie Salomos Schwert und sagen Sie mit endgültiger Stimme, wessen Kind es sei. *Ich komme mir vor wie eine Seifenblase. Hören Sie in den Strohhalm zu blasen auf, und ich bin hin.*"

Dies alles erfahren wir freilich erst aus der Bur'schen Broschüre. Hedrich schweigt wohlweislich über das Lustspiel und erzählt nur, Meißner habe ihn durch die Vorspiegelung, daß durch Bühnenarbeit mehr Geld zu verdienen sei, vom Roman zum Drama locken wollen. Wie könnte er auch eingestehen, daß Meißner ihm eine Idee, einen Plan geschenkt! Dann würden wir ihm ja vielleicht auch nicht so ganz unbedingt glauben, daß er der alleinige Verfasser der Romane sei! Und doch gelten die oben in gesperrtem Druck wiedergegebenen Stellen seines Briefes auch von den Romanen. Die Grundidee, der geistige Inhalt kommt immer von Meißner.

Hedrich vollendet „Clairon", der gehoffte Beifall bleibt aus, mit ihm das Geld. Aber auch Meißner hat bloß Ideen, unter anderen die zu einer Fortsetzung des „Freiherrn von Hostiwin", aber Romane *allein* auszuführen, hatte er ja bisher noch nicht versucht! Ja noch mehr, als er nach dem Tode Heine's, im Februar 1856, in Campe's Auftrag nach Paris gehen muß, um das Heinebuch baldmöglichst fertig zu schreiben, nimmt der energielose Mann Hedrich auch dorthin als Helfer mit. Da der Inhalt des Buches fast nur aus persönlichen Erinnerungen Meißner's besteht, so beschränkt sich Hedrich's Anteil daran allerdings nur auf die Formgebung einzelner Kapitel. Im nächsten Jahre, 1857, aber schreiben sie die Fortsetzung des „Freiherrn von Hostiwin" zusammen, oder wie das ganze Werk nun heißt „Sansara". Daß die Grundidee auch hier Meißner zugehört, scheint mir zweifellos. Welcher von beiden zuerst zur gemeinsamen Arbeit aufgestachelt, ob Meißner oder Hedrich (Hedrich behauptet das erstere, Bur das letztere) läßt sich nicht feststellen, ist aber auch ziemlich gleichgültig. Thatsache ist: sie sind wieder beisammen, zuerst in Intra am Lago

Maggiore, dann in Genua. Das Rezept, nach dem sie arbeiten, ist noch immer dasselbe, aber eins hat sich verändert, Hedrich's Stellung zu Meißner. Er weiß nun, daß er ihm völlig unentbehrlich sei, daß Meißner nichts Größeres ohne ihn machen könne, und diese Empfindung ist ja auch für jene Zeit eine richtige: erst später hat sich Meißner wieder zu größerer Thatkraft aufgerafft. Und darum erklärt Hedrich in Intra kurz und bündig, er schreibe die Fortsetzung von „Hostiwin" nicht weiter, ehe Meißner nicht das Versprechen gegeben, ihn als Mitverfasser dieses Werkes zu nennen und bei dieser Gelegenheit auch seinen Anteil an den früheren Romanen zu bezeugen. Meißner sträubt sich, versucht wohl auch Hedrich durch einen Hinweis darauf abzubringen, er werde sich mit selbständigen Arbeiten einen Namen schaffen können. Aber auf diese Hoffnung verläßt sich Hedrich nicht mehr, und Meißner muß nachgeben; die Erklärung wird vereinbart und stilisiert; Meißner verspricht, in seinem Verlagsvertrag mit Grunow die Nennung beider Autornamen auszuwirken. Nun erst kommt die Arbeit in rechten Fluß, der Druck kann begonnen werden, und es fehlt nur noch der IV. Band. Hedrich soll von Koburg aus seine Roharbeit dazu schicken, die Meißner in gewohnter Weise ausführen und glätten soll. Aber da erklärt Hedrich plötzlich, er wünsche den Vertrag mit Grunow einzusehen. Meißner antwortet, er könne den Vertrag momentan nicht finden, und bittet zugleich dringendst um das weitere Manuskript. Hierauf Hedrich: „Ehe ich nicht aus Grunow's Brief ersehen habe, daß ich als der Mitverfasser der „Sansara" genannt sein werde, sende ich kein Blatt vom IV. Bande, mag auch der Druck ins Stocken geraten und daraus entstehen, was da wolle." In seiner Herzensangst versichert Meißner, er habe sofort um eine Kopie des Briefs nach Leipzig geschrieben und bittet, „ihn nicht aus einem unbegreiflichen Mißtrauen in die größte Verlegenheit zu stürzen." Hedrich – und das werden wir ihm wahrlich nachfühlen können! — hält sein Mißtrauen im Gegenteil für nur allzu begreiflich und bleibt hart. Darauf kommt von Meißner keine Nachricht mehr, was Hedrich selbstverständlich sehr unangenehm ist. Endlich erfährt er die Lösung des Rätsel — wie, sei mit seinen eigenen Worten erzählt:

„Die peinliche Ungewißheit dieser Lage, die mir durch ihre Länge fast unerträglich geworden war, endigte endlich auf eine ganz unvorhergesehene Weise. Ich las im Restaurations-Lokal der Veste Koburg bei einer Tasse Kaffee in einem Journal die Anzeige, daß die „Sansara" von Alfred Meißner erschienen war. Da mich Meißner noch fernerhin in den Hintergrund gedrängt zu halten wünschte und kein Manuskript von mir bekommen konnte, ohne Grunow's Brief vorzulegen, hatte er in der allergrößten Stille den IV. Band in ganz kurzer Zeit zusammengehackt und zusammengesudelt. Das Mißverhältnis, in welchem der Schlußband zu den drei vorhergehenden Bänden in der ersten Auflage steht, zeigt sich nicht allein in dem Inhalt, sondern auch in dem geringen Umfange, der nur 6 Bogen oder ungefähr 100 Seiten beträgt."

So Hedrich. Und die „Antwort Alfred Meißner's"? Sie schweigt darüber. Hedrich hat in diesem Punkte offenbar die Wahrheit gesagt. Nachdem Meißner den Verleger und das Publikum getäuscht, täuscht er nun auch den Genossen. Man hat freilich gesagt: „Die Täuschung ist verzeihlich! Und das Mittel, welches Meißner anwendete, ist ehrlich, die eigene Arbeit." Das letztere ist zuzugeben, das erstere nicht. Ich meine, das braucht nicht erst bewiesen zu werden. Aber eine andere Seite der Sache verlangt Erörterung. Woher nahm Meißner den Mut, Hedrich so zu trotzen? Die Antwort lautet: er war in verzweifelter Lage, er glaubte den Pakt unter keinen Umständen einhalten zu können: aus Furcht vor seinem Vater. „Vielleicht", kalkulierte er ferner, „schweigt Hedrich dennoch, und zwar gerade, wenn ich ihm beweise, daß ich ihn nicht unbedingt nötig habe. Denn auch ihm liegt an der Aufrechterhaltung unseres Bundes."

Die Rechnung sollte sich richtig erweisen, Hedrich schwieg wirklich. Warum, das sagt er uns nicht „Ich weiß nicht", erzählt er, „ob mein moralischer Zorn über den Vertragsbruch, oder mein aesthetischer Zorn über die Verpfuschung des Werkes größer war, aber ich ließ ihn nicht ausbrechen und verharrte in meinem bisherigen Schweigen, da jetzt mit bloßen Worten nichts mehr ausgerichtet werden konnte. Auch Meißner ließ nichts von sich hören, und unsere sonst so eifrige Korrespondenz war im ganzen einige Monate lang tot." Das ist alles. Man sieht, Hedrich macht nicht einmal den Versuch, sein Schweigen zu motivieren. Das kann aber im Grunde nicht verwundern, denn diese Motive dürften kaum achtungswerter gewesen sein, als Meißner's letzte Handlungsweise gegen ihn. Ihm fehlte der moralische Mut, in diesen Kampf um seinen Namen einzutreten, weil ihm das gute Gewissen fehlte. Hätte sich alles so zugetragen, wie er es nun darstellt, wäre er wirklich der Verführte und der alleinige Verfasser jener Romane gewesen, er hätte nicht geschwiegen. Aber er hatte bloß einen Anteil an ihnen und vor allem, er war der Verführer und wußte den Beweis hierfür in Meißner's Händen Ferner aber war ja, sofern er jetzt losschlug, alles aus und vorbei, dann hätte ihn Meißner nicht mehr zu fürchten, denn dann war er bereits moralisch ruiniert und konnte durch die Androhung dieses Ruins zu keiner Leistung gebracht werden. Und obendrein war ja dann das doch immerhin einträgliche Kompagniegeschäft für immer verdorben; mit der eigenen Arbeit aber ging es nicht recht.

Man sieht, es war just nicht Edelmut, wenn er es vorzog, abzuwarten, bis Meißner sich ihm wieder nähern würde Dies geschah denn auch bald genug:

„Da erschien Meißner ohne eine vorangehende Anmeldung an einem der letzten Tage im Juni oder vielleicht erst im Juli 1858 in Koburg und hatte bei mir einen bösen Empfang. Stotternd und unter Thränen brachte er dann seine Entschuldigungen und Erklärungen vor und beschwor mich, ihm zu verzeihen und mich mit ihm wieder auszusöhnen."

Meißner stand, erfahren wir von Hedrich ferner, vor dem Dilemma, entweder von seinem Vater enterbt zu werden oder an Hedrich jene Täuschung zu verüben. Auch darin scheint Hedrich die Wahrheit zu sagen, und eine Lüge war Meißner's Aufklärung gleichfalls nicht. So lagen ja thatsächlich, wie wir auch aus anderen Quellen wissen, die Dinge zwischen Vater und Sohn. Aber wie traurig ist dies alles!

Die Aussöhnung fand statt. „Wir trafen ein Übereinkommen," erzählt Hedrich, „welchem zufolge ich auf die Anerkennung meiner Mitarbeiterschaft bis zum Tode seines Vaters verzichtete." Und bis dahin sollte

das Kompagnie-Geschäft nach wie vor nur unter Meißner's Namen betrieben werden. Auch hier noch einen Kommentar hinzuzufügen, wäre überflüssig!

Die edle Freundschaft war eine trübselige Gemeinschaft zweier Schuldigen geworden. Welche Früchte sie Beiden tragen sollte, sei ein nächstes Mal dargelegt.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Lyrik.

Heinrich Seidel hat sich als Erzähler durch seinen feinen, stillen, gemütvollen Humor einen guten Namen gemacht, und es giebt in seinen besten Arbeiten, namentlich den „Vorstadtgeschichten“ mehr als eine Stelle, die echt lyrisches Empfinden verrät. Darunter haben wir auch seine „gesammelten Gedichte“ „Glockenspiel“ (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1889) mit einem guten Vorurteil aufgeschlagen und dasselbe auch im ganzen recht wohl bestätigt gefunden. Zwar was ein rechtes Glockenspiel ist, entsteht aus der Mischung verschiedenster Töne, vom tiefsten bis zum hellsten, und eine solche wird man hier nicht finden: die besten Gedichte gehen sogar insgesamt aus derselben Tonart: fein, zart und mit wehmütigem Humor gemaltes Stillleben des eigenen Herzens, der Natur und der Menschenwelt —

„Mir blieb, wie einst, mein kleines Glöckchen nur,
Und stillvergnügt, wie einstmals, spiel' ich „Läuten!“

sagt er denn auch selbst und an anderer Stelle:

„Ward mir auch nicht viel gegeben,
Hab' ich meine kleine Art,
Die mir eigen ward im Leben,
Wie ich konnte, doch bewahrt.“

und die „kleine Art“, wenn sie echt ist, schätzt nur ein Thor gering, deren es freilich nur wenige giebt, aber mindestens in der Lyrik ist es noch nicht Sitte geworden, auf die Größe der Glocke mehr zu achten, als auf die Reinheit ihres Geläutes. Freilich sind bei solcher engen Begrenzung jener Tonart, die dem Dichter ganz liegt, 22 engbedruckte Bogen etwas viel, zu viel, und in doppelter Richtung. Einmal steht diesem ernst-heiteren, feinen Poetenantlitz der Ausdruck des Spottes so wenig gut, wie jener der düsteren Verzweiflung; Seidel kann ja auch derlei machen, und die Sachen sind nicht schlecht, aber mittelmäßig sind sie und — gemacht. An der ganzen letzten Abteilung: „Humor. Burleske und Satire“ haben wir keine Freude gehabt; es läßt sich nun einmal nicht aus jedem Gesicht die Bajazzo-Miene formen, die uns laut lachen macht. Das Eine erinnert an Busch und das Andere an die Kladderadatsch-Poeten und das Dritte wieder an andere Leute, lauter gediegene Männer, die das Spaßmachen verstehen, so daß man darüber herzlich lachen kann, — aber Seidel bringt uns eben nicht dazu. Kurz, das Niedrig-Komische ist nicht seine Sache, Vieles ist nicht geschmackvoll und Eines auch geschmacklos: Der „Aolsharfen Kalender“, welchen der „Allgemeine Deutsche Reimverein“ herausgiebt, ist ein tolllustiges Buch, das sich jeder erwachsene Deutsche, namentlich aber auch jeder halberwachsene, der die ersten Anzeichen der „Dichteritis“ an sich verspürt, zu Gemüte führen sollte, und die Parodien, welche Seidel dort unter dem Pseudonym Johannes Köhnke veröffentlicht, lesen sich auch gut, aber diese „Reimkunststücke“ in das „Glockenspiel“ aufzunehmen, war doch nicht richtig; man wird an dem Dichter irre. Da gefällt uns eine andere Abteilung — Mären, Geschichten und Schwänke — schon weitaus besser; Einzelnes, wie die Sage von Karl V. und den Räubern ist im Stoff zu verbraucht, Anderes, wie die „Geschichte von der kleinen, weißen, runden, allerliebsten Hand“ ohne rechte Pointe, aber das Meiste ist des Erzählens wert, gut, schlicht, harmlos, in wohlklingenden Reimen und — wo es der Stoff erlaubt — mit frischem, gesundem Humor wiedergegeben. Den größten Spaß haben uns die Mären „vom Handwerksburschen, der Eier legen muß“, und vom klugen „Zwerg Pfifferling“ gemacht; im Stoff wirksam, aber ohne genügende Kraft vorgetragen ist „Brun Jeddeloh“ — das wäre ein Vorwurf für den grotesk-ungeheuerlichen Humor eines Hebbel gewesen. Auch die Abteilung „Bilder und Idyllen“ enthält viel Hübsches, das man lesen mag, ohne die Minuten zu bereuen, die man daran gewendet, aber auch ohne versucht zu sein, dasselbe Gedicht nochmals zu lesen; vielleicht liegt diese Schwäche der Wirkung auch an der Form: der reimlose Blankvers verführt leicht zur Redseligkeit. Als Ausnahmen aber verdienen: „In memoriam“, „Im März“ und vor Allem: „Die Haide“ genannt zu werden; letzteres ein vortreffliches Gedicht, wie es doch nur ein wahrhaftiger Poet in einer guten Stunde zu stande bringt. Auch die Abteilung „Nachdenkliches und Beschauliches“ enthält einzelne solche Stücke; die schönsten sind wohl: „Auf ewig“ und „Fortunat“, aber daneben auch Nichtigkeiten, die ernstlich stören, z. B. „Zweifel“ oder „Was bleibt?“ wo die Einfachheit in Plattheit ausartet. („Manche, die der Ruhm erhoben, Hört man ein Jahrhundert loben, Oder ein Jahrtausend lang, Bis auch sie die Zeit verschlang“ ꝛc.) Und was schließlich die „Lieder“ betrifft, so findet man da gleichfalls sehr schöne, mittelmäßige und schlechte, zwei oder drei, deren sich ein Storm nicht zu schämen hätte, und zwei oder drei, die schlecht sind. Das aber kommt davon, wenn ein echter freisinniger Poet, dem freilich kein großer Reichtum an Stimmungen zu Gebote steht, durchaus einen Gedichtband von vierthalb hundert Seiten zusammenbringen will. Schade! bei strengerer Auswahl hätte das Buch leicht durch jene schmale Thürspalte schlüpfen können, welche einige vernünftige Leute auch heutzutage noch für Lyrik offen haben. Und bei einem Neudruck könnte ihm noch dies Los beschieden sein. Verdienen würde es Seidel, daß ihn Seidel strenger und respektvoller behandelte.

Wien. **G. Weiß.**

Litterarische Notizen.

— Wir wollen nicht behaupten, daß das nachstehende Büchlein das notwendigste ist, welches je geschrieben, geschweige denn gar gedruckt worden. Aber eines der notwendigsten ist es wohl. Ein Herr Alfred Cleß war nämlich der durchaus berechtigten Meinung, daß Schiller's Gedicht „Die Künstler“ erstens zu wenig bekannt, zweitens zu wenig gewürdigt und endlich zu wenig verstanden werde, und um diesen Übelständen abzuhelfen, hat er das Gedicht nochmals abdrucken lassen, es mit verschiedenen Belobigungen und einem Kommentar ver-

sehen und das Ganze als Büchlein unter dem Titel „Die Künstler von Friedrich Schiller, an der Hand des Textes gemeinverständlich erläutert“ im Kommissions-Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erscheinen lassen. Wie man sieht, hält Herr Cleß seine Mission für eine unbedingt notwendige, denn er hat sich ihre Erfüllung sogar ein Stück Geld und, nach der Schwere des Papiers zu schließen, sogar ein schönes Stück Geld kosten lassen. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß Herr Cleß eine Deklamationsgabe auszubilden und insbesondere auf Schiller'sche Gedichte, namentlich „Die Künstler“ anzuwenden bestrebt war. Auch an einer anderen Stelle erfahren wir, daß er das Gedicht durch öffentlichen „deklamatorischen Vortrag“ zu popularisieren sich bemühte. Hoffen wir, daß es dadurch bekannter geworden ist, und durch den Abdruck in dem Buche von Cleß vollends in weitere Kreise dringen wird, denn merkwürdig aber wahr, das Gedicht ist „dem großem Publikum bis jetzt mehr oder weniger unbekannt geblieben, ein Schicksal, welches es leider mit den Prosaschriften Schiller's teilt: Die „Gebildeten“ unserer Zeit kennen in ihrer Mehrzahl sie noch nicht.“ Wir waren bisher anderer Ansicht, ja wir gestehen ganz offen, daß wir Schiller für einen recht gelesenen Schriftsteller und die „Künstler“ sogar für ein bekanntes Gedicht gehalten haben, lassen uns aber nun gern eines Besseren belehren. Auch die Notwendigkeit eines Kommentars zu dem Gedichte war uns um so weniger klar, als ja Schiller selbst bekanntlich in einem Brief an Körner eine Erläuterung gegeben hat, welche gleichfalls nicht ganz verschollen ist. Aber auch hier weichen wir vor Herrn Cleß zurück, und was nun gar die Einzelheiten seines Kommentars betrifft, so stehen wir nicht an, sie wahrhaft gemeinverständlich zu nennen. Einzelnes in Schiller's Dichtung rückt sogar erst durch Herrn Cleß in das rechte Licht. So läßt Schiller den Menschen an des Jahrhunderts Neige durch Sanftmut groß dastehen. Was aber heißt „durch Sanftmut groß?“ Wir haben es nie recht begriffen, und nun giebt uns Herr Cleß endlich die Antwort: „Durch Humanität groß.“ Was heißt in Strophe 10 die rätselhafte Stelle: „Mit zartem Sinn, mit stiller Hand?“ Antwort: „mit ästhetischem Sinn, in stiller Reflexionsarbeit.“ Und wer hat bisher in Strophe 11 die tief geheimnisvollen Worte „Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr“ verstanden? Herr Cleß klärt uns auf: „Des Waldes, das heißt der Vögel des Waldes,“ und „aus Haberrohr werden Pfeifen geschnitten.“ Möge das Büchlein denn seine Mission in weitesten Kreisen erfüllen.

— Der Verein Deutscher Rede-Zeichner zu Sternberg in Mähren — ins Deutsche übersetzt: der dortige Stenographen-Verein — hat unter dem nicht eben glücklichen Titel „Perlen Deutscher Rede-Zeichenkunst“ ein hübsches Buch erscheinen lassen: eine Auswahl von Aussprüchen mehr oder minder berühmter Persönlichkeiten über die Stenographie. Von deutschen Schriftstellern haben sich u. A. Robert Byr, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Karl Emil Franzos, Robert Hamerling, Wilhelm Jensen, Fanny Lewald, Joseph von Weilen und Julius Wolff eingefunden. Schon diese Namensliste beweist leider auch, daß die Vorbereitung für das Buch Jahre erforderte. Nicht weniger als drei der Genannten sind bereits tot. Den sachlichsten und ausführlichsten Beitrag unter den Poeten hat Hamerling beigesteuert. Allerdings war er unter den Genannten unseres Wissens der einzige praktische Stenograph. „Ich weiß nicht,“ sagt er, „ob von Allem, was ich je gelernt, sich mir etwas segensreicher, hilfreicher für die Verrichtung meines irdischen Tagewerks erwiesen hat, als die Stenographie. Nachdem ich als Student vor allem durch fleißige Führung von Kollegienheften darin mich eingeübt, zog ich weiterhin bei meinem litterarischen Studien, Entwürfen und Arbeiten einen außerordentlichen Gewinn daraus. Viele meiner Werke erheischten ausgedehnte historische Vorstudien. Da gab es Unzähliches anzumerken, eine Fülle bedeutender Einzelzüge zur Auswahl und Verwendung im Werke übersichtlich festzuhalten. Nur durch die Stenographie wurde mir das ohne allzu großen Zeitverlust nötig. Und nun erst die Ausführung, Durch- und Umarbeitung des Werkes selbst bis zur Druckreife. Man wendet vielleicht ein, daß ja der Dichter, der Schriftsteller sein Erzeugnis nicht so rasch aufs Papier zu werfen in der Lage sei, um dazu der Schnellschrift zu bedürfen. Aber wer so spricht, bedenkt nicht, daß der Autor, bevor er einen Satzteil, einen Vers, eine Liedstrophe mit ihrem Reim niederschreibt, diesen Satzteil, diesen Vers, diese Strophe im Kopfe fertig haben muß. Hat er sie aber fertig, so ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob er sich beim Niederschreiben der gewöhnlichen oder einer Schrift bedient, welche den Aufwand von Zeit und Mühe auf ein Zehntel zurückführt. Was an mechanischer Arbeit beim Schreiben gespart wird, kommt ohne Zweifel der geistigen zu gute. Desgleichen springt der Zeitgewinn, welchen die Schnellschrift dem Schriftsteller leistet, bei Änderungen, Zusätzen, formellen Umgestaltungen ins Auge. Nicht selten ist der Schriftsteller veranlaßt, wichtigere und ausführlichere Briefe entweder vorher zu entwerfen, oder eine Abschrift davon zurückzubehalten: in beiden Fällen kommt ihm die Schnellschrift ungemein zu statten. Auf Reisen lassen sich mittelst derselben eingehende Notizen im Fluge verzeichnen, und Tagebücher lassen sich in einem Umfange führen, der beim Gebrauche der gewöhnlichen Schrift unmöglich wäre.“ Wie viel an diesen Bemerkungen für jedermann richtig und wie vieles nur individuell berechtigt ist, wird jedem denkenden Leser einleuchten. Der Lyriker, der seine Strophen fertig im Kopfe hat, mag sie immerhin stenographisch fixieren, der Prosadichter, der sich der Stenographie bedienen will, wird bald merken, daß dies sein sehr Bedenkliches hat. Die relative Langsamkeit der gewöhnlichen Schrift erweist sich ihm für die Ausstaltung und für den Aufbau der Sätze als ein rechter Segen, die Stenographie führt oft genug zur Schleuderhaftigkeit.

— Der Progymnasiallehrer Herr Hermann Boll zu Brühl bei Köln am Rhein hat im Verlage von Gustav Fock in Leipzig eine kleine Schrift erscheinen lassen, welche den Titel führt: „430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk“ — und dieser Titel „sagt genug wohl schon“ Daß wir statt geschmackloser fremdländischer Vornamen unsern Kindern lieber geschmackvolle deutsche Namen geben sollten, ist ein durchaus berechtigter Wunsch, aber gegen jeden Vornamen, der fest eingebürgert ist, eine edle Bedeutung hat und gut klingt, nur deshalb zu Felde zu ziehen, weil er aus der Bibel oder aus dem Namensschatz eines unserer Nachbarvölker genommen ist, will uns weit weniger vernünftig und berechtigt erscheinen, und geht man nun vollends so weit, wie Herr Boll, den Kampf gegen jeden wie immer gearteten fremden Vornamen als einen heiligen zu betrachten und die ganze Frage in überschwenglichster Tonart wie eine Lebensfrage unseres Volkstums zu behandeln, dann will uns eben wieder einmal bedünken, daß Chauvinismus ein undeutsches Wort für eine undeutsche Empfindung ist! In Einigem hat ja übrigens auch Herr Boll Recht, in dem Vielen aber, wo er uns Unrecht zu haben scheint, wird er auch nicht durchdringen, weil seine Vorschläge, so patriotisch sie sein mögen, doch geschmacklos sind. Es wird, glauben wir wenigstens, auch nach dem Erscheinen seiner Schrift noch immer viele Mütter geben, welche ihre Töchter lieber Eva, Helene, Margarete oder Elisabeth nennen, als, wie Herr Boll unter anderm vorschlägt, Amalberga, Bertrude, Garbrandine oder Hermelinde, welcher Name sich übrigens auch durch seine Bedeutung empfiehlt, denn er heißt: „die mächtige Schlange“. Und ebenso dürften nach wie vor noch viele Knaben Joseph, Adam, Hans oder Eugen getauft werden und nicht, wie Herr Boll es will, Hinkmar, Odoaker, Wunnibald oder Agisbert. Wenigstens dürfte es noch recht lange währen, bis diese Namen allgemein üblich geworden: „das Gute bricht sich nur langsam Bahn“, sagt Herr Boll selbst in seinem Vorwort.

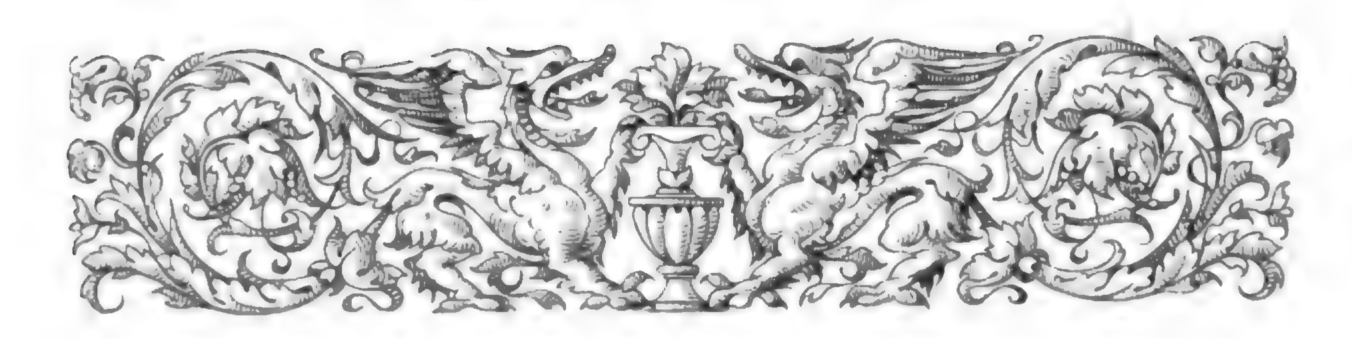
Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VII. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Februar 1890.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Judith Trachtenberg.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Und nun war Herr von Wroblewski so weit, sich den Plan behaglich, in allen Einzelheiten auszumalen. Ihn erfüllte dabei eine seltsame Empfindung, im tiefsten Herzen graute es ihm doch vor sich selber und gleichzeitig empfand er einen wollüstigen Kitzel darüber, welch' erfinderischer Kopf er sei. Und etwas davon war ihm wohl vom Gesichte abzulesen. „Was stimmt Sie so heiter?" fragte der Arzt und blickte ihn befremdet an

Der Kommissär fuhr zusammen. „Ich dachte — woran dacht' ich nur? . . . Hm, ich glaube, es wird noch alles gut. Was das Mädchen betrifft, so vertraue ich Ihrer Kunst. Es wäre doch traurig, wenn das schöne Geschöpf so elend zu Grunde ginge."

„Traurig," war die Antwort, „und für Sie sehr unangenehm."

„Für mich?! Aber, liebster Doktor, Sie glauben doch nicht, daß wir uns vor der Anklage fürchten, die der Alte beim Gubernium hat einreichen lassen? Dem Grafen kann wenig, mir nichts geschehen. Mein Gott, wir leben ja in einem Rechtsstaat! Das Gubernium wird sicherlich nach Pflicht und Ordnung handeln und die Schrift der ersten Instanz zur Untersuchung überweisen . . ."

„Das sind Sie selbst?"

„Nicht ich, sondern das hiesige Kreiskommissariat. Das ist ein Unterschied! . . . Aber da sieht man wieder einmal," fuhr er, und nun elegisch, fort, „welch' ein rachgieriges Volk diese Juden sind. Statt seinen Frieden mit Gott zu machen, benutzt dieser Greis die letzte Frist, die ihm noch gegönnt ist, zu einer That der Vergeltung an Jenen, die er für seine Feinde hält . . ."

„Obwohl sie wahrhaft christlich an ihm gehandelt," fiel der Arzt ein, und wieder zuckte es um den weißen Schnurrbart „Aber ich glaube, der Fall liegt anders. Nathaniel Trachtenberg wäre schon viel früher gestorben, wenn er nicht noch nach seinem Gewissen dies Letzte auf Erden zu verrichten gehabt hätte. Das ist auch die Überzeugung meines Kollegen, des Stadtarztes Staunend, ja erschüttert haben wir zugesehen, wie der eiserne Wille den siechen Leib erhielt. Ich bin ja — mein Kollege war über Land gefahren — an jenem Morgen nach der Flucht seiner Tochter der erste Arzt gewesen, der ihm Hilfe geleistet. Er hatte sich, nachdem ihm die alte Dienerin gemeldet, daß ihr Klopfen an des Mädchens Thüre vergeblich bleibe, erhoben, war zur Thür geeilt und hatte die Eichenbohlen durch die Wucht seines Leibes eingedrückt, als wären sie Rohr. Dann las er wohl das Zettelchen welches sie auf dem Tischchen hinterlassen, und stürzte zusammen. Hirnschlag, linksseitige Lähmung, unbedingt tödlich. Als ich eine Stunde später an sein Lager trat, ihm zur Ader ließ, alles Sonstige veranlaßte, that ich's mit dem traurigen Bewußtsein: „Du quälst einen Sterbenden! Den Abend erlebt er nicht!" Er blickte mich forschend an und lallte mit gelähmter Zunge eine Frage; ich verstand ihn nicht, da schrieb er's auf: „Wie viel Zeit?" Ich wollte lügen und konnte nicht, da ich ihn ansah; ich erwiderte, das stehe in Gottes Hand. Da schrieb er wieder: „Erbarmen, noch drei Wochen." Und den Blick, den er dabei auf mich richtete, diesen Blick, Herr, werde ich nie vergessen . . . Die Ältesten der Gemeinde hatten sich bei ihm eingefunden, denen begann er nun seine Wünsche auf-

zuschreiben. Und sie gehorchten auf den Wink; ein Eilbote nach dem andern wurde abgefertigt, an seine Verwandten, den Notar, den Advokaten, Dr. Rosenberg in Lemberg. Ich wehrte ab, aber als ich zusah, wie sein Auge dabei immer klarer, die Schrift deutlicher wurde, ward mir ganz seltsam zu Mute und ich ließ es geschehen. Nun war noch die größte Schwierigkeit zu lösen: er sehnte sich nach dem Sohne in Heidelberg, und sie rechneten aus, daß er auf eine briefliche Nachricht hin nicht vor fünf Wochen daheim sein könne. Aber da fand sich binnen zehn Minuten ein junger Mensch, der als Kourier hinreisen wollte, Tag und Nacht . . . Sehen Sie, Herr Kommissär, diese Juden — es läßt sich ja auch viel gegen sie sagen — aber es ist doch ein großer Respekt in ihnen vor den Sterbenden, den Toten . . ."

„Leider nur ein allzu großer!" rief Herr von Wroblewski „Ich will auf den Alten keinen Stein werfen, der Haß hat ihn verblendet. Aber wie kommen diese sonst so klugen Leute dazu, sich von ihm gegen mich in solcher Weise aufwiegeln zu lassen! Es ist ja zu ihrem eigenen Verderben. Ich weiß ganz genau, daß der jüdische Federfuchser aus Lemberg, der Rosenberg, der geriebenste Rabulist in Galizien, eine förmliche Anklageschrift gegen mich aufgenommen hat. Und dieselben Menschen, die sonst vor meinem Blick kaum zu atmen wagen, drängten sich heran und unterschrieben. Natürlich Lügen, lauter Lügen — auf Ehre! Ein Christ, Herr Doktor, das müssen Sie zugeben, hätte seinen letzten Atem nicht an eine Rachethat gewendet!"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Vielleicht war's doch nicht die Rachgier allein, die ihn trieb. Mein Kollege und ich, wir sahen natürlich diese aufregenden, tagelangen Verhöre am Bette des Gelähmten höchst ungern und stemmten uns dagegen. Aber da antwortete er uns —"

Der alte Herr hielt inne. „Nun?" fragte der Kommissär lächelnd. „Wer ein so gutes Gewissen hat, wie ich, kann alles hören!"

„Seine Antwort lautete: ‚Diese Pflicht erhält mich noch am Leben. Es schreit gegen Gott, daß ein solcher Mensch Richter ist. Und ich will nicht vor Gottes Thron treten, ehe ich das Meine gethan, die Erde von ihm zu reinigen.' Pardon, Herr von Wroblewski . . ."

Der Beamte war doch etwas bleich geworden. „O, bitte, geniert mich wenig! Es ist ja zu ungerecht, zu thöricht! Der Graf entführt ihm die Tochter, und mich will er dafür strafen Wenn es ihn gar so sehr schmerzte, so hätte er seine letzte Kraft darauf wenden sollen, sie zurückzubekommen. Die Juden sind ein so schlaues Volk, da hätten sie ja wohl den Schlupfwinkel des Grafen erkunden können . . ."

„Schloß Borky?" fragte der Arzt. „Das wußten Nathaniel und die Vorsteher schon am Abend nach der Flucht — es war überflüssige Vorsicht von Ihnen, mich zum Schweigen zu verpflichten. Noch mehr: es fand sich eine Handvoll Männer, welche die Judith mit Gewalt holen wollten, damit sie von der Gemeinde gerichtet werden könne. Nathaniel verhinderte es. „Nein," entschied er. „Vielleicht muß Einer dabei sein Leben lassen, oder die Gerichte strafen ihn dann hart. Um einer Verworfenen willen soll kein Braver in Gefahr kommen. Und wozu sie richten? Das wird Gott thun! Mir und Euch ist sie eine Tote!" Aber im verborgensten Winkel seines Herzens muß doch noch eine Empfindung für die Unglückliche gewesen sein; er sträubte sich lange gegen die furchtbare Ceremonie, welche in solchen Fällen, die ja allerdings sehr selten sind, üblich ist; in der hiesigen Gemeinde soll ja seit zweihundert Jahren kein Mädchen ihren Eltern mit einem Christen entlaufen sein. Und als er sich endlich darein fand, da stellte er eine Bedingung, welche sicherlich keinem Andern bewilligt worden wäre. Ihm, ihrem Führer, ihrem Vater konnten sie es nicht weigern . . ."

„Ich verstehe nicht. Welche Ceremonie?"

„Das Begräbnis!"

„Was?" rief der Kommissär erstaunt „Sie haben die Judith begraben?" Er wollte auflachen, aber ein Blick in die Züge seines Nachbars ließ ihn verstummen.

„Es war so schauerlich . . . ich werde es nie vergessen . . . Weil uns die Gemeinde darum anflehte, hatten es mein Kollege und ich in den letzten Tagen so eingerichtet, daß Einer von uns immer um ihn war; wir lösten uns von sechs zu sechs Stunden ab. Aber daß wir das entfliehende Leben nicht mehr zurückhalten konnten, wußten wir nur zu gut; nachdem der Advokat abgereist. war eine Erschlaffung über ihn gekommen; ein neuer Schlaganfall trat nicht ein, doch das bißchen Lebenskraft war aufgezehrt. Wie im Schlummer lag er da und stammelte nur noch zuweilen den Namen seines Sohnes; hätte er sich nicht so sehr nach ihm gesehnt, er wäre vielleicht schon früher gestorben . . . Als

ich nun vorgestern Abend, gegen die elfte Stunde die Wache antrat, flüsterte mir mein Kollege zu: „Es geht zu Ende. Bleiben Sie bei ihm . . . Und fragen Sie nicht, was immer sich heut' Nacht begeben mag." Kurz darauf traten die Vorsteher der Gemeinde in die Stube, mit ihnen der Rabbi, alle den Betmantel um die Schultern, und neigten sich vor ihm, und der Rabbi fragte, ob es nun geschehen dürfe. Er nickte, da öffneten sie die Thüre, und herein traten zwölf Männer der Begräbnis-Brüderschaft, alle in die weißen Sterbekittel gehüllt, und in ihrer Mitte trugen sie eine seltsame Last: es war ein schöner, großer, vollblühender Rosenstrauch, an dessen Wurzeln noch die feuchte Erde hing — weiß Gott, woher sie ihn hatten, vielleicht aus dem Glashaus der Grafen Agenor . . . Sie trugen den Strauch an das Lager heran, und Nathaniel streckte die Hand aus und rührte an die Krone; seine Lippen bewegten sich, es mochte ein Segensspruch sein, ein Abschiedsgruß. Und während dies geschah, verhüllten die Andern ihr Antlitz mit dem Betmantel und einige schluchzten laut. Dann trugen sie den Strauch in die Mitte der Stube; der Rabbi trat vor — finsterer habe ich nie eines Menschen Gesicht gesehen — und streckte die Hand über ihn und sprach laut und hart einige Worte; wohl einen Fluch. Dann faßte er den Strauch mit beiden Händen und zerbrach ihn und warf die Stücke vor sich nieder. Und einer nach dem andern traten nun die Männer heran, faßten eine Blüte und zerstreuten die Blätter, bis der Strauch ganz schmucklos und geknickt war. Ich war an das Kopfende des Lagers getreten. Der Greis hielt die Augen geschlossen, aber er mochte wohl wissen, was vorging; ein leises Stöhnen brach aus seinen Lippen, und die Thränen flossen ihm über die Wangen. Und so blieb er, als die Männer ein Öllämpchen hereinbrachten und es als Seelenlicht für Jene entzündeten, die von nun ab dem Vater und der Gemeinde für immer eine Tote war, als sie ihm mit einem Messerchen an seinem Hemde jenen Einschnitt machten, welcher den Riß in das Leben des Leidtragenden verdeutlichen soll. Endlich brachten sie den Schragen herein, legten den Strauch darauf und alle Blätter, die sie sorglich auflammelten, breiteten die weiße Decke darüber und gingen ab. Die Vorsteher folgten, und ich war wieder allein mit Nathaniel, wohl zwei Stunden lang, und hielt seine Hand in der meinen, sprechen konnt' ich nicht. Da kehrten der Rabbi und die Vorsteher wieder und der Rabbi trat ans Lager. „Es ist vollbracht," sagte er, „und weil Du ein Gerechter warst alle Tage Deines Lebens, die der Ewige verlängern möge, haben wir nach Deinem Willen gehandelt. Deiner Tochter Grab ist zwischen dem Deines Weibes — sie ruhe in Frieden — und jenem, das Du Dir selbst gesichert. Und wenn einst der Herr sie vor sein Gericht ruft, und sie stirbt in unserm Glauben, so soll ihr dies Grab offen stehen — wir schwören es Dir zu!" Nathaniel nickte, seine Atemzüge wurden ruhiger, immer ruhiger und stiller, aber es hat doch noch etwa zehn Stunden gewährt, bis er gestern mittags entschlummert ist . . ."

Der Arzt holte tief Atem. „Bitte — nicht jetzt!" sagte er heftig, als der Kommissär sprechen wollte. „Wenn ich an dies leere Grab denke und Jene, zu der ich nun soll —" Er riß das Fenster auf und beugte sich weit vor, wie um leichter zu atmen, bis ihm der Regen die heiße Stirn überflutete.

Ein sentimentaler Mensch, dachte der Kommissär, merkwürdig, die meisten Menschen sind sentimental. Zu sprechen wagte er nicht. So fuhren sie langsam dahin; die Dämmerung war der Nacht gewichen; da sie sich nun den Bergen näherten und der Boden allmählig anstieg, schleppten die ermüdeten Pferde den Wagen nur im Schritt durch den tiefen Schlamm empor.

Endlich hielt er ganz. „Was giebt's?!" rief der Kommissär und beugte sich aus dem Fenster.

„Ich weiß nicht," erwiderte Fedko. „Uns entgegen kommen zwei Reiter mit Fackeln und hinter ihnen ein Wagen. Ich muß anhalten, damit wir auf dem schmalen Wege an einander vorbei können."

Entsetzt sank der Beamte auf seinen Sitz zurück und faßte die Hand des Arztes. „Die Juden . . ." stammelte er.

Seine Befürchtung war grundlos. Es waren gräfliche Diener, im Wagen saß der Kastellan. Er trat an den Schlag. „Endlich, Herr Kommissär! Haben Sie den Arzt mit? Der Herr Graf ist außer sich und sandte mich aus, nach Ihnen zu suchen."

„Ist eine Verschlimmerung eingetreten?" fragte der Arzt.

„Ich weiß nicht," erwiderte der Kastellan bekümmert. „Es war von Anbeginn schlimm genug. Das heftigste Fieber! Zwei Mägde vermögen die Ärmste kaum auf dem Lager zu er-

halten. Wenn die Herren in meinen Wagen übersteigen wollten — die Pferde sind minder ermüdet, da könnten wir in einer halben Stunde im Schlosse sein . . ."

Schloß Borky war ursprünglich nur ein Jagdhaus der Baranowski gewesen; erst das jüngst verstorbene Haupt des Geschlechts, ein menschenscheuer, unbeweibter Sonderling, hatte das kleine Bauwerk zum Wohnhaus erweitert. Auf einer der ersten, sanften Höhen des Waldgebirges gelegen, bot es einen weiten Blick in die Ebene hinein. Die Aussicht war im Grunde sein einziger Schmuck; auch der Garten zwar groß, aber reizlos. Der Teich, an dessen Ufern heute jenes verzweifelte Ringen stattgefunden, war künstlich in das Plateau hinter dem Hause eingegraben.

Als sie das Haus erreicht und den Flur betraten, kam ihnen der Graf entgegengestürzt. „Dr. Reiser!" rief er und faßte die Hand des Arztes. „Kommen Sie!"

Er führte ihn die Treppe empor und durch eine Flucht von Zimmern, bis sie in der Krankenstube standen. Da ruhte Judith, das hagere Antlitz totenbleich, die Stirn von Schweiß bedeckt, daß das goldrote Haar in wirren Strähnen an den Schläfen klebte. Die Augen waren geschlossen, die Glieder bebten im Fieberfrost. Zwei Wärterinnen, derbe Mägde mit stumpfen Gesichtern, kauerten am Fußende des Lagers.

„Sie schläft," flüsterte der Graf.

Der Arzt schüttelte den Kopf, trat leise heran und blickte auf die abgezehrten, erblichenen Züge des jungen Weibes, welches er wenige Wochen zuvor als blühende Schönheit gekannt. Sein Herz krampfte sich zusammen, er mußte jenes Rosenstrauchs gedenken.

Sie schlug die Augen auf; der irre Schein des Fiebers glomm in ihnen. „Agenor!" murmelte sie.

Er eilte herbei und beugte sich zärtlich über sie. „Hier bin ich, was befiehlst Du?"

„Agenor!" schrie sie auf. „Erbarme Dich, laß mich sterben!" Sie suchte sich emporzuraffen, er drückte sie sanft in die Kissen nieder. „Erbarmen!" wiederholte sie wimmernd, unter heftigem Sträuben. „Du mußt doch selbst einsehen, daß ich so nicht länger leben kann . . . Ich will Dir nicht fluchen, ich will Dich segnen, aber Du mußt mich sterben lassen . . . Da ist schon der Teich . . ." Wieder mußte sie der Graf niederhalten, bis der Paroxysmus vorbei war.

„Das geht nun so seit vierzehn Stunden," flüsterte er dem Arzte zu, „nur daß Frost und Glut wechseln. Aber sie wird nicht müde, dieselben Worte zu rufen. Es ist herzzerreißend."

„Ja, es ist herzzerreißend," erwiderte dieser ebenso leise, aber es klang kalt und scharf, wie ein Dolchstich.

Wieder trat er dicht ans Lager heran. Mit Ausnahme einiger Kontusionen an den Händen und eines Schnittes über die rechte Wange, der wohl von dem scharfen Blatt einer Sumpflilie herrührte, waren keine Verletzungen an ihr zu sehen. Er versuchte die Temperatur zu messen und fühlte nach dem Puls. Sie schlug bei der Berührung die Lider auf und starrte ihn an.

„Dr. Reiser!" schrie sie plötzlich auf. „Sie sind gut . . . lassen Sie mich zum Teich! Sie sind ja ein Freund meines Vaters . . . ich muß meinem Vater die Schande ersparen . . ."

Der Arzt deckte sie sorglich zu, dann schritt er hinaus, ins Nebenzimmer. Agenor folgte ihm. „Was sagen Sie?" fragte er angstvoll.

„Der Arzt hat da nicht viel zu sagen," erwiderte der alte Herr barsch. „Die äußeren Verletzungen sind nicht nennenswert; eine Entzündung der Lungen oder des Gehirns scheint nicht im Anzug; das Fieber ist heftig, aber nicht übermäßig und durch den Vorfall am Morgen durchaus erklärlich. Wäre sie im Gemüt ruhig und nur etwa durch einen Zufall ins Wasser gefallen, so könnte sie übermorgen das Bett verlassen."

„So aber —?" fragte der Graf angstvoll.

„Wird's ein schlechtes Ende nehmen. Beschwören kann ich's nicht, aber es ist meine Überzeugung. Ich werde ihr für heute Nacht künstlichen Schlaf schaffen und das Fieber zu beseitigen suchen. Ich hoffe, sie wird morgen bei klarem Bewußtsein sein. Aber was soll das nutzen?! Ist ihre Todessehnsucht nur eine Ausgeburt des Fiebers? Sie wird morgen weder Sie noch mich bitten, sie sterben zu lassen, sondern selbst darnach trachten!"

Agenor rang die Hände. „Ich will ja alles aufbieten, sie zu beruhigen. Sie sieht nur alles zu schwarz, vielleicht gelingt es mir, sie davon zu überzeugen. Ich will sie ja nicht verlassen, ihrem Schicksal preisgeben — niemals! Und wenn ich sie auf das Sorgfältigste überwache und überwachen lasse . . ."

Der Arzt schüttelte das Haupt. „Nichts da!" sagte er hart. „Ob und wie Sie das arme

Ding beruhigen können, ist Ihre Sache. Aber mit dem Überwachen bleiben Sie mir vom Leibe, da hab' ich meine Erfahrungen. Und wenn es gelänge, so wäre der Erfolg nur eben ein Unterschied der Todesart. Dann stirbt sie eben nicht im Teich, sondern am Zehrfieber in ihrem Bett. Gebrochenes Herz — Unsinn! das giebt's nicht, das steht nur in Romanen — aber Zehrfieber, lieber Herr, das giebt's! Ich habe die Judith vor etwa sechs Wochen gesehen und heute wieder; ich muß Ihnen sagen: sie ist auf dem Weg dazu. Für mein Gewissen wäre dieser Unterschied der Todesart nicht sehr beträchtlich; wie Sie es auffassen wollen, muß ich Ihnen überlassen."

Er trat an seinen Medikamenten-Kasten und begann einen Trank zu mischen.

Der Graf seufzte tief auf. „Herr Regimentsarzt," sagte er, „Sie beurteilen mich sehr hart. Und ein Mann wie Sie kennt doch das Leben. Sie wissen, wie selten solche Affairen tragisch ausgehen . . . Ich schwöre Ihnen, ich fasse meine Verpflichtungen gegen Judith sehr ernst auf. Aber eine Heirat wäre moralischer Selbstmord — das müssen Sie einsehen . . ."

Der Arzt wandte sich jäh herum und kehrte ihm sein Antlitz zu; es war sehr finster. „Seh' ich auch ein!" sagte er nickend. „Aber darf man einen physischen Mord begehen, um sich den moralischen Selbstmord zu ersparen?"

Der junge Mann wich einen Schritt zurück. „Was soll ich thun?" stöhnte er.

Dr. Reiser zuckte die Achseln. „Wählen!" sagte er. „Wählen, was Ihnen leichter scheint. Überlegen Sie sich die Sache . . . Sie sehen übel aus, schlafen Sie! Für diese Nacht übernehme ich alle Bürgschaft . . . Gute Nacht, Herr Graf!"

Er ging in die Krankenstube. Agenor starrte ihm lange nach; dann seufzte er tief auf, ging in sein Schlafzimmer und warf sich dort im Dunkeln auf einen Ruhesitz nieder. So saß er wohl eine Stunde und zermarterte sein Hirn: Mord oder Selbstmord — gab es wirklich kein Drittes?

Ein Klopfen an der Thüre ließ ihn emporfahren, es war der Kastellan. „Herr von Wroblewski läßt fragen, ob Sie ihn heute noch sprechen wollen. Sonst ginge er schlafen."

An diesen Mann hatte er in seinem Jammer gar nicht gedacht. Ein Schurke, der ihm bisher zum Schlimmen geraten, aber doch sein einziger Vertrauter in dieser Sache — so hatte er auch heut' morgens in seiner Hilflosigkeit zuerst an ihn gedacht. „Ich komme!" rief er hastig.

Er traf seinen Gast im Speisezimmer des Erdgeschosses. Das vorgesetzte Mahl hatte er verzehrt, nun lag er bei Wein und Cigarre behaglich im Lehnstuhl ausgestreckt.

„Verzeihen Sie —," begann der Graf.

„Bitte, bitte! Sie haben jetzt schwerere Sorgen! Ich ließ nur fragen, weil ich wirklich etwas müde bin . . . Setzen Sie sich zu mir und lassen Sie mich wissen, womit ich Ihnen dienen kann! Daß ich wirklich Ihr Freund bin, sehen Sie; es ist mir auf Ehre nicht leicht gefallen, Amt und Familie im Stiche zu lassen . . . Nun aber, Kopf auf, Graf! Erzählen Sie . . ."

„Ich danke Ihnen. Was sich heut' morgens hier begeben hat . . ."

„Weiß ich," fiel der Beamte ein, „verstehe es aber doch nicht ganz. Verzeihung, Graf, es soll kein Vorwurf sein, aber Sie scheinen nicht ganz vorsichtig gehandelt zu haben. Als Sie mir bei unserer Unterredung, am Abend vor der Entführung, andeuteten, das Mädchen werde es vielleicht tragisch nehmen, und Ihr Gewissen gestatte es Ihnen daher nicht und so weiter — was erwiderte ich da? ‚Ihr Gewissen? Das ist Ihre Sache! Überlegen Sie's.‘ Nun dacht' ich: Der Graf kennt die Judith genauer als ich und weiß besser, wie er mit ihr steht; entweder findet er seine Bedenken nicht gerechtfertigt und dann thut er's, oder sie scheinen ihm nach genauer Erwägung begründet, und dann hole ich mir eben aus Freundschaft am offenen Fenster vergeblich einen Schnupfen. Sie kamen, Ihr Gewissen war also ruhig, und das mußte auch mir genügen . . ."

„Und so sprechen Sie zu mir!" rief der Graf.

Dem Beamten schien es richtig, den Sinn des schmerzvollen, empörten Ausrufs mißzuverstehen. „Natürlich!" sagte er harmlos. „Wer sonst, als ich, Ihr einziger, wahrer Freund. Nun, es soll ja kein Vorwurf sein, sagt' ich schon, Sie haben sich damals eben geirrt. Aber dann mußten Sie doch später Ihres Irrtums inne werden und dem Mädchen seine Illusionen vorsichtig rauben — vorsichtig, zartfühlend, es hat alles seine Form und auf die Form kommt's an! Und zu einer so brutalen Geschichte, wie diesem Kampf im Wasser, durften Sie es schon gar nicht kommen lassen. Sie haben ja heute

Wärterinnen aufgetrieben, warum nicht bereits gestern?"

„Lassen wir das!" sagte der Graf. „Ob Sie in dieser Sache mein Gewissen wachgerüttelt haben, ob Sie nur immer thaten, was ich wollte — — schweigen wir darüber! Meine Schuld mindert Ihr Verhalten nicht, wenigstens nicht vor meinem eigenen Gewissen; ich habe schlecht, häßlich, erbarmungslos gehandelt. Ob auch unvorsichtig? Möglich! Die ersten Tage und Wochen — wir lebten Beide wie im Rausch dahin; ich dachte an nichts in der Welt als an sie und nicht an die nächste Stunde — und ihr ging es wohl ebenso. Dann kam das Erwachen — sie fragte, sie drängte; daß ich ihr die Ehe verweigern könnte, fiel ihr gar nicht bei, sie wunderte sich nur, warum der Priester noch nicht komme, sie zur Christin zu machen und dann mit mir zu trauen. Diese Tage, wo ich sie zu täuschen, ihr die Gedanken wegzuküssen versuchte, wo ich heuchelte und log — glauben Sie mir, einen Teil meiner Schuld habe ich schon abgebüßt. Und obendrein war's nutzlos, gestern blieb sie des Vormittags lange auf ihrem Zimmer und als sie endlich vor mich hintrat, da las ich's ihr vom Gesichte ab: „Sie glaubt Dir nicht mehr!" Und da sie mich dennoch anscheinend ruhig anhörte, als ich nun beichtete, und immer nickte, auch bei meinem Schwur, sie nie zu verlassen, so glaubt' ich schon: einige Tage, und sie wird drüber hinwegkommen. Darum ließ ich sie auch auf ihren Befehl allein. Am Abend verlangte sie mich zu sprechen; ich erschrak, als ich sie wiedersah — welcher grenzenlose Jammer und dabei keine Thräne! Sie flehte und beschwor: ‚Mach' mich zu Deinem Weibe! Drei Tage will ich's sein, dann gebe ich mir selbst den Tod, und Du bist wieder frei!' Es war furchtbar . . ."

Er verstummte.

„Kopf auf!" mahnte der Kommissär. „Sie suchten sie natürlich zu beruhigen."

Der Graf schüttelte den Kopf. „Ich sagte ihr: ‚Mit Dir sterben kann ich, zu meinem Weibe kann ich Dich nicht machen. Willst Du, so ist dies für uns Beide die letzte Stunde. Und lehnst Du dies ab und giebst Dir selbst den Tod, so sterbe ich Dir nach.' Ich habe es ernst gemeint . . ."

„Ich zweifle nicht . . . Und dann ließen Sie sie allein?"

„Ich wachte bis zum Morgengrauen an ihrem Lager. Sie lag regungslos; ich glaubte sie eingeschlafen, und da kämpfte auch ich nicht länger gegen die Müdigkeit. Erst das Rufen der Diener im Hofe ließ mich emporfahren. Der Fedko hatte sie bemerkt und war ihr gefolgt — so blieb das Unglück verhütet . . ."

„Hoffen wir zu Gott: für immer," sagte der Beamte salbungsvoll. „Was sagt der Arzt?"

Der Graf berichtete es. „Es ist entsetzlich!" stöhnte er und rang die Hände.

„Hm! Und da weiß sie noch nicht, daß der Vater tot ist . . ."

„Tot?" rief Agenor und fuhr empor.

Gleichmütig erzählte der Kommissär die näheren Umstände. „Das brauchen wir aber zunächst gar nicht in Rechnung zu ziehen; sie muß es ja nicht erfahren — wenn Sie z. B. eine längere Reise mit ihr antreten, nach Italien, nach Paris . . . Aber in der Hauptsache wird das nichts nutzen. Zehrfieber — Selbstmord — es läuft einem ordentlich kalt über den Rücken! Das heißt, wenn wir dem Doktor glauben. Aber müssen wir ihm glauben? Er ist nämlich — will ich Ihnen sagen — ein sentimentaler Mensch, ein Philantrop" — seine Miene wurde immer verächtlicher — „vielleicht sogar ein Judenfreund!"

„Ich glaube ihm," sagte der Graf. „Und hätten Sie die Ärmste gesehen, Sie würden gleichfalls nicht zweifeln."

„Schlimm! Aber da heißt es nun vernünftig erwägen. Was Sie ihr da gestern sagten, war — verzeihen Sie — blanker Unsinn. So mag ein Ladendiener handeln, wenn er seine Näherin nicht heiraten kann; ein Baranowski hat Pflichten. Und was hätten Sie, das Mädchen, die Welt davon, wenn Sie zusammen stürben?! Es bleiben also nur zwei Möglichkeiten: entweder Sie lassen den Dingen ihren Lauf . . ."

„Nein! nein!" schrie der Graf auf.

„Nun, Sie brauchen das nicht so empört zu rufen, ein Barbar bin ich auch nicht. Ich meinte nur: wenn Sie die Reise nach dem Süden sofort antreten, einen Arzt mitnehmen, sie sorglich überwachen. Aber freilich! — wenn Sie deshalb doch an eine Katastrophe glauben, so wollen wir darüber nicht weiter reden . . ."

„Nein, darüber nicht."

„Nun, dann haben wir überhaupt nichts mehr zu besprechen, denn den Weg zum nächsten Priester werden Sie auch ohne mich finden . . ."

Der Graf stand abgewendet. „Und einen Ausweg kennen auch Sie nicht?"

„Nein . . . Also, es thut mir leid, aber da es nun sein muß, meine herzlichsten Glück—"

Er verstummte; der Graf hatte ihm sein Antlitz wieder zugekehrt, und dieses Antlitz war so totenbleich und düster.

„Natürlich," murmelte er, „wo sollt' es da einen Ausweg geben? Verzeihen Sie, ich fragte nur — wenn man vor solchem Wege steht — — so will ich's denn thun! Bitte, ordnen Sie die Sache mit dem nächsten Pfarrer. Es kann schon morgen geschehen!"

Herr von Wroblewski blickte ihn scharf an; ein Grauen wollte ihn übermannen. „Und nach der Trauung werden Sie sich töten?"

Der Graf schwieg.

Er wird's thun, dachte der Kommissär, — gewiß, oder doch höchst wahrscheinlich. Und das darf nicht sein. Jetzt, wo die Juden rebellisch geworden sind, ist er meine einzige Hilfsquelle. Und ist's nicht auch Menschenpflicht, ihn zu retten?

„Hm! lieber Graf," sagte er, „ich bin doch auch kein Judenfreund, aber so groß, daß Sie sie nicht überleben könnten, ist die Schande doch eigentlich nicht . . ."

Agenor schüttelte das Haupt. „Mit der Vernunft entscheiden sich solche Dinge schlecht. Mein Stolz auf unser Geschlecht, unseren Namen, unser Blut — das war nun einmal das Rückgrat meines Lebens. Mit zerbrochenem Rückgrat, ein elender Krüppel, kann ich nicht weiter leben. Das ist alles!"

„Das — ist — alles!" wiederholte der Kommissär ganz mechanisch. Er hatte lange gezögert, mit seinem Mittel zu kommen, nun mußte es sein. „Hm!" Er räusperte sich. „Hören Sie, Freund, das bleibt Ihnen noch immer. Aber wenn ich nun — Sie erzählten vorhin, der Arzt habe der Jüdin künstlichen Schlaf für diese Nacht geschaffen — wenn wir nun ein solches Mittel für ihre Seele fänden, welches für ein Jahr wirkt, zwei, drei Jahre — so lang Sie irgend wollen? Es läge nur in Ihrer Hand, wann Sie sie wecken wollten."

„Was meinen Sie?"

„Wie gesagt, in Ihrer Hand! Natürlich thäten Sie es nicht eher, als bis Sie wüßten, daß sie es ruhiger aufnimmt, als heute. Und das wird ja dann zweifelsohne der Fall sein. Die erste Glut vorbei — sie denkt ihrer Pflichten — ein Kind — oder mehrere wollen versorgt sein. Freilich außer Landes müßten Sie sofort mit ihr . . ."

„Sprechen Sie!"

„Ich meinte nur so — es ging mir eben durch den Kopf. Und aus Freundschaft für Sie sage ich es; entscheiden müssen Sie selbst! . . . Der arme Teufel wird es gern für Sie thun, Ihre Hilfe hat ihn ja gerettet, und schweigen wird er im eigenen Interesse . . ."

„Wer?"

„Sie erinnern sich doch der Geschichte mit Ihrem Pächter, dem Afanasiewicz! Jener Ignaz Trudka . . ."

Der Graf wich zurück. Ein Zittern überlief seine Glieder. „Schweigen Sie!" rief er und streckte wie abwehrend die Hände vor.

„Verzeihen Sie — ich meinte ja nur! Aber es ist spät!" Er blickte nach der Uhr. „Wahrhaftig, Mitternacht vorüber!"

„Es wäre ein Verbrechen . . ."

„Ja, aber Mord oder Selbstmord sind auch keine schönen Sachen. Überlegen Sie sich's bis morgen! Gute Nacht, lieber Graf . . ."

Rasch, ohne zurück zu blicken, ging er aus dem Zimmer und ließ sich von dem Diener seine Schlafstube zeigen. Der Teufel hole die Sentimentalität, dachte er, aber obgleich er selbst wahrlich kein sentimentaler Mensch war, währte es doch diesmal lange, bis er den Schlaf fand.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als er erwachte. Die Uhr wies auf zehn. Er machte sich rasch zurecht und klingelte dem Diener. Der Herr Graf habe wiederholt nach dem Herrn Kommissär gefragt, berichtete dieser. Der Arzt sei abgereist; die Kranke schlafe noch.

Einige Minuten später stand der Beamte vor dem Hausherrn. Agenor sah übel aus, wie jählings gealtert. „Kurz," stieß er hervor. „Ich will's kurz machen . . . Ich willige ein . . . Wann kann der Mann hier sein?"

„Haben Sie es auch wohl überlegt?" fragte der Beamte.

„Keine Heuchelei!" brauste der Graf auf. „Es entspricht Ihrem Wunsch. — Sie sind nun für Lebenszeit versorgt. Und daß der Ertrinkende in die Schneide des Schwertes greifen würde, das Sie ihm entgegenhalten, wußten Sie im vorhinein . . . Ihr Wagen ist bereits angespannt . . . Also, welche Summe fordern Sie zunächst und wann kommen Sie mit dem Menschen?"

Herr von Wroblewski konnte sich auch kurz fassen, wenn es sein mußte. „Zehntausend Gulden. Übermorgen!"

Der Graf schrieb die Anweisung an seinen Güter-Direktor und reichte sie dem Kommissär schweigend hin. Dieser las sie aufmerksam, nickte, steckte sie ein und ging, ohne Verbeugung, ohne Gruß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rosen von Schiras.

Nicht Wälle, nicht Mauern, noch Gräben hat
Das liebliche Schiras, die Rosenstadt,
Umbuschet von einem rotblüh'nden Wall,
Umjubelt von zwitschernder Vögel Schall —
Rot blühen die Rosen von Schiras.

Da nahet Timur, der wilde Held,
Er sieht sich zu Füßen die halbe Welt,
Und Schauder und Schrecken verkündet sein Nahn,
Und rauchende Trümmer bezeichnen die Bahn —
Weh' euch, ihr Rosen von Schiras!

Es fliegt in die Stadt ein befiederter Bolz,
Ein länglicher Streifen umwindet das Holz:
„Ich, Timur, begehre als Lösesold
Für Schiras so viele der Pfunde Gold,
Als Rosen blühen um Schiras:

Und schafft Ihr sie morgen ins Lagerzelt,
So zeigt sich Euch gnädig der Herr der Welt,
Vergönnet, daß Ihr mit eigner Hand
Dürft sehen Euch selber die Stadt in Brand" —
Weh' euch, ihr Rosen von Schiras! —

Und siehe! ein Greis tritt in Timur's Gezelt,
Das spärlich von wenigen Fackeln durchhellt.
Er trägt in der Hand den befiederten Schaft:
„Uns fehlt ihn vom Bogen zu schnellen die Kraft,
Sei gnädig den Rosen von Schiras!"

Held Timur greift rasch: „So laßt sehn, was Ihr wollt!"
Wie staunet er, als er den Streifen entrollt,
Wo statt einer Botschaft geschrieben er sieht
Ein Lied von dem Wein, von der Liebe ein Lied,
Ein Lied von den Rosen von Schiras.

Erst nimmt er's für Spott, doch gefangen hält
Ein Liedchen den mächtigen Herrn der Welt;
Er forscht nach dem Sänger, er will ihn sehn —
„Hafisen, Herr, siehest Du vor Dir stehn,
Den Sänger der Rosen von Schiras."

„Du Hafis? Beim Himmel, ich wünschte seit lang,
Zu hören mir einmal von Dir einen Sang,
Doch fand ich im Kriegesgetümmel nicht Ruh',
So singe mir jetzo, ich lausche Dir zu,
Du Sänger der Rosen von Schiras!

Man bringe Dir Kränze, man bringe Dir Wein,
Für jedwedes Lied ein Pfund Goldes sei Dein —
Wohlan und beginne!" — und Hafis begann
Ein Lied, und das andre, das dritte sodann
Gleich duftenden Rosen von Schiras.

Begeistert durchsang er die ganze Nacht,
Der eiserne Timur, er lauscht und wacht.
Und erst als das Dunkel im Dämmer schied,
Sang Hafis ihm schmelzend sein schönstes Lied,
Der göttliche Sänger von Schiras.

Und legte die Harfe sacht neben den Krug:
„O Timur, für heut' sei's und gestern genug.
Unzählige Rosen um Schiras blühn,
Unzählige Lieder sang ich Dir kühn, —
Gelöst sind die Rosen von Schiras!"

Armin Friedmann.

Die Jünger der Zeit.

Was steht ihr staunend und verwundert,
Daß auch den schönheitsfrohen Geist
Das vielgeschäftige Jahrhundert
In seine Taumelbahnen reißt?
Ob wir die Eisenrosse zügeln,
Den Funken im Metall beflügeln,
Ob rüstig schaffend unsre Hand
Als Brücke zwischen Nationen,
Ob sie sich nah, ob ferne wohnen,
Das Netz des Handels webt und spannt —
Ob wir mit Meißel oder Feder
Die Arbeit thun — es schafft ein Jeder
Das was er soll, das was er kann!
In Jedem lebt ein hohes Streben:
Dem Geist der Zeit sich hinzugeben
Mit ganzer Kraft ein ganzer Mann!
Uns ruft die Zeit mit ernstem Munde:
Den Kampf des Lebens meidet nicht!
Gebietrisch mahnt uns jede Stunde
An's heilige Gebot der Pflicht.
Zertrümmert ruhn die Götterbilder;
Der Glaube starb, ein neuer, wilder
Gesang umbraust das Ohr der Zeit:
Nicht frommes Ahnen, gläub'ges Wähnen,
Nicht Mönchsgebet und Martyrthränen,
Die Arbeit ist's, die euch befreit!
Die Menschheit ringt mit tausend Qualen;
Sie lechzt, bedeckt mit Wundenmalen,
Nach Lösung aus der langen Haft.
Nennt ihr ein Jammerthal die Erde,
So sorget, daß es besser werde
Durch eurer eignen Hände Kraft!

Die Zeit ist hin, da auf die Erde
Aus heitern Höhn der Dichter sah;
Jetzt trägt auch er des Kampfs Beschwerde
Im großen Welt-Olympia.
Wohl webt in seinen Zaubertönen
Noch jetzt das Reich des Ewig-Schönen,
Doch in den Wolken wohnt es nicht;
Der Zeit Akkorde festzuhalten,
Und, was er hörte, zu gestalten,
Und auf dem Pfad zum ew'gen Licht
Der Völker Seelen hinzuleiten,
Erregt er jetzt den Sturm der Saiten,
Und was er singt, er hat's gelebt.
Er stritt ihn mit, den Streit der Helden;
Drum darf er auch den Brüdern melden,
Was über Streit und Leid erhebt.

So werfen wir mit starken Armen
Uns in den Strudel kühn hinein.
Uns treibt die Pflicht und das Erbarmen,
Und jeder Mann soll Kämpfer sein.
Wohl mag es tausend Jahre dauern,
Bis auf den umgestürzten Mauern
Der Selbstsucht und der Heuchelei
Die neuen Tempel sich erheben,
Umfassend alles Menschenleben;
Drum strömt zum Kampfe all' herbei!
Ist jedes Herz auch nur ein Funken,
Und jeder Geist, von Hoffnung trunken,
Ein Tropfen nur im Ozean —
Doch geht der hohe Ruf an Alle:
Treu kämpfe, siege oder falle
Auf Ew'gem zugekehrter Bahn!

Wilhelm Gittermann.

Was will sie nur?

Im Winkel, wo die armen Sünder ruhn,
Da liegt Er nun
Und schläft den ew'gen Schlaf.
Er war ein Lump, der Weib und Kinder schlug;
Er hat's verdient, so hieß es, was ihn traf.
Doch daß sein Weib den Jammer um ihn trug
Und jetzt noch trägt, was soll's? Sie ist nicht klug —
Was will sie nur?

Sie soll mit ihren Kindern nun hinaus
Ins Armenhaus;
Man meint ihr wohlzuthun.
Sie lehnt es ab. Ein ärmliches Gemach
Wird Wohnstatt ihr, kaum groß genug zum Ruh'n.
Stolz, Bettelstolz wohnt unter ihrem Dach,
So hieß es, als sie spann und wusch am Bach —
Was will sie nur?

Die Kinder werden fromm und wohlgemut
In ihrer Hut;
Die Räume werden weit.
Nun sind auch gute Freunde wieder nah;
Sie waren's, sagen sie, zu jeder Zeit.
Und wenn sie das nicht früher schon ersah,
War's nur ihr Stolz, ihr alter, hieß es da —
Was will sie nur?

Sie bleibt verkannt, verlästert und gehetzt,
Bleibt's bis zuletzt —
Es ficht sie gar nicht an.
Dem Treue halten, den sie einst geliebt,
Ein Leben führen, schlicht und wohlgethan,
Ausharren, als ihr armes Glück zerstiebt,
Weib sein und Mutter, die ihr Herzblut giebt —
Das wollt' sie nur.

Georg Vogel.

Bleibe treu, mein Mädchen.

Bleibe treu, mein Mädchen, und zu jeder Zeit
Hüte dir die Mutter holde Sittsamkeit!
Wenn beim Lampenschein sie lange Fäden spinnt,
Lausche ihren Märchen, daß die Zeit verrinnt!

Läßt du dann, an schwere Arbeit festgebannt,
Müde deine Spindel gleiten aus der Hand:
Dann will ich dir nahen, eh' mich jemand sah —
Wie aus Himmelshöhen plötzlich bin ich da!

Dann mit losen Haaren und mit nacktem Fuß,
Wie du bist, so springe auf zum Willkommgruß ...
Führte doch mit ihrem rosigen Gespann
Mir Aurora diesen goldnen Tag heran!

Aus dem Lateinischen des Albius Tibullus von Edmund Ruete.

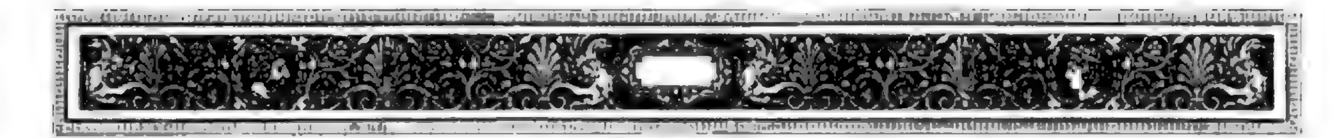
Köln.

Du alte und du reiche,
Du heiliges Köln am Rhein,
Du schönste Stadt im Reiche,
Dir keine ich vergleiche,
Die edler möchte sein.

Zehntausend heilige Frauen
Erwählten dich zuvor;
Und deine Türme schauen —
Ganz Deutschland half sie bauen —
Dem Himmel nah, empor.

In deinen Mauern leben
Und sterben möchte ich.
Von deinem Geiste geben
Und deinem frohen Leben
Den Deutschen männiglich.

Hans M. Grüninger.



Ludwig Anzengruber.

Von Julius Duboc.

Vorzeitig, wider alles Erwarten früh hat der Tod eine reich entfaltete, reine und gesegnete Dichterthätigkeit plötzlich geschlossen. Die Kunde vom Tode Anzengruber's hat für Alle, welche dem vollkräftigen, eben erst auf der Mittagshöhe des Lebens angelangten Manne irgendwie näher gestanden, etwas ungemein schmerzlich Überraschendes gehabt. Nach mancherlei Mühen und Kämpfen hatte er gerade in der jüngsten Zeit sich zu einer rückhaltloseren Anerkennung seiner bedeutenden Begabung durchgerungen und durfte eben deshalb auch einer sorgenfreieren Muße entgegenblicken, an der es ihm nicht selten gefehlt hat, da wird ihm das Halt zugerufen, das wie allen Sorgen und Mühen auch dem lohnenden Preisringen ein Ziel steckt. Es kann vielleicht zweifelhaft erscheinen, — und ich selbst gehöre zu den Zweiflern — ob des Dichters Eigenart und Schaffenskraft noch einen großen Ertrag seiner poetischen Arbeit in Aussicht stellte. Teilnehmende Freunde glauben das annehmen zu dürfen, mir will es im Grunde erscheinen, als ob ein gewisser abgerundeter Abschluß auf dem dem Dichter eigentümlichen und zugänglichen Gebiet bereits eingetreten gewesen sei. Wir alle aber werden gleichmäßig tief bedauern, daß ihm das Geschick gewehrt hat, sich des volleren Ertrags seiner rastlos schaffenden Thätigkeit zu erfreuen und lebendig fortstrebend die von ihm ausgehende Wirkung zu vertiefen. Daß sie nicht allzu bald spurlos und mit ihm sein Gedächtnis entschwinde, fällt den Nachlebenden als ihre Aufgabe zu, und ihr sind auch diese Zeilen gewidmet.

Anzengruber hat ungemein schnell geschaffen und sich mit verschwenderischer Hand sehr rasch verausgabt. Dieser Umstand verstärkt wohl bei mir noch den Eindruck, daß sein Dichtungsader, das ihm zur Verfügung stehende Terrain, bereits sehr vollständig von ihm besetzt worden war, was ich übrigens auch aus anderen Anzeichen schließen möchte. Als der dreißigjährige Dichter, ein geborenes Wiener Kind, 1870 mit dem „Pfarrer von Kirchfeld“ plötzlich zum heiß umworbenen und angestaunten Dichter avancierte, nachdem er als Praktikant in einer Buchhandlung begonnen und dann nacheinander als Schauspieler, Feuilletonist und Kanzleibeamter bei der Polizei mühselig seine Existenz zu fristen versucht hatte, war das Avancement so groß, daß der Dichter darüber gewissermaßen die Balance verlor und kopfüber in die schaffende Thätigkeit stürzte, der nun eine freie Bahn und Erfolg gesichert schien. So viele verlorene Jahre mußten eingeholt, durch verdoppelte Thätigkeit eingeholt werden. Nachdem der „Pfarrer von Kirchfeld“ vom glänzendsten Erfolg gekrönt worden war, erschienen in rascher Folge die Bauernkomödien resp. Volksstücke: Der „Meineidbauer“, die „Kreuzelschreiber“, der „G'wissenswurm“, der „Doppelselbstmord“, der „ledige Hof“, „'s Jungferngift“, „Stahl und Stein“. Außerdem: die „Tochter des Wucherers“, das „vierte Gebot“, der „Faustschlag“, „Heimg'funden“, die in Ton und Haltung volksmäßig sind, ohne auf bäuerischem Boden zu spielen, vielmehr ist ihr Schauplatz der mittlere und niedere Wiener Bürgerstand; endlich das letzte, nicht lange vor dem Tod des Dichters zur Aufführung gelangte Stück, abermals eine Bauernkomödie: Der „Fleck auf der Ehr'“. Hiermit dürfte die Reihe der dramatischen Arbeiten Anzengruber's wenn nicht ganz, doch nahezu vollständig aufgeführt sein. Sämtliche Stücke sind überwiegend heiteren Charakters, nur einige wie der „Meineidbauer“, der „Faustschlag“, die „Tochter des Wucherers“ bilden Ausnahmen hiervon, ohne gleichwohl tragisch zu verlaufen. Zur eigentlichen Tragödie, die der Dichter sich, wie er mir vor etlichen Jahren schrieb, „als das Höchste und Schönste, das der dramatische Dichter zu leisten berufen ist, für die Zeit seiner Reife vorbehalten hatte“, ist er nie gekommen.*) Vielleicht daß er sich derselben noch zugewendet hätte, wenn ihm eine längere Zeit gegönnt gewesen wäre. Neben den Dramen erschienen sogenannte Dorf-Romane — beiläufig bemerkt eine nicht allzu glückliche Bezeichnung für den durchaus nicht romanhaft verlaufenden Inhalt: der „Schandfleck“, die „Kameradin“, eine Umarbeitung des vorigen in seiner ersten Fassung, der „Sternsteinhofbauer“, neben den Romanen zahllose kleinere Aufsätze, Schilderungen, Skizzen, novellistische Arbeiten und Gedichte. Von diesen sind die ersteren in etlichen Bändchen unter verschiedenen Titeln („Feldrain und Waldweg“, „Allerlei Humore“ 2c.) erschienen. Sie entfalten, unscheinbar in der Form, in ihrem bunten, teils launigen, teils rührenden Inhalt (z. B. die Skizze: „Grünes Reis unterm Schnee“, die Erzählung: der „Einsam“, von der ich noch weiterhin zu sprechen haben werde) viele der besten Eigenschaften in dem schöpferischen Vermögen Anzengruber's: seinen kernigen Humor, seine sinnige Vertiefung des Unscheinbaren, sein lauschendes Ohr für die Natur, in besonders anziehender Weise.

Anzengruber neigte dem inneren Impuls seines Wesens nach zur Tendenzdichtung, aber nicht ohne daß die anderen Saiten künstlerischen Empfindens und Schaffens voll in ihm miterklangen. Er wurde wesentlich von ihnen mitbestimmt und beeinflußt, wenn sie sich auch in den Dienst seiner Tendenz stellen mußten. Er hatte in der Jugend den lebhaften Drang empfunden, Maler oder Bildhauer zu werden; er war schließlich keins von beiden

*) Vgl. den folgenden Aufsatz. Anm. d. Red.

geworden, sondern Schriftsteller, weil das lebendige Wort seinem Bedürfnis auf das Volk im Sinn der ihn erfüllenden Ideen einzuwirken, eine viel mächtigere Handhabe bot. Er fühlte sich zum Kämpen für die gute Sache der Volksaufklärung ausgerüstet. Er sah mit Unwillen, wie dem Volk im Buch und auf der Bühne so oft nur „nackter Unsinn geboten wurde, oft mit krausester Tendenz verquickt, Handlung, Charaktere, alles unwahrscheinlich, unwahr, nicht überzeugend." „Und" — auf jene Periode zurückblickend, fährt er fort — „rings lagen doch so goldreine, so prächtige und mächtige Gedankenschätze, ausgestreut von den Geistesheroen aller Völker und Zeiten. Wie wenig all' dieser großen, erhabenen, vernünftigen Gedanken, all' dieser fördernden, fruchtbaren, segensreichen Ideen waren auch nur den sogenannten Halbgebildeten geläufig. Alles das mußte sich in kleiner Münze unter das Volk bringen lassen, von der Bühne herab, aus dem Buch heraus." In diesem Bekenntnis ist der Tendenzdichter — im guten Sinn des Wortes — offen ausgesprochen. Der den Künstler als solchen charakterisierende Gestaltungstrieb hatte sich mit ihm abzufinden und ihm vor allem hilfreiche Hand zu leisten. Für Anzengruber ergab sich daraus eine starke wie eine schwache Seite seines dichterischen Schaffens. Eine starke — denn da seine Tendenz in der That von den gesündesten Strebens-Impulsen befeuert war, so ist er auch einer unserer gesündesten Dichter, grade in unserer so vielfach angekränkelten Zeitperiode eine wahrhaft erquickende Erscheinung geworden — und andererseits eine schwache, denn es ist auch bei ihm nicht ganz ausgeblieben, was dem Tendenzdichter stets als Gefahr droht, daß er es mit der künstlerischen Durchbildung gelegentlich weniger genau nimmt, wenn er nur die Tendenz selbst zur vollen Geltung gebracht zu haben sich bewußt ist.

Schon das erste, zugkräftigste, des Dichters Seele sofort ganz und voll aussprechende Stück: der „Pfarrer von Kirchfeld" ist ein Beweis für das Gesagte. Es ist, dramatisch betrachtet, keineswegs ein fertiges Stück, sondern leidet an auffallenden Schwächen. Schon Laube hat bei aller Anerkennung für den Kern im ganzen darauf hingewiesen, daß die Komposition der wärmeren Berührung ihrer einzelnen Bestandteile sehr entbehre. So komme der feudal-klerikale Graf Finsterberg nur in der ersten Szene vor, wir sehen ihn nicht wieder, er erscheine wie ein bloßer Wegweiser, und der Hauptschlag gegen den Pfarrer werde hinter den Koulissen und nur hinter den Koulissen fertig gemacht, statt in die Handlung des Stücks hinein verflochten zu sein.

Grade das Manuskript des „Pfarrers von Kirchfeld" hatte aber der Dichter, damals noch Polizei-Kanzleibeamter, sehr lange mit sich in der Tasche herumgeführt. Er hatte Zeit, sich den ganzen Aufbau genügend zu überlegen und wiederholt zu prüfen, und er hatte, selbst vom bloß rein praktischen Gesichtspunkt aus, um so mehr Veranlassung dies zu thun, als er damit als Bühnendichter auf die erste Staffel trat und es ihm sehr wünschenswert erscheinen mußte, keinen Fehltritt zu thun. Entweder also der Dichter übersah die dramatischen Schwächen seines Stücks, er erkannte sie nicht oder er achtete sie nicht, indem er alles Gewicht auf die nachdrücklichste Betonung der in dem Stück zum volltönenden Ausdruck gelangten aufklärerischen Tendenz legte. Wenn man die weitere dramatische Laufbahn Anzengruber's verfolgt, so wird man, glaube ich, die Überzeugung gewinnen, daß vermutlich beide Momente auf den Dichter einwirkten. Das eigentlich Dramatische ist in den meisten Anzengruber'schen Stücken — nicht in allen — nicht grade sehr stark entwickelt, manchmal auffallend nachlässig und ungeschickt behandelt. Er selbst glaubte zwar, „ererbtes dramatisches Talent" zu besitzen, und liebte es, sich dafür auf den Umstand zu berufen, daß schon sein Vater, ein Bauerssohn aus Oberösterreich, der später als Staatsbeamter niederer Kategorie nach Wien kam, Tragodien gedichtet habe. Auch ist dramatisches Talent ihm ja keinesfalls abzusprechen, nur daß es nicht von so hervorragender Bedeutung war, um ihn allewege sicher zu geleiten und ihn davor zu bewahren, daß er seine dramatischen Lebensbilder nicht gelegentlich mehr nach dem Bedarf der Tendenz als nach dem dramatischen Bedarf gestaltete und aufbaute. Ihm war die Bühne vor allem eine Rednerbühne, von der aus man zu Allen sprechen kann, die zum Lesen nur schwer oder gar nicht zu bringen sind, die man also mit der schriftlichen Rede nicht erreichen kann.

Indessen, wie schon bemerkt, der Tendenz gehörte doch nur eine Seite in dem schriftstellerischen Wirken des Mannes, die andere gehörte der Kunst. Schon der „Pfarrer von Kirchfeld" legte hiervon ein unzweifelhaftes Zeugnis ab und bekundete eine große und originelle Begabung. Das Stück verdankt den beispiellosen Erfolg, den es eine Zeit lang auf den meisten österreichischen und süddeutschen Bühnen gehabt hat, in erster Linie natürlich seinem kräftigen Ausfall gegen die Finsterlinge, seiner volkstümlichen Verherrlichung von Toleranz und Humanität. Die Schwäche der Haupthandlung, die an sich weder durch besondere Originalität der Erfindung, noch spannende Schürzung hervorstach, trat gänzlich zurück vor der Kraft der populären Beredsamkeit, mit der hier einem weit verbreiteten Gefühl der entsprechende Ausdruck geliehen war. Wer davon absehend aber nach einem höheren Kunstwert umherschaute, würde vielleicht unter dem Eindruck der mangelhaften dramatischen Ausgestaltung des Inhalts enttäuscht zurückgetreten sein oder nur von des Dichters Talent, den Volkston festzuhalten und wiederzugeben, sich angezogen gefühlt haben, wenn unter den auftretenden Personen nicht eine so unwiderstehlich packende, interessante Gestalt wie die des „Wurzelsepp" erschiene, die von der Schaffenskraft und dem Ernst des Dichters sofort das glänzendste Zeugnis ablegte. Der „Wurzelsepp" ist ein Ideal-Bauer, von dem Dichter mit genialer Meisterschaft erfunden und mit sicherer Hand hingestellt. Er ist nicht ein Phantasie-Bauer wie die meisten Auerbach'schen, die, obwohl ebenfalls den Originalen treulich nachgebildet, immer um einen Zug aus der Möglichkeit hinaus gezeichnet zu sein scheinen. Der Anzengruber'sche „Ideal-Bauer" ist aber in seiner ganzen Veranlagung, seinem ganzen Gebahren durchaus möglich und wer, wie Schreiber dieses, einen intimeren Verkehr mit dem prächtigen „Bauern-Philosophen", Konrad Deubler, gepflogen hat, weiß, daß er nicht allein möglich, sondern auch wirklich sein kann.

Der „Ideal-Bauer" unterscheidet sich von dem eigentlichen Bauern-Vollblut hauptsächlich durch größere Tiefe und Umfang des Empfindungsbereichs und durch ge-

Aus Anzengruber's Tragödien-Fragment „Bertha von Frankreich".

weckteren Geist. Wie der Dichter ihn im „Wurzelsepp" und später im „Steinklopferhans" (in den „Kreuzelschreibern"), annähernd auch in dem Großknecht in dem „Meineidbauer" vorgeführt hat, gehört er der ärmsten Volksklasse an. Er ist früh von irgend einer schweren Schicksalsverkettung heimgesucht. Zu unnachgiebig, um zu Kreuze zu kriechen, zu sehr in seiner Lebensstellung erniedrigt, um von dem besitzenden Bauer, der neben Körperstärke und Arbeitstüchtigkeit vor allen Dingen erwirtschaftetes Geld wert hält, angesehen zu werden, verfällt er in eine Verbitterung, die von dem Dichter mit Geschick benutzt wird, um ihn gleichzeitig zu stählen, zu verinnerlichen und zu läutern. Der ganze Gesichtskreis dieser Naturen ist trotz ihrer standesgemäßen Beschränktheit ein gehobener und erweiterter, ohne daß darin eine unzulässige Metamorphose läge, ohne daß das Bauernrot mit Schminke versetzt wäre.

Ganz besonders ist in diesem Sinn der „Steinklopferhans" ausgeführt, der überhaupt eine Lieblingsgestalt des Dichters wurde, der man auch in seinen kleinen Skizzen wiederholt begegnet. In ihm hat sich der Dichter selbst bis an die schwierigste Aufgabe vorgewagt, die Schiller dem Volksdichter stellte, wenn er sagt: „selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben", und er hat diese Aufgabe sicher, mindestens annähernd, gelöst.

Neben dem großen poetischen Talent, welches die Schaffung des „Wurzelsepp" bekundete, traten im „Pfarrer von Kirchfeld" aber auch schon zwei andere Seiten eines äußerst frischen dichterischen Empfindens und Gestaltens hervor, welche den Dichter über den Volksdichter gewöhnlichen Schlags hoch emporhoben. Einerseits die äußerst anmutige Kleinmalerei in heiteren Volksszenen, wie in jenem Stück bei der Begegnung des Hochzeitschors mit dem Wallfahrerchor, andererseits die herzgewinnend frisch und „lebig" geschilderte Mädchengestalt in dem eingeflochtenen Liebesroman. Die Anna, das „Dirndl aus St. Jakob" in dem „Pfarrer von Kirchfeld" hat hernach noch zahlreiche Nachfolgerinnen erhalten: die Leni im „Schandfleck", die Vroni im „Meineidbauer", die Josefa in den „Kreuzelschreibern", die Liesl' im „G'wissenswurm", die Franzl' in dem letzten Werk des Dichters u. s. w. — alle umkleidet ein eigentümlicher, zu Herzen gehender Reiz. Diesen hat ihnen freilich der Dichter

nicht erst verliehen. Er hat sie einfach aus der naturfrischen, derben Anmut geschöpft, die dem leichtblütigen, temperamentvollen Volksstamm Oberösterreichs, mit dem er so genau Bescheid wußte, nun einmal eigen ist. Und noch ein anderes tritt hinzu, um die Reizwirkung auf den Leser oder Zuschauer in diesem Fall zu erhöhen, dem Dichter also die Arbeit zu erleichtern. Es ist dies die ganz eigenartige, uns fremdartig, gleichzeitig aber eben deshalb in ihrer unverhüllten Kunstlosigkeit und Herzhaftigkeit originell anmutende Sprache, in der Liebesleute auf dem Lande zu einander reden. Schon das in dem Verkehr der beiden Geschlechter übliche Du bringt in das Verhältnis einen warmen, zutraulichen, fast kindlichen Ton, der der städtischen Sprache völlig abgeht. Es kommt hierdurch, ohne viel Zuthun des Dichters, grade das zu stande, was Schiller von der Volkspoesie beansprucht, daß sie „gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufe." Der Städter ist zweisprachig, der Landmann einsprachig. Ersterer spricht bei jedem formell aufgestutzten Verkehr, bei jeder ersten Begegnung, bei jedem mehr oder minder feierlichen Anlaß ein erlerntes Buchdeutsch, er spricht nicht, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist," sondern wie es dem Schnabel künstlich beigebracht worden ist. Der Landmann dagegen liest das Buchdeutsch höchstens, spricht es aber eigentlich nie, am allerwenigsten im Affekt und als Verdolmetschung natürlichster Gefühle im Verkehr der Geschlechter. Die Liebessprache wird daher bei ihm, namentlich wenn es sich um einen ohnehin lebhaften Volksstamm handelt, meistens viel naiver, ungezwungener, treuherziger, behender, schneidiger und bei aller Derbheit häufig doch geistig belebter ausfallen wie bei städtischen Liebesleuten. Diesen natürlichen Vorteil hat der Volksdichter, wenn er ihn zu verwerten weiß, allemal voraus, und wie viel er zu bedeuten hat, geht schon daraus hervor, daß Anzengruber's städtische Liebespaare den Reiz, den seine ländlichen entfalten, nicht entfernt erreichen. Das Geschick aber, mit dem er auf diesem Boden den natürlichen Vorteil verwertet und in der mannigfachsten Weise und mit den einfachsten Mitteln immer neu variiert hat, bleibt bewundernswert. Und nicht minder bewundernswert ist die Plastizität, mit welcher der Dichter sowohl in seinen Volksstücken wie in seinen Dorfromanen in zahllosen Lokaltypen von wunderbarer Anschaulichkeit das ganze bäuerliche Leben in seiner Beschränktheit und Pfiffigkeit, seiner gutmütigen Spottlaune und Sinnlichkeit, seiner Gesundheit und Frische uns vorzuführen und in demselben heimisch zu machen verstanden hat.

Unter den Volksstücken und Bauernkomödien, die als das eigentliche Lebenswerk Anzengruber's entschieden in den Vordergrund seiner gesamten litterarischen Thätigkeit zu stellen sind, pflegen als die hervorragendsten neben den ersten genannt zu werden: die „Kreuzelschreiber" (1872), in welchem Stück der sonnige Humor des Dichters in der belustigendsten Weise in den prächtigsten Farben spielt, aus demselben Jahre der „Meineidbauer", voll düsterer, fast tragischer Gewalt, nach dieser Richtung hin wohl das vollendetste der Anzengruber'schen Dramen, und der „G'wissenswurm" (1874), ein fast ebenso rührendes wie durch die prächtige Schilderung des bäuerischen Erbschleichers und die amüsante Entlarvung desselben belustigendes Stück. Weniger bekannt ist die Posse: der „Doppelselbstmord" geworden, und doch enthält dieselbe eine der besten Gestalten des Dichters, den armen Häusler Haderer, dem „'s Heilandbewußtsein eing'schossen is." Das soll heißen, daß er sich aus reiner „lehmpatzenweicher" Gutmütigkeit zu allem möglichen bereden läßt, ohne seinen eignen Vorteil zu berücksichtigen (so schließt er auch seinen Ehebund), so daß ihm das ganze Leben schließlich, da er doch immer dabei zu kurz kommt und ganz verarmt, als „a Dummheit" erscheint, — „'s Sterb'n und af' d' Welt käma, 's is All's a Dummheit." Man würde wohl weit zu suchen haben, bis man eine zweite Posse fände, in der ein so tief angelegter und so rührend durchgeführter Charakter vorkäme. Anzengruber verstand es eben auch, die niederste Form, die er andererseits vollständig beherrschte, zu adeln und zu erheben. Deshalb steht er auch troß der Schwierigkeit, die seine Dialektpoesie der Aufführung im allgemeinen bereitet, dem deutschen Volkstheater der Zukunft, auf das sich jetzt so viele Blicke und Wünsche richten, als Muster und leuchtendes Beispiel da. Sein wesentlicher Gehalt, in der sittlichen Anschauung und in der Verarbeitung des Stoffs, sollte den Gehalt einer deutschen Volksbühne, die den Namen wirklich verdient, bilden.

Daß er auf diese Würdigung Anspruch erheben darf, hat er auch noch durch seine letzten Dichtergaben bewiesen. Sein „Heimg'funden" (1887) ist troß einiger Schwächen durch die prächtige Gestalt der „alten Hammer", durch die in ihr verkörperte Gewalt von Familientreue und inniger Familienzusammengehörigkeit ein Weihnachtsstück, wie es deren wenige giebt. Es erglänzt voll in dem Licht des Christbaums, der zum Schluß in ihm angezündet wird, und dessen verklärendes Licht auf die Gruppen fällt, die sich wieder zum häuslichen Herde heimgefunden haben.

Die letzte ungemein frisch erfundene Arbeit des Dichters, der „Fleck auf der Ehr'" schließt sich nach meiner Überzeugung seinen besten Arbeiten an und auch dramatisch scheint sie mir sorgfältiger durchgeführt zu sein als manche seiner Vorgänger. Von einer Seite wurden die lyrischen Einlagen und das Eingreifen der Musik in diesem Stück als „rührselig" bemängelt. Möchten die wohlweisen Kritiker doch berücksichtigen, daß diese Einlagen gar keine eigentlichen Einlagen sind, daß das leichtblütige und zum Singen aufgelegte oberösterreichische Volk eben bei jeder Gelegenheit zu singen anhebt, mit und ohne Musik, Alt und Jung, die Jungen natürlich noch mehr als die Alten, daß man sie also gar nicht naturgetreu vorführen kann, ohne sie singen zu lassen. Statt daß wir im Norden darüber die Achseln zucken, sollten wir uns doch lieber freuen, daß ein so munteres, liederbegabtes Völkchen auch unter den deutschen Volksstämmen gefunden wird, die singen, sobald es ihnen warm um den Brustfleck wird, ohne dazu erst der Schule und besonderer Vereine zu bedürfen.

Noch möge hier des Volksstücks „Stahl und Stein" (1887) gedacht werden. Es gilt als eine der schwächeren Leistungen des Verfassers und nicht mit Unrecht. Man übersieht aber dabei, daß dies nicht die Schuld des Dichters, sondern der Verhältnisse war. „Stahl und Stein" ist die dramatisierte Erzählung des „Einsam" aus der Sammlung: „Feldrain und Waldweg". Und gerade der „Einsam" in seiner Verbitterung und seinem unnachgiebigen Troß ist eine der ergreifendsten Gestalten des

Dichters. In der ursprünglichen Fassung ist derselbe der Sohn eines Priesters, und der tragische Schwerpunkt des Verhängnisses liegt darin, daß er, nachdem er als heimatlos in Konflikt mit der Behörde geraten, durch die Veranlassung des Vaters, der seine Herkunft nicht ahnt, den Tod findet. Da dies Motiv auf keiner österreichischen Bühne zur Aufführung gelangen konnte, so änderte der Verfasser bei der dramatischen Bearbeitung dasselbe dahin ab, daß er dem „Einsam" den Bürgermeister des Orts zum Vater gab. So abgeschwächt wurde dasselbe nicht beanstandet, hatte aber allerdings an dem eigentlichen Schwerpunkt seines poetischen Gehalts eine wesentliche Einbuße gelitten.

Ich habe bereits vorhin auf die Schwierigkeit hingewiesen, die der Aufführung der Anzengruber'schen Volksstücke außerhalb Österreichs und Bayerns hauptsächlich durch den Dialekt entstehen. Die Versuche, dieselbe zu überwinden, sind wohl immer nur von sehr teilweisen Erfolgen begleitet gewesen. Was früher an sogenannten „Anzengruber-Abenden" in Berlin gesündigt wurde, an denen zuweilen zwei unbarmherzig zusammengestrichene Stücke des Dichters hinter einander weg im schönsten Operetten-Stil vorgeführt wurden, spottet aller Beschreibung. Neuerdings ist darin allerdings ein bedeutender Wandel zum Besseren eingetreten.

Anzengruber gehörte persönlich nicht zu den besonders reizbar beanlagten Künstlernaturen. Er konnte Einspruch vertragen, wenn er ihn auch meistens auf sich beruhen ließ. Im allgemeinen hatte er es sich zum Prinzip gemacht, sich durch keinerlei kritische Anzapfung beirren zu lassen oder derselben entgegenzutreten. Trotzdem war er nicht grade unbelehrbar. Nach der Veröffentlichung seines „Schandfleck", der mir wohl in seinem ersten Teil, in der Fortsetzung aber gar nicht gefiel, geriet ich in eine briefliche Erörterung mit ihm, bei der schließlich, wie es meistens geht, jeder bei seiner Meinung verharrte. Indessen zeigte mir die später vorgenommene Änderung des „Schandfleck", von der er den zweiten Teil abtrennte, um diesen selbständig neu als eine eigene Geschichte zu verarbeiten, daß wir vermutlich doch nicht ganz umsonst diskutiert hatten. Kunsttheoretischen Reflexionen, die ihm eine Marschroute vorzeichnen wollten, war er wie die meisten Künstler, abgeneigt. Ihm war „d' Hauptsach'", daß der Künstler es zu machen wisse. Das Wie brauche er selbst nicht zu wissen,

„nur haben, haben muß er's halt."

Von dieser „Hauptsach'" hat er jedenfalls ein großes, großes Teil besessen, mit ihr hat er sich unvergeßlich in die ruhmreichen Annalen deutscher Dichtung eingezeichnet.

Ein Tragödien-Fragment von Anzengruber.

Der vorstehend abgedruckte Essay bringt uns aus Anzengruber's eigenem Munde die Mitteilung, daß er sich „die eigentliche Tragödie als das Höchste und Schönste, das der tragische Dichter zu leisten berufen ist, für die Zeit seiner Reife vorbehalten" habe. Duboc fügt bei, daß er nie dazu gekommen. Einen Anlauf aber zu diesem Ziele hat der Dichter einmal genommen, und er ist sogar nicht unbemerkt vorübergegangen. Heute freilich scheint der immerhin merkwürdige Versuch auch dem Gedächtnis der näheren Freunde Anzengruber's entfallen zu sein, denn kein Nekrolog hat seiner gedacht. Und so sei denn hier in Kürze daran erinnert.

Als der Herausgeber dieser Zeitschrift im Sommer 1882 die Einladungen zu seinem „Deutschen Dichterbuch aus Österreich" versandte, erhielt er von dem Dichter des „Pfarrer von Kirchfeld" zunächst die nachstehende Antwort:

Wien, den 26. Juni 1882.

Sehr geehrter Herr!

Verzeihen Sie, ich bitte recht sehr, daß ich auf Ihr Freundliches vom 15 d. M. erst heute antworte. Aber ich lebe dermalen — zwar nicht wie ein Amphibium teils im Wasser und am Lande — aber teils am Lande und in der Stadt, von ersterem nach letzterer zurückgekehrt, fand ich Ihr Schreiben vor, und es setzte mich dasselbe in einige Verlegenheit, selbstverständlich fehlte es mir nicht an gutem Willen, Ihrem Wunsche nach einem Beitrag für das Dichterbuch zu entsprechen, aber Sie verlangen, und das ist allerdings berechtigt und einzig richtig, von den betreffenden Autoren Leistungen, die eben jeden in seiner Art und Weise charakterisieren, und davon habe ich dermalen nichts zur Hand und kann auch nicht zu irgend einer festgesetzten Frist etwas zu schaffen mich verpflichten.

Sie denken, bei mir wohl ein Fragment einer Bauernkomödie oder derartiges zu finden und den Lesern vorzuführen. Das aber „is nich."

Ich habe nur:

1. ein fertiges, ungedrucktes und bis heute unaufgeführtes Volksstück bei mir liegen, das ist aber keine Bauernkomödie, sondern spielt auf dem Wiener Boden, und ich wüßte es wahrhaftig nicht, was man daraus lösen und als Fragment bringen könnte.

2. ein wirkliches und wahrhaftiges Fragment, das mich jedoch gar nicht charakterisiert als Autor, da es mich von einer ganz neuen Seite zeigen würde, dieweil es der erste Akt einer in Versen abgefaßten — Tragödie! ist.

3. eine Anzahl kleiner Gedichte, so gut oder übel viele andere von vielen anderen gedichtet werden.

Sie werden selbst zugeben, das ist allerdings viel im Quantum, aber der Qualität nach, auf die es hier einzig und allein ankommt, spottwenig.

Ich habe Sie somit in Kenntnis gesetzt von dieser leidigen Thatsache, wie es Ihrer freundlichen Einladung gegenüber meine Pflicht war, und ich zeichne mich als

Ihr hochachtungsvoll ergebener

L. Anzengruber.

In Beantwortung dieses Schreibens erbat der Herausgeber die Manuskripte zur Einsicht. Er erhielt darauf den 1. Akt der Tragödie: „Bertha von Frankreich", das vollständige Manuskript des Volksstückes: „Brave Leut' vom Grund" und eine Reihe von Gedichten. Unter den letzteren fand sich eines: „Volksweise" („Wie vieler Deiner Freuden"), welches wohl überhaupt die Perle unter Anzengruber's Gedichten ist und seither durch alle Anthologien wandert. Wie hier die Wahl leicht war, so auch jene zwischen den beiden Stücken. Das Tragödien-Fragment zeigte den Dichter nicht bloß von einer neuen Seite, sondern war auch dichterisch ungleich wertvoller als das Volksstück. Und so wurde es denn als Anzengruber's Beitrag dem Sammelwerke eingefügt (Deutsches Dichterbuch aus Österreich. Heraus-

gegeben von Karl Emil Franzos. Leipzig 1883, Seite 149 162).

Aus welchem Jahre dieser erste Akt stammt, läßt sich nicht feststellen. Nach einer mündlichen Andeutung Anzengruber's ist zu vermuten, daß das Fragment damals 2 oder 3 Jahre alt war und jedenfalls so weit hinter ihm zurücklag, daß er sich darüber klar war, das Werk nicht fortzusetzen, aber doch noch nicht weit genug, als daß er diesen Entschluß nicht schmerzlich empfunden hätte Er habe eingesehen, sagte er dem Herausgeber, daß er damit nicht weiter komme, „aber der erste Akt, das fühl' ich, kann sich wohl sehen lassen." Und diesem Letzteren wird auch schwerlich jemand widersprechen, der das Fragment kennen lernt.

Die Handlung spielt 996 in Frankreich. Heldin ist Bertha, die Gattin König Roberts, deren Ehe die Kirche angeblich wegen allzu naher Blutsverwandtschaft, in Wahrheit deshalb trennen will, um den Trotz des Fürsten zu brechen und ihn unter das Joch Roms zu beugen. Aber Bertha tritt im ersten Akt nicht auf; derselbe bietet lediglich eine Schilderung der Zeit und der Motive, welche gegen König Robert und seine Gemahlin spielen. Ort der Handlung ist ein Kloster, in dessen Refektorium fränkische Edle versammelt sind und den Legaten Roms erwarten, der ihnen verkünden soll, welches Schicksal der Papst dem in Bann gethanen König zugeschrieben. Ein Kritiker hat nach dem Erscheinen des Dichterbuchs geäußert, diese fränkischen Edlen sprächen wie oberösterreichische Bauern, er hat dem Dichter Unrecht gethan. Realistisch gefärbt sind diese Reden allerdings, realistischer als wir es in der Jambentragödie gewohnt sind, aber sie sind nicht allein voll Kraft und Leben, sondern auch ein sehr bemerkenswertes Zeugnis für den historischen Sinn des Dichters, den ihm nicht viele zugetraut hätten. Wie anschaulich wird uns das heuchlerische Scheinchristentum der Zeit gezeichnet! Auf die Klagen des Abtes, König Robert weigere sich, sein Weib zu verstoßen, welches ihm im vierten Grade verwandt sei, erwidert einer der Edlen, Guntram:

„Ein arger Christ! Warum er nicht die Frau
Ins Kloster steckt und eine And're nimmt?!
Ein Sperling hat mehr Christentum! Fürwahr,
Ich wünschte, — nur um frömmern Sinn zu zeigen, —
Daß ich verwandt mit meinem Weibe wär'!"

Daran schließt sich nun folgender Dialog der andern Edlen:

Diederich. Wer kann dafür, daß edel Blut entartet?!
Der Hugo Capet war ein frommer Herr.
Guntram (halblaut). Und ward darum der uns're!
Siegbert. Wohl, ich weiß!
Es war zu Rheims, wo nackten Fußes er
Vor allem Volk zur Schau den Kasten trug
Mit dem Gebein des heil'gen Riquier.
Dafür nun hat der Heilige ihm selbst
Die Krone zugesprochen.
Raginfrid. Das ist wohl
Ein großer Heiliger, der Riquier?
Guntram. Gewiß, er selbst ist ein handgreiflich Wunder.
Ich hatte einstens mich verlobt nach Rheims,
Um dort vor seinem Schreine anzubeten,
Und auf dem Heimweg fand ich 'ne Abtei —
Ihr mögt Euch meinen frommen Schauer denken —
Da ruhte auch der heil'ge Riquier,
Mit keinem Knochen wen'ger, als zu Rheims.
Abt. Ihr gebt von einem großen Wunder Zeugnis.

Wie sich der Adel nur scheinbar der Kirche neigt, so auch dem König. Freilich ist er von Gottes Gnaden, aber, frägt Guntram,

„Ist's nicht gerader Weg allhier zu Lande,
Wenn nur der Thron ein wenig schüttert, daß
Der längste Arm nach Kron' und Szepter greift?!"

In diesem Augenblicke sei des Grafen von Arles Arm der längste, und daß man noch Umstände mit König Robert mache und ihn nicht glattweg absetze, liege nur daran, weil der Graf, der keinen Sohn habe, seine einzige Tochter Constantia mit dem bußfertigen Robert vermählen wolle. Breit schiebt sich nun in dieses knappe, drastisch, aber auch plastisch hingeworfene Zeitbild eine Episode, der Streit zwischen zweien der Edlen, auch dieser in jedem Zug strotzend von Kraft und Leben, aber allerdings für die Ökonomie des Dramas sicherlich allzusehr ausgesponnen. Das gleiche gilt von der nächsten Szene, welche uns einen Laienbruder im Gespräch mit dem alten Mönch Ambrosius zeigt. Wie der Greis, welcher die Heiden liest und der Welt Lauf kennt, dem Laienbruder die Zweifel zu benehmen sucht, die dem jungen Blut an der Gerechtigkeit der Weltordnung gekommen, ist mit einer dichterischen Feinheit vorgetragen, wie man sie nur in dem Allerbesten Anzengruber's findet. Auch der gedankliche Inhalt ist sehr wertvoll, man lese nur z. B. die in der Handschrift des Dichters wiedergegebene Stelle nach. Die nächste Szene zeigt uns den Kardinal im Verkehr mit den Edlen, dann mit Constantia, der Tochter des Grafen, welche den König heimlich liebt. Der Akt schließt mit folgender Antwort des Kardinals auf den Zweifel Guntram's, daß sich der König nicht beugen und trotz des Bannes sein treues Weib nicht verstoßen werde:

Kardinal (sich hoch aufrichtend). Er wird sich beugen!
Die Kirche will's! Ihr habt bei jedem Wollen
Sie auch ihr Können klug ermessen seh'n;
Was nimmt Euch Wunder diese Zuversicht?
Wenn sie dereinstens nach dem Mond verlangt,
So wie ein greinend Kind, dann sorgt um sie!
Vor ihr da liegt des Herren weite Schöpfung,
Wo Kraft gen Kraft gesetzt, daß keine sich
Der andern überheben mag, und dies
Urew'ge Widerspiel der Kräfte nennt
Der Mensch ehrfürchtig Ordnung und Gesetz!
In diesem Spiegel lernt sie prüfend sich
Beschau'n, beseelt von dieses Einblicks Größe;
Nun sag' ich Euch: nicht Kämpfen ist mein Amt,
Und nur zu sorgen gilt es hier, daß sich
Der Unterliegende zu hart nicht bette;
Denn näher ist der Tag, als Ihr wohl denkt,
Der Frankreich seinen Herrscher wieder schenkt!
(Er wendet sich zum Gehen, alles schließt sich, Geleite gebend, an, und während dieser allgemeinen Bewegung fällt der Vorhang).

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der erste Akt, wenn der Dichter sein Werk ausgeführt hätte, nicht so hätte bleiben können, wie er ist; schon diese Exposition hätte uns tiefer in die Handlung einführen müssen. Aber an sich und als Fragment kann er wahrlich wohl bestehen und wird den Respekt vor der Dichterkraft Anzengruber's jedem Einsichtigen nicht mindern, sondern mehren. Derselben Ansicht war denn auch die einsichtige Kritik, während freilich die thörichte und böswillige daran nörgelte, daß Anzengruber etwas anderes zu geben gewagt, als ein Bauernstück. Ihn selbst belustigten diese Stimmen mehr, als sie ihn ärgerten. „Ich

werde die guten Leute," sagte er dem Herausgeber zu jener Zeit, „noch durch ganz anderes verblüffen."

Es ist leider nicht dazu gekommen. Die sieben Jahre, die von jenem Herbst bis zum Todestage des Dichters verstrichen, haben nichts Großes, nichts Überraschendes mehr gebracht. Auch äußere Gründe trugen die Schuld daran. Wien hat dem Toten reiche Ehren gezollt, aber es kann nie vergessen machen, wie viel es dem Lebenden schuldig geblieben. Seine Stücke wurden immer seltener, ja eine Zeit lang gar nicht mehr aufgeführt; seine Weihnachtskomödie „Heimg'funden" fand überall Beifall, aber in Wien keinen Theaterdirektor, der die Aufführung wagen wollte. Man hat in Wien an Anzengruber gehandelt, wie einst an Grillparzer und dann an Hebbel — das alte bittere Wort von dem Propheten im Vaterlande scheint eben in der österreichischen Hauptstadt noch viel schärfere Bedeutung zu haben, als anderwärts. Da man seine Stücke nicht aufführte, und der Dichter doch für sich und die Seinen Brot schaffen mußte, so war der größte Dramatiker, den Österreich seit Grillparzer besessen, genötigt, Redakteur eines Wiener Witzblattes zu werden, und wenn er künstlerisch schaffen wollte, nicht Dramen, sondern Novellen zu schreiben. Eine Novelle „Die Heimkehr" war denn auch der einzige, größere Beitrag, den diese Zeitschrift von ihm bringen konnte. Sie gehört zu seinen besten und ergreifendsten kleineren Arbeiten, obwohl sie in großer Hast entstanden ist, binnen zehn Tagen. Als der Herausgeber dieser Zeitschrift am 20. Juli 1886 aus Stuttgart die Nachricht erhielt, daß der Druck des ersten Heftes mit dem 1. August beginnen solle, und ihm die verheißene Novelle Storm's noch nicht vorlag, erinnerte er sich der freundlichen Worte, welche ihm Anzengruber über das Programm der neuen Zeitschrift geschrieben, und trat die weite Reise aus der inneren Stadt Wien, wo er damals wohnte, nach der Mauergasse im Vorort Penzing an, wo Anzengruber ein Häuschen erworben. Er traf ihn in trüber Stimmung an seinem Schreibtisch. „Wie soll ich nicht traurig sein," sagte er dem Besucher mit melancholischem Lächeln, „wenn ich Witze für mein Blatt machen muß." Eine Novelle habe er nicht, auch keinen Plan, keine Anfänge: er komme überhaupt zu keiner ernsten Arbeit mehr! Dennoch nahm der Besucher, als er sich etwa eine Stunde später verabschiedete, das Versprechen mit, daß die Novelle zehn Tage später, am 30. Juli, an ihn abgehen solle, und der Dichter hielt Wort. Am 31. Juli lag die Novelle auf seinem Tisch und dazu ein Brief des Dichters, aus dem hier das Folgende mitgeteilt sein möge.

„Mit harter Mühe, aber doch ist es mir gelungen, Ihnen auf den Tag Wort zu halten, ein Manuskript zu schreiben. Was Sie von selbem halten, wenn Sie es erhalten und gelesen haben, kann für mich kein Redaktionsgeheimnis bleiben, da Sie sich für Aufnahme oder Abweisung entscheiden müssen. Ich habe das Meinige und dabei das Möglichste in solcher kurzen Zeit geleistet. Später und bei mehr Muße kann ich Besseres versprechen, Schlechtes biete ich Ihnen auch mit dem Beifolgenden nicht, doch bin ich redaktionellen Bedenken gegenüber stets zur Rücknahme von Manuskripten bereit.

Ich erlaube mir auch die Honorarfrage zu berühren. Ich überlasse es Ihrem Verleger, mir einen bezugnehmenden Antrag zu machen. Wenn es auch richtig ist, daß keine Dichtung durch Honorarausichten veranlaßt wird und sich durch selbe „bessert", so ist doch nach der Schöpfung, wenn dieselbe als Ware vorliegt, der Gedanke nicht zu verachten, einen guten Markt dafür zu wissen. Es bewahrt einen davor, hudeln zu müssen, eine Verführung, welcher ein Autor bald erliegt, bei dem die eine Menge (der Kinder) manchmal entscheidend wirkt, daß es die andre Menge (der Manuskripte) machen sollte. Mit den besten Grüßen" u. s. w.

Seit 1887 hörte auch das Novellenschreiben so ziemlich auf, wohl aber entstand in der letzten Zeit das Volksstück: „Der Fleck auf der Ehr'", welches aus äußeren Gründen nicht, wie ursprünglich beiderseits geplant war, in dieser Zeitschrift erscheinen konnte. Hingegen war der „Deutschen Dichtung" das nächste Drama des Dichters gesichert, und bei dieser Gelegenheit sollte auch ein Anzengruber Heft erscheinen Daß es aus jenem traurigen Grunde veranstaltet werden sollte, der nun dazu geführt, hätte niemand, hätte er selbst noch wenige Tage vor seinem Tode nicht voraussehen können. In seiner Vollkraft ist er dahingerafft worden, in dem Augenblicke, da sich schwerer Kummer, der seine letzten Jahre getrübt, gelöst, und auch seine äußeren Verhältnisse sich freundlich zu gestalten begonnen. Da mag man denn wieder einmal an das Wort des sterbenden Hebbel denken, als ihm der Schillerpreis zu teil wurde: „Menschenlos! Zuerst fehlt uns der Wein, und dann der Becher!"

Alfred Meißner — Franz Hedrich.

Von Karl Emil Franzos.

III.

Alfred Meißner's inneres und äußeres Leben im Jahre 1858 wäre der Stoff für eine Novelle, wie man ihn nicht leicht interessanter und erschütternder finden könnte. Sein neuestes Werk „Sansara" hat durch die Neuheit des Grundgedankens (das Werk ist einer der ersten Versuche, Schopenhauer's Goldbarren in kleine Münze für die kleinen Leute umzusetzen), die kühne Behandlung zeitgeschichtlicher Fragen und den spannenden Inhalt eine große Verbreitung gefunden; des Autors Name ist in Aller Munde. Kaum 36 Jahre alt, hat Meißner seinem Ruhm als Lyriker, als Epiker und Dramatiker nun auch — wenigstens für die große Menge den des Romandichters beigefügt Man darf sagen, kein Schriftsteller in Österreich scheint beneidenswerter als er. Stolz blicken seine Landsleute auf ihn, und in seiner Vaterstadt Prag wird er fast vergöttert. Mit ihm zu verkehren, seine Hand zu drücken gilt als eine Auszeichnung, welche jene, denen sie wird, in Aller Augen hebt. Kommt ein Fremder nach Prag, so wird er von seinen dortigen Freunden wie zur Teyn-Kirche oder zum alten Judenfriedhof, so auch zur Spiegelscheibe des Kaffees geführt, hinter welcher Meißner im Kreise seiner Freunde des Nachmittags zu sehen ist. Er ist berühmt, reich, jung, gesund, stattlich, der Abgott der Frauen Als ihn

ein Wiener Autor um dieselbe Zeit besucht, sagt er dem Glücklichen lächelnd auf der Moldau-Brücke: „Meißner, wollen Sie da nicht Ihren Ring hinunterwerfen, den Ring des Polykrates?“

Aber das ist nicht nötig, wahrlich, nein! Wüßte man, wie es im Innern des Mannes aussieht, der dürftigste Reporter würde nicht mit ihm tauschen. Mag er sein Haupt noch so hoch tragen und seinen Freunden (S. Heller erzählt es uns) stolz sagen: „Wir sind die Poeten, wie sie die Zeit braucht; ich habe den „Ziska“ geschrieben, ich habe Gedichte gemacht, die Beifall fanden, aber bin ich davon satt geworden? Jetzt geht's!“ — in seinem Innern will doch die Stimme nicht schweigen: „Du bist ein Schuldiger, und keine Stunde vor der Entlarvung sicher.“ Was muß der unselige Mann in den Wochen vom Erscheinen der „Sansara“ bis zu jener Reise nach Koburg gelitten haben, wo er mit Hedrich den Handel schloß: „Sobald mein Vater tot ist, nenn' ich Dich als Mitarbeiter!“ Und sah es seither besser in ihm aus? Es war anscheinend nur eine Galgenfrist, die er gewonnen, der alte Herr war damals 74 Jahre alt.

Hedrich versichert, er sei nur mit Rücksicht auf dies Greisenalter des Dr. Meißner auf den Handel eingegangen, aus Freundschaft, aus Erbarmen mit dem Genossen seiner Jugend, und — könnten wir hinzufügen, was er verschweigt — mit seinem einstigen Wohlthäter. Ausschlaggebend war dies nicht, das wissen wir schon, sondern er fand sich aus denselben Gründen in den Handel, aus welchen er bisher geschwiegen, weil ihn Schuld drückte, weil er Geld brauchte, Geld aus dem Ertrag der gemeinsamen Arbeit, und, wenn dieses nicht reichte, aus den Mitteln des Mannes, dessen Namen und Schicksal er in Händen hatte. Aber wie mag es dabei in Hedrich ausgesehen haben? Vergessen wir nicht, auch er war einst rein und hochstrebend gewesen und hatte von einem makellosen Dichterlorbeer träumen dürfen, und nun ein Anonymus im Hintergrund — nein! — im Hinterhalt ... „*Durfte es so sein?*“ Kein Zweifel, daß sich die beiden Schuldigen die Frage oft genug gestellt, daß sie damals Beide noch nicht im Stillen jene Entschuldigung für sich geltend gemacht, mit welcher sie nun, Hedrich in seiner Anklageschrift, Meißner in seinem letzten Brief, vor uns hintreten: „Ich war das willenlose Opfer des Andern.“ Sicherlich kamen Stunden, wo sich jeder sagte: „Auch ich handle schlecht, und mein eigentlicher Verderber ist nicht der Andere, bin ich selbst.“ Aber konnten sie im Ernst glauben, daß es sein *mußte*? Hedrich vielleicht. Wir lassen diese Entschuldigung für ihn trotz seines Widerspruchs zu, trotzdem er sich jetzt, 1889, auf den Standpunkt gestellt, daß es nur von seinem Willen abgehangen, sich durch eigene Kraft mindestens ebenso viel zu verdienen. Aber Meißner? Er litt ja keine Not. Und brauchte er Geld und konnte er nicht aus eigener Kraft Romane schreiben, warum warf er sich nicht auf Feuilletons, auf kleinere Skizzen? Was er an solchen kurzen Arbeiten zu Tage förderte, wurde ja nun gleichfalls gut bezahlt. Für ihn giebt es keine Entschuldigung, und Mitleid — wenigstens für jene Jahre, um die es sich hier handelt — nur in soweit, als man auch den durch eigene Schuld Gesunkenen bemitleiden darf. Und er war tief gesunken. Die Briefe, welche Hedrich aus seiner Feder mitteilt, und die zweifellos echt sind, verraten dies mit entsetzlicher Deutlichkeit. Die Beiden haben sich eine Art litterarischer Komplizensprache zurecht gemacht; Hedrich behauptet, das sei Meißner's Erfindung, Bur erbringt den Beweis, daß sie auf Hedrich's Anregung entstanden: „sehr diplomatisch in Briefen zu bleiben“; gleichviel, Meißner hat sie akzeptiert und gebraucht sie meisterhaft. Ersucht er z. B. Hedrich, ihm bei Lösung einer verwickelten Fabel beizustehen, weil die Arbeit aus pekuniären Gründen rasch beendet sein muß, so schreibt er (1859): „Ich rede mit Napoleon III., der klar sieht, wo alle Andern nur Wirrwarr vor sich haben. Er löse die italienische Frage und sorge dafür, wie Piemont seine Schulden zahlt!“ Und welchen Eindruck machen angesichts dessen, was wir nun von dem Verhältnis Beider und der „Versöhnungsszene“ in Koburg wissen, die überschwänglichen Freundschafts- und Liebesbeteuerungen, mit welchen jeder der Briefe schließt, z. B. „Addio, il più carissimo dei mortali!“ oder: „Wäre ich in Ihrer Nähe, so hätte ich viel zu erzählen. Im Brief kann es unmöglich gesagt werden. Der Ihrige und sonst Keines auf der Welt! Meißner.“

Der unselige Mann irrte nicht, als er diese Worte niederschrieb; der Dichter des „Ziska“, der sich selbst und Allen angehört, die Freude an echter Poesie und Sympathie für ihren Schöpfer haben, war tot; er war im Grunde wirklich nur noch Hedrich's und sonst Keines auf der Welt. Das heißt: noch Eines, aber der war tot und konnte ihn nicht mehr anklagen. Diese Enthüllung über Meißner, die im Grunde noch trauriger und entsetzlicher ist, als jene Hedrich's, ist erst vor kurzem bekannt geworden: durch den bereits wiederholt citierten S. Heller in der Zeitschrift „Deutschland“. Es handelt sich um *Moritz Reich*, einen unglücklichen, deutsch-böhmischen Dichter, welcher 1856 durch Selbstmord endete. Heller erzählt nun:

„Meißner gab seinen (Reich's) Nachlaß heraus, begleitet von einem sehr warmen Nachruf. Ob er für den Band („An der Grenze“) etwas bekam, weiß ich nicht; Reich's Erben, die es damals sehr nötig gehabt hätten, haben nie einen Heller gesehen. Drei Jahre später ... kam mir aus Reich's Heimat ein Blatt der Wiener „Presse“ zu. Die Überschrift des Feuilletons war mir wohlbekannt als die einer Reich'schen Novelette, über deren Nichtaufnahme von Seiten Meißner's, dem ja alles Handschriftliche zur Verfügung gestellt worden war, ich mich seiner Zeit höchlichst verwundert hatte. Ich las mit großer Freude und feierte, unter Thränen lesend, die Auferstehung meines einzigen Freundes. Da mit einem Male stockt mir der Atem und die Zeitung entfällt meiner Hand: als Verfasser unterschrieben war — Alfred Meißner. Empört über ein so unerhörtes Plagiat, schrieb ich einen offenen Brief an den Plagiator und sandte ihn in zwei gleichlautenden Exemplaren zum Abdruck an die Redaktionen der „Presse“ und des „Tagesboten aus Böhmen“ in Prag, wo Meißner sich damals aufhielt. Von beiden Zeitschriften wurde mir die gleiche Rückantwort, Meißner sei ein so renommierter Schriftsteller, daß ich es nicht verübeln dürfe, wenn ihm mein Brief vorher zur Einsichtnahme unterbreitet werde. In der That kam wenige Tage später ein Brief von Meißner, der das Mißverständnis, welches ja vollkommen begreiflich sei, lebhaft bedauerte. Er, Meißner, habe stets Andern von dem Seinen gegeben und nie etwas entlehnt. Mit der Erzählung verhalte es sich aber so: Einst sei Reich zu ihm gekommen und habe über Mangel an Stoff geklagt, da sei er ihm mit diesem Thema behilflich gewesen, das Reich, wie er nun sehe, auch ausgearbeitet. Ihm selbst sei die Sache wieder entfallen und erst wieder eingefallen, als die „Presse“ zu einem Feuilleton drängte. Nun

wußte ich aber aus Reich's eigenem Munde, daß er jene Geschichte selbst erlebt hatte, auch war es nicht so sehr der Inhalt, der auf Reich's Autorschaft hinwies, wie der Wortlaut, den ich im Manuskript wiederholentlich gelesen hatte. Und doch mußte ich schweigen. Denn Meißner war eine Berühmtheit, ich hatte 1848, siebzehnjährig, ein paar Sachen veröffentlicht und seitdem bis 1859 nicht eine Zeile."

Hier sei kein Wort hinzugefügt, und auch die folgenden Thatsachen, welche das Fazit aus der Anklage, der Verteidigung und der Vergleichung der selbständigen Werke beider Autoren, dem „inneren Thatbestand", wie ich ihn genannt, ziehen, sprechen für sich selbst.

Im Jahre 1858 wird zunächst für die neue Auflage der „Sansara" der IV. Band, den Meißner in seiner Not so rasch hingeworfen, nochmals von Beiden gemeinsam ausführlicher bearbeitet und umgestaltet. Dann hilft Hedrich bei einem Stück Meißner's „Memoiren" mit. Daß Hedrich jenen IV. Band in seiner neuen Gestalt ganz für sich in Anspruch nimmt, und von den „Memoiren" sagt, er habe die „von Meißner herrührende dramatische Skizze ausgearbeitet", kann uns natürlich nicht verwundern, noch an dem wirklichen Sachverhalt irre machen. Von dem nächsten Werke, der Jesuitengeschichte „Zur Ehre Gottes", nimmt Hedrich die Grundidee und die Handlung für sich in Anspruch, nur „der hineingesprengte kirchengeschichtliche und theologische Teil, in dem sich weit eher große Belesenheit, als irgend eine Erfindungsgabe verrät, stammt von Meißner." Ich möchte dem gegenüber glauben, daß die Grundidee von Meißner herrührt, und daß er auch an der Handlung seinen Anteil hat.

Bezüglich des Romans „Neuer Adel", welcher wenige Monate nach der obengenannten antipäpstlichen Tendenzgeschichte im Buchhandel erschien, liegen Anklage und Verteidigung in scharfem Kampf. Byr versichert dabei — und die Versicherung dieses ehrlichen Mannes würde selbst dann genügen, wenn ich nicht zufällig aus andern Quellen dasselbe erfahren hätte — daß dieses Buch „Prager Zustände und Figuren, auf die man nach dessen Erscheinen mit den Fingern hinwies, in Porträttreue brachte." Er schließt daraus auf die Autorschaft Meißner's, da ja Hedrich „sich damals schon seit 12 Jahren nicht mehr in Prag aufgehalten und auch früher nicht in jenen Kreisen, welche das Buch schildert, bewegt hatte." Immerhin giebt er zu, daß dies Werk zu jenen gehört, an welchen Beide gemeinsam gearbeitet. In der That steht mindestens dies nach Meißner's von Hedrich mitgeteilten Briefen fest. Es wird genügen, einzelne Stellen wiederzugeben:

„Alles richtig da, gestern Kapitel IV. Famos! Famos! . . . Grunow spricht jetzt von 4 Bänden à 11 bis 12 Bogen, was meinen Sie? Adieu, Liebster! Die Frist [Grunow steckte die Frist zur Ablieferung des Manuskripts weiter, als ursprünglich verabredet] wird Ihnen lieb sein. Riesenarbeit!" (Juli 1860.)

„Die Presse steht . . . Ich bin doch bei „Neuer Adel" geblieben, schön wäre es, wenn ein paar Stellen diesen Titel rechtfertigten. Thun Sie, was da möglich. Ich bin besorgt um Sie. Ich stelle mir vor, daß Sie krank und ermüdet sind. Wäre es doch nicht so, fänden Sie noch die nötigen Kräfte! Auf der Reise, einer bei dem andern, den Säckel voll Geld, werden Sie sich rasch erholen. Ich habe ein paar Feuilletons für die „Presse" geschrieben, die Aufsehen gemacht haben . . . Das III Buch hat 18 Druckbogen, das Interesse wächst gegen den Schluß zu außerordentlich. Konnte ich doch mithelfen. Meinen Sie, daß es besser wäre, wenn ich Ihnen zuflöge? Ich fürchte, Sie sind schon ganz müde. Sie haben viel, viel gethan, doch die Einsamkeit, einerseits gut, wirkt doch in allzu großer Dosis nachteilig. O, schriebe man schon: Ende des IV. Bandes. Adieu, Teuerster, Bester, lassen Sie bald etwas von sich hören und melden Sie, wie es mit Ihren Finanzen steht, ich sende gleich, sobald Sie mir den Betrag mitteilen." (25. August 1860.)

„Erst gestern kam der Brief . . . Der IV Band ist ganz außerordentlich. Diese Komplikationen, diese unheimlichen Schatten, zuletzt dieser Leidenschaftsausbruch, ich war tief ergriffen. Möge es möglich sein, vor Ende September zu schließen . . ." (22. Dezember 1869.)

Hedrich will dadurch beweisen, daß er der alleinige Autor sei. Gleichwohl muß nicht bloß durch jenen Hinweis Byr's, sondern auch aus inneren Gründen als erwiesen gelten, daß einzelne Figuren und Situationen Meißner's Eigentum sind. Und um das Gleichnis von dem Rock aufzunehmen, welches ich früher gebraucht, möchte ich meinen, daß auch der Schnitt von ihm herrührt, aber das Nähen scheint Hedrich allerdings diesmal allein oder doch fast allein besorgt zu haben. Ich wenigstens kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß sein Anteil an diesem Werke weitaus größer ist, als jener Meißner's, und daß, was die eigentliche Arbeit der Ausführung betrifft, von einem Kompagniegeschäft kaum noch die Rede sein kann. Was Byr gegen dies letztere einwendet, ist gewiß ehrlich gemeint, aber so völlig unstichhaltig, daß man sich nur darüber wundern kann, wie er überhaupt mit diesem hölzernen Kinderschwert gegen den stählernen Dolch, zu welchem Meißner's Briefe in Hedrich's Hand geworden, hat zu Felde ziehen können. Meißner schreibt an Hedrich „Das III. Buch hat 18 Druckbogen." Und Byr frägt: „Wozu bedurfte es dieser Mitteilung, wenn Herr Hedrich der Verfasser war, da konnte er es ja doch selbst berechnen." Nein, er konnte es nicht! Das Manuskript wurde ja bruchstückweise an Meißner gesandt, dieser war es, welcher die Abschrift, die Korrektur besorgte, wonach hätte Hedrich die Auszählung vornehmen können? Eine andere Stelle, jene, wo Meißner mitteilt, daß er sich doch für den Titel „Neuer Adel" entschieden und hinzufügt: „Schön wäre es, wenn ein paar Stellen diesen Titel rechtfertigten. Thun Sie, was da möglich," interpretiert Byr wie folgt: „Das will wohl sagen: Flicken Sie es in den Teil, den Sie noch zur Überprüfung, Ergänzung bei sich haben, ein." Nein, das will das durchaus nicht sagen. Die Beiden arbeiten diesen Roman, wie die Briefe bezeugen, in der Weise, daß Hedrich schreibt, Meißner ergänzt, wegläßt und glättet; Meißner hätte also immer die Möglichkeit, jene Stellen, welche den Titel rechtfertigen, selbst in das Manuskript hineinzubringen, ehe es an die Druckerei geht, aber er ist eben sogar dazu zu bequem, auch das soll ihm Hedrich fertig ins Haus schicken. Womöglich noch schwächlicher ist eine dritte Einwendung Byr's: Meißner schreibt bezüglich seines Abkommens mit dem Verleger: „Gehandelt hätte ich auch aus eigener Berechnung, wie Sie raten." Also nur „raten", meint Byr, nicht „abmachen", nicht „beschließen", und beruft sich darauf, daß ihm Hedrich selbst geschrieben, die Kontrakte mit den Buchhändlern seien nach seinen Entwürfen und Instruktionen abgeschlossen worden. Das sei ein Widerspruch. Das begreife ich nicht, es ist ja vielmehr eine Bestätigung! An dem Worte „raten" kann man doch unmöglich kleben bleiben,

sondern muß auf die Sache sehen: Meißner hat sich thatsächlich gefügt.

Neben diesen großen Arbeiten nimmt Hedrich auch die vier Novellen „Ophelia“, „Der Klub der Stillvergnügten“, „Moses Amsterdam“ und „St. Prokop in Breslau“ als sein eigenes Produkt in Anspruch. Bei der zweiten und dritten soll sich Meißner nur darauf beschränkt haben, seinen Namen auf Hedrich's Manuskript zu setzen, bei „Ophelia“ stamme die Idee von Meißner, bei der letzt genannten Novelle gebühre ihm insofern ein Anteil, als er Hedrich „eine kurz und hastig hingeworfene Skizze dazu eingesandt, welche sich aber zu meiner Ausführung der Novelle und deren Länge kaum wie ein Samen zum Baum verhält.“ Byr hat sich nicht darüber geäußert. Aus inneren Gründen vermute ich, daß es sich mit diesen Arbeiten ähnlich verhält, wie mit „Neuer Adel“, nur die letzte ausgenommen, wo ich Meißner's Anteil höher bemessen möchte.

Sehr merkwürdig ist der nächste, von Hedrich mitgeteilte Brief Meißner's aus Prag, 14. Mai 1861, dem ein Paket Manuskript beiliegt. Es handelt sich um einen neuen Roman, von dem Meißner schon offenbar in früheren Briefen gesprochen:

„Ich schicke Ihnen heute — doch nur einen Teil — der Vorarbeit. Das 2., 3. und 4. Kapitel ist schon ganz fertig. Doch da kommen so viele Namen und Verhältnisse vor, daß ich die Kapitel nicht aus der Hand geben darf, wenn ich weiter arbeiten will. Einigermaßen ausgearbeitet ist nur die Partie der Studenten. Der von mir im Winter projektierte Rahmen ist, wie Sie wissen, klein. Es sollen ja höchstens nur 2 Bände werden. Elemente: Soldatentum auf dem Lande, Studentenwirtschaft ... und die Nonnen.“ (Folgen Klagen über sein schlechtes Verhältnis zum Vater und seine Geldnöte.) Möchten wir um alle Klippen herumkommen. Betrachten Sie das alles nur als kleine Bausteine und deuten Sie über etwas Großes und Umfassendes nach! Diesmal will ich an Fleiß Ihnen nicht nachstehen. Entwerfen Sie, Michel Angelo, ich will arbeiten wie zehn Schüler!
Meißner.“

Auf diesen Brief legen Anklage und Verteidigung ungemeinen Wert und Beide mit Recht. Byr weist zunächst nach, daß der Brief (Hedrich hatte Byr 1886 eine wortgetreue Kopie gesendet) noch einen sehr wichtigen Absatz enthält, den Hedrich bei dem Abdruck nicht wiederzugeben für gut fand, ohne dies irgendwie, auch nur durch einige Punkte, anzudeuten; dieser Absatz giebt eine Skizze des Plans, der Meißner vorschwebt, allerdings nur eine fragmentarische Skizze. Byr folgert daraus, „daß Komposition und Arbeit immer von Meißner ausgingen,“ daß sich hier „deutlich die Art und Weise des gewöhnlichen Entstehens von Meißner's Romanen zeigt.“ Ich halte dies für eine teilweise berechtigte Folgerung, die Anregung, die Grundidee kommen von Meißner; der Plan freilich, ebenso die „Arbeit“ sind gemeinsames Produkt.

Natürlich will der Ankläger durch den illoyal verkürzten Brief etwas ganz anderes beweisen. Er schreibt:

„In diesem Briefe hat sich Meißner als Romandichter ganz und gar enthüllt. Der von allem Phrasenschmuck gesäuberte Sinn des Briefes ist: „Hier sende ich Ihnen einen Teil der Vorarbeit ohne allen Zusammenhang und voll Lücken. Nur die Partie der Studenten ist ein wenig mehr, doch auch nicht genügend ausgearbeitet. Betrachten Sie das alles als kleine Bausteine, aber machen Sie einen Roman im Stile der „Sansara“ daraus. Möchten wir um alle Finanzklippen herumkommen und bald neues Honorar einnehmen. Diesmal will ich nicht bloß zuschauen, sondern auch wirklich etwas leisten. Ihrer Phantasie ist es möglich, sogar aus diesen dürftigen Vorarbeiten einen Roman, der mit den vorangegangenen auf gleicher Stufe steht, zu schaffen, und ich verspreche, jede beliebige Partie, die Sie mir anweisen, unter ihrer Leitung mit dem größten Fleiße zu schreiben.“ Dieser Brief ganz allein in Betracht gezogen, muß allen Illusionen ein Ende machen, daß die in Frage stehenden Romane Meißner's Kopf entsprungen und aus seiner Feder hervorgeflossen sein können. Ja, dieser Brief drückt Meißner's Anteil an der Mitarbeiterschaft in den Fällen, in welchen dieselbe wirklich stattgefunden, auf das allerbescheidenste Maß herab. Hier liegt das offenste Eingeständnis seiner unzulänglichen Kräfte, seiner schriftstellerischen Unselbständigkeit und völligen Abhängigkeit von mir vor den Augen.“

Die Folgerungen sind nur zum Teil berechtigt. Daß Meißner allmählig von Hedrich völlig abhängig geworden, beweist der Brief allerdings. Aber er drückt Meißner's Anteil an der Mitarbeiterschaft keineswegs auf das allerbescheidenste Maß herab. Im Gegenteil, wer, wie hier, den Plan entwirft und ihn auszuführen beginnt, darf sich sogar als der Hauptmitarbeiter betrachten. Diese Folgerung also ist nur eben durch den Kniff, den Brief im Auszuge zu drucken, möglich geworden, denn die weggelassene Stelle beweist ja gerade, es sei durchaus keine Illusion zu glauben, „daß die in Frage stehenden Romane Meißner's Kopf entsprungen.“ Freilich versichert Hedrich: „Nachdem ich die von Meißner eingesandten Vorarbeiten geprüft hatte, schien mir die Romanidee allzu gewöhnlich, keiner sicheren Entwickelung fähig und wurde daher nie ausgeführt.“ Aber das ändert nichts an der Sache.

Warum Hedrich jenen Teil des Briefes weggelassen, wird uns doppelt klar, wenn wir auf den nächsten Seiten lesen, daß er auch die Grundidee des 1861 entstandenen großen Romans „Schwarz-Gelb“ für sich in Anspruch nimmt. Einen Beweis hierfür hat er nicht. Die Grundidee und der Plan zum I. Bande sind wahrscheinlich Beider Eigentum. Ebenso die ersten 6 Kapitel. Denn Meißner ist im Sommer 1861 in Tegernsee bei ihm, und sie arbeiten wieder zusammen. Auch aus dem Brief Meißner's vom 9. August 1861 scheint mir dies hervorzugehen. Es ist eine Empfangsbestätigung der ersten 6 Kapitel des Romans. „Nur 3 Kapitel,“ schreibt Meißner, „waren mir neu, 2 darunter sah ich in einer freilich unendlich verbesserten Gestalt wieder.“ Aus dem weiteren Zusammenhang geht hervor, daß diese „unendlich verbesserten“ Kapitel unzweifelhaft ursprünglich von Meißner geschrieben sind. Nur ein drittes also ist bloß von Hedrich. Und wie es um die restlichen 3 Kapitel steht, die Meißner bereits kennt, so bleibt die Frage offen, ob sie von ihm oder von Hedrich in Tegernsee geschrieben wurden. Daß also Meißner gar keinen Anteil an dem Roman hat, wie Hedrich behaupten will, erweist dieser Brief nicht, aber allerdings steht manches andere darin, was beweist, daß die Hauptlast wie beim „Neuen Adel“ wieder auf Hedrich's Schultern liegt. „Senden Sie,“ bittet Meißner z. B., „bald wenigstens ein paar Kapitel-Andeutungen des zweiten Bandes! Ich möchte*) die Kabinette beginnen, doch möchte ich wissen, wie Haldenried

*) Byr versichert, in der ihm von Hedrich übersendeten Kopie dieses Briefes heiße es: „Ich werde u. s. w.“ Er legt darauf großen Wert. Warum, ist nicht recht verständlich.

sich dazu verhält. Ich brenne vor Begierde, Ihnen zu Hilfe zu kommen. Heute ist ein großes Feuilleton von mir in der „Presse“ über Karlsbad erschienen, um wie viel lieber schriebe ich, was zur Sache gehört. Also: le programme.“ Er weiß also thatsächlich nicht, was im zweiten Bande kommen soll, und schreibt wieder Feuilletons. Erst zum dritten Bande will Meißner eine bedeutende Manuskript-Sendung abgehen lassen und fügt die Hoffnung bei: „Möge mindestens hier und da eine Mauer stehen bleiben können.“ Allerdings löst er das Versprechen nur sehr verspätet ein, erst am 13. Dezember schreibt er: „Heute wird das Paketchen angekommen sein. Wird manches zu brauchen sein? Ich sollte denken.“ Aber er hat ja auch kein Programm. „Schicken Sie mit umgehender Post,“ schreibt er in demselben Brief, „und weisen Sie mir an, was ich schreiben soll. Nur fünf Zeilen Programm zur Orientierung, dann liefere ich gewiß rasch etwas, worin doch manches Gute. Lassen Sie uns eilen, Freund, weisen Sie mir eine Partie an.“ Und kurz darauf heißt es: „Sagen Sie mir, was ich übernehmen soll, nur ein paar Zeilen Programm, damit wir nicht kollidieren. Etwa ein Programm, wie man es in Tegernsee hatte, ich meine ein ausgerissenes Kapitel (oder mehr) davon. Alle meine Gedanken gehen darauf hin, mit Ihnen zusammenzukommen und von hier bald fort zu sein. Geben Sie mir recht viele Kapitel, ich habe Lust und hoffentlich auch Einfälle, sitze ohnehin tagelang im Hause. Könnten Sie ein paar Umrisse, wenn auch nur die allergeringsten über den IV. und V. Band geben, so wäre es mir hocherwünscht, damit ich auch in diesem Punkte wenigstens nachdenke.“ Sein Drängen erklärt sich auch daraus, weil Janke ihn um Manuskript drängt.

Der Hauptanteil an diesen beiden ersten Bänden also gebührt unzweifelhaft Hedrich. Freilich könnte es nach jenen Details, die wir über die Arbeitsweise Beider kennen, deshalb noch immer eine offene Frage bleiben, ob nicht Meißner auch diesmal beim Abschreiben vieles weiter ausgeführt und hinzugethan oder weggelassen. Aber auch hierüber bezeugt sein Brief vom 17. November 1861 ausdrücklich das Gegenteil, soweit es sich um das eigentlich Romanhafte handelt: „Fürchten Sie nichts,“ beruhigt er Hedrich, „es kommt keine Zuthat, keine Masche am Netz wird erweitert. Ich hatte die Absicht, ein Abenteuer Kronenburg's in die Judengasse von Krasnitz zu verlegen eine selbständige, gewiß nicht störende Episode vor dem 12. Kapitel — natürlich gab ich es auf.“ Daß jedoch Meißner rein politische Stellen eingeschoben, giebt Hedrich an anderer Stelle zu. Allzu zahlreich und umfangreich sind dieselben nicht.

Man sieht, die Sache liegt klar, nur der Gerechtigkeitsliebe wegen sei einer Einwendung Byr's gedacht, weil er ungemeinen Wert auf sie legt. Am 30. Dezember 1861 schreibt Meißner:

„Wäre mindestens der 3. Band da. Sie versprachen vor sechs Wochen die ersten Kapitel, senden Sie bald und bedenken Sie, daß das Publikum nicht so umständlich wägt. Ihr Schweigen und die tausend Sorgen haben mir dieser Tage allen Humor geraubt und mich wie gelähmt, wenn ich die Feder in Bezug auf die Vikomtesse ergriff. Überhaupt — wenn man keine Ahnung von dem Übrigen hat — welche Personen führt man vor? Wie weit darf — so fragt man sich beständig — man gehen? Fast wäre es besser, Sie ließen die Kapitellücken, das wäre viel praktischer. Indessen erhalten Sie in zwei Tagen, was ich nach besten Kräften geleistet.“

Hierzu bemerkt Hedrich:

„Vor allem mahnt mich Meißner, mit der Feilung und Vervollkommnung der Arbeit keine Zeit zu verlieren, weil das Publikum nicht so umständlich wäge . . In dem übrigen Teil des Briefes malt sich mein Mitarbeiter selbst in seiner vollendeten Rat- und Hilflosigkeit und macht mir den Vorschlag, künftighin auf eine unerwartete neue Art und Weise mitzuarbeiten. Ich soll nämlich in den Kapiteln, die ich schreibe, gewisse Lücken lassen, die er nur auszufüllen brauche. Das nennt er viel praktischer, ich aber habe es äußerst bequem und sogar höchst spaßig gefunden.“

Hierzu bemerkt Byr:

„Ja, diese von Meißner in unverkennbarem Unmut ausgestoßenen Worte sind eine ganz deutliche Beschreibung der Art, wie Beide zusammenarbeiteten, und die auch vollkommen mit Meißner's Gewohnheit übereinstimmt. Ob die Aufgabe groß oder klein war, ein Roman oder ein Feuilleton, er warf zuerst immer das aufs Papier, was ihn am meisten beschäftigte, dazwischen blieben Absätze, zuweilen auch ganze Kapitel aus, so daß ein oder der andere Bogen nur zur Hälfte beschrieben war — oben oder unten, selbst in der Mitte, zu Anschlüssen Raum blieb. Diese Verbindung wurde später nachgeholt, zeitweise sogar mehrere Bogen eingeschaltet, was auch bei Wiederauflagen geschah, da sich Meißner im Feilen nie genug that. Dies also sind die Kapitellücken und diese ließ Meißner offen. Seinem Freunde aber blieb es überlassen, dieselben auszufüllen. Wenn demselben die im Verdrusse hingeworfene und niemals wirklich gemeinte Zumutung, dieses Verhältnis einmal umzukehren spaßig und für sich unbequem erscheint, so kennzeichnet das hinreichend seinen Standpunkt, der aber sicherlich nicht demjenigen entspricht, welchen er nach seinen jetzigen Angaben eingenommen haben will. Der wirkliche Autor hätte dagegen nicht nur nichts einzuwenden gehabt, sondern wäre von vornherein darauf bestanden.“

Schon durch den Druck hebt Byr dieses Argument als die wichtigste Stelle seiner Broschüre, als Hauptwaffe gegen Hedrich hervor. Dazu taugt sie meines Erachtens ganz und gar nicht. Richtig ist nur soviel, daß Hedrich mit seinem Bestreben, die Arbeit Meißner's an den gemeinsamen Romanen auf ein Minimum hinabzudrücken, thatsächlich sich in einen Widerspruch verwickelt hat. Angenommen, Meißner wäre ihm ein fast unbrauchbarer Mitarbeiter gewesen, dann wäre dessen Vorschlag, Hedrich möge die Kapitellücken offen lassen, die er dann auszufüllen habe, ein durchaus natürlicher gewesen, und er hätte dies gar nicht anders gestatten dürfen, selbst wenn es Meißner nicht gewollt hätte. Ferner dürfte in der That bei jenen Romanen, wo wir nicht bloß die Grundidee, sondern auch den Plan Meißner zusprechen dürfen, sich die Arbeitsweise so gestaltet haben, daß Meißner in einzelnen Kapiteln das, was er arbeiten wollte oder seiner schriftstellerischen Art nach besser ausführen konnte, als Hedrich ausführte, den Beitrag an Hedrich schickte und ihm überließ, die Lücken auszufüllen. Aber die Regel kann dies, ich schließe das auch aus inneren Gründen, nicht gewesen sein. Vielmehr arbeiteten die Beiden zumeist so zusammen, daß der Eine diese, der Andere jene Partie schrieb, worauf das Ganze, so gut es gehen wollte, zusammengefügt wurde. Daß sich bei Meißner der Fall, wo er Lücken ließ, die dann Hedrich ausfüllte, häufiger ergeben haben mag, als umgekehrt, ist nach seiner geringeren Energie und Arbeitskraft, sowie nach der ganzen Art seiner von Byr gewiß zutreffend geschilderten Arbeitsführung wohl zu vermuten, aber dies Moment spricht

doch gewiß nicht für seine besonders rege Beteiligung. Soviel über die geringe Bedeutung von Byr's Argument im allgemeinen. Für den Fall, um den es sich hier handelt, die beiden ersten Bände von „Schwarz-Gelb", ist es vollends bedeutungslos. Meißner hat endlich auf sein Drängen eine Partie zugewiesen erhalten, natürlich fühlt er sich dabei unsicher, da er ja gar nicht weiß, wie die Handlung im allgemeinen geführt werden wird; ob er will oder nicht, muß er diesmal viele Lücken lassen, und sein Wunsch, statt der selbständigen Ausführung einer Partie nun, nachdem Hedrich diesmal die Zügel allein in der Hand hält, nur eben Stellen zur Ausfüllung zu erhalten, ist ein durchaus natürlicher, und es bleibt unklar, warum Byr dies als „eine im Verdruß hingeworfene und niemals wirklich gemeinte Zumutung" auffaßt.

Warum aber riß Hedrich diesmal die Führung des Planes völlig an sich, warum ließ er Meißner so sehr um seinen Anteil an der Arbeit bitten, warum sandte er selbst nur zögernd Manuskript? Aus Meißner's Briefen geht hervor, daß er diesem gegenüber Krankheit vorgeschützt, seine eigene Aussage geht dahin, es habe ihn eine andere Arbeit abgezogen. Mir scheint, als hätte sich da etwas vorbereitet und abgespielt, was Hedrich absichtlich verschweigt, und Byr deshalb nicht mitteilt, weil er es nicht weiß; ich meine eine Wiederholung der Geschichte mit dem IV. Bande der „Sansara". Meißner sollte absichtlich zu völliger Abhängigkeit hinabgedrückt bleiben, um dann die Fortsetzung nur durch die größten Konzessionen zu ermöglichen. Durch die Annahme dieser naheliegenden Hypothese wird auch Meißner's Drängen sehr wohl erklärlich; zudem hatte er ja auch immer das Ganze durchzufeilen. Den Makel, den ihm Hedrich anheften will, zu fabrikmäßiger Mache gedrängt zu haben, scheint er mir nicht zu verdienen, und wenn im allgemeinen, dann gewiß nicht aus — Hedrich's Munde!

Ist die obige Annahme richtig, war es ein Konflikt, der die Fortsetzung von „Schwarz-Gelb" verhinderte, so hatte derselbe jedenfalls im Frühling 1862 sein Ende, als Meißner zu Hedrich nach München kam. Aber auch Hedrich's Alleinherrschaft hatte nun ein Ende, der III. Band wurde von Beiden in Oberaudorf im bayrischen Gebirge geschrieben. Hedrich allerdings behauptet, auch dieser Band sei ausschließlich aus seiner Feder hervorgegangen. Aber das ist ihm nicht zu glauben; so oft die Beiden zusammen sind, arbeiten und schreiben sie gemeinsam; das wird auch diesmal nicht anders gewesen sein. Und angesichts der geradezu zahllosen Unwahrheiten, die wir Hedrich bisher haben nachweisen können, glauben wir ihm überhaupt nichts, was er nicht schlagend beweist. Freilich will er diesmal den Beweis dadurch antreten, daß noch Teile des Manuskriptes zum III. Bande, von seiner Hand geschrieben, auch jetzt in seinem Besitze sind. Aber sie beweisen nicht seine ausschließliche, sondern nur seine Mitverfasserschaft, die ja auch Byr nicht leugnet, und ebenso scheint es sich mit dem IV., zu Obersdorf im Allgäu entstandenen Band des Werkes verhalten zu haben.

Während dieser Band gedruckt wurde, ereignete sich im Oktober 1862 ein höchst merkwürdiger Zwischenfall. Hedrich hatte Meißner Novellen unter dem Titel „Nachtstücke aus dem Hochgebirge" zur Verwertung übergeben. Ob auch sie unter Meißner's Namen erscheinen sollten, erfahren wir nicht. Eines Tages nun erhält Hedrich plötzlich den fertig gedruckten Band dieser Nachtstücke, auf dem Titelblatt steht sein Name, ein enthusiastisches Vorwort von Alfred Meißner macht die Leser auf das „Talent, das sich in stolzer, sich selbst genügender Zurückgezogenheit vielleicht noch lange dem Publikum vorenthalten hätte" aufmerksam. Ein gleichzeitiges Schreiben Meißner's bittet wegen der Überrumpelung um Verzeihung, und zwar unter dem sichtlich unwahren Vorwand, daß Meißner selbst überrumpelt worden: Janke habe keine Korrekturen gesendet, sondern das ihm angebotene Manuskript gleich fertig als Buch vorgelegt

Was kann, fragen wir mit Hedrich, Meißner dazu bewogen haben? Hedrich läßt auch hier wie bei dem ersten ähnlichen Streich, der Widmung des Freiherrn von Hostiwin, nur ein unedles Motiv gelten. Das Kompagnie-Geschäft sei nicht ganz so unbekannt geblieben, wie Meißner habe wünschen müssen. Eines Tages im vergangenen Winter, erzählt er, habe Meißner „in Prag einen anonymen Brief erhalten, in dem mit einem derben Humor die Bitte an ihn gestellt war, seine Romane im Interesse der vaterländischen Industrie selbst zu fabrizieren und künftighin nicht mehr aus dem Ausland zu beziehen;" der Autor sei vermutlich ein „Post-, Zoll- oder Polizeibeamter" gewesen. Nach seiner Auffassung war also die durch Meißner veranlaßte Veröffentlichung der „Nachtstücke" gleichsam die Antwort auf den anonymen Brief und „alle weiteren Gerüchte, an denen es seit Jahren nicht gefehlt hatte: Die Leute konnten jetzt sehen, daß ich mit der Ausführung meiner Gebirgsgeschichten beschäftigt war, während Meißner einen großer angelegten, in die Zeitepoche hineingreifenden Roman, wie „Schwarz-Gelb", schrieb."

Vielleicht hat der überraschende Schritt Meißner's thatsächlich diese Vorgeschichte. Erschien er spontan, Arm in Arm mit Hedrich, vor dem Publikum, dann war der Verleumdung, er nütze die Arbeitskraft des Mannes in verbotener Weise aus, halb und halb der Boden entzogen. Möglicherweise aber war dies Buch nicht die Antwort auf einen anonymen Brief, sondern auf neue Drohungen Hedrich's. Ich sagte schon oben, mir scheine zwischen dem 2. und 3. Bande von „Schwarz-Gelb" ein von Hedrich verschwiegener Konflikt zu liegen. Wenn dem so ist, dann hat Meißner im Frühling 1862 abermals, wie vier Jahre zuvor, Höllenqualen erlitten, und obwohl der Sommer eine Versöhnung gebracht, bangte ihm doch immer mehr vor dem unheimlichen Genossen. Und so wollte er für den äußersten Fall, als dieser dennoch losschlagen sollte, einen Schild schaffen, mit dem er sich decken konnte. Konnte er den Leuten sagen: „Seht, ich habe Hedrich selbst und gegen seinen Willen in die Litteratur eingeführt, um ihm zu einem Namen zu verhelfen!" dann glaubte man Hedrich seine Enthüllungen wenigstens fürs erste nicht. Auch der Gedanke an ein edleres Motiv ist nicht auszuschließen. Möglich, daß Meißner dadurch auch sein eigenes Gewissen beschwichtigen wollte. Aber daß es das Ausschlaggebende gewesen, ist freilich leider nicht mehr zu glauben.

Im übrigen hatte die Sache zunächst keine Folgen. „Mein Zorn verbrauste in nichts," sagte Hedrich, „und ich ließ die Sache auf sich beruhen." Als wäre nichts geschehen, wird die Arbeit an „Schwarz-Gelb" fortgesetzt.

Mit dem V. und VI. Band scheint es sich ebenso zu verhalten, wie mit den beiden vorhergehenden: sie sind gemeinsame Arbeit, auch bezüglich des Planes. Neu ist nur, daß die Beiden einander noch weniger trauen als bisher. Meißner schreibt in so dunklen Andeutungen als irgend möglich, das „Ersehnte“ heißt das Manuskript, die Druckerei die „Mühle“ u. s. w. und klagt zuweilen auch: „Sie donnern jetzt bei geringer Veranlassung oft furchtbar.“ Komisch könnte, wenn die Sache nicht so traurig wäre, berühren, wie sie sich gegenseitig über den Plan, den jeder hat, auszuholen suchen, aber jeder sagt nur das Notwendige. Das gilt auch von den beiden letzten Bänden. Möglich übrigens, daß sie auch während dieser beiden Schlußbände, des VII und VIII., nicht ganz genau wußten, wie sie mit der verwickelten Historie zu Ende kommen sollten. Und dennoch sind sie, ein Beweis für das Talent Beider, ganz erträglich zu Ende gekommen.

Nach „Schwarz-Gelb“ ließ Meißner 1863 die dreibändige Novellensammlung „Charaktermasken“ und 1865 zwei Bände „Novellen“ erscheinen. „Der größte Teil des Inhalts dieser fünf Bände,“ sagt Hedrich, „ist aus meiner Feder allein hervorgeflossen und den kleinen Rest habe ich nach embryonenhaften Entwürfen, welche von Meißner herrühren und zuweilen ihre feuilletonistische Natur verraten, mit eigner Hand ausgebaut und druckfähig gemacht. Mir fehlen jetzt die Beweise, daß ich der alleinige Verfasser des vorzüglichsten Teils davon bin.“ Schlimm für Hedrich, daß er die Beweise nicht hat, denn eine Prüfung der Arbeiten beweist, daß seine Behauptung höchst wahrscheinlich zum allergrößten Teil eine Unwahrheit ist, und bezüglich einer dieser Arbeiten, der Novelle „Gyges“, erbringt übrigens schon die Bur'sche Broschüre den Gegenbeweis. Einiges aus diesem äußeren Thatbestande sei hier mitgeteilt, weil es ein beredtes Zeugnis dafür ist, mit welcher ungemeinen Vorsicht jede Aussage Hedrich's aufgenommen werden muß. Im Jahre 1864 hat ihm Meißner das Manuskript zugesendet, und er antwortet:

„„Gyges“ habe ich soeben ausgelesen. Die Sache hat unendlich gewonnen, und ich glaube, daß es auch so wie es ist, druckbar wäre, doch es hat etwas sehr Mißliches, wenn man ein Produkt einen Produzenten beurteilen läßt, welcher wie ich vielleicht nicht immer und überall das liest und würdigt, was er auf dem Papier vor sich hat, sondern durch das Gelesene da und dort angeregt, eigene Einfälle erzeugt und in ihnen unbewußt fortarbeitet.“

Darauf antwortet Meißner:

„Froh bin ich, daß Sie den Scherz „Gyges“ leidlich amüsant finden. Wenn diese gebenedeite Himmelsfeder auch nur einen Zug, einen hingekritzelten Schnörkel hineinbringt, so wird der Quarz zum Diamant.“

Die gebenedeite Himmelsfeder beschränkte sich auch diesmal thatsächlich nur auf einen hingekritzelten Schnörkel. Am 28. Mai 1864 schreibt er:

„Gestern und heute schreibe ich einige kleine Abänderungen zum „Gyges“ ... Ohne große Unkosten suche ich einige wenige Bausteine einzufügen.“

Vorgelegt wird uns von alledem von Hedrich natürlich nur jene ungeheuerliche Übertreibung Meißner's und daraus der Schluß gezogen: „folglich ist „Gyges“ von mir.“

An dem Roman „Lemberger und Sohn“ will Hedrich gleichfalls in allerhervorragendster Weise beteiligt sein. „Plan und Stoff der ganzen Handlung sind meine Arbeit, dagegen stammen jene Partien, in welchen allerhand jüdische Gebräuche ausgemalt werden, von Meißner.“ Nun ist aber der Stoff ein jüdischer. Wie in aller Welt kann dieser Stoff Hedrich's „Arbeit“ sein, wenn Meißner jene Partien ausgeführt, in welchen jüdisches Leben behandelt wird! Einzelnes allerdings wird Hedrich nach seiner Anweisung ausgeführt haben.

Der letztgenannte Roman fällt in das Jahr 1865. Zehn Jahre hat nun die Beziehung zwischen den beiden Schriftstellern gedauert. Ich habe in dem zweiten Aufsatz die Frage zu beantworten gesucht, wer den größeren Vorteil von dem ersten auf dieser Grundlage abgeschlossenen Geschäft, der gemeinsamen Arbeit am „Pfarrer von Grafenried“ hatte. Es liegt nahe, die Frage nun zu wiederholen. Die Antwort wird dieselbe sein, wie früher: mehr Gewinn hatte Hedrich.

Meißner hatte durch die Romane entschieden einen populäreren Namen erworben, als ihm seine Lieder, Epen, seine Feuilletons und Novelletten hätten schaffen können. Begnügte er sich mit dieser größeren Popularität, so konnte er ja zufrieden sein, war es vielleicht in manchen Stunden auch. Aber es ist beinahe undenkbar, daß ihm nicht andere Stunden gekommen wären, wo er edler empfand und darum klarer blickte, wo er sich selbst sagte, daß der Dichter des „Schwarz-Gelb“ in eine ganz andere litterarische Kategorie gehöre, als jener des „Ziska“, daß ihm nun nicht mehr jenes Glück beschieden sei, welches ihm einst bei seinen ersten Werken reich und voll zugefallen, die Sympathie und Wertschätzung grade der besten und feinsten Köpfe der Nation. Nun war dieser zweifelhafte Ruhm zudem durch schwere Schuld, durch eine Handlungsweise erkauft, welche ihn des besten und notwendigsten Gutes jedes Mannes beraubte, der Selbstachtung. Ob er ernstlich befürchtete, nach seines Vaters Tode sein Versprechen an Hedrich einlösen und diesem öffentlich einen Teil seines Ruhms einräumen zu müssen, oder ob er sich in der Hoffnung wiegte, sich auch dann noch irgendwie um diese schlimme Klippe herumdrücken zu können, gleichviel — er mußte das Verhältnis zu Hedrich wie eine entsetzliche Last empfinden, und es mußte ihm schon damals klar sein, was er in jenem letzten Briefe schrieb, ehe er im Tode Ruhe suchen wollte: „Die jahrelang herumgetragene Last drückte auf mein Talent. Ich hatte jemand durchs Leben zu tragen, das zog mich nieder.“ Ja, es drückte auch auf sein Talent. Angenommen, wir müßten Hedrich glauben, und Meißner wäre thatsächlich nicht im stande gewesen, selbst einen größeren, spannenden Roman zu schreiben, zu guten und künstlerisch wertvollen Novellen hätte seine Kraft unzweifelhaft gereicht, sofern er nicht durch dieses unselige Verhältnis ganz und gar davon abgekommen wäre, diese Kraft zusammenzuraffen und in gewissenhafter Arbeit künstlerische Ziele anzustreben, kurz, Meißner wäre ohne Hedrich innerhalb jener zehn Jahre vielleicht kein so populärer Romanschreiber, aber unzweifelhaft ein künstlerisch höher stehender Mann geworden, und dieses Verhältnis hat in letzter Linie nicht bloß dem Menschen, sondern auch dem Poeten unermeßlichen Schaden bereitet.

Soviel über die litterarische — und nun die materielle Seite der Frage. Hat Meißner durch Hedrich gar so viel Geld verdient? Hedrich giebt uns einige Daten:

darüber, denen Byr nicht widersprochen hat. Sie scheinen auch mit einer einzigen Einschränkung richtig zu sein. Die Geldfrage, schreibt Hedrich, sei zunächst kein Gegenstand irgend einer Verhandlung zwischen ihnen gewesen. „Meißner erwartete einen Anteil, forderte ihn aber nicht, und erhielt *meistens* die volle Hälfte, ohne daß es jedoch mein Recht beschränkt hätte, auch weniger zu geben, wenn ich von meinen eigenen Bedürfnissen dazu gezwungen worden wäre.“ Nur das „*meistens*“ scheint unrichtig zu sein. So erhielt z. B. Hedrich von einer Summe von 300 Thalern, die als Vorschuß für „Schwarz Gelb“ einlief, den ganzen Betrag mit Ausnahme von 16 Thalern, die Meißner als Reise-Spesen verrechnete, und weiteren 30 Thalern, für welche er sich ausdrücklich als Hedrich's Schuldner bezeichnete. Die Beziehung hatte sich also in dem Maße, als Hedrich's Übergewicht über Meißner wuchs, auch pekuniär desto ungünstiger für den Letzteren gestaltet, und war Meißner in dem ersten Jahr der Meinung gewesen, daß ihn der Handel pekuniär fördere, nun konnte er es unmöglich mehr sein. Nach dieser Richtung wenigstens hatte ihn sein „teuerster Freund“ hellsehend gemacht, auch wenn wir das Unglaubliche annehmen sollten, daß er damals auch für den moralischen und litterarischen Schaden, der ihm aus dem Verhältnis erwuchs, hätte blind sein können.

Hedrich also hatte mindestens unzweifelhaft materiellen Vorteil aus dem Verhältnis. Die Einnahmen waren sehr reichlich und hätten sie einmal gestockt, dann hätte eben Meißner einspringen müssen. Der Schade, den er an seiner Seele nahm, dieser freilich ist ebenso groß, wie jener Meißner's und kaum minder der an seinem Talent. Wie Meißner, so ging auch ihm die Fähigkeit verloren, selbständig zu arbeiten und das hinzuzulernen, was ihm fehlte. Über den geistigen Gehalt dachte er wenig, über den Stil gar nicht nach, das war ja Meißner's Sache. Was jedoch wiederum das Äußerliche, den Klang seines Namens betrifft, so hatte er, wenn wir uns auf seinen eigenen Standpunkt stellen, keinen Grund zur Unzufriedenheit. Selbst hiervon abgesehen, daß das Wenige, was von ihm unter seinem eigenen Namen erschien, thatsächlich auch durch Meißner's Vermittelung in die Öffentlichkeit gelangte, war ja nach seiner Versicherung die Firma „Alfred Meißner als Romanschriftsteller“ eine gemeinsame, und sobald der alte Doktor Meißner die Augen geschlossen, sollte alle Welt erfahren, daß diese Firma zwei gleichberechtigte Kompagnons habe: Alfred Meißner und Franz Hedrich. Der Ruf und Kredit also, den diese Firma erlangte, mußte auch ihm zu gute kommen, und er durfte sich sagen, daß er an jenem Todestage ein berühmter Mann sein werde.

Durch diese Darstellung wird auch die weitere Frage beantwortet, wem an der Aufrechterhaltung der Beziehung mehr gelegen sein mußte. Sie war für Meißner in jeder Hinsicht verhängnisvoll geworden, und so ist es sicherlich auch innerlich glaubwürdig, wenn wir ihn angesichts des Todes ausrufen hörten: „Immer wollte ich umkehren, er trieb vorwärts: es geht nicht anders, es muß sein.“ Aber es liegt nicht das geringste Anzeichen vor, daß er auch nur einen Versuch zu seiner Befreiung gemacht. Wie er aus völliger Energielosigkeit ein Gefangener geworden, so blieb er es aus demselben Grunde, blieb es, bis ihn nur noch der Tod aus diesen Fesseln befreien konnte. Diese letzte Phase des unerhörten „litterarischen Bundes“ sei nächstens geschildert.

Litterarische Notizen.

— Ein herzlich wohlgemeintes, auch recht vernünftiges, aber recht unbedeutendes Büchlein sind die „*95 Thesen wider Sprachverrohung und Deutschtümelei*“, welche Hermann *Friedrich* im Verlage von E. W. Kaibels Nachfolger (Max Sergel) zu Waren i. M. hat erscheinen lassen. Der Verfasser gehört zu jenen ruhig denkenden Leuten, welche meinen, es sei „echt deutsche Art, von andern Nationen auf jedem Gebiete menschlichen Schaffens, Denkens, Redens zu lernen und alles Gute anzunehmen, hingegen undeutsch, auf alles fremdländische mit Hochmut und Haß hinzublicken und lieber ein ganz unzutreffendes deutsches, als ein vernünftiges fremdes Wort zu gebrauchen.“ Aber was er zum Beweise hierfür sagt, ist nicht neu und das neue zum großen Teil nicht gut. Daß wir z. B. der fremden Ausdrücke auch deshalb bedürfen, um Abwechselung im Ausdruck herbeizuführen und der Darstellung pikanten Reiz zu geben, geht doch wohl viel zu weit. Allerdings könnte uns Herr Friedrich darauf hinweisen, daß auch unsre Deutschtümler viel zu weit gehen und daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört. In allem wesentlichen vertritt der Verfasser jene Ansicht, welche heute, nach einer kurzen Zeit chauvinistischen Rausches, wieder die herrschende zu werden verspricht und die er in seiner drastischen Art in die Worte kleidet: „Das Nationalgefühl kann durch Entfernung von ein paar hundert Wörtern fremden Ursprungs und deren Ersatz durch klobige Neubildungen nicht gehoben werden, es ist ein Überschnappen des Nationalgefühls, was manche dazu treibt, mit einer Begeisterung à la Don Quixote gegen harmlose Fremdwörter anzustürmen.“

— Eine gute Idee ist jüngst in *Wien* in recht hübscher Weise verkörpert worden, so daß sie wohl auch anderwärts Nachahmung verdienen würde. „*Unsere Kunst in Wort und Bild*“ betitelt sich ein „österreichisch-ungarisches Künstleralbum“, welches Moritz *Band* im Verlage von Rudolph *Wittmann* in Wien als stattlichen Prachtband herausgegeben hat, dessen letzte Lieferung soeben erschienen ist. Das Aufgebot — 550 Namen! — ist etwas massenhaft ausgefallen und wenn einer der Beitragenden die liebenswürdig bescheidene Sentenz eingeschrieben hat: „Wer nicht berühmt ist, der wird es hier durch die Nachbarschaft,“ so mutet er damit den „Sternen“ am Kunsthimmel Österreich-Ungarns eine Aufgabe zu, welche jenen des Herkules an Schwierigkeit nicht nachsteht. Immerhin fehlen auch die wirklich berühmten Künstler nicht und bei solcher Gelegenheit den Rahmen weit zu stecken, ist vielleicht sogar richtig, denn hiervon abgesehen, daß ja von den Unberühmten noch einzelne berühmt werden können, wird dem Buche dadurch auch der Wert eines umfassenden Nachschlagebuchs zugewendet. Berücksichtigt sind neben den Dichtern und Schriftstellern die Maler, Bildhauer, Architekten und Tonkünstler, Schauspieler, Sänger und Tänzer, natürlich insgesamt beiderlei Geschlechts; — nur Architektinnen giebt es nicht — die meisten sind nicht bloß durch ein Porträt, sondern auch einen Spruch, eine Komposition, ein Gedicht oder — die bildenden Künstler — durch die Reproduktion eines ihrer Werke, vertreten. Die äußere Ausstattung macht dem Wiener Kunstgewerbe alle Ehre. Auch solche Vorlagen, die nicht leicht wiederzugeben waren, erscheinen recht gut reproduziert und gedruckt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VII. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Februar 1890.

Judith Trachtenberg.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Rafael war von dem traurigen Gange heimgekehrt, wie er ihn angetreten: bleich, starr und aufrecht. Es war unter allen Bewohnern des Städtchens nur eine Stimme des Mitleids für ihn, nun trat die Bewunderung hinzu: auch jetzt noch achtete er nicht seines Schmerzes, nicht seiner Erschöpfung, sondern der Not Anderer. Er ließ all' die Armen, denen sein Vater ein Helfer gewesen, zu sich entbieten und sagte ihnen, daß sich nur der Geber gewandelt, nicht die Gabe Und gegen niemand unter diesen Demütigen und Beladenen war er dabei freundlicher und barmherziger, als gegen jene Greisin, welche mit bangerem Herzen vor ihn hingetreten, als die anderen, die Miriam Gold, deren Tochter Christin geworden. „Zittert nicht, Miriam," sagte er ihr, „solcher Schimpf kann auch unschuldig treffen!"

Es war auch sein eigener Trost in den ersten Stunden rasenden Schmerzes, dem er sich nun, nachdem er die frommen Pflichten erfüllt, hingeben durfte. Dann freilich, in der Nacht, während er einsam, in einen Winkel des Sterbezimmers hingekauert, die Totenwacht hielt und in den blassen Schein des Seelenlichts starrte, mußte er daran denken, wie sich alles gefügt, und jener Mahnungen, die er selbst vergeblich an den Vater gerichtet. „Waren auch wir nicht ganz ohne Schuld?" — nichts that ihm weher als dieser Zweifel. Aber er vermochte ihn wieder zu besiegen, wenn er sich das Unerhörte der Schmach zurückrief, mit welcher sich die Schwester befleckt — die niedrigste Magd des Ghetto, dachte er knirschend, wahrt ihre Ehre und würde lieber sterben, als sie preisgeben — und sie, des besten Mannes Tochter, hat dies vermocht! Nein, sie verdiente seine Verachtung, und wenn er bangen Herzens dem Morgen entgegenharrte, wo der Notar das Testament eröffnen sollte, so geschah es nur deshalb, weil er befürchtete, der Sterbende könnte ihn darin vielleicht zur Milde gegen die Entartete gemahnt haben.

Die Besorgnis war grundlos. Das Dokument, nach den Wünschen, welche Nathaniel mit erlahmender Hand aufgezeichnet, vom Notar verfaßt, erwähnte Judith's nur, soweit es das Gesetz gebot: es war ihr das Pflichtteil am Erbe zugewiesen. Für Rafael enthielt es Worte des Segens; seiner eigenen Entscheidung war überlassen, ob er die Fabrik übernehmen oder seine Studien fortsetzen wollte; nur um Eines bat der Vater: jene Aufgabe zu fördern, die er dem Anwalt Rosenberg anvertraut. Aber auch dabei handelte es sich nur um den Kommissär, nicht um Judith oder den Grafen. „Ein solcher Mensch darf nicht länger Richter sein," das war alles.

Rafael's Entschluß war rasch gefaßt. Er wolle im Lande bleiben, erklärte er seinen Vormündern, seines Vaters Arbeit fortsetzen und nach seinem Vorbild leben. Nachdem die erste Trauerwoche vorüber war, übernahm er die Leitung der Fabrik; was ihm an Jahren abging, schien er durch Ernst und Eifer ersetzen zu wollen. Auch für Judith hatte das Kreisamt einen Vormund bestellt, den Bürgermeister; allzuviel Mühe machte dies Amt dem Wackeren nicht; nachdem er ihr unter Adresse des Grafen eine Abschrift des Testaments gesendet, legte er das Geld fruchtbringend an Die nächste Zeit verging, ohne auch nur eine Antwort von ihr zu bringen. Das wunderte niemand; man wußte, daß sie mit dem Grafen irgendwo im Ausland verweile. Wo, wußte keiner, auch Rafael nicht. Er aber war

auch der einzige Mensch im Städtchen, der niemals ihren Namen nannte.

Woche um Woche verstrich; der Winter brach ein und begrub Haide und Städtchen unter der Schneelast; bald sprachen auch die andern seltener von der schönen Sünderin, die ihrem Vater das Herz gebrochen und nun mit dem Galan unter südlichem Himmel in tausend Freuden lebte. Ein anderer Gesprächsstoff tauchte auf: der Sturz des Kommissärs. Zuerst flüsterte man sich's leise in's Ohr, daß er nicht mehr so fest stehe, wie früher, dann sprach man lauter davon, daß Rosenberg eine Untersuchung gegen ihn durchgesetzt, und endlich kam der Februartag, wo Alt und Jung auf der Straße war, um die Kommission, einen Rat des Kreisamts und seinen Schreiber, einziehen zu sehen. Alle Welt fand dies natürlich — „es hat ja gar nicht anders kommen können!" riefen die Leute einander zu und jubelten.

Da irrten sie; es war ein Erfolg, der kaum zu erwarten gewesen. Daß die Vorsteher auf Rafael's Bitte jeden Ausbruch der Erregung gegen den Kommissär verhindert, so daß niemand in der Gemeinde sich auch nur durch ein unziemliches Wort gegen ihn verging, war nur der erste schwache Schritt zu diesem Ziele gewesen. Auch jene Beweise, welche der Sterbende, dann sein Sohn gegen den feilen Mann gesammelt, hatten viel, aber nicht alles bewirkt. Denn wohl waren die Räte des Lemberger Guberniums aufmerksam geworden und lasen diese Anklagen eifriger als die früheren, aber im Kollegium saß ja auch als hochgeschätztes Mitglied der zärtliche Oheim der Frau Anna, und da dieser versicherte, daß alles erlogen sei, so wäre ein Widerspruch seitens der anderen Herren eine arge Unhöflichkeit gewesen. Und die hohen Beamten im vormärzlichen Österreich waren gegen ihresgleichen immer höflich. Damals gab auch Rosenberg die Hoffnung auf und konnte auf Rafael's verzweifelten Ausruf: „Wie kann eine Staatsordnung bestehen, wo Solches möglich ist?!" nur eben erwidern: „Sie besteht aber auch nur diesen Umständen angemessen!" Da erkrankte jener Oheim und mußte einen längeren Urlaub nehmen; das allein hätte noch nicht gefruchtet, aber die Ärzte meinten auch, daß er nie wieder in's Amt zurückkehren werde, und daraufhin kam den Herren die Überzeugung, daß solcher Frevel nicht länger währen dürfe. Die Untersuchung wurde angeordnet und damit stand auch ihr Ergebnis fest: die Absetzung und Bestrafung des Schuldigen. Denn ein Beamter, der bloß die Absetzung verdiente, kam damals in Österreich nie in Untersuchung; die Gerichte hätten sonst zu angestrengt zu thun gehabt und der freien Stellen wären zu viele geworden.

Das wußte auch Herr von Wroblewski. Er hatte die ersten Monate in stetem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung zugebracht, der Furcht vor dem Toten und dem bleichen, düsteren Jüngling, der ihn immer, wenn er vorbeiging, mit einem Blick maß, der ihm die Faust ballen ließ, ohne daß er sie zu erheben gewagt hätte, und der Hoffnung auf die Höflichkeit der Lemberger Räte. Dann war wieder eine Zeit gekommen, wo er sich unbefangen der Geldscheine freuen konnte, die ihm der Güter-Direktor des Grafen allmonatlich ins Haus brachte; die meisten behielt er, einige wenige schickte er nach Rußland — „Herrn Anton Brodski in Mohilew" stand auf der Adresse, und innen: „Hier, Herr Trudka, das Geld, welches mir der Graf für Sie überschickt hat. Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein, denn wären Sie es nicht, so würde Ihnen dies auch nichts nützen; wir fürchten Sie nicht!" So oder ähnlich, häufig gröber, zuweilen sanfter — je nach der Größe der Sendung. Im übrigen aber — „die dummen Juden sollen sich umsonst gefreut haben!" dachte er. Als er jedoch die Nachricht von der Untersuchung erhielt, brach er zusammen. Nun war alles entschieden, jeder Kampf nutzlos — er hatte ja seit zwei Jahrzehnten Zeit gehabt, sich genau darüber zu unterrichten, welchen Verlauf solche Dinge nähmen. Das Amt war verloren, nun galt es nur noch einen Versuch, der Strafe zu entrinnen.

Mit dem Stolz des gekränkten Ehrenmanns trat er dem Richter entgegen und überreichte sein Gesuch um Entlassung. „Die Untersuchung wird meine Unschuld erweisen," sagte er, „aber ich lasse mich nicht ungestraft durch Mißtrauen kränken. Ich bin dies meiner Würde, der Würde meines Standes und jener meiner Kollegen schuldig, die ebenso pflichteifrig gehandelt wie ich — ich darf dies mit voller Bestimmtheit sagen, denn ich kenne ihre Amtsführung." Und er nannte eine Reihe dieser Kollegen — einer übler beleumdet als der andre.

Der Rat horchte hoch auf, da drohte ein unermeßlicher Skandal. Er begann die Untersuchung, berichtete jedoch gleichzeitig nach Lemberg. Die Herren überlegten; der Schurke war

unschädlich gemacht, ob er nun vom Staate eine Pension oder einige Jahre Versorgung im Zuchthaus erhielt, schien ihnen nicht wesentlich; auch der Kostenpunkt war fast gleichgültig, denn diese letztere Versorgung verschaffte er dann gewiß auch einer Reihe von Kollegen. Und da zudem sein Gönner noch lebte, so wurde nach zwei Monaten die Untersuchung eingestellt, Herr von Wroblewski pensioniert.

Das Ergebnis befriedigte niemand; am schwersten traf es Rafael. Der Mann war nun nicht mehr Richter, aber seinem verdienten Los war er entgangen. „Weil er fast nur gegen Juden gefrevelt hat!" klagte der Jüngling, und diese Erfahrung verbitterte ihn noch mehr. Hingegen fand sich Wroblewski, nachdem der erste Ärger überwunden war, leicht in sein Los. Allerdings begegneten ihm die Honoratioren des Städtchens und die Edelleute der Umgebung nun sehr kühl, aber das ließ sich mit einiger Philosophie ertragen, besonders da es noch immer liebenswürdige Menschen genug gab, welche seine und seiner Gattin gesellige Talente zu schätzen wußten. Auch war er nun das langweilige Amt los und die Sporteln konnte er leicht verschmerzen, da ja ein kurzer Brief an den Grafen genügte, ihm jede beliebige Summe zu schaffen. Agenor antwortete nie, Wroblewski hatte in all' den Monaten auch nicht eine Zeile von ihm erhalten und wußte so wenig als die andern, wo das Liebespaar weilte, aber der Güter-Direktor Herr Michael Stiegle, ein schweigsamer, bärbeißiger Schwabe, beförderte die Briefe pünktlich und brachte dann die Antwort in einer Form, welche das Herz des Ex-Kommissärs mehr erfreute, als es der zärtlichste Brief vermocht hätte. Allerdings schnitt Herr Stiegle dabei eine verdrießliche Miene, und als Herr Wroblewski, nachdem ihm Rafael die Wohnung gekündigt, einen Flügel des Schlosses eingeräumt wünschte, da schien er sogar unhöflich werden zu wollen. Aber ein Brief an den Grafen brachte auch diesem Wunsche die Erfüllung. Kurz, eigentlich lebte er nun so vergnüglich wie früher, ja noch lustiger und sorgenloser.

Auch die Briefe aus Rußland störten ihm die gute Laune nicht, und je mehr Drohungen darin standen, desto behaglicher las er sie. „Wer alles heutzutage auch ein Schurke sein möchte," sagte er sich verächtlich. „So dumm und will ein Schurke sein!" In der That, was wollte dieser Ignaz Trudka? Von den dreihundert Gulden, die der Graf für ihn monatlich gab, bekam er hundert — ein Sümmchen, mit dem sich in Mohilew gut leben ließ; es war eigentlich eine Frechheit, daß er den vollen Betrag forderte und sich auf das mündliche Versprechen Agenor's berief. „Der Graf giebt eben nicht mehr," hatte ihm Wroblewski wiederholt geschrieben, „er weiß ja, daß Sie sich in Ihrem eignen Interesse wohl hüten werden, ihn zu verraten oder nach Österreich zurückzukehren" — und der freche Mensch gab sich mit dieser Beruhigung nicht zufrieden! „Ich werde Euch beide zu Grunde richten und mich selbst!" schrieb er immer wieder — es war zu komisch!

So verstrichen dem ehemaligen Beamten in ehrbarer Muße die Tage und da weder der Prior, noch der Rittmeister zu jenen engherzigen Menschen gehörten, die an der Untersuchung und ihren Folgen irgend welchen Anstoß genommen, so war auch Frau Anna wohl zufrieden. Das Ehepaar beneidete wahrlich seine Nachfolger nicht, welche auch ihre Wohnung bei Trachtenberg gemietet, Herrn Kreiskommissar Groza und Frau — bürgerliches Pack, arme Schlucker; der neue Richter lebte mit Weib und Kindern wirklich und wahrhaftig nur von seinem Gehalt. Ein Puritaner, der Mensch zahlte sogar seine Miete! Da war doch wahrlich die Wohnung im Schlosse nicht bloß billiger, sondern auch angenehmer. Der prächtige Park vor den Fenstern, in dem nun obendrein wieder niemals ein Jude zu sehen war! Denn eine der ersten Thaten Wroblewski's nach seiner Übersiedelung war es gewesen, jene Tafel am Eingang wieder aufrichten zu lassen. Der plumpe Stiegle hatte sich freilich auch dagegen gesträubt, vermutlich sogar dieser Kleinigkeit wegen beim Grafen angefragt, nachgegeben hatte er schließlich doch. Herrn von Wroblewski schienen die Blumen im Lenze stärker zu duften, die Laubengänge im Sommer kühleren Schatten zu gewähren, seit die Tafel an ihrem alten Platz dastand.

Der Sommer verging, der Tag jenes feierlichen Einzugs des Grafen jährte sich und wurde durch eine Messe in der Patronatskirche festlich begangen; auch beteilte Herr Stiegle in des Grafen Auftrag die Armen des Städtchens, aber wo der Geber weilte, wußte noch immer niemand. Ein Edelmann aus der Nachbarschaft wollte das junge Paar in Verona gesehen haben, an höchst romantischer Stätte, in jenem Garten, wo das Grab Julia's gezeigt wird, und versicherte, die Beiden hätten ganz verklärt d'reingesehen und

der Lohndiener hätte Judith Frau Gräfin genannt. Aber der Mann galt als Lügner und wenn er diesmal zufällig die Wahrheit sprach, so hatte sich eben der Lohndiener geirrt; daß Graf Agenor die Jüdin geheiratet, glaubte niemand. Und gegen Ende November jährte sich ein anderer Tag, welcher den Bewohnern des Städtchens unauslöschlich in Erinnerung geblieben. Am Morgen konnte die alte Synagoge die Zahl der Beter nicht fassen, welche gekommen waren, die Totenfeier für Nathaniel, seine „Jahrzeit“ zu begehen; dann strömte Alt und Jung zum guten Orte, sie horchten bewegt dem Gebet, welches Rafael am Grabe sprach: „Amen! Amen!“ scholl es schluchzend wie ein hundertfaches Echo. Dann betrachteten sie den schönen Denkstein, den Rafael hatte aufrichten lassen, und sprachen die Worte nach, die da, statt aller Lobsprüche, welche die andern Grabtafeln zierten, eingemeißelt standen: „Das Andenken des Gerechten erlischt nimmer.“ Zwischen diesem Grabe und jenem der früh verstorbenen Gattin Nathaniels war ein leerer Raum; Unkraut bedeckte die schmale Stätte, dorniges Gesträuch streckte seine kahlen Zweige darüber hin. Wenige, nur die Vorsteher und die Leute der Begräbnis-Brüderschaft wußten, daß auch dieser Boden vor nun einem Jahr zu nächtlicher Stunde aufgewühlt worden und was sie darein gebettet; die anderen ahnten es bloß, aber niemand fragte und von all' den Hunderten nannte keiner Judith's Namen, so lange sie auf dem „guten Ort“ verweilten. Das Andenken des Gerechten erlischt nimmer, aber wer in Sünden dahingestorben, „dessen Name soll nie genannt werden.“ Sie war tot; am „guten Ort“ spricht man nur von jenen Toten, die man rühmen darf. Erst als sie jenes Gitter durchschritten, welches die Welt des Friedens von jener des Kampfes trennt, fluchten sie der Entarteten. Nur Einer schwieg auch nun, Rafael. Stumm schritt er neben den Vorstehern einher, die Gestalt aufrecht, das Antlitz düster und unbewegt, wie sie ihn all' die Tage gesehen: seit seiner Heimkehr hatte niemand ein Lächeln auf seinen Lippen, aber auch keine Thräne an seinen Wimpern gewahrt. Nur als der Zug am Schlosse der Baranowski vorbeikam, zuckte es um seinen Mund, und in dem Blick, den er auf das weiße Gemäuer richtete, das im Glanz der Spätherbstsonne so stattlich inmitten des entlaubten Parks dalag, loderte die Glut ohnmächtigen, unversöhnlichen Hasses.

Vielleicht wäre es dem qualvollen Grimm, in welchem er sich verzehrte, zur Labe gewesen, wenn er geahnt hätte, was sich zur selben Stunde in einem der Zimmer da oben zutrug, im Arbeitszimmer des Güter-Direktors. Da saß Herr Michael Stiegle seit dem Morgen an seinem Schreibtisch und rechnete, schüttelte den Kopf und rechnete wieder, brummte vor sich hin und rechnete abermals. Dann starrte er lange in die Luft und faßte sich endlich ein Herz und schrieb einen kurzen, klaren Brief an den Grafen. Das Programm bei seinem Eintreten in Hochdero Dienste habe gelautet: Sparsamkeit und gute Wirtschaft, um die Schulden abzuschütteln, mit welchen der Hochselige Herr die Allodialgüter überlastet. Nun habe sich in diesem ersten Jahr der Reinertrag nach Abzug der Zinsen für die Gläubiger auf zwölftausend Gulden gestellt, der Bedarf aber auf das Zehnfache, und diese neuen Anleihen seien nur zu sehr harten Bedingungen möglich geworden. Ob der Herr Graf den Verbrauch nicht etwas einengen und vor allem, ob er nicht selbst einmal nach dem Rechten sehen wolle. Sonst könne er, Michael Stiegle, nicht auf seinem Posten bleiben, auf die Landwirtschaft glaube er sich zu verstehen, auf den Verkehr mit den Wucherern nicht. Dann schrieb er die Adresse: „An das Bankhaus M. L. Biedermann & Komp. in Wien für Herrn Grafen Agenor Baranowski“. Denn wo Agenor verweilte, wußte auch er nicht. Und das drückte Herrn Stiegle: ihn drückte vieles an diesen unklaren Verhältnissen.

Vielleicht lag es an dieser Stimmung, daß er die Meldung des Dieners, draußen harre ein Kapuziner und lasse sich nicht abweisen, unwirscher aufnahm, als sonst seine Art war, auch den gebückten Greis mit langem, weißen Bart, der sich nun schüchtern in's Zimmer schob, derb anfuhr. Doch mochte ihn auch das Anliegen des Bettelmönchs ärgerlich stimmen; derselbe bat um die Adresse des Grafen Baranowski. „Geht Sie nichts an!“ brummte er.

Der Mönch trat näher. „Es ist sehr dringlich,“ flehte er mit zitternder Stimme, „bei Gott und allen Heiligen — sehr dringlich!“

„Dann schreiben Sie und ich will den Brief befördern.“

Der Mönch schüttelte den Kopf und trat noch einen Schritt vor. Vielleicht könne ihm schon der Herr Direktor helfen. Es handle sich um seinen Vetter in Rußland, einen armen Menschen Namens Ignaz Trudka, der Herr Graf

habe demselben für wichtige Dienste bei Herrn von Wroblewski ein Gehalt monatlicher drei hundert Gulden angewiesen; der Herr Kommissär schicke aber kaum ein Drittel und auch dieses unpünktlich. Ob der Herr Direktor nicht den Betrag direkt auszahlen könne? Und während er so sprach, spähte er nach den Papieren auf dem Tisch und las die Adresse des Briefes, der dalag.

„Nein!“ erwiderte Herr Stiegle. „Weiß nichts von der Sache. Müssen sich an Wroblewski wenden. Adieu!“

Der Mönch stand noch einen Augenblick un schlüssig, dann verließ er gesenkten Hauptes, mit frommem Gruß, die Stube. Auf dem Korridor zog er sein Gebetbuch hervor und schrieb hastig eine Notiz ein. Dann begab er sich zu Wroblewski. Als er vor diesem stand, schien er plötzlich alles Gebrechen des Alters abgeschüttelt zu haben. Aufrecht stand er da und auch seine Stimme klang fest, als er sagte: „Sie brauchen nicht zu erschrecken, Herr Kommissär, ich bin nur gekom men, mündlich abzurechnen, da es schriftlich schwer geht.“

Herr von Wroblewski erbleichte; in der näch sten Sekunde hatte er seine Fassung wieder gewonnen. „Warum sollt' ich erschrecken?“ sagte er lachend. „Es ist ja Ihr Hals, den Sie ris kieren! Abzurechnen haben wir nicht; was der Graf für Sie bestimmt, übersende ich Ihnen. Für den November ist eben nichts gekommen.“

„Jedes Wort eine Lüge,“ erwiderte der an dere. „Mein Geld, oder ich schreibe an den Grafen.“

„Warum sollten Sie das nicht thun?“ war die Antwort. „Die Adresse kenne ich nicht, sonst würde ich sie Ihnen sagen, aber Herr Stiegle befördert die Briefe. Überlegen Sie jedoch, ob der Graf Ihnen mehr glauben wird, als mir. Sie werden ihm meine Briefe einsenden? Aber, guter Trudka, steht denn in diesen Briefen eine Summe?“

Der Besucher schwieg; das schien ihm einzu leuchten. Dann aber brach er wild los und drohte mit der Anzeige bei dem Gericht; ihm sei angenehmer, hier im Kerker satt zu werden, als in Mohilew zu verhungern. Und über den Ver lust der Freiheit werde ihn die gute Gesellschaft trösten.

Herr von Wroblewski hörte ihn lächelnd an. „Bon!“ sagte er. „Thun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber nun hören Sie mein letztes Wort. Hier“ — er zog seine Brieftasche — „sind zweihundert Gulden. Ich lege sie in dies Kouvert. Und auf dies Kouvert schreibe ich — sehen Sie, lieber Trudka? —: „Herrn Anton Brodski in Mohilew.“ Mit diesem Brief geht mein Diener zur Post und Sie begleiten ihn. Hier sind außerdem zwanzig Gulden zur Heim reise. Und nun klingle ich dem Diener auf alle Fälle, entweder, damit er mit Ihnen zur Post geht, oder damit er Sie hinauswirft!“

Als Herr von Wroblewski einige Minuten später aus einem Fenster den Bettelmönch mit dem Diener friedfertig dem Städtchen zuwan deln sah, mußte er laut auflachen: „Da eilt er nun auf Flügeln der Sehnsucht nach Mohilew!“ Vielleicht wäre er minder heiter gewesen, hätte er geahnt, welche Gedanken das Hirn des betro genen Gauners erfüllten.

Auf den weißglänzenden, beschneiten Kuppen des Monte Baldo glühte und schimmerte das Morgenrot und aus dem Bergthal der Sarca kam der Wind geflogen, der kalte Nordwind, und fegte den See von Nebeln rein und den Himmel von Wolken. Nur noch an den Berg spitzen flatterten die grauen, trübseligen Schleier dahin, wie Trauerflaggen, oder sie bargen sich scheu in einer Schlucht, dicht über der azurnen Flut. Aber auch da erreichte sie die Sonne, als sie endlich emporstieg über dem mächtigen „Altis simo di Nago“, der sich breit und ungeschlacht zwischen die beiden lachenden Landschaften des Etsch- und des Garda-Gaus schiebt. Das Morgen rot verblich, die Dünste verschwanden und das goldige Licht spann sich voll und gütig über die Landschaft, über das tiefe Blau des Himmels und der Wasser, über die mattgrünen Wiesen und die grauen oder rötlichen oder violetten Felsen mit den weißen Schneekäppchen und über die engen, winkeligen Gäßchen von Riva, welches sie die „Regina del Garda“ nennen, — die alte, häßliche Herrscherin eines ewig jungen und schö nen Reichs.

Auf dem Balkon des alten, wohl erhaltenen Palazzino, welcher dicht vor Porte San Michele mit seinem schlanken Gemäuer mitten aus dem dichten Grün eines wohlgepflegten Gartens em porsteigt, stand der junge Graf und blickte über das Häusergewirr zu seinen Füßen auf die blaue, fast endlos ausgegossene Flut und das gesegnete Auland mit den weiß schimmernden Hütten. Es war der erste schöne Morgen nach endlosen Regen-

tagen — wie hatte er nach der Sonne geschmachtet, und gewähnt, wenn sie nur erst da sei, dann müsse es ihm auch in Herz und Hirn lichter werden. Diese Schatten scheuchte keine Sonne. Er war ein Thor gewesen, wie an jenem Tag vor zwei Monaten, dem leuchtenden Septembertag, da er zuerst dieses Haus betreten und sich gesagt: es sei ja so schön hier, so still und friedlich; hier müsse alle Wirrnis sich klären, alle Unruhe sich sänftigen. Für sein zermartertes Gemüt gab es keine Friedensstätte mehr auf Erden. Und ein Wahn auch war es gewesen, als er vor einigen Wochen, da ihm die Wehmutter den neugeborenen Knaben in die Arme gelegt, zum Himmel emporgestammelt: „Dank Dir, Barmherziger, Dank für den Engel, der mich erretten und emporführen soll!“ Es war ein schönes, heiteres Kind, mit dem hellen Haar der Mutter, den dunklen Augen des Vaters, und die Amme versicherte, es lache schon, wenn es den Signor Conte sehe — ihm aber war's, als blickten ihn diese dunklen Augen drohend an, als stieße ihn diese kleine Hand noch tiefer in Schuld und Wirrnis hinein.

Es war anders gekommen, als er gedacht, ehe er in die unselige, häßliche Komödie gewilligt, in jener Nacht auf dem Jagdschloß, da er fiebernd am Bett der Kranken gekauert oder in seiner Schlafstube auf und nieder gewandelt. Damals hatte er auf dem Wege, den ihm der Versucher wies, nur ein Schreckbild erblickt: die Entdeckung des Betrugs, die Schmach vor der Welt. Wie sich das Zusammenleben mit der Geliebten gestalten sollte, nachdem er ihrer Seele auf diese Weise „künstlichen Schlaf“ gebracht und wie einst das Erwachen sein würde, dahin schweiften seine Gedanken kaum. Das hatte ja Zeit, das mußte sich finden — vielleicht führte auch dieser Weg nicht in's Freie, nur etwa eben in einen Garten, den hohe Kerkermauern umschlossen, aber auch über ihm schien die Sonne und wandelten die Sterne auf und nieder — es war ein Eden gegen die enge, dunkle Marterzelle, in welcher er sich während der Unterredung mit dem Arzte gefühlt, bevor ihm der abgefeimte Mensch den Rat gegeben. Freilich — die Schmach der Entdeckung! Aber war sie wahrscheinlich, und wenn sie hereinbrach, befleckte sie den Namen der Baranowski so sehr, wie ein Selbstmord oder gar eine Heirat mit der Jüdin?! Und auch der Geliebten wegen mußte er es thun, es war das einzige Mittel, sie am Leben zu erhalten, zu beruhigen. Wählte er den Tod, so starb sie ihm nach — war dies eine mildere Lösung?

So hatte er eingewilligt und wie erlöst aufgeatmet, als Wroblewski das Schloß verlassen. Auch in den nächsten Tagen kam ihm die Reue nicht. Im Gegenteil, als er sah, wie sein stammelndes Versprechen: „Dein Wille geschieht ... der Priester kommt!“ genügte, um die Hinsiechende neu aufleben zu lassen, als er Stunde um Stunde an ihrem Lager saß und dem leisen Schluchzen horchte, in welchem der Krampf der Erregung sanft verzitterte, in ihr Antlitz blickte, welches unter dem Thränenschleier wieder lächeln konnte, da sagte er sich: es sei gut, daß er dies über sich vermocht, und der Ausweg schien ihm sogar viel mutiger, als wenn er sich etwa aus dem Leben weggestohlen hätte. Sie sprachen Beide nicht über das Geschehene, nur einmal sagte sie: „Wir wollen einander unsere Sünden verzeihen, Du, daß ich Dich verlassen wollte, ich, daß Du zögertest! Nun aber nur Glück und Treue und Liebe, so lang uns Gott das Leben gönnt. Ach! das Leben ist so schön!“ Er beugte sich auf ihre Hand nieder und bedeckte sie mit Küssen. Ja! er hatte doch unter all' den drohenden Übeln das geringste herausgefunden, und seine ganze Kraft wollte er darein setzen, es so gelind als möglich zu gestalten, wenn erst die häßliche Ceremonie vorbei war.

Ihm bangte vor dieser Stunde, je näher sie heranrückte, und er benahm sich, wie ein Knabe der vor unabwendbarer Gefahr steht: er schloß die Augen, sie nicht zu sehen. „Wozu mit dem Menschen sprechen?“ wehrte er ab, als Wroblewski eines Nachmittags mit dem Gauner eintraf und diesen vorstellen wollte, „zur Besprechung des Programms der morgigen Vorstellung.“ Auch der Aufschub war ihm peinlich; das Kostüm habe der Mensch ja wohl mitgebracht und sein Kammerdiener Jan könne die Schloßkapelle sofort beleuchten; Jan wisse, was bevorstehe, auch daß er als Zeuge mitwirken solle, nur daß er den Trudka für einen wirklichen Priester halte. Der Kommissär lächelte: „O stürmische Ungeduld des Verliebten! Aber der hochwürdige Herr muß das schöne Kind doch vorher taufen, und ehe er es tauft, sollte er es doch mindestens eine Stunde lang über die Heilslehren unserer Kirche aufklären!“ Der Graf taumelte zurück und starrte ihn fassungslos, ja entsetzt an. Er war kein Frömmler und kein Atheist; er hatte nie über die Religion nachgedacht; er glaubte an Gott

und hielt die katholischen Festtage, weil man es ihn so gelehrt und weil es sich für einen Baranowski schickte: wie er in jener Nacht nur daran gedacht, daß sein Vorhaben ein Frevel gegen das Staatsgesetz sei und nicht auch gegen Judith, ebenso wenig war ihm das Gotteslästerliche seines Beginnens klar geworden: nun erst faßte und lähmte ihn diese Erkenntnis. Doch, das mußte getragen, das Sakrament der Ehe entwürdigt sein, aber jenes der Taufe? Das war ja gleich heilig, ja noch heiliger; er kannte seinen Katechismus. „Taufe?" stammelte er endlich, mühsam nach Fassung ringend, „sie kann ja Jüdin bleiben!" Der Kommissär lachte laut auf. „Bleibt sie ja auch, lieber Graf! Aber wenn wir ihr diesen ersten Hokuspokus nicht vormachen, so glaubt sie an den zweiten nicht. Das Mädel ist sehr gescheidt und weiß ganz genau, daß sie vorher Katholikin werden muß, wenn die Ehe gültig sein soll. Also, keine Sentimentalitäten! Und da es Ihnen so gefällt, so wollen wir beides kurz und sofort abmachen!" Der Graf nickte stumm, gab Jan seine Befehle und ging zu Judith. Sie war ja dieser Nachricht in den letzten Tagen von Stunde zu Stunde gewärtig gewesen und es war ihr eigener Wille, an dessen Erfüllung sie ihr Leben gesetzt: gleichwohl schrak sie zusammen und brach dann in wildes, krampfhaftes Weinen aus. Er faßte ihre Hand und suchte sie zu beruhigen. „Laß nur," wehrte sie ab, „Du kannst es nicht verstehen." Dann aber schluchzte sie doch: „Sieh', ich weiß ja, nur als Christin kann ich Dein Weib werden! Und daß Du Dich dazu entschlossen, will ich Dir mein Leben lang kniefällig danken; das ist ja mein Himmel auf Erden, in den mich Deine gütige Hand führt. Aber was vorher kommt, ist für mich die Hölle. Schilt mich nicht, ich sage es nicht aus Haß gegen Deinen Glauben, und nicht einmal deshalb, weil er mir fremd ist. Selbst mein Vater, der doch gewiß ein treuer Jude ist, pflegt ja zu sagen: „Wir sind alle Kinder desselben Vaters da oben!" Aber bedenke -- dieser Schritt scheidet mich doch für immer von ihm und von Rafael. Ich habe von nun ab nur noch Dich auf der Welt! Aber nicht aus Mitleid mit mir, sondern mit ihnen muß ich so weinen. Sie haben nun keine Tochter, keine Schwester mehr; Deiner Gattin könnten sie die Flucht verzeihen, die Christin ist für sie tot. Ach, was werden sie in ihrem Herzen leiden und von unsern Leuten zu erleiden haben. Ich muß nur immer an die Miriam Gold denken, deren Tochter ja auch an einen Christen verheiratet ist!" Nur stammelnd rangen sich die Worte von ihren Lippen und die Thränen strömten über die Wangen; ihm war's, als hätte er noch nie einen Menschen so weinen sehen. Stumm, keines Wortes mächtig, stand er neben ihr: was sollte er ihr auch sagen? Daß er ihr diesen Schmerz ersparen wollte? Dann war ja vielleicht das ganze Spiel verloren. Er schwieg, aber so tief hatte ihn die Szene erschüttert, daß er sich selbst kaum aufrecht zu erhalten vermochte, als er die Bebende zur Kapelle führte.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Jahren.

Taucht ihr wieder empor,
Ihr wunderlichen,
Verworrenen Zeiten,
Die fast schon verblichen
In dämmrigen Weiten?
Karge Freuden, heimliche Qual —
So war's einmal.

Und wie der arglose Vogel
Gebannt von der Schlange Blick
Stille hält dem Verderben,
So war dem dunkeln
Geheimnisvollen Zug deines Wesens
Mein Denken und Sinnen
Wahllos verfallen.
Du aber, Du lachtest.

Und nun, nach Jahren,
Da ich mich lange wiedergefunden,
Muß ich erfahren,
Daß jene dunkeln, unseligen Stunden,
Nachwirkend leben in deinem Gemüte,
Daß sie erwachten zu später Blüte,
Jetzt, da so nahe das Wiedersehen.

Nun könnt' es geschehn,
Was ich oft ersehnt unter machtlosen Thränen,
Nun könnt' ich dich bitter leiden machen,
Und lachen!

Doch heute graut mir
Vor solcher Vergeltung:
Es ist verjährt die alte Schuld.

Und wäre sie's nicht,
Um dieser späten Liebe willen
Würd' ich vergeben,
Nur nah' mir nicht wieder!

O schwaches Herz, wie betrügst du dich,
Wie wiegst du dich ein in großmütiger Huld!
Gesteh's! nicht der Vergebung
Menschlich erhabne Pflicht
Bewegt dich heute.
O Herz, sei ehrlich:
Du ahnst, Du weißt,
Das Spiel erneu'n ist gefährlich —
Du wagst es nicht!

J. René.

Der Braut.

Der Sterne Fürst mild lächelnd schreitet
Aus schwarzem Wolkenthor heraus
Und seinen Silbermantel breitet
Er über Höhn und Thäler aus.

Der dunkle Wald erwacht zur Stelle,
Da ihn das lichte Kleid berührt,
Und zitternd küßt die kleine Welle
Den Saum, eh sie der Bach entführt.

Das ist ein Grüßen und ein Neigen,
Mit leisem Rauschen pflanzt sich's fort,
Es ist, als fänd' das tiefe Schweigen
Auf einmal noch ein heimlich Wort.

So hast du meine dunkeln Bahnen
Mit mildem Glanze auch betaut,
Und meiner Seele traumhaft Ahnen
Gewann erwachend leisen Laut.

Gustav Falke.

Weimar.

Ich stieg empor im ersten Morgenschein,
Die Nachtigallen sangen in dem Hain,
Der Duft der Mainacht füllte Wald und Au',
An Gras und Blüten hing der frische Tau
Vom keuschen Zauber der Natur umwoben,
Zur schönsten Andacht fühlt' ich mich erhoben.

Die Lüfte schwiegen — nur ein sanftes Wehn
Hört' ich von ferne durch die Wipfel gehn;
Es schwoll heran und rauschte ernst und laut,
Geheimnisvoll, und doch mir so vertraut,
Und als es über mich dahingegangen,
Hielt noch ein stiller Schauer mich umfangen.

Ich stand ergriffen und empfand ihn klar,
Den Geistergruß, der mir geworden war:
Die ich in Mauern nicht und Grüften fand
Und nicht im Erz, nicht im Reliquientand,
Im Frühlingswehn auf heitren Morgenwegen,
Ihr Geister Weimars, kamt ihr mir entgegen.

R. Redlich.

Kennst du den Zauber?

Kennst du den Zauber, wenn in stiller Nacht
Im feuchten Grase blinkt des Glühwurms Pracht?
Wenn Falter über Blumenglocken ziehn,
Und in den Hecken duftet der Jasmin.

Wenn auf dem Teiche, hell vom Mond bestrahlt,
Auf seinem Spiegel sich die Wolke malt?
Wenn aus des schilfumkränzten Weihers Rohr
Gespensterhaft der Nebel steigt empor?

Und wenn der Hirsch mit festem, sicherm Schritt
Still aus der Nacht des Buchenwaldes tritt?
Und dann zurückwirft mächtig sein Geweih,
Indes der Brust entsteigt ein lauter Schrei?

So daß der Sänger, tief im Laub versteckt,
Den Fittig regt, aus süßem Traum erweckt,
Daß sich das Wasserhuhn dem Schilf enthebt,
Und leichten Fluges in die Ferne schwebt.

Kennst du den Zauber, wenn des Mondes Licht
Durch alter Eichen volle Kronen bricht?
Und spielend dann mit seinem milden Schein
Vergoldet jeden Busch im Erlenhain?

Kennst du den Zauber? Dann bist du gefeit,
Gewappnet wider jeglich Weh und Leid,
Denn deine Seele hebt er himmelan,
Und löst dich von der Erde nicht'gem Bann!

Heinrich Zeise.



Prometheus Pyrphoros.

Von Ludwig Fulda.

I.

Und über den Wolken saß der Kronide,
Und durch das wieder versöhnte All
Zog lächelnd sein lieblicher Bote, der Friede,
Und küßte den träumenden Erdenball.
Gebrochen war in tobendem Streit
Die himmelbedräuende Kraft der Titanen,
Und wie auf des Frühlings blumigen Bahnen
Entschwebte den seligen Göttern die Zeit.

Nur einer vom alten Titanengeschlechte
Stand grollend vor Kronions Thron,
Herabgewürdigt zum Götterknechte,
Der freien Urkraft freiester Sohn,
In seinen Händen Schöpfergewalt,
In seinem Haupte Schöpfergedanken,
Und während die Himmlischen Nektar tranken,
Lag drunten die Erde finster und kalt.

Da floh Prometheus hinab auf die Zacken
Vergletscherter Berge, von Stürmen umbraust;
Mit trotzig emporgerichtetem Nacken
Zum Himmel schwang er die mächtige Faust.
„Erbärmlich Geschlecht! Nicht Wille noch That
Erfüllt euer Herz, nicht Bangen und Sorgen;
Hinschwelgend grüßt ihr den kommenden Morgen,
Wenn Eos, die rosenfingrige, naht.

Schlug deshalb das All sich selber in Fesseln,
Ward deshalb das Chaos in Formen geschmelzt,
Daß ihr euch weidet auf goldnen Sesseln,
Wollüstig auf Lagern der Lust euch wälzt?
Ist dies der Kern, den die Schöpfung hegt?
Ist göttlich das Treiben des schlaffen Gelichters?
Weit göttlicher wäre die Hand des Vernichters,
Der ihre Welt in Stücke zerschlägt.

Doch nein! Es klopfen heilige Thaten
Schon dringend an des Werdens Thor;
Des Urgeists kräftig keimende Saaten
Wachsen zu köstlicher Frucht empor.
Verlustig bist du deines Teils,
O Zeus, an lastenden Herrscherpflichten;
Drum will ich aus Schatten Gestalten dichten,
Aus meinen Gedanken ein Volk des Heils.

Kein ewiges Glück soll süß-verderblich
Sie träg genießendem Nichtsthun weihn;
In irdische Leiber schwach und sterblich
Titanenseelen hauch' ich ein.
Aus niederem Staub und Himmelsglut,
Aus Leiden und Wünschen will ich sie schaffen;
Im Lebenskampf als siegende Waffen
Die Hoffnung geb' ich und den Mut.

Schon winkt mir über die Kluft der Zeiten
Erfüllung siegbewußt zurück;
Was ich gedacht, sie sollen's erstreiten,
Erkämpfen jeden Fußbreit Glück.
Sie sollen meinen Ahnen gleich
Rastlos auf Felsen Felsen türmen
Und in Äonen sich erstürmen
Ein selig irdisches Himmelreich." —

Da schenkte Prometheus Leben dem Bilde,
Das aus sich selber sein Geist erschuf,
Und über die schweigsam öden Gefilde
Erklang sein schallender Werderuf.
Der erste Mensch, dem bräutlich klar
Die lichtdurchflossene Welt sich schmückte,
Schlug auf das fragende, tief entzückte,
Traumhaft geblendete Augenpaar.

Doch seinem stammelnden Jubellaute
Erwiderte dumpfes Donnergroll;
Denn Zeus, der Göttervater schaute
Erzürnt vom Himmel und kummervoll.
Ein mächtiges Schicksal brach herein,
Des neuen Stammes Zweige blühten;
Des wallenden Gottes Blitze sprühten,
Sein Haupt durchzuckte lodernde Pein.

Und wie von schmerzenbangem Zittern
Erbebte der ewige Weltenraum;
Doch spielte mit bunten Lenzesflittern
Die Menschheit wie im Kindertraum.
Zeus aber sah im Spiegel der Zeit
In endlos unheilschwangerem Reigen
Dem Dunkel der Zukunft dräuend entsteigen
Unendliche Schuld, unendliches Leid.

II.

Prometheus stand im Sternensaal
Vor Zeus Kronions Thronesstufen,
Aus unschuldreinem Erdenthal
Vom Götterboten aufberufen.

Des Gottes Stirne hehr und klar
Schien tiefer Kummer zu durchdringen,
Und leise rauschend hob der Aar
Zu Füßen ihm die Riesenschwingen.

Dem Kinde gleich, das schlummern will,
Beruhigt lag des Meeres Breite;
Die Wolken zogen wanderstill
Wie Schifflein durch die blaue Weite,
Und heiter schwebend um die Welt
Auf seinen Flügeln trug der Friede
Vom Erdenball zum Sternenzelt
Den Klang von einem Jubelliede.

Zeus aber sprach: „Sieh her, Titan,
Schau über dich und blicke nieder:
Von jeder fernsten Weltenbahn
Hallt vorbestimmter Einklang wieder.
Wie Wogen sanft die Flut durchziehn
Und zart im Kuß der Sonne flimmern,
So wird ein Meer von Harmonien
Bezaubernd dir ins Auge schimmern.

Kein Wesen deinem Blick erscheint,
Das sich des Dienens Lust entschlüge,
Kein Quader, der nicht weltvereint
Die Bergeslasten willig trüge.
In ew'ge Bahnen eingeschient
Die leichten Sonnenstäubchen tanzen;
Der weite Kreis der Schöpfung dient,
Und auch die Gottheit dient dem Ganzen.

Du aber, Unglücksel'ger, hast,
In deiner Väter Wahn verloren,
Dem Gott zur Not, dir selbst zur Last
Den ersten Mißklang aufbeschworen.
Dein Volk durchträumt die Jugendzeit;
Doch wähnest du, daß sich vermähle
Zu dauernd schöner Einigkeit
Dem Erdenleib die Himmelsseele?

Verlangst du herbsten Kampfes Pein,
So steige nur hinab und friste
Des Doppelwesens traurig Sein,
Das ewig mit sich selbst im Zwiste,
Das nimmer sich dem Ganzen fügt,
Um herrisch auf sich selbst zu fußen,
Und immerdar sich neu betrügt
In tausend schmerzensreichen Bußen.

Der Väter Streit erneuerst du;
Nun wohl, ich kann ihn nicht verkürzen,
Doch diesmal sorglos schau' ich zu:
Dies Volk wird keine Götter stürzen.
Es wird im Zweikampf mit der Not
Das Nächste nur vom Tag erheischen
Und fruchtlos ringend mit dem Tod
In tiefen Qualen sich zerfleischen.

Und wär' dein Wille Fels und Erz,
Nicht helfen kannst du deinen Söhnen;
Mitfühlen wirst du jeden Schmerz
Und miterdulden jedes Stöhnen.
Ich rate dir, versuche nicht
Sie von des Staubes Nacht zu scheiden;
Je mehr du sie erhebst zum Licht,
Je mehr versenkst du sie in Leiden.

Daß sich dein Trotzen nimmermehr
Zu solcher Wahnsinnsthat erkühne!
Das Unheil wäre weltenschwer
Und weltenschwer für dich die Sühne.
So spricht durch mich des Schicksals Macht,
Und nichts wird seine Satzung lindern;
Den Staubgebornen taugt die Nacht,
Der Lichtstrahl nur den Himmelskindern." —

Kronion schwieg; Prometheus stand
Mit starrem Blick und finstren Brauen;
Den Eisenwillen hielt umspannt
Verwegner Mut, geheimes Grauen.
Mit Funkelaugen schien der Aar
Ihm spähend in das Herz zu lauschen:
Wild schüttelt' er sein Flügelpaar,
Daß es erklang wie Sturmesrauschen.

III.

„Für euch soll ich leiden,
Meine Kinder?
Wär' ich euer Vater
Und litte nicht für euch?
Lüge mir, Zeus,
Vom Glücke des Dunkels nicht!
Durch Leiden zum Licht!
Heiliges, läuterndes Licht,
Wo wäre das Leiden,
Das nicht hinschwebte
Gleich Ätherwölkchen,
Von deinem Atem überhaucht?
Blinke herab,
Goldig flimmernder Strahl,
Entzünde die Fackel der Menschlichkeit,
Hold errötenden Wahrheitsehnens,
Zärtlich glühender Bruderliebe,
Mild verklärender Schönheitslust,
Und schwebend über der heiligen Freiheit
Leuchte versöhnend die Andacht
Himmelahnenden Pilgern vor.
Leidet, meine Söhne;
Mütterlich küßt euch das Licht
Die schmerzdurchfurchte Stirn.
Durch Leiden empor!
Und wehe dem waltenden Zeus,
Dem sonnenschwelgenden!

Fallen wird er
Vor hehreren Mächten:
Gott kann nur sein,
Wer eure Leiden kennt."

IV.

Ambrosisch war die Nacht heraufgestiegen,
Sacht schritt sie her in ernster Majestät,
Und wallend schien sich um ihr Haupt zu schmiegen
Ein dunkler Schleier, sternenübersät.
Ein Rieseln webte spielend in den Bäumen,
Ein Rauschen war in Busch und Hain erwacht;
Denn aufs Gelände breitete die Nacht
Ihr feingewobnes Spinnennetz von Träumen.
Wie sanft im Sternenschein, im Duft der Rosen
Die Götter schliefen, wie des Schlummers Bann
Das tändelnd frohe Menschenvolk umspann,
Das Auge sah's des einzig Schlummerlosen.
Ihm hatte Schlaf die Wimper nie gesenkt,
Nie Traum den bunten Flittertrug geschenkt;
Denn sein Gedanke wachte, lebte, flammte,
Sein Glutgedanke wirkte, formte, schuf,
Der ihn zu allerheiligstem Beruf
Erhob, zu allertiefster Qual verdammte.
Er schwang sich auf zu Helios' Palast,
Darin im Überglanz die Strahlen flirrten;
An goldner Krippe hielten stille Rast
Die Sonnenrosse hier, die abgeschirrten.
Wo sie am Tag in weitem Himmelsbogen
Glanzmähnig stolz den Flammenwagen zogen,
Fuhr jetzt die Nacht im Sterngefährt dahin,
Bis Eos sich, die holde Weckerin,
Erhebe sanft aus frischem Wellenbade
Und Helios zu neuem Tagwerk lade. —
Im Schlummer lag auf weichem Purpurpfühl
Der Sonnengott in seiner lichten Halle;
Im Demantschein, im Glitzern der Krystalle,
In ew'ger Strahlen flammendem Gewühl,
Erglißt des Lichtes Heimat, draus entsendet
Es lebenweckend durch die Sphären kreist
Und zarte Brücken schlägt von Geist zu Geist.
Von All zu All Prometheus stand geblendet,
Den Blick verhüllend mit der Hand: „Und wäre
Auch solch' ein Glanz euch tödlich, meine Söhne,
Ich will, daß euer Auge sich verkläre,
Zu immer kühnrem Schauen sich gewöhne.
Stets reinre Klarheit soll sich lieblich künden,
Am alten Licht das neue sich entzünden.
Wenn auf dem Herd die heil'ge Flamme brennt
Als Segenszeichen froh geeintem Paare,
Dann locke freundlich, lautres Element,
Andächt'ger Beter Schritt zum Weihaltare.
Sei ihnen Ahnung einer höchsten Macht,
Sei ihnen Liebe, wenn des Hasses Nacht
Sie überfällt, mit Bruderblut befeuchtet;
Sei ihnen Trösterin in Not und Leid,
Mildthät'ge Helferin im Lebensstreit
Und Leitestern, der in die Zukunft leuchtet." —
Und eine Fackel schwang er in der Hand.
Und eine Schicksalsstunde war gekommen;
Die Fackel zündete, war hell entglommen,
Erglühte, loderte in mut'gem Brand;
Die Glut stieg auf in prasselnd stolzem Schwalle,
Laut schütterte der Donner durch die Halle.
Prometheus floh hinab, vom Wetterstrahl
Des Zeus umtost, die Fackel hoch in Händen;
Der Regenguß umpeitschte seine Lenden,
Die Fackel glühte freudiger zumal.
Der Donner grollt, der Blitze Reigen sprüht,
Es schnaubt der Sturm, die Fackel flammt und glüht.
Sie lodert hehr, trotz Sturmgeheul und Braus;
Kein Gott, kein Dämon löscht sie wieder aus.

(Schluß folgt.)

Nach alten Weisen.*)

I.

Weihnachtslied.

(Nach **Johannes Tauler** (1290–1361).)

Uns kommt ein Schiff geschwommen
Mit wunderreichem Gut.
Sein Segel ist umglommen
Von lichter Himmelsglut.

Zu irdischen Gestaden
Aus unbekanntem Land
Auf unerforschten Pfaden
Gottvater hat's gesandt.

„Dem Schöpfer Preis und Ehre!"
Ertönt der Fergen Lied.
Auf spiegelklarem Meere
Das Schiff zum Ufer zieht.

„Auf Erden Friede!" schallen
Die Stimmen her zum Strand.
„Den Menschen Wohlgefallen!"
Das Schiff ist nah dem Land.

Albert Benda.

II.

Lied der Landsknechte.

(Strophe 1 aus dem 15. Jahrhundert.)

Unser' liebe Fraue
Vom kalten Bronnen
Bescher' uns armen Landsknecht
Ein' warme Sonnen!

*) Beide Lieder sind Ergänzungen. Zum „Weihnachtslied" lag nur die erste Zeile, zum „Lied der Landsknechte" die erste Strophe vor.

Daß wir nit erfrieren,
Gehn in des Wirtes Haus
Wir ein mit vollem Seckel,
Mit leerem wieder aus.

Unser' liebe Fraue
Vom kalten Bronnen
Bescher' uns armen Landsknecht
Ein' warme Sonnen!
Daß wir nit erfrieren,
Ziehn wir dem Bauersmann
Das wüllen Hemd vom Leibe:
Das steht ihm übel an.

Unser' liebe Fraue
Vom kalten Bronnen
Bescher' uns armen Landsknecht
Ein' warme Sonnen!
Daß wir endlich finden
Von aller Arbeit Ruh!
Der Teufel hol' das Saufen
Das Rauben auch dazu!

Friedrich van Hoffs.

Es regnet.

Es regnet leis, es regnet sacht,
Am Fenster steh' ich lange,
Und eine Thräne unbewacht
Rinnt über meine Wange.

Und die gequälte Seele sinnt
Des alten Rätsels wieder, –
Es regnet leis! die Thräne rinnt,
Still sinkt die Nacht hernieder.

Robert Kahn.

Dämonen.

Ja teurer Freund, wer möchte nicht wie du
Sich auf den Fluten stillen Glückes wiegen?
Wer möchte nicht in selig süßer Ruh
An eines Weibes treue Brust sich schmiegen;
Und während wild da draußen Tag um Tag
Die Völker drohn, die Geister glühn und kämpfen,
Harmonisch die beschwingten Pulse dämpfen
Bei ihres Herzens sanftem Schlag?

Wer möcht' es nicht! — Und wollten gleißend sie
Mit ihren Zauberkünsten dich bethören,
Die dunklen Peiniger der Phantasie,
Die Schmeichelstimmen aus der Nachtwelt Chören,
Du wiesest weit von deiner Schwelle fort
Die Tückischen, ja sonder Furcht und Zagen,
Voll heil'gen Zorns die Wimper aufgeschlagen,
Spräch'st du es aus, das stolze Wort:

„Hinweg! die ihr den leichtbeirrten Geist
Aufreizt zu unerreichbar hohen Zielen,
Dem sichern Kreise listig ihn entreißt,
Darin befriedigt seine Kräfte spielen;
Sie däucht mir weit genug zu reinem Glück,
Zu sel'ger Freude, meines Wirkens Schranke,
Und flög hinüber träumend ein Gedanke,
Entschlossen rief' ich ihn zurück!

„Warum auch träumen? - Sagt, was hättet ihr,
Danach mein Genius noch Verlangen trüge?
Sieh! frei und ungeblendet schau ich dir,
Gewaltiger, in deine stolzen Züge;
Dämon der Macht! und wärst du stark genug
Der Freiheit lautre Himmelsglut zu bannen,
Und könntest du wie einst die Völker spannen
An deiner Herrschaft rost'gen Pflug,

„Ja, bötest du den Lohn mir deiner Mühn
Und kröntest selbst zum Cäsar mich, — ich riefe:
Seid frei, ihr Völker, frei wie ich! — und kühn
Würf' ich dein Szepter in die Meerestiefe. — —
Du aber, bald Kronions Adler gleich
Des Gottentflammten Busen wild zerfleischend,
Bald glanzumschildet einem Seraph gleichend,
An Trost und Wonnen überreich,

„Ruhm, göttlicher! . . . einst zog ich dürstend aus,
Dir galt mein Glühn, mein Sehnen und Bedürfen,
Ich dachte gierig deines Strahlentaus
Goldhelle Flut nach heißem Kampf zu schlürfen;
Vorbei . . . vorbei! . . . mit ungebeugtem Sinn
Will ich zum Kranz mir rote Rosen pflücken,
Und ob auch nie mich andre Kränze schmücken,
Ich bleibe dennoch, der ich bin! —

„Und solltest dir und deiner schnöden Last,
Gott Mammon, meines Herzens Seufzer tönen! —
Nein, wer die Knechtschaft über alles haßt,
Kann nicht dem schmählichsten Tyrannen fröhnen. —
Doch ihr, Sirenen, Boten süßer Schuld,
Der Jugend stürmische Begleiterinnen,
Bald feurig nahend den entglühten Sinnen,
Bald schmeichelnd voll entzückter Huld,

„Ja, laßt bacchantisch schön im Wirbeltanz,
Die Glieder fliegen, laßt die weißen Brüste,
Begehrlich quellen und der Augen Glanz
Veratmen eures Busens heiße Lüste; —
Ihr lockt mich nicht! — Der Liebe Fackel loht
Ob meinem Haupt, von ihrem Strahl durchdrungen,
Halt ich mein Weib mit festem Arm umschlungen,
Nichts reißt von ihr mich als der Tod!

J. G. Oswald.

Stimme aus einem Grabe.

(An der Via Appia.)

Mich, der dir spricht, auch mich hat einst im Leben
Die Lieb' besonnt mit ihren hellsten Strahlen.
Bekränzt hab' ich bei frohen Bacchanalen
Mein Haupt mit Rosen und mit Laub der Reben.

Doch nie, wie dich, zog mich ein forschend Streben
Zur Nachtzeit her nach stillen Totenmalen,
Wie war mein Geist geheimen Denkensqualen,
Die der Vernunft zuwider sind, ergeben.

Ich wußte nichts von eures Heilands Lehren,
Und lächelnd doch, als mir die Kraft ermattet,
Nahm ich den Abschied. Du gehst einst mit Zähren.

Von Immergrün und Schwermut überschattet,
In Gräbern ruht ihr, die den Schrecken nähren:
Es blühn die Rosen, wo sie mich bestattet.

Aus dem Italienischen des **Stecchetti** von **Martin Hahn.**

Chopin's Trauermarsch.

Im nächt'gen Dunkel führten sie den Sarg,
Der eines Jünglings blut'ge Reste barg.

Studierende im Tressenrock, beflort,
Vorn schritten mit gesenkten Schlägern fort.

Dahinter zwängten durch den Gaffernschwarm,
Leidtragende, im Antlitz bleichem Harm.

Den Zug beschloß Gefährt, das langsam fuhr,
Polternd und schlenkernd und in Rucken nur.

Zum Himmel stieg's vom Rußgewölk. Die Nacht
Durchglomm der Fackeln düsterglut'ge Pracht.

Und dröhnend ins Gebraus der Tritte drang
Chopin's Musik mit ernstem Feierklang. –

Da sah ich's ... aus den Schatten wand sich's los
Und wandelte voraus uns, schlank und groß,

Ein Frauenbild; die feinen Formen ganz
Geschmiegt ins Dunkel schleppenden Gewands.

Gemessen, zaudernd, that sie jeden Schritt,
Die jene Klänge, schien es, grimm durchlitt.

Die Arme warf sie auf. Im Fackelstrahl
Ausblitzten weiß die Hände, fein und schmal.

Und oftmals sah ich, wie vorm Windeszug
Die Schultern zuckten, die so stolz sie trug.

Nun hielt sie unterm Kirchhofsthor. Ein Grau'n,
Ein süßes, trieb mich an sie noch zu schau'n:

Ich eilte, bog ums Thor – ein Augenblick!
Ein lieblich bleich Profil – in Nacht entglitt's.

Ein Fünkchen Schönheit hatte mich geletzt.
Die Muse Chopin's war's. Ich wußt' es jetzt.

Ulrich Klein.

Der nui Schnea.

(Schwäbisch.)

Sich, tritt it 'nei! – Es leit voer unsrer Thür
So weiß, so leicht und schöa wie frischer Pflaum[1])
Der Schneea, der in der Nacht vom Himmel g'falla.
Jetz glanzt er in der Morgasonn so hell, –
Es thuan dir schier, wenn d' hi'guckst, d' Auga weah. –
O tritt it 'nei! Na[2]) ist's glei nimma schöa,
Du druckst da Schneea mit deine Stiefel z'sämma,[3])
Es kommt der Boda unta 'raus, der Sand;
Wo du bist g'laufa, lauft a andrer au,
Und wo's so weiß ist g'wesa, wird's bald gelb,
Bald grau, bald schwarz. O tritt mir ja it 'nei'
I denk beim frischa Schneea an's kindli G'müat,
Wies ohna Fleck, so glanzig und schneeaweiß
Vom Himmel kommt und jeda Menscha freut.
Und o! dös thuat so weah na, wenn i merk,
Wie durch die dumme und die koinze[4]) Leut,
Durch wüaste Reda und durchs Fluacha gar
Im G'müat so manches Fleckle dunkel wird.
Am ärgsta freili ist's, wenn die erst' Sünd
Mit ihre dicke, schwere Stiefel kommt;
Da geit's an Fleck, der ist it leicht z'verputza.
Und weil mi halt a kindlis G'müat so freut,
Und weil der Schneea so frisch ist, bitt i di:
O tritt it 'nei!

Hyazinth Wäckerle.

[1]) Flaumfedern. [2]) dann. [3]) zusammen. [4]) schlechte.

Lied aus Italien.

Von **Wilhelm Waiblinger.** *)

Noch sprühn die Wellen tausend goldne Funken,
Das Wort auf meiner Lippe ist erstorben,
Das Auge sinnt erinnerungversunken.

Dem hohen Felsen rudern wir entgegen
Im Capriboote, von Neapels Hafen
Ermüdet unser Haupt zur Ruh' zu legen.

Das Heim erreicht! – Da steigt aus fernem Dunkel
Ein Bild mir auf, geschaut und nie vergessen:
Das Kapitol in hellem Lichtgefunkel,

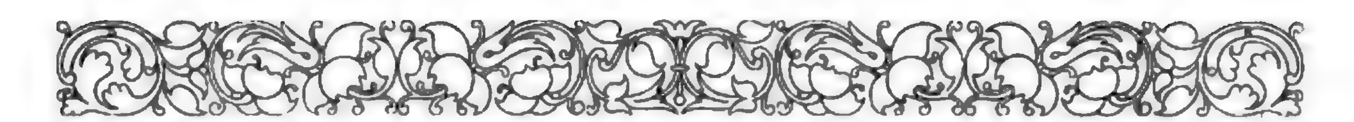
Mein ew'ges Ziel ... – Vom Schicksal fortgetrieben,
Der Heimat fremd, fremd fast der Muttersprache –
Was ist mir noch aus jener Zeit geblieben?

Die warmen Laute, die mich heut' umkosen,
Die Lebenswonnen, die mir heute quellen,
Einst fanden sie nur einen Glaubenslosen:

Auf teure Briefe sanken heiße Thränen ...
Die Heimat, wer vermöchte sie zu missen?
Und glüh'nder, immer glüh'nder ward mein Sehnen.

So trieb ich hin. Still ward's auf allen Wegen
Vorbei das Einst, vor mir das reichste Leben:
Mein einz'ges Rom, dir schlägt dies Herz entgegen!

*) Ungedruckter Nachlaß. Das Lied ist 1829 auf Capri gedichtet. Mitgeteilt von B. P. Hubl.



Zur Charakteristik E. T. A. Hoffmann's.

Von Georg Ellinger.

I.

Unter allen Novellisten der deutschen Romantik hat Hoffmann die tiefste und nachhaltigste Wirkung ausgeübt. Selbst Tieck vermag sich in dieser Beziehung nicht mit ihm zu messen, von Brentano wird allgemein nur noch die „Geschichte vom braven Kasperl und vom schönen Annerl" gelesen, ebenso findet Arnim bloß ein kleines Publikum, was man bei den „Kronenwächtern" trotz ihres hinreißenden Einganges, ferner bei „Isabella von Ägypten", „Gräfin Dolores" und „Hollin's Liebesleben" begreiflich finden kann, bei den entzückenden kleineren Erzählungen aber aufrichtig bedauern muß. Fouqué und Eichendorff leben nur noch durch je eine Erzählung unter uns fort, von Chamisso und Heinrich von Kleist kann hier abgesehen werden — von dem Einen deshalb, weil er nur eine Novelle geschrieben hat, von dem Andern, weil er nicht ohne Weiteres unter die Novellisten der Romantik einzureihen ist. Hoffmann ist der Einzige unter allen Erzählern der deutschen Romantik, der für die Mehrzahl seiner Schriften noch heute in Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus eifrige Leser findet. Diese Thatsache erscheint um so wunderbarer, als Hoffmann mit jeder Faser seines Wesens in der Zeit wurzelte, in der er lebte, so daß infolge dessen die Gestalten, die er geschaffen, nicht mehr durchweg dem Geschmack unserer Tage entsprechen. Wenn es aber Hoffmann trotz dieses der Anschauungsweise unserer Zeit fremdartigen Inhalts eines großen Teiles seiner Dichtungen noch immer gelingt, einen außerordentlich großen Leserkreis zu fesseln, so liefert uns diese fortdauernde Wirkung den sichersten Beweis für die Bedeutsamkeit seiner Dichtung und die unmittelbare Gewalt seiner Darstellungskraft. Man wird die soeben ausgesprochenen Worte vielleicht für eine Trivialität halten: aber leider ist es noch immer nicht unnötig, eine solche triviale Bemerkung auszusprechen, da über Hoffmann, namentlich in litterarhistorischen Werken, die sonderbarsten Urteile kursieren, die von unselbständigen Leuten dann ohne Weiteres nachgebetet werden. Ohne den Verdiensten Karl Goedeke's zu nahe zu treten und ohne die Ehrfurcht vor dem verstorbenen Forscher zu verletzen, muß es doch ausgesprochen werden, daß das Urteil, welches Goedeke über Hoffmann fällt, geradezu unbegreiflich erscheint und daß dasselbe an unrichtigen, schrullenhaften und schiefen Gesichtspunkten etwa nur noch mit dem Mißurteil des gleichen Litterarhistorikers über Heine zu vergleichen ist, das ja ebenfalls eifrige Anhänger, namentlich in neuester Zeit, gefunden hat.

Der Verfasser dieser Zeilen, der eine eingehendere Biographie Hoffmann's plant, beabsichtigt keineswegs, in den nachfolgenden Ausführungen eine Rettung Hoffmann's als Dichter zu liefern; Hoffmann hat eine solche Rettung nicht nötig. Wohl aber soll in diesem Aufsatz der Versuch gemacht werden, die Technik der Hoffmann'schen Erzählung und die Stoffkreise, aus denen dieselbe schöpft, im einzelnen näher zu erforschen und darzulegen. Da in den folgenden Zeilen wohl der erste Versuch nach dieser Richtung hin gemacht wird, so möge man die Unvollkommenheiten desselben entschuldigen.

Wenn wir die stattliche Reihe der Erzählungen Hoffmann's durchgehen, so beobachten wir einen Vorzug, der allen Novellen gemeinsam ist: überall beruht das, was er schildert, auf der sorgsamsten Beobachtung und auf der treusten Wiedergabe des Beobachteten. So wird stets die Umgebung, innerhalb deren die Geschichte sich abspielt, auf das Genaueste abgeschildert, ohne daß doch diese Schilderung aus dem Rahmen der Erzählung unverhältnismäßig herausträte und den eigentlichen Inhalt derselben beeinträchtigte. Der Erzähler begnügt sich nirgends mit einer vagen Angabe, sondern er führt uns unmittelbar in die Straßen, Plätze und Häuser, die er durch eigne Beobachtung oder durch genaues Studium von Reisebeschreibungen und Bildern kennt; in dem letzteren Falle sind immer noch Züge eigner Beobachtung in das nicht selbst geschaute Bild hineingetragen. Das lebhafte Treiben in den Zelten, das schon Friedrich Nicolai im „Sebaldus Notanker" abzuschildern suchte, die Straßen Berlins, die Umgebung Dresdens und der Artushof in Danzig werden uns ebenso lebendig vergegenwärtigt wie der Markusplatz und die einzelnen Gassen von Venedig. Mit einer seltenen Treue hat Hoffmann das Individuelle der einzelnen Bilder festzuhalten gewußt und mit der gleichen Anschaulichkeit versteht er alle die Gegenstände in scharfumrissenen Bildern zu zeigen, die zur Staffage der Handlung dienen. Das Schlafgemach der seligen Tante Alexanders (in der schönen Erzählung: „Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde") mit dem hochgetürmten, von meergrünen Gardinen umgebenen, Bett steigt ebenso lebhaft vor uns auf wie das Haus Meister Martins des Küfners und wie das Stübchen Salvator Rosa's, in welches der Feigenbaum seine Blätter und Zweige hineingehängt hat (in der Erzählung: „Signor Formica"). Auch bei den sparsam verwendeten Naturschilderungen weiß Hoffmann, ohne sich eigentlich lange beim Schildern aufzuhalten, durch wenige Züge ein festgestaltetes Bild vor uns erstehen zu lassen.

Diese ganze Richtung der Erzählungskunst Hoffmann's entsprang aus einer auf reiflicher Überlegung beruhenden künstlerischen Überzeugung. Wir besitzen in den „Serapionsbrüdern", in denen Hoffmann sich öfter über derartige prinzipielle Frage ausläßt, sein eignes Zeugnis über diesen Gegenstand. (Ich citiere Hoffmann nach folgender

Ausgabe: E. T. A. Hoffmann's gesammelte Schriften. Berlin. 1871; die hier folgende Stelle Bd. I. S. 52.) „Woher kommt es denn, ruft Hoffmann aus, daß so manches Dichterwerk, das keineswegs schlecht zu nennen, wenn von Form und Ausarbeitung die Rede, doch so ganz wirkungslos bleibt, wie ein verbleichtes Bild, daß wir nicht davon hingerissen werden, daß die Pracht der Worte nur dazu dient, den inneren Frost, der uns durchgleitet, zu vermehren? Woher kommt es anders, als daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht, daß die That, die Begebenheit, vor seinen geistigen Augen sich darstellend mit aller Lust, mit allem Entsetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern ihn nicht begeisterte, entzündete, so daß nur die inneren Flammen ausströmen durften in feurigen Worten. Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Was können die Gestalten eines solchen Dichters, der jenem alten Wort zu Folge nicht auch wahrhafter Seher ist, anderes seyn als trügerische Puppen, mühsam zusammengeleimt aus fremdartigen Stoffen." — Und an einer anderen Stelle der „Serapionsbrüder" wird das abschätzige Urteil über einen Dichter folgendermaßen motiviert (I. 100): „Alles was er schafft, hat er gedacht, reiflich überlegt, erwogen, aber nicht wirklich geschaut. Der Verstand beherrscht nicht die Phantasie, sondern drängt sich an ihre Stelle."

Diese Forderung, daß der Dichter nur das schildern solle, was er wirklich geschaut, hat Hoffmann überall an sich selbst gestellt, sowohl bei der Schilderung der äußeren Gegenstände, als bei der Charakterisierung der Personen, die in seinen Erzählungen auftreten. Auch in dem letzteren Falle fließt ihm aus der sorgfältigen Beobachtung die Kraft des Gestaltens. Trotzdem er überall seine Figuren genau beschreibt, erweckt er uns nirgends den Überdruß, welchen die ausführliche Beschreibung der einzelnen Personen in der Erzählung so leicht hervorruft. Er weiß diesen vielmehr dadurch zu vermeiden, daß er überall nur das hervorhebt, wodurch die betreffende Gestalt sich charakteristisch abhebt. Das Eigentümliche des Gesichtsausdrucks, der Gestalt, der Kleidung wird sorgfältig charakterisiert und dadurch die Phantasie des Lesers angeregt. Das gilt fast von jeder Gestalt, die Hoffmann geschaffen hat, sowohl von Meister Abraham, dessen Aussehen uns nur durch ganz kurze Angaben über seine Gestalt und seine Kleidung höchst anschaulich geschildert wird (Bd. VIII. S. 11.), von Meister Martin mit dem dicken Bauch, dem stattlichen Unterkinn, den blinzelnden Augen und der roten Nase (Bd. II. S. 192.), als von dem närrischen Lackierer und Vergolder Pickard Leberfink (XII. S. 81.) und vielen anderen Figuren. Und ein wahres Meisterstück ist die Schilderung Gluck's in der schönen Erzählung: „Ritter Gluck" (Bd. VII. S. 16) „Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buschigen, halbgrauen Augenbrauen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichen Feuer (der Mann mochte über funfzig seyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn stand in seltsamem Kontrast mit dem geschlossenen Munde, und ein skurriles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter, moderner Überrock hüllte die große hagere Gestalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder, und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Düten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabac in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rothem Weine aus einer Viertelsflasche an." Verstärkt wird diese lebendige Vergegenwärtigung der auftretenden Gestalten sehr häufig noch dadurch, daß dieselben uns unmittelbar nachdem ihre wesentlichsten Eigentümlichkeiten hervorgehoben worden sind, in Bewegung vorgeführt werden. So z. B. wenn uns Meister Abraham in seinen jüngeren Jahren geschildert wird, wie er mit seinem viel zu langen Haarzopf, gekleidet in einen grünen Rock, dessen offene Ärmelklappen seltsam im Winde auf- und niederflattern, mit einem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialisch auf die weiß gepuderte Frisur gedrückt hat, dröhnenden Schrittes die Straße herabkommt und bei jedem zweiten Schritt mit dem langen spanischen Rohr, das er in der Hand trägt, heftig auf den Boden stößt; wie er zuerst den Gruß des am Fenster stehenden Oheim Johannes Kreislers nicht erwidert, dann aber sich plötzlich wieder umkehrt, ihm eine tiefe Verbeugung macht und unter schallendem Gelächter davonrennt. Weiter kann auf die hübsche Schilderung hingewiesen werden, welche der Erzähler in der Skizze: der Musikfeind von dem Advokaten entwirft, der in den von dem Vater des Musikfeindes veranstalteten Konzerten die Geige zu spielen pflegte: „Mir steht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbesponnenen Knöpfen, einen kleinen silbernen Degen und eine röthliche, nur wenig gepuderte Perücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeschreiblichen komischen Ernst in allem, was er begann. Ad opus! pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Musikblätter auf dem Pulte vertheilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, sich immer mehr und mehr übers Blatt beugend, zu arbeiten, daß die rothen Augen glänzend heraustraten und Schweißtropfen auf der Stirn standen. Es geschah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde als die Übrigen, worüber er sich dann nicht wenig wunderte und die Anderen ganz böse anschaute."

Es ist an dieser Stelle natürlich unmöglich, noch eine größere Reihe dieser lebenswahren und anschaulichen Schilderungen hervorzuheben. Wohl aber müssen wir mit einigen Worten auf die Art und Weise eingehen, in der Hoffmann seine Beobachtungen für die zu entwerfenden Gestalten sammelte. Bei dem Nachdruck, mit welchem Hoffmann beständig die Forderung wiederholt, daß der Dichter die Gestalten, die er schildert, auch selbst geschaut habe, gewinnt dieser Punkt eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Wir besitzen darüber zwei Zeugnisse, das anschaulichste und beste von Hoffmann selbst, in der Novelle: „Des Vetters Eckfenster", das andere von Hitzig in seinem Buch: Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß. So sehr man sich nun auch hüten muß, die Nachrichten

Hitzig's*) über Hoffmann überall auf Treu und Glauben hinzunehmen, so sind sie doch in diesem Falle, wie sich aus Hoffmann's Novelle ergiebt, durchaus zutreffend. Beim Spazierengehen, während des Aufenthaltes an öffentlichen Plätzen, überall suchte er Beobachtungen zu sammeln und seine Studien zu machen. Fiel ihm nun Jemand etwa durch eine Absonderlichkeit an Gestalt und Kleidung, oder durch irgend etwas anderes, durch eine besonders traurige oder freudige Miene, auf, so prägte er sich nicht nur die Gestalt mit allen ihren Einzelzügen auf das Genaueste ein, sondern er suchte auch nach einer möglichst wahrscheinlichen Motivierung für die Absonderlichkeiten im Aussehen, für den Schmerz oder die Freude dessen, den er geschaut, und diese Motivierung gestaltete sich ihm unwillkürlich zur Erzählung um. Eine ganze Reihe von Beispielen für diese Thatsache findet man in: „Des Vetters Eckfenster" (man vergl. namentlich Bd. XII. S. 220 f.). Aber auch da wo Hoffmann die Idee zu einer Erzählung nicht aus unmittelbarer Beobachtung ausging, sind die meisten Figuren bestimmten Gestalten des wirklichen Lebens nachgezeichnet.

In der gleichen Weise wie Hoffmann andere Menschen als Vorbilder für seine Gestalten gewählt hat, hat er nun auch sich selbst in verschiedenen Erzählungen dargestellt. Wenn wir von der Erzählung: „Das Majorat" absehen, hat Hoffmann sich in vier Novellen geschildert, als Rat Krespel (Serapionsbrüder, Bd. I S. 28 ff.), als Gerichtsrat Droßelmeier (in dem Märchen: „Nußknacker und Mausekönig"), als Meister Abraham und Kreisler. Auf diese Gestalten hat der künftige Biograph Hoffmann's zunächst Rücksicht zu nehmen, denn sie erschließen uns manches aus Hoffmann's Wesen, worüber unsere sonstigen Quellen schweigen. Alle uns bereits bekannten Züge in Hoffmann's Wesen finden wir bei diesen vier Gestalten wieder. Der lächerliche Kontrast, in welchem Hoffmann's äußere Erscheinung zu der Ideenwelt stand, in der lebte; seine tiefe, schmerzliche Ironie über die wechselvollen Erscheinungen dieses Lebens; seine leicht ins fratzenhafte übergehende Art, plötzlich vom tiefsten, verzehrenden Schmerz zur ausschweifendsten Lustigkeit überzuspringen; seine enthusiastische Liebe zur Musik, die ihm beim Anhören einer herrlichen Komposition wortlos machte, so daß er mit Hohn und Spott über Jeden herfiel, der etwas zum Lobe derselben sagen wollte — alles dies treffen wir in der einen oder der anderen Gestalt — bei Kreisler sind die sämtlichen Eigenschaften vereinigt — ebenso an, wie die kleinen, menschlich schönen Züge in Hoffmann's Wesen, etwa seine Neigung für Kinder. Und auch bei der Schilderung der letzten Eigenschaft bleibt der Dichter nicht bei vagen Allgemeinheiten stehen, sondern er schildert den Gerichtsrat Droßelmeier, wie er den Kindern seines Freundes als Weihnachtsgeschenk ein künstlich aufgebautes Schloß verehrt*) oder führt den Rat Krespel vor, wie er bei Tisch den Kindern seines Wirtes aus den Hasenknochen allerlei kleine Spielzeuge drechselt, die die Kinder jubelnd in Empfang nehmen.

In dieser unmittelbaren Vergegenwärtigung und anschaulichen Darstellung sowohl der Personen, die der Dichter uns vorführt, als der Umgebung, in der sie auftreten, liegt der eine Haupterklärungsgrund für die Thatsache, daß Hoffmann auf die Phantasie seiner Leser eine so unmittelbare und große Gewalt ausübt. Ein zweiter Grund ergiebt sich aus der Art, mit der Hoffmann erzählt. Alles, was zu der Erzählung gehört, den geringfügigsten Nebenumstand wie die bedeutendste Katastrophe, berichtet er mit der gleichen Ruhe. Nirgends zeigt sich eine persönliche Anteilnahme des Dichters; überall erzählt er wie ein unbeteiligter Zuschauer. Absichtlich legt er seinen Personen die leidenschaftlichsten Ergüsse in den Mund, die dann um so schärfer sich abheben von der ruhigen Erzählung, die nach Beendigung der direkten Rede unmittelbar wieder aufgenommen wird und in der auch nicht der leiseste Ton der Leidenschaft nachzittert. Auch wenn Hoffmann irgend Jemanden seine eigne Geschichte erzählen läßt, weiß er den ruhigen Ton der Erzählung beizubehalten, und versteht es, denselben zu motivieren, entweder dadurch, daß er einen längeren Zeitraum vergangen sein läßt zwischen dem Zeitpunkt der Aufzeichnung und der Zeit, in welcher die berichteten Ereignisse geschehen sind, so z. B. in den „Elixieren des Teufels" und in dem „Majorat". Oder daß er Jemandem von seinen eignen Erlebnissen berichten, denselben jedoch von sich wie von einem ganz Fremden in dritten Person reden läßt. Das Letztere ist der Fall in den Erzählungen: „Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde" (Nr. 4 der schönen Novelle: „Die Abenteuer der Sylvesternacht", Kreisleriana, 3.) und: „Der Zusammenhang der Dinge".

Dieselbe Beobachtung, welche wir bei der Musterung der einzelnen Gestalten gemacht haben, die Hoffmann geschaffen hat, drängt sich uns auch auf, wenn wir näher auf die Stoffkreise eingehen, aus denen Hoffmann seine Erzählungen geschöpft hat. Auch hier nämlich gestaltet er selten etwas, was er nicht selber erlebt und geschaut hat. Diese Behauptung mag paradox erscheinen, wenn man daran denkt, wie stark in seine Erzählungen die „dritte Welt" hineinragt, so daß die Meisten bei der Nennung seines Namens zunächst an Spuk- und Geistergeschichten zu denken pflegen. Dennoch ist es richtig, daß wir auch hier in den meisten Fällen kein willkürliches Spiel der Phantasie vor uns haben. Wir wissen sowohl aus eignen Aufzeichnungen Hoffmann's wie

*) Hitzig fehlte alles Verständnis für eine Natur, wie Hoffmann sie war, und wir begegnen daher in seinem Buch auf Schritt und Tritt durchaus verkehrten Urteilen, ganz zu geschweigen des albernen Klatsches, der durch ihn in die Litteraturgeschichte gekommen ist. Bd. II. S. 314 lesen wir z. B. „Von der freien Natur war Hoffmann nie ein besonderer Freund". Daß Jemand, der in seinen Dichtungen landschaftliche Eindrücke in so anmutiger Weise festzuhalten wußte, und mit solcher Liebe bei ihnen verweilte, kein Freund der Natur gewesen sein soll, erscheint ganz unbegreiflich. Das Wahre wird dies sein, daß Hoffmann — was auch mit seinem sonstigen Wesen durchaus übereinstimmt — kein Freund der landläufigen Bewunderung von Naturschönheiten mit ihrem Ach! und O! war und daß ein Philister wie Hitzig infolgedessen leicht glauben konnte, Hoffmann gehe der Sinn für die Schönheit der Natur ab.

*) Auch dieser Zug beruht auf einer wirklichen Thatsache, vgl. Hitzig, Bd. II. S. 109. „So lebten sie (Hitzig's Kinder) z. B. damals gerade der Hoffnung, ihren Liebling, „Undine" (Hoffmann's Oper) mit leiblichen Augen auf der Bühne zu sehen, und Hoffmann, um ihnen einen Vorschmack von dieser Seligkeit zu geben, malte ihnen zum Weihnachtsabend mit der größten Sorgfalt die Burg Ringstetten, baute sie ihnen auf und erleuchtete sie prachtvoll von innen."

aus Hitzig's Mitteilungen (Aus Hoffmann's Leben, II. 311.), daß der Dichter beständig von der Ahnung geheimer Schrecknisse verfolgt wurde, von denen er glaubte, daß sie in sein Leben treten würden, daß er die Feindseligkeiten dämonischer Mächte fürchtete, Doppelgänger und Schauergestalten zu sehen meinte.*) Mit welcher Energie der Dichter diese Stimmungen, die in seinem Innern so mächtig wiederklangen, verarbeitet hat, ist bekannt. Wohl aber verlohnt es sich darauf einzugehen, in welcher Weise Hoffmann die Motive, die sich aus diesem Stimmungskreise ergaben, dichterisch gestaltet hat. Zunächst hat er in einigen Erzählungen Gestalten in den Mittelpunkt gestellt, welche ähnlich wie der Dichter selbst, von der Furcht gemartert werden, daß geheimnisvolle Mächte feindlich in ihr Leben eingreifen würden. Das glänzendste Beispiel bietet hier wieder Kreisler im „Kater Murr". Auch in Kreisler lebt die beständige Ahnung von der unheilvollen Einwirkung geheimnisvoller, dämonischer Mächte auf sein Leben, er meint Doppelgänger zu sehen und das, was man ihm von einem rasenden Menschen erzählt, dem er auffallend ähnlich sah, wähnt er selbst gethan zu haben; er glaubt endlich, daß der Wahnsinn auf ihn laure wie ein nach Beute lechzendes Tier, und ihn einmal plötzlich zerfleischen werde. Es ist bekannt, daß in dem leider nicht ausgeführten dritten Teil des „Kater Murr" Kreisler diesen dunklen Mächten anheimfallen sollte. Ebenso kehrt dies Motiv wieder in dem öden Haus und dem Doppelgänger, doch dient es in den beiden letzten Erzählungen nur zum Ausgangspunkt, an welchen düstere Familiengeschichten angeknüpft werden.

Es sind die mannigfachsten Motive, die Hoffmann aus diesen Stimmungen zu gestalten wußte. In greifbarer Realität erschienen ihm die düstren Gewalten, von denen er glaubte, daß sie in sein Leben zerstörend eingreifen würden; er glaubte sie vor sich zu sehen und gewann dadurch die Kraft, sie so anschaulich zu schildern. Daher verfährt er bei der Einführung der spukhaften Gestalten genau ebenso, wie bei der Behandlung der realen Figuren: er schildert ihr Aussehen, wie ein unbeteiligter Zuschauer. Aber auch wo es sich um körperlose Spukerscheinungen handelt, sucht er nach bezeichnenden Zügen, um dem Leser eine möglichst deutliche Vorstellung zu erwecken. „Es scheint heilloser Unsinn," sagt Viktor im Elementargeist (Bd. XI. S. 212.), als er von der Wirkung einer Beschwörung erzählt, „wenn ich von einer gestaltlosen Gestalt sprechen wollte, und doch kann ich kein anderes Wort finden, um das gräßliche Etwas zu bezeichnen, das ich gewahrte." Darin, daß Hoffmann an die Geister, die er schilderte, selbst glaubte, liegt der Grund, daß er die spukhaften Gestalten, die er so genau abzuschildern weiß, mitten in der Tageshelle des wirklichen Lebens erscheinen läßt. So erscheinen in der Brautwahl Leonhard Thurneisser und Lippold in dem Berlin des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, um dem närrischen Pedanten, dem geheimen Kanzlei Sekretär Tusmann seine Braut abzujagen; so wandelt Ritter Gluck am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im Tiergarten und den Straßen von Berlin einher. Und ganz auf die gleiche Weise erklärt es sich, wenn ganz harmlos scheinende Individuen, wie der Archivarius Lindhorst (im „Goldnen Topf), George Pepusch (im „Meister Floh") und der Doktor Prosper Alpanus (im „Klein Zaches") plötzlich zu gespenstischen Gestalten, zu Salamandern und Geisterfürsten werden, und sich dann unmittelbar darauf wieder in gewöhnliche Individuen verwandeln. Auch hier wird Hoffmann in eminentem Maße von seiner scharfen Beobachtungs- und Darstellungsgabe unterstützt; wir können das Grauen vollkommen nachempfinden, das den Studenten Anselmus ergreift, als er dem in einem lichtgrauen Überzieher gehüllten königlichen Archivarius gegenübersteht, der ihn mit einem unheimlich stechenden Blick mustert. Vortrefflich wird dann die plötzliche Verwandlung des Archivarius noch durch folgenden Zug vorbereitet: der Dichter erzählt, wie der Archivarius im Kaffeehause, das er täglich zu besuchen pflegt, den Gästen mit der ernsthaftesten Miene Mitteilungen aus seinem Leben macht, die diese für Schnurren halten und mit lautem Gelächter begleiten, während Anselmus, dem der Archivarius nachher als Salamander erscheint, von innerem Grausen erbebt; der Archivarius erzählt, daß sein Vater ein Geisterfürst gewesen und vor ganz kurzer Zeit, nämlich vor dreihundertfünfundachtzig Jahren gestorben sei und daß sein Bruder sich auf die schlechte Seite gelegt habe und unter die Drachen gegangen sei. — Hoffmann's Bestreben geht immer dahin, zunächst das Äußere der betreffenden Persönlichkeit uns bis ins Einzelste hinein genau vorzuführen und dann durch charakterische Züge, wie die hier soeben mitgeteilten, ihr ein so fremdartiges, seltsam zwischen Wunderlichem und Wunderbarem die Mitte haltendes Gepräge zu verleihen, daß es uns gar nicht Wunder nimmt, wenn dieselbe plötzlich zur spukhaften Gestalt wird. Aus diesem Thatbestande erklärt sich die Macht, welche Hoffmann in der Schilderung solcher Zusammenhänge über unsere Phantasie gewinnt. Durch die genaue Schilderung und die sorgfältige Motivierung des Eintretens des Wunderbaren gewinnt er die Kraft, diese Dinge so zu schildern, als ob sie durch den natürlichen Lauf der Dinge bedingt wären. Sehr häufig wendet er noch den Kunstgriff an, uns die grauenhaften Mächte nur in ihrer Wirkung auf ein dem Wunderbaren zugewandtes Gemüt zu zeigen, so daß wir im Ungewissen gelassen werden, ob die spukhaften Erscheinungen (nach des Dichters Meinung) wirklich vorhanden sind oder bloß in der Einbildung des Betreffenden leben.

Es läßt sich nun allerdings nicht bestreiten, daß Hoffmann die Macht, welche er in der Schilderung dieser Verhältnisse über die Phantasie des Lesers gewonnen, zuweilen mißbraucht hat. Während er zuerst zweifellos, wie oben hervorgehoben, Selbsterlebtes darstellte, hat er später solche Zusammenhänge ergriffen, nur, um die ge-

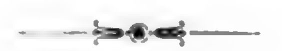
*) Hoffmann glaubte bestimmt, daß das Wunderbare auch in seiner Zeit noch fortwirke und es sind seine eigenen Überzeugungen, die er in den „Elixieren des Teufels" dem Prior in den Mund legt (Bd. VI. S. 232.): „Man sagt, das Wunderbare sei von der Erde verschwunden, ich glaube nicht daran. Die Wunder sind geblieben, denn wenn wir selbst das Wunderbarste, von dem wir täglich umgeben, deshalb nicht mehr so nennen wollen, weil wir einer Reihe von Erscheinungen die Regel der cyklischen Wiederkehr abgelauert haben, so fährt doch oft durch jenen Kreis ein Phänomen, das all unsre Klugheit zu Schanden macht, und an das wir, weil wir es nicht zu erfassen vermögen, in stumpfsinniger Verstocktheit nicht glauben. Hartnäckig leugnen wir dem innern Auge deshalb die Erscheinung ab, weil sie zu durchsichtig war, um sich auf der rauhen Fläche wiederzuspiegeln." Ähnliche Äußerungen finden sich auch sonst öfter.

wonnene Virtuosität zu zeigen. Diese Thatsache wird uns z. B. ganz deutlich werden, wenn wir etwa die betreffenden Partien des „Goldenen Topfs“ oder des „Klein Zaches“ mit denen des „Meister Floh“ vergleichen: im Vergleich zu den beiden ersteren vortrefflich durchgeführten Erzählungen läßt sich in der letzteren genau verfolgen, wie diese Erzählungsart allmählich zur Manier wird; ganz Ähnliches läßt sich von der Novelle: „Prinzessin Brambilla“ sagen.

Der Drang nach dem Wunderbaren in Hoffmann's Natur führte ihn dazu, diejenigen, welche für das Wunderbare nicht empfänglich waren, für kahle und platte Philister zu erklären, die nur an den alltäglichen Erfahrungen des Lebens hafteten, aber den höheren Regungen des Menschengeistes unzugänglich seien. Damit erhält der Kampf gegen das Philistertum, welcher die ganze Romantik durchzieht und der auch bei Hoffmann mehrfach wiederkehrt, eine ganz neue Seite. Das Erfassen, das innere Erschauen der Geisterwelt wird im „Goldnen Topf“ sogar geradezu indentifiziert mit dem Eindringen in das Reich der Poesie. Auf der einen Seite steht hier der Student Anselmus, der nach des Dichters Willen ein Abbild derjenigen Menschen sein soll, in deren Seele ein Funken der heiligen Poesie gefallen ist; auf der anderen Seite stehen die allerdings mit entzückendem Humor gezeichneten Vertreter des Philistertums, der Konrektor Paulmann und der Registrator Heerbrand. Wohl hat Anselmus Stunden, in denen er glaubt, in den engen Kreisen eines selbstgenügsamen Philistertums an der Seite der blauäugigen Veronika, der Tochter Paulmann's, glücklich werden zu können, aber unaufhaltsam zieht es ihn wieder hin zu den überschwenglichen Freuden, welche ihm das Geisterreich erschließt. „Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis offenbaret?“ Giebt sich also Anselmus den geheimnisvollen Mächten ganz hin, die hier freilich in weniger schrecklicher Gestalt erscheinen, so sehen wir, wie es den Helden anderer Erzählungen gelingt, sich aus den geheimnisvollen Banden, die sie zu umstricken drohen, zu befreien und wie hier das Leben und frischer, entschlossener Mut die spukhaften Erscheinungen überwindet. So entgehen in der Erzählung „Der Kampf der Sänger“, in welcher Hoffmann auf seine Weise die Erzählung vom Wartburgkriege nach Wagenseil behandelt und deren Genuß uns leider, ähnlich wie bei einzelnen Stücken Brentano's, durch die manieriert-altertümliche Sprache verkümmert wird, Wolfram von Eschenbach und zuletzt auch Heinrich von Ofterdingen den Schlingen, welche ihnen dämonische Mächte legen. Ebenso gelingt es im „Meister Floh“ dem Peregrinus durch die Liebe zu der holden Buchbinderstochter Röschen dem Einfluß der unheimlichen, gespenstischen Gestalten sich zu entwinden, denen er beinahe willig verfallen wäre. Und auch im „Klein Zaches“ siegt die Tageshelle des wirklichen Lebens über den zauberhaften Spuk und durch die vereinten Anstrengungen der bedrohten Freunde wird, allerdings nicht ohne die Hilfe guter Geister, die Macht gebrochen, welche den kleinen Unhold Klein Zaches umgiebt und durch die er alles Gute sich anmaßt, was andere Menschen gethan haben und alles Schlechte, was er gethan, auf andere abwälzt.*)

Wie im „Klein Zaches“, so sehen wir auch in anderen Erzählungen Menschen, welche mit besonderen dämonischen Kräften ausgerüstet sind, geradezu in die Stelle einrücken, welche sonst bei Hoffmann die Gespenster einnehmen. Durch ein Bündnis mit dem Teufel, dem schon sein Vater verfallen war, gewinnt Ignaz Denner in der gleichnamigen Erzählung (Nachtstücke, Bd. V. S. 42 ff.) die geheimnisvolle Macht, mit der er den frommen Andres verlocken will zu frevelhaften Thaten — ein Versuch, der aber an der Unschuld und Frömmigkeit des Andres scheitert. Mehr aber als diese Art, sich außermenschliche Gewalt zu verschaffen, beschäftigte Hoffmann die Frage der Einwirkung, die vermittelst des Magnetismus ausgeübt wird. Nicht allein daß diese damals so vielfach behandelte Frage in den Gesprächen der „Serapionsbrüder“ nach den verschiedensten Richtungen hin erörtert wird, auch in zwei größeren Erzählungen hat Hoffmann sie künstlerisch zu bewältigen gesucht. Daß beide Novellen eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben, gesteht der Dichter selbst zu; (Bd. III. S. 133.) sie zeigen aber einen einander ganz entgegengesetzten Ausgang und der gleiche Unterschied, den, wie wir oben sahen, die Gespenstergeschichten in ihrem Ausgang aufweisen, läßt sich auch hier beobachten. In der Novelle: „Der Magnetiseur“ (Phantasiestücke in Callot's Manie, Teil II; Bd. VII. S. 151 ff.) gelingt es dem Magnetiseur Alban, durch die geheimnisvollen magnetischen Kräfte, über welche er verfügt, die Schwester seines Freundes gerade in dem Augenblick zu töten, als sie mit ihrem Bräutigam vor den Altar tritt, und die ganze Familie in Unglück und Verzweiflung zu stürzen. Der Magnetiseur dagegen, den uns die Erzählung: „Der unheimliche Gast“ (Bd. III. S. 92 ff.) vorführt, unterliegt den geheimnisvollen Mächten, die er selbst heraufbeschworen hat, um die Braut eines anderen dem gleichen Verderben zu weihen, das er vorher einigen anderen Jungfrauen bereitet hat.

*) Der erste Plan zu diesem Märchen war, wenn wir Hitzig trauen dürfen, in einem Punkte von der späteren Ausführung verschieden. Nach Hitzig's Bericht ist Hoffmann die Idee zu dem Märchen während einer heftigen Krankheit aufgegangen und als Hitzig ihn einmal, während er im heftigen Fieber lag, besuchte, soll der Dichter ihm noch im heftigsten Fieberanfalle, in kurzen, raschen Absätzen, wie sie die Hitze veranlaßt, entgegen gerufen haben: „Denken Sie, was für ein paar verwünschte Ideen mir eben gekommen sind. Ein häßlicher, dummer kleiner Kerl, — fängt alles verkehrt an, — und wie was Apartes geschieht, hat er's gethan. Wird z. B. ein schönes Gedicht in einer Gesellschaft von einem Andern verlesen, — er wird als Verfasser geehrt, und empfängt dafür das Lob, und so durchweg. — Dann wieder ein Anderer, der einen Rock hat, — wenn er ihn anzieht, — werden die Ärmel zu kurz, — und die Schöße zu lang. — Sobald ich wieder gesund werde, muß aus den Kerls ein Märchen werden.“ (Bd. II. S. 138.) Offenbar war es also Hoffmann's ursprüngliche Absicht, dem Klein Zaches eine Kontrastfigur gegenüberzustellen, die mit allem, was sie beginnt, Unglück hat; wir denken etwa an die Charakteristik des Anselmus am Anfang des „Goldnen Topfs“. Dann hat er aber die Absicht fallen gelassen und den zweiten Gedanken nur als scherzhaftes Nebenmotiv verwendet.



Zum Jubiläum eines Unbekannten.

Von Karl Emil Franzos.

Der Titel scheint eine Satire zu versprechen, aber der Schein soll trügen. Wie immer man über die Jubiläumsmode denken mag, es ist kinderleicht, eine solche Satire nicht zu schreiben, weil es ihrer – horribile dictu! – nachgerade hundertmal so viel giebt, als Jubiläen. Einige sind gut, die meisten schlecht und witzlos, aber selbst die besten nicht so treffend wie jenes einzige Wort Dingelstedt's, mit dem der geistvolle Mann einst den Ehrentag eines Wiener Kollegen verschönt: noch sehe ich ihn vor mir, wie er in das geschmückte Zimmer eintritt und mit einem Blick auf die Lorbeerkränze und Adressen sagt: „Ich gratuliere Ihnen zu diesem schönen Erfolg Ihrer Bemühungen.“ Aber es giebt ja auch Jubiläen, zu welchen unbestellt Kränze eintreffen, und selbst wenn die Mode durch den Mißbrauch noch weitaus verzerrter wäre, als sie es leider nun ist, an sich ist sie schön und erfreulich, ein Tribut nicht bloß der Pietät, sondern auch der Gerechtigkeit. So lange das Volk der Dichter und Denker zugleich das der schlechtesten Bücherkäufer und der rüdesten kritischen Tonart bleibt, wird man sich daran freuen müssen, daß auch dem deutschen Dichter vor dem Tode mindestens ein Tag beschieden ist, wo ihm statt Steinen Lorbeerkränze ins Haus fliegen.

Nein, ich will keine Satire schreiben, sondern allen, welche dies lesen, eine reine Freude machen. Denn wenn ich die Gemeinde, welche diese Zeitschrift um sich versammelt, im Geiste überschaue, dann weiß ich, daß es niemand darunter giebt, dem es nicht eine Freude wäre, zu erfahren, daß es einen wirklichen Poeten mehr giebt als er geglaubt. Nur von Einem fürchte ich Widerspruch: ich sehe ihn vor mir, wie der Sechzigjährige rot wird wie ein Knabe und das graue Haupt schüttelt und sich dann an den Schreibtisch setzt, um mir in seiner seltsam verschnörkelten Kaufmannsschrift zu schreiben: „Warum haben Sie nicht früher angefragt, ob's mir recht ist? Es kommt mir zu früh . . .“ Aber auch meine Rechtfertigung halte ich nun schon bereit: Hätte ich warten wollen, bis Sie es an der Zeit finden, wäre dieser Aufsatz nicht vor dem jüngsten Tage erschienen. Und habe ich nicht schon vierzehn Jahre gewartet?

Gewiß, so lange ist es nun her, seit mir unser Unbekannter wohlbekannt ist. Das war an einem Juli-Vormittag von 1876, auf der Gmundener Esplanade. Um zwei Uhr sollten wir, Eduard Mautner und ich, bei La Roche in seinem winzigen Häuschen am See zu Mittag essen und vertrieben uns die Zeit bis dahin durch Spazierengehen und ernste Gespräche. Denn der dicke, lustige Verfasser der „Eglantine“, der munterste Viveur unter den Poeten, konnte auch sehr ernst sein, besonders wenn die Rede auf Ruhm kam und was damit zusammenhängt. Mein trefflicher wohlbeleibter Freund dinierte, tanzte und soupierte mit demselben heiligen Eifer unermüdlich darauf los, wie sich etwa ein Buddhisten-Mönch der Askese weiht und nährte dabei doch im tiefsten Herzen den Vorwurf, daß er über all' diesen guten Sachen die beste versäumt: seine Begabung im Dienste großer Aufgaben zu bewähren. Ob er Recht daran hatte, ob sein flüssiges Naturell auch bei strengster Selbstzucht uns viel anderes hätte bescheren können, als die hübschen Theaterstücke und Gedichte, die nun seinen Namen in der geistigen Geschichte Wiens festhalten, will ich nicht erörtern, genug, daß er oft davon sprach und so auch an jenem Tage. Mir aber war damals gar nicht zu Mute, teilnahmsvoll solchen Klagen zu horchen. Ich war damals als Schriftsteller noch sehr jung, hatte eben mein erstes Buch herausgegeben und damit aus dem Tartarus, wo die Unbekannten hausen, den ersten Schritt in jenes Zwielicht gethan, wo wir zuweilen bereits einem Gebildeten begegnen, der unsern Namen kennt, und das fand ich sehr hübsch. Aber der Einblick in die gewerbsmäßige Litteratur, die Unzufriedenheit der berühmten und bekannten Leute, die mir noch vor wenigen Monaten aus meiner Tartarus-Perspektive wie olympische Götter erschienen, das ruhelose Hasten nach Ruhm, das alles schien mir recht traurig, und so sagte ich denn, als mein braver Mautner wieder einmal aufseufzte: „Wie berühmt könnte ich sein und wie viel könnte ich verdienen!“ nur kurz: „Eigentlich dichtet man nicht, um zu leben, sondern lebt, um zu dichten.“

Er blieb stehen. „Das hat mir heute schon Einer gesagt, und der meint es gewiß aufrichtiger als Sie – Sie sind ja selbst Berufsschriftsteller geworden. Er aber hat noch freiwillig keine Zeile drucken lassen und findet wirklich sein Genügen daran, zu dichten. Dazu allein lebt er freilich nicht, sondern muß auch erwerben, aber seine Verse sind doch der beste Schmuck, ja der schönste Inhalt seines Lebens.“

„Und er macht gute Verse?“

„Vortreffliche,“ versicherte Mautner. „Soll ich Ihnen eine Probe sagen?“ Und er recitierte mir das Folgende; sein Gedächtnis für Verse war phänomenal, kürzere Gedichte, die er einmal gehört und die Eindruck auf ihn gemacht, besaß er dann auf Lebenszeit. Ich kann mich so großen Vorzugs nicht rühmen und citiere nach einer andern Quelle, die ich später nennen werde:

Ich riß dich aus besonnter Bahn,
Aus deines Glücks geweihten Marken,
Nun aber muß dein Herz erstarken
Und mutig kämpfen, da's gethan.
Ich trug dich aus den friedensvollen
Gehegen in ein heiß'res Land,
Dich hätt' ich ewig meiden sollen
Und danke Gott, daß ich dich fand!

Es glich dein Leben dem Krystall,
Worin sich Frühlingslichter fangen,
Ein Lenzhauch zog von deinen Wangen
Hinaus in das erquickte All!
Da schreckt dich auf Gewittergrollen,
Ein greller Blitz am Wolkenrand –
Dich hätt' ich ewig meiden sollen
Und danke Gott, daß ich dich fand!

Wir kannten uns und standen scheu
Und traumumdämmert oft beisammen,
Dir waren die gewalt'gen Flammen
Geheimnisvoller Liebe neu!
Du wolltest flieh'n, doch sank dein Wollen,
Ein müder Falter, in den Brand –
Dich hätt' ich ewig meiden sollen
Und danke Gott, daß ich dich fand!

Nun bist du mein! und naht der Schluß
Des wonnereichen Marterganges —
Dann schenke mir ein letztes banges
Gerührtes Wort und einen Kuß!
Und lasse meine Thränen rollen
Auf deine kleine weiße Hand —
Dich hätt' ich ewig meiden sollen
Und danke Gott, daß ich dich fand'

Die Verse können sicherlich an sich Eindruck machen: damals, in lebendigem, trefflichen Vortrag vernommen, entzückten sie mich. „Warum lassen Sie das nicht drucken?" fragte ich. „Es ist ja besser als sehr vieles, vielleicht das meiste, was man heute an moderner Lyrik vorgesetzt bekommt."

„Gewiß, aber er will nicht. Übrigens, vielleicht glaubt er Ihnen mehr als mir. Kommen wir zeitig genug vom Diner ab, so kann ich Sie noch heute zu ihm führen; er ist jetzt auch hier."

Sehr zeitig kamen wir von La Roche grade nicht ab; als wir wieder auf die Esplanade traten, lagen schon die Schatten der Dämmerung auf Fels und See. Wer je seine Füße unter diesen Tisch gestreckt, den wird's nicht wundern; wo giebt's heute noch solchen Wirt und wie oft finden sich solche Gäste beisammen! Man setzt sich zusammen, ißt und trinkt mehr oder minder gut, schwatzt mehr oder minder gescheit, kurz, heute giebt es Diners, auf jenen Gastmählern im Seehäuschen aber lag ein Abglanz der Grazie, der Heiterkeit, des ernst-frohen Geistes eines Symposions. Doch das gehört hier nicht zur Sache, sagen muß ich nur, daß ich auch da zufällig meines Unbekannten erwähnen hörte. Als uns nämlich La Roche nach Tische sein Gedenkbuch zeigte, ein unscheinbares, in braunes Leder gebundenes Büchlein, welches Eintragungen fast aller berühmten Österreicher seit 1850 enthielt, und ich den greisen Meister fragte, welche Verse ihm selbst den meisten Spaß gemacht, wies er auf ein Blatt von Hebbel, eines von Mautner und eines unseres Unbekannten. „Am Napoleonstage, 15. August 1870" geschrieben, beklagt es, daß nun „des deutschen Geistes Triumph die deutsche Schlacht" und fährt dann fort:

„Doch hier am Duftgelände
Des See's, im stillen Haus,
Da löschen wir die Brände
Der Kriegesfackel aus.

Die Zeit des Eisenschmiedens
Erscheint uns hier entrückt,
Im Bild des deutschen Friedens,
Der diese Räume schmückt.

Wär' Wilhelm hier zu Gaste
Mit seinem Heldensohn,
Schrieb er an Moltke: „Raste",
„Genug!" An Steinmetz, Roon.

Wir haben Ihm versalzen
Die Mosel und die Saar,
Und könnten jetzt verpfalzen
Schön Frankreich ganz und gar.

Doch weil's hier so gemütlich,
So trefflich das Menu,
So ordnen wir uns gütlich
Mit ihm und mit Trochu.

Ich fühl's, die deutschen Hiebe,
Sie treffen deutsches Mark,
Uns macht allein die Liebe
Zum Ideale stark.

Das lehrte mich in Gmunden
La Roche, der deutsche Mann:
D'rum laß ich Metz dem wunden
Turko Zuaven Chan.

Und laß Viktoria knattern
Und mache Frieden hie,
Und alle Banner flattern
Der Kunst und Poesie!"

„Sie dürfen nicht vergessen," fügte La Roche wie entschuldigend hinzu, „der Mann ist ein Österreicher und ist 1848 als Student auf der Barrikade gestanden. Aber die Verse sind gut." — „Ja, das sind sie," konnte ich ehrlich zustimmen. Und als ich mit Mautner auf die Esplanade trat, wollte ich ihn auch sofort an sein Versprechen erinnern. Aber der Treffliche — und das ist nicht ironisch gemeint: Mautner zählt zu den bravsten Menschen, denen ich im Leben begegnet — war wieder einmal überaus elegisch, wie fast immer unmittelbar vor und nach einem großen Diner. Zwar fragte er, als wir auf die Straße traten: „Wissen Sie nicht, was das für ein Braten war? Wild, aber welches?" — Dann aber sprach er wieder von seinem verfehlten Leben und citierte die Verse „eines Andern, dem es nicht besser ergangen", des Deutsch-Böhmen Uffo Horn:

„Nun meine Jugend von mir scheidet,
Und meine beste Kraft vergeudet
Um Frauengunst und eitlen Tand,
Nun fühl' ich, wie die Reue schneidet
Beim Drucke einer Manneshand."

Sprach's schmerzvoll und verstummte, und auch ich schwieg: welches Wort des Trostes sollte ich ihm auch sagen? Aber nachdem wir so einige Minuten still und bewegt neben einander hingegangen, sollte sich der Bann in für mich etwas überraschender Weise lösen. Plötzlich blieb Mautner stehen, schwippte mit den Fingern und rief: „Jetzt weiß ich's. Hirsch war's." Er hatte noch immer über den Braten nachgedacht . . . Nun konnte ich ihn auch an sein Versprechen erinnern und obwohl die Stunde für einen ersten Besuch just nicht die tauglichste war, pilgerten wir dennoch selbander zu unserm Poeten, der in einem der kleinen Häuschen am Seeufer seine Sommerfrische aufgeschlagen.

Es war ein schöner Abend, den ich da verbracht habe, und wie viele nicht minder anregende ihm auch gefolgt, so lebt mir doch der erste Eindruck noch in der Erinnerung. Schön waren vor allem die Menschen, die ich kennen lernte: Der Dichter, ein Mann in der Mitte der Vierziger, kaum mittelgroß, von behaglicher Fülle, aber mit einem scharfgeschnittenen, geistbelebten Antlitz und daneben drei junge Damen, von denen schwer zu sagen war, welche einem am besten gefallen konnte. Die schönste war vielleicht jene, die ich für die älteste der drei Schwestern hielt, aber sie wurde mir als die Mutter der beiden andern vorgestellt. Schön ferner war auch die herzliche, zugleich geistig freie und wohlabgemessene Tonart des Hauses, jene einzige, ja entzückende Art, die man — darf ich offen sein? — doch eigentlich nur in guten Wiener Familien findet. Und wahrlich, nicht minder schön waren schließlich auch die Gedichte, zu deren Vorlesung sich der Hausherr erbitten ließ.

Diesem ersten Abend sind, sagte ich schon, in den elf Jahren bis 1887, wo ich die Winter regelmäßig in Wien zubrachte, sehr viele gefolgt. Zu dem Band der Freundschaft fügte sich dann durch meine Heirat auch jenes einer wenn auch nicht allzunahen Verwandtschaft. Aber wahr-

lich nicht deshalb, weil ich unsern Poeten, wenn ich darauf pochen wollte, so gewissermaßen als eine Art Onkel begrüßen könnte, und eigentlich auch nicht um jener herzlichen Freundschaft willen, die mich mit ihm verbindet, lege ich ihm diesen Gruß auf seinen Geburtstagstisch, sondern weil ich glaube, daß er es um zweier Gründe willen verdient. Einmal durch die Kunst seiner Leistung und zweitens durch die Kunst, wie er sie verbirgt. Und mag man auch über die erstere vielleicht nicht so hoch denken, wie ich, die letztere wird man wohl ohne weiteres als einzig bezeichnen können. Man denke: ein Poet, der gedruckt sein könnte und es verschmäht, das ist ja an sich ein psychologisches Rätsel! Und zudem ein Poet voll Kraft und Eigenart, der seine Verse nicht einmal auf eigene Kosten zu drucken brauchte und nicht Hohn, sondern Lorbeeren als Lohn erwarten könnte! Und dies alles in unsern Tagen, wo der unfähigste Dilettant es für eine schwere Sünde an seinem heiligen Geiste hält, auch nur ein Gelegenheitsgedicht der Welt zu entziehen, wo selbst die stille Sorte jener guten Leute und schlechten Musikanten, die lediglich zum eigenen Hausgebrauch ihre Verse dichteten, gänzlich aufgehört hat und jeder neben dem eigenen auch dem Versbedürfnis der ganzen Menschheit entsprechen will. Ein Phänomen! wiederhole ich, und wer wäre mehr dazu berechtigt, dies auszusprechen, als ein so geprüfter Dulder wie der Herausgeber der „Deutschen Dichtung"?!"

Von dem Leben meines Freundes ist nicht viel zu erzählen. Er ist am 15. Februar 1830 zu Prag als der älteste Sohn eines wohlhabenden und gebildeten Fabrikanten geboren und wurde durch Privat-Unterricht ausgebildet. Schon sein erster Lehrer erkannte seine Begabung und die poetische Anlage: wer hätte auch ein schärferes Auge dafür haben sollen, als er, der selbst ein Dichter war; es war Moritz Hartmann. Aber der Junge sollte ja Kaufmann werden und kam thatsächlich schon an seinem 15. Geburtstag ins Comptoir. Was unser Dichter an Bildung besitzt, und es ist wahrlich nicht wenig, dankt er neben Hartmann und seinem zweiten Lehrer Siegfried Kapper, der ja in der Folge auch zu litterarischem Namen gelangt, sich selbst. Vielleicht wäre er dennoch nicht Kaufmann geblieben, wenn er nicht anscheinend sehr gut dafür getaugt hätte: neben der Phantasie trat auch ein frühreifer, durchdringender Verstand hervor. Als der Vater 1848 sein Geschäft nach Wien verlegte, da freilich trieb der Achtzehnjährige nur Allotria, darunter nicht unbedenkliche. Statt Konti auszuschreiben, schrieb er Barrikadenlieder: eines und das andere ließ der revolutionäre Klub, dem er angehörte, als Flugblatt drucken.

Nur Fässer her und Steine d'rein
Und fest zusammgemauert!
Soll eine Barrikade sein,
Daß jedem Schurken schauert!

Seht ihr es dort, das Herrenhaus,
Das Haus des Fluchs, der Laster
Dort glitt mein Sohn am Giebel aus
Und färbte rot das Pflaster.

D'rob weint' ich und mein Weib gar sehr,
Wir wollten ihn bestatten.
Das Taxengeld doch das war mehr,
Als wir beisammen hatten.

Da sprach der Fürst: „Solch' Lumpenpack
Braucht keine Kirchparaden —
Näht euren Sohn in einen Sack!"
Ihr Brüder, Barrikaden!

Aber er blieb nicht bei Worten: statt seine Leute zur Arbeit anzuhalten, zog er mit ihnen selbst auf die Barrikade. In seines Lehrers Moritz Hartmann Aufzeichnungen über die Wiener Oktobertage (Gesammelte Werke, Cotta 1874, X. Bd. S. 51 ff.) treffen wir auf seine Spur. Hartmann erzählt, wie er in der Aula gesessen, als Major Haugk eine Freischar zusammenzubringen suchte, um einige auf einem verlorenen Posten zurückgebliebene, nun von den Kroaten eingeschlossene Studenten zu retten: „Sogleich stand eine Schar Freiwillige bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß sogleich hinzufügen, daß mich weder übersprudelnder Mut, noch die Rücksicht auf das Schicksal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anschlusse an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein persönliches Motiv. Unter der Schar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt, befand sich auch ein junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe stand und meinem Herzen sehr teuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem bestandenen Kampfe erzählte, er sah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief: Freiwillige vor! war er, der noch vom Schweiße troff, der erste, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen lassen. Noch diesen Morgen, als er mit mir vom Hause weggegangen, hatte mir die Mutter nachgerufen: „Geben Sie mir auf den Jungen Acht." — Es war nicht möglich, ihn von diesem gefährlichen Gange zurückzuhalten: ich sah ein, daß die Erwartung, in der ich die Zeit bis zu seiner Rückkehr zubringen würde, schwerer zu tragen wäre, als die Gefahr — darum schloß ich mich den Freiwilligen an." Wie sich der „brave Junge" bei der Expedition benommen, mag man bei Hartmann nachlesen. Ich meinerseits habe mich, so oft ich mit dem Freunde in heftige, politische Dispute geriet und mich über seinen unfruchtbaren politischen Radikalismus erzürnen wollte, immer wieder jener Barrikaden-Schilderung Hartmann's erinnern müssen und bin dann geduldig geworden oder ganz verstummt. Darf man ihm verübeln, daß er dem Ideal seiner achtzehn Jahre ergeben geblieben?

Auch seinem Beruf blieb er ergeben, wenn auch mit geringerer Begeisterung, als der Freiheit und mit wechselndem Glück. Es gab Zeiten, wo er über Millionen gebot und andere, wo dies keineswegs der Fall war, bis er sich denn doch mit staunenswerter Energie wieder empor kämpfte. Wie ihm diese stets treu blieb, so auch seine Liebe zur Poesie. Wie seltsam der Kaufmann und der Poet sich in ihn sein ganzes Leben lang geteilt haben, hiervon hier eine Probe.

Da erzählte er mir einmal von einem Riesengeschäft, das er 1868 in Paris zu stande gebracht: noch in der Erinnerung leuchtete sein Antlitz von dem Triumph, den sein geschäftlicher Scharfblick, seine kühne Kombinationsgabe davongetragen. „Es wäre aber," fügte er hinzu, „schließlich doch um ein Haar nichts daraus geworden." — „Warum?" fragte ich. — „Eine kuriose Sache. Nachdem ich mich vierzehn Tage geplagt und endlich so weit war, daß nur noch der Vertrag beim Notar unterzeichnet werden mußte, kam ich um zwei Stunden zur Unterzeichnung zu spät, meine Geschäftsfreunde waren schon sehr entrüstet und eben im Begriff, fortzugehen, als ich herein-

stürzte." — „Wie konnten Sie sich so verspäten?" — „Daran war nur die Venus von Milo schuld. Ich war am Morgen nach dem Louvre gegangen und da packte sie mich und ließ mich nicht los. Ich machte ein Gedicht, und ehe ich damit fertig war, dachte ich nicht an den Notar. Sehen Sie — hier!" Er holte sein Notizbuch aus jener Zeit herbei und da stand mitten unter den Zifferkolonnen das Gedicht, aus dem ich die drei ersten Strophen hierher setze:

Von sonnigem Schimmer
Umflutet den Leib,
So seh' ich dich immer,
Unsterbliches Weib!
Du hast mir die Sinne
Süßwonnig entflammt,
Zu ewiger Minne
Mich lächelnd verdammt,
O Venus, Venus von Milo!

Der irdischen Frauen
Holdseligste Fee,
Erfüllt jetzt mit Grauen
Mein Herz und mit Weh,
O lägst du gekettet
In griechischem Schacht,
Vom Erdgeist gebettet
In sündiger Nacht!
O Venus, Venus von Milo!

Was sonst ich gesungen,
Im Liede ich pries,
Verrauscht ist's, verklungen
In Babel Paris.
Im Louvre da sank ich
In träumende Ruh';
Erwachend, da trank ich
Dir Himmlische zu,
Dir Venus, Venus von Milo!

Das Gedicht schließt mit der Apostrophe an den Bildner:

Auf, Meister! erwarme
Zu schaffendem Kuß!
Und dichte ihr Arme
Und meißle den Fuß!
Und reiße die Schleier
Von Hüft' ihr und Schoß,
Und zeig' sie uns freier,
Voll, blühend und bloß!
Die Venus, Venus von Milo!

Soviel ist gewiß, es hat noch kein deutscher Börsenmatador eine Geschäftsreise nach Paris gemacht, von der er zugleich als Ausbeute solche Verse heimgebracht hätte. Und soviel dürfte dem Leser schon jetzt klar sein: ist er etwa ein Anhänger der altehrwürdigen Einteilung der Temperamente, dann bekommt er in unserm Freunde den Typus eines Sanguinikers beschert, wie er ihn selten zum zweitenmale wird auftreiben können. Und dasselbe Naturell wie der Mensch, zeigt natürlich auch der Poet. Aber nicht durch eine trockene Erörterung mag ich ihn des näheren charakterisieren, sondern wie bisher durch sein eigenes Wort.

Als Epiker hat er sich meines Wissens nur einmal versucht und ist dabei nicht weit gekommen. Was hätte ihn auch bei der Arbeit festhalten sollen? Er dichtet ja thatsächlich nur, um seiner eigenen Stimmung Ausdruck zu geben, ist diese verflogen und das Gedicht noch nicht fertig, so bleibt es eben ein Torso. Seine Lyrik aber ist von einem Reichtum, einer Fülle der Tonarten, wie nur eben das Leben, dem sie entquillt. Hören wir den Mann, den wir zunächst fast nur als politischen Dichter kennen gelernt, als beglückten Vater. Es ist ein wahrer Liebesfrühling, mit dem er seine älteste Tochter überschüttet. Wie rührend spricht sich der Stolz des beglückten Vaters in den folgenden Reimen aus:

„Ich sah wohl nie so klar und licht
Ein Wunder noch entsiegelt —
Als wenn ein Frauenangesicht
Sich in dem Deinen spiegelt.

Minuten nur — nicht länger braucht
Der Augen Gruß zu währen,
Um jedes Antlitz, angehaucht
Von Liebreiz, zu verklären.

Die welkste Lippe, sie erfrischt
Ein längst entbehrtes Lächeln,
Und jede Falte flieht verwischt
Durch deines Atems Fächeln.

Drum rat' ich Allen, die nicht jung,
Nicht schön sind, drauf zu achten,
Mit liebender Begeisterung
Mein Mädchen zu betrachten."

Die beste Blüte aus diesem reichen Kranz, den die reinste, die Vaterliebe gewunden, ist die vorstehende Probe vielleicht nicht, ich habe mich eben auf jenes Gedicht beschränken müssen, das an sich verständlich ist, und nicht, Anspielungen auf Vorkommnisse des Familienlebens enthält, die erst einer Erläuterung bedürften. Die gleiche Fessel hat mich auch bei der Auswahl aus der Liebeslyrik behindert. Sie ist dem Poeten am reichsten aus dem Gemüte gequollen, alles durchaus wahr, aus dem Leben geschöpft, mit Sinnen angeschaut und darum sinnlich, das letztere Wort in allen erdenklichen Bedeutungen genommen.

Was ist ein Lied? ein leiser Druck der Hand,
Ein flücht'ger Gruß, ein scheues Augenwinken
Ein Schönheitsstäubchen, das mit hellem Blinken
Den Sonnenpfad in unsre Seele fand.

Wir dichten nicht, wir folgen nur dem Licht,
Das uns im Grübchen ros'ger Wangen schimmert,
Das um die Wimper, um die Lippe flimmert —
Wir bannen nur den Zauber im Gedicht.

Lieben heißt besitzen müssen —
Jede andre Deutung trügt;
Wer da liebt, der kann auch küssen.
Und wer anders spricht — der lügt!

Lenz und Mondlicht, das gesamte
Bühnenrüstzeug der Natur —
Bleibt doch immer fürs entflammte
Menschenherz ein Schaustück nur!

Kalt und farblos, wie ein wüster
Friedhof, den das Elend deckt —
Läg' die Erde grau und düster,
Nachtumzogen, ungeweckt.

Riese nicht zu neuem Triebe
Das erschöpfte Einerlei —
Ewig der entzückten Liebe
Tausendfält'ger Wonneschrei!

Am Gosausee.

Wie sieht sie blaß! in mädchenhaftem Trutze
Reißt sie vom Haupt die schützende Kapuze
Und läßt das Wetter toben nach Gefallen,
Sie ist, bei Gott! Die Mutigste von Allen.

Vom Sturm geschüttelt beugen sich die Föhren —
Ich rufe sie, sie aber will nicht hören,
Ihr schafft's Genuß, umglüht von Feuerzeichen,
Das lose Haar sich aus der Stirn zu streichen.

Der Donner zerrt das Echo aus den Klüften,
Die Felsengeister rauschen in den Lüften —

Sie aber steht hoch aufrecht jetzt im Kahne:
„Wer um mich wirbt, vermählt sich dem Orkane!“

Du wildes Herz! was soll dein stolzes Ringen?
Du kannst den Aufruhr lächelnd niederzwingen,
Dein Augenaufschlag braucht nicht lang zu währen,
Um alle Himmel sonnig zu verklären!

Sieh doch empor! Die dunklen Wolkenjagden
Zerflattern schon, aufleuchtet hellsmaragden
Der Alpensee. Die letzten Tropfen hangen
Als heil'ger Friedenstau auf deinen Wangen.

Verklärung.

Holdsel'ge Frau! du bist zu schön,
Zu wundersam sind deine Züge,
Als daß man nicht in Himmelshöh'n
Erstaunt nach deiner Abkunft früge!

Wer hat dein Angesicht im Quell
Des ew'gen Morgenlichts gebadet?
Wer hat dein Haar so goldig hell
Und deinen Mund so süß begnadet?

Holdsel'ge Frau! der Himmelfahrt
Mariens muß ich stets gedenken,
Will sich mein Aug' nach Menschenart
Verlangend in das deine senken.

Mir ist, als würdest du im Blau
Des Firmaments dich lächelnd sonnen,
Als sähe ich die schönste Frau
Verklärt zu schönsten der Madonnen!“

Die beiden zuletzt citierten Gedichte, sowie jenes, welches ich zuerst von Eduard Mautner vernommen, sind auch in meinem „Deutschen Dichterbuch aus Österreich“ erschienen. Unser Unbekannter gab sie mir, weil ich sie haben wollte. Mit welchen Empfindungen er es that, mag ein Widmungsvers sagen, welchen ich in das Exemplar, das er einer gemeinsamen Freundin spendete, eingeschrieben fand:

Mein Lied, das findet im Gedränge
Des Dichter Knäuels sich nicht zurecht.
Ihm paßt das flunkernde Gepränge
Der reichverzierten Bücher schlecht.
Nicht will's die Freiheit sich erpochen,
Nicht rütteln an dem Ruhmesschrein,
Es will ins Herz hineingesprochen
Und nicht hineingelesen sein.

Es wäre nutzlos, mit dem Sechzigjährigen darüber zu hadern, ob sein lebenslanges Schweigen — er hat eben nur diese eine Ausnahme gemacht — berechtigt war oder nicht. Nutzlos und wohl auch thöricht. Wir können nur danach fragen, warum er es für berechtigt hielt. Nicht aus Mißtrauen in die eigene Kraft — daß er als Poet etwas wert ist, weiß er. Nicht weil er dem Beifall der Welt verachtet — er hat ihm auf anderen Gebieten mit heißem Bemühen nachgejagt. Nicht weil ihm je ein Ruhm beneidenswerter erschien, als der des Dichters — das schien ihm stets das höchste Glück, das einem Staubgebornen zufallen könnte. Nicht weil es ihm an Gelegenheit fehlte, hervorzutreten — sie ist unzählige Male an ihn herangekommen. Warum also? Weil er nicht wollte, nach seiner ganzen Natur nicht wollen konnte. Ihm war Dichten stets eine Notwendigkeit, er sang, wenn er mußte, wenn ihn sein Gemüt dazu trieb, und darüber hinaus hatte das Geschriebene keinen Wert mehr für ihn. Einen Lohn dafür begehrte er nicht, und las er ihn im Auge der Geliebten, im Lächeln seines Kindes, oder in der andachtsvoll lauschenden Miene eines Freundes, so war er überglücklich und — beschämt zugleich . . .

Das ist nicht alles, was ich von ihm und über ihn mitteilen möchte, doch mag es damit genug sein. Wer aber etwa meint, es sei schon zu viel, der beantworte mir die Frage, ob er noch einen solchen stillen Poeten in unserm Deutschland kennt. Ich nicht! Und darum glaube ich auch: man wird die Bekanntschaft lohnend finden.

Aber zu einer Vorstellung gehört doch auch der Name, und hier stehe ich am Scheidewege zwischen seinem Mißfallen und dem des Lesers. Aber an seinem Jubiläumstage zürnt kein deutscher Dichter . . .

Also: Joseph Mauthner in Wien.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Lyrik.

Von Heinrich Vierordt, einem jungen, in Karlsruhe lebenden Dichter sind in dieser Zeitschrift bereits zwei Sammlungen besprochen worden; die erste wurde von dem Kritiker scharf getadelt, die andere warm gelobt, beides gewiß mit gutem Grunde. Was aber seine neueste Sammlung: „Vaterlandsgesänge“ (Heidelberg, Karl Winter's Universitätsbuchhandlung 1890) betrifft, so wird man an ihr zu Lob und zu Tadel Anlaß finden. Der Autor behandelt in durchweg makellosen, zuweilen sogar sehr formenschönen und markigen Versen die buntesten Stoffe: eine Spieldose, ein Winterbild aus dem Badischen, die Uhr seiner Großmutter, Spohr, Brentano, ein Bad Bismarcks im Rhein, die Toten von Samoa, eine Nacht am Mummelsee u. s. w. u. s. w. — warum dies alles zusammen „Vaterlandsgesänge“ heißt, ist uns nicht recht klar geworden. Aber wir würden dieses äußeren Umstandes kaum erwähnen, wenn er uns nicht auf ein innerliches Moment hinleiten würde: nicht bloß der Stoffkreis deutet auf ein etwas unsicheres Tasten, auch die dichterische Physiognomie an sich ist — sofern überhaupt Hoffnung vorhanden, daß sie bestimmtere Züge annimmt — noch nicht fest geprägt. Anerkennung verdient ja nicht bloß die Form, sondern auch die Sprache, und wie mühsam zusammengesucht auch die Stoffe sein mögen, so sind sie denn doch mit zureichender Kraft behandelt; es findet sich thatsächlich nur ein schlechtes Gedicht in dem Buche — aber es sind so wenige gut und so viele mittelmäßig! Woran liegt das? Wir meinen, weil Vierordt viel zu wenig von jener warmen Empfindung hat, die eines guten Lyrikers bestes und jedes Lyrikers notwendigstes Besitztum ist. Er ist so vernünftig — nirgends ein Überschäumen, geschweige denn gar ein Naturlaut; es sind im Grunde in jeder Situation, er mag nun sein Kinderspielzeug betrachten oder den Trauring seiner Mutter besehen, oder sein engeres Vaterland besiegen, nur die herkömmlichen, längst im allgemeinen Verkehr befindlichen Gefühle, die er äußert, wenn auch die gute Form und ein genügender Reichtum an Bildern zuweilen mit Erfolg darüber hinwegtäuschen. Darum gefallen uns die Balladen und Romanzen weit besser; am allerbesten jene, wo nicht viel vor- und rückwärts geschaut, nicht nach Parallelen und Kontrasten gesucht, sondern irgend ein Ereignis oder eine Persönlichkeit schlicht und knapp vor

geführt wird; wie z. B. „Ledebur“, oder „Admiral Brouy's Tod.“ Aber leider gehört Vierordt nicht zu jenen Köpfen, denen das Einfache das Richtige ist: dazu geistreichelt er zu viel und ist zu wenig geistreich, daher die stete Gedankenjagd: jedes Bild muß sein Gegenbild haben, jede That ihr Gegenstück. So zerfällt denn nahezu jede Ballade in zwei Teile: Schneckenberger (1840, wie er zu Burgdorf die „Wacht am Rhein“ komponiert, und 1870, wo das Lied erschallt), die Bäume (die Freiheitsbäume 1795 vor Mainz und die Weihnachtsbäume 1870 vor Paris) u. s. w. Das wird so sehr zur Manier, daß Vierordt schließlich, wenn ihm alles Grübeln und Nachforschen auf keinen Kontrast führt, den Thatsachen Gewalt anthut, um ihn zu schaffen. In der „Linde von Braunschweig“ will er die Pflanzung der Linde durch Heinrich den Löwen mit dem Jahr 1884, wo Herzog Wilhelm starb, in Kontrast setzen: flugs muß dieser der letzte Welfe sein und die Linde zu Grunde gehen. Aber sie steht ja noch heute und es giebt in Gmunden ein stattliches Häuflein kleiner blonder Welfen! Das Gedicht an sich aber ist gut gebaut, enthält sogar sehr hübsche Strophen. Wo dieser Fanatismus des Kontrastes aber geradezu seine Orgie feiert, in einem anderen „Die Löwen“ überschriebenen Gedicht, entsteht auch die einzige, entschieden schlechte Nummer des Buches: der Dichter träumt – man denke! — von den verschiedenen Löwendenkmälern die er gesehen: den Löwen von Venedig, den vom Piräus, von Luzern, von Braunschweig und von Flensburg und behängt sie nun – immer im Traum — mit irgend einer geschichts philosophischen Symbolik! Aber selbst in diesem schlechten Gedicht sind einzelne Strophen schön. Und so legten wir das Buch mit der Empfindung aus der Hand, daß Herr Vierordt zu jenen Dichtern gehört, die dem Derwisch in der arabischen Parabel zu vergleichen sind: er hat Allah's Antlitz gesehen, aber nicht deutlich ...

Wien. G. Weiß.

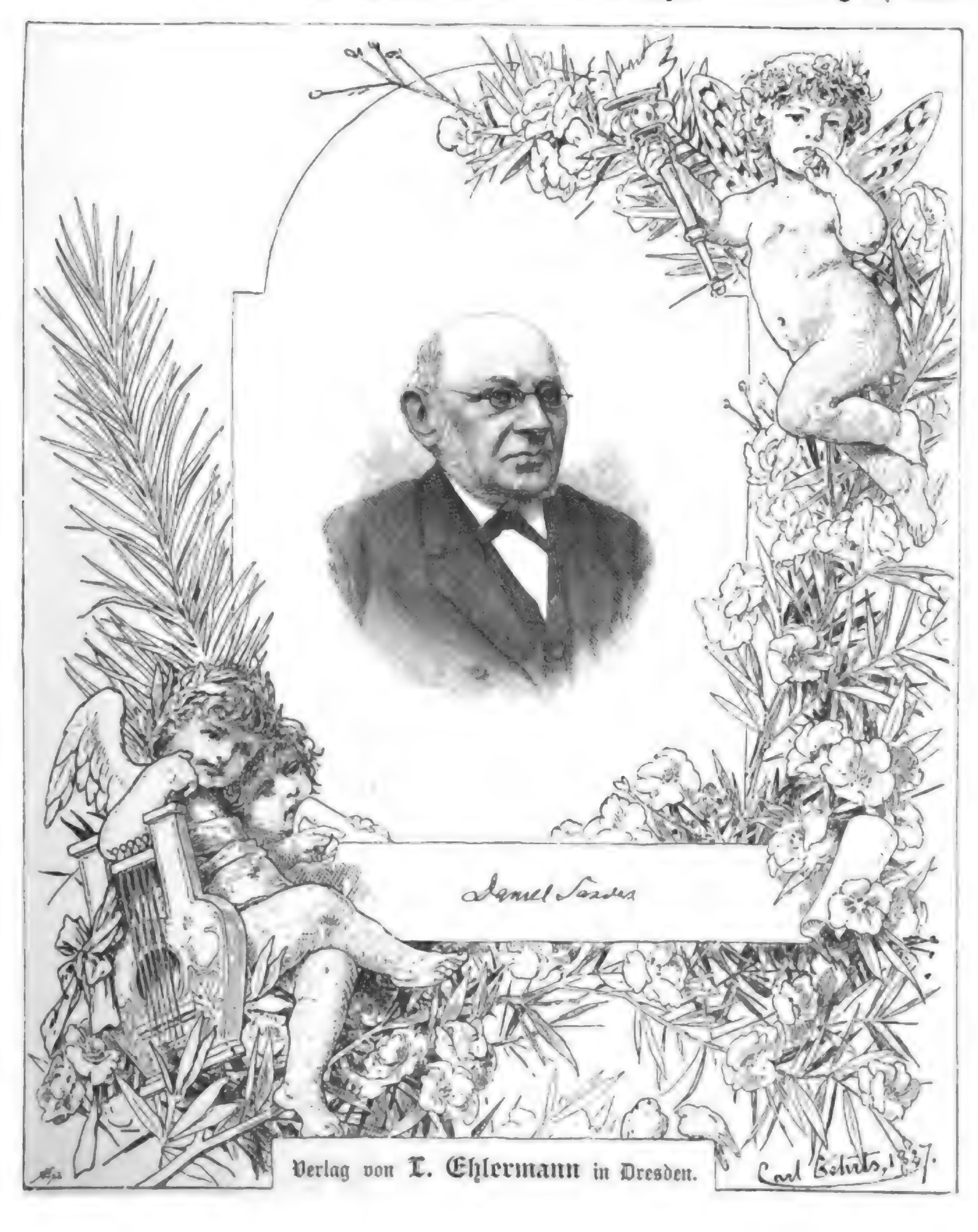
Litterarische Notizen.

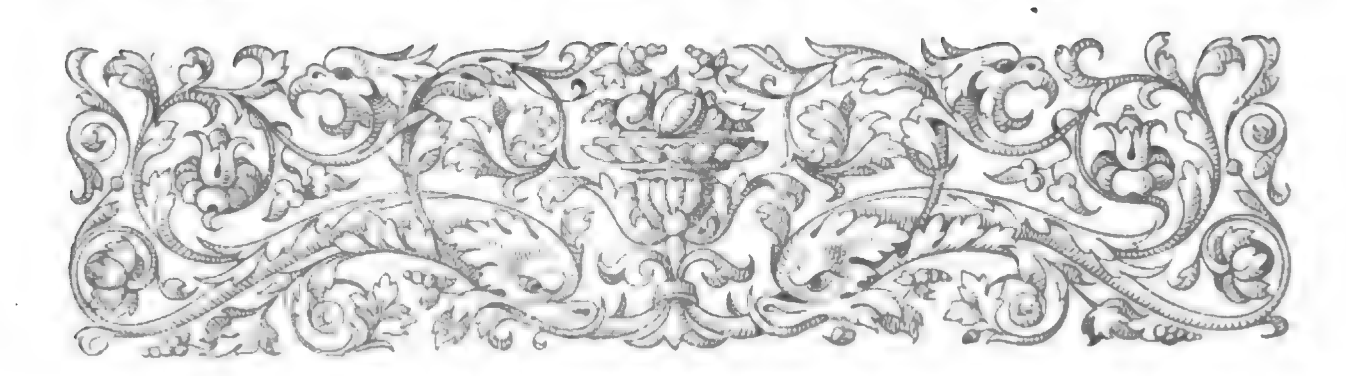
— Vor uns liegt ein stattlicher Band Aphorismen: sehen wir zunächst von dem Autornamen ab und fragen wir nur nach der Leistung selbst. „Hätte Gutenberg die Zeitungen vorausgesehen, er hätte seine Erfindung zerstört“ ist zufällig der erste Ausspruch, auf den wir treffen. Hart daneben steht der Tiefsinn: „Früher kam man an den Pranger, heute in die Zeitung“ und wieder an anderer Stelle: „Fliegen sind Journalisten, nichts ist ihnen heilig“. Ließen wir diese ersten Aussprüche die letzten sein, die wir kennen lernen, der Autor dürfte sich nicht beklagen. Wem heutzutage, er gehöre welcher Partei auch immer an, die Zeitungen nicht als die Hebel unseres Kulturlebens, die Lungen, durch welche jeder Volkskörper die belebende Luft einzieht, erscheinen, ist so beschränkt, daß er uns wahrlich nicht mit einem einzigen Aphorismus kommen darf, geschweige denn mit einer ganzen Sammlung. Hören wir, ob der Autor auf anderen Gebieten geistreicher ist: „Die Weltfrau bleibt schwerlich Gattin“ – „Der Krieg zwischen zwei gebildeten Völkern ist ein Hochverrat an der Zivilisation“ — „Es giebt eine Bescheidenheit, die nur der Mantel des Hochmuts ist“ — „Die Pflicht ist Manchem eine Zwangsjacke“ — „Die Begräbnis Verweigerung hat noch nie einen Selbstmord verhindert, wohl aber das Leid der Hinterbliebenen vergrößert“ — „Man ist stets der Märtyrer seiner eigenen Fehler“ — „Der Mann zerstört mit Stierhornstößen oder mit Bärentatzen, das Weib mit Mauszähnchen oder Schlangenumwindungen“ u. s. w. u. s. w. Das sind ja, sagt man sich, durchweg Trivialitäten, die man schon vor hundert Jahren nicht hätte drucken lassen dürfen, geschweige denn heute, abgegriffene Gedankenmünze, die Jedermann gehört und welcher nicht einmal eine neue Prägung aufgedrückt ist. Aber blättern wir weiter: „Das Genie ist wie die Sonne, es leiht sein Licht“ — „Nur in seinem eigenen Heim kann man einen Menschen richtig beurteilen“ — „Wie geduldig würde man mit Jedem sein, wenn man seine Fehler für Gehirnkrankheit hielte“ — „Gieb keine zweideutigen Bücher Deiner Frau. Sie möchte an Dir irre werden“ — „Ehegatten sollten nie aufhören, sich etwas den Hof zu machen“ u. s. w. u. s. w. Wir meinen, das kann den Respekt vor unserm Autor noch immer nicht erhöhen. Und kann dies wesentlich der Fall sein, wenn wir lesen: „Gott verzeiht, die Natur niemals?“ Wer an Gott glaubt, muß ja wohl auch annehmen, daß die Natur seinem Walten unterthan ist! Oder „Ist es nicht merkwürdig, daß eine Frau gern bereit ist, das Leben zu lassen, um einem unbekannten Sohn das Dasein zu schenken, der besser nie geboren wäre?“ Wir meinen, daß dies höchstens einem zehnjährigen Kinde merkwürdig erscheinen könnte. Oder endlich: „Keiner darf den Selbstmörder richten, da er weder sein Leiden noch das Maß seiner Kraft gekannt“. Freilich, freilich! Aber sind das Aphorismen? Denn „der Aphorismus ist wie die Biene, mit Golde beladen und mit einem Stachel versehen“ — auch diese hübsche Definition findet sich in dem Buche. Wer dies Wort gefunden, könnte, meinen wir, auch wirklich Aphorismen schreiben und das Büchlein beweist selbst, wenn auch nicht allzureichlich, daß dies thatsächlich der Fall ist. Der Gerechtigkeit wegen seien auch einige Aussprüche dieser Art hierhergesetzt: „Rhythmus und Takt ist etwas Natürliches, vom Blutumlauf bedingt“ — „Die Mütter und die Künstler werden von Denjenigen für Egoisten gehalten, die das Gebären nicht verstehen können“ – „Bei einer Hochzeit lachen die Männer und weinen die Frauen“ — „Die Feder tröstet mehr als die Religion, und foltert mehr als die Inquisition“, u. s. w. u. s. w. Das Allermeiste freilich, was sich in dem Buche findet, ist weder trivial wie die ersten Proben, noch hübsch, wie die letzten, sondern es ist nur eben mittelmäßig und wie es keine litterarische Sünde war, es auszusprechen, so wäre es durchaus kein Schade gewesen, wenn es unausgesprochen geblieben wäre. Und so ziehen wir denn unwillkürlich den Schluß: an Geist und Gemüt fehlt es dem Autor nicht, wohl aber an Selbstkritik. Er hält alles für vortrefflich, was ihm durch den Kopf geht und ist von einer Naivetät, einer Selbstgefälligkeit, wie man sie selten findet. Aber selten, müssen wir nun der Gerechtigkeit wegen hinzufügen, ist es auch einem Autor seitens der Kritik so gut geworden, wie diesem, und hätte irgend einer Grund, die Journalisten nicht als Fliegen zu betrachten, und die Zeitungen für keine fluchwürdige Folge von Gutenberg's Erfindung, so wäre es dieser, und weil es ihm so gut geworden, darum hält er alles, was er gemacht, für gut und als Mitschuldiger sitzt neben ihm vor dem Richterstuhl der unbefangenen Kritik jene, die sich ihm gegenüber befangen zeigt. Sollte dies unausgesprochen bleiben, weil der Autor eine Autorin ist: Carmen Sylva, die Königin von Rumänien? Wir meinen, es ist an der Zeit, daß endlich einmal gesagt werde: hier geht ein wirkliches Talent durch das Übermaß der Produktion, durch die naive Zuversicht, daß man einer Königin schon das bloße Schaffen als Verdienst anrechnen und kaum nach der Qualität dieses Schaffens fragen werde, allmählig immer tiefer hinab und trägt schließlich solche Früchte, wie sie hier vorliegen. „Widerspruch belebt das Gespräch, deshalb ist es bei Hofe so langweilig“, lautet einer der Aussprüche der Königin und man könnte hinzufügen, darum ist diese Aphorismen-Sammlung so mittelmäßig geworden. Sie betitelt sich „Vom Ambos“ und ist im Verlage von Emil Strauß in Bonn erschienen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VII. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. März 1890.





Gedichte und Epigramme

von

Friedrich Theodor Vischer.

(Ungedruckter Nachlaß.)

An die Cikade.

Nach Anakreon.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du in der Musen Tempel,
Vom Poetengeist befeuert,
Spielend alle Welt entzückest.
Dir gehörte eigen Alles,
Was auf Polstern oder Bänken
In der Lichter Strahlenglanze
Deiner wartend dicht herumsaß.
Wenn du mit der feinen, leichten,
Graziösen Regung vortratst,
Holde Einfalt, edle Klugheit,
Rührend Leiden zarter Unschuld,
Heitre Schalkheit, zierlich Necken —
Wenn du zaubernd diese Geister
In dich nahmst und so verwandelt,
Selbst ein Geist, ein lieblich Märchen
Uns, den Staunenden, erschienest,
Warst du wie des süßen Frühlings
Süße Botin uns willkommen.
Sogar alte Professoren
Eingeschrumpfte, ledertrocken,
Werden, jener Zeit gedenkend,
Wieder jung und machen Verse.
Wunderkraft, die das kann wirken,
Trinkt aus ewig frischem Quelle.
Darum sag' ich: weise, zarte
Dichterfreundin, dich ergreiset
Nie das Alter, Götterjugend
Lebest du und wirst du leben.

In ein Exemplar der „Lyrischen Gänge“.

(An A. D.)

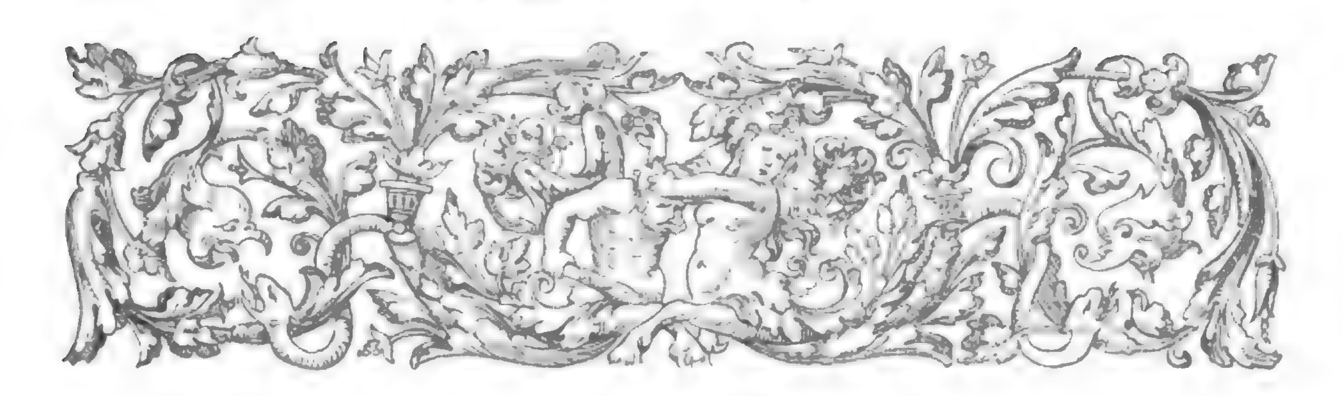
Meister in Marmor und Erz, geh' mild ins Gericht mit dem alten
Dichterjungen, bemiß nicht nach der Strenge der Form!
Leben, ich weiß es, ist dir das Erste, dem wagenden Dichter
Gönnst du die Freiheit mehr als den Genossen der Zunft.

Klaub' die Zibeben heraus vom Kuchen, er ist wohl mitunter
Etwas gesessen, zum Teil wohl auch die Kruste verbrannt.
Besser jedoch gegangen den Teig, mehr Fülle der Beeren
Findest du da, wo den Herd griechische Kohlen geheizt.

Neue Dorfgeschichten von B. A., Bd. I.

Sorles Trauiag war das Datum,
Da zerschnitt das strenge Fatum,
Reinhardt, deines Lebens Zottel
Durch die Hand von einem Trottel.*)
Willst du Thränen uns entpumpen?
Uns ist's wurst; an einem Lumpen
Ist, wozu er sei erkoren,
Nichts gewonnen, nichts verloren.

*) Österreichisch für: Kretin, Idiot.



Judith Trachtenberg.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Der einstige Priesterzögling hatte es kurz gemacht, beide Ceremonien in wenigen Minuten erledigt. Und dem Grafen war damals zu Mute gewesen, als sähe er alles nur durch einen Schleier und höre jeden Ton wie aus weiter Ferne, so wild strömte ihm das Blut gegen den Kopf. Aber wie oft war ihm seither doch dies Bild vor die Augen getreten: die düstere, matt erleuchtete Kapelle, das arme, bleiche Weib an seiner Seite, das Galgengesicht des Menschen im Ornat, zur Seite der Kommissär mit salbungsvoller Miene, der fleißig das Taschentuch gebrauchte, um nicht laut aufzulachen, daneben der alte, treue Jan, in Thränen aufgelöst, weil ein Baranowski eine Jüdin heiratete . . . Und wie er so heute auf dem Balkon stand — rings Sonnenglanz und Farbenpracht der südlichen Landschaft — und auf einen Nachen starrte, der eben am Ponalfall vorüber segelte, da war plötzlich alles verschwunden, er sah nur noch die Kapelle zu Borky und mitten durch das Zwitschern der Vögel im Park klang eine näselnde Stimme in sein Ohr: „Und so erkläre ich Euch für Mann und Weib, im Namen . . ."

„Ach!" stöhnte er auf, „das war furchtbar! Es hätte nie geschehen dürfen! Das war das Schlimmste von Allem, was ich damals thun konnte."

Und nicht um jenes lästerlichen Segens willen sagte er sich dies nun, ein Jahr, nachdem es geschehen. Nun wußte er längst, daß nicht die Sünde gegen Gott sein schwerstes Vergehen gewesen, geschweige denn die gegen das Gesetz. Schon am Morgen nach der traurigen Komödie war ihm dies aufgedämmert. Der Kommissär war abgereist. „Nun aber fort!" sagte er zum Abschied. „Nach Italien oder noch weiter! Erwägen Sie die Gefahr, wenn etwa der rachgierige Bursche, der Rafael, die Anzeige wegen Entführung gegen Sie erstattet und es erscheint eines schönen Tages hier eine Kommission, welche auch die gnädigste Gräfin ins Verhör nimmt!" Agenor ging sofort zu Judith und sagte ihr, daß sie schon morgen reisen müßten. Sie sei bereit, erwiderte sie, nur müsse der Weg durch ihr Heimatsstädtchen gehen. — „Warum?" — „Damit ich meines Vaters Verzeihung erflehen kann." — Er erschrak; die Kunde seines Todes mußte sie aufs Tiefste erschüttern — und war sie erst im Städtchen, dann enthüllte sich auch sicherlich das Geheimnis dieser Trauung. So beschwor er sie denn, sich die Aufregung zu sparen; „es ist ja nutzlos," schloß er, „Du weißt, daß er der Christin nicht verzeihen kann." — „Ich muß es versuchen!" war ihre Antwort, „das bin ich ihm und mir schuldig. Aber auch Dir, Agenor! Mein Vater soll Dein Weib nicht für ein ehrloses, leichtfertiges Geschöpf halten. Jagt er die Gräfin Baranowska von seiner Schwelle, dann darf mein Gewissen ruhiger sein!" Ratlos suchte er es ihr auszureden, ohne einen einzigen triftigen Grund ersinnen zu können. Endlich fiel ihm etwas bei, was dafür gelten konnte. „Die Gräfin Baranowska," rief er, „darf sich nicht der Gefahr aussetzen, von irgend Jemandes Schwelle gejagt zu werden. Das bist Du mir schuldig!" Und da er sah, daß dies Wort auf sie wirkte, so wiederholte er es immer wieder und beschwor sie, die Ehre seines Namens zu

schonen. Sie weinte bitter: „Diese Ehre steht Dir höher, als die Ruhe meines Herzens," aber sie fand sich darein und bat nur, dem Vater schreiben zu dürfen. Einige Stunden später brachte sie ihm den Brief und forderte sein Ehrenwort, daß er ihn bestellen wolle. „Mein Ehrenwort!" murmelte er mit bleichen Lippen. Und als er einige Minuten später, nachdem sie gegangen, vor den Kamin trat und zusah, wie die züngelnde Glut den Brief an den Toten verzehrte, da klang die qualvolle Frage in ihm auf: „Wodurch unterscheide ich mich nun noch von jenem Menschen, den ich so sehr verachte?!"

Nur fort — fort! Das war sein einziger Gedanke, bis sie den Wagen bestiegen. Durch die Warnungen des Kommissärs eingeschüchtert, hatte er einen Reiseweg gewählt, der sie rasch aus dem Lande und in abgelegene Gegenden brachte, durch die Bukowina, Siebenbürgen, das südliche Ungarn nach Fiume, von da zu Schiff nach Ancona Was durch Geld an Bequemlichkeit zu erreichen war, bot er auf; ein Kurier reiste voraus und bereitete alles vor. Dennoch war es eine trübselige Fahrt auf den tief verschneiten Wegen, durch die öden, spärlich bewohnten Bergländer und kein Gold konnte die elenden Wirtshäuser in behagliche Nachtquartiere wandeln. Auch ging die Reise sehr langsam, nicht bloß der unwegsamen Straßen wegen, sondern weil Judith's Zustand Schonung forderte; sie war so schwach und bleich und das schmale Antlitz blickte ihn aus dem vermummenden Pelzwerk müde und traurig an. „Wenn wir nur erst in Klausenburg wären!" seufzte sie immer wieder; er hatte ihr gesagt, daß dies die erste Stadt sei, wo sie auf Briefe aus der Heimat rechnen dürften. Aber als sie nun endlich diese Stadt erreicht, — womit sollte er sie nun darüber trösten, daß sie noch keine Antwort des Vaters vorfand? Und ihre Thränen bedrückten ihn um so mehr, als auch ihn nur schlimme Nachricht erreichte; der Kommissär schrieb, Rafael habe die Anzeige wegen Entführung erstattet und die Richter durch Bestechung zu ungewöhnlichem Eifer bestimmt; er hoffe die Sache doch noch beizulegen, aber das erfordere große Opfer. Der Graf wies ihm die Summe an — „wird es fruchten?" mußte er sich angstvoll fragen. Er hatte gleich bei Beginn seiner Reise den Namen eines Grafen Rogila angenommen — nicht gerade ein falscher Name, da derselbe mit zu den vielen Prädikaten der Baranowski gehörte — und seinen Dienern eingeschärft, Judith den neuen, den Leuten den alten Namen nicht zu verraten; er hielt auch das Letztere für ausführbar, da sie ja kaum mit Fremden sprach. Nun, während dieser unerquicklichen Rast in Klausenburg, enthüllte es ihr ein Zufall und sie befragte ihn. In seiner Bestürzung fand er keine Antwort, er war der Lüge nicht gewohnt; es währte lange, und ihr Bangen war schon aufs Höchste gestiegen, als er ihr endlich sagte: „Du sollst alles wissen! Wir hoffen vergeblich auf einen Brief der Deinen; sie zürnen uns und lassen uns durch die Gerichte verfolgen, weil ich Dich, die Minderjährige, ohne ihre Zustimmung zu meinem Weibe gemacht. Schwer ist die Strafe nicht, die uns treffen kann; daß ich ihr dennoch aus dem Wege gehe, um unser Aller willen, wirst Du begreiflich finden." Nun glaubte sie ihm wieder; ihre Thränen bewiesen es ihm und ihr verzweifelter Ausruf: „Also müssen wir für immer heimatlos bleiben!" Nein, tröstete er, nur bis sich jener Zorn gelegt, und darauf hoffe er. „Vielleicht ist Gott so barmherzig!" erwiderte sie. „Wie furchtbar wäre sonst mein Los und wie könnt' ich das Leben ertragen, wenn ich wüßte, daß Du meinetwegen auf immer um Glück und Heimat und Ruhe gekommen!" Die Klage traf ihn schwer, schwerer, als vorhin ihr Mißtrauen — sie sprach ja die Wahrheit, nur daß es seine eigene Schuld war. Und dazu der Zwang, täglich, stündlich lügen zu müssen und vor der Entdeckung der Lüge zu zittern. Da hatten sie, auf der Reise durchs Banat von einem Schneesturm überrascht, Zuflucht in einem Schloß am Wege suchen müssen und die Besitzerin, eine alte ungarische Edelfrau, hatte sie freundlich aufgenommen. „Wie heißen Sie?" fragte sie die junge Frau im Geplauder nach dem Souper. Judith errötete tief. „Rogila", stammelte sie endlich. „Das weiß ich ja," erwiderte die alte Dame, „ich meinte mit dem Vornamen!" Judith's Verlegenheit wuchs; hilfeflehend blickte sie Agenor an. „Aber Judith," rief er und zwang sich zu einem Lachen, „Du wirst doch wissen, wie Du heißt!" Als sie dann allein waren, brach sie in Thränen aus. „Ach!" schluchzte sie, „nicht einmal meines Namens bin ich mehr sicher. Du nennst mich noch immer Judith, aber da mich der Priester Maria getauft, so dacht' ich, ich müßte Anderen diesen Namen nennen und schwankte doch wieder." Vielleicht mehr als all' ihre Klagen und Thränen zeigten

ihm diese Worte, wie es um sie stehe und Mitleid erfüllte sein Herz, Mitleid mit ihr und sich selbst.

Aber damals konnte er noch solcher Stimmungen Herr werden. Wie er gewähnt, daß sich die Schatten lichten müßten, wenn nur die Komödie vorbei sei, und dann, wenn sie das düstere Borky im Rücken hätten, so erhoffte er nun alles von Italien. Er hatte als blutjunger, sorgloser Offizier einige Monate dort verweilt; als ein Paradies voll Licht und Wonne lebte ihm das Land in der Erinnerung, dort mußte alles Weh und Düster enden. Und gänzlich wenigstens schien ihn diese Hoffnung nicht zu trügen. Er hatte sie zunächst nach Florenz geführt, und eine der herrlichen Villen vor Porta al Prato gemietet; wie die Ruhe, die milde Luft des Südens dem jungen Weibe wohl that, daß ihre Wangen sich röteten, ihre Augen heller strahlten, so schien sie auch im Gemüt heiterer und ruhiger; es gab sogar Stunden, wo sie wieder lachen und scherzen konnte, wie es ihrem Alter entsprach. Das wirkte auf seine Stimmung zurück; auch er fühlte sich glücklicher oder suchte es doch zu scheinen, und als sie ihm nach einem schönen Tag, den sie in Fiesole verbracht, um den Hals fiel und erglühend ein holdes Geheimnis zustammelte, da jubelte er auf — jubelte, weil er sie liebte, weil er aus ganzem Herzen dies reine Glück für sie herbeigesehnt, welches sie mit neuen, starken Banden an das Leben fesseln sollte. Nun konnte er auch leichteren Mutes die Briefe des Kommissärs lesen, welcher immer häufiger schrieb, die Gefahren, die durch Rafael drohten, schwarz ausmalte, auch bekümmert klagte, wie unverschämt nun Trudka in seinen Forderungen werde. Er kannte ja den Mann, ein Erpresser, der die Maus zum Elefanten machte — aber gleichviel, dies Peinliche war ja mit Geld abzumachen, und er war reich, hielt sich wohl auch für reicher, als er war. Schwerer schon traf es ihn, als mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit die Reisenden aus Rom und Neapel nach dem kühleren Florenz strömten und in den Straßen der Stadt, den Alleen der Cascinen zuweilen auch ein bekanntes Gesicht auftauchte: ein ehemaliger Kamerad aus der Armee oder ein Standesgenosse aus Galizien. Die verheirateten Herren, die würdevoll, mit Gemahlin und Töchtern, in der Carozza an ihm und seiner Gefährtin vorbeifuhren, starrten ihn wohl neugierig an, schienen ihn jedoch nicht zu erkennen; nur die Junggesellen oder Strohwitwer grüßten mit eigentümlichem Lächeln. Die Zahl dieser Begegnungen häufte sich, der Aufenthalt ward ihm immer unbehaglicher, gleichwohl zögerte er mit der Abreise, weil sich Judith hier wohl zu fühlen schien und der Ruhe bedurfte. Da mußte er sich doch dazu entschließen. Eines Tages wurde ihm eine Karte gebracht: Baron Viktor Oginski — es war ein Genosse aus der Jünglingszeit. Erfreut empfing er den alten Freund, auch Oginski begrüßte ihn herzlich, dann jedoch begann er sehr ernst: „Da Du unter einem Inkognito reisest, so willst Du offenbar unbeachtet bleiben und selbst die Sehnsucht nach Dir hätte mich nicht so indiskret gemacht, Dich aufzusuchen. Aber als Dein Freund hielt ich mich dazu für verpflichtet. Du wirst um Deiner Gefährtin willen in der Stadt viel beredet." — „Wen geht es etwas an," fuhr Agenor auf, „wie und in wessen Gesellschaft ich leben will?!" — „Niemand," war die Antwort, „so lange nicht damit die Vermutung einer Handlungsweise verknüpft ist, welche einen Schatten auf Dich werfen könnte. Man kennt Deine Ansichten über Standespflichten und die Herkunft jener Dame, darum hat bisher niemand geglaubt, daß Du mit ihr vermählt seiest und es nur als Zeichen einer allerdings weit getriebenen Feinfühligkeit gedeutet, daß Du sie Deiner Dienerschaft gegenüber als Deine Gattin gelten läßt. Aber nun hat Dein Jan, als ihn ein anderer polnischer Lakai mit seiner Leichtgläubigkeit hänselte, hoch und heilig geschworen, er sei selbst Tauf- und Trauzeuge gewesen und das hat sich hier rasch herum gesprochen. Ernstlich geglaubt wird es ja dennoch nicht, aber man ist stutzig geworden und so gebietet mir denn meine Freundschaft, Dich selbst zu fragen." — „Ich danke für Deinen guten Willen," erwiderte Agenor, „muß jedoch jede Antwort ablehnen." — „Das ist schlimmer als ein Ja," warnte Oginski, „die Sache bleibt unklar und wird damit der Klatschsucht zum unerschöpflichen Stoffe." — „Dennoch muß ich dabei bleiben." — Oginski griff nach seinem Hut. „Dann kann ich Dir, als Dein Freund, nur den Rat geben, insolange, als Du keine klare Antwort geben willst, an Orten zu leben, wo Dich niemand kennt." Zwei Tage später folgte Agenor diesem Rate.

Es war zu Ende April und die Reise ging über Mailand an die Seen — Licht und Duft und Schönheit, wohin das Auge blickte — aber

als das Paradies, welches Wunder bewirken könne, erschien ihm nun Italien nicht mehr. Er hatte unter dem Eindruck jener Unterredung sein Wiener Bankhaus als Adresse seiner Briefe bestimmt, niemand in Galizien sollte wissen, wo er verweilte, und so schwer lastete die Demütigung auf seinem Gemüte, daß er nach kurzem Verweilen in Bellaggio, obwohl ihm hier noch kein Bekannter begegnet, weiter hastete, bis er einen bescheidenen, aber auch spärlich besuchten Ort erreicht. Zu Iseo am gleichnamigen See machten sie wieder Rast -- für wie lange, fragte er sich verzweifelt.

Dann, als Woche um Woche still und ohne Störung verstrichen, faßte er sich wieder, wenigstens insoweit, um Judith nicht seine Stimmung ahnen zu lassen, aber ganz gelang es ihm nicht. Und es war nicht allein der Wiederschein dieser Stimmung, wenn sie seit der Abreise von Florenz lange Tage in düsterem Brüten verbrachte. Sie weinte nicht mehr, aber dieser stumme, verhaltene Jammer war tiefer, als es der laute gewesen und auch die Fieberschauer kamen wieder. Der österreichische Stabsarzt, der zuweilen auf Agenor's Wunsch aus Brescia herüberkam, schüttelte den Kopf: „Ein heiteres Gemüt kann ich leider nicht verschreiben. Sprechen Sie einmal ernstlich mit Ihrer Frau Gemahlin. Vielleicht ist es nur das Bangen vor ihrer schweren Stunde; man trifft das bei jungen Frauen zuweilen." Agenor zögerte lange, bis er endlich die Frage wagte. Sie schwieg und erst, als er nicht abließ, sie mit Bitten zu bestürmen, erwiderte sie: „Und wenn es so wäre? Muß eine Frau, die ihres Vaters Fluch belastet, nicht vor der Stunde zittern, wo sie Mutter werden soll?" Er versuchte sie zu trösten, sprach von Gottes Barmherzigkeit. „Gott?!" brach sie leidenschaftlich aus. „Ja! wenn ich zu Ihm sprechen, zu Ihm flehen, wenn ich beten könnte, Agenor! Aber ich kann nicht! Wenn mich sonst irgend ein Leid bedrückte, eine Sorge, eine Schuld, dann griff ich zu meinem Gebetbuch und sprach zu dem Gott meiner Väter. Nun habe ich kein Gebetbuch mehr . . ." — „Aber denselben Gott," wandte er ein, und der Formeln bedürfe es nicht. Sie schüttelte finster das Haupt. „Das habe ich mir selbst gesagt, aber es nützt mir nichts! . . . Ach, wie soll ich's Dir nur erklären, was in meinem armen Kopf vorgeht?! Man muß doch eine Sprache haben, in der man betet; die alte habe ich verlernt und die neue kenne ich nicht . . . Du hast mich in viele Kirchen geführt, um die schönen Bilder oder die Höhe der Wölbung zu bewundern; wie mir dabei zu Mute war, hast Du nie gefragt. Mich fröstelte, wenn wir aus dem Sonnenschein in die kühlen Hallen traten — bis ins Herz hinein fröstelte es mich. Es war mir alles so fremd, so unheimlich — wie werd' ich je in einer Kirche beten lernen? Vielleicht stünde es besser um mich, wenn man mir alles recht erklärt hätte, aber ich weiß ja nichts von Eurem Glauben, ich kann nicht einmal ein Kreuz schlagen und wenn ich's könnte, wie dürfte ich's thun? Was weiß ich von dem Gekreuzigten mehr, als daß er ein abtrünniger Rabbi war, um dessentwillen Alle, die meines Blutes sind, noch heute Schmach und Verfolgung erleiden müssen?!" — Er mußte schuldbewußt sein Haupt beugen; nun verstand er, daß jene Taufe nicht bloß eine Sünde gegen den Gott seines Katechismus gewesen, sondern auch ein Frevel an einer armen, sehnsüchtigen, dürstenden Menschenseele. Was sollte er sagen, wie sie aufrichten?! Es gab nur eines, woran er sie mit Recht mahnen durfte: ihre Pflicht gegen das junge Leben, das unter ihrem Herzen keimte. Und als er davon sprach, da wich denn auch die Starrheit aus ihren Zügen und sie fand die Thränen wieder. „Wirst Du Dich des Kindes freuen?" fragte sie. „Wird es Dir nie zur Last sein?" Und da ihm sein Herz darauf die rechten Worte eingab, so verfehlten sie ihre Wirkung nicht. „Ich will stark sein," versprach sie und hielt ihr Wort

Nun kamen wieder Tage, da sie lächeln und sich wenigstens auf Stunden all' der Schönheit um sie her freuen konnte. Auch er schüttelte sein Bangen vor der Welt insofern ab, als er kleine Ausflüge mit ihr unternahm, nach Brescia, an den Gardasee, nach Verona. In dieser Stadt, im Garten der Franziskaner, wo sie einen Steintrog als „tomba di Giulietta" bewundern mußten, erlebten sie eine so heitere Stunde, wie sie ihnen seit jenem leuchtenden Tag in Fiesole nicht mehr vergönnt gewesen. Sie sollte trüb genug enden; während sie so übermütig durch die Gemüsebeete wandelten, welche um den Trog angelegt sind, zuckte Agenor plötzlich zusammen und drängte zur Rückkehr ins Hotel, dann zur Abreise; ihm sei nicht ganz wohl, schützte er auf ihre Frage vor. Aber als Judith eine halbe Stunde später aus dem Hotelzimmer auf die Straße blickte, wo eben ihr

Wagen angeschirrt wurde, erkannte sie den wahren Grund: da stand ein Herr und sprach mit Jan, der mürrisch Antwort gab, in polnischer Sprache; derselbe Herr war vorhin, ohne daß sie seiner viel geachtet, im Garten der Franziskaner gewesen. Sie wurde sehr bleich, sagte aber nichts und erst zwei Tage später, da Agenor, ihre Verstimmung gewahrend, neuerdings einen Ausflug vorschlug, wehrte sie dies bitter ab: „Du könntest wieder unwohl werden! ... Verzeih!" schluchzte sie dann auf, „ich weiß, auch Du bist nicht glücklich! Du, der daheim der geachtetste Mann gewesen, wagst Dich nun in der Fremde nicht unter Menschen, damit Dich kein Landsmann sehe und daheim erzähle, daß die Jüdin Dein Weib geworden ist. Ich frage nicht, ob das wirklich eine so bittere Schmach ist, und ob sie dadurch geringer wird, indem Du sie selbst dafür hältst, — mir genügt es zu wissen, daß Du um meinetwillen unglücklich bist ... Wie elend muß da ich mich fühlen!" — „Gedenke des Kindes!" bat er wieder, er hatte nun keine andere Beschwörungsformel mehr, aber auch die hatte ihre Wirkung eingebüßt. — „Gerade weil ich seiner gedenke," rief sie verzweifelt, „bin ich doppelt elend. Das Kind der Frau, die Dir zur Last ist, das Dich noch enger an sie fesselt — wie solltest Du es lieben können! Du hast bisher nur der Stunde unserer Trauung geflucht, bald wirst Du auch der Stunde seiner Geburt fluchen!" ... Sie waren beide unglücklich geworden, ins tiefste Herz hinein unglücklich, und es gab kein Ende dieses Jammers, nur neuen Jammer, neue Schuld ...

„Ich war schlecht ... ich war wahnsinnig!" murmelte der junge Mann vor sich hin, während er so dastand und zusah, wie die verregnete Landschaft immer heller aufleuchtete im Glanz der Spätherbstsonne „Welches von Beiden mehr, ich weiß es nicht ... Und was soll ich ihr sagen, wenn sie mich wieder fragt, wann das Kind getauft wird?!"

Das war seine nächste, drückendste Sorge, aber es war nicht die einzige, die ihn quälte. Er hatte bisher die Erpressungen des Kommissärs kaum geachtet, nun mußte er sich nachgerade der Gefahren bewußt werden, welche seiner Zukunft, der blanken Ehre seines Geschlechts durch diesen Vampyr drohten. Und wie sollte das Ende sein?! Er wollte Judith nicht verlassen, sie nicht aus ihrem gläubigen Wahn erwecken — nein! nein! Aber konnte er sein Leben hier verbringen, müßig und schimpflich — ein Flüchtling, der vor jedem Gensdarmen zusammen zuckte, ob der Mann nicht nach den Papieren des Grafen und der Gräfin Rogila fragen werde, und sich auf der Straße an jedem Reisewagen vorbeidrückte, weil vielleicht ein Bekannter darin saß. So ging es nicht weiter, und doch — gab es einen Ausweg?!

Ein helles Stimmchen ließ ihn aus seinem Brüten emporfahren; unten im Garten vor dem Hause ging die italienische Amme, die dicke Annunziata auf und nieder und suchte das wimmernde Kind durch Gesang einzulullen. Dann hörte er Judith's Stimme, die nach der Amme rief; sie war wohl schon im Frühstückszimmer und harrte seiner. Er richtete sich auf, strich mit der Hand übers Antlitz, als wollte er die Spur seiner kummervollen Gedanken davon entfernen und ging ins Erdgeschoß.

In der Thüre des Frühstückszimmers trat ihm die Amme entgegen. Er beugte sich über seinen Knaben nieder, der ihn aus weitgeöffneten dunklen Augen ernsthaft, wie nachdenklich anstarrte, und drückte einen Kuß auf seine Stirne. Als er seinen Blick erhob, begegnete er dem Judith's, der scharf, wie prüfend auf ihm ruhte. Er verstand diesen Blick, die Unglückliche, dachte er, beaufsichtigt mich, mit welcher Miene ich das Kind küsse! ... So unbefangen, als ihm möglich, bot er ihr den Morgengruß. An ihren Augen, an der Blässe ihrer Wangen sah er, daß sie wohl auch diese Nacht viel geweint. Und warum es geschehen — ach! er brauchte sie nicht erst danach zu fragen!

Er setzte sich ihr gegenüber, schlürfte den Thee und begann mit gepreßter Stimme den schönen Morgen zu preisen. „Wie ein Frühlingstag bei uns!" schloß er. „Und wir sind tief im Spätherbst."

„Ja!" erwiderte sie mit zitternder Stimme, „es ist der 30. November."

„Schon?!" erwiderte er gleichmütig. „Wie rasch die Zeit —" Er brachte den Satz nicht zu Ende. Ihr seltsamer Ton kam ihm ins Bewußtsein und als er sie ansah — „Mein Gott!" rief er und setzte sich neben sie und zog sie in seine Arme. „Verzeih! ... Wie ich's nur vergessen konnte! Unser Hochzeitstag ..."

Sie erwiderte nichts; schluchzend hing sie an seinem Halse und weinte still vor sich hin. „Laß nur," murmelte sie, als er sie zu beruhigen suchte und drückte ihr Antlitz fester an seine Schulter. „So ist's am besten ..."

Dann aber trocknete sie ihre Thränen und entwand sich sanft seinen Armen. „Nun setz' Dich wieder mir gegenüber," bat sie, „und laß uns vernünftig sprechen. Wir wollen einander das Herz nicht schwer machen, Agenor, und nicht verbittern. Wir wollen nicht fragen, wie uns dies Jahr vergangen und ob es so hat sein müssen. Aber wie soll es nun werden? Gedenkst Du hier zu bleiben?"

„Gewiß — wenigstens den Winter über," erwiderte er rasch. „Das heißt — wenn es Dir so gefällt. Sonst könnten wir ja nach dem Süden gehen, etwa nach Sicilien . . ."

Sie schüttelte den Kopf. „Und nach dem Norden? Nach Hause, Agenor?"

„Du weißt," sagte er gepreßt, „daß dies unmöglich ist!"

„Nein," erwiderte sie, „ich weiß es nicht, sondern glaube es Dir nur. Aber siehst Du selbst da ganz klar? Du sagst, daß Dich meines Vaters Klage vor den Gerichten bedroht, weil Du mich ohne seine Zustimmung geheiratet. Aber die Strafe kann unmöglich groß sein und entehrend ist sie sicherlich nicht!"

„Für einen Mann meines Standes" — begann er.

Sie hob abwehrend die Hand. „Nicht so!" bat sie. „Für einen Mann Deines Standes ziemt es sich auch, den ererbten Besitz selbst zu verwalten und vor Allem ziemt es sich für ihn, jedem Menschen frei ins Auge zu sehen und sich nicht vor Allen, die ihn kennen, im verborgensten Winkel eines fremden Landes zu verstecken. Ist es also wirklich nur die Furcht vor dieser Strafe, so kann ich Dich nur um Deinetwillen anflehen: Laß uns heimkehren!"

„Ich habe mich schon erkundigt," sagte er unsicher. „Wenn die Strafe wirklich gering ist —"

„Du kannst schlecht lügen," fiel sie ihm ins Wort. „Hättest Du Dich erkundigt, die Antwort wäre Dir längst zugekommen. Aber es ist wohl nicht so sehr die Furcht vor der Strafe, als vor der Schmach, mit der jüdischen Gattin heimkehren zu müssen . . ."

„Nein! nein! wie oft soll ich's Dir beteuern?"

„Was ist es sonst? Wir gehen ja beide daran zu Grunde, Agenor! Begreifst Du nicht, was ich bei dem Gedanken empfinde: So lang mein Vater lebt, dürfen wir nicht heimkehren, weil sein Zorn Dich bedroht! Sieh, daß er uns zürnt, weiß ich ja; er hat auch meinen zweiten Brief unbeantwortet gelassen . . ."

„Du hast ihm geschrieben?" rief der Graf erblassend.

„Ja, wenige Tage vor meiner Niederkunft, als ich mein Bangen nicht mehr bezwingen konnte. Und es stehen Worte in dem Brief — — gewiß, er zürnt mir sehr, wenn er darauf schweigt. Dennoch flehe ich Dich an, laß es mich mündlich versuchen . . ."

Er hörte sie nicht; sein Antlitz war immer fahler geworden, je mehr er sich die Folgen dieses Briefes ausmalte . . . Nun ist alles verloren, dachte er, sie wissen um den Betrug . . . „Wie konntest Du dies thun?" murmelte er.

„Was?" schrie sie auf und ihr Auge flammte. „Du wagst mir aus diesem Brief einen Vorwurf zu machen? Bist Du kein Mensch? Hast Du keine Eltern gehabt? Und Du sagst, daß Du mich liebst!"

„Nein, nein!" wehrte er bestürzt ab. „So war es nicht gemeint . . . Du hast ja Recht, wir müssen an die Heimreise denken. Aber doch nicht vor dem Frühling. Eine Winterreise mit dem zarten Kinde — vom Gardasee nach Galizien — das wäre ja Wahnsinn. Denke doch an unsere Reise bis Fiume!"

„Da schlugst Du einen besonders mühseligen Weg ein. Wir könnten über Wien gehen."

„Auch die Alpen sind im Winter unwirtlich genug. Bedenke, wenn dem Kind etwas geschehe. Das sollst Du nicht auf dem Gewissen haben!"

„Wann also willst Du reisen?"

„So bald es drüben Frühling wird."

„Im April. Gut. Dein Ehrenwort, Agenor?"

Sie werden mich wohl schon weit früher hier verhaftet haben! fuhr es ihm durchs Hirn. „Mein Ehrenwort!" sagte er.

„Und noch Eins! Wann soll die Taufe des Kindes sein? Es ist nun vier Wochen alt. Die Amme klagt mir, daß sie um des kleinen Heiden willen von den Leuten viel gehänselt wird."

„Es soll baldmöglichst geschehen," versprach er. „Ich sagte Dir schon: ich habe keine Papiere mit, die meinen wirklichen Namen ausweisen. Ich schrieb um sie, aber sie sind noch nicht eingetroffen. Es ist so weit hin!"

„Ja weit!" seufzte sie tief auf und starrte vor sich hin. „Nütze doch den schönen Tag." fügte sie dann hinzu. „Fahr' auf den See hinaus!"

„Du begleitest mich nicht?" Sie verneinte. Er faßte ihre Hand, sie war kalt. „Judith!"

begann er, „was immer kommen mag —“ Aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er konnte den Satz nicht zu Ende bringen. Stumm verließ er das Zimmer.

Mechanisch griff er nach dem Hut und schlug den Weg zum See ein. Dann, während er so langsam, gesenkten Hauptes dahin ging, war nur ein Gedanke in ihm: wie etwa noch die Gefahr abzuwehren sei, welche dieser Brief über ihn gebracht. Etwa durch schleunige Flucht nach Sicilien, nach Egypten? Aber war wirklich die Anzeige bei den Gerichten gemacht und nahmen diese die Sache ernst, dann nützte ihm die Flucht nichts mehr; dann war auch schon ein Steckbrief hinter ihm erlassen und es blieb ihm nur noch Eins übrig: eine Kugel vor den Kopf oder ein Sprung in diese klare, unergründlich tiefe Flut um ihn. Denn als ihm dieser Gedanke kam, da saß er — kaum wußte er selbst, wie dies zugegangen — in einem Nachen, den sein Lieblingsferge, ein brauner, hübscher Junge, lenkte . . . „Nicht so tief hinabbeugen, Signor Conte,“ hörte er ihn plötzlich sagen, „das bringt den Nachen aus dem Gleichgewicht.“ Er richtete sich wieder auf. Nein, das durfte nicht eher sein, als bis es eben unbedingt nötig war, schon um des armen Weibes willen . . . „Zurück!“ befahl er und während ihm so das Städtchen wieder aus den Wogen entgegenwuchs, suchte er seine Gedanken zu ordnen. Er hatte nur einen Weg offen: er mußte den Kommissär benachrichtigen, ihm die nötigen Mittel anweisen, die Sache bei den Gerichten totzumachen. „Der Mensch vermag nach dieser Richtung viel,“ dachte er, „und wird es um seiner eigenen Haut willen thun!“ Daß und auf welche Weise Herr von Wroblewski aus dem Amte geschieden, war ihm nicht bekannt; der Ehrenmann hatte wohlweislich geschwiegen und Herr Michael Stiegle schrieb keine Zeile, die ihm nicht unbedingt nötig schien.

Er eilte heim und begann hastig den Brief. Aber schon nach wenigen Zeilen entsank die Feder seiner Hand. „Wie abscheulich dies ist,“ dachte er, „wie feig! . . . Wer mir gesagt hätte, wessen ich noch fähig sein würde . . . Häßlich, häßlich!“ knirschte er und ballte die Faust, daß die Nägel schmerzhaft ins Fleisch drangen. Aber dann griff er doch wieder zur Feder, es mußte ja sein. Freilich, lange genug währte es, bis er Worte für den häßlichen Auftrag gefunden. Er kuvertierte den Brief, fügte eine Anweisung an Stiegle bei, dem Kommissär zehntausend Gulden zu bezahlen, kuvertirte nochmals und gab das Ganze in einen Umschlag, der die Adresse des Wiener Bankhauses trug. „Auch das ist feig und verkniffen,“ murmelte er in qualvoller Selbstverachtung. „Und wann soll dies Lügen und Betrügen ein Ende haben?“ Der Gedanke an die Taufe seines Kindes fiel ihm wieder schwer aufs Herz. Das unehelich geborene Kind der Jüdin Judith Trachtenberg mußte eigentlich nach dem Josephinischen Gesetz Jude werden; kein katholischer Priester durfte es taufen, ehe nicht die Mutter schriftlich ihre Einwilligung gegeben! Und als Graf Nogila oder Baranowski trug den Knaben kein Priester in die Matrikel ein, ehe der Trauschein der Eltern vorgelegt war. Was sollte er thun? Abermals ein Verbrechen begehen? Die Wahrheit gestehen? Und da keines von Beiden möglich war — wie lange noch konnte er dem Drängen der Mutter stand halten?!

Der herrliche Tag war für den Grafen der trübste, den er je erlebt, und als die Sonne glorreich über den Hügeln ob Torbole sank, daß See und Anland in roter, tiefer Glut loderten, da sah er ihr bange nach — sie hatte ihm heute schlimmes gebracht, aber was erst beschien sie vielleicht morgen?! Er fand erst spät den Schlaf und häßliche Träume quälten ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Im Nebel.

Empor aus dieses Thales Enge,
Fort von der Menschen wildem Gedränge,
Aus dieser dumpfen Modergruft
Hinauf in freie Bergesluft!
Daß sich ein Hauch belebend senke,
Auf meiner Stirne welkes Fahl.
Daß ich das trübe Auge tränke
Mit reinem, lichtem Sonnenstrahl!

Empor! hin an den Felsenlahnen
Muß ich zur Höh' den Weg mir bahnen.
Erklommen! und — rings um mich her
Ein einz'ges graues Nebelmeer.
Kein Laut, kein Farbenton, das Rollen
Des Zeitenrads ist eingestellt,
Und tief im Abgrund dort verschollen,
Versunken liegt die weite Welt.

Sie sei versunken, sei vernichtet
Die Stätte, wo die Willkür richtet,
Gestrichen aus der Welten Kreis
Die blutgetränkt, bedeckt mit Schweiß!
Wo frecher Lust die Hohen fröhnen,
Wo Liebe sich um Lohn verdingt,
Im Sklavenjoch die Armen stöhnen,
Und Lug und Haß das Szepter schwingt.

So soll von frevelndem Geschlechte,
Das nimmer fand das Wahre, Rechte,
Ich übrig bleiben denn allein?
Ein Schritt — zerschmettert mein Gebein!
Da fängt es an, sich rings zu regen,
In Wolken leicht mich zu umwehn,
Emporzustreben, sich zu legen —
Will eine neue Welt entstehn?

Und durch des Nebels graue Wellen
Die weißen Bergesgipfel schwellen,
Noch halb von trübem Dunst bedeckt
Die Felsenwand empor sich reckt.
Und wilder wirbelt's, wogt und brauet
Und drängt sich in des Abgrunds Schlucht,
Und jäh zerreißt es — und da blauet
Der Alpsee in der Föhrenbucht.

Es werde Licht! Die Sonne leuchtet,
Die Wälder glänzen thaubefeuchtet,
Die Berge heben frei die Stirn,
Und drüber strahlet Firn an Firn.
Verstohlen nur aus nächt'gen Schlünden
Lugt todesmatt der Nebel her,
Es glüht und glitzt an Gletscherschründen,
Und dort am Himmelssaum — das Meer!

Sei mir gegrüßt, du Welt, du neue!
— Doch wie bewundernd ich mich freue,
Erscheint mir alles wohlvertraut!
Hast keine neue Welt geschaut,
Blickst reinen Sinns nur in die Thale
Von wolkenloser Höhe hier,
So eifre nach dem Sonnenstrahle:
Schaff' Licht! und licht wird es in dir.

Flieh nicht die Welt! Mit heiterm Mute,
Sieh' nur das Schöne, thu' das Gute,
Ob's auch gering dir selbst erscheint,
Genug, wenn Eine dich beweint.
Und Furcht und Sehnsucht mich erfassen,
Mich drängt's, hinab zum Thal zu gehn,
Und, sei's zum Lieben, sei's zum Hassen,
Ich muß ein Menschenantlitz sehn.

J. Loewenberg.

Morgen.

Noch ungehört erklingt ein Lerchenlied
Allein in morgenfrüher Einsamkeit.
Lichtlos die Flur ringsum. Feldeinwärts flieht
Ein Taubenflug. Und still ist's weit und breit.

Ein leiser Windzug. Und die Sonne steigt.
Der Nebel füllt zerflatternd kaum das Thal.
Nun hebt sie lautlos sich empor und zeigt
Den dunklen Erdengrund in ihrem Strahl.

Die Blüten schimmern dort am steilen Hang,
In langen Furchen färbt sich grün die Saat,
In tiefer Ebne glänzt der Schienenstrang,
Mit tausend Straßen kreuzt er seinen Pfad.

Dort liegt die Stadt. Und Türme, Haus an Haus
Und Brück und Strom — Gebirge himmelan,
Das ist die Welt. Nun, Mensch, tritt du heraus
Und füll' sie dir mit neuem Leben an.

Rudolf Reuße.

„Erinnerungen . . ."

Erinnerungen
Mit nassen Blicken
Aus jedem Winkel
Lächeln und nicken.

Ihr alten Räume,
Ihr seid's geblieben,
Die einst umschlossen
Mein heimlich Lieben.

Doch der euch Schöne
Und Glanz verliehen,
Ihr ließt ihn lange
Von dannen ziehen.

Nun steht ihr öde
Wie bunte Schalen,
Aus denen Fremde
Die Blumen stahlen.

Noch weilt ein Dufthauch
Von Ros' und Flieder —
Erinn'rung füllt mir
Die Schalen wieder.

Leonie Meyerhof.

Prometheus Pyrphoros.

Von Ludwig Fulda.

(Schluß.)

V.

Über die heiter grünende Erde
Wurde dem Menschen die Herrschaft vertraut;
Kunstreich hat er die traulichen Herde
Und die beschirmenden Hütten gebaut.
Stammelnden Laut
Hat er zu schimmernder Rede gewoben;
Gegen des Leuen vernichtendes Toben
Blinkende Waffen
Hat sich der Listenreiche geschaffen,
Und im Glücke rühriges Dranges
Und mit thatenerfreutem Sinn
Aufrecht hehreren Ganges
Schreitet der Stolze dahin.

Wo die dicht verflochtenen Wälder
Struppig dem wandernden Tritte gewehrt,
Laden den Pilger gedeihende Felder,
Winken die Halme von Ähren beschwert.
Reichlich gemehrt
Schwillen die Schätze der räumigen Scheuer;
Denn das himmelentflammende Feuer
Wurde zum Sklaven,
Darf in der Schmiede nicht rasten und schlafen,
Hilft ihm bilden den Pflug und den Spaten
Zähmen das schachtentstiegene Erz;
Ahnung mächtiger Thaten
Drängt das mutige Herz.

Daß sie höheren Mächten entflamme,
All' seine That, all' irdisch Geschehn,
Schauernd erkennt er's, sieht in der Flamme
Waltender Götter verborgenes Wehn.
Tempel erstehn,
Drinnen dem Lichtgott rauchen Altäre,
Daß er das Feuer, das heilige, nähre,
Daß er die Blüte
Keimenden, sprossenden Lebens behüte,
Daß zu wärmenden Flammen entzündet
Heilsam wirke das göttliche Licht,
Und Gesetze verkündet
Streng die gebietende Pflicht. —

Aber weh,
Droben waltet Zeus, der grollende;
Seine Blitze zucken jäh,
Und der dumpf und dumpfer rollende
Donner schreckt die aufwärts wollende,
Tapfer hoffende Menschenkraft.
Weh', der Adler, Zeus' Getreuer,
Bringet Fluch dem lauteren Feuer,
Daß als tückische Leidenschaft
Es der Menschen Busen senge
Und der blind erregten Menge
Heiß verlangende Seele zehre,
Daß die züngelnde Glut
In vernichtender Wut
Brüder gegen Brüder kehre.
Weh' der Brust, der neidzerfressenen,
Weh' der Kraft, der kühn vermessenen!
Kampf erfaßt sie, grimmige Pein.
In die mit sich selbst zerfallenden
Herzen schlägt die scharfen, krallenden
Klauen tief der Adler ein,
Stets aufs neue
Von dem rächenden Zeus gesandt,
Und die Reue
Schürt den Brand.

Todbereitende, todesmutige
Heere dräun mit gellendem Ruf,
Und erzitternd schwankt der blutige
Boden unterm Rosseshuf.
Wie die Schar sich wild mit blinkenden
Schwertern eine Gasse haut,
Übertoset sie des sinkenden
Streiters bangen Sterbelaut.
Selbst das Segen mild gewährende
Feuer wandelte sich jach;
Prasselnd steigt es als verheerende
Flammensäule aus dem Dach.
Sorglos, ob das Unermeßliche
Mensch von Menschen ächzend litt,
Wandelt über die Flur der gräßliche
Krieg den malmenden Eisenschritt.
Wenn der stille Tod zur nächtigen
Zeit die letzte Lese hält,
Kreist der Aar des Zeus mit mächtigen
Flügelschlägen überm Feld.

VI.

Ein kahler Felsen ragt ins Meer hervor,
Die Wogen lecken gierig dran empor
Und schleudern Schaum auf seine höchsten Zacken;
Ins Tosen mischt sich keines Lebens Laut,

Kein wucherndes Gestrüpp, kein dürftig Kraut
Kein weiches Moos deckt seinen starren Nacken.
Nur Tang und Muscheln schwemmt heran die Flut,
Um wieder in der Tiefe sie zu betten;
Hier büßet für den Raub der Himmelsglut
Der Räuber in des Leidens schweren Ketten.
Jedwede Pein und schmerzenbanges Ach
Der Menschen fühlt sein Busen tausendfach,
Und heiß sein Auge zu versehren scheint
Jedwede Thräne, die ein Mensch geweint.
Der Fluch, der auf die reine Flamme fiel,
Daß sie den Sinn als Höllenglut bethöre,
Daß in der Leidenschaften grausem Spiel
Zwiespältig sich der Erdensohn empöre,
Daß er gefesselt von der eignen Gier
Zerreiße gleich der Wälder grimm'gem Tier
Das Dasein, das die Eintracht hold umfriedet,
Der Fluch hat an den Felsen ihn geschmiedet,
Und in der starken Seele mischt sich dumpf
Mut und Verzagen, Reue und Triumph.
Und wenn der Kampflärm tobender Gefechte
Zu seinem Felsen dringt mit schrillem Ton,
Ihm ist, als ob die wild entzweiten Mächte
Auf seines Busens Walstatt sich bedrohn.
Die Fackel schimmert ferne nur herüber;
Ihr Funkelgold erbleichte, wurde trüber
Wie Mondesblinken in der Nebelnacht.
Die einst in Wetterstürmen hell erglommen,
Nun schwählt sie bang, in fahlem Dunst verschwommen,
Als ob sie ihrem Sterben nachgedacht.
Doch stirbt sie nicht; verwahrlost und entweiht
Winkt sie der kommenden, der bessren Zeit,
Wo neu des Geistes Morgenröte gleißt,
Der Eintracht Zephyrwinde wieder fächeln,
Und trotz des Wehs, das seine Brust zerreißt,
Strahlt in Prometheus' Aug' ein selig Lächeln.
Beruhigt schmiegt zu seinen Füßen sich
Das blaue Meer in heitrem Wogenreigen,
Und wie der Zorn der finstren Tiefe wich,
Träumt still die zitternde Flut in ernstem Schweigen.
Doch aus dem feuchten Grunde schwebend steigen
Die Töchter des Okeanos zum Licht,
Des erdumschlingenden Gotts mildherz'ge Kinder,
Und thränend schaut ihr lieblich Angesicht
In herber Schmach den Himmelsüberwinder.
Den alten Trotz nur weckt ihr tröstend Lied,
Und was prophetisch durch die Seele zieht
Des Geistgewalt'gen, wird zum Donnerworte,
Wild rüttelnd an der Zukunft Eisenpforte
Und pochend an des Himmels Sterngehäus:
„Die Fackel, die ich raubte, weckt den Retter,
Und fallen wirst du, übermüt'ger Zeus,
Zerstieben dein Geschlecht wie welke Blätter.
Das Menschenvolk, das jetzt in Leiden irrt,
Wird einen Helden göttergleich erzeugen,
Und vor dem Lichte, das er künden wird,
Mußt du, Kronide, deinen Nacken beugen;
Und wie der Wärmehauch des holden Maien
Der Erde winterliche Fessel sprengt,
So wird der Held, von Jubelruf umdrängt,
Sein Volk und mich im Lenzessturm befreien.
Schon seh' ich ihn, den Göttlichen, sich nahn,
Die Kette bricht, die ew'ge Fackel lodert,
Die Herzen schwellt's wie brausender Orkan,
Es stürzt der Thron, auf dem ein Gott vermodert.
Und wenn die Säule des Olympos kracht,
Unsterbliche ins Reich der Schatten gleiten,
Ich weiß, dann naht sich neuen Leidens Nacht,
Doch neues Licht wird strömend sich verbreiten.
Der fürchterliche Kreislauf schreckt mich nicht:
Getrost von Licht zu Leid, von Leid zu Licht!
Je herrlicher der morgenliche Strahl,
Je freudiger die schmerzenreiche Qual;
Der Holzstoß selbst, drauf stirbt ein Sonnenheld,
Als Wahrheitsfackel flammt er durch die Welt! —
Wohl, Zeus, schon flattert über blut'gen Au'n
Dein Aar und dräut Verderben kühnen Drängern;
Auch mich laß ächzen unter seinen Klau'n:
Er wird dir deine Herrschaft nicht verlängern.
Schon webt des unbekannten Gottes Wehn
In Abendlüften, über Thal und Seen;
Ein Gott der Klarheit ist's, ein Gott der Pflicht,
Er streckt die Hände aus zu ew'gem Frieden,
Und wenn er donnernd ruft: Es werde Licht!
Das ist die Sterbestunde des Kroniden."

VII.

Die Erde bebt,
Der Felsen erzittert;
Der Adler schwebt
Von Blitzen umwittert;
Weiß wirbelt Schnee.
Die Töchter der See
Flüchten zum Schoße
Des Vaters, ins große,
Tauige Haus.
Schäumend sich türmen
Gepeitscht von Stürmen,
In wirbelndem Braus
Die zornigen Wellen,
Drängen zum Felsen
Mit schnappenden Hälsen,
Verspritzen, zerschellen,
Sammeln sich wieder
Auf wallender Bahn;
Aber die Glieder
Reckt der Titan;
Vom Klirren der Fesseln
Die Himmel wanken;
Götter schwanken
Auf schimmernden Sesseln.
Zuckende Blitze
Vom ragenden Sitze
Schleudert Zeus, der angsterfüllte,

Auf die Erde, die nachtumhüllte;
Dumpf verhallende Donner rollen,
Und der Aar
Zorngeschwollen,
Schwebt mit schwirrendem Flügelpaar
Nieder zu den feuerbringenden,
Götterzwingenden
Weltrebellen,
Und die zischenden,
Wild sich mischenden
Riesenwellen
Sind des rächenden Aars Verbündete.

Mit den Menschen muß er leiden,
Der das Licht den Menschen zündete,
Der den hellren Tag verkündete,
Drin sich selige Götter weiden.
Seinen Leib zerfleischt die Klaue,
Seine Seele jauchzt empor,
Daß in düster nächtigem Flor
Sie ein Morgendämmern schaue,
Und sie schaut's durch hüllende Schleier
Wie es rosig naht;
Denn schon rüstet der Befreier
Die erlösende That.

Die Waise.

Nun ruhst auch du im stillen Grab,
Den Gott als Leiter und Trost mir gab.

Nun deckt auch dich der kalte Stein,
Und ich muß wandern nun ganz allein;

Hinweg vom lieben Vaterhaus,
Weiß nicht, wohin in die Welt hinaus.

Und wenn ich müd' vom Wandern bin,
So sink' ich still zur Erde hin.

Und findet mich ein Pilger dann,
Mag er mich betten im grünen Tann.

Dann singen, Vater, Wetter und Wind
Das Totenlied deinem armen Kind.

Georg Karl.

„Wo eine Rose . . .“

Wo eine Rose einst geblüht,
Und sei sie längst verdorrt,
In späten Herbstestagen glüht
Ein leiser Duft noch fort.

So rührt ein Sehnen, tief und weich
Dein Herz zu laut'rem Schlag,
Gehst du vorbei, wo liebereich
Einst Lipp' auf Lippe lag.

Viktor V. Hubl.

„Als er in Schönheit prangend . . .“

Als er in Schönheit prangend vor dir stand,
Da lohte dir im Aug' ein Liebesbrand.

Es schien, als ob der Glanz, der ihm entstrahlte,
In deinem Blick sich spiegelte und malte.

Der Glanz, den deinem Aug' sein Anblick gab,
Sinkt nun in goldnen Thränen auf sein Grab.

Rudolf Knuffert.

An einen Träumer.

Willst du denn immerfort
Gedankenetze spinnen?
Du wirst den kleinsten Fang
Durch Fischen nur gewinnen.

Gustav Pückert.

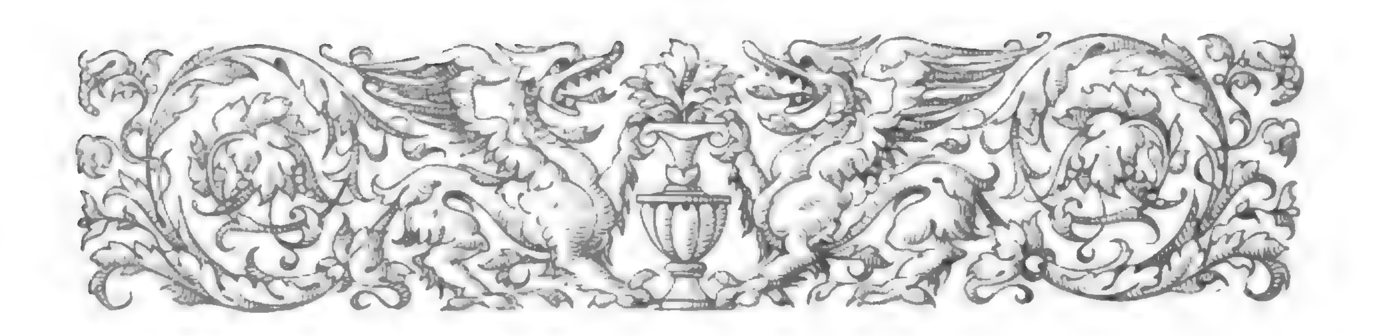
Waldesgruß.

O all' ihr sonnigen Gipfel,
Du grünes wogendes Meer,
Ihr hohen rauschenden Wipfel,
Der Zweige schwankes Heer,
O all' ihr tiefen Schatten,
Du kühler Waldesgrund,
Ihr dunklen moosigen Matten,
Ihr Quellen aus felsigem Schlund,
Nun ihr mich aufgenommen!
Willkommen! Hochwillkommen!

So hab' ich denn euch wieder,
Ihr Tannen grün und frisch,
Der hellen Vogellieder
Lautjubelndes Gemisch,
Und rings die würzigen Düfte
Aus Blüt' und Strauch und Baum,
Die frischen, wehenden Lüfte
Auf hohem Bergesraum!
Ihr habt mich aufgenommen!
Willkommen! Hochwillkommen!

O schließt eine Mauer,
Ihr Tannen, hinter mir,
Daß Menschenleid und Trauer
Verbannet sei von hier!
Vom Lärm der Welt geschieden,
Entrückt dem Lebensstreit,
Umgieb mich, Waldesfrieden,
Glückselige Einsamkeit!
Du hast mich aufgenommen!
Willkommen! Hochwillkommen!

G. Höcker.



Wort- und Sprachreichtum.

Von Daniel Sanders.

„Seit einer Reihe von Jahren ist mir immer wieder aus den verschiedensten Gegenden unseres, wie es scheint, überall durstigen und trinklustigen Vaterlandes die Frage vorgelegt worden, ob man richtiger sage: ein Faß anstechen oder anstecken, — so daß ich mich schon einmal bewogen gefühlt, darauf eine öffentliche Antwort (in der National-Zeitung) zu geben. Das hat denn auch, zumal da diese Antwort auch in andere Blätter übergegangen, eine Zeit lang gefruchtet und vorgehalten, in welcher ich mich schon freute, die, wie eine beharrlich immer wiederkehrende lästige und beschwerliche Fliege mich verfolgende Frage glücklich verscheucht zu haben, aber die Freude währte nicht allzulange. Nach einiger Zeit kam die alte Frage wieder und dann beharrlich immer wieder und wieder."

So habe ich auf Seite 40 des zweiten Jahrgangs meiner „Zeitschrift für deutsche Sprache" berichtet.

Ähnlich wird seit Jahrzehnten von Zeit zu Zeit mir wieder und immer wieder eine andere Frage — namentlich von Deutschen in England oder in Nordamerika — vorgelegt, nämlich die Frage, wie groß denn eigentlich die Zahl der Wörter in unserer deutschen Sprache sei und insonderheit, welche von beiden Sprachen — die deutsche oder die englische — die andere an Zahl der Wörter übertreffe. Zuletzt ging mir die Anfrage von dem Leiter einer in Deutschland in englischer Sprache hauptsächlich für Engländer und Nordamerikaner erscheinenden Zeitung zu und kaum hatte ich darauf wieder einmal — ich weiß selbst nicht, zum wievielsten Mal — meine Antwort erteilt: da fand ich zufällig auf der Schlußseite des am 15. November 1889 veröffentlichten Heftes der in Manchester (in New-Hampshire) erscheinenden Zeitschrift: Germania. A Forteightly Journal for the Study of the German Language and Literature unter den „Litterarischen Nachrichten" einen Aufsatz, aus dem ich hier das Folgende aushebe:

„DEUTSCH IST TRUMPF. Unter diesem Titel lesen wir in dem St. Louis Tageblatt einen interessanten Artikel über den Sprachreichtum der deutschen Sprache. Der Verfasser sagt darin: . . . Unter Heranziehung des Webster'schen Wörterbuches nebst Supplement und Ogilvies Imperial Dictionary, letzte Auflage 1882—83 fand er [der Verfasser des Aufsatzes im St. Louis-Tageblatt] dann, daß sich der Wortschatz der englischen Sprache heute auf etwa 130 000 Wörter stellt. Nun zur deutschen Sprache! Adelung bringt in der zweiten Ausgabe seines großen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart [1796—1802, 4 Bände] 55 811 Nummern. Aber schon 1807—1811 erschien Campe's Wörterbuch der deutschen Sprache in 5 Bänden mit 141 277 Wort-Artikeln. Über die Wortschatz-Ziffern der neueren Wörterbücher von Heinsius, Heyse, Hoffmann, Sanders, Grimm, also über den ganzen Zuwachs des letzten Jahrhunderts vermag der Verfasser noch nichts Bestimmtes anzugeben, es möchte sich aber die Zahl der Wörter auf mindestens 200 000 erhöht haben.

Wir erinnern uns, daß vor nicht langer Zeit eine ähnliche Anfrage bei dem berühmten Professor Kirchhof gemacht wurde. Des Wortlauts seiner Antwort entsinnen wir uns im Augenblick nicht; doch glaubt er, nicht zu irren, wenn er den Wortschatz der deutschen Sprache um $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ höher schätzt, als den der englischen Sprache.

Es freut uns, das St. Louis-Tageblatt auf einen so bedeutenden Gewährsmann aufmerksam machen zu können."

An das Vorstehende hätte ich nun gern eine Anführung aus einem Aufsatze (irre ich nicht, von Bacmeister) in der Beilage zur [Augsburger] „Allgemeinen Zeitung" 1866, Nr 194, gereiht. Aber leider ist mir diese Nummer nicht zur Hand, doch kann ich das Wesentliche des hier Anzuführenden einem Aufsatze entlehnen, welchen der verstorbene Oberlehrer Dr. Friedrich Sachse in Berlin über mich in der Nr. 1492 der [Leipziger] Illustrierten Zeitung vom 3. Februar 1872 veröffentlicht hat. Hier führt er nämlich aus der genannten Nummer der „Allgemeinen Zeitung" das Urteil, welches dort Bacmeister, wie ich glaube, oder — wie Sachse ihn (ohne ihn zu nennen) bezeichnet — „ein Kritiker, der seiner frühern Abneigung gegen Sanders kein Hehl hat", über mein Wörterbuch gefällt hat, wörtlich an. Es lautet:

„Das Wörterbuch der deutschen Sprache ist das tüchtige, ehrenwerte Werk eines bewunderungswürdigen Geistes. Seine Hauptvorzüge sind folgende: Erstens ist es fertig von A bis Z — eine seltene Tugend. Zweitens giebt es eine sehr vollständige Aufzählung des neudeutschen Wörtervorrats mit verständiger Ausschließung der unbedeutenden, bloß mechani-

„Gegen die Sterne, die wir an dem Himmel erblicken, mit bloßem Aug' und mehr mit bewaffnetem noch und die weiter wir ahnen, [illegible] die Erde? ein Tropfen im Meer des Weltall's! Und ein winzig daraus ist der Menschen Geschlecht, das in Hochmuths- dünkel sich Herrscher der Welt wohl benennt. Und wie klein ist der Mensch! [illegible] der Gedank' und tief demüthigend beugen! Und was soll ich, der Einzelne, thun, hinblickend aufs Weltall?"

[illegible] auf dem Platz, wo du stehst, [illegible] Das [illegible] dein Thun in das Ganze sich fügt, das laß dem [illegible]!

Altstrelitz den 11 November 1888. Daniel Sanders

schen Wortbildungen. Drittens ist die innere Anordnung und logische Entwickelung der Wortbedeutungen scharf und verständig. Viertens sind die Belegstellen reichlich und treffend."

Zu der Stelle aber, worin Bacmeister von der „sehr vollständigen Aufzählung des neuhochdeutschen Wörtervorrats" spricht, sagt Dr. Sachse in einer Fußanmerkung:

„In einer vorangehenden Stelle veranschlagt er die Zahl der von Sanders aufgeführten Wörter auf 3–400000, während das Grimm'sche Wörterbuch, wenn es einmal vollendet sein wird, nach einer ziemlich zuverlässigen Rechnung 229760 zählen würde."

Ich will durchaus nicht verhehlen, daß dies einem ursprünglich abgeneigten und widerwilligen Beurteiler durch meine Leistung abgerungene günstige Urteil über mein Wörterbuch mich immer und so auch hier bei der Wiederholung mit Freude und innerer Genugthuung erfüllt hat; aber doch nicht deshalb habe ich es hier angeführt, sondern hauptsächlich, weil in den von mir durch Sperrdruck hervorgehobenen Worten wenigstens schon im Keime auf das Irrige in der Frage hingewiesen ist, dessen Berichtigung für mich der hauptsächliche Zweck des vorliegenden Aufsatzes ist.

Die ganze Stellung der Frage nämlich, „welche Sprache Trumpf sei," abhängig gemacht von der größern oder der geringern Zahl der Wörter in der einen oder der andern, ist eine durchaus falsche und darum kann darauf auch keine wirklich befriedigende Antwort gegeben werden. Goethe hat einmal in einem ähnlichen Falle, als die Petersburger Akademie auf eine von ihr gestellte Preisfrage keine Antwort erhalten, ausgesprochen, die Akademie sollte den Preis verdoppeln und ihn demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen ist und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer dies vermöchte, hätte jenen Preis wohl verdient. (Ausg. in 40 Bde, III. S. 289: Sprüche in Prosa, über Naturwissenschaft, 2. Abt.)

Für die vorliegende Frage, wonach der Reichtum verschiedener Sprachen nach der Menge der einzelnen darin vorhandenen Wörter bemessen werden soll, läßt sich mit leichter Mühe überzeugend nachweisen, daß hier — um einen Ausdruck aus der Größenlehre zu verwenden – inkommensurable (maßfremde) Größen d. h. solche, welche kein gemeinsames Maß haben, gegen einander gemessen und verglichen werden. Reich ist eine Sprache, wenn ihr für alles darin Auszudrückende eine für alle die verschiedenen Abschattungen und Abstufungen ausreichende Anzahl von bestimmt bezeichnenden Ausdrücken (Wörtern) zu Gebote steht; fehlt es ihr aber dagegen an bestimmten Bezeichnungen für das darin zu bezeichnende, seien dies nun Begriffe oder Empfindungen, Gefühle u. s. w., so zeigt sich hierin eine gewisse Armut, eine Lücke, ein Mangel, die sie durch neue aus dem vorhandenen Wortschatz zu bildende oder zu schaffende Wörter oder durch Entlehnung und Aneignung aus fremden Sprachen auszufüllen und zu ersetzen bestrebt sein wird und muß. Aber die Armut einer Sprache kann andrerseits auch grade durch eine Überfülle von Wörtern verursacht werden, wenn diese nämlich unterschiedlos ein- und dasselbe (einen und denselben Begriff, eine und dieselbe Empfindung u. s. w.) bezeichnen, nicht aber bestimmt und scharf ausgeprägte Abschattungen, Abstufungen und Verschiedenheiten eines gemeinsamen Begriffs u. s. w. Mit einer solchen Überfülle völlig gleichbedeutender Wörter, die einander nur hindernd im Wege stehen können, wäre eine Sprache allerdings wortreicher, aber nicht ausdrucksreicher, sondern nur verworrener, dunkler und unklarer, also in der That ärmer, als eine Sprache mit weniger, aber genau, scharf und bestimmt unterschiedenen Wörtern. Ein Bild wird das Genannte vielleicht am besten veranschaulichen und klar machen. Nach dem ganzen Bau des menschlichen Körpers sind für den Menschen zwei Arme das geeignete und passende, richtige und regelrechte Maß. Gegen den zweiarmigen Menschen aber erscheint nicht bloß der einarmige im Rückstande und unbeholfen, sondern auch eine dreiarmige Mißgeburt, welche der überschüssige und an ungehöriger und ungeeigneter Stelle sich findende dritte Arm nicht beholfener,

sondern unbeholfener macht. Jedenfalls genügt wohl das Vorstehende zu zeigen, daß Wortreichtum und Sprachreichtum einander nicht gegenseitig bedingen. Man vergleiche z. B. auch noch die Bezeichnung aller Zahlen mit Ziffern nach der Anordnung für eine bestimmte Grundzahl. Diese Grundzahl ist bei uns bekanntlich die Zehn und so bedürfen wir zur Darstellung aller Zahlen der zehn Ziffern von 0 bis 9. Man könnte aber auch eine größere oder eine kleinere Zahl als Grundzahl wählen, z. B. die Zwölf oder die Zwei. Im erstern Falle würde man noch zwei Ziffern der einfachen Zahlzeichen mehr haben müssen, nämlich für die Zehn und die Elf; im andern Falle reichte man mit den beiden Ziffern für die Null und die Eins aus; aber es wäre durchaus verkehrt und falsch, wollte man im Vergleich zu der Darstellung nach der Grundzahl Zehn die nach der Grundzahl Zwölf als eine reichere, die nach der Grundzahl Zwei als eine ärmere bezeichnen, da alle drei Anordnungen zur Bezeichnung aller Zahlen in ihrer unendlichen Fülle geeignet und passend sind, mögen sie auch — aus anderen Gesichtspunkten betrachtet und gegen einander abgemessen und abgewogen — ihre verschiedenen Vorzüge und Nachteile haben. Etwas Ähnliches, aber natürlich durchaus nicht dasselbe gilt auch für die Bezeichnung und Darstellung unserer Gedanken durch die verschiedenen Sprachen mit den diesen eigentümlichen Wörtern.

Nun aber komme ich auf die Frage nach der Zahl der in der deutschen Sprache vorhandenen Wörter zurück. Wie gesagt, ist in dem Aufsatze der Augsburger Allgemeinen Zeitung die Zahl der in meinem Wörterbuch der deutschen Sprache aufgeführten Wörter auf 3—400 000 veranschlagt. Durch welche Berechnung Bacmeister, — wenn dieser, wie ich glaube, der Verfasser ist — auf diese Zahl gekommen, weiß ich nicht und ich habe auch nie die Richtigkeit der Angabe zu prüfen versucht, da ich (wie man wohl gesehen) auf die Zahl der Wörter kein besonderes Gewicht lege. Jedenfalls handelt es sich um einen bloß ungefähren Überschlag, ganz obenhin, in Bausch und Bogen, wobei es auf einmalhunderttausend Wörter mehr oder minder nicht ankommt. Und hätte Bacmeister noch die später in meinem Ergänzungs-Wörterbuch hinzugekommenen Wörter hinzurechnen können, so hätte er die Zahl wohl noch um einmalhunderttausend höher greifen können: aber man übersehe nicht, welch ein großer Unterschied ist zwischen der Zahl der in dem möglichst vollständigen Wörterbuch aufgeführten Wörter und der Zahl der in der Sprache vorhandenen Wörter, zumal bei einer durch die fast unbeschränkte Leichtigkeit der Fortbildungen und Zusammensetzungen unerschöpflich reichen Sprache wie die deutsche. Für diese ist jede noch so hoch gegriffene bestimmte Zahl ihrer Wörter zu gering, man kann sie getrost nicht bloß um so und so viele hundert tausend vermehren, sondern gradezu verdoppeln, verdreifachen u. s. w: die richtige Zahl ist eben, um die Bezeichnung aus der Größenlehre zu entlehnen, $^1/_0$, d. h. unendlich groß. Die Richtigkeit dieser Behauptung, die vielleicht Manchem auf den ersten Blick stark übertrieben scheinen dürfte, läßt sich leicht vollständig erweisen.

Das erste Zahlwort, welches nach der Reihenfolge im Abece der Wörterbuchschreiber aufzuführen hat, ist acht. Daran schließen sich als Ableitungen z. B.: der achte, ein achtel (als Eigenschaftswort), ein Achtel (als Hauptwort), achtels, achtens, ein Achter, Achtering, Achtling u. s. w., ferner Zusammensetzungen, zunächst Zahlwörter, z. B.: achtzehn (mit Ableitungen wie: der achtzehnte, ein achtzehntel, achtzehntens &c.), achtundzwanzig, achtunddreißig u. s. w. (mit den zugehörigen Ableitungen), achtzig, achtundachtzig (dazu z. B. auch: ein Achtziger, Achtundachtziger), achthundert, achtzehnhundert, achttausend, achtzehntausend, achtundzwanzigtausend, achtmalhunderttausend, achtmillion u. s. w. u. s. w. mit den zugehörigen Ableitungen; ferner auch Zusammensetzungen der Zahlwörter mit andern Wörtern, wie z. B.: Achtbätzner, Achtbatzenstück, Achtgroschenstück: Achte, achtzehn &c. -Eck, -eckig, -Seit, -seitig, -Flach, -flächig, -Flächner &c.; -fach, -fältig, -mal, -malige, -ellig, -pfündig, -Pfünder &c., -stündig, -tägig, -wöchig, -monatig, -jährig &c.; ferner z. B.: achterlei, achtzehnerlei u. s. w., auch: ein Acht Ender, Hirsch mit achtendigem Geweih &c. und acht(e)halb (d. i.: sieben ganz und das achte halb) mit der Fortbildung: Acht(e)halbe — für eine veraltete Münze (s. Adelung).

Wer diese und die nach Ähnlichkeit zu bildenden Ableitungen und Zusammensetzungen des Zahlwortes acht, die doch jedenfalls mit unter die Zahl der deutschen Wörter gehören, in den rein nach dem Abece geordneten deutschen Wörterbüchern nachschlagen will, wird dort nur sehr wenige, vereinzelte und aufs Geratewohl herausgegriffene aufgenommen finden und, wenn er nun erwägt, daß, was hier von dem Zahlwort acht gesagt ist, auch — mit einigen Abänderungen — für alle der unzähligen Zahlwörter von eins ab nicht nur bis zu Million, Billion, Trillion, Quadrillion u. s. w. ins Unendliche fort gilt, so wird er zugeben, daß schon bloß für diese eine Klasse von Wörtern keine noch so große bestimmte Zahl ausreicht, sondern nur, wie gesagt, die Bezeichnung $^1/_0$. Hierbei möchte ich im Vorübergehen, im Rückblick auf Vorangegangenes bemerken, daß wir die französische Sprache nicht ärmer als die deutsche nennen dürfen, weil ihr z. B. für unser achtjährig ein eignes Eigenschaftswort fehlt und sie z. B. „ein achtjähriges Kind“ durch un enfant de huit ans (ein Kind von 8 Jahren) ausdrückt. Wir können freilich auch noch „ein achtehalbjähriges Kind“ sagen für un enfant de sept ans et demi (ein Kind von sieben und einem halben Jahr); aber auch wir werden gewöhnlich nur übereinstimmend mit den Franzosen z. B. sagen: „Ein Kind von acht Jahren und sieben Wochen.“ Unsere Sprache bietet freilich die Möglichkeit, dafür zu setzen: „Ein achtundfünfzweiundfünfzigsteljähriges Kind“ oder, wie man die Jahre (mit Einschluß von zwei Schalttagen) und die Wochen in Tage umrechnen will: „Ein zweitausendneunhundertundeinundsiebzigtägiges Kind; aber gewiß kein Deutscher wird in diesen den Wortschatz an Zahl vermehrenden unübersichtlichen Ausdrucksweisen eine Bereicherung der Sprache erblicken.

Doch wenden wir uns — nach dieser, wie gesagt, nur im Vorübergehen gemachten Bemerkung — nun von den mit Zahlen zusammengesetzten deutschen Wörtern zu andern! Bartholomäus Ringwald schreibt in seiner „Lautern Wahrheit“ S. 329: „Wenn man ein Adlers-

feder zu andern Federn legen thut, so trifft sie der ein ganzen Hauf" und Jean *Paul* in seiner „Vorschule der Ästhetik" 1,136: „Wie *Adlerfedern* andere Federn in ihrer Nähe zerstören." Die Zusammensetzung *Adlers-* oder *Adlerfeder* gehört unstreitig und unzweifelhaft dem deutschen Wortschatz an; aber der Wörterbuchschreiber, der in seinem rein abecelich geordneten Werke ihr eine — oder vielmehr eine doppelte — Stelle einräumen will, muß folgerecht auch *sämtlichen* Zusammensetzungen von *Feder* mit dem Namen *aller* Vögel Aufnahme in sein Werk gewähren. Wie viel Raum dafür aufzuwenden oder (nach meiner Auffassung) zu verschwenden wäre, entnehme man aus umfassenden naturgeschichtlichen Werken. Ich konnte in meinem Wörterbuch, in welchem ich die Zusammensetzungen durchgängig jedesmal hinter ihrem Grundwort in einem eignen Abschnitt behandelt habe, in dem zu *Feder* gehörigen in den beiden ersten Zeilen die im Vorhergehenden angedeuteten unzähligen Zusammensetzungen erschöpfen:

„Zusammensetzung unerschöpflich nach den verschiedenen Vögeln, z. B.: Adler-, Gänse-, Hühner-, Pfauen-, Strauß-Federn ꝛc." (vgl. auch in der Anmerkung zu *Adler* das hier über der Doppelform *Adler-*, *Adlers-* als Bestimmungswort in Zusammensetzungen Gesagte) und es wird sich sicher niemand über Unvollständigkeit beklagen dürfen, wenn er hier nicht die nach Ähnlichkeit ins Unendliche zu mehrenden Zusammensetzungen sämtlich einzeln aufgeführt findet, also z. B. nicht: *Ammer-*, *Amsel-*, *Auerhahn-*, *Birkhuhn-*, *Drossel-*, *Enten-*, *Eulen-Feder* u. s. w. Man denke nun an die ähnlichen Zusammensetzungen mit Grundwörtern wie: *Flügel*, *Fittich*, *Schwinge*, *Flug*, *Schwung*, *Schnabel* ꝛc., auch: *Kopf*, *Auge*, *Brust*, *Fuß* u. s. w. und überblicke, wenn auch nur ganz oberflächlich und flüchtig, eine Anzahl der jedesmal dem Grundwort nachfolgenden Zusammensetzungen in meinem Wörterbuch, und man wird nicht länger bezweifeln, daß die Zahl der in der deutschen Sprache vorhandenen Wörter durch keine noch so große bestimmte Zahl anzugeben, sondern nur als unendlich (wie $^1/_0$) zu bezeichnen ist.

Auf die eigenartige Behandlung der — sei es mit selbständigen Wörtern, sei es mit bloßen Vorsilben — zusammengesetzten Wörter unter dem jedesmaligen Grundwort gründet sich der eine von dem Beurteiler in der „Allgemeinen Zeitung" meinem Wörterbuch nachgerühmte und oben von mir durch Sperrdruck hervorgehobene „Hauptvorzug", daß „es eine sehr vollständige Aufzählung des neudeutschen Wörtervorrats *mit verständiger Ausschließung der unbedeutenden, bloß mechanischen Wortbildungen* gebe." Im Bisherigen habe ich einige Beispiele für Zusammensetzungen von Haupt- und von Eigenschaftswörtern gegeben; ich will noch einige für Zusammensetzungen von Zeitwörtern hinzufügen. Bekanntlich unterscheidet man hier sogenannte trennbare oder unechte Zusammensetzungen mit hochtoniger Vorsilbe und untrennbare oder echte mit tonloser Vorsilbe, z. B. von *ändern* trennbar *abändern*, *umändern* (ich *ändere* etwas *ab*, ich *ändere* es *um*), dagegen untrennbar *verändern* (ich *verändere* es). Bei der ersten Klasse ergiebt es sich als — namentlich auch für den Ausländer — sehr nahe liegend und fast selbstverständlich, daß der Nachschlagende sie unter dem Grundwort (*ändern*) in der die Zusammensetzungen enthaltenden Abteilung — und zwar dort nach ihrer Reihenfolge im Abece — zu suchen habe; aber eben da wird er dann auch, sobald er sich nur mit den wenigen Zeilen in der Anleitung zum Gebrauch vertraut gemacht hat, sofort die untrennbaren Zusammensetzungen wie *verändern* suchen und es sehr begreiflich und in der Ordnung finden, daß er auch einige Wörter, die ohne die tonlose Vorsilbe nicht oder doch nur sehr selten vorkommen, in ihrer Reihe nach dem Abece zu suchen hat, wenn er die Vorsilbe davon wegdenkt, also z. B.: *gebären*, *Geburt*, *gebürtig*, bezüglich unter *bären*, *Burt*, *bürtig*; *Gebirg*, *gebirgig* unter *Birg*, *birgig*; *Beginn*, *beginnen* unter *Ginn*, *ginnen* u. s. w. Ich schließe diesen Aufsatz mit folgenden Worten aus dem kurzen Vorwort zu meinem Ergänzungswörterbuch: „Ich habe hier in betreff der Zusammensetzungen die aus dem Wesen unserer Sprache selbst geschöpfte und durch den Erfolg meines großen Wörterbuchs bewährte Anordnungsweise fest haltend, von vorn herein *auf eine rein äußerliche und dabei doch nie ganz zu erreichende Vollständigkeit verzichten* können, mich auf eine *sorgfältige Auswahl wirklich bezeichnender und maßgebender Zusammensetzungen beschränkend*, nach deren Ähnlichkeit man jedesmal leicht unzählige andere wird bilden und verstehen können. In einer die Grundwörter und die Zusammensetzungen durch einander wirrenden und so, als wären sie gleichberechtigt, nach ihrer Reihenfolge im Abece hinter einander aufführenden Anordnung hätte die *innere Vollständigkeit* in den Zusammensetzungen selbst nicht auf dem Drei- und Vierfachen des Umfanges erreicht werden können."

Daniel Sanders.

Von Friedrich Latendorf.

Ein „Vermächtnis an das deutsche Volk", so nennt Sanders seine „Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen", das letzte größere Werk, mit dem uns seine rüstige und im besten Sinne des Wortes fruchtbare und segenschaffende Hand beschenkt hat. Nur den letzten Teil des Titels können seine zahlreichen Verehrer in und außer dem Vaterlande gelten lassen, sie wissen, daß soweit Sanders' Thätigkeit seit einem Menschenalter sich Anerkennung und Geltung verschafft hat, sie in erster Linie dem Wohle des Vaterlandes, den deutschen Landsleuten gewidmet war. Von einem Vermächtnis aber darf uns der rührige Greis, der ὠμογέρων mit Homer zu reden, noch nicht sprechen. Wir hoffen, und wir möchten unsere Hoffnung auch in seine Seele hinüber tragen, daß rühmliche Thaten „mit rühmlichen Thaten gekrönt" und ein gesegnetes Ende nach

Gottes Rat in weite Ferne hinausgerückt werde. Zu dieser Hoffnung berechtigen uns auch die mit jugendlicher Frische geschriebenen Plaudereien „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers", welche Sanders kürzlich, (Berlin, Lüstenröder 1889) hat erscheinen lassen, die uns direkt in das Hauptwerk, in die eigentliche Lebensaufgabe des Verfassers hineinführen, wie sie uns zugleich in liebenswürdiger Weise mit dem Gang seiner Jugendentwicklung bekannt machen.

Seine äußeren Schicksale lassen sich mit wenigen Worten zusammenfassen. Daniel Sanders ist als Sohn eines Kaufmanns am 12. November 1819 in Strelitz (Altstrelitz), der ehemaligen Residenz des Großherzogtums Mecklenburg Strelitz, geboren; er erhielt seinen ersten Unterricht in der dortigen, von trefflichen Lehrern geleiteten Ortsschule und besuchte alsdann das Gymnasium der Nachbarresidenz Neustrelitz. Nach wohlbestandener Reifeprüfung bezog Sanders Ostern 1839 die Universität zu Berlin und widmete sich daselbst vorzugsweise philologischen und mathematischen Studien, die er zu Halle fortsetzte. Den formellen Abschluß seiner Studien bildete die Erlangung der philosophischen Doktorwürde, mit der er in sein Vaterhaus zurückkehrte, um nunmehr die Leitung derselben Schule zu übernehmen, der er seine erste Bildung verdankte. Seinem Lehrerberufe hat Sanders ein Jahrzehnt mit voller Hingebung gelebt; seit 1852 aber wandte sich die Thätigkeit Sanders ausschließlich litterarischen Arbeiten und Studien zu, so jedoch, daß die praktische Wirksamkeit des früheren Lehrers noch in gar manchem seiner Werke erkennbar ist. Der Wohnsitz Sanders' ist seit 1842 ununterbrochen seine Vaterstadt geblieben, in der er 1847 zugleich seine Ehe schloß und eine glückliche Häuslichkeit gründete.

In weiten Kreisen ist Sanders Name erst nach dem Jahre 1853 bekannt geworden, als er in einer kritischen Besprechung des Grimm'schen Wörterbuchs seine Auffassung von der Aufgabe eines deutschen Lexikographen klar und scharf darlegte. Eingehender und in sorgsamer spezieller Ausführung geschah dies ein Jahr später in dem Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache und als reife Frucht einer angestrengten Thätigkeit und reicher eigentümlicher Begabung erschien in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren in einem Umfang von drei starken Bänden das „Vollständige Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart" (Leipzig, O. Wigand 1859—1865). Die Thätigkeit des Herausgebers aber ruhte auch damit noch nicht, sie steigerte sich noch so zu sagen; eine ganze Reihe lexikalischer Arbeiten von scharf ausgeprägter Physiognomie bekundeten die rege Arbeitslust und Arbeitskraft des Verfassers. In direktem Zusammenhang aber mit seinem Hauptwerk steht das um die Mitte des vorigen Decenniums abgeschlossene „Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache".

Was auf den ersten Blick an Sanders lexikalischen Arbeiten in die Augen fällt, ist die Fülle trefflich gewählter Beispiele, die Klarheit der Darstellung und was damit im engen Zusammenhang steht, die überaus zweckmäßige praktische und übersichtliche Gliederung und Anordnung. Sanders hat von vornherein darauf verzichtet, den deutschen Sprachschatz in äußerer Vollständigkeit beisammen zu bringen.

Ihm ist es um eine innere Vollständigkeit zu thun. Zu diesem Behufe werden die im Deutschen unerschöpflichen Zusammensetzungen nicht vereinzelt und getrennt, sondern im Zusammenhang und in alphabetischer Reihenfolge unter ihren Grundwörtern aufgeführt und dadurch ein Einblick in die Fülle und in die Tiefe unserer Sprache gewonnen, der den Wörterbuchschreiber selber nicht selten auf das freudigste überraschen mußte. Dies ist die wesentlichste Eigentümlichkeit des Sanders'schen Wörterbuches, dies das Prinzip, nach dem seine äußere Gestalt sich gegliedert hat. Ein persönlicher Vorzug des Verfassers ist sodann die Schärfe des Blickes, die das Notwendige von dem Zufälligen sondert, die Kraft eines glücklich organisierten Gedächtnisses, die das Verwandte leicht und ungezwungen zusammenfügt und vor allem eine ganz ungewöhnliche Kraft und Ausdauer in der Arbeit, die gleichzeitig verschiedene Ziele ins Auge zu fassen und sicher zu erreichen weiß.

So ist es Sanders in unausgesetzter Thätigkeit gelungen, im Zusammenhang mit seinem großen Wörterbuch (wovon er auch einen starken Auszug als Handwörterbuch herausgab) ein orthographisches Wörterbuch, verschiedene größere Werke über deutsche Synonymik, u. A. den „Deutschen Sprachschatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks", 2 Bde. 1873—1877 und ganz neuerdings die am Eingang unsers Artikels erwähnten „Bausteine", so das reichhaltigste aller uns bekannten Fremdwörterbücher in zwei Bänden, Leipzig 1871, zusammenzustellen.

Mit dieser lexikalischen Thätigkeit geht eine grammatische Hand in Hand, die zugleich dem unmittelbaren praktischen Bedürfnisse zu dienen sucht. Abgesehen von seinen für die Schuljugend bestimmten Lehrbüchern, ist hier vor allem sein Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache zu nennen. Wie stark dadurch das Streben, die Muttersprache recht zu gebrauchen, gefördert und einem wie dringenden Verlangen des Publikums damit entsprochen ist, zeigt die überaus starke Anzahl von 19 Auflagen. Dies Erkennen der praktischen Erfordernisse der Gegenwart und die noch seltenere Eigenschaft, sie in rechter Weise zu befriedigen, hat wohl mit dazu beigetragen, daß Sanders seiner Zeit von dem preußischen Kultusminister Falk 1876 zum Teilnehmer an der orthographischen Konferenz nach Berlin berufen wurde. Es ist allgemein bekannt geworden, mit welcher Regsamkeit und Schlagfertigkeit sich Sanders an den Debatten beteiligt und die Anerkennung früherer Gegner gewonnen hat. Seine maßhaltigen Vorschläge sind leider — nicht zum Segen unseres Schrifttums — in der Minorität und ohne praktischen Erfolg geblieben.

Um so größeren Erfolg haben die grammatischen und lexikalischen Schriften von Sanders gehabt und sich breite Bahn gebrochen. Ein neues Zeugnis dafür ist die von ihm begründete und jetzt im dritten Jahrgang erscheinende „Zeitschrift für deutsche Sprache". Sanders sucht auch hier das in der sprachlichen Entwicklung hervortretende Gesetz an den litterarischen Belegen selbst aus alter und neuer Zeit aufzuweisen, es nicht sowohl zu geben, als zu erforschen und darzulegen. Seine Erörterung knüpft, wie in seinem „Stilmusterbuch", Berlin 1886, in der Regel an geeignete Abschnitte aus älteren und jüngeren Schriftstellern an; dabei berücksichtigt San-

ders zugleich die aus seinem wachsenden Leserkreise an ihn herantretenden direkten Anfragen und Wünsche; ein eigener Abschnitt ist außerdem zur regelmäßigen Ergänzung des „Verdeutschungswörterbuches", Leipzig 1884, bestimmt, ein Werk, wodurch Sanders mit der ihm eigenen Maßhaltigkeit an der unsere Tage oft über Gebühr beschäftigenden Fremdwörterfrage sich beteiligt hat. Sanders ist eben kein Purist vom reinsten Wasser: er verschmäht das Fremdwort nicht grundsätzlich; nur die entbehrlichen ausländischen Formen und Wörter will er beseitigt wissen und sucht sie mit glücklichem Takte und in sicherem Gefühl aus den vorhandenen Mitteln der Muttersprache zu ersetzen.

Die Arbeit des Grammatikers und Lexikographen scheint vorzugsweise eine verstandesmäßige zu sein; sie ist es aber in der That auch nur scheinbar; seine Thätigkeit beansprucht in nicht geringerem Grade die Kräfte des Gemütslebens und die Tiefe der Empfindung. Gerade hierauf noch mit kurzem Worte hinzuweisen, ist mir eine liebe und willkommene und in gewissem Sinne eine durch die Pflicht gebotene Aufgabe.

Die Ausbildung und Weiterentwicklung der Sprache liegt in erster Hand den berufenen Dichtern und Schriftstellern ob. Ihr eindringliches Verständnis aber erschließt sich nur dem geistesverwandten Leser, dessen Ohr dem äußeren Rhythmus, dessen innerer Sinn der in der Sprache selber waltenden Harmonie geöffnet ist. So ist der echte Lexikograph beschaffen und diese dichterische Empfänglichkeit hat der Knabe schon im Hause des geistig regsamen und edlen Vaters bekundet, dessen Vorbild ihn sein ganzes Leben in Treue geführt und geleitet hat. Sein religiöser Sinn nährte sich früh an der Tiefe des Bibelwortes und an den erhabenen Dichtungen des alten Testamentes; das Gymnasium vermittelte seine erste Bekanntschaft mit den Klassikern des Altertums und wenn nach einem berühmten und glücklichen Ausspruche das Kind der Vater des Mannes ist, so ist es nicht bedeutungslos, daß Sanders als gereifter Mann eine Festgabe „Fürs deutsche Haus", Berlin 1886, aus der Bibel und den mustergültigen Schriftstellern der Griechen und Römer geboten hat. Die im Vaterhause geweckte Neigung für volkstümliche Bildung und Dichtung fand neue Nahrung während seiner Universitätsjahre in dem vertrauten Verkehr mit Studiengenossen aus Griechenland. Das Volksleben der heutigen Griechen, ihre Lieder, ihre Sagen haben Sanders sein ganzes Leben hindurch gefesselt: seine erste schriftstellerische Thätigkeit war diesem Gegenstande gewidmet, und er hat seine Neigung bis auf den heutigen Tag gefesselt, wie eine Reihe geschmackvoller Übersetzungen, wie insbesondere auch eine neugriechische Grammatik und eine gemeinsam mit seinem Freunde Rangabé verfaßte Geschichte der neugriechischen Litteratur bekunden. Auch ein großer Teil des Werkes, das uns vor allem einen tiefen Blick in Sanders Gemütsleben eröffnet und dem er den bezeichnenden Titel „Aus den besten Lebensstunden. Eigenes und Angeeignetes", gegeben hat, wird durch getreue und geschmackvolle Übersetzungen aus dem heutigen Neugriechisch ausgefüllt. Sanders Blick ist, um mit dem alten Homer zu reden, vorwärts und rückwärts gewendet; er will aber, wie ein echter Mann, nicht für sich allein genießen. Was ihm Vergangenheit und Gegenwart des eigenen Volkes und fremder Nationen Schönes bieten, reicht er in sinniger Auswahl seinen Landsleuten dar und verbindet damit eine kleine Anzahl eigener ansprechender Dichtungen in wohlgefügten Rhythmen. Auch seine Prosa ist eine reiche und geschmackvoll gegliederte. Der Mann steht, obwohl ihn seine „Werkstatt" den größten Teil seines Lebens eng umfängt, doch mitten in der Wirklichkeit unsrer Tage. So war und ist er im stande, selbst die Sprache des Waidmanns als kundiger Laie erforschend darzulegen; so hat er dem Bedürfnis des großen Publikums durch ein „Taschenwörterbuch des allgemeinen Wissens" in bequemer, bündiger Form zu genügen gewußt und als die Wogen des religiösen Streites mehr als nötig das deutsche Gemüt bewegten, hielt Sanders es nicht für einen Raub, durch einen Schwank in der glücklichen Manier des Hans Sachs „die beiden Apostel, Zürich 1881", mildernd und beschwichtigend zu seinen deutschen Landsleuten zu reden. Seine besten Gaben aber, die des eindringlichen dichterischen Verständnisses und die der geläuterten reichen und klaren Darstellung, verbinden sich in Sanders lexikalischer Thätigkeit. Ich spreche nicht im Namen, aber doch im Sinne seines Volkes, wenn ich von Herzen wünsche, daß nach der Schwüle des Mittags, die ihm nicht erspart blieb, dem verdienten Forscher noch eine lange Reihe von Jahren ein milder „segnend gesegneter" Lebensabend beschieden sein und wir, seine Landsleute, dessen reiche Früchte in Frieden und dankbar genießen mögen!

Alfred Meißner — Franz Hedrich.

Von Karl Emil Franzos.

IV.

Mein letzter Aufsatz hat mit dem Nachweis geschlossen, daß dieser traurige „litterarische Bund" auch nach zehnjährigem Bestande (1864) noch immer wie am ersten Tag für Hedrich vorteilhafter war, als für Meißner, und daß die letzte Beteuerung des unseligen Mannes: nicht er, sondern Hedrich sei der Treibende gewesen, er habe immer umkehren wollen, innerlich glaubwürdig ist. Aber berichtet ist bereits auch, daß sich aus jenen Tagen nicht das Geringste auffinden läßt, was sich als ein Versuch Meißner's zu seiner Befreiung aus diesen Fesseln deuten ließe, und daß es dafür nur eine richtige Erklärung giebt: die völlige Energielosigkeit Meißner's, seine durch die Charakteranlage der beiden Männer herbeigeführte und fortwährende Abhängigkeit von Hedrich. Meißner hält sich an den geschlossenen Pakt, obwohl er ihm Schaden bringt; Hedrich aber nutzt einerseits diesen Pakt aus, und setzt sich andrerseits wieder, wenn es ihm so besser paßt, über denselben hinweg. So, und so allein, wird es uns erklärlich, warum nicht Meißner sondern im Gegenteil Hedrich wenigstens mit scheinbarem

Recht eine Thatsache dafür anführen kann, daß er des Verhältnisses müde geworden. Als ihn Ernst Keil 1864, nachdem er die „Nachtstücke“ gelesen, zur Mitarbeit an der „Gartenlaube“ einlädt, schreibt er die Novelle „Balbina“, ohne sich an Meißner zu wenden, und läßt sie unter seinem eigenen Namen drucken. Das aber ist doch wohl nur ein Beweis dafür, daß er die Vorteile eigener Thätigkeit hinzufügen, nicht aber, daß er jene der gemeinsamen Thätigkeit gänzlich aufgeben will. Hedrich freilich möchte uns das letztere glauben machen und da ja die Beziehung nun doch weiter geht, so versichert er, daß ihn Meißner im Juli 1865 in München, als er auf der Heimreise aus der Schweiz mit dem greisen, siechen Vater dort verweilte, zu einer Fortsetzung der Beziehung überredet habe. Auch sei bei dieser Gelegenheit die materielle Grundlage des Verhältnisses dahin geregelt worden, daß künftig alle Honorare, welche Beide, gleichviel auf welche Weise, erwerben würden, gleichmäßig geteilt werden sollten.

Die Diskussion über den durch das Erscheinen der „Balbina“ geschaffenen Zwischenfall hat in den Artikeln der Tagespresse nach zwei Hinsichten eine breite Stelle eingenommen. Man hat Hedrich gefragt: „Nach Deiner eigenen Darstellung ging Dein Übereinkommen mit Alfred Meißner dahin, daß Du Deine Arbeiten bis zum Tode seines Vaters unter seinem Namen herausgeben solltest, warum hast Du nun das Übereinkommen gebrochen? Und hast Du dadurch nicht das Recht verwirkt, Dich zu beschweren, wenn er dann seinerseits durch die Nicht-Nennung Deines Namens den Vertrag brach?“ Dieser Einwand ist völlig unanfechtbar; es ist unmöglich, daß Hedrich etwas Stichhaltiges darauf erwidern könnte; denn seine einzige Entschuldigung, daß man sich an ein Übereinkommen über eine turpis causa nicht zu halten brauche, wäre ja auch für Meißner gültig; Hedrich also hat sich hier durch seine Unwahrheit wirklich in einen argen Widerspruch verstrickt. Die Wahrheit ist: das Übereinkommen galt von den gemeinsamen Arbeiten Beider, nicht aber von dem, was jeder selbständig produzierte. „Balbina“ und die „Nachtstücke“ waren eben seine eigene, die Romane hingegen trotz seiner gegenteiligen Behauptung gemeinsame Arbeit, allerdings in größerem oder geringerem Maße.

Ebenso hat man Meißner einen Widerspruch in seinen Äußerungen über „Balbina“ sehr energisch vorgehalten. In seinen letzten Aufzeichnungen äußert er sich geringschätzig über Hedrich's Begabung überhaupt und nennt darunter auch diese Novelle, wogegen er 1865 schrieb:

> „Balbina“ las ich. Gefiel mir überaus. Farbenreicher als jede Ihrer früheren Sachen, beinahe verschwenderische Figurenfülle. Woraus Andere einen Band machten, machen Sie kaum zehn Zeilen. Rubine und Saphire sind zum Hausbau verwendet. Luxus eines Geistesmillionärs. Als wenn das Gebirg unerschöpflich wäre.“

Wie sich dieser Widerspruch erklären, wenn auch nicht entschuldigen läßt, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Aber beide Punkte sind nebensächlich; das Wichtigste ist bisher gar nicht berührt worden: ist der Darstellung Hedrich's unbedingt zu trauen? Nach meiner Meinung hat sich auch hier wieder einmal ein Konflikt abgespielt, der allerdings nur zwischen den Zeilen, da aber recht deutlich zu lesen steht. Damit nicht zufrieden, daß Meißner von dem Betrag der gemeinsamen Arbeiten „einen Anteil erwartet, aber nicht fordert,“ will Hedrich auch von dem, was Meißner selbst produziert, sowie von den neuen Auflagen seiner Gedichte, des „Ziska“ u. s. w., die Hälfte haben. Meißner schlägt dies ab, und Hedrich veröffentlicht nun seine Novelle „Balbina“ unter seinem Namen zu dem doppelten Zwecke, um Meißner sagen zu können: „Nun ist es ein durch das deutsche Weltblatt bekannt gewordener Autor, der gegen Dich auftreten wird,“ ferner aber, um Meißner auch das friedliche Argument entgegen halten zu können: „Ich produziere ja daneben auch selbständig, und Du hättest von „Balbina“ die Hälfte haben können.“ In der That wird nun Meißner wieder ängstlich, und der Friede wird in München um so leichter geschlossen, als der Vater Meißner's sehr krank ist, und Hedrich daher die Hoffnung hegen kann, schon demnächst die Erfüllung des Übereinkommens einfordern zu können. Vorläufig aber erhält er von Meißner die Konzession, auch die Hälfte des Honorars jener Arbeiten zu erhalten, an denen er nicht eine Zeile geschrieben, und da es ihm keineswegs um die selbständige Entwickelung seiner Kraft, sondern nur um Gelderwerb zu thun ist, so schreibt er auch nichts Selbständiges mehr, sondern mit Meißner zusammen die Fortsetzung von „Schwarz-Gelb“: den Roman „Babel“. Natürlich will er auch diesen ganz allein verfaßt haben, während Byr den Beweis erbringt, daß es sich um eine gemeinsame Arbeit gehandelt, bei welcher zudem der Anteil Meißner's ein sehr erheblicher gewesen zu sein scheint. Ebenso unwahr wie diese Behauptung ist auch Hedrich's Darstellung, als ob er nun durchweg Meißner gegenüber eine Art Herrscherrolle festgehalten hätte. Es war die eines Drohenden, der aber zuweilen auch, wie die von Byr mitgeteilten Briefe nachweisen, recht demütig bitten und danken konnte, wenn dadurch noch mehr zu erreichen war, als durch die strenge Tonart. Wie mit „Babel“, so steht es auch mit den „Kindern Roms“. Es ist gemeinsame, nicht, wie Hedrich behauptet, seine alleinige Arbeit. Nachdem der erste Band beendet ist (Spätherbst 1867), tritt eine Pause in der Arbeit ein. „Der nächste Winter,“ sagte Hedrich, „brachte allerhand Lebensereignisse, die mich allzu oft aus der zum Dichten nötigen Selbstvertiefung herausrissen, aber auch meine Nerven waren durch die angestrengte lange Arbeit überreizt.“ Byr hingegen deutet an, es sei eine „Meinungsdifferenz“ Ursache gewesen. Offenbar handelte es sich wieder um Geld. Hedrich verlangte mehr als Meißner gewähren konnte, und dieser fand in der Verzweiflung die Kraft, den Drohungen Trotz zu bieten. Was aber geschah nun? Wie in ähnlichen Fällen oft, ließ es Hedrich auch diesmal nicht zum äußersten kommen, und knüpfte seinerseits wieder an. Am 22. April 1868 richtet er folgendes Schreiben an Meißner:

> „Ich weiß nichts, was jetzt das Geschick über mich kommen lassen könnte, um mein Leben noch mit einer neuen Qual auszustatten, als wenn ich erfahren müßte, daß Sie sich aus einem vermeintlich gerechten Unwillen von mir für immer abgewendet hätten. Ich glaub' es nicht, hoffentlich ist es nicht die trotzige Ungläubigkeit, die mir eigen ist, sondern die oft erprobte Überzeugung, daß ich Ihrer freundschaftlichen Fürsorge weit näher gestanden bin, als meiner eigenen . . . und keinen Vorwurf verdiene, als daß ich zu unglücklich und zuweilen wie unheimlichen Mächten verfallen bin, so werden Sie den wieder erwachten Toten ohne Verzug grüßen und

versichern, daß Ihre Freundschaft unangetastet geblieben ist . . ."

Noch ein zweiter ähnlicher Brief, und der Friede ist hergestellt.

Da wird endlich am 15. August 1868 der Vater Meißner's im 84. Lebensjahre durch den Tod von Jahrzehnte langem Leiden erlöst. Am 17. August ist das Begräbnis, und bereits am 18. August trifft Meißner bei Hedrich ein (in Starnberg bei München). So erzählt Hedrich, und nun sollte man erwarten, daß sich unmittelbar daran die Darstellung knüpft, wie er Meißner zur Einhaltung des Vertrages zu bestimmen gesucht. Aber von alledem keine Zeile! Es heißt nur:

„Kurz nach seiner Ankunft beschlossen wir, den Roman nicht wie bisher zuerst im Buchhandel, sondern noch vorher im Feuilleton eines großen Journals erscheinen zu lassen, und es wurde der „Presse" in Wien unverzüglich der Antrag gemacht."

Das also ist das Wichtigste, was die Beiden zunächst, nachdem der Verfallstag gekommen, zu verabreden hatten! Erst einige Seiten später erzählt Hedrich, sie hätten auch „die Angelegenheit von allen Seiten viele Male erörtert und es habe keine andere Meinungsverschiedenheit gegeben, als in welcher Form die Anerkennung an das Licht der Öffentlichkeit treten sollte."

Das sollen wir glauben! Nein, so war es nicht, und wie es sich zugetragen, zeigt uns vielmehr das Bekenntnis des sterbenden Meißner: „Als mein Vater gestorben war, und ich zu Vermögen kam, wollte ich die Verbindung lösen, die mir schrecklich wie eine Kette war. Es ging nicht, er ließ mich nicht los." Mit andern Worten, der Kaufpreis, den Hedrich forderte, um Meißner seines Versprechens zu entbinden, war unerschwinglich; hingegen ließ er bezüglich des Preises für weiteres Zuwarten mit sich reden. Zunächst wurde das Abkommen geschlossen, bis die „Kinder Roms" beendet sein würden. Dann wurde es bis zu dem Zeitpunkt erstreckt, wo nach erfolgtem Abdruck in der „Presse", der natürlich Meißner's Namen allein aufwies, die Buchausgabe erscheinen sollte. Meißner's ehrlicher Name, seine Ruhe war für Hedrich zum Kapital geworden, dessen Zinsen er bezog. Und da er selbst fühlt, welchen Eindruck seine eigene Darstellung trotz aller Unwahrheit und Beschönigung auf den Leser machen muß, so zieht er alle erdenklichen Gemütsgründe herbei, die ihn angeblich bewogen, Meißner zu schonen. Meißner, erzählt er, sei im Herbst 1869 Bräutigam geworden, und habe ihn beschworen, „nicht in einem so höchst ungelegenen Augenblicke auf meiner Forderung zu bestehen, da die Erfüllung derselben das Zustandekommen seiner Heirat, von der sein ganzes künftiges Glück abhing, stören und gefährden könne." Die Thatsache ist gewiß richtig, aber ausschlaggebend war dies Motiv nicht. Warum hat dann Hedrich während des ganzen Trauerjahres, wo ja Meißner noch nicht verlobt war, vom August 1868 bis September 1869 zugewartet? Etwa deshalb, weil es an einer passenden Gelegenheit zur Veröffentlichung der Erklärung fehlte, und diese erst mit der Publikation der Buchausgabe der „Kinder Roms" gekommen war?! Welchen Kinderglauben mutet er uns da zu! Die Wahrheit ist: Hedrich gab Meißner eine Frist nach der andern, weil er dabei seine Rechnung fand.

Das ist denn auch der Schlüssel zur Geschichte der nächsten Jahre, welche uns in Hedrich's durch und durch unwahrer Darstellung sonst ganz unverständlich wären: in ununterbrochener Reihenfolge sehen wir nun die Beiden sich entzweien und wieder versöhnen, beides immer aus demselben jammervollen Grunde, der sich in Ziffern ausdrücken läßt. Unmittelbar nachdem sie die „Kinder Roms" in Meißner's Hause zu Bregenz beendet, benützt Hedrich die Gelegenheit des Erscheinens der Buchausgabe, um die Forderung seiner Nennung als Mitverfasser zu erneuern. Meißner weiß nun, welchen Zweck dies hat, daß sein Nein sofort die Debatte über den Preis eröffnen würde, er lehnt daher nicht ab, sondern vermeidet es, mit Hedrich allein zu sein. Natürlich ist der letztere damit schlecht zufrieden und da er sich zudem von brieflichen Drohungen mehr Wirkung verspricht, so verläßt er schleunig das Haus, das sich eben rüstet, seine junge Herrin zu empfangen, geht an den Genfer See und schreibt von dort aus „eine Art von Ultimatum" nach Bregenz, in Wahrheit einen jener Briefe, wie ihrer Meißner nachgerade genug von ihm besitzt. Darum übt derselbe keine Wirkung, „Meißner's Antwort überquoll nur von überschwänglichen Beteuerungen seiner Freundschaft, mit welchen der kompromittierende Streitpunkt mit gewohnter Vorsicht ganz und gar umgangen war." Da zudem dem Briefe kein Geld beiliegt, gerät Hedrich in äußerste moralische Entrüstung, und erklärt Meißner, „daß er jetzt gegen ihn auftreten und seine Autorschaft in ihrem ganzen vollen Umfange geltend machen werde." Aber auch dies hat für Meißner nicht den Reiz der Neuheit mehr, und er greift zu demselben Mittel, welches den Bedroher schon im Frühling vor zwei Jahren und seither wiederholt eingeschüchtert und milder gestimmt: er **schweigt**. Erst Ende Mai, da das Honorar von Janke eingetroffen ist, an welchem Hedrich sein Anteil gebührt, fragt er bei dem Hotelwirt desselben an, ob dieser noch am Genfer See weile, in welchem Falle er eine Geldsendung an ihn abgehen lassen werde. Mit staunenswerter Kühnheit, die uns freilich nicht weiter wundern kann, da wir sie so oft zu beobachten Gelegenheit haben, erzählt nun Hedrich, er habe darauf nur seine Adresse nach Bregenz telegraphiert und hierauf einen sehr freundschaftlichen Brief von Meißner erhalten, den er mitteilt und in gewohnter Weise kommentiert. Die Wahrheit aber ist, daß er auf jenes kurze Telegramm einen de- und wehmütigen Entschuldigungsbrief an Meißner folgen ließ, worin er über seinen letzten Drohbrief selbst wie folgt urteilt:

„Mein letzter Brief war unter dem äußersten Drucke über mich hereinbrechender Fatalitäten entstanden, die vielleicht nicht über mich gekommen wären, wenn sich Ihre freundliche Gesinnung, die sich mir zu jeder Zeit kundgegeben, vom Willen zur That erhoben haben würde."

Mit andern Worten: „Ich will ja nur Geld, hättest Du mir dies geschickt, so wären Dir alle unangenehmen Briefe erspart geblieben." Der übrige Inhalt des Briefes, den Byr nicht mitteilt, scheinen sentimentale Freundschaftsbeteuerungen gewesen zu sein, auf welche Meißner eben so sentimental antwortet. Er schlägt für den 30. Mai 1870 eine Zusammenkunft in Bern vor. „Nun aber will ich auch den Brief verbrennen, der so ungerecht und unverdient war, und alles soll vergessen sein."

Die Zusammenkunft fand thatsächlich statt und führte zu einem friedlichen Pakt, der durch sieben Jahre von beiden Seiten pünktlich eingehalten wurde. Das giebt auch

Hedrich zu, aber über die Motive, sowie den Inhalt der Vereinbarung sucht er uns eben so dreist als ungeschickt zu täuschen. Zunächst fühlt er das Bedürfnis, uns zu erklären, warum er, als Meißner schwieg, nicht losgeschlagen:

„Es war wahrlich nicht Mangel an Siegesvertrauen, sondern eine gewisse Scheu, der skandalsüchtigen Welt ein solches Schauspiel zu bieten, sicherlich aber auch die Macht unerloschener gemeinsamer Jugenderinnerungen, ja, ein im Geheimen einwirkendes Gefühl der früheren Freundschaft, die noch immer mit einigen unsichtbaren Wurzeln in meinem Innersten zu haften schien, obwohl sich alles in mir dagegen sträubte, ein solches Spiel mit mir noch länger treiben zu lassen."

Mit Recht hat ein Kritiker bemerkt, Hedrich halte seinen Leser doch eigentlich für unerlaubt dumm, wenn er ihm zumute, nach all' dem, was vorangegangen und was er selbst von seiner Handlungsweise gegen Meißner – die Drohbriefe eingerechnet — zugestanden, noch an derartige Motive bei ihm zu glauben. Ich meine aber, Hedrich selbst hat sich solchen Hoffnungen nur in bescheidenem Maße hingegeben. „Mein Buch," dachte der Mann, „wird von urteilsfähigen und dummen Leuten gelesen werden; für die Dummen setze ich einige sentimentale Phrasen hinein, aber auch die Urteilsfähigen sollen eine Andeutung über meine Motive nicht entbehren." Und so steht denn in seinem Buche unmittelbar nach dem oben citierten Satze der folgende zu lesen:

„Von dem Bewußtsein getragen, daß es zu jeder beliebigen Stunde in meiner Gewalt stand, meine Rache mit derselben Wirkung zur Geltung zu bringen, betrachtete ich den eingetretenen Stillstand meiner Angelegenheiten nur als eine flüchtige Stockung oder einen mehr oder minder kurzen Aufschub."

Das will sagen: „Lieber Leser, versetze Dich doch, soweit Du es als ehrlicher Mann vermagst, in meine Lage und urteile selbst: was hätte ich denn eigentlich thun sollen, als Meißner auf meine Drohung schwieg? Wenn ich sie verwirklichte, dann war ja meine Waffe aus der Hand gegeben! Ich mußte also zuwarten, bis ich sie zu einer gelegeneren Zeit gebrauchen konnte, dies heißt zu einer Zeit, wo er mich noch mehr fürchten mußte, als bisher."

Das wichtigste Motiv aber war auch das nicht, sondern es war eben ein Ereignis in Hedrich's Leben getreten, welches ihm das Schweigen zur Pflicht machte. Zur selben Zeit, da Meißner, hoch in den Vierzigen, ein junges, schönes und reiches Mädchen (Fräulein von Begg aus Bregenz) als Gattin in sein Haus führte, hatte auch sein um weniges jüngerer Genosse sein Herz entdeckt: am Genfer See hatte Hedrich eine wohlhabende Engländerin kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Das war wahrlich nicht der Moment, durch eine Skandalaffaire von sich reden zu machen! Wie, wenn die Braut das Gelöbnis mit einem solchen Freier löste! ... Dies natürlich verschweigt Hedrich, und auch in seinem folgenden Bericht über das Berner Abkommen ist neben sehr vieler Dichtung nur ein Körnchen Wahrheit:

„In einer solchen Gemütsverfassung befand ich mich, als Meißner mit seinem Brief an meinen Wirt das erste Lebenszeichen von sich wieder gab, und in derselben Gemütsverfassung erschien ich in Bern, denn es hatte sich bisher eigentlich nichts geändert, woraus unser Konflikt entstanden war.*)

Unsere Zusammenkunft konnte daher nicht mehr die Resultate haben, die Meißner gewünscht und erwartet hatte. Es fand zwar eine persönliche Annäherung wieder statt, doch war es im Grunde nur das Band des litterarischen Geheimnisses und einer rein geschäftlichen Solidarität, das uns unter allen äußeren Formen der ehemaligen Freundschaft noch weiterhin zusammenhielt. Ich gewährte ihm eine neue Frist, aber zum Beweise, daß es die letzte war, erklärte ich auch zugleich, daß ich von dieser Stunde an unser bisheriges litterarisches Bündnis als aufgelöst betrachte und unter seinem Namen keine Zeile mehr veröffentlichen werde."

Hier ist, wiederhole ich, alles unwahr, einzelnes, so die Behauptung, daß der gequälte Gefangene sogar eine Fortspinnung seines Jammerlebens gewünscht und sie nur nicht habe erreichen können, sogar ungeheuerlich. Wahr aber ist, daß das Übereinkommen dahin ging, den „Bund" aufzulösen und fortab wieder getrennte Wege zu gehen. Was Meißner dazu bewog, liegt auf der Hand, und Hedrich willigte ein, weil er die reiche Heirat in Sicht und keinerlei Arbeit mehr nötig hatte; möglich, daß er auch davon träumte, nun durch eigene Arbeit auch noch berühmt zu werden. Aber leichten Kaufes gab er auch nun Meißner nicht frei; das Übereinkommen, wonach er die Hälfte des Ertrages der bisherigen Schriften Meißner's, gleichviel ob er an ihnen beteiligt war oder nicht, erhalten sollte, blieb in Kraft, ja noch mehr, Meißner übernahm sogar die Verpflichtung, mit ihm auch die Honorare jener Schriften zu teilen, die er fortan ohne Hedrich's Beihilfe erscheinen lassen würde. Gleichwohl können wir uns lebhaft ausmalen, wie freudig Meißner aufatmete, als er endlich Bern und seinen Quälgeist (die reiche Braut war gleichfalls erschienen, um den berühmten Freund ihres künftigen Gatten kennen zu lernen!) im Rücken hatte. Der vor sechzehn Jahren geschlossene Bund hatte ihm schlimme Früchte getragen nun wähnte er sich wieder frei, vielleicht war auch sein Gewissen ruhig. „Ich habe zwar gefehlt," mochte er sich sagen, „aber auch schwer gebüßt, nun will ich wieder ein neues Leben anfangen." Der unselige Mann vergaß, wenn er so träumte, das eherne Gesetz, welches über uns allen waltet: unzerreißbar spinnt sich die Kette der Ursachen und Wirkungen, und Schuld läßt sich büßen, aber nicht ungeschehen machen.

Immerhin hat dieser Traum Meißner's sieben Jahre gewährt: an den bis 1877 entstandenen Arbeiten hat Hedrich keinerlei Anteil. Natürlich bespricht sie dieser darum in einer Tonart, wie etwa ein Waschweib die Thätigkeit ihrer Konkurrentin würdigt. Aber mit dem Ästhetiker Hedrich haben wir es ja hier nicht zu thun! Soviel ist gewiß: diese Arbeiten zeigen das ehrliche Bemühen des alternden Mannes, auch aus eigener Kraft Größeres zu schaffen, und sind immerhin die Werke eines Dichters; daß ihnen die Effekthascherei, die Häufung krasser Situationen fern geblieben, mag Herr Hedrich nach seinem Geschmack tadeln und verhöhnen, ein unbefangener, gebildeter Sinn wird anders darüber urteilen.

Der briefliche Verkehr mit Hedrich setzte sich fort. Wie früher, teilten die beiden einander ihre Pläne und Manuskripte mit (auch Hedrich arbeitete oder versuchte es doch wenigstens, viel kam dabei freilich nicht heraus), aber von einer unerlaubten Beihilfe Hedrich's findet sich

*) Die Konstruktion ist undeutsch; auch an anderen Stellen verrät die Broschüre, daß der Czeche Hedrich das Deutsche nicht völlig erlernt hat.

nun keine Spur mehr, und für die Zeit bis 1876 wagt er dies selbst nicht zu behaupten. Denn seine Versicherung: „Meine Abneigung, Meißner noch ferner mein Gehirn zu leihen, war und blieb so unüberwindlich groß, daß ich gar so manchem, höchst verlockenden, verführerischen Antrag widerstand und lieber alle Opfer brachte, als daß ich das alte Verhältnis wieder erneuert hätte" — diese im übrigen ebenso wahrheitsgetreue als bescheidene Äußerung involviert ja dieses Zugeständnis! Und wenn er hinzufügt, daß er dennoch Meißner seinen Rat und in vielen Fällen seine Mithilfe „in einem mehr oder minder beschränkten Maße nicht versagen konnte," wenn er beifügt, daß er deshalb mit nachhelfender Hand habe eingreifen müssen, „um Meißner's Namen, der mir mitangehörte, womöglich auf seiner Höhe zu halten und nicht sinken zu lassen," so brauchen wir, die wir uns nachgerade in die Sprache dieses Wackeren hineingelesen, und wissen, wie ganz anders er sich ausdrückt, wenn er auch nur mit einem Schein von Berechtigung einen Anspruch erheben kann, nicht erst Byr's Gegenschrift zu befragen, um die Wahrheit zu erkennen. Er gab hier und da einen Rat, und hier und da empfing er einen solchen, das ist alles. Warum er den Verkehr aufrecht erhielt, braucht wahrlich nicht erst gesagt zu werden, und Meißner that es wohl aus Gewohnheit, vielleicht aus Klugheit: durfte er doch mit dem Manne nicht brechen, dessen Freigelassener er war. Daß er wieder sein Gefangener werden konnte, fiel ihm nicht bei.

Da sehen wir Hedrich plötzlich wieder einen energischen Versuch machen, Meißner in seine Netze zu ziehen: 1876 von Nizza aus; es handelt sich um den Roman „Feindliche Pole".

Er selbst stellt die Sache, wie folgt, dar: Die Idee sei von ihm, Meißner habe dieselbe auszuführen begonnen und ihm dann das halbvollendete Manuskript übersendet. Da jedoch der Plan nichts getaugt, so habe er einen neuen entworfen, den Meißner freudig acceptiert und er habe dann auch gleich das Unbrauchbare durch Vortreffliches ersetzt. Diese Kapitel seien jedoch für den Zeitungsabdruck zu spät gekommen, so daß sie erst in der Buchausgabe ihren Platz gefunden.

Der wahre Hergang aber war folgender: Die Idee ist von Meißner, wie ein von Byr mitgeteilter Brief Hedrich's vom 22. März 1876 unwiderleglich beweist. Ebenso fest steht, daß der Plan gleichfalls Meißner's Eigentum ist, und daß das Werk nahezu vollendet war, als er es Hedrich zur Begutachtung einschickte. Wie einst Hedrich durch jenes Schreiben vom 24. Dezember 1853 („Was meinen Sie, Abraham, zu dem Vorschlage des alten Levi?") als Versucher zu dem unsauberen Handel aufgetreten, so geht nun von ihm die Versuchung zur Erneuerung desselben aus. Er erbietet sich (Nizza, 29. November 1876) zur Abfassung eines neuen Planes und schlägt eine Kompagnie-Arbeit nach altem, traurigem Muster vor: „Wenn Sie den Plan genehmigen, so können Sie sich für eine Partie entscheiden oder ich will Ihnen eine wählen." Und Meißner? Selbst er ist nicht schwach genug, um anzunehmen, aber leider findet er auch diesmal — so wenig wie vor 23 Jahren — den sittlichen Mut, dem Versucher die Thüre zu weisen: er lobt den neuen Plan, verspricht, ihn zu erwägen und meint, die Umarbeitung werde große Schwierigkeiten machen. Hedrich nimmt dies für volle Zustimmung, eifrig macht er sich an jene Kapitel, die er sich selbst ausgewählt, und schickt Meißner das Manuskript zurück, damit dieser das andere im Sinne des neuen Planes umarbeite und ihm dann wieder zusende. Aber Monat um Monat vergeht, Meißner's Sendung bleibt aus, auch die Vorwürfe, welche Hedrich darauf am 24. März 1877 aus Nizza an Meißner richtet, daß er das Manuskript nicht schicke, bleiben fruchtlos. Was ist vorgegangen? Meißner, wenn er überhaupt geschwankt, hat sich eines Besseren besonnen, er will diesmal auf eigenen Füßen stehen und läßt das Werk beim Zeitungsabdruck völlig in seiner eigenen Fassung erscheinen. Als Hedrich davon erfährt und den fertigen Zeitungsabdruck zu lesen bekommt, ist er nur einen Augenblick verblüfft, dann schlägt er Meißner flugs vor, seinen Plan und die Umarbeitung wenigstens für die Buchausgabe zu verwenden: „Übernehmen Sie die Ausführung des Schlusses, ich will die Einrichtung des Vorspiels besorgen." Wieder überlegt sich Meißner die Sache, Hedrich aber geht mit Feuereifer an die Arbeit. Als er nun Meißner das erste Manuskript sendet, erklärt dieser, es nicht brauchen zu können, was den edelmütigen Helfer natürlich unangenehm berührt. „Ich kann," schreibt er am 31. August 1877 aus Niederndorf, „zu Gunsten meiner Einsendung nichts sagen. Wenn sie nicht für sich selbst zu sprechen vermag, bin ich stumm, ich hatte den besten Willen. Werfen Sie die Blätter in den Papierkorb und sie thun keinen Schaden." Der schließliche Ausgang der Sache läßt sich nicht ganz genau feststellen. Byr versichert, Hedrich habe gar keinen Anteil an jenen Veränderungen, welche die Buchausgabe gegen den Zeitungsabdruck aufweist, wogegen Hedrich beteuert, daß einige Kapital aus seiner Feder herrühren. Wie dem auch sein mag, soviel ist gewiß: Meißner hat von Hedrich's Arbeit in weitaus geringerem Maße Gebrauch gemacht, als diesem wünschenswert erschienen. Und der Edle rächt sich nun dafür, indem er mit derselben Wahrheitsliebe, die wir an ihm kennen, betont, daß Meißner anläßlich dieses Werkes ein bis dahin nicht erlebtes Fiasko gemacht.

Warum aber drängte der Mann, der uns versichert, seine Abneigung, dem berühmten Genossen noch ferner sein Gehirn zu leihen, sei so unüberwindlich gewesen, daß er aller Lockung und Verführung desselben widerstanden, warum drängte er ihm, fragen wir, seine Mitarbeit auf, und ruhte auch nach der eigenen Darstellung nicht eher, als bis er wenigstens etwas davon, wenn nicht in den Zeitungsabdruck, so doch in die Buchausgabe hineingebracht?! Die Antwort lautet kurz und bündig: um wieder Geld von ihm erlangen zu können. Sechs Jahre lang hatte Hedrich mit der Mitgift seiner Frau ein wahres Götterleben geführt, im Sommer in Tirol oder in der Schweiz, im Winter an der Riviera, in Nizza, Mentone oder Monaco. Ach! leider auch in Monaco! Am grünen Tisch zu Monte Carlo läßt sich selbst ein englisches Vermögen erschöpfen, wenn man fleißig ist. Mit andern Worten: ein ruinierter Spieler war's, der durchaus an den „Feindlichen Polen" mitarbeiten wollte, ein Mensch, der verzweiflungsvoll den Tag herannahen sah, wo er samt seiner Gattin am Hungertuch nagen würde. Daher der jähe Fleiß, das stäte Drängen, der Mißmut, als Meißner nicht in die Falle ging — gar nicht, oder doch

so nur gleichsam mit dem kleinen Finger, während er nach Hedrich's Wünschen mit Händen und Füßen hätte hineingeraten sollen.

Gleichviel, unmittelbar nachdem die „Feindlichen Pole" erschienen, mußte der Versuch gemacht sein. Im Winter 1877 auf 78 erhielt Meißner einen Brief Hedrich's mit der Bitte um Geld: — wohl gemerkt, mehr Geld als er zu fordern hatte, denn die Hälfte des sehr stattlichen Honorars für den Roman, von dem auch nach seiner eigenen Darstellung nur einige Kapitel ihm zugehören, hatte er ja bereits „rechtmäßig" eingestrichen! Wie Meißner zunächst geantwortet, läßt sich nicht genau erkunden; höchst wahrscheinlich schickte er, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt, eine größere Summe und bat um Schonung. Und wahrlich, er hatte sie von jedermann zu beanspruchen, der seinen damaligen Gemütszustand kannte: sein spät errungenes Eheglück war zu Ende, er hatte sein junges Weib, welches unrettbar an einem Lungenübel dahinsiechte, auf Rat der Ärzte in die Höhenluft von Davos gebracht; auf Rettung zu hoffen wagte er nicht mehr. Auch dies mag er Hedrich unvorsichtigerweise in jenem Brief mitgeteilt haben; denn was konnte diesem willkommener sein, als die innere Gebrochenheit seines Opfers?! Wie im Januar 1870 vom Genfer See schrieb er nun von Monaco aus sein „Ultimatum": Das Geld oder die Ehre! Wenn Meißner nicht sofort hergäbe, was er und seine Frau brauchten, so werde er der Welt Meißner's Geheimnis enthüllen. Aber wie sieben Jahre vorher sollte er sich auch diesmal verrechnet haben. In Zorn und Verzweiflung griff Meißner zur Feder und schrieb:

„Ich habe Sie einst wie einen Hund aus dem Wasser gezogen, und Sie fallen mich nun zum Dank wütend an . . . Mein Gott, hätten Sie mir auch die größten Dienste geleistet, einmal müßte doch der Dank dafür abgetragen sein! Dafür soll ich Sie doch nicht samt Ihrer Frau am Spieltisch von Monaco erhalten. Hundert Freunde sind in Prag bei mir gewesen, Hunderte haben mich früh und spät an der Arbeit gesehen — wie viele von der Münchener Schriftstellerwelt Sie gesehen haben, steht dahin. Ihrer Arbeiten sind doch nicht so viele, und jede Zeile darin sieht anders aus, als eine Zeile von mir . . ."

Das Schreiben that seine Wirkung. Hedrich erkannte, daß nichts mit Gewalt zu richten sei, und die Drohung wahr zu machen, fiel ihm ja ebenso wenig ein, wie je vorher, das hätte ihm ja pekuniär nichts genützt, im Gegenteil geschadet: Durch einen offenen Bruch mit Meißner verlor er ja mindestens die Hälfte der Honorare der neu entstehenden Werke! Und so versuchte er es denn in Güte. Im nächsten Sommer erschien er zu Bregenz bei dem trauernden Wittwer. Mit Thränen in den Augen trat er vor ihn hin: „Wir sind doch alte Freunde, wir wollen die Worte nicht abwägen. Ich stehe allein, ich habe niemand, mit dem ich gewohnt bin, so alle Gedanken auszutauschen. Wollen wir am Ende des Lebens auseinander gehen?" Und Meißner? Aus dem Munde des Sterbenden erfahren wir, wie er sich belehren und umstimmen ließ. „Hedrich ist doch ein Gemütsmensch," dachte er, und gab, was er konnte. Ein „Gemütsmensch!" Man würde die Äußerung nicht für möglich halten, aber Byr bezeugt sie ausdrücklich. Allerdings bleibt es eine offene Frage, was Meißner mehr zur Versöhnung stimmte, das Bewußtsein der eigenen Schuld oder die Erkenntnis der ausgezeichneten Qualitäten von Franz Hedrich's Gemüt.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Gute und schlechte Witze, überschwengliche Lobsprüche und trivialen Hohn, tiefsinnige Betrachtungen und banale Kalauer über die Frauen vereinigt das Büchlein: „Frauenspiegel", Aphorismen über Frauen, Frauennatur und Frauenleben von Fereus Grison (Wien, Hartleben). Es ist nicht die erste Anthologie dieser Art und wird nicht die letzte bleiben. Derlei Sammelsurieen entsprechen dem Bedürfnis gedankenloser Leute, die sich gern über eine leere Stunde hinweghelfen oder Rüstzeug zur Konversation für andre leere Stunden suchen, welche sie in Gesprächen mit ihresgleichen verbringen; von einem litterarischen oder ethischen Wert kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Daß neben Jean Paul Saphir derjenige Autor ist, den Herr Fereus-Grison am eifrigsten benutzt hat, erwähnen wir nur, weil es für seinen Geschmack so bezeichnend ist.

— „Sensationell! Zündende Komik! Modernes Publikum! Über den Untergang der deutschen Schaubühne — Hoftheater Intendanzen — Beleuchtung eines Vorfalls aus neueſter Zeit. Von der Verfasserin des „Schwabenheim" Pauline von Harder. 2. Auflage. Stuttgart, Druck des Süddeutschen Verlagsinstituts 1889." Für eine Broschüre von zusammen 21 Seiten ist der vorstehend wiedergegebene Titel lang genug, und von diesen 21 Seiten hat die Frau Verfasserin zudem bloß fünf geschrieben. Aus diesen fünf Seiten erfahren wir, daß der Stuttgarter Theaterintendant Herr von Werther der Verfasserin ihr Lustspiel „Schwabenheim" mit der Motivierung zurückgewiesen hat: „Das Stück enthält zu wenig Handlung und dieser Mangel ist nicht durch wirksame Situationen, zündende Komik, wie sie das moderne Publikum zu verlangen pflegt, ersetzt." Dies hat die Verfasserin begreiflicherweise nicht angenehm berührt, und statt das Stück an einer anderen Bühne zur Aufführung zu bringen und Herrn von Werther durch den Erfolg eines besseren zu belehren, hat sie zur Feder gegriffen und versichert nach einer nicht eben wohlwollenden Kritik seines eigenen Stückes „Kriegsplan", daß „die Bühnenleitungen zu Börsenunternehmungen geworden sind", und daß die „Macher" die Bühne in ihrer Gewalt haben. Solche Klagen beweisen jedoch im allgemeinen unseres Erachtens nicht allzuviel, am allerwenigsten in einer Zeit, wo z. B. die Berliner Theater thatsächlich jedes halbwegs brauchbare Stück bereitwilligst aufführen. Was aber die Verfasserin des „Schwabenheim" speziell betrifft, so wird es wohl genügen, die nachstehende Selbstcharakteristik anzuführen. „Die Unterzeichnete, von Kindheit an dichterisch befähigt, widmete sich mit dem achtzehnten Jahre bereits dem dramatischen Schaffen, um so eifriger, als gerade ihrem Talent ein gänzlich brach liegendes Feld sich darbot — die Salonwelt. Trotz aller von Anfang errichteten Anerkennung verschmähte sie jedoch die Reklame, um sich Bahn zu brechen, und wenn sie jetzt der bisher streng beobachteten Reserve entsagt, so geschieht's, weil es zur Pflicht geworden ist." Wie sehr die nun längst nicht mehr achtzehnjährige Vertreterin der Salonwelt ihrer Reserve entsagt hat, beweisen die weiteren enggedruckten Seiten, aus welchen wir unter anderm erfahren, wie ein General in Stettin, die Rheinländische Theaterzeitung „Regie", die Pommersche Reichspost, Dr. Oskar Welten, die Kyffhäuserzeitung, die Franzensbader Blätter u. s. w. u. s. w. über die früheren Stücke der Verfasserin geurteilt haben. Einige besser klingende Namen und Zeitungen finden sich gleichfalls erwähnt, aber je höher das Ansehen, desto kühler in der Regel das Urteil. Indes wer von Kindheit auf dichterisch befähigt ist, braucht deshalb noch lange nicht zu verzagen . . .

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Pätzler in Dresden.



VII. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. März 1890.

Amoretten.

Ein Amorettel — war es Belial,
War's Astarot, Amaimon oder Baal? —
Genug: ein kleiner Engel peitschte mich
Mit Lilienstengeln gottes-jämmerlich,
Daß stromweis mir das Blut vom Herzen floß,
Und als er müde ward, kam sein Genoss',
Der blonde Luzifer, zur Ablösung
Und setzte seinen Rosenzweig in Schwung,
Und Vitzliputzli folgt', als der erlahmt,
Mit Distelruten ihm in Würd' und Amt;
Bald aber drängte Moloch, sein Rival,
Ihn weg und schlug drauf los mit glühendem Stahl,
Dann bracht' ihn Satanino auf den Schub,
Und diesen wieder aus trieb Belzebub.
Wie sich das holde Völkchen amüsiert.
Und mit den bunten Flügeln kokettiert!
Die goldnen Löckchen flattern, — Rosenlicht
Auf Mund und Wänglein — liebliches Gezücht!
In Liedern schrei' ich auf bei jedem Hiebe
Des großen Spießrutlaufens durch die Liebe.

A. Fitger.

Verwickelungen.

Ein Apfelbaum prangte zur Frühlingszeit,
Mit tausend von Blüten überschneit.

Ein Bienchen flog in dem Garten umher,
Eine Apfelblüte gefiel ihm sehr.

Sie liebten sich Beide, treu und wahr;
Darum verlobten sie sich als ein Paar.

Das Bienchen zog auf die Sommerfahrt —
Ein Fruchtknopf indes aus der Blüte ward.

Bienchen und Fruchtknopf grämten sich sehr,
Doch war's nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Nun hielt eine arme, doch ehrliche Maus
Neben der Wurzel des Baumes Haus.

Die seufzte: „Du Fruchtknopf, o wärest du mein,
So würde mein Keller der Himmel sein;" —

Und wieder kam Bienchen zurück von der Flucht.
Da fand es die Blüte verwandelt zur Frucht.

Bienchen und Frucht, die grämten sich sehr,
Doch war's nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Am Giebel, über des Baumes Geäst,
Da wohnt' ein Sperling in seinem Nest.

Der seufzte: „Du Frucht, o wärest du mein,
So würde dies Nest mir der Himmel sein!" —

Bienchen und Frucht, die grämten sich sehr,
Maus und Sperling erfüllte Begehr;

Doch alles ging ganz in der Stille her —
Es war nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Da fiel und platzte die Frucht — o Not!
Und bald war die Maus auch mausetot.

Und tot im Nest man den Sperling fand,
Als den Vögeln die Weihnachtsgarbe man band.

Und als das getreue Bienchen nun frei —
Da war es mit Sommer und Blumen vorbei.

Zum Bienenstock flog es, wo Frieden es fand,
Und starb dann später als Wachsfabrikant. —

Seht, all' der Jammer blieb' uns erspart,
Wenn das Bienchen zur Maus mit dem Fruchtknopf ward;

Und wenn mit der Frucht dann zum Sperling die Maus
Geworden — wie schön doch ging' alles aus!

Aus dem Norwegischen des Henrik Ibsen von Emma Klingenfeld.



Judith Trachtenberg.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Als der Graf erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Sein Diener Jan stand vor ihm. Der alte Mann sah verstört aus. „Verzeihung, daß ich Sie geweckt habe,“ stammelte er, „aber die Frau Gräfin liegt in tiefer Ohnmacht, und ich“ — er rang die Hände — „ich alter Esel bin Schuld daran!“

„Was ist geschehen?“ rief Agenor und fuhr hastig in die Kleider.

„Weil ich nämlich nicht lesen kann!“ fuhr der Alte weinerlich fort. „Sonst hätte ich ja die Adresse verstanden und den Postvermerk, — und hätte ihr den Brief nicht gegeben . . .“

„Welchen Brief?“ rief der Graf, zitternd vor Erregung, und faßte ihn an den Schultern.

„Nämlich — sie hat mir ja diesen Brief vor mehreren Wochen gegeben, noch ehe unser Prinzchen zur Welt gekommen war. ‚Jan,‘ sagte sie, ‚auf die Post — gegen Schein!‘ Ich gab ihn also auf. Nun komme ich heute an den Schalter, unsere Post zu holen — es ist aber nur die Zeitung da, und ich will schon gehen, da sagt mir der Beamte: ‚Herr Jan,‘ sagt er, ‚diesen Brief bekommen Sie zurück; in das Land, wo der Adressat jetzt ist,‘ sagt er, ‚geht noch vorläufig die Post nicht.‘ Ich frage nicht weiter und nehme den Brief, komme damit zur Frau Gräfin, die sitzt schon im Frühstückszimmer und wie sie den Brief an sieht, schreit sie auf: ‚Mein Vater!‘ und sinkt ohnmächtig hin. Nämlich der Brief war an ihn, und auf der Rückseite steht: ‚Adressat verstorben!‘ Das sagt die Hania, die kann ja lesen, und ich alter Esel —“

Der Graf hörte ihn nicht mehr, er war bereits auf dem Weg zum Frühstückszimmer. Die Zofe Hania stand vor der Thür. „Die Frau Gräfin ist bereits bei Bewußtsein,“ meldete sie, „will aber allein bleiben und hat mir befohlen, niemand zu ihr zu lassen . . . Auch Sie nicht!“ fügte sie bei, als er die Klinke ergriff. Er schob sie beiseite und trat ein.

Die Unglückliche lag auf der Diele hingestreckt; in wirren Strähnen hing das gelöste Haar über das fahle, starre Antlitz. Er stürzte auf sie zu, sie hob langsam den Kopf und stützte sich auf die Arme auf und sah ihn an — mit einem Blick, daß er unwillkürlich stehen blieb und die Lider senkte; in dies starre Auge konnte er nicht sehen. „Geh'!“ sagte sie leise, kaum verständlich, aber der Ton ging ihm durch Mark und Bein. Wie ein Verurteilter wankte er hinaus.

Auch den Tag über durfte er sie nicht sehen; sie blieb in ihrer Schlafstube und wies Speise und Trank von sich. Der Graf war ratlos, aber der Hania, die sehr an der Herrin hing, kam ein guter Einfall. Entschlossen nahm sie am Abend das Kind auf den Arm, trat vor die Herrin und flehte sie an, sich zu fassen. Sie hoffte Judith dadurch aus der Starrheit ihres Schmerzes zu erlösen, zu Thränen zu bewegen. Das zwar gelang ihr nicht, aber Judith streichelte das Kind und ließ sich bewegen, etwas Suppe zu nehmen. Einige Stunden später — es ging schon auf Mitternacht — ließ sie auch Agenor holen.

Zaghaft kam er herein und als er an ihr Lager trat und in ihr Antlitz blickte, da wollte ihm das Herz stille stehen vor Mitleid und Reue. „Judith,“ murmelte er, „wenn Du wüßtest, was auch ich heute leide . . .“

Sie nickte. „Angenehm ist's Dir nicht," sagte sie hart. „Aber ich will Dir keine Vorwürfe machen. Ich habe Dich rufen lassen, weil ich einiges wissen muß. Du wirst mir die Wahrheit sagen. Du glaubst an Gott, Agenor, und wirst mich in solcher Stunde nicht belügen!"

„Judith," bat er, „rege Dich heute nicht noch mehr auf. Denk' an unser Kind."

„Eben darum," erwiderte sie. „Ich werde sonst wahnsinnig ... Antworte, Agenor, wann ist mein Vater gestorben?"

Er wollte eine ausweichende Antwort geben, versichern, daß er es nicht wüßte, unter dem Bann dieser Augen vermochte er es nicht. „Vor etwa einem Jahre," sagte er.

„O!" Es war ein einziger kurzer Laut, ein Laut furchtbarer Seelenqual. Dann schloß sie die Augen und lag schwer atmend da.

„Judith!" murmelte er und suchte ihre Hand zu fassen.

„Still!" zischte sie. „Still! ... Ich bin seine Mörderin gewesen ... Die Wahrheit, Agenor! Am Tage nach meiner Flucht ist er gestorben?"

„Nein," beteuerte er, „einige Wochen später ..."

„Gleichviel, aus Gram über mich ... Warum logst Du, daß er uns verfolge?"

„Das war keine Lüge! Er selbst hatte noch die Gerichte gegen uns angerufen und seit seinem Tode verfolgt Rafael die Sache. So wurde mir von Hause geschrieben ..."

„Möglich! Rafael ist ein guter Sohn, er sucht seines Vaters Tod an den Mördern zu rächen ... Wenn er wüßte, wie überflüssig das ist! ‚Mein ist die Rache,' spricht der Herr. Wenn er wüßte, wie Gott selbst dies Werk begonnen hat ... Und er wird's vollstrecken, ich fühl' es ... Das arme, schuldlose Kind!" schrie sie auf.

Er sank zu Füßen ihres Lagers nieder und hob die gefalteten Hände zu ihr empor. „Eben um des Kindes willen, Judith ... Es kann noch alles gut werden ..."

Sie schüttelte finster den Kopf. „Auf Fluch und Lüge baut sich kein Glück auf ... War er schon tot, als ich Dir angetraut wurde?" fragte sie dann.

Er schwieg.

„Darum also durft' ich damals nicht heim! Aber schreiben ließest Du mich und gabst Dein Ehrenwort, daß Du den Brief bestellen wolltest. Dein Ehrenwort, Graf Agenor Baranowski!"

„Erwäge, in welcher Lage ich damals war. Du warst kaum genesen, der Arzt hatte vor jeder neuen Aufregung gewarnt ... Du kannst und darfst mich darum nicht verachten!"

„Aber war dies Deine einzige Lüge? ... Steh' auf," befahl sie, „blick' mir ins Auge! ... Bin ich Dein Weib, bin ich Christin?"

Er fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte. „Aber so erinnere Dich doch ..."

„Ich weiß ... Aber mir schwankt der Boden unter den Füßen — mir ist's, als müßte ich auch daran zweifeln, was meine eigenen Augen gesehen, meine eigenen Ohren gehört haben. Und dann — was weiß ich von Euren Bräuchen? Vielleicht war alles ungültig, ein Betrug, mich am Leben zu erhalten. Denkbar wär's, Dein Freund und Ratgeber war ja ein Schurke ... Wenn es ein Betrug war, so gesteh' es wenigstens jetzt. Ich werde mich nicht töten, ich versprech' es Dir. Denn dann hätte ja mein Kind keinen Vater mehr und ich müßte ihm wenigstens die Mutter erhalten ... Ich will die Wahrheit wissen. Wenn ich keine Christin bin, so werde ich doch wieder beten können und meinen Vater betrauern in unserer Weise. Du müßtest der Schlechteste aller Menschen sein, Agenor, wenn Du jetzt noch lügen könntest. Antworte, ich frage nochmals: Bin ich Christin, bin ich Dein Weib?"

Er fühlte seine Kniee wanken und griff nach dem Bettpfosten, sich zu halten. Wild brauste das Blut in seinen Ohren, das Herz stand still. Vielleicht nur eine Sekunde zögerte er mit der Antwort, es dünkte auch ihn eine unerträglich lange Zeit. Und als er endlich sprach, da war's ihm, als hörte er eines Anderen Stimme, so verändert klang sie:

„Ja! Du bist eine Christin und mein Weib!"

Seither waren drei Wochen ins Land gegangen; Weihnachten stand vor der Thüre. Tag um Tag lag derselbe Sonnenglanz über See und Bergen — der schönste Dezember, sagten die Leute, der je dem Gardagau beschieden gewesen. Und mitten in dieser lichten Schönheit spannen die beiden Menschen im Schlößchen bei Porta San Michele das trübe, bange, scheue Dämmerleben fort, in das sie sich verstrickt. Judith hatte sich bald wieder erhoben; sie fand sich zu den Mahlzeiten ein; kein Seufzer, kein Wort der Klage kam mehr über ihre Lippen. Auch der Graf führte sein Leben fort, wie vor jenem Tage, und rührte nicht mehr an das Ge-

schehene. Aber beide empfanden es deutlich und qualvoll, daß sich eine tiefe, tiefe Kluft zwischen ihnen aufgethan; sie fühlte, daß sie nicht mehr zu ihm gelangen könne, er fand nicht den Mut dazu, den Anlauf zu wagen. Wie in einem Nebel gingen sie neben einander dahin und sahen Jeder des Andern Seele nur noch undeutlich und keines streckte mehr die Hand aus, des Gefährten Hand mitleidig und liebevoll zu fassen.

Nur zweimal hatten sie während dieser Wochen ein Wort über das Notwendige, das Gleichgültige hinaus gesprochen. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung", die er hielt — es war das einzige große Blatt, welches damals in Österreich zugelassen war — brachte eines Tages einen langen Aufsatz über das neue Civilehe-Gesetz im Herzogtum Koburg, es war das erste derartige Gesetz in Europa, welches die Ehe zwischen Christen und Juden ohne Glaubenswechsel ermöglichte. Diesen Aufsatz hatte sie eben gelesen, als er ins Zimmer trat. Sie fragte, ob er ihn schon kenne.

Er bejahte. „Sehr merkwürdig!" fügte er hinzu.

„Gewiß! Und wer bei uns daheim aufgewachsen ist, wäre versucht, es für unmöglich zu halten. Aber nun, wo das Wunder in dem einen Lande geschehen ist, werden wohl auch die andern folgen. Und vielleicht kommt die Zeit, wo es für niemand mehr ein Unglück bedeutet, ein Herz zu haben und diesem Herzen zu gehorchen . . ." Sie atmete tief auf. „Nicht wahr, ich darf das Blatt behalten? Wenn ich ein Gebetbuch hätte, würde ich es da hineinlegen."

Er erwiderte nichts und erst nach einer Weile sagte er, nur um eben nicht ganz stumm zu bleiben: „Die Koburger haben überhaupt viele Neuerungen eingeführt." Aber sie hörte es wohl kaum; ein Ausdruck tiefen, schmerzvollen Sinnens lag auf ihren Zügen.

„Glaubst Du," fragte sie dann plötzlich, „daß es ein Gebetbuch giebt, welches für alle Menschen taugt, die an Gott glauben, gleichviel welchen Bekenntnisses sie sind?!"

„Ich weiß es nicht," erwiderte er, „ich will mich erkundigen . . ."

„Es wäre wohl nutzlos," sagte sie, „heute giebt es wohl noch kein solches Buch, aber vielleicht kommt auch noch dafür die Zeit . . ."

Das zweite Gespräch aber, welches anderes behandelte, als die Mahlzeit, das Wetter oder das Befinden des Kindes, ergab sich kurz darauf anläßlich eines Besuches, welchen ihnen der Podestà von Riva gemacht. Agenor war sehr bleich geworden, als ihm das Oberhaupt der Stadt gemeldet wurde, aber es handelte sich um eine sehr harmlose Sache. Am Sylvestertage sollte in Trient ein großes Fest zu Gunsten der Armen Südtirols stattfinden. Der Podestà wollte den reichen Forestieri persönlich die Karten überbringen, um eine Überzahlung zu erzielen. Als der dicke, olivengelbe Herr sich unter vielen Dankesworten für die reiche Gabe wieder aus dem Salon geschoben hatte, fragte Judith: „Willst Du nicht hingehen?"

„Nein!" erwiderte er befremdet. „Es interessiert mich gar nicht. Und wie könnt' ich Dich allein lassen?"

„Was sollte mir hier geschehen? . . . Ich habe oft schon daran gedacht und nur nicht gewußt, wie es Dir sagen: es wäre für Dich gut, wenn Du für einige Wochen wieder in der Welt lebtest. Und vielleicht auch —"

„Für Dich!" rief er. „Ist es schon soweit zwischen uns gekommen?"

„Für uns beide," erwiderte sie sanft, „vielleicht fänden wir uns nach einer solchen kurzen Trennung unbefangener zu einander . . . Sprich nicht weiter," fuhr sie hastig fort, als er reden wollte. „Durch Worte wird es nicht gut . . . Überlege Dir meinen Vorschlag, ich bitte Dich!"

Sie erhob sich und verließ rasch das Zimmer.

Eine Woche nach diesem Gespräch, hart vor Weihnachten, erhielt Agenor einen Geldbrief seines Wiener Bankhauses. Das Guthaben des Herrn Grafen — schrieben die Herren M. L. Biedermann & Comp. — sei allerdings bereits erschöpft; sie trügen selbstverständlich gleichwohl kein Bedenken, die gewünschte Summe angebogen ergebenst zu überreichen, bäten jedoch um baldige Deckung. Auch erlaubten sie sich beifolgend wieder zwei Briefe zu überreichen. Der eine sei vor etwa einer Woche angelangt, der andere soeben als Eilbrief mittelst Estaffette.

Das ältere Schreiben war jene dringende Mahnung Stiegle's zur Sparsamkeit, das jüngere kam von Wroblewski und enthielt bereits seine Antwort auf den Brief, den Agenor am 30. November an ihn gerichtet. Obwohl Rafael, meldete er, den an den Toten adressierten Brief sofort erbrochen und zu den Akten gegeben, hoffe er die Gefahr doch noch abzuwenden, sofern er umgehend weitere dreißigtausend Gulden erhalte. Wo nicht, so gedenke er selbst durch eine Kugel

der Schmach zu entgehen, und könne dem Grafen nur raten, ein Gleiches zu thun. Beigelegt waren einige Zeilen Stiegle's; er habe auch die zuletzt angewiesenen zehntausend Gulden aufgetrieben, aber zu 40 Prozent Zinsen; da er unter diesen Umständen das sichere Verderben hereinbrechen sehe, so kündige er hiermit seinen Posten endgültig zu Ende März.

In fast sinnloser Wut zerknüllte Agenor den Brief des Kommissärs. Welch' ein Schurke! — wie viel Habsucht und Verlogenheit er ihm zugetraut, solche Niedertracht doch nicht. Er hatte unter dem Eindruck jener Unterredung mit Judith in den nächsten Tagen nicht daran gedacht, seine Anweisung zurückzuziehen, und es dann unterlassen, weil es wohl zu spät war — der biedere Wroblewski, dachte er, giebt nichts wieder; er wird mir das Geld wahrscheinlich als Vorschuß für künftige Dienste quittieren. Und nun dieser Brief! Und in dieses Menschen Hände war er gegeben! Allerdings nicht ganz waffenlos mehr — gerade dieses letzte Schreiben bewies seine Niedertracht sonnenklar — aber auch dies konnte nicht viel nützen, solange ihm der Graf durch sein Fernbleiben bewies, wie sehr ihm vor jeder Enthüllung bange . . . Schon deshalb mußte er heim und dann, um Ordnung in seiner Wirtschaft zu schaffen; alle Allodial-Güter ließen sich nun nicht mehr halten. Aber konnte er fort, durfte er Judith allein lassen?!

In diesen qualvollen, widerstreitenden Gedanken verflossen ihm die Stunden bis zum Mittagessen; mühsam raffte er sich dann soweit zusammen, um Judith ein möglichst gleichmütiges Gesicht zu zeigen. Es gelang ihm wohl nicht ganz, denn als er nach dem Speisen zur Zigarre griff, trat sie auf ihn zu und fragte: „Du hast heute schlimme Nachricht vom Hause erhalten. Was ist es?"

„Nichts von Bedeutung," erwiderte er. „Verdrießlichkeiten in der Wirtschaft . . . Die alten Schulden von meinem Vetter her . . ."

„Da mußt Du heimgehen und es ordnen; das ist Deine Pflicht. Ich bleibe inzwischen mit dem Kleinen hier; im April holst Du uns oder wir kommen allein nach!"

„Du möchtest mich gerne los sein?" fragte er mit gezwungenem Lachen, aber der Blick, den er dabei auf sie richtete, war sehr ernst.

Sie verstand diesen Blick und hielt ihn ruhig aus. „Das ist thörichte Furcht, Agenor. Daß mich das Kind unter allen Umständen ans Leben fesseln würde, weißt Du nun. Und wie dürft' ich Dir solchen Schmerz bereiten? Was immer Du sonst an mir gefehlt hast, Dein Wort hast Du eingelöst und mich zu Deinem Weibe gemacht. Ich sage Dir offen, Agenor, ich glaube, es wäre ein Glück für Dich und mich, wenn ich bald eines natürlichen Todes stürbe . . ."

„Judith!"

„Verzeih', ich hätte es nicht sagen sollen, aber es ist mir so gleichsam von selbst aus dem Herzen empor und auf die Lippen gequollen. Und wahr ist's ja! Schon hier haben wir es nicht leicht — wie erst daheim! Aber mein freiwilliger Tod wäre doch ein furchtbares Unglück für Dich — Dein Gewissen könnte niemals zur Ruhe kommen . . . Es ist ein grauenhaftes Gefühl," fuhr sie fort und ihr Antlitz wurde furchtbar düster, während sie dies sagte, „eines Menschen Leben auf dem Gewissen zu haben, eines Menschen, der uns geliebt — Dir soll dies Gefühl erspart bleiben, Agenor . . . Wann reisest Du?"

„Laß es mich noch überlegen," bat er. „Wie soll ich von Dir gehen, wenn ich Dich von so qualvollen Gedanken erfüllt weiß! Und Du quälst Dich grundlos!"

„Still!" bat sie flehentlich, „kein Wort davon. Durch Worte wird es nicht gut, sagt' ich Dir schon neulich . . . Gerade mir zur Liebe solltest Du gehen! Ich habe die Empfindung, als ob ich leichter mit mir fertig würde, wenn ich die nächste Zeit einsam verbrächte . . . Und was könnte Dich etwa sonst hindern? Die Furcht vor Rafael's Rache, vor der Strafe der Gerichte? Ich habe in den letzten Tagen viel darüber nachgedacht, es scheint mir jetzt, wo ich klarer sehe, fast unglaublich, daß Du sie im Ernst fürchten könntest. Der Geklagte ein Graf aus uraltem Geschlecht, welcher der katholischen Kirche eine Seele zugeführt, der Kläger ein Judenjunge — und der Prozeß spielt in Galizien! Glaube mir, Agenor, — wenn Du mich entehrt und dann von der Schwelle gejagt hättest, und ich, die Betrogene, die Zertretene wäre Deine Anklägerin — die Herren Richter würden mir ins Gesicht lachen, wenn ich Deine Bestrafung verlangte. Ich sage es ohne Bitterkeit, nur weil es eben die Wahrheit ist . . . Nochmals, Du mußt reisen!"

Er bat gleichwohl wieder um Bedenkzeit. Und wenn sie es inzwischen erfährt? dachte er. Aber wie konnte sie es erfahren, da ihr Aufent-

halt nur ihm und dem Wiener Bankhause bekannt war! Und daß sie sich nicht über den April hinaus der Heimat würde fernhalten lassen, war ja klar. Kehrte er heim, so konnte er Vorsorge treffen, vielleicht den Rat eines tüchtigen Anwalts einholen.

Nach Weihnachten reiste er ab. Auch der Augenblick des Abschieds führte die entfremdeten Gemüter nicht wieder zusammen, so freundlich, ja herzlich die Worte klangen. Mit trockenen Augen blickte sie ihm nach, als der Wagen aus dem Thor des Parks rollte. „Auf fröhliches Wiedersehen!“ rief er ihr noch zu — „Auf Wiedersehen,“ erwiderte sie freundlich und ließ ihr Tüchlein flattern. Daß es nicht fröhlich sein werde, sagte ihr das Herz.

Nun ward es noch stiller im Palazzino bei Porta San Michele. Nur der alte Jan, der zum Schutz der Frauen zurückgeblieben, ließ sich zuweilen im Städtchen sehen; Judith verließ nie die Umfriedung des Parks. Viele Zeit verwandte sie auf die Pflege des Kindes, las wohl auch in den Büchern, die ihr Agenor aus Innsbruck gesendet, aber manche Stunde saß sie stumm und regungslos da, in tiefes Brüten versunken, mit starrem, nach Innen gekehrtem Blick, daß die treue Hania ganz betrübt umherschlich und in ihrer Herzensangst immer neue Vorwände ersann, um so oft als möglich in den kleinen Salon zu treten. Das kluge Mädchen war erst auf der Reise, in Czernowitz, in Judith's Dienste getreten und wußte von ihrer Vorgeschichte nicht viel, von dem letzten, schlimmsten Unglück, das diese arme Seele heimgesucht, nur, daß sie des Vaters Tod betraure, aber das Mitleid machte sie scharfsichtig. „Wenn der Graf wüßte, was ich weiß,“ dachte sie zuweilen grollend, „dann schriebe er häufiger!“ Darin that sie ihm Unrecht; er war nicht lässig und gab kurze Nachricht, so oft es die Hast der Reise, dann der Ansturm unerquicklicher Geschäfte und Erlebnisse nach der Heimkehr gestattete, aber auch die längsten, ja vielleicht sogar die liebevollsten Briefe hätten den Druck nicht verringert, der auf Judith's Gemüt lastete. Er schrieb, daß er Manches zu ordnen vorgefunden und mit Wenigen verkehre; einmal fand sich auch die kurze Bemerkung, die Furcht vor den Gerichten sei wohl wirklich überflüssig gewesen, ein ander Mal die Nachricht, er höre, daß es Rafael gut gehe, er widme sich mit vielem Eifer und Erfolg der Leitung der Fabrik. Sie dankte ihm für jeden Brief herzlich und versicherte, es gehe ihr und dem Kinde wohl; auch sie schrieb kurz, keine Silbe von dem, was all' ihr Sinnen erfüllte. Wenn sie früher selbst geglaubt, in der Einsamkeit leichter mit sich fertig zu werden, so hatte sie diese Hoffnung getrogen; ihr stand im Wachen und im Traum nur immer ein Bild vor Augen: das Sterbelager des Vaters und wie sein letzter Hauch ein Fluch für seine Mörderin gewesen — immer, immer sah sie dies, auch wenn sie an der Wiege ihres Kindes saß. Und darum war es vielleicht gut für die Unglückliche, als eines Tages die Sorge um ihr Kind dringender an sie herantrat, als bisher; die Annunziata wurde krank, eine andere Amme ließ sich nicht sofort beschaffen; man mußte den Versuch machen, das kaum drei Monate alte Kind durch künstliche Nahrung aufzuziehen. Es gelang aber nicht ohne die größten Sorgen und Kümmernisse. Und nur in diesen peinvollen Tagen hatte sie jene andere, schlimmere Pein nicht empfunden. . .

Darüber war der Februar zu Ende gegangen; im Garten der Villa blüten nun schon die ersten Frühlingsblumen und die Lüfte wehten so warm wie drüben in der dürftigen Heimat, wo alle Gedanken des jungen Weibes weilten, kaum im Juni. Das Kind konnte nun wieder lange Stunden im Freien verbringen, auf der sonnigen Terrasse hinter dem Hause; die Annunziata, die nur noch seine Wärterin war, hielt es auf dem Schoße, Judith saß daneben und beugte sich zuweilen auf sein Händchen nieder, es zu küssen. Dann lächelte das Kind, welches die Mutter schon wohl kannte, und griff ihr mit den Händchen ins Gesicht, und in solchen Augenblicken fügte es sich wohl, daß auch über dies düstere, bleiche, verhärmte Antlitz der Schein eines Lächelns huschte.

So saßen sie auch eines Tages — es war zu Anfang März — auf der Terrasse beisammen, als Jan erschien und berichtete, im Flur stehe ein Bettelmönch, der den Herrn Grafen zu sprechen wünsche. Obwohl Annunziata kein Wort von seiner Meldung verstehen konnte, da er ja mit der Herrin in der Sprache der Heimat verkehrte, fügte er doch nur flüsternd hinzu: „Ein Bote aus Galizien, der uns kennt, auch unsern wirklichen Namen. Ich habe ihm nun schon zehn Male gesagt: ‚Der Herr Graf ist verreist!‘ aber er erwidert mir immer: ‚Melden Sie mich! Mich wird er empfangen!‘ Und geht nicht von der Stelle . . .“

„Bring' ihn her!“ sagte Judith.

Der Mönch, ein gebückter Greis mit langem,

weißem Bart, erschien. „Gelobt sei Jesus Christus," begann er und neigte sich tief. Und da Judith nicht einfiel, so fügte er selbst hinzu: „In Ewigkeit, Amen!"

„Sie wünschen meinen Gatten zu sprechen?" fragte sie. „Er ist kurz vor Neujahr verreist, wann er wiederkommt, weiß ich nicht genau. Er ist auf seinen Gütern in Podolien."

„Gnädigste Gräfin!" sagte der Greis mit zitternder Stimme, „ich muß ihn sprechen! bitte, sagen Sie ihm . . ."

„Wenn Sie mir nicht glauben," unterbrach ihn Judith stolz und scharf, „so habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen . . ."

Der Mann wich einen Schritt zurück. „Verzeihung," murmelte er. „Aber es wäre für mich so furchtbar . . . So furchtbar!" wiederholte er laut, mit so veränderter Stimme, daß ihn Judith befremdend anblickte. „Ich habe ja," fuhr er dann wieder mit seiner schwachen, zitterigen Greisenstimme fort, „den ungeheuren Weg nur gemacht, um ihn zu sprechen . . ."

„Können Sie es nicht mir sagen?"

„Nein . . . Unmöglich!" Aber er blieb auf der Stelle.

„Was wünschen Sie noch?" fragte sie. Der Mönch erwiderte nichts, Jan jedoch sagte: „Der hochwürdigste Herr wird wahrscheinlich einen Imbiß und eine kleine Gabe nicht verschmähen."

„Beides kannst Du ihm reichen," sagte Judith und wandte sich dem Kinde zu. Als sie wieder aufblickte, war bereits der Mönch dem Diener in den Flur gefolgt.

Seltsam! dachte sie. Wie hat der Mann den Weg hierher gefunden? Kommen doch sogar Agenor's Briefe an mich auf dem Umweg durch das Wiener Bankhaus? Und was mag er gewollt haben?

Eine Stunde später, bei Tische, meldete Jan: „Der Alte sitzt noch drinnen in der Gesindestube . . . Aber da ist etwas nicht in Ordnung . . ."

„Wie so?"

„Als ihm die Hania vorhin das Essen brachte, erschrak er sehr. Ich sah es ganz deutlich, er fuhr zusammen und zitterte. Sie aber sagt, sie kenne ihn gar nicht . . . Zweitens aber säuft dieser Greis, wie es drei Junge nicht könnten. Ich habe ihn gewarnt: dieser Veltliner ist ein Teufelswein. Aber er säuft ihn in sich hinein, wie Wasser und stöhnt dazwischen, er wüßte nun nicht, was anfangen . . ."

„Gieb ihm zwei Gulden," befahl Judith, „und schaff' ihn aus dem Hause."

Etwa eine Stunde später, als sie in ihrem Zimmer saß und einen Brief an Agenor schrieb, in welchem sie ihm auch diesen Besuch berichtete, kam die Hania hereingestürzt, schreckensbleich und zitternd.

„Gnädigste Gräfin!" stammelte sie in höchster Erregung, „der Mönch ist ein Gauner, der Schreiber Trudka, ich kenn' ihn."

„Wie?"

„Der Ignaz Trudka, welcher Schreiber bei dem Advokaten in Czernowitz war, bei dem ich diente. Und mir hat er damals den Hof gemacht und wollte mich heiraten. Aber zu meinem Glück wurde bald ruchbar, daß er ein Gauner war, der von der Polizei gesucht wurde. Nämlich er pflegt sich als Priester zu vermummen und die Leute zu betrügen!"

„Aber der Mönch ist ja ein Greis!"

„Er trägt einen falschen Bart. Der Bart blieb ja dem Jan in den Händen, als er ihn anfaßte. Nämlich, als er nicht fortgehen wollte und noch mehr Wein verlangte, wies ihn Jan hinaus. Er aber rief: ‚In diesem Hause darf ich verlangen, was ich will!' — und hob dabei die Faust gegen Jan, fiel aber hin, weil er schon sehr bezecht war, und Jan über ihn. Wie ich den Lärm höre, eile ich hinein, und da sehe ich, wie sich Jan aufrichtet und mit ihm der Bart, aber der Mönch bleibt liegen. ‚Was ist das?' ruf' ich und stürze hinzu und erkenne den Gauner. ‚Du bist's!' ruf' ich, ‚was suchst Du hier? Ich werde Dir das Priesterspielen verleiden, gleich hole ich die Polizei!' Er aber, als ich so rufe, wird vor Schreck wieder fast nüchtern und richtet sich auf.

‚Ich kenne Sie nicht,' sagte er, ‚Sie irren sich!' — ‚Was?' sag' ich, ‚meinen einstigen Verlobten sollt' ich nicht kennen? Na wart', Halunke!' — Und da flüstert er mir zu: ‚Schweig', wenn Dir Dein Leben lieb ist!' — ‚Ach was,' sag' ich, ‚Dich Gauner und Leutebetrüger werd' ich nicht schonen! Jan, werfen Sie ihn hinaus!' Aber Jan muß ihn wohl auch schon gesehen haben, gnädigste Gräfin! Denn er starrt ihm ins Gesicht und ist ganz bleich. ‚Dies Gesicht . . .' sagt er nur immer vor sich hin, ‚wo hab' ich dies Gesicht nur gesehen' — ‚Mich haben Sie noch nie gesehen!' sagt' der Trudka. — ‚O, doch!' sagt Jan. ‚In Borky.' . . . Aber nun werden Sie so blaß, gnädigste Gräfin . . ."

In der That, Judith's Antlitz war fahl geworden, jeder Blutstropfen schien daraus gewichen. Wie gebrochen sank sie in den Lehnstuhl, neben dem sie gestanden. „Weiter,“ murmelte sie, „weiter!“

„Es ist ja nichts mehr zu sagen ... Warum sind Sie erschrocken? Hätte ich's Ihnen nicht sagen sollen? Aber ich dachte, ich muß Ihnen melden, was vorgeht, denn der Jan steht ja da, wie jenes alte Weib in der Bibel, als wäre er von Stein und sagt nur immer: ‚In Borky! In Borky!‘ Und der Trudka darauf immer: ‚Nein, nein!‘ ... Aber mein Gott, Sie werden ja ohnmächtig ...“

Es schien so: Judith's Augen hatten sich geschlossen, das Haupt neigte sich auf die schwer atmende Brust. Aber sie zwang die Schwäche nieder und erhob sich. „Ich muß ihn sprechen ...“ murmelte sie.

„Den Jan? ... Soll ich ihn holen?“

Sie schüttelte den Kopf und schritt vorwärts. Aber ihre Kniee zitterten so sehr, daß sie wohl umgesunken wäre, hätte sie nicht Hania gestützt. „Um Gotteswillen!“ rief das Mädchen. „Was ist Ihnen? Wohin wollen Sie?“

„Deinen Arm!“ murmelte Judith und ließ sich zur Gesindestube führen.

Die Thüre des großen, niedrigen Gemachs war weit geöffnet; an dem Tisch stand Jan, ihm gegenüber der Fremde, dessen Schelmengesicht mit dem glattgeschorenen Haar seltsam genug aus der Kutte hervorguckte; der falsche Bart lag noch auf dem Boden, neben der zerbrochenen Flasche. Der alte, treue Mensch hatte eben sein Geldsäckchen auf den Tisch geleert, die Thränen rannen ihm über die Wangen. „Da ist all' mein Erspartes!“ schluchzte er: „Zweihundert vier Gulden — das wird Ihnen zur Heimreise reichen. Und der Graf wird Ihnen geben, was Sie wollen. Aber nun gehen Sie, um Gotteswillen, gehen Sie — die Ärmste darf es nicht erfahren.“

Judith trat ein. „Ich danke Dir, Jan,“ murmelte sie. „Nun aber geh', ich habe mit dem Mann hier zu sprechen!“

Der Alte taumelte zurück. „Gnädigste Gräfin!“ schluchzte er auf. „Er lügt ja! Er lügt ja!“

„Geh'!“ wiederholte sie. „Meine Kraft reicht sonst nicht mehr!“

Weinend schlich er zur Thüre hinaus und wies die Hania weg, die ihn mit Fragen bestürmte. „Wir werden gut Acht geben müssen,“ stieß er bebend hervor. „Tag und Nacht — der See ist so nahe ...“

Drinnen währte die Unterredung kurz, nur wenige Minuten. Dann kam der Trudka herausgeschlichen, den Bart in der Hand. „Wahrhaftig, Herr Jan,“ murmelte er, „sie dauert mich. Aber ich soll Sie hineinschicken, sie hat einen Auftrag für Sie!“

Als Jan in die Stube trat, saß sie auf der Bank am Tische. „Hier,“ murmelte sie und zog ein Schlüsselchen hervor, „öffne die Kassette in meinem Zimmer und gieb dem Menschen die dreihundert Gulden, die ich ihm versprochen habe. — Und schick' mir die Hania!“

Das Mädchen, welches wenige Sekunden später eintrat, fand ihre Herrin ohnmächtig auf der Diele hingestreckt.

Es war eine tiefe Ohnmacht; erst der Arzt, den Jan herbeigeholt, konnte sie durch seine Essenzen bannen. Er blieb bis tief in die Nacht bei der Kranken und schien nicht ohne ernste Sorge. „Es ist ein Gehirnfieber im Anzug,“ sagte er Jan, als er ging, „ich fürchte, der Fall wird schwer!“

Er irrte; als er am nächsten Tage erschien, fand er Judith außer Bette. Sie sah jählings gealtert aus, wie ein Schatten ihrer selbst, und es erschütterte ihn, als er gewahrte, daß sich in das rote Gold ihres Haars helle Fäden gemischt ... „Graue Haare,“ murmelte er. „Gnädigste Gräfin, ich weiß es nicht, was Ihnen begegnet ist, aber Sie sind Mutter ...“

„Glauben Sie mir, ich denke daran,“ versicherte sie und dankte ihm für seine Teilnahme. Er verließ sie beruhigter, als er gekommen.

Auch Hania atmete auf, als sie die Herrin wieder klar und gütig wie immer zu sich reden hörte. Nur Jan blieb ängstlich, „das endet nicht gut!“ murmelte er den Tag über, wo er ging und stand, vor sich hin, „Gott erhalte ihr ihren Verstand.“ Und seine Sorge steigerte sich, als sie ihn am Abend herbeirief und ihm sagte: „Du hast Dein Erspartes für mich opfern wollen, Jan. Da Du mich so lieb hast, so wirst Du mir gewiß Dein Geld leihen, wenn ich Dich darum bitte?“ „Mit tausend Freuden,“ sagte er, „aber in der Kassette liegt noch so viel ...“ — „Dennoch bitt' ich darum, ich zahle es Dir gewiß zurück!“ Er brachte es ihr und sagte dann betrübt zu der Hania: „Etwas ist da unter der Stirn doch nicht richtig ...“

Am nächsten Morgen sollte er erkennen, daß sie auch darin klaren Sinnes gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Schlaf' Kindlein, schlaf'.

Am Fenster steh' ich, fremd am fremden Strand.
Die Sonne sank, nur an den Felsen noch
Spielt Rosenglut; eintönig raunt das Meer
Ein Wiegenlied der armen Sehnsucht zu:
Schlaf' Kindlein, schlaf', denn wachtest du, dir hülle
Nicht Glück noch Stern und nur allein die Zeit,
Die nun sich träge nur vom Rocken spinnt,
Doch wenn wir glücklich sind, so eilend flieht.
Schlaf' Herz, du sehnsuchtkrankes, armes Herz,
Schlaf' Kindlein, schlaf, dein Liebster ist ja fern —
Im Tannenschatten weilt' er wohl bei Tag
Und dachte dein und da der Abend sinkt,
Preßt er die Hände auf das bange Herz
Und flüstert ihm, wie ich: Schlaf' Kindlein, schlaf'.
. . . Am Fenster steh' ich, fremd am fremden Strand,
Und kann die Sehnsucht nicht zum Schlummer zwingen,
Wild schreit sie auf und meine Augen schweifen
Bang' übers Meer — umsonst — schlaf' Kindlein, schlaf'.

Hermine von Preuschen.

Entsagung.

Die Armut war mein Mütterlein,
Das Mißgeschick mein Vater,
Mein Spielgenoß die Sorg' allein,
Die Falschheit mein Berater.
In meiner Jugend Winternacht
Hat nie ein Strahl geschienen,
Nie hat das Glück mich angelacht,
Mit froh verklärten Mienen.

Trotzalledem erstarkten doch
Zum Fluge mir die Schwingen,
Das Höchste war mir nicht zu hoch,
Um kühn danach zu ringen.
Doch ward ich nur verlacht, verhöhnt
Und schroff zur Seit' geschoben,
Indes die Dummheit preisgekrönt
Zum Himmel ward erhoben.

Und durfte auch kein Lorbeerzweig
Die heiße Stirne schmücken,
So hofft' ich doch, daß überreich
Die Lieb' mich würd' beglücken.
Auf meines Herzens Hochaltar
Wollt' ich zur Liebsten beten,
Doch, ach! sie war des Duftes bar
Schon in den Staub getreten.

Die schönsten Blüten sind zerpflückt
Am Baume meines Lebens
Und unerreichbar fern gerückt
Die Ziele meines Strebens.
Für Andre perlt der süße Schaum
Mir bleibt die trübe Neige —
Hinweg! Gewährt nur soviel Raum,
Daß ich zur Grube steige!

Laßt mich im tiefsten Waldesgrund
Das Haupt zur Ruhe legen;
Ich brauch' den Trost von keinem Mund
Und keines Pfaffen Segen.
Ich werd' mich selbst am jüngsten Tag
Ganz still und starr verhalten;
Ein neues Leben? Leb's, wer mag!
Ich hab' genug am alten.

Armin Werherr.

An das Meer.

Sei gegrüßt mir, heil'ges Weltmeer,
Seit Äonen tönt dein Rauschen,
Uralt heil'ge Mythenlieder
Singst du von den ersten Tagen,
Schöpfungshymnen der Natur.
Mondesglanz und Sonnenfeuer,
Der Gestirne lichter Reigen,
Spiegeln sich in deinen Fluten;
Über deine Wasser ziehen
Stolze Träume und Gedanken,
Denn du leihst der Seele Schwingen,
Schwingen, die dem Leib versagt.
Des Piloten Sehnen stählst du;
Ewig frei und keinem Herrscher
Unterthan, dienst du dem Kühnen,
Der im Kampfe dich bezwingt.

Stolzes Meer, du schlägst die Brücke
Zwischen fremden Nationen,
Löst der Ferne dunkle Rätsel,
Trennst die Völker und vereinst sie;
Über Perlen und Korallen
Rollst du hin, bist Grab und Wiege.

Grausig schön bist du, o Meer,
Wenn der Sturmwind deine Wogen
Wirbelnd peitscht zu Wasserbergen,
Wenn aus deiner nächt'gen Tiefe
Steigt der Tod, und Schiffe sinken,
Wenn dein feuchter Schlund begräbt
Helden, die dein Atem großzog,
Denker, deren Blicke schweiften
Sinnend über deine Fluten
Ihre Rätsel zu ergründen!

Schön auch bist du, schrecklich schön,
Wenn dein Antlitz zur Meduse
Sich versteint in Todesruhe!

Doch am schönsten bist du Meer,
Wenn von West her sanfter Wind
Deine Fluten lieblich kräuselt,
Wenn er deine Wasserharfen
Klingend rührt, daß sie erbrausen,
Wie bewegt vom Hauch der Gottheit,
Fernhin rauschend: Frieden, Frieden!

Günther Walling.

Einer Freundin.

Dein gedenkend schritt ich meines Weges
Durch den Tannenwald, den sonnig warmen,
Drin die goldengrünen Lichter spielen
Übers Moos und im Gebüsch; zuweilen
Glüht ein Beerlein röter als Karfunkel
Und ein Sonnenstrahl hat sich verfangen
Unvermutet in den Spinnenfäden,
Die nun eitel Glanz und Zierrat scheinen,
Nicht geschürzt für leichtgesinnte Mücken.

Und es kam mir in den Sinn ein Häuslein
Tief im Waldgrund, das du einst gezeichnet.
Damals sagtest du: Hier wohnt der Waldgeist.
Und ich glaubt' es gern. — Dir glaub' ich alles.

— Weiß nicht mehr, wie lang ich so gewandert.
Nahe rauscht' es wie geheime Quellen.
Und auf einmal teilten sich die Zweige —
Ach, das war ein Bild! — Ja, wirst du's glauben?
Nichts als eine alte Wasserleitung,
Die hinaus zur nächsten Mühle führte.
Und doch stand ich still in freud'gem Staunen,
Und ich wußt' es gleich: Hier wohnt der Waldgeist.

Roh gefügt aus altersbraunen Brettern,
Und von moos'gen Stützen hochgetragen
Führt sie durchs Gebüsch, und eilig murmelnd
Tanzen darin hin die kleinen Wellen:
„Fängst du mich?" — „Nur weiter!" — „Duckt euch unter!"
Und die Rinne kann nicht alle halten,
Läßt die Übermüt'gen sich ergießen
Übern Rand, die langen Flechten triefen
Von dem sprühend feinen Silberregen.
Wie das rauscht und strömt! Und durch den Schleier,
Den die tausend Wasserfäden weben,
Fallen schräg die letzten Sonnenstrahlen,
Zeigen in geheimnisvollem Schimmer
Jenseits eine stille grüne Wildnis.

Ja, dies sind des Waldgeists Wasserkünste,
Rief's in mir, — hier sitzt er gerne träumend,
Bis in Schlaf ihn singt das schöne Rauschen.

Aber wie? er wohnt in deinem Häuslein,
Sagtest du, und sprachst gewiß die Wahrheit.
Ach, mir scheint, es hat der liebe Waldgeist
Wohl noch mehr der Sommerresidenzen,
Und mit wem er's gut meint, den geleitet
Er ein Stückchen weit, und läßt ihn schauen
Seine allerbesten Heimlichkeiten.

Jenen Abend schritt er mir zur Seite.
Wärst du, Liebe, nur dabei gewesen!

J. René.

Kindermund.

Großmütterchen spricht: „Das Bübchen ist tot,
Gott nahm's aus dem Erdengetümmel,
Es leidet hienieden nicht Jammer und Not
Und spielt nun mit Engeln im Himmel."

Die Kinder sind stumm, bis ein Brüderchen fragt:
„Und konnt' weder gehen noch springen?" . . .
„Sie nehmen's am Händchen," wird ihm gesagt,
„Wenn sie droben hüpfen und singen."

Otto Bruhnsen.

Abschied.

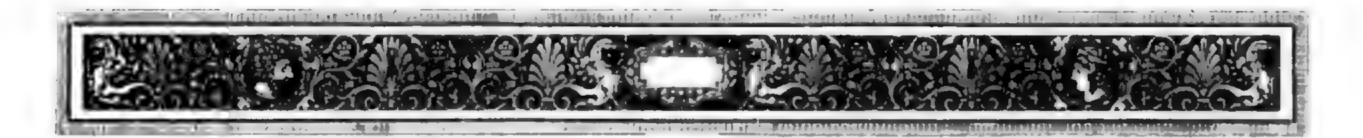
Ich grüß' vom Bergeshange
Dich noch zum letztenmal
Bei meinem Scheidegange,
Braunäugig Kind im Thal!
Dort träumst du wohl beim Frührotlicht
Und daß ich scheide, ahnst du nicht.
Ich grüß' vom Bergeshange
Dich noch zum letztenmal!

Im Maien auf der Haide,
Das war ein goldner Tag!
Wir schweiften einsam Beide
Durch Flur und Blütenhag.
Dort weihtest in dem Waldrevier
Du deine junge Seele mir.
Im Maien auf der Haide
Das war ein goldner Tag!

Der Sommer ging zur Neige,
Zur Neige ging mein Glück,
Die Rose sank vom Zweige,
Der Dorn nur blieb zurück.
O Menschenhaß, o Menschenneid,
Vergällt habt ihr die Seligkeit.
Der Sommer ging zur Neige,
Zur Neige ging mein Glück.

Nun muß ich scheiden gehen,
Leb' wohl für immerdar!
Hoch rauscht im Morgenwehen
Der Wandervögel Schar.
Einst lockt des Lenzes Ruf sie her,
Ach, mir winkt keine Wiederkehr!
Nun muß ich scheiden gehen,
Leb' wohl für immerdar!

Ewald Müller.



Zur Charakteristik E. T. A. Hoffmann's.

Von Georg Ellinger.

II.

Noch immer sind die Motive nicht erschöpft, welche Hoffmann aus diesem Bereiche gewann. Die Furcht vor Doppelgängern, die ihn quälte, wurde für seine Dichtung überaus fruchtbar, sie lieferte ihm das Motiv der wunderbaren Ähnlichkeit, das er öfter zur Grundlage seiner Erzählungen gemacht hat. So bildet dasselbe den Ausgangspunkt der Erzählung: „Der Doppelgänger" (Bd. XI. S. 3 ff.); ebenso spielt es eine verhängnisvolle Rolle in der Novelle: „Das Gelübde" (Nachtstücke, T. II; Bd. V. S. 246 ff.), in welcher Hoffmann, offenbar von Kleist's Marquise von O. angeregt, ähnliche Probleme behandelt wie Kleist, aber zu einer wesentlich anderen Lösung gelangt als dieser. Und mit besonderer Virtuosität hat er dieses Motiv, wie bekannt, in den „Elixiren des Teufels" behandelt. Die wunderbare Ähnlichkeit zwischen dem Mönch Medardus und dem Grafen Viktorin, welche die Grundlage der ganzen Dichtung bildet, beruht auf einem natürlichen Umstande: beide sind Söhne eines Vaters. Mit diesem erklärlichen Vorgange hat aber der Dichter die unheimliche Vorstellung des Doppelgängers überaus geschickt zu verbinden gewußt, er hat es ferner mit seltener Kunst verstanden, den Leser im Ungewissen darüber zu lassen, ob es bloß der Wahnsinn ist, der den Grafen Viktorin dazu bringt, sich für den Mönch Medardus zu halten und ob es nur ein sonderbares Spiel des Zufalls oder Erinnerung an früher Gehörtes veranlaßt hat, daß das, was Viktorin aus seinem früheren Leben erzählt, mit den Erlebnissen des Mönchs Medardus genau übereinstimmt. Die aus dieser wunderbaren Ähnlichkeit sich ergebenden Verhältnisse und Verwechselungen spielen sich nun einerseits auf dem Boden ganz realer Zustände ab, welche Hoffmann sehr anschaulich geschildert hat; andererseits sind sie aber wieder unauflöslich mit einer im Verlaufe der Dichtung sich erst nach und nach enthüllenden düsteren, geheimnisvollen Vorgeschichte verknüpft — und infolgedessen drängen sich die hieraus sich ergebenden unwahrscheinlichen Vorstellungen dem Leser mit einer außerordentlichen Wucht auf, so daß er ihnen nicht widerstehen kann und die Unwahrscheinlichkeit wenigstens bei dem ersten Eindrucke sicher nicht empfindet. Die mystischen Zusammenhänge und Ahnungen sind aber ferner zum Teil durch die glänzende und überschwengliche Verherrlichung des katholischen Kultus, wie sie die ganze Dichtung durchzieht, motiviert und alle die erwähnten Einzelzüge stimmen so zu der Grundlage, auf der das Werk sich aufbaut, daß wir einen durchaus einheitlichen Eindruck erhalten, der freilich nicht für jedermann sympathisch sein wird.*)

Auch in den Erzählungen, in welchen die Erscheinungen und Zusammenhänge der „dritten Welt" aus dem Spiel gelassen werden und in denen wir uns vollkommen auf dem Boden natürlicher Verhältnisse befinden, wählt Hoffmann gern zum Mittelpunkt seiner Darstellung Gestalten, die von einer unheimlichen dämonischen Leidenschaft getrieben oder von einer fixen Idee beherrscht werden. Um nur ein Beispiel für den ersten Fall anzuführen, sei auf die rasende Leidenschaft des Goldschmieds Cardillac (in der Erzählung: „Das Fräulein von Scudery") hingewiesen. Cardillac wird von der wütendsten Begier nach Gold und Edelsteinen gemartert und diese dämonische Leidenschaft stachelt ihn zu Raub und Mord an und reißt ihn fort von Verbrechen zu Verbrechen. Von ähnlichen Frevelthaten ist in dem zweiten Fall nicht die Rede; es handelt sich hier meist um harmlosere Verhältnisse, obgleich diejenigen Gestalten des Dichters, die gänzlich von solch einer fixen Idee erfüllt sind, am Schluß der Erzählung aber gewöhnlich von derselben geheilt werden, in engeren Grenzen Unheil genug anrichten, so z. B. der Hofrat Maximilian in der etwas obenhin ausgeführten Erzählung: „Das steinerne Herz" (Nachtstücke, T. II; Bd. V. S. 275.). Auch in zwei seiner besten Novellen bilden zwei Männer die Hauptfiguren, welche treffliche und ehrenwerte Leute sind, bei denen sich aber eine bestimmte Schrulle festgesetzt hat, an welcher sie mit dem äußersten Starrsinn festhalten. Beide Gestalten haben eine gewisse Ähnlichkeit miteinander, nur daß Meister Johannes Wacht in der aus Hoffmann's letzten Tagen stammenden Erzählung gleichen Namens den wackeren Meister Martin (in: „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen") an imponierender Würde, Kühnheit der Gedanken und geistigen Fähigkeiten weit übertrifft. Beide haben sich eine fixe Idee in den Kopf gesetzt, an der sie mit unerbittlicher Konsequenz festhalten: Martin will keinen anderen zum Schwiegersohn als einen Küfer; Johannes Wacht hat einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Advokaten und er verweigert aus diesem Grunde die Tochter seinem Pflegesohn, als dieser sich dem verhaßten Berufe widmen will. In beiden Novellen bildet die fixe Idee der beiden Alten die Grundlage, auf welcher die Erzäh-

*) Die erste Anregung zu diesem Roman hat Hoffmann von einem englischen Roman von Lewis: „The Monk" erhalten (vgl. Werke, Bd. VI. 204.). Die Übereinstimmung zwischen beiden Dichtungen ist aber recht gering; sie beschränkt sich im Wesentlichen darauf, daß in dem einen wie in dem andern Werk ein Mönch die Hauptperson ist, der von einer wahnsinnigen Leidenschaft zu einem unschuldigen jungen Mädchen zum Verbrechen (bei Lewis auch zum Bündnis mit dämonischen Mächten) getrieben wird. Auch die Kombination mit der heiligen Rosalie findet sich schon bei Lewis. Im Wesentlichen also hat Hoffmann seine Erzählung frei erfunden.

lung sich aufbaut. Entspringt diese Idee bei Meister Martin im Wesentlichen aus einem naiven Stolz auf die Vortrefflichkeit seines Handwerkes und dem Glauben an eine alte Prophezeiung, so ist sie bei Meister Johannes Wacht begründet in seiner felsenfesten Überzeugung von der Unverkäuflichkeit des Rechtes. In der letzteren Erzählung ruht, so viel Liebe der Dichter auch dem episodischen Beiwerk zugewandt und so hübsch er dasselbe ausgemalt hat, doch der Hauptnachdruck auf der Charakterschilderung Johannes Wacht's; umgekehrt ist es in: „Meister Martin der Küfner“ das Hauptbestreben des Dichters, ein farbenreiches Bild des alten Nürnbergs zu entwerfen, wie er es in seinen letzten Lebenstagen wieder in der leider nicht vollendeten Novelle: „Der Feind“ (Bd. XII. S. 155 ff.) versucht hat.

Nur mit einigen Worten sei hier derjenigen Werke gedacht, die auf Hoffmann den größten Eindruck gemacht haben und deren Nachwirkung wir in seinen Dichtungen beobachten können; auch aus ihnen ergiebt sich überall Hoffmann's Neigung, den geheimnisvollen Beziehungen zwischen den Erscheinungen der dritten Welt und den Ereignissen des Menschenlebens nachzugehen. Ganz besonders scheint Schiller's „Geisterseher“ auf ihn gewirkt zu haben, „das Buch, das ich, sowie damals jeder, der nur irgend dem Romantischen ergeben, in der Tasche trug,“ sagt der Dichter, als er von einem Erlebnis seiner Jugendjahre erzählt (Bd. V. S. 179.) Mehrfach läßt sich die Beeinflussung Hoffmann's durch den „Geisterseher“ nachweisen. Wenn der Armenier, der so geheimnisvoll durch Schiller's Erzählung hindurchschreitet zu einer bestimmten Zeit der Nacht für eine Stunde lang völlig leblos wird, so daß die Seele seinen Körper verlassen zu haben scheint und man, um ihn zu prüfen, alle Uhren falsch stellt, — so kehrt derselbe Zug in einer kleinen Gespenstererzählung Hoffmann's wieder. (Bd. II. S. 70. Und wenn der Armenier sich schließlich als ein Abgesandter entpuppt, der den Prinzen wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückführen will und dem dieser Plan auch gelingt — so mag dieser Ausgang des Romans Hoffmann die erste Anregung zu der Novelle: „Datura fastuosa“ (Bd. XII. S. 3 ff.) gegeben haben, in welcher ein Abgesandter der Jesuiten versucht, einen unerfahrenen Jüngling in seine Netze zu ziehen und ihn in Verbrechen zu verstricken, um ihn desto sicherer an sich zu fesseln. Auch Cazotte's phantastische Erzählung: „Le diable amoureux“, welche Hoffmann zu seiner Novelle: „Der Elementargeist“ (Bd. XI. S. 187 ff.) die Anregung gegeben hat und deren Einfluß namentlich am Anfange des Elementargeistes auch im Einzelnen sich nachweisen läßt, gehört dem Gebiet des Wunderbaren an. Wir werden es daher selbstverständlich finden, daß Chamisso's „Peter Schlemihl“ auf unseren Dichter eine besondere Wirkung ausgeübt hat, so daß er den „schattenlosen Peter“ nicht allein selbst auftreten läßt, sondern ihm noch eine Gestalt gegenüberstellt, der ihr Spiegelbild abhanden gekommen ist. Von der Einwirkung Kleist's war schon oben die Rede; hier sei nur noch daran erinnert, daß das Schreiten eines unsichtbaren Gespenstes durch einen Saal fast mit den gleichen Worten geschildert wird, wie das spukhafte Wandeln des Bettelweibes von Locarno (Bd. V. S. 179.) Selbstverständlich sind mit diesen wenigen Andeutungen die von Hoffmann entlehnten Motive bei weitem nicht erschöpft.

Es ist im Verlauf unserer Betrachtungen schon darauf hingewiesen worden, wie der Gegensatz zwischen dem Philistertum — Hoffmann sagt: der Philistriomus — einerseits und dem Streben nach dem Ideal andererseits auch bei Hoffmann immer wieder auftaucht. Meist stehen auf der einen Seite die Vertreter des prosaischen Lebens, deren Lebensfreuden in den engbegrenzten Kreisen philisterhafter Beschränktheit liegen; ihnen gegenüber steht der kunstbegeisterte Jüngling, den der Drang nach dem — ihm meist im Traume oder in der Vision geoffenbarten — Ideal unaufhaltsam fortreißt. Gewöhnlich steht dieser Jüngling in irgend einer Beziehung zu den Vertretern des Philistertums, aber er löst sich aus ihnen los und folgt dem Drange seines Herzens. So fanden wir es im „Goldnen Topf“: und ganz dasselbe Verhältnis begegnet uns auch wieder in der schönen Erzählung: „Der Artushof“. (Bd. I. S. 145 ff.) Derselbe Gegensatz, aber in ganz andere Formen gekleidet, erfüllt nun, wie bekannt, auch Hoffmann's bedeutendste Dichtung, den „Kater Murr“, in welchem wir auf der einen Seite die Selbstbekenntnisse des eingefleischten Philisters, auf der anderen das schrankenlose Streben nach dem Ideal in der Person Kreisler's haben. Die Elemente dieser fragmentarischen Nebenerzählung sind die gleichen wie in den „Elixieren des Teufels“. Wie dort, spielt auch hier die Handlung zum Teil an einem fürstlichen Hofe, zum Teil in einem Kloster. Die Mönchsgestalten in beiden Werken sehen sich sehr ähnlich und wir wissen in der That, daß der Dichter die Anregung zu dieser Verwertung des Klosterlebens aus dem Leben empfangen hat. Aber auch einzelne Gestalten des Hofes zeigen mit den in den „Elixieren des Teufels“ eine gewisse Ähnlichkeit, so daß dieser Fürstenhof wohl ebenfalls nach den Leben gezeichnet sein wird. Auch in dieser Nebenhandlung müssen wir wieder die außerordentliche Kunst bewundern, mit welcher Hoffmann das Unwahrscheinliche glaubhaft zu machen versteht und mit der er eine Stimmung zu erwecken weiß, die uns bis zum Schluß unwiderstehlich im Gebiet des Wunderbaren festhält. Die halb tragischen, halb possenhaften Verhältnisse dieses nur scheinbar existierenden Hofes, die geheimnisvollen Beziehungen zwischen den einzelnen Gestalten, die wie in den „Elixieren des Teufels“ auf einer sich erst nach und nach enthüllenden düsteren Vorgeschichte beruhen, die seltsame Gestalt des Meister Abraham*), der alle Fäden der wunderbaren Ereignisse in den Händen zu haben scheint — alles das wirkt zusammen, um diesen Eindruck hervorzubringen. Die Mittel, deren der Dichter sich dabei bedient, sind die gleichen wie in den „Elixieren des Teufels“, nur sind die Farben nicht so grell aufgetragen, und die einzelnen Teile sind wirksamer gegen einander abgetönt.

Die Neigung zu fragmentarischer Darstellung lag überhaupt in Hoffmann's Wesen. „Nichts ist mir mehr zuwider,“ sagt er, (Bd. II. S. 101) „als wenn in einer Erzählung, in einem Roman der Boden, auf dem sich die fantastische Welt bewegt hat, zuletzt mit dem historischen

*) Die Geschichte des Meister Abraham erscheint zum Teil von Goethe's neuer Melusine beeinflußt, und zwar handelt es sich dabei um die Gestalt seiner Geliebten Chiara, welche in einem Kasten versteckt, das unsichtbare Mädchen spielt. Die starke Wirkung, welche Goethe's Märchen auf ihn ausübte, bezeugt Hoffmann selbst Bd. II. S. 101.

Besen so rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man so ganz abgefunden nach Hause geht, daß man gar keine Sehnsucht empfindet, noch einmal hinter die Gardinen zu gucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geistreichen Erzählung tief in meine Seele und verschafft mir, da nun die Phantasie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß." In der That hat der Dichter es in den Fragmenten des „Kater Murr" ausgezeichnet verstanden, die Phantasie anzuregen und das, was er nicht ausdrücklich erzählt, ahnen zu lassen. In der Kunst, Vorgänge, welche der Darstellung vorausgehen und sie bedingen, ahnen zu lassen und durch kurze Andeutung die Erwartung des Lesers so zu erwecken, daß er der Erzählung dieser Vorgänge mit Spannung entgegensieht, ist Hoffmann Meister. Seine Darstellung ist meist eine katastrophische; er erzählt gewöhnlich eine Geschichte nicht in der ganzen Zeitfolge der Ereignisse und ihrem ganzen Verlaufe nach, sondern er beginnt mit einem entscheidenden Wendepunkt und orientiert erst nach und nach über die der Erzählung zu Grunde liegenden Vorgeschichte.

Hoffmann war nicht bloß Dichter, sondern auch Maler und Musiker und so ist es nicht verwunderlich, wenn namentlich Malerei und Musik in seinen Erzählungen eine große Rolle spielen. Zu der Gestalt des Kreisler, zu den Erzählungen: „Ritter Gluck", „Don Juan", „Die Fermate", „Dichter und Komponist", „Das Sanctus" haben ihm seine musikalischen Neigungen die Anregung gegeben. Nicht weniger Motive hat ihm die andere Kunst geliefert. Nicht allein, daß Gemälde mehrfach den Ausgangspunkt seiner Erzählungen bilden („Die Fermate", „Doge und Dogaresse"), sondern sehr häufig sind auch die Helden seiner Novellen Maler; namentlich schildert er gern die Erlebnisse deutscher Maler in Italien, („Artushof", „Geschichte vom verlornen Spiegelbilde", „Jesuiterkirche in G."), wobei persönliche Stimmungen und Wünsche mitgespielt haben mögen. Wie stark überhaupt hier überall persönliche Erlebnisse verarbeitet sind, das sei hier nur an einem Beispiel gezeigt. Der Dichter erzählt in der Novelle: „Die Jesuiterkirche in G." (Bd. V. S. 94), wie er, als er um Mitternacht bei der Jesuiterkirche vorübergeht, dieselbe erleuchtet und bei seinem Eintreten einen Maler bei der Ausschmückung der Kirche beschäftigt findet, dem er dann hilfreich zur Hand geht. Zu dieser Einführung der darauf folgenden Lebensgeschichte des Malers vergleiche man Hoffmann's Brief aus Glogau vom 20. Juli 1796 (Hitzig I. 152.) „Eben kehre ich aus der Jesuiterkirche zurück, — sie wird neu gemalt, und ich habe den exzentrischen Einfall, zu helfen, — das wird mir wahrscheinlich juristischerseits übel genommen werden!" — Ebenso können wir auch sonst verfolgen, wie Hoffmann die Anregung zu Erzählungen direkt aus dem Leben erhält: sein Aufenthalt in Dresden während der Kriegszeit und der Belagerung gab ihm die Anregung zu den Erzählungen: „Erscheinungen", „Vision auf dem Schlachtfelde zu Dresden", „Dichter und Komponist" (vgl. zu der letzteren Erzählung, Bd. I. S. 76. Hitzig, Bd. II. S. 91 ff.); die Erfahrungen, die er während seiner Stellung am Bamberger Theater gemacht hatte, legt er in dem schönen Gespräch: „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors" nieder und auch das amtliche Leben seiner früheren Jahre bot ihm den Stoff zu der Erzählung: „Das Majorat", in welchem aber außerdem Motive aus Schillers Räubern verarbeitet sind. Die Verhältnisse, die den „Räubern" zu Grunde liegen, müssen überhaupt großen Eindruck auf seine Phantasie gemacht haben; ausdrücklich hat er in der Erzählung: „Die Räuber" (Bd. XI. S. 54 ff.) an das Trauerspiel angeknüpft.

Eine große Anzahl seiner Erzählungen hat Hoffmann unter dem Titel: „Die Serapionsbrüder" in einen gewissen Zusammenhang gebracht, indem er sie in die Gespräche eines Freundeskreises hineingestellt hat. Erlebnis und litterarische Tradition wirkten zusammen, um Hoffmann die Anregung dazu zu geben: die Versammlungen der Freunde, die er schildert, fanden wirklich statt. Das litterarische Vorbild war Tiecks „Phantasus", dessen Einfluß sich sowohl in der ganzen Anlage als in Einzelheiten*) bemerklich macht. Dennoch aber hat Hoffmann die von Tieck entlehnte Form selbständig weiter ausgestaltet und während Tieck uns häufig durch vages Ästhetisieren beschwerlich fällt, hat Hoffmann sich vor dieser Klippe sorgfältig gehütet, so sehr auch die Gesprächsgegenstände da zu Veranlassung boten. Freundesgespräche kehren auch sonst sehr häufig wieder, als Einkleidung in der Novelle: „Das öde Haus", in der Erzählung selbst finden wir sie z. B. in dem „Fragment aus dem Leben dreier Freunde" und dem „Elementargeist". Mit dieser Neigung hängt unmittelbar Hoffmann's Vorliebe für die Rahmenerzählung zusammen. Nirgends aber ist die Haupterzählung in den Rahmen bloß lose eingefügt, um überhaupt eine Einkleidung herzustellen, sondern überall verfolgt der Dichter damit eine bestimmte Absicht; namentlich weiß er durch die Rahmenerzählung vortrefflich die Stimmung für die Hauptgeschichte zu erwecken; man vergleiche nach dieser Richtung hin nur: „Spieler-Glück" und „Die Abenteuer der Sylvesternacht".

Man nehme diesen kleinen Aufsatz als das, wofür er sich giebt. Es sind Andeutungen zur näheren Erforschung eines Dichters, dessen Vernachlässigung durch die litterarhistorische Forschung schon um deswillen nicht zu billigen ist, weil die Gestalten, welche Hoffmann geschaffen, auf die Weiterentwickelung unserer Litteratur einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt haben.**)

---

*) Auf die frappanteste Übereinstimmung im Einzelnen sei wenigstens mit einem Wort hingewiesen. In der Gesellschaft des „Phantasus" wurden schaurige Geschichten erzählt, da springt plötzlich mit einem furchtbaren Schlage die Thür des Gartenhauses auf, in welchem die Gesellschaft versammelt ist und mit zentnerschweren Schritten tritt die Gestalt des steinernen Gastes herein, sich bis in die Mitte des Saales begebend, wo er sich lachend als einer der Freunde zu erkennen giebt. (Ludwig Tieck's Schriften, Berlin. 1828. Bd. IV S. 423.) Ganz dieselbe Situation kehrt nun in den „Serapionsbrüdern" wieder. (Bd. III. S. 103.)

**) Dieser Einfluß wäre bis auf unsere Tage hinab zu verfolgen, z. B. auf Gottfried Keller und Theodor Storm. Heine's „Atta Troll" ist Zug für Zug vom „Kater Murr" abhängig. Auch die Geschichte der Musik, und namentlich der Oper, müßte zu diesem Zweck herbeigezogen werden, denn auch hier hat Hoffmann eine tiefgreifende Wirkung ausgeübt und zwar nicht bloß durch seine Auffassung des „Don Juan". Unser Weg würde uns bis zu dem wackeren Lortzing führen, der im „Waffenschmied" Motive aus „Meister Martin dem Küfner" auf seine Weise verarbeitet. Und klingt es nicht wie eine Weissagung auf Marschner's „Vampyr", wenn in den „Serapionsbrüdern", Bd. IV. S. 181, mit unmittelbarer Beziehung auf die bekannte Byron'sche Erzählung über die dichterische Darstellung

Alfred Meißner — Franz Hedrich.

Von Karl Emil Franzos.

V. (Schluß.)

Von dem Davoser Streit, der Bregenzer Versöhnung erzählt uns Hedrich nichts, ebenso geht er über die beiden nächsten Jahre (Juni 1868 – 1870) kurz hinweg; auch von Byr erfahren wir nichts näheres darüber. So viel scheint gewiß, daß Meißner Ruhe hat, sich wohl auch wieder in Träumen wiegt, bis ans Lebensende Ruhe zu behalten. Hedrich aber schwieg nur in so lange, als das neue Geld vorhielt, welches er von seiner Schwiegermutter bekommen. Als da nichts mehr zu holen war, entdeckte er seiner Frau sein Geheimnis; er sagte ihr, daß sie nicht verzweifeln dürfe, im Dichterhause am Bodensee sei ja ein unerschöpfliches Golkonda für sie vorhanden. Und im Juni 1880 erschien er „plötzlich in Bregenz, entschlossen, durch Dick und Dünn zu gehen und endlich zum Ziele zu kommen." Zu welchem Ziele? Zur öffentlichen Anerkennung seiner Autorrechte? Unmöglich! Davon konnte er ja nicht leben, dadurch war, sagte ich schon, nicht Geld zu gewinnen, sondern zu verlieren. Freilich behauptet Hedrich, er sei deshalb allein nach Bregenz gekommen und sei nur „unter dem moralischen Zwange, den mir der Anblick seiner [Meißner's] Verzweiflung angethan hatte, schließlich wieder zurückgewichen." Und als Beweis für den Ernst und die Entschiedenheit seiner Absichten will er uns die Thatsache aufdisputieren, daß er seiner unglücklichen Frau, deren Mitgift er verspielt, von dem Zweck seiner Reise Mitteilung gemacht! Aber das ist ja alles wieder nur für die Dummen geschrieben, dem urteilsfähigen Leser soll der nachfolgende Satz dienen:

„Damit [mit Meißner's Weigerung] waren meine so lang gehegten Hoffnungen für eine friedliche Lösung für immer geschwunden, und ich mußte mich jetzt mit dem Gedanken vertraut machen, daß der offene Kampf nicht mehr zu vermeiden war und früher oder später ausbrechen mußte. Mir schien es jedoch ein ganz widersinniges, unnützes Opfer, während der unbestimmten Dauer eines solchen interimistischen Zustandes von Meißner's berühmtem Namen keinen Gebrauch mehr zu machen und auf die damit verbundenen Vorteile noch länger zu verzichten. Und so flackerte bei dieser Zusammenkunft unser altes litterarisches Verhältnis für einige Zeit wieder auf."

Man sieht, hier ist mit einem so grauenhaften Cynismus, daß man dessen Gleichen selten finden wird, offen ausgesprochen: „Ich hatte den Mann dem Untergange geweiht, aber vorher wollte ich Nutzen von ihm haben, so lange er ihn noch irgend gewähren konnte."

Und der Plan gelang! Meißner willigte darein, eine Erzählung Hedrich's, die „Prinzessin von Portugal" unter seinem Namen herauszugeben. Denn daß diese 1881 in der „Illustrierten Frauenzeitung", 1882 in S. Schottländer's Verlag als Buch erschienene Geschichte thatsächlich Hedrich's Arbeit ist, daß sich Meißner's Arbeit daran auf einige Hinzuflickungen und Stilglättungen beschränkt, steht thatsächlich fest. Niemand läugnet es, selbst der eifrigste Verteidiger Meißner's, Joseph Bayer, giebt dies zu, und Byr bringt kein Wort des Widerspruchs. Was würde dies auch nützen! Wer jemals eine Zeile von Hedrich gelesen, erkennt ihn in dieser „in trockenem Chronikenstil gehaltenen, eigentlich abgeschmackten Rittergeschichte", wie sie Bayer mit Recht nennt, wieder! Ich erinnere mich noch deutlich, wie peinlich mich das Buch berührte, und wie ich insbesondere darüber erstaunt war, zu welchem holprigen, steifen Stil sich Meißner da gezwungen. Ich suchte es mir durch das Altern, auch durch den falschen künstlerischen Kalkül des Autors zu erklären; das kommt davon, dachte ich, wenn ein moderner Dichter die Erzählungsweise des Mittelalters nachahmen will. Und nun sehe ich, es ist nichts nachgeahmt, alles Natur, Hedrich's ureigenster Stil! Zu allem Überfluß macht auch Hedrich noch darauf aufmerksam, daß er in das 18. Kapitel, S. 183, die Worte **„Autor Hedrich"** hineingebracht*), welcher Verständige würde auch sonst daran zweifeln, daß er der Autor ist?!

Ihm freilich konnte damals dies „Fuchseisen im Grase", wie Bayer das Anagramm so bezeichnend nennt, nicht überflüssig erscheinen. Es war ein treffliches Mittel zu seinem Ziel. Als Hedrich in Bregenz erschien, forderte er sicherlich nicht die öffentliche Anerkennung seiner Autorrechte und brauchte daher auch nicht erst vor Meißner's Verzweiflung zurückzuweichen. Davon war unter den beiden Männern zuversichtlich nicht die Rede, sonst wäre es zu keinem neuen Geschäft gekommen. Nicht wie ein Drohender, sondern wie ein Bittender erschien der verschlagene Mann vor dem Freunde. „Ich bin Ihnen Geld schuldig," sagte er ihm wohl, „und brauche neues Geld. Sie können und werden es mir nicht weigern. Aber ich verlange nicht, daß Sie es aus Ihrer Tasche zahlen, ich will sogar zurückgeben, was ich Ihnen schul

---

der Gestalt des Vampyrs folgendes gesagt wird: „Und dem unerachtet kann aus dieser Idee ein Stoff hervorgehen, der von einem phantasiereichen Dichter, dem poetischer Takt nicht fehlt, behandelt, die tiefen Schauer jenes geheimnisvollen Grauens erregt, das in unserer eigenen Brust wohnt, und berührt von den elektrischen Schlägen einer dunkeln Geisterwelt den Sinn erschüttert, ohne ihn zu verstören. Eben der richtige poetische Takt des Dichters wird es hindern, daß das Grauenhafte ausarte ins Widerwärtige und Ekelhafte: das dann aber meistenteils zugleich witzig genug erscheint, um auch die leiseste Wirkung auf unser Gemüt zu verfehlen. Warum sollte es dem Dichter nicht vergönnt sein, die Hebel der Furcht, des Grauens, des Entsetzens zu bewegen? Etwa weil hie und da ein schwaches Gemüt dergleichen nicht verträgt? Soll die starke Kost gar nicht aufgetragen werden, weil einige am Tische sitzen, die schwächlicher Natur sind oder sich den Magen verdorben haben?" Dazu sei noch hinzugefügt, daß die Erzählung „Der unheimliche Gast" eine merkwürdige Analogie zu dem Text des Marschner'schen „Vampyrs" darbietet.

*) „Am folgenden Tage wurde von Jerusalem aufgebrochen Und der Weg nach der Syrischen Küste zu Pferde gemacht. Tiefste Trauer, tiefstes Mitleid mit Arbogast's Schicksal im Herzen, Ohne jedoch ein Wort über ihn zu sprechen, Ritt die Prinzessin nach dem Einschiffungsplatze dahin.

Holdseliger Engel, Ermanne Dich! Da läßt sich nichts mehr ändern, Redete sie der Graf unter Liebkosungen in Jaffa an. Ich weiß es, erwiderte die Prinzessin aufseufzend."

dig bin. Bringen Sie dies Manuskript hier unter Ihrem Namen an und es ist uns beiden geholfen." Ging Meißner darauf ein, so war zweierlei gewonnen. Hedrich bekam wieder Geld und er hatte ihn fester in der Gewalt als früher: dies Manuskript war ja wirklich sein geistiges Eigentum, keine gemeinsame Arbeit wie die früheren Sachen! Ließ sich Meißner bethören und drohte nun Hedrich wieder, dann konnte ihm Meißner nicht mehr wie 1870 durch Schweigen oder 1878 durch einen heftigen Brief imponieren. Dann mußte er zahlen, was Hedrich verlangte. Dies Anagramm allein hatte einen Geldwert von einigen tausend Gulden!

Hedrich's Handlungsweise also verstehen wir völlig: aber die Meißner's? Wie konnte er wahnsinnig genug sein, um in eine solche Falle zu gehen? Die Antwort lautet: er sah die Falle nicht, auch seine Genauigkeit in Geldsachen, — wir wollen bei diesem Euphemismus bleiben — die mit den Jahren immer zugenommen, drängte ihn ins Verderben; auf diese Weise, dachte er, bekomme ich doch wenigstens einen Teil des Geldes herein, das ich Hedrich geben muß. Aber die ganze Antwort ist dies nicht. Auch die ungemeine Charakterschwäche Meißner's, die gleichfalls mit den Jahren immer mehr zunahm, seine Unentschiedenheit, seine Bestimmbarkeit durch jeden beliebigen Menschen, geschweige denn durch diesen Mann von dämonischer Energie will mit berücksichtigt sein. Er gab nach, und dem ersten Geschäft folgte sofort ein zweites: Meißner's Vater hatte ein Tagebuch hinterlassen, welches er während seines Aufenthalts in Rom 1810—1811 geführt, und der Sohn hatte es bearbeitet. Verwerten ließ es sich schwer. Da schlug Hedrich vor, eine Kriminalgeschichte hinein zu verweben, die er schreiben wollte. Dies geschah: auch das Buch „Norbert Norson. Leben und Lieben in Rom 1810 und 1811", welches 1882 erschienen ist, ist in seinen erzählenden Partien unzweifelhaft nur Hedrich's Arbeit, während Meißner lediglich als Abschreiber dieser Kapitel fungierte. Auch hier schrieb der Unglückliche ähnliche Anagramme ab, wie bei der Prinzessin von Portugal, auch hier ahnte er nicht, daß er damit sein Todesurteil schrieb. Es fehlte nur noch eine Masche, gelang es Hedrich, auch diese zu knüpfen, so war Meißner in einem Netze verstrickt, aus dem ihn nichts mehr erretten konnte.

Hedrich ist mit einem Raffinement ohne Gleichen bemüht gewesen, dies letzte Stadium der Sache in seiner Darstellung nach Kräften zu entstellen und zu verwirren. Gleichwohl läßt sich aus seinen eigenen Briefen an Bur, aus Meißner's Briefen an ihn, der wahre Thatbestand fast lückenlos feststellen:

Im Sommer 1882 begann Hedrich einen neuen Roman „Die Schätze von Sennwald" zu schreiben. Meißner behauptet, er habe die Idee dazu gegeben, Hedrich läugnet dies; die Frage ist von keiner großen Bedeutung. Denn mehr als eben die Idee behauptet auch Meißner nicht beigesteuert zu haben und muß ausdrücklich einräumen, daß die gesamte Fabel, alle Charaktere, sowie die ganze Ausführung Hedrich's und nur Hedrich's Eigentum ist. Nach Hedrich's Darstellung nun soll Meißner, kaum daß er von dem neu entstehenden Werke gehört, sofort die Hoffnung ausgesprochen haben, daß er es unter seinem Namen werde veröffentlichen dürfen. Er, Hedrich, habe ihn in dieser Hoffnung bestärkt, jedoch im Herbst 1882, als ihm „eine höchst eigentümliche Angelegenheit zur Kenntnis gekommen", oder wie er in seinem Briefe an Bur schreibt, als er erfahren, daß Meißner ihm „einen häßlichen, wahrhaft schmachvollen Streich gespielt," sein Versprechen zurückgezogen und alle seine Beziehungen zu Meißner mit der Erklärung abgebrochen: „daß die „Schätze von Sennwald" nicht, wie er erwartet, unter seinem Namen erscheinen, sondern die Bestimmung haben würden, die Geltendmachung meiner Ansprüche sowohl auf die Mitarbeiterschaft, als die alleinige Urheberschaft seiner Werke zu unterstützen." Daran ist unzweifelhaft soviel wahr, daß Meißner anfangs die Veröffentlichung der „Schätze von Sennwald" unter seinem Namen weder versprach noch ablehnte, jedoch in dem Augenblicke, wo Hedrich von ihm daraufhin einen bedeutenden Vorschuß verlangte, ganz decidiert ablehnte. Ein Drohbrief Hedrich's bewirkte keine Änderung dieses Entschlusses und Meißner schwieg durch sechs Monate. Vermutlich hoffte er, daß nun Hedrich wieder, wie er dies so oft gethan, in seiner Geldnot anknüpfen werde. Als dies nicht geschah, wurde Meißner bange, vielleicht auch deshalb, weil zur selben Zeit von München her ein dunkles Gerücht in die Welt gesetzt wurde, Jemand habe die Beweise, daß Meißner sich in einer wichtigen Angelegenheit inkorrekt benommen. (Mir wenigstens ist das Gerücht nur in dieser unbestimmten Fassung bei einem Besuche in München bekannt geworden, Hedrich's Name wurde dabei nicht genannt.) Wie dem auch sein mag, der Geängstigte entschloß sich, nach Monaco zu reisen, wo Hedrich weilte, um diesen wieder zu versöhnen. Am 22. April 1883 traf er daselbst ein. Hedrich erzählt:

„Der Zweck seines Besuches war derselbe, den unsre Zusammenkunft in Bern gehabt hatte, aber meine Willfährigkeit war nicht mehr dieselbe. Eine Woche lang konnte er nicht mit allen Anstrengungen meinen Entschluß erschüttern, doch am letzten Tage fand ich mich mehr gezwungen als bewogen, seinen Beschwörungen unter dem Drucke der begleitenden Umstände nachzugeben."

Der erste Satz ist formell richtig, essentiell eine ungeheuerliche Unwahrheit. Der Zweck von Meißner's Besuch in Monaco war wirklich derselbe, den er 1870 in Bern verfolgte: er wollte sich von der Fortsetzung der Kompagnie-Arbeit loskaufen. Aber was ihm damals bei dem Bräutigam einer reichen Miß möglich war, mußte ihm bei dem ruinierten Spieler fehlschlagen. Hedrich bestand darauf, daß Meißner den Roman unter seinem Namen herausgebe und sofort einen Vorschuß darauf leiste, und zwar in so beträchtlicher Höhe, daß derselbe selbst im Falle eines günstigen Verkaufs des Werkes kaum hereinzubringen war, er forderte 8000 Mark. Nachdem sich Meißner lange gesträubt, willigte er ein. Er zahlte die Summe und übernahm die Verpflichtung zur Herausgabe. Darauf reiste er erleichterten Herzens ab, die Gefahr schien wieder gebannt. Aus Genua, 1. Mai 1883, richtete er einen Brief an Hedrich, auf welchen dieser ganz ungemeinen Wert legt. Darum seien hier der Gerechtigkeit wegen die folgenden Hauptstellen wiedergegeben:

„Meine Stimmung ist besser, als sie seit langer Zeit war. Wir sind uns wieder näher getreten, und wenn es auch nicht an einzelnen Niederschlägen aus den Wolkenmassen der vergangenen Zeit gefehlt hat, wir sind, ich glaube es fest, ganz versöhnt geschieden. Als die alten Freunde! Welches Wort, dessen Bedeutung ich in Genua doppelt fühlte, wo wir vor Jahren als die Unzertrenn-

lichen gewandelt, als ein Mensch in zwei Exemplaren! Der Regen gießt nieder, das Wetter ist scheußlich, dennoch hebt sich meine Stimmung; sie ist nicht mehr, wie so lange, durch das Medium des kranken Unterleibes influenziert. Es hebt sich mein Mut zu leben. Heute im Hotel Milan bei Wein und Beefsteak hat ich sogar eine Vision. Ich sah einen Gott, er war allerdings nicht schön. Miserabler Kerl, redete er mich an, kommst Du wieder zu mir, dem Geist der Epoche? Ja, sagte ich, Du bist es, der uns beseelt, Briefe nach allen Richtungen auszusenden, die Ware zu preisen, für sie den höchsten Preis zu fordern und so das Leben besser zu gestalten. Nun habe ich doch beschlossen, zuvor an die „Gartenlaube" zu gehen. Auch das, sagte der Gott, ist der Rückfall in die alte Stimmung, daß Du zuerst zum Freunde gehen wolltest. Der wahre Freund im modernen Sinne ist der mehr Zahlende. Ich konnte nur das billigen. Der Freund bleibt ja sicher. Die Resultate werden Ihnen sofort gemeldet."

Dieser Brief soll beweisen, daß Hedrich das verführte Opfer gewesen. In Wahrheit beweist er nur, was wir ohnehin wissen, daß Meißner ein sehr sanguinischer, sehr charakterschwacher Mann war, der dem Geld mit verhängnisvollem Eifer nachtrachtete. Und gegen Hedrich's Auffassung werden wir weiter unten einen Mann anführen können, den er sicherlich für keinen Lügner wird erklären wollen: Hedrich selbst.

Im Herbst 1883 hatte Hedrich den Roman beendet. Mitte Oktober brachte er persönlich die zur Veröffentlichung bestimmte Abschrift des Werkes nach Bregenz. Wohl gemerkt! — nicht mehr das Originalmanuskript, welches er zurückbehielt. Auf dem Titelblatte stand von Hedrich's eigener Hand geschrieben: „Die Schätze von Sennwald, von Alfred Meißner."

Soviel ist gewiß, Meißner ist auch darauf eingegangen, dieses Werk, an welchem ihm thatsächlich keine Zeile mehr gehörte, unter seinem Namen den Redaktionen anzubieten. Er sandte das Manuskript zuerst an ein großes Wiener, dann, als dieses zu wenig bot, an ein großes Berliner Blatt, und versuchte es endlich, als ihm auch das Honorargebot des letzteren nicht genügte, eine gleichzeitige Veröffentlichung in der „Täglichen Rundschau" zu Berlin und in der damals von mir geleiteten „Neuen Illustrierten Zeitung" in Wien zu erzielen.

Das also steht fest; strittig ist nur, ob Meißner auch noch in Bregenz sich gesträubt und moralische Skrupel gehabt oder ob er ohne viel Zögern eingewilligt. Er selbst hat unmittelbar nach seinem Selbstmordversuch Robert Byr folgende Darstellung gegeben:

„Ich bin in eine Falle gelockt worden. Ich weiß nicht, wie ich es thun konnte, aber ich habe seinem Andrängen nicht widerstehen können. Vor einigen Jahren, als er hier war, kam er zu mir und sagte: „Ich möchte etwas schreiben, habe aber keinen Stoff. Können Sie mir keinen geben?" — ich schenkte ihm einen und er hat den Roman geschrieben. Weil er nun aber sah, daß seine Arbeiten Jahre lang herumwanderten, ohne untergebracht zu werden, und schließlich nur in kleinen Blättern gegen bescheidenes Honorar Aufnahme fanden, hat er mir die Schuld daran beigemessen. Du weißt, wie ich da und dorthin schrieb und mich für die Manuskripte verwendete. Er aber behauptete, es sei die Folge meiner Intriguen gegen ihn, ich wollte ihn nicht zur Geltung kommen lassen, ich solle das Gegenteil beweisen. Ich ließ mich überreden und habe eingewilligt, seinen Roman unter meinem Namen einzuschicken, um ihm zu zeigen, wie sehr es mir am Herzen lag, ihm aufzuhelfen. Sobald ich Nachricht von der Annahme erhielt, wollte ich der Redaktion erklären, daß ich es nur gethan, um sie wenigstens zur Lektüre des Manuskripts zu veranlassen, daß das Werk aber nicht von mir sei."

Ich zweifle nicht, daß Byr diese Worte richtig wiedergegeben, ja ich halte es sogar für psychologisch wohl möglich, daß sich die Dinge in dem verdüsterten Hirn des verlorenen Mannes, der für sich als Letztes mindestens das Mitleid seiner nächsten Angehörigen festhalten wollte, so gestaltet, wie er es angab, so daß er das subjektive Gefühl ihrer Richtigkeit hatte. Aber *objektiv richtig* ist die Darstellung *nicht*. Nicht um zu beweisen, daß er keine Intriguen gegen Hedrich's eigene Arbeiten spinne, sondern aus dem doppelten Grunde, weil er den Bruch mit Hedrich zu fürchten hatte und seine 8000 Mark hereinbringen wollte, hatte sich Meißner schon in Monaco, sechs Monate vorher, zu dem Handel bereit erklärt! Es ist also *unrichtig*, daß es geschah, um Hedrich aufzuhelfen. Es ist aber schließlich auch *unmöglich*, daß er, so lange die Dinge glatt gingen, jemals daran gedacht haben *kann*, den Redaktionen nach Annahme zu melden, daß der Roman nicht von ihm, sondern von Hedrich sei. Warum hätte er es gerade *diesmal* thun sollen? Warum that er es z. B. nicht schon, nachdem die „Illustrierte Frauenzeitung" die Erzählung „Die Prinzessin von Portugal" acceptiert, die ja gleichfalls nur von *Hedrich* ist? Nun hätte er es aber zudem nicht thun *können*! Wie z. B. bot Meißner mir seinen Roman an? Er machte sehr strenge Bedingungen, das geforderte Honorar war relativ sehr hoch, es sollte *allsogleich nach Acceptierung* gezahlt werden, und ausdrücklich war hinzugefügt, daß von einem *billigeren Preise* keine Rede sein könne. Motiviert wurde dies durch *seinen berühmten Namen* und den Hinweis darauf, *wie sehr es der „Neuen Illustrierten Zeitung" nützen könne, einen Roman von Alfred Meißner zu bringen*. Dies leuchtete mir denn auch ein, und sofern nicht äußere Bedenken entgegengestanden wären, wäre der Abschluß mit mir zu stande gekommen. Kann unter diesen Umständen ich, kann irgend jemand es Meißner glauben, daß er mir daraufhin geschrieben hätte: „Ich habe mich als Autor nur genannt, damit Sie das Werk lesen und unbefangen würdigen. Nun bitte ich Sie, den richtigen Namen Franz Hedrich zu setzen" —?!

Geweigert ferner kann sich Meißner in Bregenz *nicht* mehr haben, nachdem er in Monaco eingewilligt. Auch von der Falle, die ihm dadurch gelegt wurde, daß Hedrich diesmal das Urmanuskript zurückbehielt, und daß er den Redaktionen den Roman nicht mehr in seiner eigenen, sondern in Hedrich's Handschrift lieferte, hat er offenbar nicht die geringste Ahnung gehabt. Aber ebenso fraglos ist, daß Hedrich die Falle mit schlauester Absicht gestellt. Er selbst hat dies in seinem Schreiben an Robert Byr aus Edinburgh vom 12. April 1886 in folgenden, höchst charakteristischen Worten zugestanden:

„Zum Schlusse muß ich noch auf eine Stelle in Ihrem Briefe antworten, welcher zufolge Meißner die Erklärung abgab, daß er von mir gezwungen war, die „Schätze von Sennwald" unter seinem Namen zu veröffentlichen. Das ist zu absurd und zu lächerlich! Welche Art von Zwang ließe sich denn ersinnen, um z. B. Spielhagen, Freitag oder Robert Byr zu veranlassen, ein fremdes Werk unter dem eigenen Namen verschiedenen Redaktionen anzubieten? Welcher Zwang! Ich hatte eben ein wohlerworbenes und seit mehr als einem Vierteljahrhundert so oft ausgeübtes *Recht auf die Firma Alfr. Meißner* — das ist des Pudels Kern! Auch ist

es ein Wahn, anzunehmen, daß die Abschrift der „Schätze von Sennwald“ als eine Art von Pfandstück in Meißner's Hause gefunden wurde. Er hätte mir das Manuskript sofort gebracht, wenn immer ich dasselbe gefordert hätte. Ich ließ aber das Manuskript mit wohlberechneter Absicht in seinen Händen und diese Absicht hatte einen alle meine Erwartungen übersteigenden Erfolg. Meißner ist auf frischer That ertappt . . .

Ich meine, das ist klar genug. Auch die Frage, ob Hedrich auf Meißner in Monaco einen Zwang geübt, und welcher Art derselbe gewesen, ist damit beantwortet. Er hatte eben „ein Recht auf die Firma“!

Meißner machte seinen Versuch bei der „Neuen Illustrierten Zeitung“ Ende März 1884; er findet sich in den Briefen Meißner's an Hedrich nicht erwähnt, wahrscheinlich deshalb, weil mich ein Zufall, den ich zu preisen allen Grund habe, bewog, sogleich und decidiert abzulehnen. Im Übrigen besprechen diese Briefe nur die Frage, wie der Roman am besten zu verhandeln sei. Sie machen einen geradezu jammervollen Eindruck, keine Spur von Gewissensbissen: nur immer die Erwägung: Wer zahlt das Meiste? wie schlage ich meine 8000 Mark heraus? Einmal treffen wir auf die Stelle: „Meine Gedanken zucken umher wie die Magnetnadel, bald denke ich, so ist es am besten, bald so“. Aber um was handelt es sich dabei? Ob das Berliner oder das Wiener Blatt mehr zahlen wird?! Und man vergesse nicht, Meißner war ein wohlhabender, ja reicher Mann!

Ein halbes Jahr saß er in der Falle und hatte noch immer keine Ahnung, daß dem so sei. Nach seiner Auffassung hatte er nur eben zu den vielen früheren ein neues Geschäft mit Hedrich gemacht. Vielleicht wäre ihm auch nun noch das Schlimmste erspart geblieben, und Hedrich hätte die Schlinge, die er ihm um den Hals gelegt, nicht zugezogen, sofern es Meißner gelungen wäre den Roman anzubringen. Aber der Verkauf mißglückte, weniger wegen der Qualität des Werkes — es ist zweifelhaft, ob es irgend eine Redaktion geprüft — sondern, weil Meißner, auf seine Berühmtheit pochend, den Preis sehr hoch stellte. Durch dies Mißgeschick, wenn man es so nennen will, war für Hedrich der letzte Grund ferneren Zögerns beseitigt: konnte er durch die Firma Alfred Meißner kein Geld mehr verdienen, so mußte es ihm eben der Mensch Alfred Meißner geben. Nach seiner gewohnten Manier sucht er dies für die Dummen durch sentimentale Phrasen zu übertünchen; für die Urteilsfähigen aber gesteht er ein, daß er „unter solchen Umständen (da Meißner die Verwertung der „Schätze von Sennwald“ nicht gelang) die Fesseln des litterarischen Verhältnisses wieder zu fühlen begann.“ Und so erhielt denn der ahnungslose „gute Bundesgenosse in Bregenz“, wie sich Meißner noch im April 1884 selbst nennt, zwei Monate später plötzlich die Weisung, keinen weiteren Versuch zur Verwertung der „Schätze von Sennwald“ zu machen, bis Hedrich mit ihm gesprochen.

Auch nun bleibt es zweifelhaft, ob Meißner geahnt, welches Spiel da beginne: aus seinem Brief vom 26. Juli 1884 spricht immerhin schon eine gewisse Unruhe. Aber erst im Herbst traf Hedrich am Bodensee ein; er ließ sich nicht mehr in Bregenz nieder, sondern in Lindau, und Meißner mußte zu ihm kommen. Hedrich erzählt, daß ihm Meißner bei dieser Unterredung den Brief-Entwurf an ein Wiener Blatt vorgelegt, durch welchen er einen neuen Versuch behufs Verwertung der „Schätze von Sennwald“ machen wollte, und daß er darauf geantwortet, er verbiete dies, und werde, falls Meißner das Manuskript noch so vorteilhaft anbringe, öffentlich Protest dagegen einlegen. Das klingt durchaus glaublich, hingegen ist es sicherlich eine Unwahrheit Hedrich's, wenn er versichert, er habe beigefügt, vorläufig könne er an nichts anderes denken, als an seinen Roman „Der kleine Barrabas“, mit dem er eben beschäftigt sei, und müsse daher alles Geschäftliche mit Meißner bis dahin vertagen. Richtig mag sein, daß er damals den Roman schrieb und daß die Vollendung desselben thatsächlich in den geschäftlichen Gesprächen der Beiden eine Rolle spielte; aber dann gewiß nur eben die, daß Hedrich Meißner sagte: „Kaufen Sie mir auch diesen Roman ab, so will ich schweigen, und Sie dürfen dann auch die „Schätze von Sennwald“ verhandeln; thun Sie dies nicht, so werde ich losschlagen.“ Darauf mag Meißner, um Zeit zu gewinnen, zwar etwas Geld gegeben, im Übrigen jedoch erklärt haben, zuerst müsse der neue Roman fertig sein. Während dieser Zeit kam er wohl zuweilen nach Lindau hinüber und that sein Möglichstes, den Bedroher bei guter Laune zu erhalten; natürlich vergeblich. Hedrich's Benehmen wurde immer zweckgemäßer, dies heißt schroffer, und als endlich Ende März „Der kleine Barrabas“ fertig war, da stellte er nun thatsächlich sein Ultimatum, das diesmal ernst gemeint war.

Wie groß die Summe gewesen, die er gefordert, erfahren wir nicht, sie war jedenfalls sehr bedeutend. Meißner scheint zunächst kaltblütig, ohne jedes Zögern, abgelehnt zu haben, wie dies in früheren Zeiten seine Taktik gegenüber unmäßigen Forderungen gewesen. Darauf rückte Hedrich mit dem Hinweis auf die „Schätze von Sennwald“ hervor: „Jetzt habe ich Sie in meiner Hand,“ sagte er zu Meißner, wie dieser erzählt, „Sie wissen, ich habe einen durchdringenden Verstand und einen eisernen Willen. Ihre Bücher müssen meine Bücher werden, Ihr Geld mein Geld.“ Noch immer scheint Meißner keine rechte Ahnung von der Gefahr gehabt zu haben; er suchte sich, sei es sofort, sei es bei der nächsten Unterredung, durch den Hinweis herauszuwinden, er werde erklären, daß er den Roman nur deshalb unter seinem Namen angeboten, damit er gelesen werde. Selbstverständlich konnte diese Ausflucht dem Dränger nicht imponieren; „Sie werden schon noch von mir hören,“ erwiderte er, ohne sie — und darin hatte er nicht Unrecht — auch nur eines Wortes der Widerlegung zu würdigen. „Das wird einen großen Lärm geben. Ich werde meinen Namen, der bisher sogar in Brümmer's Lexikon und in Kürschner's Lexikon der zehntausend deutschen Schriftsteller fehlt, bekannt machen, alle meine Stücke werden noch gespielt werden“ u. s. w. Meißner, der dies erzählt, fügt bei, „Er murmelte es und versank wieder in das öde, finstere Schweigen des Geisteskranken.“ Der Unglückselige hielt also Hedrich für geisteskrank! Vielleicht war dieser Wahn das erste Anzeichen, daß sich sein eigenes Hirn verdüstere, denn wie viele solcher Unterredungen Ende März stattgefunden, wissen wir nicht, aber jede derselben mußte Meißner deutlicher darüber belehren, daß er diesmal einer anderen Situation gegenüberstehe, als bisher, und sein Entsetzen steigerte sich, als ihn Hedrich zu Anfang April nicht mehr empfing. Warum dies geschah, läßt sich leicht erraten, die Angst des Opfers sollte

immer mehr gesteigert werden. Lediglich für die Dummen erzählt Hedrich in seiner Broschüre, er habe die Verhandlungen abgebrochen, weil er schon da zur Enthüllung entschlossen gewesen, habe jedoch deshalb damit gezögert, weil damals — man höre und staune! — „von Afghanistan her drohende Kriegswolken am politischen Horizont plötzlich aufgestiegen und einen Sturm zu bringen schienen, in welchem eine litterarische Frage, wie die meinige, ganz unbeachtet verhallt wäre.“ Das Manöver that seine Wirkung. Am 18. April 1885 hinterließ Meißner in Hedrich's Hotel zu Lindau die schriftliche Bitte, ihn doch wieder zu empfangen, er sei nun schon sechs Male vergeblich da gewesen und werde am Montag, den 21. April, wieder vorfragen. Das Opfer schien mürbe genug, Hedrich war daheim. Aus seiner eigenen Darstellung geht hervor, daß er von Meißner zunächst neben einer öffentlichen Erklärung über seine Autorrechte auch eine Entschädigung dafür gefordert, weil er ihm die Laufbahn verdorben. Meißner lehnte ab, und nun erzählt Hedrich:

„Mein Entschluß blieb unerschütterlich. Dennoch machte ich ihm nach langem Widerstreben zuletzt ein nicht unwichtiges Zugeständnis und sagte: ‚So weit gehe ich, aber keinen Schritt weiter. Obwohl Sie mir inzwischen meine ganze Laufbahn verdorben haben, will ich doch nur auf der Erfüllung der ursprünglichen Verträge bestehen; wenn Sie die öffentliche Erklärung abgeben, daß ich der gleichberechtigte Mitverfasser sämtlicher Romane und Novellen bin, so ist alles gut. Sie bleiben der mir ebenbürtige Mitverfasser und wir sind die alten Freunde wieder.‘ Meißner ging darauf nicht ein und rief zum Schlusse einer längeren Rede: ‚Das läuft auf eins heraus! Ich würde nicht mehr in Bregenz leben können, noch irgendwo in Deutschland, so oder so.‘“

Was da alles zwischen den Zeilen zu lesen steht, brauche ich wohl nicht erst auszuführen. Auch diese Unterredung endete ohne Resultat; bis zum 6. Mai sahen sich die Beiden nicht mehr. Da kam Meißner noch einmal nach Lindau und brachte „einen neuen Vorschlag.“ Worin dieser bestand, sagt Hedrich nicht, es ist auch überflüssig: die Höhe der Summe, die Meißner nun opfern wollte, ist ja irrelevant. Hedrich fand sie nicht genugend und lehnte ab, Meißner ging zerschmettert davon, versprach jedoch, in den nächsten Tagen wiederzukommen. Er hielt die Zusage nicht. In verzweiflungsvollem Brüten saß er in seinem Hause zu Bregenz und erwog die traurige Frage, was schlimmer fur ihn sei, seine Ehre oder das Vermögen seiner Kinder zu opfern. Aber selbst wenn er alles, alles gab, war Hedrich dann zufrieden? „Du mußt den Kampf aufnehmen,“ sagte er sich, „dich für ihn rüsten.“ Dann griff er zur Feder und begann eine Darstellung seiner Beziehungen zu Hedrich aufzuzeichnen. Das erstemal kam er damit nur bis 1855, dann zerriß er die Bogen. (Byr hat mit Mühe die Stücke wieder zusammengestellt.) Er fühlte seine Kraft versagen. Noch einmal raffte er sich auf und begann seine Darstellung; sie geht bis in die letzte Zeit, ist jedoch nur in Bruchstücken erhalten; Stil und Tonart sind wirrer und verzweiflungsvoller wie in der ersten; man kann ordentlich zusehen, wie sich das Hirn des Unglücklichen immer mehr verdüstert. Nun faßt ihn eine so sinnlose Angst vor seinem Verfolger, daß es ihn nicht länger in Bregenz duldet; er nimmt Abschied von den Seinen und will über Innsbruck und München nach Berlin fahren. Nach vier Tagen ist er wieder in Bregenz. „Ich bin nicht wohl,“ sagt er seinem erstaunten Schwager, „ich fürchte, krank zu werden — einen Schlag.“ Bei seiner Heimkunft findet er einen Brief vor, der ihn vollends niederwirft. Er hat am 9. Mai an Hedrich's Frau in Edinburgh die Bitte gerichtet, zwischen ihrem Gatten und ihm zu vermitteln. Ihre Antwort erklart, daß sie sich jeder Einmischung enthalten müsse . . .

Nun taucht in dem Hirn des Verlorenen der Gedanke auf. „Sterben! Das ist die einzige Rettung. Dann bleibt meinen Kindern ihr Erbe und ich bin der Schande entgangen.“ Der Gedanke bohrt sich immer tiefer in das kranke Hirn. Zum drittenmale beginnt er seine Beziehungen zu Hedrich darzustellen, nicht mehr als Waffe, die er selbst brauchen will, sondern damit Andere nach seinem Tode seine Ehre verteidigen können. Es ist das Erschütterndste, was man lesen kann; ich setze einige Stellen hierher:

„Ein böser Feind, ein grimmiger Verfolger hat mich aus meinem Hause und aus dem Leben gejagt. Seit dem Winter, als ich mit Marie in Davos war, ist er hinter mir her, und ich habe die letzten Jahre unter seiner steten Bedrohung verlebt . . . Ich habe es zu büßen, daß ich in meiner Jugend einen dämonischen Menschen lieb gehabt habe, der ein größerer Teufel als Jago ist. Gebt euch dem Teufel . . . Wie kann (ich) ohne Aufzeichnungen nach so langen Jahren feststellen, was mein, was sein. Das alles läßt sich nicht anders lösen, als ich es thue. Nie konnte ich wieder, lieber Karl (die Worte sind an Robert Byr gerichtet), in Dein offenes Gesicht sehen. Den gerichtlichen Streit über Mein und Dein an jenen Büchern kann ich nicht ausfechten . . ., Seit Jahren schon ist mir alle wirkliche Freude am Leben benommen, selbst die Gesichter meiner lieben Kinder sehe ich nur durch einen trüben Schleier. Ich habe dies nicht weiter so forttragen können . . . Trauert nicht so sehr, liebe Mama (Frau von Begg, seine Schwiegermutter), liebe Kinder. Wie lange hätte ich noch bei Euch bleiben können! Ich bin weit weniger gesund, als ich scheine, ich rede nicht davon, aber es ist so. Mich jammert Hugo und Klärchen, denen ich einen reinen, vollen Namen zu hinterlassen dachte, und (die) nun einen zweifelhaften erben . . .“

Soweit ist der Unglückliche gekommen, da ergreift ihn die Angst vor dem Tode. „Nein,“ sagt er sich, „ich kann mich nicht schimpflich davon stehlen, ich muß um meinen Namen kämpfen.“ Den besten Helfer hat er ja in nächster Nähe, seinen tüchtigen, wackeren, grundehrlichen Schwager, der selbst ein Schriftsteller von Bedeutung ist. Er will sich ihm anvertrauen und wagt es doch nicht. Dieser Ehrenmann, fürchtet er, werde ihn doch vielleicht zu streng beurteilen. Eher gewinnt er noch die Kraft, mit Fremden zu reden. Er sucht einen, dann einen andern hervorragenden Juristen auf und trägt ihnen seinen Fall vor. Beide beruhigen ihn darüber, daß Hedrich mit seiner Klage bei den Gerichten nicht durchdringen werde, aber riesengroß erfaßt den Unseligen dennoch das Bewußtsein seiner Schuld, er ist ja doch ein Dichter und hat das Gewissen eines Dichters! Sein Geist irrt in jene Tage zurück, da er rein und schuldlos gewesen, sein einziger Stolz ist wieder nur das, was er allein geschaffen, seine Gedichte. Er hat zwei Roman-Entwürfe in der Mappe liegen, er wirft sie in den Kamin. Wieder greift er zur Feder und schreibt:

„Jetzt bin ich ruhiger, als ich seit lange war, ich habe zwei Romane, an denen Ihr mich habt arbeiten sehen, verbrannt. Nicht(s) soll an meine litt(erarische) Laufb(ahn) . . . (erinnern?) als meine Gedichte. Zermalmt von ungeheurem Undank, ich geh' und wir werden (uns) nicht wiederfinden.“

Das ist wohl in der Nacht vom 19. auf den 20. Mai geschrieben. Dann greift seine Hand zum Rasiermesser,

das ihn befreien soll. Aber es entsinkt ihm wieder; wie er nicht die Kraft gefunden, der Versuchung seines Verderbers zu widerstehen, und dann, den Kampf mit ihm aufzunehmen, so fehlt ihm auch nun dazu die Kraft. Noch ein Tag, ein Tag der entsetzlichsten Qual. Schon haben sich Wahnvorstellungen seiner bemächtigt: er wähnt, daß Hedrich losgeschlagen, glaubt, daß die Leute seinen Gruß nicht mehr erwidern, und, als zufällig die Zeitung ausbleibt, seine Schwiegermutter verberge ihm das Blatt, weil darin seine Schmach verkündet stehe. Gegen Abend fordern ihn seine Angehörigen auf, mit ihnen eine Spazierfahrt nach Lindau zu machen. Er thut es, vielleicht in der heimlichen Hoffnung, dort zufällig seinem Peiniger zu begegnen und sich noch loskaufen zu können. Aber er erblickt Hedrich nicht, obwohl dieser noch immer in Lindau harrt ... Und wie er so mit den Seinen durch die Straßen des fremden Orts wandelt, festigt sich sein Entschluß immer mehr. Es muß sein, es geht nicht anders! Er kehrt mit ihnen nach Bregenz heim, riegelt sich in seinem Zimmer ein und schreibt den Abschiedsbrief.

„Es bleibt nach dem, was in der Luft hängt, nichts übrig als das Ende ... ich mag nicht rechten um Mein und Sein in jenen Büchern ... Nie eine herzhaft frohe Stunde, selbst Weib und Kind sah ich zuletzt wie hinter einem Schleier. Er war der Jäger, ich das Wild, ich hatte keine ruhige Stunde ... Hugo — mein Engel, Klärchen — diese Folterstunden, die ich verbergen mußte — Mama ... von Jago ist alles zu erwarten, er droht mit allem. Arme Kinder, arme Kinder. Es hätte mein Leben ohnehin nicht lange mehr gedauert — aber so hätte es nicht kommen sollen! ... Aber weil die Zeitung für uns ausgeblieben und die Leute ... Gott, wie gut, daß Marie das nicht erlebt ... Wenn nur nicht die arme Mama — ach, warum habe ich doch die ganze Geschichte, die ich zu Papier gebracht, wieder vernichtet. Wie wird man jetzt meinen Namen herunterreißen, die Lüge in allem suchen, nichts gutes mehr an mir finden. Thue, Karl, ich beschwöre Dich, was gethan werden kann. Versuche es, die Mama zu trösten. Sei den Kindern, den Waisen, Vater und Vormund. Laß das Andenken des Unglücklichen nicht zu sehr beflecken. Wird H. mich loslassen, wenn ich nicht mehr bin? Vielleicht ... mein Licht erlischt, der Morgen graut kaum. Hugo, Klärchen, Mama lebt wohl! Verzeiht!"

Dann greift er — 21. Mai 1885, 6 Uhr morgens — zum Messer und schneidet sich in den Hals. Die Hand zittert, der Schnitt geht nicht tief, aber der Blutverlust ist ziemlich groß. So mag ihn denn der Gedanke fassen: „Du wirst Dich langsam verbluten." Er legt sich zu Bette und wartet das Ende ab. Da tritt seine alte Dienerin ins Nebenzimmer, sieht auch da Blutspuren und ahnt das Geschehene: entsetzt eilt sie zu Byr und holt ihn herbei. Er trifft den Verwundeten bei vollem Bewußtsein und empfängt das Geständnis des Geschehenen. Der Arzt, der gleichfalls bald erscheint, legt einen Verband an und versichert, die Heilung sei in wenig Tagen zu gewärtigen, sobald sich Meißner nur ganz ruhig verhalte. In der That findet der Erschöpfte nun den Schlaf. Als er nachmittags aufwacht, versichert er dem Schwager, das habe ihm gut gethan, er habe zwanzig Nächte nicht mehr geschlafen. „Aber," fügt er bei, „ich muß doch sterben, ich kann nicht mehr leben, ich habe eine Schuld, ich stehe vor einer Flinte, ein Jäger ist hinter mir." Und nun erzählt er die Geschichte; in welcher Auffassung, ist bereits berichtet. Byr ist in tiefster Seele entsetzt, thut aber alles, den Kranken zu beruhigen. Es gelingt nicht. Die Heilung der Wunde geht rasch vor sich, aber immer deutlicher treten die heftigsten Symptome einer Hirnhautzündung hervor. „Der Selbstvernichtungswahn wich nicht von ihm, unablässig kehrten seine Gedanken darauf zurück." Fortwährend fleht er Byr, ja selbst seine greise Schwiegermutter an, ihm eine Pistole oder doch ein Messer zu reichen. Er darf keine Sekunde mehr ohne Aufsicht bleiben; die Entzündung steigert sich immer mehr, nun wechseln Delirien mit lethargischem Schlaf. Der Kranke ist verloren. „Am 29. Mai gegen Mittag," erzählt Byr, „als mit den Wächtern alle Familienglieder — ausgenommen die Kinder, welche auf die Frage, ob sie den schwer erkrankten Papa sehen wollten, in schmerzlicher Bewegung scheu verneinten, und denen wir den tief ergreifenden Eindruck ersparen wollten — um den Kranken versammelt waren, trat das Ende ein."

So ist Alfred Meißner gestorben. Weder er selbst, noch irgend ein moderner Dichter hat eine Tragödie geschaffen, welche sich an erschütternder Wucht mit jener vergleichen ließe, zu deren leidvollem, schuldigem, büßendem Träger ihn das Schicksal bestimmt.

Nun zurück zu Hedrich, so schwer es fallen mag, sich mit dem Manne noch des weiteren zu beschäftigen. Er sitzt ahnungslos in Lindau und hofft von Tag zu Tag, daß der Gefolterte endlich in sein Zimmer treten und ihm als Preis sein Vermögen darbieten werde. Statt dessen trifft die schwarzumränderte Todesanzeige bei ihm ein. „Sie sagte mir alles auf einmal und traf mich wie ein Schlag, auf den ich vollständig unvorbereitet war." Das glauben wir gerne. Das Opfer war entflohen; in jenes Land, wohin sich das gehetzte Wild geflüchtet, reichte auch dieses Jägers Büchse nicht mehr. Er gab das Spiel verloren und reiste nach Schottland ab.

Nach zwei Monaten hatte er sich wieder gefaßt. Konnte ihm nun Meißner selbst nicht mehr seine Ehre abkaufen, so sollten es seine Hinterbliebenen thun. Am 1. Juli 1885 schrieb er an Byr, daß er „der alleinige und ausschließliche Autor von Meißner's Romanen" sei, und gab eine Darstellung seiner Beziehungen zu dem Toten, welche dies erweisen sollte. Auf die „Schätze von Sennwald" war auch hier besonderes Gewicht gelegt. „Ich allein habe das Recht, dieses Werk zu veröffentlichen." Der Brief schloß: „Ich wünsche, an mein Ziel zu gelangen, ohne irgend welche in Meißner's Privatleben einschneidende Verhältnisse zu berühren und ohne sein Andenken der Skandallust preiszugeben. An meiner Mäßigung und Zurückhaltung würde nicht die Schuld liegen, wenn meine Absicht mißlingen sollte."

Welchen Zweck dies Schreiben hatte, kann niemand mißverstehen. Wollte Hedrich verhüten, daß Byr die „Schätze von Sennwald" verwerte? Das kann er ja nicht ernstlich gefürchtet haben! Was also eigentlich wollte er? Etwa die gütliche Anerkennung seiner Autorrechte? Wenn seine Voraussetzung, von der er ersichtlich ausging, daß Byr keine Ahnung habe, richtig war, dann konnte er sie ja vernunftgemäß nicht von ihm verlangen. Nein! Das ganze Schreiben, welches so geschickt vermeidet, klar auszusprechen, was es eigentlich bezweckt, beseitigt eben darum für jeden, der lesen kann, jeglichen Zweifel darüber.

Nach zwei Richtungen sollte sich Herr Hedrich verrechnet haben. Byr war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen, und wußte bereits insoweit um die Sache, um beurteilen zu können, daß zum mindesten

Hedrich's Behauptung, der alleinige und ausschließliche Autor aller Romane und Novellen zu sein, eine Unwahrheit war. So erwiderte er denn kurz und würdig: Über die Entwickelung des Verhältnisses sei er unterrichtet, ebenso über Hedrich's Autorschaft an den „Schätzen von Sennwald". Das Manuskript stehe ihm „nach Regelung der sich daran knüpfenden Beziehungen mit dem Vormundschaftsgericht zur Verfügung." Er schloß mit der Bemerkung, daß er zwar das beabsichtigte Vorgehen nicht verhindern könne, demselben jedoch mit der festen Überzeugung entgegensehe, daß es für Hedrich selbst eine ungünstige Wendung nehmen werde.

Man kann sich Hedrich's Empfindungen bei dem Empfang dieses Schreibens lebhaft ausmalen. Entsetzlich! Statt um Schonung zu flehen und ein vernünftiges Angebot zu machen, erklärte der Mann: er möge thun, was ihm gut scheine. Acht Monate währte es, bis er sich davon erholt. Da schreibt er zum zweitenmale, viel länger, viel eindringlicher. Wehmutsvoll versichert er, Byr habe ihm allzu rasch geschrieben; was zwischen Meißner und ihm vorgegangen, könne ihm Meißner unmöglich gestanden haben, und teilt nun des weiten und breiten mit, welche Beweise ihm zur Hand seien: die Briefe, die Manuskripte u. s. w. Er schließt:

„Sollte mein Brief den Eindruck hervorbringen, den ich mir verspreche ... so würde es mich hoch erfreuen. Dann ließe sich vielleicht ein Vorschlag ausfindig machen, mit welchem der Konflikt friedlich beigelegt und meinen Autorrechten Genüge gethan werden könnte. An meinem Entgegenkommen sollte es nicht fehlen."

In den letzten Zeilen erbittet Hedrich noch einmal die Zusendung der „Schätze von Sennwald". Was Byr unter „Regelung" verstehe, wisse er gar nicht.

Byr blieb auch diesmal fest, klug und ehrlich. Habe Hedrich, erwiderte er, thatsächlich Beweise, daß er der Verfasser aller von 1854—1870 und von 1880—1885 erschienenen Werke Meißner's sei, so möge er ihm diese vorlegen. Bis dahin könne er an die alleinige und ausschließliche Urheberschaft nicht glauben. Da Hedrich nach seiner eigenen Angabe bis zu Meißner's Tode die Hälfte der Honorare stets richtig empfangen, so müsse er bitten, ihm mitzuteilen, was er noch eigentlich wolle. Schließlich versichert Byr, daß seine Bemerkung bezüglich der „Schätze von Sennwald" gar nicht so unverständlich sei: sobald Hedrich den empfangenen Vorschuß bezahle, werde er das Manuskript zurückerhalten.

Nun dauert es einen Monat, bis sich Hedrich von der neuen Enttäuschung erholt. Er sendet in Abschrift eine Reihe von Briefen, durch welche seine alleinige Autorschaft bewiesen sein soll. Auf die Frage, was er denn eigentlich praktisch erreichen wolle und ob er den Vorschuß auf die „Schätze von Sennwald" zurückzuzahlen bereit sei, findet Hedrich keine Antwort, wiederholt vielmehr nur seine Drohung: „Diese Anerkennung durchzusetzen habe ich die Mittel und werde dieselben gebrauchen, soweit es mein Zweck erfordern wird." Und an anderer Stelle: „Sie werden auch fühlen, daß das Geheimnis Meißner teurer als das Leben war ..."

Nun hatte Byr die Korrespondenz satt bekommen. Was Hedrich wollte, war ja nun wahrlich klar genug. Er brach die Korrespondenz ab.

Das war im April 1886, erst im Juli 1888 sollte Byr wieder von der Sache hören, diesmal indirekt. Der Verleger Grunow in Leipzig übersendete ihm einen Brief, welchen ein Herr W. H. Henderson zu Linlightgow in England an ihn gerichtet hatte. In diesem Schreiben teilt Herr Henderson mit, daß Hedrich, „welcher der Mann von der Schwester meiner Frau ist", nachdem er einige Jahre in Monaco gelebt, und dort nach Henderson's Überzeugung das Vermögen seiner Frau verzehrt, nun einige Jahre bei der Schwiegermutter in Edinburgh verbracht, und seinen Verwandten zur Motivierung seiner schlimmen Vermögensverhältnisse mitgeteilt, daß ihm Meißner, indem er Hedrich's Bücher unter seinem Namen veröffentlicht, einen Vermögensnachteil von 10 000 Pfund Sterling zugefügt. Um dieser Einbuße willen und weil er ohne Meißner's „Betrug" der „deutsche Walter Scott" geworden wäre, habe er gegen die Meißner'schen Erben einen Prozeß angestrengt. Herr Henderson, dem diese Angaben unwahrscheinlich klingen, und der überhaupt von seinem Herrn Schwager eine recht ungünstige Meinung zu haben scheint, bittet schließlich Grunow, ihm mitzuteilen, ob etwas an der Sache wahr sei. Byr erwiderte mit einigem Recht, man habe es hier „mit einem Geisteskranken zu thun oder mit einem — Verzweifelten, dessen Motive klar genug sind", von einem Prozeß sei ihm nichts bekannt. Im Dezember 1888 wandte sich ein anderer Verwandter Hedrich's, ein Herr Alexander Wright, an Byr mit der Anfrage, ob es wahr sei, was Hedrich erzähle, daß „der Civilgerichtshof in Deutschland" entschieden habe: er sei der wirkliche Verfasser der Bücher und „folglich schon berühmt." „Indessen," fügt Herr Wright hinzu, „verschaffe sich Hedrich eine große Summe Geld von einer alten Dame in Edinburgh, die er so äußerst verblendet hat, daß sie förmlich glaube, der Ruhm Hedrich's laufe durch Deutschland." Byr erwiderte, er wisse nur, daß Hedrich einen Sachwalter zu gewinnen versucht, von einem Prozeß sei ihm jedoch nichts bekannt. Dieses Schreiben sandte Herr Wright an Hedrich, der darauf mit einem entrüsteten Briefe erwiderte, welcher nach seinem eigenen Wunsche an Robert Byr geschickt werden sollte. Dieser Brief teilte drohend mit, der Anwalt sei endlich gefunden, und bald würden auch „die Artikel in den Zeitungen" erscheinen. Byr erwiderte, er habe keinen Anlaß, in dem Privatstreit zwischen Herrn Hedrich und seinen Schwägern Stellung zu nehmen; sollte die Sache in die Öffentlichkeit treten, so werde er Hedrich die Antwort nicht schuldig bleiben. Das war im Januar 1889. Im Oktober veröffentlichte Hedrich seine Broschüre.

Dies alles ist so klar, so durchsichtig, daß kein Leser ein Wort des Kommentars benötigen wird. Sollte gleichwohl Jemand fragen, warum Hedrich die angekündigte Klage nicht erhoben, so möge er daran denken, was denn Hedrich im Rechtswege hätte erreichen können! Pekuniär nichts oder doch so gut wie nichts. Die 10 000 Pfund Sterling mögen auf die Phantasie der alten freigebigen Enthusiastin in Edinburgh ihre befeuernde Wirkung nicht versagt haben, aber wie hätte Hedrich diesen Rechtsanspruch vor einem Gerichtshof motivieren können?! Nach seiner eigenen Angabe hat er bis zum Tode Meißner's die Hälfte sämtlicher Honorare erhalten, höchstens hätte er also im Prozeßwege die Hälfte jener Summe ersiegen können, welche von 1886 bis 1889 den Erben Meißner's

zufloſſen. Es waren dies summa summarum 285 ℳ 50 ₰, alſo die Hälfte 142 ℳ 75 ₰! Dieſem Anſpruch aber, ſofern er als rechtsgültig anerkannt worden wäre, ſtand und ſteht noch heute unzweifelhaft der Gegenanſpruch auf jene 8000 ℳ entgegen, welche Hedrich von Meißner als Vorſchuß auf die „Schätze von Zennwald" erhalten hat. Nun hätte das Gericht allerdings bei dieſer Gelegenheit auch den ganzen Sachverhalt, alſo Hedrich's wirklichen Anteil an Meißner's Büchern mit Hilfe Sachverſtändiger feſtſtellen laſſen müſſen, aber dann wäre nur eben die Wahrheit eruiert worden, alſo die Mitarbeit an einer Reihe von Büchern, die 1855 bis 1870 entſtanden ſind, ſowie Hedrich's ausſchließliche Autorſchaft der „Prinzeſſin von Portugal", der Kriminalgeſchichte in „Norbert Norſon" und der „Schätze von Zennwald". Die letztere beſtritt ja Byr nicht, und mit der wahrheitsgemäßen Feſtſtellung der gemeinſamen Arbeit wäre Hedrich nicht gedient geweſen: die Enthuſiaſtin in Edinburgh hatte ja ihr Geld ausdrücklich in der Vorausſetzung gegeben, daß er der ausſchließliche Autor ſei; ein derartiges gerichtliches Urteil hätte ſie verſtimmt.

Darum wählte Hedrich den Weg der Broſchüre. Er war von ſeinem Standpunkt aus in der That der vorteilhaftere, denn mehr als 142 ℳ 75 ₰ hat ihm doch jedenfalls die Verlagshandlung Otto Janke für ſein Buch bezahlt, und hier konnte er verſichern, daß er ſo ziemlich alle Proſawerke Meißner's allein geſchrieben! Papier iſt geduldig.

Ehe ich nun das Reſultat dieſer Unterſuchung zuſammzufaſſen verſuche, habe ich noch zweierlei nachzuholen. Erſtens die Mitteilung, was in letzter Zeit an neuem thatſächlichen Material hinzugekommen. Hedrich hat eine Replik auf Byr's Broſchüre in Ausſicht geſtellt, erſchienen iſt ſie bisher nicht. Daß es ihm in einzelnen Punkten gelingen wird, Meißner's Angaben zu widerlegen, iſt zweifellos — dieſe fragwürdigen Punkte ſinden ſich ſchon in den vorliegenden Aufſätzen hervorgehoben — aber ebenſo ſteht ſchon heute für jeden Unbefangenen feſt, daß er ſeine Anſprüche unmöglich wird voll aufrecht erhalten können. Zu dem Fall Meißner-Reich, der auch von mir nach den Angaben des ſeither verſtorbenen Schriftſtellers S. Heller in Wien kurz mitgeteilt wurde, teilt mir Herr Prof. Joſef Bayer in Wien mit, daß er das Andenken Meißner's von dieſem Flecken zu ſäubern hoffen dürfe, er beſitze darauf bezügliche Briefe Meißner's. Die Gerechtigkeit gebietet dies ſchon jetzt zu erwähnen, die Beweiſe liegen noch nicht vor. In einem Schreiben an mich hat Herr Prof. Bayer ferner ſeiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß nicht Hedrich ſondern Meißner der fleißigere von Beiden geweſen. So hoch ich die Autorität dieſes Zeugen, welcher die beiden Verbündeten genau gekannt, anſchlage, ſo ſcheint mir doch der perſönliche Eindruck nicht ſo maßgebend, wie der dokumentariſche Beweis. Mir will ſcheinen, daß Hedrich in jenen Fällen, wo ihn die Not dazu zwang und wo er von Meißner Direktiven empfing, ſehr fleißig ſein konnte.

Dies mag zu dem zweiten Punkt hinüberleiten, welcher der Vervollſtändigung bedarf: was hatte Jeder dem Anderen zu bieten, wie viel konnte er für ſich allein. Zur Beantwortung dieſer Frage liegt ja aus Meißner's Feder ungleich viel mehr Material vor, als aus jener Hedrich's, aber auch bezüglich des Letzteren läßt ſie ſich annähernd beantworten. Auch er hatte unzweifelhaft gute Gaben und brachte Wertvolles in die Wirtſchaft mit. Wie ſchwer er es uns gemacht hat, ihm, der durch unwahre Angaben Unmäßiges beanſprucht und durch ſeine Charaktereigenſchaften jede andere Empfindung eher erwecken kann, als Sympathie, das Seine zuzuerkennen, ſo ſoll dies doch im Dienſte der Wahrheit nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen verſucht ſein.

Ich kenne von Hedrich das Drama „Kain", die „Nachtſtücke" und die Novelle „Balbina": im Zuſammenhange mit dem, was aus unbedingt zuverläſſigen Quellen über ſein inneres und äußeres Leben bekannt geworden, genügt dies, ſich ein Bild ſeiner geiſtigen Individualität zu machen. Er iſt unzweifelhaft ein wirkliches poetiſches Talent, ſtarke Phantaſie, Kraft der Charakteriſtik und Erfindungsgabe ſcheint er von vornherein mit auf den Weg bekommen zu haben. Was ihm zunächſt fehlte, war Gemüt und Bildung und zwar die Bildung in jeder Beziehung, ſowohl was die Sprache, die metriſche Form, den Stil betrifft, wie er auch die Aneignung nötigen Wiſſens, eines höheren Gedankenkreiſes, kurz eine gediegene äſthetiſche Selbſterziehung unterlaſſen hat. Dies alles unterblieb nicht bloß, weil er ſo arm war, ſondern aus Selbſtüberſchätzung; er hielt ſeinen inneren Reichtum für unerſchöpflich, glaubte wohl gar, daß Lernen und Leſen ſeine Begabung ertöten oder verflachen könnten. Von Allen, die ihn gekannt, erfahren wir, daß er eigentlich in ſeinem ganzen Leben nichts gründlich geleſen, einige römiſche und italieniſche Klaſſiker abgerechnet, die er auf dem Gymnaſium kennen lernte. Machte man ihn auf die Härte, Rauheit, ja Inkorrektheit ſeiner Sprache aufmerkſam, ſo lehnte er den Tadel hochmütig ab, die Hauptſache ſei ja doch der Inhalt. Ja noch mehr: wie er in ſeiner eigenen Lebensführung einen gewiſſen „plebejiſchen Trotz" aufwies und auf ſeine Armut ſtolz zu ſein ſchien, ſo auch auf ſeine Armut an Bildung. Wie weit ſolche Talente kommen, lehrt ja die tauſendfache Erfahrung. Sie bringen es zuweilen in den erſten Anläufen zu beachtenswerten, in der Folge nie zu reifen, geklärten und künſtleriſch wertvollen Arbeiten. Das Talent iſt der Docht, ohne den es keine Kerze giebt, ohne den ſie nicht brennen kann, aber fehlt die Bildung, die Erfahrung, der Geſchmack, der feſt geſchloſſene Charakter, dann giebt es nur ein raſches Aufflammen, in welchem ſich der Faden verzehrt, aber keine reine, ſtetige Flamme. Bei Poeten dieſer Art iſt ihr erſtes Produkt faſt immer auch das beſte, weil ſie da die urſprüngliche Begabung voll ausſtrömen laſſen können. So iſt denn auch Hedrich's dramatiſche Dichtung „Kain" ſein künſtleriſch wertvollſtes Werk.

Auf den Reiz, ja auf die Korrektheit der Form, müſſen wir auch hier verzichten. Nicht einmal der fünffüßige Jambus erſcheint glatt und fehlerfrei behandelt („ . . . , die feindlich Jahre lang Kain's Stamm behandelt"; „Unmöglich kann's Stoff geben neuer Reue"; „der Urheber, vom Haß der That erfüllt" — das ſind drei Proben aus einer einzigen kurzen Szene), und die Sprache ſchwankt zwiſchen Bombaſt und Trivialität: „Ein ſüß Geſchenk der Jugend iſt ein glücklich leichter Sinn", ſagt Jubal, der Sohn Kain's, worauf ſeine Mutter Mirza erwidert: „Gewohnheit nimmt's auch leicht mit ſchwerer Pflicht"; der Zweifel wird „das bebende Ge-

fäß" genannt, „worin die Hoffnung den Giftstoff zu entkräften strebt". „Was ist der Stoff, der Euch ergreift", frägt Kain, da er Sohn und Gattin bewegt findet, und der Urwald wird als „die reizend angeborene Verwirrung, dies Wunder der Verwilderung, fast die Erfindung geistvoller Vernachlässigung" geschildert. Aber trotz alledem erweisen sich auch hier jene guten Gaben, mit welchen dieser Poet ausgestattet worden. Mit ungewöhnlicher Phantasie ist die Fabel ausgestaltet: Kain, der Brudermörder, hat trotz aller Versuche, in der Arbeit, der Sorge um die Seinen, seinen Frevel zu sühnen und selbst zu vergessen, die Ruhe des Gemüts nicht zurückgewonnen. Er faßt den Gedanken der Selbstvernichtung und läßt sich durch das Flehen seines Weibes Mirza, seines sanften Sohnes Jubal nicht von seinem Entschluße abbringen. Nur noch Eins will er auf Erden verrichten, ehe er von hinnen zieht, er will seine Mutter Eva aufsuchen, die im Hause seines Bruders Seth lebt und ihre Verzeihung erflehen. Die Szene, wie ihm dies gelingt, ist langatmig, zum Teil bombastisch überladen, aber nur ein wirklicher Dichter kann sie erfunden und geschrieben haben. Es ist Kain nicht beschieden, versöhnt und mit dem Bewußtsein, der letzte gewaltthätige Frevler zu sein, von hinnen zu gehn. Während er im Lager Seth's weilt, wird sein wilder Sohn Henoch eingebracht, der sich an den Sethiten vergangen. Wieder ist es wahrhaft poetisch gedacht, wie Henoch auf die Mahnungen Kain's erwidert: „Ich handle, wie ich bin, Ihr schreibt's mit Unrecht als Verbrechen an", wie er den Vater erinnert, daß auch er als Jüngling „nicht der Hüter seines Bruders gewesen". Auch die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist so wohl gelungen, wie selten in einem Erstlingsdrama. Der Schluß, Kain's Selbstmord, fällt fühlbar ab: die Komposition ist kindlich unbeholfen. Trotzdem wird man es durchaus begreiflich finden, wie sich der Prager Schriftstellerkreis auf diese Talentprobe hin für den jungen Dichter zu interessieren begann und ihn durch wärmstes Lob zu fernerem Streben ermunterte.

Dies Lob mag für Hedrich ein rechtes Unglück gewesen sein, es steigerte seine Selbstüberschätzung, seinen ohnehin fast schrankenlosen Hochmut. Auch die Wirren der Zeit trugen dazu bei, ihn immer weiter von dem Weg ernsthafter Arbeit abzudrängen. Ein junger Mensch mit höchst lückenhaftem Wissen, der kaum das Gymnasium hinter sich hatte und nun nichts anderes treiben wollte als „dichten", wurde er, kraft seiner Zugehörigkeit zu jenem Schriftstellerkreis, Deputierter zum Frankfurter Parlament und nahm diese Ehre, wie die materielle Versorgung, welche ihm die Diäten gewährten, nur eben als den gebührenden Tribut hin, den sein Volk seinem Genius schuldete. Dann kam die Zeit des Exils, der Internierung, er war ein „Märtyrer" und ein Dichter dazu, was brauchte er da eigentlich noch zu studieren oder selbst sein Brot zu erwerben?! Daß die dankbare Nation nicht fortfuhr, für ihn zu sorgen, hat er sicherlich als höchst ungerecht empfunden. Da es nun aber sein mußte, so schrieb er doch, schrieb Prosa und aus jenem Leben heraus, welches er als Internierter in Traunkirchen zunächst gründlich kennen gelernt, dem Bauernleben. Seine „Nachtstücke", die erst 1861 erschienen, erweisen gewiß nicht, wie Meißner im Vorwort schrieb, ein „Talent ersten Ranges", aber höchst beachtenswert sind auch sie. Die Fabel erscheint mit starker Phantasie entworfen, die Charakteristik scharf und lebensvoll. Je unheimlicher der Charakter, um so anschaulicher wird er hingestellt: der „Alte im Dorfe" zum Beispiel, ein Menschenfeind von unergründlicher Bosheit, wird sich sicherlich dem Gedächtnis des Lesers unauslöschlich einprägen. Auch die Gabe für die Erfindung kleiner Details, die Kraft groteske, ja ungeheuerliche Situationen plastisch hinzustellen, ist in seltenem Maße vorhanden, man lese nur z. B. das Schlußkapitel im „Schneidermeister Hohlzahn". Aber ein „Talent ersten Ranges" ist nicht denkbar ohne eine gewisse Kunst der Darstellung. Die Situationen sind aneinander gereiht, nicht verknüpft: was den Erzähler nicht interessiert, deutet er mit einigen wenigen Worten an, so namentlich das Gute, Heitere, Gefällige, nur das Capriccio oder das Grausige schlechtweg vermag ihn festzuhalten. Und welcher Stil! Die Sätze gehackt, spröde, nicht selten undeutsch und inkorrekt, auch im Stil, wie in der Darstellungsweise, nirgendwo ein Anlauf zu künstlerischer Klärung und Abtönung. Es paßt dazu, daß wir zuweilen mitten in die realistische Schilderung hinein kuriose, bombastisch triviale Vergleiche oder gar selbständige Reflexionen eingebrockt erhalten. Alles in Allem ein Buch, das gleichzeitig packt und abstößt und bei dessen Lektüre man schwankt, ob man die Gaben, die dem Autor zum wirklichen Künstler fehlen, höher anschlagen soll als jene, die er dazu besitzt, oder umgekehrt. Über dies Buch aber ist Hedrich in der Folge künstlerisch nicht herausgewachsen, wobei freilich zu bemerken ist, daß die „Schätze von Sennwald", auf die er ungemeines Gewicht legt, nicht vorliegen: aber nach der „Prinzessin von Portugal" zu schließen, ist er wahrhaftig als Künstler nicht bedeutender geworden

Erfindungsgabe, scharfer Blick für das Wirksame, rohe, ungeschulte Kraft, Kenntnis des Volkslebens, namentlich in dessen Schattenseiten, das war's, was Hedrich mitbrachte, als Meißner auf seine Versuchung hin mit dem „Pfarrer von Grafenried" sein erstes Kompagnie-Geschäft mit ihm einging. Daß Hedrich's Anspruch sich nicht auf die Dramen erstrecken kann, ist auch aus inneren Gründen nachzuweisen; was hätte er, dem die dramatische Technik selbst ein Buch mit sieben Siegeln war, viel raten und helfen können? — mit Hedrich's „Kain" verglichen ist Alfred Meißner's „Weib des Urias" geradezu ein untadeliges Meisterwerk, auch in der Erfüllung der praktischen Anforderungen der Bühne. Beim Roman jedoch konnte ihn Meißner brauchen, denn Hedrich brachte mit, was Meißner fehlte, wenigstens teilweise. Trotz aller Macht der äußeren Verkettung, deren bereits gedacht ist, trotz des Einflusses, den Hedrich's überaus harte und selbstbewußte Natur auf den schwachen Meißner gewann, wäre sein Einfluß auf ihn unmöglich ein so großer geworden und das traurige Geschäft ein dauerndes geblieben, sofern es nicht bis zu einem gewissen Grade insofern ein vernunftgemäßes gewesen wäre, als sich beide thatsächlich ergänzten. Meißner war vollgetränkt mit der Bildung seiner Zeit: wer den geistigen Gehalt der selbständigen Arbeiten Beider gegen einander abwägt, kann nicht zweifeln, daß die Idee stets von ihm gekommen. Er lebte in der Welt und mit der Welt;

was jene Zeitromane anziehend macht, die treue Spiegelung der Gegenwart, ist gleichfalls sicherlich nur sein Verdienst, soweit es sich um die oberen und mittleren Schichten handelt, in den untersten freilich war Hedrich besser zu Hause. Meißner's Blick war den Glanzseiten des Lebens, dem Hellen und Freundlichen in Natur und Menschenleben zugewendet; Hedrich verstand sich auf die Nachtseiten, auf das Wilde und Dämonische vortrefflich. Stilistisch war Meißner Hedrich so überlegen, daß eine Vergleichung kaum möglich erscheint, ihm fiel daher naturgemäß stets die Feilung und Abtönung zu. Aber auch nach einer anderen, inneren, wichtigeren Richtung ergänzt sich das Wesen Beider in geradezu frappierender Weise. Meißner kann vortrefflich malen, er ist im Vollbesitz aller Geheimnisse der künstlerischen Darstellung, aber spannend erzählen kann er nicht. Und das vermag Hedrich, und seine Erfindungsgabe für die groben, großen, grellen Züge ist stärker als jene Meißner's. Freilich haben all' diese vereinten Gaben beider Männer trotz aller Intimität des Bündnisses nicht dazu geführt, daß sie zusammen auch nur ein einziges fleckenloses Kunstwerk geschaffen. Wir wissen nun, woher sich die seltsamen Gegensätze in Meißner's Produktionsweise erklären, warum er, der feine Künstler, der gerne breit malt, so häufig ins Abrupte und Skizzenhafte gerät, warum er, der seine Romane auf so tiefen und poetischen Grundgedanken aufzubauen weiß, im Ausbau zuweilen so hastig und roh verfährt, wie ein gewöhnlicher Romanfabrikant, warum wir neben liebevoll ausgemalten Charakteren, die uns nur zuweilen durch den allzu großen Apparat der Schilderung ein wenig ungeduldig machen, anderen begegnen, die mit wenigen Strichen zwar kraftvoll, aber roh hingestellt sind, und nun endlich wissen wir auch, warum sich die Handlung in so überaus verschiedenem Tempo abspielt, sie stockt durch einen halben Band und überstürzt sich dann. Alles in allem, auch künstlerisch ist dieser Bund für Meißner nicht segensreich gewesen. Soviel über das litterarische Facit im Ganzen und Großen.

Im Detail stellt es sich etwa wie folgt: An den „Pfarrer von Grafenried" kommt Hedrich insofern ein gewisser Anteil zu, als er zu den Volksszenen beigetragen, bei dem Ausbau des Planes mitgearbeitet. Beiläufig ebenso, vielleicht um einen Grad größer, ist seine Teilnahme an dem „Freiherrn von Hostiwin", sowie an dem gesamten Cyklus „Sansara". Das Philosophische und Lyrische, die Charakterbilder aus der guten Gesellschaft, die Landschaft und Architektur, dies alles gehört unzweifelhaft nur Meißner an, sowohl in diesem Buche, wie in den folgenden, wogegen Meißner an dem, was Hedrich macht, doch sein Teil als Mitverfasser gebührt, denn er ist's, der das Rohmaterial verarbeitet und glättet. Von den Novellen, deren ich S. 224 gedacht, habe ich bereits bezüglich der ersten und letzten, „Ophelia" und „St. Prokop in Breslau" Meißner's Autorschaft gegenüber den Ansprüchen Hedrich's in weitem Maße anerkennen zu müssen geglaubt; auch bezüglich der Novelle „Moses Amsterdam" möchte ich nun sowohl aus inneren Gründen, als auf Josef Bauer's Zeugnis hin, das Gleiche behaupten. Bezüglich der übrigen Bücher habe ich meine Ansicht über die Intensität von Hedrich's Mitarbeit bereits formuliert und brauche sie ebenso wenig zu wiederholen, als jene, wie weit Meißner an den seit 1860 unter seinem Namen veröffentlichten Arbeiten beteiligt ist.

War schon die Feststellung dieser Thatsachen mühevoll genug, und ein Irrtum im Einzelnen nicht ausgeschlossen, so wird vollends kein gewissenhafter Prüfer leichten Herzens sein Urteil über die moralische Schuld jedes der Beiden aussprechen, denn der Eine hat die Schuld gebüßt, der Andere durch sein Verhalten vor und nach der Katastrophe Empfindungen in uns wachgerufen, die kaum in Worte zu fassen sind . . .

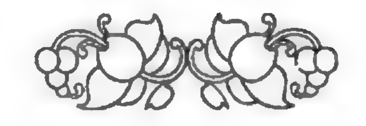
Alles verstehen, heißt alles entschuldigen, sagt das geistreiche, aber gefährliche und leicht zu mißbrauchende Wort einer berühmten Frau. Gegenüber einer Schuld wie jener Hedrich's empfinden wir seine Gefährlichkeit doppelt und werden seine Gültigkeit nur dahin verstehen dürfen, daß alles verstehen einsehen heißt, daß auch bei diesem Menschen alles gekommen, wie es kommen mußte. Das eigensinnige Schicksal verleiht dem Sohn des armen Prager Musikanten die Keime einer reichen dichterischen Begabung und versagt ihm sonst alles: die Liebe der Eltern, den Sonnenschein einer behüteten Kindheit; im Düster der Armut und der Vereinsamung geht der Knabe seinen harten, steinigen Pfad, trotzig, hochmütig, mit kaltem Herzen und glühendem Hirn. Die Liebe seiner Mitschüler weiß er sich nicht zu erringen, aber sein eiserner Wille zwingt sie unter seine Herrschaft: sie hassen ihn und folgen ihm doch. Je mehr er heranreift, je deutlicher sich seine Gaben entfalten, desto größer wird auch der Bann, den er über die Gemüter übt. Sich selbst vergötternd, die Anderen mißachtend, von keinem überlegenen und freundlichen Willen auf das hingelenkt, was ihm frommt, fordert er, kaum daß er zu schaffen begonnen, blinde Bewunderung, und sie wird ihm wirklich. Kein Wunder, deutete ich schon oben an, daß er sie und alle Hilfe einstreicht, wie einen Tribut, und jene, die sie spenden, darunter Meißner, nur eben herablassend, wie Gläubiger behandelt, welche die Wechsel, die er auf sie ziehen darf, prompt einlösen. Die Rolle, die ihm das tolle Jahr zuwirft, der Martyrerschein, den die Reaktion um seine Stirne legt, verblenden ihn vollends; auch der Hunger ernüchtert ihn nicht, er steigert nur seine Bitterkeit ins Maßlose. Der gottbegnadete Dichter des „Kain" muß in Traunkirchen trockenes Brot essen, während der Sänger des „Ziska", der nach seiner Überzeugung kaum würdig ist, ihm die Schuhriemen zu lösen, ein behagliches Leben führen darf! Und da ihn der weiche, innerlich wenig gefestete Mann allmählig selbst durch seine Gutmütigkeit, durch seine Freundestreue an den Gedanken gewöhnt, daß dieser Alfred Meißner doch eigentlich nur ein Werk der Vorsehung sei, um den gewaltigen Franz Hedrich der Unsterblichkeit zuzuführen, warum sollte er ihn nicht rücksichtslos dazu gebrauchen? Und da dieser Gebrauch in den beschränkten Mitteln des reicheren und glücklicheren Genossen seine natürliche Grenze findet, warum sollte er nicht zunächst diese Mittel zu vermehren bemüht sein? Wenn Meißner seinen Arbeiten den Namen leiht, so kommt mehr dafür herein, wie sollte sich Meißner dagegen sträuben dürfen? Etwa aus philiströser Ehrlich-

keit? Was will die sagen, gegenüber der idealen Pflicht, einen Dichter wie Hedrich am Leben zu erhalten?! Und als Meißner nicht den Mut findet, dieser ersten Versuchung zu widerstehen, da kommt ihm der weitere Gedanke: Ist das nicht auch ein Mittel, den künftigen Erben eines großen Vermögens, den zukunftsreichen Schriftsteller allmählig ganz in seine Hand zu bekommen? Auch dies gelingt, und Hedrich hat von nun an keine Sorgen mehr. Aber glücklich fühlt er sich doch deshalb wahrlich keine Stunde lang: nach anderm ging sein Ehrgeiz, reiner und schöner hat er sich einst sein Leben, seine Arbeit gedacht. Der Bund muß freilich fortbestehen, weil er den Unterhalt gewährt, aber daneben taucht immer wieder das Bestreben auf, sich auf die eigenen Füße zu stellen, durch selbständige Arbeit Ruhm und Geld zu gewinnen. Es gelingt nicht, es kann nicht gelingen, weil eben nichts da ist, als der Barschatz der ursprünglichen Begabung, der nur bei reicher Bildung und gewissenhafter Kunstübung Zinsen tragen könnte, sich aber unter diesen Umständen mehr und mehr vermindert. Und noch zwei andere Gründe lassen keinen Segen auf diesen Versuchen walten: mit solchen Schatten im Gemüte kann kein Dichter schaffen und wer sich daran gewöhnt, durch Roharbeit, die der Andere fertig stellt, seinen Unterhalt zu gewinnen, verliert die Fähigkeit, ein selbständiges Kunstwerk zu schaffen. Statt dies und damit auch die Wahrheit zu erkennen, daß er selbst sein eigener Verderber ist, haßt Hedrich in Meißner den Verderber seines Lebens, ohne doch die Kette lösen zu können. Von welchen Qualen während dieser fünfzehnjährigen Sklaverei Meißner's Gemüt erfüllt war, haben wir aus dem Mund des Sterbenden vernommen; was Hedrich betrifft, so darf er uns nicht wahrheitsgemäß sagen, was er litt, weil er ja die Täuschung aufrecht erhalten muß, daß er der alleinige Autor jener Arbeiten gewesen und mit Bestimmtheit den Tag erhoffte, wo er zu dem Geld auch den Ruhm einstreichen sollte, aber wir unsrerseits wollen es nicht vergessen. . . . Da zerbricht ein günstiger Zufall diese Kette. Der alternde Mann, der längst daran verzweifelt, daß ihm der Ruhm oder auch nur ein makelloses Leben beschieden sein könne, bekommt plötzlich vom Schicksal die Anwartschaft auf eine bessere Zukunft zugewiesen: die reiche Heirat macht ihn wohlhabend, sie entbindet ihn des Zwangs, für einen Andern zu arbeiten und zugleich die Geißel dieses Andern zu sein. Die Jahre von 1870—1876 sind sicherlich in Hedrich's Leben die relativ glücklichsten gewesen: freilich war auch da dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Wohl setzte nun der alternde Mann noch einmal die Feder an, den Ruhm zu erringen, aber es war zu spät, und so saß er immer häufiger statt hinter dem Arbeitstisch an der Roulette, bis das Vermögen verthan war. Häßlicher als je vorher mußte ihm nun die Zukunft erscheinen; er hatte nun auch für ein Weib zu sorgen, hatte den Luxus des Lebens kennen gelernt. Was nun beginnen? Es gab nur ein Mittel: das entronnene Opfer mußte wieder eingefangen werden. Es gelang, anfangs mühsam genug, endlich so gründlich, wie es der verzweifelte Mensch nur irgend wünschen konnte. Nachdem „Die Schätze von Sennwald" an die erste Redaktion, der sie Meißner anbot, abgegangen, konnte sich Hedrich sagen, daß sein Jugendfreund eigentlich von seinen Gnaden in seinem Hause weiter lebe und sein Geld verwalte. In Wahrheit gehörte es Hedrich, sofern er nur mit der nötigen Rücksichtslosigkeit operierte. Nun, daran sollte es gewiß nicht fehlen! Und dennoch hatte er sich verrechnet: das eine Pförtchen, das dem Unglücklichen noch offen war, hatte er nicht beachtet, und gewahrte es entsetzt, nachdem sich das Opfer geflüchtet. Dann noch ein Versuch, den Erben die Ehre des Toten zu verkaufen, und als auch dieser mißlungen, das Märchen von den 10 000 Pfund und die Broschüre, um die freigebige Gönnerin zu überzeugen, daß sie thatsächlich den „deutschen Walter Scott" über Wasser halte. Daneben mag freilich auch die Rachsucht mitgewirkt haben und der Ehrgeiz, wenn man dies Wort hier gebrauchen darf. Welcher Ansicht nun die alte Dame ist, wissen wir nicht, und es darf uns auch nichts kümmern. Die Rache ist geglückt. Aber ist der Ehrgeiz befriedigt? Franz Hedrich wird nun genannt werden, so lange die deutsche Litteratur-Geschichte Alfred Meißner nennen wird, ja vielleicht gehen beide Namen noch länger durch die Zeiten, als dies ohne die Enthüllung stattgehabt hätte, aber wahrlich: um jenen Lorbeerkranz, welcher sich um den Namen Hedrich windet, braucht ihn niemand zu beneiden, und unter den „10 000 deutschen Schriftstellern, welche Kürschner's Lexikon verzeichnet", giebt es keinen, der danach greifen möchte.

Das letzte Wort mag dem unglücklichen Alfred Meißner gehören. In Hedrich's Novelle „Der Alte im Dorfe" findet sich mit grauenvoller Kraft die Szene ausgemalt, wie sich ein Unseliger durch einen Stich mit einem Taschenmesser in den Hals zu töten versucht und wie ihm die Kraft fehlt, es ganz zu vollbringen. Liest man diese Szene in Franz Hedrich's Jugendwerk, und dann Byr's Beschreibung von dem Selbstmordversuch seines Schwagers, dann gerinnt einem das Blut in den Adern, und die Feder will der Hand entsinken. Nein, wir wollen die Anklage nicht nochmals formulieren, aber eben darum darf auch die Verteidigung nicht wiederholt, nicht neuerdings begründet sein. Was der Mensch Alfred Meißner gefehlt, hat er auch gebüßt, voll und ganz und entsetzlich, bis auf den letzten Rest; und was der Dichter gefehlt, hat der Dichter gebüßt: wenn Alfred Meißner die letzten dreißig Jahre seines Lebens völlig stumm gewesen wäre, größere Einbuße hätte sein Name nicht erleiden können, als er sie nun durch jene Werke erfahren, die jetzt für immer durch die Erinnerung an den häßlichsten Handel befleckt sind, von dem unsere Litteraturgeschichte berichtet. Wo solche Sühne gewaltet, da geziemt uns Menschen keine andere Empfindung, als die stumme Ehrfurcht vor jener Macht, die über uns Allen ist, und uns erhebt oder zermalmt, wie wir's verdienen. Nennt diese Macht, wie Ihr wollt, Gott oder Ananke oder Nemesis, zweifeln könnt Ihr nicht an ihr, wenn Ihr das Leben Alfred Meißner's überdenkt! . . .

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Achter Band.

April bis September 1890.



Dresden.

Verlag von L. Ehlermann.

1890.

Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Mitarbeiter-Verzeichnis des VIII. Bandes.



Inhalt des VIII. Bandes.

Novellen und Erzählungen.

Lyrik.

Sprüche und Aphorismen.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays.

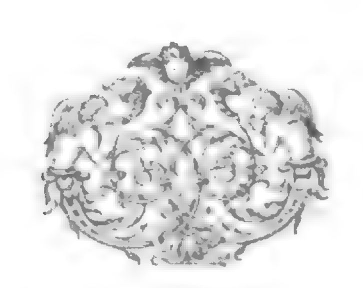
Kleine Aufsätze und Recensionen.

Litterarische Notizen.

Autographen.

Porträts.

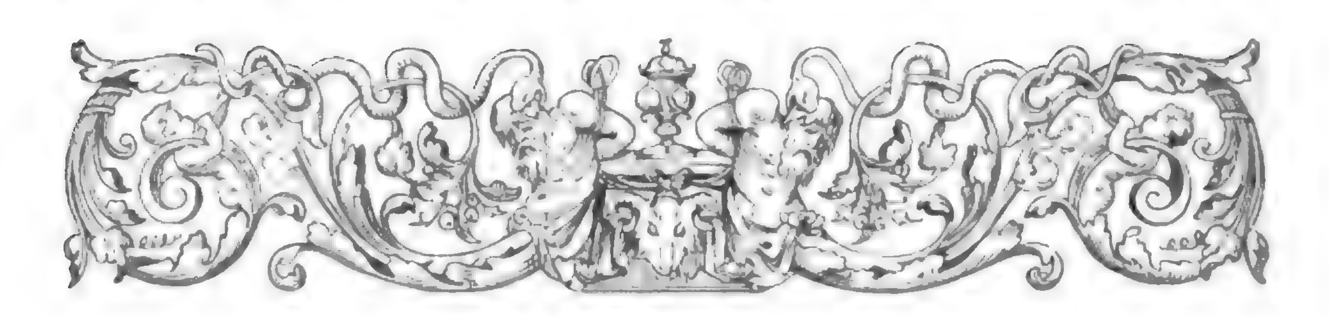
Illustrationen.



Deutsche Dichtung.

VIII. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. April 1890.





Wüstengrün.

Von Georg Ebers.

Der Europäer, der seinen Weltteil niemals verließ, macht sich von wenigen Bildungen der Erdoberfläche einen verkehrteren Begriff als von der Wüste.

Wie man häufiger das Meer im Sturm als die ruhende See malerisch dargestellt sieht, so werden auch die Schrecknisse der Wüste öfter mit dem Pinsel oder der Feder geschildert, als die stille Größe ihrer alltäglichen Erscheinung. Solche „Schrecknisse" sind ja vorhanden, aber wie lange Zeit vergeht oft, bevor eine neue Nachricht von Unglücklichen, die dem Samum, dem Durste oder räuberischen Beduinenhorden zum Opfer fielen, die Bazare und Kaffeehäuser in Aufregung versetzt, während Tag für Tag lange Karawanen und Wanderzüge die Wüsten durchkreuzen und ihr Ziel ungeschädigt erreichen.

Doch man vergißt nur zu leicht das Alltägliche, während sich das Schreckliche und ein so rührendes Bild, wie das der Hagar mit dem verschmachtenden Knaben Ismael an der versiegten Mutterbrust dem Gedächtnis mit unauslöschlichen Zügen einprägt.

So weit meine Erfahrung reicht, denkt man sich unter „Wüste" im allgemeinen eine unermeßlich weite, mit tiefem Sande bedeckte, ebene Fläche, deren Durchwanderung zu den größten Qualen gehört. Der mit lebhafter Einbildungskraft Begabte sieht die Sonne des Südens glühende Strahlen auf die wasser- und fruchtlose Sandfläche niederschießen. Er stellt sich den Verdurstenden vor, den die Fata morgana äfft, indem sie ihm sprudelnde Quellen und schattige Haine vor das brechende Auge zaubert, und er meint die Todesangst der Männer, Weiber und Kinder mitzuempfinden, die das Antlitz in den Sand verbergen, wenn die heißen Staubwolken des Wüstenföhns die Karawanen überraschen.

Wohl wird es ihm leicht, sich auch die Freude der Wanderer zu vergegenwärtigen, wenn ihnen der Strom aus der Ferne entgegenblitzt, oder wenn sie sich schönen Oasen mit frischen Quellen und grünen Palmen nähern; aber wie groß ist sein Irrtum, wenn er sich die Wüste wie die nur vom Horizonte begrenzte Meeresfläche vorstellt. Er, der die Oasen die Inseln, das Kamel das Schiff der Wüste, die Sahara einen Sandozean nennen hörte, kommt freilich leicht genug zu der Meinung, daß dieser sich aus Sandmassen zusammensetze wie das Weltmeer aus salzigen Wogen.

Nur wer die Beschreibungen der Reisenden aufmerksamer las, weiß von den Gebirgen, welche die Einöde durchziehen, und sagt sich, daß die einzelnen Wüstenstriche so verschieden gestaltet sein müssen, wie die ebenen und bergigen Gebiete seiner europäischen Heimat. Manchem wollte es unglaublich erscheinen, wenn er vernahm, daß die schwersten Heimsuchungen, die den Schreiber dieser Zeilen auf seinen Wüstenwanderungen betrafen, nicht durch Wassermangel oder Sonnenglut, sondern durch Wolkenbrüche erzeugt worden seien.

Erst in der Wüste lernte ich den Ausspruch verstehen, den ich aus dem Munde des Afrikareisenden Heinrich Barth mehrfach vernahm, daß er nie glücklicher gewesen sei, als auf seinen einsamen Wanderungen durch die Sahara, und wenn ich seine Meinung auch nicht in ihrem ganzem Umfang nachempfinde, darf ich doch versichern, daß ich besonders gern der Tage und lieber noch der Abende und Nächte gedenke, die ich in der Wüste verlebte. Was mir aber das Andenken an sie so lieb macht, ist in erster Reihe etwas ganz anderes als die Eigenart und Schönheit der landschaftlichen Bildungen, von denen

ich die unvergeßlichsten in der Arabia petraea fand, und an denen es auch in der Sahara keineswegs mangelt. Wenn der gelehrte Geologe Zittel von den Feenschlössern der „Zengen" in der libyschen Wüste erzählt, so glänzen ihm die Augen in heller Begeisterung, und der wissenschaftliche Bericht des Württembergers Fraas erhebt sich zu poetischem Schwung, wenn er der „nackten Schönheit der Steine" auf der Sinaihalbinsel gedenkt! Ich selbst habe weder in der Schweiz, noch in den Pyrenäen großartigere Fernblicke und überraschendere Gebilde der Natur gefunden als auf dem Gebiet der Einöde, die das Volk Israel auf der Wanderung in das gelobte Land durchzog.

Aber die Erinnerung an diese Herrlichkeiten wird von anderen an Reiz weit überboten.

Für mich liegt in der Stille der Wüste ihr vornehmster Zauber.

Es ist schwer, sie zu beschreiben, und unsern Städtern, ja sogar unsern Landleuten ist es versagt, sich eine rechte Vorstellung von der ungestörten Ruhe zu bilden, die der Wüste eigen; denn sie bezieht sich nicht nur auf die Eindrücke, die das Ohr, sondern auch auf diejenigen, welche das Auge empfängt.

Haben wir uns aus dem Lärm der bevölkerten Städte in ein einsames Dorf, ein Forsthaus oder eine Sennerhütte zurückgezogen und wandern ins Freie, so lauscht das Ohr doch unwillkürlich auf das Brüllen des Viehes, den Sang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Rauschen des Meeres, das Summen der Bienen und Käfer, das Geläut der Glocken, den Ruf oder das Jodeln der Hirten. Die Blumen im Rasen, die Sträucher am Wege, die Bäume und das Wild des Forstes, die bewegten Wogen, die Muscheln am Strande, die Beeren im Moose, das Edelweiß und die Alpenrosen am Fuße der Gletscher, die so reich sind an fesselnden Erscheinungen, Formen und Farben, beschäftigen das Auge; — in der Wüste aber schweigt alles, bewegt sich nichts als der Sand, den der Wind vor sich her treibt, und bei Nacht die Überzahl der stumm dahinwallenden Sterne. Weder Tier noch Pflanze fesselt den Blick. Selbst die bewegte Luft dämpft hier die Stimme, es sei denn, daß sie die Hast des Sturmes gewinnt.

Aber auch die ärmlichen Organismen, die hier in spärlicher Zahl das Leben fristen, ziehen das Auge nur selten auf sich; denn fast alle tragen die Farbe der Wüste. Der Löwe der Sahara, die Schakale, Steinböcke und Gazellen, die in den Gebirgsthälern der Einöde hausen, sind grau oder bräunlich, und das gleiche gilt von den seltenen Insekten, welche die nämliche Farbe tragen, wenn sie nicht schwarz sind. Hier und da erhebt sich ein Baum oder Strauch am Wege, grünt ein Kraut im Sande; aber jene erscheinen dem Laien sämtlich der gleichen Gattung anzugehören, und die Blüten, welche diese nach Frühlingsregen treiben, verwelken schnell, und ihnen folgen bald Blätter und Stiele.

Wohl erheben sich oft steinige Klippen am Wege, wohl führt der Pfad bisweilen durch Schluchten und zu ansehnlichen Höhen empor, die prächtige Fernblicke bieten; aber wie verschieden geformt die Felsen und Bergprofile auch sein mögen, die dem Auge begegnen, so hat man doch sie, die kein Wald und Graswuchs ziert, von denen kein Wasser zu Thale rauscht und die nur selten ein Vogel umkreist, nebst allem, was sie dem Auge bieten, mit wenigen Blicken erfaßt.

So fühlt sich denn der denkende Mensch in der Wüste ganz auf sich selbst gestellt. Seine Sinne kommen hier gleichsam zum Stillstand: nachdem sie das Horchen und Schauen nach außen hin unbefriedigt gelassen, wenden sie sich nach innen. Dort suchen sie Nahrung, und der Geist giebt ihnen das Geleit. Ungestört vollzieht sich das Denken; denn auch das Gemüt, das im Treiben der Welt so hohe Wogen schlägt, kommt hier zur Ruhe. Fern von den Mitlebenden und Ringenden hat es nichts zu fürchten, außer den unabwendlichen Mächten, gegen die jeder Widerstand vergebens, nichts zu hoffen, als was der Schoß einer entfernten Zukunft verbirgt; denn den Wanderer kann hier keine Kunde, mag sie gut oder schlimm sein, aus den Kreisen, die er hinter sich ließ, erreichen. Sich selbst überlassen, gleichgiltig gegen das Wahrnehmbare um ihn her, ergiebt sich der denkende Mensch hier einem inneren Leben, welches das äußere an Bedeutung und Reiz weit überbietet, und so ist die Wüste von allen Stätten auf Erden sicher die günstigste für ungestörtes Sinnen und — dank ihrer Stille — für das tiefste sich Versenken in die eigene Brust.

Das haben die Morgenländer und die gottbegnadigten, großen Männer unter ihnen auch wohl erkannt.

Der Orient ist die Heimat aller Weltreligionen.

Diejenige, der sich die meisten Seelen zuwandten, der Buddhismus, die Lehre des

Zoroaster, die des Confucius, der Theismus der Juden und der Islam nennen die Wüste ihre Heimat, und auch von Jesus Christus hören wir, daß er sie aufgesucht habe, und zwar nach der für seine Zukunft entscheidenden Taufe, und gewiß mit dem Verlangen, nun zur vollen Klarheit über seinen messianischen Beruf zu gelangen.

Sanya Muni, der spätere Buddha, ging in die Wüste, um in seiner von Liebe für die leidende Menschheit entbrannten Seele zu bedenken, wie es möglich sei, sie vom Schmerz zu erlösen, und er fand dort in sich selbst versunkene Weltflüchtige, und durch sie die Nirwana. Moses zog sich in die Einöde zurück, bevor er sein Volk aus Ägypten führte, und mitten in der Wüste am Sinaiberge beschenkte er es mit dem Gesetz.

So sind denn auf den ärmsten und allem Leben feindlichsten Gebieten der Erde die edelsten und unvergänglichsten Früchte für die Seele der Menschheit erwachsen.

Wenden wir uns nun von diesen allgemeinen Betrachtungen, die auch an das Größte und Erhabenste rührten, der kleinen und bescheidenen Wüstenwanderung zu, die ich im Frühling 1870 unternahm und deren ich mit besonderer Freude gedenke.

Ich hatte schon einen Teil der Sahara und das Nilthal durchwandert, bevor ich mich in die Arabia petraea begab, um Inschriftliches zu sammeln und die Landschaft mit eigenen Augen zu schauen, deren noch ungeschriebene Geschichte ich später verfaßte. Den Gewinn dieser Reise legte ich in meinem Buche „Durch Gosen zum Sinai"*) nieder und — freilich erst nach vielen Jahren — gestaltete ich in der Erzählung „Josua" die Bilder dichterisch aus, die sich mir, während ich dem Sinai entgegenzog, vor das innere Auge gestellt hatten. Aber auch für manche Frage allgemeiner Art, die mich damals bewegte, fand ich in der Stille der Wüste die Lösung, und dazu regte mich mancherlei, das mir begegnete — auch Kleines und Kleinstes — zum Dichten an. Die meisten Poesien, die damals entstanden, sind schlichte Verse in recht einfacher Form, echtes Wüstengrün; denn alle, vom ersten bis zum letzten, ersann ich in der Einöde auf dem Kamel und schrieb sie am Abend, nachdem wir das Zelt bezogen, beim flackernden Lagerfeuer in mein Tagebuch ein. Während der Reise war es mir kaum möglich, die Namen der Höhen und Thäler zu verzeichnen, die ich von dem wackeren 'Ali, einem Schêch des Tawarastammes, empfing, dessen edle Mannesgestalt ich später meinem „Josua" lieh; denn sechs Tage bevor ich die Wanderung antrat, hatte ich den Arm gebrochen, und er lag während der ganzen langen Reise im Gipsverband. Bei Tage, wenn die Sonne ihn traf, verursachte er oft heftige Schmerzen, — wenn wir aber in der Kühlung des Abends und der lautlos stillen Nacht vor den Zelten ruhten, verschwanden sie, und die Stunden, welche ich am Lagerfeuer unter dem glänzenden Sternenhimmel des Südens mit meinen Beduinen verbrachte, gehören so entschieden zu den friedvollsten und freundlichsten meines Lebens, daß ich, wenn ich ihrer gedenke, mich versucht fühle, Heinrich Barth nachzusprechen und zu versichern, daß auch ich selten glücklicher oder doch sorglos heiterer war als in der Wüste.

Dieser Stimmung gab ich, nachdem an einem köstlichen Abend der alte Vater meines 'Ali den Abendstern, welcher in der Arabia petraea alle anderen Himmelslichter an Größe und Glanz weit übertrifft, „Firhan" genannt hatte, in folgenden Versen Ausdruck:

Der Abendstern.

Ich trete vor das Zelt in klarer Nacht,
Des Südens Sterne glüh'n in lichter Pracht.
So groß hat Hesperus, der längst mir traut,
So leuchtend nie auf mich herabgeschaut.
Im fernen Norden, gleich Millionen andern,
Seh' ich ihn hier als Fürst der Sterne wandern.
Sein Glanz erweckt die Ghulen und die Dschinnen,
Der Wüste Geister und des Zeltes Linnen,
Er wandelt es in silbriges Brokat;
Juwelen wirft er auf den Wüstenpfad,
Und in des Urgesteines hartem Dunkel
Zwingt er den Quarz zu blitzendem Gefunkel.
Der Schakal heult in den verlass'nen Minen,
Da hebt den Blick der Schêch der Beduinen;
Ich aber frag' ihn, wie sein Volk benennt
Den hellsten Stern am Wüstenfirmament.
Als kund'ger Führer giebt er Antwort gern:
„Firhan, versetzt er, heißt der Abendstern."
Und ich: „Dies Wort, es ist mir wohl vertraut;
Denn froh bedeutet's und von Lust belaut;
Du aber künde mir, wenn Du es weißt,
Warum den stummen Stern ihr „fröhlich" heißt?"
Da strich der Greis den Bart, den längst ergrauten,
Und sprach, indes wir beide aufwärts schauten:
„Weil, wenn er naht, des Tages Hitze flieht,
Die Ruhe winkt, die Kühlung niederzieht,
Und jeder Allah preiset und die Nacht,
In der die Mühe schläft, die Liebe wacht,
Und wer von Lieb' umfangen wird, ist froh,

*) „Durch Gosen zum Sinai". Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Leipzig, Engelmann. Zweite verbesserte Auflage. 1882.

Drum, fremder Wand'rer, nennen wir ihn so."
Dann schwieg der Schêch, und, wie entrückt dem Leben,
Sah künft'ge Zeit ich mir entgegenschweben.
Die trauteste der Stimmen hört' ich klingen,
Von lieben Armen fühlt' ich mich umschlingen,
Vom deutschen Himmel schaut ein Stern hernieder,
Er spiegelt sich in blauen Augen wieder,
Es ist derselbe, dessen milder Schein
Mir in der Wüste strahlt' ins Herz hinein,
Er grüßt den Wand'rer hold von seiner Bahn,
Und wie ich ihn, so nennt er mich „Firhan".

Nicht nur der alte Schêch, von dem diese Verse berichten, sondern auch die ganze Beduinenschar, die mir durch die Wüste folgte, nannte mich „Abu Bulus", und dies bedarf einer Erklärung. Mein tüchtiger alter Führer, Abu Nabbut, der schon, bevor ich in die Wüste zog, in meinem Dienst gewesen war, hatte ihn mir gegeben, nachdem er zufällig erfahren, daß mein ältester Sohn Paul, d. i. arabisch „Bulus" heiße, denn unter den Muslimen herrscht die Sitte, das Haupt einer Familie nach seinem Erstgeborenen zu nennen. Wer Muhammed heißt und sich früher nach seinem Vater Abu Osman, Sohn des Osman nannte, wird, nachdem ihm ein Sohn Hasan geschenkt ward, hinfort nach diesem, seinem Erstgeborenen, Abu Hasan, gerufen. Ich hörte mich gern Abu Bulus nennen, und die schöne Sitte, der ich dies dankte, gab Anlaß zu einem Gedichte, das ich in der kleinen Schrift „Mein Grab in Theben" mitteilte.

Der alte Nubier, dem ich diesen Namen verdankte, hieß eigentlich Muhammed, und sein Spitzname „Vater des Knüppels" bezog sich keineswegs auf seinen Erstgeborenen, sondern auf ein Abenteuer aus seiner Jugend. Das Wort „Vater" wird nämlich von den Arabern in derselben Weise gebraucht, wie unser „Meister" und „Vater der Gelehrsamkeit" benennt man denjenigen, welcher sich durch solche hervorthut; Abu dakn „Vater des Bartes", wie man meinen lieben Freund und Kollegen Johannes Dümichen im Orient rief, nennt man einen, der sich, wie dieser, durch einen besonders schönen Bart auszeichnet. Ich habe in meinem „Durch Gosen zum Sinai" manches von meinem biederen Abu Nabbut erzählt.

Unter seinem Geleit ließ sich die Wüste sicher durchwandern; denn er war mit den Schêchs aller Beduinenstämme befreundet, und sein weißer Bart wurde von den Wüstensöhnen in hohen Ehren gehalten. Er hatte die Arabia petraea häufig bereist, und zwar als Führer hervorragender Gelehrter, und wußte darum auf alle Stellen zu weisen, die Dean, Stanley, Lepsius u. a. mit besonderem Interesse erfüllt. Auch war ihm bekannt, wie viel Wert Leute unseres Schlages auf Inschriften legen, und die Geschicklichkeit war bewunderungswürdig, mit der er von den Beduinen zu erfragen verstand, ob sie nicht irgendwo etwas „Geschriebenes" an den Felsen entdeckt hätten. Er kannte auch die Namen der Wüstenpflanzen besser als die Araber, für welche ein einzelnes seltenes Gewächs gewöhnlich nur eine Pflanze (nabat) war.

Auch die Beduinenkinder kannten natürlich denjenigen Baum, der uns am häufigsten begegnete, die Sejâlakazie (Acacia Ehrenbergiana), die schon Theophrast unter dem Namen ἄκανθα (Akantha), d. i. Dorn oder Stachelstrauch erwähnt. Abu Nabbat behauptete mit großer Entschiedenheit, die Dornenkrone Jesu Christi sei aus seinen Zweigen geflochten worden, und weil sich dieselben sehr wohl dazu geeignet hätten, nahm ich es mit ihm an, obgleich ich wußte, daß man gewöhnlich glaubt, dies sei vielmehr mit dem palästinischen Judendorn (Zizyphus spina Christi) geschehen. Jetzt weiß ich, daß der Sejâl zu diesem Zwecke nicht gedient haben kann, weil er in Palästina und nördlich von der Arabia petraea schlecht fortkommt, und dieser Umstand, nebst einem andern*), hätte mich beinah veranlaßt, diese Verse zu unterdrücken. Ich teile sie aber dennoch mit, weil man dem Nicht-Naturhistoriker den Irrtum verzeihen wird, den er in der Wüste beging, wohin ihm aus der Bibliothek nichts als die Bibel und einige Karten folgte.

Der Sejâl.

Wohl lieb' ich Rosen, die im Garten prangen,
Von Duft gesättigt und mit Purpurwangen,
Doch ihn auch rühm' ich, der das Wüstenthal
Bescheiden ziert, den dornigen Sejâl.
Die Schirasrose gleicht nur dem Gericht
Auf voller Tafel, die von Speisen bricht,
Doch der Sejâlstrauch ist das selt'ne Brot,
Das die Barmherzigkeit dem Armen bot.
Im Wüstensand, wo alles Leben stirbt,
Der Keim, bevor er fröhlich sprießt, verdirbt,
Beschattet er des Wandersmannes Rast
Und lädt mit süßen Speisen**) ihn zu Gast.
Oft sah ich ihn an meines Pfades Saum,
Kein Knösplein trieb der schlichte Wüstenbaum,

*) Der Sejâlstrauch treibt Blüten, doch habe ich keine solchen gesehen, und er sah mit seinen Dornen so dürr und abstoßend aus, daß ich ihn auch für unfähig hielt, sich mit Blumen zu schmücken.

**) Die harzige Ausschwitzung des Sejâl, aus der man unser „Gummiarabikum" bereitet, wird von den Beduinen in frischem Zustand gern als Würze zu ihrem harten Brote genossen.

Doch schlangen seine Zweige sich zur Krone,
Die einst das Haupt geschmückt dem Gottessohne.
Da prangt' als Rosenschmuck in Purpurglut
Am Holz des Dornstrauchs unsres Heilands Blut,
Und seit er solcher Blumen Pracht getragen,
Darf er hinfort nicht mehr zu blühen wagen.

Eine andere Pflanze begegnete uns in manchem Wüstenthale und war für unsere Dromedare ein wahrer Leckerbissen. Sie duftet an allen Teilen und fast überkräftig, wenn man sie zwischen den Fingern reibt. Ihr botanischer Name ist Cantolina fragrantissima; die Beduinen nennen sie Betharan. Ihr widmete ich kurz vor dem Abschlusse der Reise, nachdem ich schon manche kleine Dichtung meinem Tagebuche anvertraut, ein kleines Gedicht, das in meinem Roman Uarda, Bd. III, S. 89, steht. Ich lege es dem Pentaur in den Mund, der in der Wüste die verlorenen Lieder wiederfand, wie das Betharanenkraut sich im dürren Sand mit süßem Wohlgeruch sättigt.

Strenge wissenschaftliche Arbeit und der akademische Beruf hatten mich jahrelang der Muse, die doch nicht aufhören wollte, mir mit lockenden Blicken zu winken, entfremdet, und auch auf der Wanderung durch die Wüste durfte die dichterische nur bescheiden neben der gelehrten Thätigkeit hergehen. Jene hat damals freilich oft genug ihr Recht gefordert, und nach einem langen stillen Ritt, der im Wadi Gharandel, das gewöhnlich für das Elim der Bibel angesehen wird, sein Ziel fand, schrieb ich beim Feuer des Lagers die folgenden Verse nieder:

Wüstenschweigen.

So still ist alles rings umher,
Als ob die Welt gestorben wär',
  Das Ohr will schlafen gehen.
Der Blick schaut an dem Einerlei
Der stummen Wüste satt vorbei,
  Hat müd' sich dran gesehen.

Heut' ist es, wie es gestern war;
Weichfüßig wiegt das Dromedar
  Mich lautlos in die Weite;
Sein steter Schritt verhallt im Sand,
Der Zügel sinkt mir aus der Hand,
  Weiß nicht, wohin ich reite;

Ich weiß nicht, was das Ohr ergreift,
Nicht, was den Blick des Auges streift,
  Ein Alpdruck lähmt die Sinne, – –
Und in dem Schweigen weit und breit
Versinkt der Raum; die müde Zeit
  Entschlummert und hält inne.

Verstummte auch des Herzens Schlag?
Ist's Nacht, ist's Morgen oder Tag,
  Ich kann es nicht bezeugen . . —
Ein Ruf, ein Schrei . . Da steht das Zelt.
Man redet, — das Kamel, es hält,
  Bereit, das Knie zu beugen.

Ermuntert greif' ich an die Brust; —
Daß alles schwieg, blieb mir bewußt,
  Und doch, wie soll ich's deuten?
Nun mich des Lagers Lärm umschallt
Ist mir's, als sei in mir verhallt
  Ein festlich helles Läuten.

Ein Sang und Klang gar wundersam,
Den ich soeben noch vernahm, – –
  Ist mir's, als sei verklungen
Ein Zwiegespräch, das klar und laut,
Das ernsten Sinns und doch so traut,
  Mir tief ins Herz gedrungen.

Noch tönt mir's in der Seele nach:
Da war's auch, wo es klang und sprach,
  Wie gern hab' ich's vernommen!
Erst durch der Beduinen Sang,
Der Hämmer und der Rede Klang
  Ist es zur Ruh' gekommen.

Was damals mir das Herz umrauscht,
Was ich, wie alles schwieg, erlauscht,
  Gern gäb' ich's euch zu eigen:
Doch was bin ich? Und kein Prophet,
Kein Engelsmund ist so beredt,
  Wie stummes Wüstenschweigen.

Der Hauptzweck meiner Reise, den Spuren der zum Sinai und nach Palästina ziehenden Hebräer zu folgen und den biblischen Bericht mit dem Erdlokal, das ich durchzog, zusammen zu halten, durfte ich nicht aus den Augen verlieren, und während dieser steten Beschäftigung mit dem Schicksal der auswandernden Volksmenge wurde mir ihr Bild so lebendig, als hätte ich mich mitten unter ihr durch die sandigen, wasserlosen Thäler und die kahlen, felsigen Schluchten dieser öden Halbinsel zu winden. Ich sah hier die Not der aus dem Frieden des Hauses gerissenen Weiber, der verzweifelnden Mütter, denen es an Nahrung für den geliebten Säugling gebrach, vor Augen und hörte das empörte Murren der Männer, die sich betrogen und ins Elend geführt zu werden wähnten, und da mir die Schickung schon jung manchen Schmerz auferlegt und mich mit der läuternden und erhebenden Kraft des Leides vertraut gemacht hatte, kamen mir — es war in der besonders unwirtlichen und steinigen Felsenschlucht des Wadi Schellal — die folgenden Verse in den Sinn:

„Sonderling" heißen sie Dich. Geh hin nur und schäm' Dich des Titels,
Wenn Du die Drohne nur bist, die sich vom Schwarme getrennt. –
Freue Dich sein, wenn Du fühlst mit Leid im verwundeten Herzen,
Daß Dir der Schwarm nicht gefolgt, weil Du zu hoch Dich erhobst.

München. 17 Febr 1890.

Georg Ebers.

Die Frucht der Leiden.

In diesen öden Thälern ist's gewesen,
Wo Israel dem schwersten Leid erlesen,
Und hier, wo ihm verzagend und verschmachtet,
Die Kraft erlahmt, die Hoffnung sich umnachtet,
Hier hat das Volk in seinen bängsten Stunden
Das Licht des Lebens, seinen Gott gefunden.
Und was den bangen Wandrern da gescheh'n,
Erfahren alle, die durchs Leben geh'n.
Denn wie daheim im dunklen Ackerland,
Dem tiefe Wunden schlug des Pflügers Hand,
Die reichste Frucht entsprießt in Herbstestagen,
Erweckt in Herzen, die das Leid geschlagen,
Ein Licht so herrlich wie der Stern, der helle,
Der einst den Weg wies zu des Christkinds Schwelle.

Den Verlauf meiner Wanderung findet man in „Durch Gosen zum Sinai" beschrieben. Ich schildere darin auch die Landschaft, die ich durchzog, und suche festzustellen, in welchen Stätten der Sinaihalbinsel man den Schauplatz der wichtigsten Ereignisse der Exodusgeschichte wiederzuerkennen hat. Die Verse, welche ich an der Stelle, wo Mose den Quell aus dem Felsen am Horeb geschlagen haben soll, und bei einer anderen, die man für den Schauplatz der Amalekiterschlacht hält, dichtete, wurden schon veröffentlicht.

Im Kloster der Erscheinung, das jetzt der heiligen Katharina geweiht ist, fanden wir gastliche Aufnahme und erstiegen von dort aus die Höhen des Gebirgsstockes, der heute und sicher seit der Zeit des Justinian für den Sinai der Schrift gehalten wird. Die Mönche sind eine Schar von ungelehrten und von keinem höheren geistigen Streben beseelten Männern griechischer Konfession. Einige üben Handwerke, andere weihen sich der Pflege des schönen Klostergartens, in dem mancherlei Blumen und Früchte auf dem schwarzen Boden gedeihen, der von Ägypten aus hieher transportiert ward. Infolge des freundlichen Winkes eines recht wohl unterrichteten Laienbruders, der früher in Macedonien Schulmeister gewesen und auf einer Wallfahrt zum Sinai erkrankt, im Kloster zurückgehalten worden war, drang ich auf den Boden unter dem Dach der Kirche und entdeckte dort die Namen des Baumeisters dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Bauwerkes, Ailisios und seiner Gattin Nonna. Doch ich habe ja das Kloster der Erscheinung, was es birgt und seine Umgebung, schon an einer andern Stelle eingehend beschrieben und auch der Pilger gedacht, die sich dort nach mancher an Entbehrungen und Mühseligkeiten überreichen Wanderung am Sarge der heiligen Katharina einer so tiefen, an Verzückung grenzenden Andacht ergeben, daß ich nirgends gleich tief ergriffene und dazu ausdauernde Beter gesehen zu haben meine.

Das Leben der Mönche machte dagegen weder im Alltagsleben, noch beim Gottesdienste einen würdigen oder gar erhebenden Eindruck; nur zwei Greise, die dem Garten mit reiner Liebe vorstanden, stille, alte Männer mit hübschen, friedlichen Gesichtern, schienen mit frommer Seelenruhe dem Rufe des Erlösers, dem sie das Leben geweiht, entgegen zu harren.

Leider sollte der Abschied vom Kloster der Erscheinung recht unfreundliche Eindrücke in uns zurücklassen; denn im Hofe entspann sich ein Streit zwischen den Führern verschiedener Beduinenstämme, von denen jeder das Recht, uns und einer anderen Reisegesellschaft Kamele zu liefern, für sich in Anspruch nahm. Ein furchtbares Geschrei erhob sich, es kam zu Thätlichkeiten, wohl die Hälfte der Mönche mischte sich mit Stangen und Stöcken in dieselben, und auf der Strecke, die zwischen dem Kloster und unsrem

nächsten Nachtquartiere lag, entstanden die folgenden Verse:

Wie tobte doch der Streit so laut und wild
Im Klosterhof vor des Erlösers Bild,
In den der Andacht fromm geweihten Hallen
Hört' ich heut' fluchen, sah ich Schläge fallen.
Wo Mensch zu Menschen sich gesellt hienieden,
Entweicht gesenkten Haupts der stille Frieden.
Im Wüstenschweigen ward das Herz mir weit; —
Hier dacht' ich sei kein Raum für Haß und Streit,
Und fand doch beide in den heil'gen Räumen,
Von deren Weihe fromme Pilger träumen.
Ich sah auch in der Wüste stillsten Klausen
Der Welt entwichne Eremiten hausen,
Und als ich näher trat dem frommen Kreis,
Vertraute mir sein Haupt, ein würd'ger Greis
Am Feuer war's, in stillen Abendstunden:
„Was ich gesucht, ich hab' es nicht gefunden.
Wie tief der Schacht auch war, den ich erlesen,
Als Schatten folgte mir das eigne Wesen,
Die alten Kämpfe all, sie tobten fort,
Der Streit blieb mein, ich tauschte nur den Ort.“

Der Schluß dieser Verse bezieht sich auf ein Erlebnis, das mir zwar nicht in der Sinaiwüste, wohl aber in einem kleinen französischen Kloster in der Provinz Algier begegnete.

Auf der Höhe der Gebel Musaspitze des Sinai habe ich das folgende Gedicht concipiert. Im Kloster der Erscheinung schrieb ich es beim Licht einer kleinen Öllampe nieder, die den alten Lucernen aus byzantinischer Zeit völlig glich, von denen man im ägyptischen Fajjum so viele ausgrub. Die Wüste ist konservativ. Wie dies kleine Gerät, so hat sich das Leben, haben sich Sitten und Trachten der Beduinen von den Erzvätern an bis Ammianus Marcellinus, der sie beschrieb, und von diesem bis auf uns unverändert erhalten. Auch in der Natur der Wüste ist seit Jahrhunderten alles sich gleich geblieben, und wie in unvordenklicher Zeit, so wirkt ihr eigenartiges Wesen heute noch auf die Seele der Menschen. Etwas Feierliches, zur inneren Einkehr und dann wieder zu eifrigem Denken an die letzten Dinge Mahnendes, liegt in ihrer sonderbaren Stille und unbegrenzten Größe. Wer auf dem Gipfel des Sinaiberges, wenn er einsam und von lautloser Ruhe umfangen, auf die öden Felsengebilde und sandigen Thäler der Wüste und die Wogen des Meeres hinabschaut, sich nicht von frommen Schauern ergriffen fühlt, dessen Brust ist überhaupt jeder tieferen Regung verschlossen. Der Teil meiner Gedanken, denen ich dort oben in Worten Ausdruck gab, mag an der Stelle, wo sie mir kamen, naheliegend genug sein; doch um ihrer Unmittelbarkeit willen dürfen sie, denk' ich, beanspruchen, hier als letztes „Wüstengrün“ mitgeteilt zu werden. Sie haben, wenn ich von wenigen glättenden Strichen absehe, daheim keinerlei Veränderung erfahren.

Auf dem Sinai.

So weit die Augen in die Ferne reichen
Von dieses Bergs granit'nem Riesenleibe,
Seh' ich nur Wogen, die den Fels bestreichen,
Und über Wüstenei'n des Sands Getreibe.

Da ruht das Meer, das stille, heiß besonnte,
Das salzige, das feind dem Menschenleben,
Und öd' und fruchtlos bis zum Horizonte
Die Wüste dort, die wir durchwandert eben.

Wär' es mir nun vergönnt, mit starkem Flügel
Zu folgen jenes Adlers Sonnenbahnen,
Dann überschaut' ich der Sahara Hügel
Bis zu des Westens fernen Ozeanen.

Dann dürft' ich auch die tiefen Meere alle,
Die wald'gen Berge, Äcker, Wüsteneien,
Die sich auf unsrem kleinen Erdenballe
In bunter Folge aneinanderreihen,

Durchmustern aus der lichten Himmelsbläue,
Und die beklomm'ne Seele würde fragen:
„Du, der da schuf und hegst mit Vatertreue
Uns, Deine Kinder, die Dein Bildnis tragen,

„Warum, o Herr, ließt Du die weit'sten Zonen,
Die größten Flächenräume dieser Erden,
Die Du uns schenktest, daß wir sie bewohnen,
Zu Meer, Morast und dürrem Staube werden?

Was nahmest Du den armen Kreaturen,
Die alles Deiner Vaterhuld verdanken,
Von Deinem schönsten Werk, den blum'gen Fluren,
Den Hügeln, die mit Reben sich umranken,

Dem schatt'gen Wald, den freundlichen Geländen,
Den Bergen, die das grüne Heim der Quellen,
So Vieles mit den sonst so güt'gen Händen,
Um grauem Sand und unfruchtbaren Wellen

So großen Raum verschwendend zu gewähren?
Was willst am Pol Du mit den weiten Flächen
Von starrem Eis, die nichts Beseeltes nähren?
Die Nacht läßt Du die Tage unterbrechen,

Der Winter führt, was froh erwuchs, zu Grabe ..“ —
Da reckt der Fels sich wie ein lebend Wesen
Und ruft mir höhnend zu: „Vermess'ner Knabe!
Fahr' fort: Was atmet, ist dem Tod erlesen.“ —

Und weiter schallt's — tönt so der Steine Lachen? —
„Vielleicht auch bist Du tot und wähnst zu leben,
Du schläfst am Ende, Thor, und meinst zu wachen,
Und eitles Träumen ist Dein rastlos Streben.

Zu karg bedacht schien Dir bei Deinem Gaffen
Der Mensch mit Wald und Feld und grünem Rasen;
Doch merk': Als Wüste ward die Welt geschaffen,
Und was euch nährt und freut, sind die Oasen.“

Der Spatz von Bildung.

Spatz und Spätzin waren gerne
Auf dem Schindelhof zu Gast,
Zeitig schon beim Morgensterne,
Spät noch bis zur Abendrast.

Körner, Kirschen, Zuckerschoten
Und der Trauben süßes Blut,
Was nur Feld und Garten boten,
Ihnen schmeckte Alles gut.

So ging's Jahr für Jahr ganz munter,
Doch an einem Unglückstag
Hagelt' es so derb herunter,
Daß schier Alles öde lag.

Hungrig flatterte im Kreise
Das bestürzte Spatzenpaar,
Nirgend noch so dürft'ge Speise,
Strenge Fasten ganz und gar.

„Dieser arme Schindelbauer!"
Sprach der Spatz, — „mir geht's zu nah!
Das ist eine größre Trauer,
Als ich je im Leben sah!

Nicht ein Korn ist ihm geblieben,
Nicht ein Beerlein am Spalier,
Kaum daß noch ein Dutzend Rüben
Und ein Schock Rapünzchen hier!

Machen wir uns leis' von dannen,
Denn der Mann vergeht vor Schmerz,
Leer sind Scheuer, Kist und Schrannen,
Ach, mir greift's zu sehr ans Herz!"

Sprach die Spätzin: „Ei, verliere
Doch mit Floskeln nicht die Zeit!
Not ist's, daß ich schnabuliere,
Und der nächste Hof liegt weit."

Worauf er: „Warum wir scheiden,
Weiß ich ganz so gut wie Du.
Doch es schicklich einzukleiden,
Kommt dem Spatz von Bildung zu."

Robert Waldmüller.

Mark Brandenburg.

Ein armes Land! Des dürren Sandes Welle
Umflutet seine Wälder, seine Auen —
Und Bruch und Moor auf mancher öden Stelle! —
Ein schönes Land! Mit blauen Augen schauen
Aus Buchenpracht und dunklem Grün der Erlen
Die stillen Seen dem Wandersmann entgegen!
Ein reiches Land! Die schweren Körner perlen
Auf jede Tenne von der Ernte Segen!
Ein starkes Land! Denn ein Geschlecht von Helden
Hat es erzeugt aus seines Wesens Walten!
Und deines Volkes Ehrenbücher melden
Die hehren Werke jener Lichtgestalten.

Emil Wolff.

„Als du ein Kind noch warst . . ."

Als du ein Kind noch warst,
Hat er sich dir versprochen,
Mit deiner Kinderhand
Hast du mein Glück zerbrochen.

Ich geh vorüber ihm,
Als stünd' er nicht am Wege,
Als ob im Herzen mir
Sich's nicht wie Sturmwind rege.

Ich hör' ihm zu, als ob
In meiner Seele Tiefe
Von allem, was er spricht,
Nicht längst ein Echo schliefe.

Ich gehe friedlos hin
Durch öde Tag' und Wochen, —
Als du ein Kind noch warst,
Hast du mein Glück zerbrochen.

Anna Klie.

Unheilbar.

Der Wunderdoktor kam ins Land;
Ade nun, Pflaster und Verband!
Die Lahmen tanzen um die Wette,
Die Blinden greifen zur Palette,
Die Buckeligen stehn Modell,
Der Greis wird wieder Junggesell,
Das Paradies, Hallelujah!
Das ewige Jubiläum ist nun da.
Und dich allein, bethörter Mann,
Ficht solche Freudenpost nicht an?
In deines Wahnsinns Schlangennest
Hält ewig dich die Schwäche fest?
Dir graut es, daß die böse Wunde
Zur allgemeinen Norm gesunde?
Das schwarze Gift, das schwärend schäumt,
Der Schmerz, der sich den Himmel träumt,
Die ewig hoffnungslose Qual
Ist dein unselig Ideal?
Ermanne dich, und laß dich zu ihm tragen;
„Steh' auf und wandle!" wird er sagen.

Ihr meint es gut; doch schweigt nur still,
Dieweilen ich verzweifeln will
In meines Wahnsinns Schlangennest;
Ein Lump ist, wer sich trösten läßt.

A. Fitger.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Post festum

Lustspiel in einem Aufzuge von Ernst Wichert.

Personen:

General a. D. von Oberberg.
Mathilde, seine Frau.
Frida, seine Tochter.
Emilie von Lautern, ihre Freundin.
Professor Walter Stern.
Regierungs-Assessor Fritz von Brunnen.
Lohndiener.
Dienstmädchen.

(Tanzsaal in der Wohnung des Generals, mit mäßigem Luxus eingerichtet. Die Gesellschaft ist soeben aufgebrochen. Die Lichte auf dem Kronleuchter sind tief herabgebrannt. Die Stühle stehen unordentlich. Auf den kleinen Tischen Gläser aller Art, Glasteller, Kaffeetassen. Ebenso auf dem Flügel seitwärts.)

Erster Auftritt.

Der General, Generalin, Frida verabschieden an der Mittelthür die letzten **Gäste** (Herr, Dame, Töchter). Etwas weiter vor **Emilie** und **Assessor von Brunnen.** Durchweg Ball-Toilette.

Emilie (halb bedauernd). Nun werden Sie wohl auch gehen, Herr Assessor; dort verabschieden sich schon die letzten Gäste.

Brunnen (hält ihr die Hand hin). Adieu, Fräulein Emilie!

Emilie. Das haben Sie mir schon sechsmal gesagt. Also zum siebentenmal: Gute Nacht.

Brunnen. Geben Sie mir nur noch ganz rasch Ihre Hand!

Emilie. Da und adieu.

Brunnen (hält ihre Hand und sieht sie sehr verliebt an). Adieu, Fräulein Emilie! (Geht nach der Thür und nimmt dort von den Wirten Abschied.)

General. Haben Sie unsern allerbesten Dank, lieber Freund.

Generalin. Es war sehr liebenswürdig, daß Sie bei uns ausdauerten, bis unser enges Entree sich geleert hatte.

General. Sehr liebenswürdig. — Leben Sie wohl, Herr Assessor. Hoffentlich gehen Sie nicht ganz unbefriedigt fort.

Brunnen (mit einem Blick auf Emilie). Ach —!

Frida (zu den jungen Damen). Wenn Ihr Euch nur ein wenig amüsiert habt —!

General. Ade, ade. Kommen Sie gut nach Hause, gnädige Frau. Erkälten Sie sich nicht, meine Fräuleins ... Ich bitte Sie, keine Ursache. Der Schelm giebt's besser, als er's hat. Nochmals schönsten Dank!

Die Gäste (nach feierlicher Verabschiedung durch die Mitte ab).

General (sobald sich die Thür geschlossen hat). Gott sei Lob und Preis — das waren die letzten!

Generalin. Aber Rudolf!

General. Was — was?

Generalin. Sie hören ja alles durch die dünne Thür.

General. Ich sage doch nur ganz im allgemeinen, daß —

Generalin (horchend). Sie sprechen draußen noch.

General. Aber jeder Mensch weiß, daß es für den Ballgeber keine Annehmlichkeit ist, bis tief in die Nacht hinein —

Generalin. Wenn Du wenigstens Dein lautes Organ etwas mäßigen möchtest!

General. Mein lautes Organ! Weshalb bin ich denn außer Dienst gestellt, als weil es für das Kommando nicht mehr ausreicht? Heiliges Kreuz —

Generalin (legt ihm die Hand auf den Mund. Ganz ruhig). — Bombenelement, Alter, unsere Gäste sollen in Frieden abfahren.

General. Ich muß mir Luft machen. Eine solche Gesellschaft in engen Räumen ist doch die reine Tortur. In unserem bequemen Logis von damals — das war etwas anderes. Aber ein pensionierter Offizier —

Generalin. Streckt sich nach der Decke.

General. Und läßt das Ballgeben bleiben. Was ist denn die Uhr? (Sieht nach seiner Taschenuhr.) Gleich halb zwei — man könnte schon drei Stunden schlafen.

Frida. Ich finde es noch sehr früh, Papa. Man brach so schnell auf ... Der Kotillon wurde so übereilt.

General. Die ganze Gesellschaft war langweilig zum Sterben. Man saß bei Tisch so enge, daß es ein Kunststück war, mit Messer und Gabel zu operieren. Der Rotwein war zu kalt, der Weißwein zu warm.

Generalin. Du bist aber heut' auch mit allem unzufrieden.

General. Die Dienerschaft konnte nicht um die Stühle herum.

Generalin. Wäre unsere Friederike nur etwas geschickter gewesen. Das Mädchen läßt sich so schwer anleiten.

General (setzt einige Stühle zurück). In dem kleinen Rauchzimmer war's zum Ersticken. Aber die Thür sollte ja nicht geöffnet werden.

Frida. Warum bemühst Du Dich aber mit den Stühlen, Papa? Morgen muß ja doch gründlich aufgeräumt werden.

General. Es ist mir zu ungemütlich, wenn alle Möbel im Zimmer herumstehen. Lieber will ich ein Schlachtfeld nach dem letzten Kanonenschuß abpatrouillieren, als in so einem eben von der Gesellschaft verlassenen Quartier auch nur zehn Minuten hausen.

Emilie. Wir können ja aber sogleich ein wenig Ordnung schaffen.

Frida. Das ist nichts für den Gast. Ich bedaure nur, daß ich Dich nicht schon zur Ruhe schicken kann. Mein Stübchen ist, wie Du weißt, als Damengarderobe benutzt worden. Dein Bett muß erst noch aufgestellt werden.

Emilie. Es hat ja auch gar keine Eile. Ich freue mich nur, daß ich nicht mehr den weiten Weg bis zur Vorstadt in dem kalten, abscheulichen Wetter zu machen habe. (Zur Generalin.) Es war sehr gütig, gnädige Frau, daß Sie mich zur Nacht behalten wollten.

Generalin. Frida hatte sich das gleich ausgebeten. (Sie beschäftigt sich damit, die Gläser und Tassen zusammenzusetzen.) Wieder ein zerbrochenes Glas. Ich zähle da schon das sechste — zum Glück von dem geliehenen Geschirr.

Frida. Vier davon kommen auf Professor Stern. Er hatte das Unglück, den Diener anzustoßen, als er eben die Bowle brachte.

Generalin. Der Schade ist noch nicht so groß. Aber der Wein lief in Strömen vom Brett hinab. Einige seidene Schleppen sind verdorben.

General. Überhaupt dieser Professor —! Wo er ging und stand, passierte etwas.

Emilie. Er konnte ja aber nicht dafür. Das Brett stieß an seine Schulter, als er sich eben umdrehte, einer Dame Platz zu machen.

Frida (drückt ihr die Hand). Ich danke Dir.

Generalin. Er hat der Frau Rittmeister von Krause den Fächer zerbrochen, den sie auf den Stuhl neben sich gelegt hatte; er mußte sich ja gerade da hinsetzen.

General. Und mir ein neues Spiel Karten ruiniert, in das er, ohne zu spielen und zu rauchen, ein brennendes Zündhölzchen warf.

Emilie. Warum hatte er's denn angesteckt?

General. Ja, das weiß er wahrscheinlich selbst nicht. Er vergnügte sich eine Weile damit, ein Zündhölzchen nach dem andern in Brand zu setzen, bis die Schachtel leer war. Ein ganz unglaublicher Kerl!

Frida. Papa!

General. Ja, verteidige ihn nur. —

Lohndiener (mit einer Trittleiter). Erlauben die Herrschaften, daß ich die Lichte auf dem Kronleuchter auslösche?

Generalin. Thun Sie das.

General (zu Frida). Ich denke, Du bist selbst empfindlich genug enttäuscht worden. Weshalb haben wir diese ganze Gesellschaft mit Tanz gegeben, die wir keinem Menschen schuldig waren? Professor Stern sollte auf die beste Art ins Haus eingeführt werden, nachdem er seine neue Professur hier angetreten und uns bei seiner Visite verfehlt hatte. Du konntest ihn nach Deiner Rückkehr von Bonn im letzten Herbst gar nicht genug als einen ebenso geistvollen wie munteren und liebenswürdigen Mann rühmen.

Frida. Daß er ein wenig sonderbar sei, sagte ich doch gleich.

General. Ein wenig! Wenn Du das ein wenig nennst ... Ein rechter Stockfisch ist er, mit dem sich bei aller Bemühung nichts anstellen läßt. Der Frack schien ihn zu genieren, als ob er ihm nicht gehörte; den Hut hab' ich ihm dreimal aus der Hand genommen, das heißt, nur das erstemal seinen eigenen, die beiden anderen Male einen fremden, den er von irgend einer Möbelecke an sich gezogen hatte. — Eine Tasse Thee gefällig? — „Danke sehr, ich trinke ihn immer erst eine Stunde später.“ — Wollen Sie die Güte haben, meine Tochter zu Tisch zu führen? — „O gewiß — wenn Sie befehlen!“ — Gießen Sie sich ein Glas roten oder weißen Wein ein? — „Wenn Sie die Freundlichkeit haben wollen.“ — Warum tanzen Sie denn nicht, lieber Herr Professor? — „O — ich kann gar nicht tanzen.“ — Spielen Sie Karten? — „Nie.“ — Aber Sie rauchen doch? — „Jetzt gerade nicht.“ — Zum Verzweifeln! Und da stand er nun gerade immer da, wo er im Wege war.

Emilie. Entschuldigen Sie, Herr General: wo er Frida am besten beobachten konnte.

General. Ohne doch ein Wort mit ihr zu sprechen. Ich glaube, nicht einmal bei Tisch.

Mädchen (eintretend). Die Kochfrau läßt fragen, ob die gnädige Frau noch etwas zu befehlen haben. Sie ist so weit fertig.

Generalin. Ich komme hinaus, sie abzulohnen. (Ab nach rechts.)

Mädchen (zum Diener). Helfen Sie mir die Tischplatten beiseite schaffen.

Diener. Sogleich. (Beide ab.)

Frida. Deine Schilderung ist etwas drastisch, Papa. Aber ich will Dir zugeben, daß ich selbst Professor Stern heute gar nicht wiedererkannt habe. Ich sah ihn in Bonn stets nur im Familienkreise seiner Kollegen und darf versichern, daß er da immer gut gelaunt und sogar gesprächig war, auch ein Glas Wein nie verschmähte und abends meist mehr als eine Cigarre rauchte. Mir gegenüber verhielt er sich anfangs ein wenig scheu, aber ich merkte bald, daß ich ihm gefiel, und wir sind dann die besten Freunde geworden. Ich glaubte ihn sogar im Verdacht haben zu dürfen, meine gütigen Wirte, Onkel Professor und Frau, meinetwegen häufiger zu besuchen, als er sich sonst gedrungen gefühlt hätte. Nimm mir diese kleine Eitelkeit nicht übel, Papa. Nun freilich finde ich ihn wie verwechselt. Vielleicht meint er den Ordinarius nicht würdig genug repräsentieren zu können.

Emilie. Ach — in so ganz fremder Gesellschaft ...

Generalin (kommt zurück). Willst Du nicht den Klavierspieler abfertigen, er soll noch immer im Nebenzimmer stehen.

General. Den hatte ich in den Tod vergessen. Zehn Mark, nicht wahr?

Generalin. Zwölf wird wohl das mindeste sein.

General. Für die Klimperei, die ich die ganze Nacht nicht aus dem Ohr bekomme! (Ab nach links.)

Frida. Du bist mit Deinem Assessor glücklicher gewesen. Er hat fast nur mit Dir getanzt.

Emilie. Das wüßte ich doch nicht. Ich hab' ihn oft genug fortgeschickt.

Frida. Er ist aber immer wieder gekommen.

Emilie. Ein hübscher, gewandter, allerliebster Mensch, nicht wahr?

Frida. Du, Du!

Emilie. Was denn?

Frida. Bei Tisch wurdet Ihr plötzlich Beide so still?

Emilie. Ich will Dir's nur gestehen, Liebste. Mir war meine Serviette heruntergefallen, wir bückten uns Beide nach ihr unter den Tisch, und da — sagte er mir etwas.

Frida. Und Du?

Emilie. Ach — ich war so erschreckt. Später aber

zogen wir zusammen einen Knallbonbon. Es war gerade ein Vers darin, der auf uns paßte, den haben wir geteilt.

Frida. Dann fehlt ja aber jedem Anfang oder Ende.

Emilie. Es kommt doch nur darauf an, was man sich dabei denkt. Er hat seinen Teil in dem kleinen goldenen Büchelchen an seiner Uhrkette verwahrt, und ich den meinigen in dieser Kapsel.

Frida. Da kann man also wohl gratulieren?

Emilie. Nein, noch nicht. Das letzte Wort ist noch zu sprechen. Ich glaube, er hatte sich darauf verpitzt, mich nach Hause begleiten zu können.

Frida. Der Weg bis zur Vorstadt „in dem tollen, abscheulichen Wetter" wäre Dir also gar nicht so unlieb gewesen, als Du vorhin heucheltest?

Emilie. Du mußt auch nicht gar zu viel wissen wollen. Übrigens — zu leicht möchte ich es ihm doch nicht machen. Es ist möglich, daß wir einander begegnen, wenn ich nach Hause gehe ... Er hat mir die Zeit abgefragt.

Frida. So, so!

Emilie. Ach, ich werde die Nacht gar kein Auge schließen können. Vielleicht wird's ihm wieder leid.

Frida. Närrchen!

Generalin (die sich mit dem Wegräumen der Gläser beschäftigt hat). Was zischelt Ihr da zusammen?

Frida. Ballgeheimnisse, Mamachen.

Generalin. Papa hat eigentlich ganz Recht: Professor Stern ist der ungeschickteste und langweiligste Mensch, der mir je in der Gesellschaft vorgekommen. Ich habe mir zwei-, dreimal die Mühe gegeben, ihn ins Gespräch zu ziehen — er war ganz Verlegenheit und gab die konfusesten Antworten. Ich begreife nicht, wie Du —

Frida. Aber ich sage ja kein Wort zu seiner Verteidigung.

General (kommt zurück). Können wir nun endlich schlafen gehen?

Generalin. Wo denkst Du hin, Alter? Du weißt ja doch, daß unser Schlafzimmer völlig ausgeräumt werden mußte. Es wird gut eine halbe Stunde dauern, bis die Betten wieder aufgestellt sind.

(Der Diener und das Mädchen tragen eine Tischplatte hinüber.)

General. Sehr amüsant. — Meinen Hausrock, Friederike!

Mädchen. Gleich, gnädiger Herr.

Generalin. Er wird draußen in den Schrank gehängt sein.

General. Machen wir es uns also hier nach Möglichkeit bequem. (Er zieht einen kleinen Tisch vor und einige Sessel heran. Sich setzend.) So, ich sitze wenigstens. Wenn's gefällig ist, meine Damen ...

Generalin (stellt eine Lampe auf). Man kann wirklich nichts Gescheideres thun, als abwarten.

General. Weißt Du, daß mich hungert?

Generalin. Ach —!

General. Ich bin ein so aufmerksamer Wirt gewesen, daß ich mein eigenes leibliches Wohl ganz vernachlässigt habe. Das Filet schien sehr weich zu sein.

Generalin. Es ist alles längst kalt geworden.

General. Eine angebrochene Flasche Wein ist wohl zu haben? Ich muß meinen Ärger herunterspülen.

Frida. Gewiß, Papa. (Sie geht hinaus und bringt roten und weißen Wein.)

General. Auch für Euch Gläser!

Emilie (folgt Frida und holt mehrere Gläser, sowie eine Schale mit Süßigkeiten herbei).

Generalin. Aber jetzt mitten in der Nacht ...

Das Mädchen (kommt zurück). Der Schlafrock des gnädigen Herrn ist nicht zu finden.

General. Auch gut! — Die Cigarren, Friederike!

Mädchen. Der Diener hat sie verwahrt. (Die Generalin spricht mit ihr, worauf sie abgeht.)

General. Das ist gefährlich. Hoffentlich hat er die Kiste anstandshalber nicht gänzlich ausstibitzt. (Zu Emilie.) Etwas Pumpernickel und Käse wäre mir lieber. Aber, danke, danke. Was darf ich Ihnen einschenken?

Emilie (mit der Hand abwehrend). Nein, nein ... Mir ist schon so warm —

Frida. Das glaub' ich.

General. Ah, nichts da! Sie müssen mir Gesellschaft leisten. Setzt Euch, Kinder.

Generalin. Wie Du willst. (Sie setzen sich um den Tisch, eine Kiste mit Cigarren, ein Taburet mit Butter, Käse und Pumpernickel wird gebracht.)

General. Nun wollen wir es uns einmal post festum gemütlich werden lassen. (Die Hausglocke schellt.) Was ist denn das?

Generalin. Die Leute mögen beim Aufrichten der Tischplatten im Flur an die Glocke gestoßen haben.

General. Es klang doch, als ob sie ganz regelrecht geläutet wurde. Sollte es einem von den Gästen leid thun, schon so zeitig aufgebrochen zu sein?

Frida. Wahrscheinlich einer von der Dienerschaft, dem sich die Thür geschlossen hat.

General. Wir werden ja hören.

Mädchen (eintretend). Herr Professor Stern läßt um die Erlaubnis bitten, noch einen Augenblick eintreten zu dürfen. Er habe etwas vergessen.

Generalin. Der Professor. Da haben wir's.

Frida. Professor Stern? Sonderbar.

Generalin (giebt dem Mädchen einen Wink.) Bitte.

Mädchen (öffnet die Thür).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Professor Stern (im Winterüberzieher, den Hut in der Hand).

Stern (grüßt flüchtig und geht sogleich seitwärts nach dem Fenster). Entschuldigen die Herrschaften gütigst ...

General. O — bitte sehr.

Stern. Stören Sie sich gar nicht. (Er hebt die Fenstervorhänge auf beiden Seiten auf, sieht auf dem Erdboden darunter nach, ebenso auf den Stühlen, geht weiter ans Klavier, hebt die auf demselben liegenden Noten ab, wirft dabei ein Glas um, besichtigt dann ebenso ein Schränkchen, auf welchem eine Gipsfigur steht, stellt seinen Hut auf einen Stuhl und greift mit dem Arm hinter das Möbel.)

General (ihm verwundert zuschauend). Aber was suchen Sie denn eigentlich, Herr Professor?

Stern. Ah ... es muß sich ja finden. (Er sucht weiter, kniet nieder und faßt unter das Schränkchen, sieht wieder auf und untersucht ein Sofa.)

Generalin. Man könnte das Mädchen rufen.

General. Unerhört. Nun platzt mir bald die Geduld.

Generalin. Ruhig, Alter, ruhig.

Stern (tritt an den Tisch, hebt die Decke auf, öffnet die Cigarrenkiste und sieht hinein, schüttelt den Kopf und sucht weiter).

Frida. Aber wollen Sie uns nicht sagen, bester Herr Professor ...

Stern. Ach, mein gnädiges Fräulein, Sie sind zu gütig. Wahrscheinlich im anderen Zimmer ... erlauben Sie! (Er hebt die Lampe auf und will sich damit entfernen.)

General (einschreitend). Wo wollen Sie denn mit der Lampe hin?

Stern. Nur einen Augenblick ...

Generalin (zupft ihren Mann am Rock). Ruhig!

General. Da kann der selige Hiob wild werden. (Nimmt Stern die Lampe ab.) Wenn ich mir nochmals die Frage erlauben darf —: was suchen Sie?

Stern. Mein Schlüsseltäschchen. Die Wirtin steckt es mir regelmäßig ein, wenn ich abends ausgehe. Es ist der Hausschlüssel und der Schlüssel zur Entreethür darin.

Generalin. Haben Sie auch schon im Überrock gut nachgesehen?

Stern. In allen Taschen. Die Schlüssel sind nicht da.

Frida. Aber wie sollten sie hierher ins Zimmer gekommen sein?

Stern. Das weiß ich eben nicht. Ich vermute nur ... Es war jedenfalls meine Absicht, etwas aus der Tasche zu nehmen, bevor ich den Rock abgab — ich muß das Schlüsselfutteral in die Hand bekommen, mitgenommen und hier irgendwo hingelegt haben.

Generalin. Aber Sie würden sich dessen doch erinnern.

Stern. Das ist sehr unwahrscheinlich. Was man so ganz mechanisch thut ... Und ich bin dafür bekannt, ziemlich stark an dem Erbfehler der deutschen Professoren, der Zerstreutheit, zu leiden.

Emilie. Ich will selbst einmal in den anderen Zimmern ordentlich nachsuchen. (Ab.)

Stern. Ich muß mir für das Täschchen einen sehr sichern Versteck ausgesucht haben.

Frida. Für Sie selbst zu sicher.

Generalin. Ich finde so etwas ganz unbegreiflich.

Stern. Es erklärt sich diesmal wohl auch nur aus der Aufregung, in der ich mich in diese Gesellschaft begab.

Generalin. Aus welcher Veranlassung, Herr Professor?

Stern. Ach, meine gnädigste Frau, aus gar keiner besonderen. Wenigstens bedürfte es ihrer nicht ... Ich bin so durchaus kein Gesellschaftsmensch, fühle mich in einer größeren Zahl von Personen, die mir unbekannt oder gleichgültig sind, sofort beklommen und gedrückt, weiß mit ihnen und mit mir nichts anzufangen, schäme mich meiner Überflüssigkeit und stoße in dem Bestreben, mich irgendwie nützlich zu machen, erst recht überall an. Ich besitze nicht das beneidenswerte Talent, leicht mit aller Welt bekannt zu werden, über irgend ein Nichts witzig zu plaudern, amüsant zu sein und mich zu amüsieren. Niemand kann mich bei solcher Gelegenheit unausstehlicher finden, als ich mich selbst — und das ist, wie Sie zugeben werden, gerade kein behaglicher Zustand.

General. Sie scheinen sich wenigstens gut zu kennen.

Frida. Papa —!

Stern. Früher versetzte mich schon eine Einladungskarte in nervöses Zittern. Ich wußte, daß ich sie verlegen, den Tag vergessen, die Stunde verwechseln und den gütigen Gesellschaftsgebern allerhand Ungelegenheiten bereiten würde. Ich beschloß deshalb, prinzipiell jede Einladung abzulehnen, und habe es an meinem früheren Wohnort auch so gehalten. Dabei haben sich alle Teile gut befunden. Als ich nun aber hierher übergesiedelt war, und Sie die große Liebenswürdigkeit hatten, mir Ihr Haus zu öffnen, konnte ich es nicht über mich gewinnen, unartig zu erscheinen, und sagte zu. Die Hoffnung, Fräulein Frida wiederzusehen und ... und ... Aber ich möchte die Herrschaften nun nicht länger aufhalten.

Frida. Was fangen Sie aber an, Herr Professor, wenn Sie nicht ins Haus hineinkönnen?

Stern. Ja, was fange ich an? Ich werde bis zum Morgen spazieren gehen müssen, denn meine Wirtin darf ich nicht aus dem Schlaf aufstören. Sie würde es mir im Leben nicht verzeihen.

General. Stecken Sie sich wenigstens noch eine Cigarre auf den Weg an.

Stern. Ich acceptiere sie mit größtem Dank. Sie sieht gut aus.

General. Und sie schmeckt noch besser, wie ich versichern kann.

Stern. Ich lechze recht nach dieser Erquickung.

General. Dann hätten Sie doch aber schon früher zugreifen sollen.

Stern. Es wäre sündlich gewesen, das edle Kraut so ohne Andacht zu verpaffen. Wenn man ein passionierter Raucher ist —

General. Das sind Sie? (Reicht ihm Feuer.) Bitte.

Stern. Erlauben die Damen —?

Generalin. Gern.

Stern (paffend). Ah — oh — ah! Einer guten Cigarre ziehe ich nur noch eine gute Pfeife Tabak vor — bei der Arbeit wenigstens.

General. Ganz mein Geschmack. Holländer?

Stern. Oder feinblätteriger Varinas, der nicht auf die Zunge fällt. Ich könnte eine vorzügliche Quelle empfehlen.

General. Schade, daß Sie vor uns solche Angst haben, sonst möchte ich Sie einmal zu einer Pfeife Holländer einladen, der jede Konkurrenz schlägt.

Stern. O, Herr General, ich muß vorhin falsch verstanden sein. Es könnte mir ja nichts Lieberes begegnen, als so in aller Gemütlichkeit ...

General. Wollen daran denken.

Frida. Es muß doch recht schauerlich sein, jetzt stundenlang auf den Straßen herumzulaufen.

Generalin. Trinken Sie wenigstens vorher noch ein Glas Wein zur Stärkung.

General. Der Herr Professor macht sich leider nichts aus der edlen Gottesgabe.

Stern. Da kennen Sie mich aber schlecht, Herr General. Sie meinen vielleicht, weil ich bei Tisch ... Aber da wagte ich gar nicht, den Arm nach dem Glase auszustrecken. Überdies strengte ich nur immer meinen Kopf an, wie ich die Damen neben mir unterhalten sollte.

Frida. Ich bedaure Sie aufrichtig.

Stern. Ja, von etwas Vernünftigem getraut man sich gar nicht zu sprechen, wenn alles wüst durcheinander schreit, und irgend etwas ganz Gleichgültiges zu sagen, nur um die Lippen zu bewegen, dazu kann ich mich immer schwer verstehen, am wenigsten aber neben einer jungen Dame, deren feineres Bedürfnis ich kenne.

Emilie (kehrt zurück). Die Schlüssel sind nirgends zu finden.

Stern. Tausend Dank für die Bemühung, mein Fräulein. Ich muß sie verloren haben.

General. Also jetzt denn zu günstigerer Zeit: Rot oder Weiß?

Stern. Weiß, Herr General, weiß. Für mich ist weißer Wein überhaupt nur Wein. Den roten will ich mir als Medizin gefallen lassen, oder allenfalls zur täglichen Leibesnotdurft. Den weißen aber trinke ich, wenn ich mich in eine Feiertagsstimmung versetzen will. Auf ihn allein paßt, was die Dichter vom Wein rühmen: er erfreut des Menschen Herz, er perlt, er rinnt feurig durch die Adern, er regt die Phantasie an, befreit das Gemüt von Sorgen, löst die Zungen.

General (der eingegossen hat). Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Rauenthaler — direkt bezogen.

Stern (prüft). Achtundsechsziger, wenn ich nicht irre.

General. Getroffen. Sie sind ja ein Kenner.

Stern. O — ich bin überall für Gründlichkeit, auch in der Wissenschaft vom Weine. (Trinkt.) Prächtig, prächtig. Dem Rauenthaler habe ich stets besonderen Fleiß zugewandt. Es lohnte sich wohl, einmal mit allem gelehrten Rüstzeug zu erforschen, ob dies nicht die Rebe war, die der selige Noah gepflanzt hat.

Generalin. Aber wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Professor?

Stern. Das thäte ich für mein Leben gern, wenn ich nicht fürchten müßte —

General. Fürchten Sie gar nichts. Wir sind noch weit vom Schlafengehen, und ich bin auch wieder ganz munter geworden.

Frida. Das ist allerliebst von Dir, Papa.

Stern. Es ist nur einige Gefahr dabei, daß ich allzu seßhaft werde. Ich habe niemals die Zeit im Kopf, und meine Uhr — (zieht sie halb heraus) steht beharrlich. Wenn Sie mir gütigst einen Wink geben wollen ... (Setzt sich.) Auf das Wohl der liebenswürdigen Wirte und der jungen Damen! (Anstoßen.)

General. Jetzt fängt die Gesellschaft an, nett zu werden. (Gießt wieder ein.) Noch eine Flasche, Frida.

Generalin. Ich besorge sie. (Geht hinaus und kehrt gleich wieder zurück. Das Mädchen bringt darauf einige Flaschen Wein und setzt sie auf den Tisch.)

Stern. Ich segne mein Ungeschick, das mich genötigt hat, noch einmal in dieses gastliche Haus zurückzukehren. So abhängig ist homo sapiens von kleinen Zufälligkeiten. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie grunderbärmlich mir zu Mut war, als ich mich verabschiedete. Ich hatte das ganz sichere Gefühl, in Ihren Augen als ein ungeschliffener Patron und furchtbar lederner Geselle dazustehen.

General. Nun — nun ...

Stern. Aber ich verliere in solchem Fall alle Gewalt über mich. Es geht mir wie Einem, dem die Brille beschlägt: er ist im Augenblick noch übler daran, als ein Blinder. Oder als stieße ich mit dem Kopf gegen eine sonst aller Welt unsichtbare Wand! Oder als hätte ich mir auf die Zunge gebissen und brächte jedes Wort verkehrt heraus! Meine Erziehung trägt die Schuld daran. Mein Vater war ein armer Handwerker und starb früh; meine Mutter, eines Schullehrers Tochter, hatte einen Trumpf darauf gesetzt, aus mir bei aller Kümmerlichkeit ihrer Lebensverhältnisse einen Gelehrten zu erziehen. Sie hat's unter tausend Entbehrungen erreicht. Aber daß ich von der Welt nichts kennen gelernt habe, als was sich allenfalls davon in den Büchern abspiegelt, können Sie sich vorstellen. Ich habe nie, was man so nennt, gelebt, bin ein halber Mensch — und die andere Hälfte fehlt mir gerade, wenn ich in große Gesellschaften gebeten werde. So unter den Kollegen und im kleinen Kreise geht's schon — wenn ich weiß, daß man gütigst mit mir vorlieb nimmt. (Spricht wiederholt dem Glase zu.) Der Wein ist wirklich vortrefflich.

General. Wo haben Sie denn Ihre Weinstudien gemacht?

Stern. In der Kneipe. Das heißt — glauben Sie nicht, daß ich ein Trinker von Profession bin. Es schafft mir nur Spaß, überall das beste Tröpfchen auszukosten. Der materielle Genuß wird mir dadurch gleichsam vergeistigt. Man kann auch beim geistigen Genuß, meine ich, gar nicht genug Feinschmecker sein. Und dann — man betreibt als Junggeselle gern irgend eine Liebhaberei. Die Kanarienvögel stören mich beim Arbeiten, an einen Köter mag ich mein Herz nicht hängen, Katzen kann ich nicht leiden, Bücher habe ich genug ... Da bin ich denn darauf verfallen, mir einen kleinen Weinkeller anzulegen, um meinen Freunden für die schwere Mühe, die sie mit mir haben, zum Entgelt hin und her einmal etwas Erprobtes anbieten zu können. Wenn ich mir erlauben dürfte, Herr General ...

General. Wird mir eine besondere Ehre sein.

Frida. Aber ist Ihnen der Überrock nicht zu heiß, Herr Professor?

Stern. Wie gütig, daß Sie das bedenken, mein bestes Fräulein. Ja, der Rock ist mir sehr heiß — es kommt mir so vor, als ob er heute dicker und wärmer wäre als sonst.

Generalin. So legen Sie doch ab.

Stern. Wenn Sie gütigst erlauben ... (Er zieht den Überrock aus und legt ihn über einen Stuhl.) Da fühlt man sich gleich behaglicher — selbst im Frack, diesem entsetzlichen Kleidungsstück, das die Unzulänglichkeit zu einem Postulat des gesellschaftlichen Anstandes erhebt.

General. Ja — einen Schlafrock kann ich Ihnen nicht anbieten — der meinige ist nicht einmal zu finden.

Stern. O, ich würde mich auch sehr hüten, die verehrten Damen in den Glauben zu versetzen, daß sie es mit einem rechten Philister zu thun haben, dem die Bequemlichkeit über alles geht. Ich wehre mich gegen ihn sogar zu Hause, um mir immer in Erinnerung zu halten, daß ich eigentlich noch ein junger Mann bin. Dreiunddreißig Jahre ist doch kein Alter. Glauben Sie nur, ich möchte für mein Leben gern noch recht jung sein — jünger als meine Jahre, um das Versäumte einzubringen. Wenn ich die Jugend so flott tanzen sehe — es hüpft mir in allen Adern, ich möchte darunter sein. Heute noch ... ich hätte wer weiß was dafür gegeben, nur ein einziges Mal mit Ihnen herumtanzen zu können, Fräulein Frida.

Frida. Aber warum haben Sie mich denn nicht aufgefordert, Herr Professor?

Stern. Dafür hätten Sie mir schwerlich gedankt. Sie hätte ich zuletzt in die Verlegenheit bringen mögen —

Emilie. Aber das läßt sich ja nachholen. (Geht ans Klavier.) Einen Galopp spiele ich allenfalls noch auswendig. (Sie spielt.)

Generalin. Nun, Herr Professor —?

Stern (zu Frida). Mein gnädiges Fräulein ... ach! es wäre zu liebenswürdig — (steht auf und verbeugt sich).

Frida (lachend). Aber was wird die Frau Geheime Rätin unten sagen, wenn wir nochmals anfangen? (Steht auf.)

Stern. Nur ein Versuch, ob ich auch mit Ihnen nicht von der Stelle komme. Bitte, bitte!

Frida (zu Emilie). Nicht so rasch! (Sie tanzen.)

General. Bravo — bravo!

Frida. Es geht schon ganz gut.

Stern (außer Atem). Ja — es geht **schon** — ganz gut. Ich wundere mich — selbst darüber.

General. Sie arbeiten nur noch mit so viel Anstrengung, als ob Sie einen Turm herumzudrehen hätten.

Stern. Und das Fräulein ist doch so federleicht.

Frida. Es fehlt Ihnen wirklich nur ein wenig Übung.

Stern. Ach — wenn Sie die große Güte haben wollten ... noch einmal — ja?

Frida. Ich denke, für heut' lassen wir's genug sein. Die Tanzstunden können aber fortgesetzt werden, wenn Sie's wünschen.

Stern. Ob ich —!!

Generalin. Von Zeit zu Zeit eine kleine Motion kann Ihnen gewiß gar nicht schaden.

General. Ja, das viele Sitzen am Schreibtisch! Was thun Sie denn zur Kräftigung Ihrer Gesundheit?

Stern. O, ich hantele morgens und abends eine halbe Stunde.

Emilie (lachend). Das muß sehr komisch sein.

Frida. Warum?

Emilie. So ganz allein im Zimmer und dann immer ... (macht die Bewegungen des Hantelns).

Frida. Nun, der Herr Professor wird wohl nicht dabei in den Spiegel sehen.

Stern. Einen Wandspiegel besitze ich überhaupt nicht. Er hat für mich etwas Störendes, Zerstreuendes beim Auf- und Abgehen. Man wird durch ihn immer an sich selbst erinnert — die anspruchvollste Gesellschaft, die man haben kann.

Generalin. Aber was soll denn Ihre zukünftige Frau ohne einen Spiegel anfangen?

Stern (verschämt). O, gnädigste Frau ... meine künftige ... Es steht doch noch sehr dahin, ob ein weibliches Wesen von so himmlischer Güte ... Wenn man so ungeschickt ist, den Damen zu gefallen, wie ich ...

General. Ach was! Ein junger Mann muß Kourage haben.

Stern. Nun, so jung ...

General. Ich war noch Leutnant, als ich die Unverfrorenheit hatte, mich anzubieten. Na — es ist mir ganz gut bekommen. Dein Wohl, Tildchen! (Er stößt mit der Generalin an.)

Stern. Erlauben Sie, daß ich mich dabei beteilige. (Stößt mit der Generalin und dann auch mit Frida an.) Ja, wenn man eine so glückliche Wahl ...

General (lachend). Auf einen guten Treffer kommt alles an.

Frida. Ich weiß doch nicht. Die Treffer, die der Zufall giebt, sind in meinen Augen nicht maßgebend.

Stern. So fühle ich's auch, gnädiges Fräulein. Ich will Fortuna nicht so böse anfahren, wie ein gewisser Shakespeare, aber das Lotteriespielen ist jedenfalls eine bedenkliche Sache, wenn man seinen ganzen Menschen einzusetzen hat. Drum prüfe wer sich ewig bindet, sagt unser Schiller. Diese Prüfung ist schwer, für einen gewissenhaften Menschen.

Generalin. Sie sind wohl sehr wählerisch?

Stern. Gewiß, gnädige Frau. Wenn ich eine Wahl träfe, so möchte ich überzeugt sein, daß sie die einzig mögliche war.

Emilie. Ach — das läßt sich gar nicht so theoretisch abzirkeln. Man merkt's schon, wenn sich das Herz zum Herzen findet.

Frida. Du sprichst aus Erfahrung.

Emilie. Kann wohl sein.

General. Hat das Ihrige denn noch gar nicht einmal gehörig Feuer gefangen, Herr Professor?

Generalin. Du wirst indiskret.

General. Aber wir sind ja hier ganz gemütlich unter uns. Wie heißt's in dem alten Studentenliede? „Bruder, Deine Schönste heißt —?"

Stern. O — o — oh! Ich will zugeben ... Vor einigen Monaten ... Eine junge Dame, die mir das Muster aller weiblichen Vollkommenheit schien — die es unzweifelhaft war ... deren Liebenswürdigkeit mich vergessen ließ, wie wenig ich — auf die Erfüllung meiner heißesten Wünsche Anspruch hätte ... natürlich ohne mir gerade Hoffnung zu machen —

Frida. Kenne ich sie?

Stern. Mein Fräulein — ich glaubte mitunter vermuten zu dürfen ...

General. Und Sie haben nicht zu sprechen gewagt.

Stern. Ach — — zu sprechen? Bei meiner schweren Zunge ... Nein. Es ist mir nicht einmal in den Sinn gekommen, daß es möglich wäre ... Und dann — verschwand sie so schnell wieder.

Emilie. Sie verschwand? Also wohl ein bloßes Phantom?

Stern. Nein, nein! Ich hoffte sie auch wiederzusehen und wollte dann bei der ersten günstigen Gelegenheit meine Empfindungen schriftlich ... Der Wein macht ganz plauderhaft.

General. Aber warum schriftlich? Man hat ja doch den Mund zum Sprechen.

Stern. Ja, auf dem Katheder, da bin ich nie um ein Wort in Verlegenheit. Aber in einem so außerordentlichen Falle, wo mich die Wissenschaft gänzlich im Stich läßt ... Gedanken lassen sich leichter formulieren, als Gefühle. Wenn ich allein in meinem Stübchen mit der Feder in der Hand ... (Er springt auf.) Aber dabei fällt mir ein —

General. Sie können einen erschrecken. Was giebt's denn?

Stern (geht an seinen Überrock und durchsucht alle Taschen).

Generalin. Fehlt Ihnen außer den Schlüsseln noch etwas?

Stern (immer suchend). Ich glaube mich mit Bestimmtheit zu erinnern, daß ich einen Brief — als ich hierher ging — in die Tasche ...

General. Einen Brief? Sie haben ihn wohl in Gedanken bereits in den Postkasten gesteckt?

Stern. Nein, er sollte gar nicht ... Wo kann er geblieben sein?

Frida. War er von Wichtigkeit?

Stern. Von allergrößter. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn er verloren sein sollte und in fremde Hände ...

(Die Hausglocke wird geläutet.)

General. Geht da nicht wieder die Glocke an der Entreethür?

Generalin. Ich hörte sie auch. Sollte noch jemand von unsern Gästen etwas vergessen haben?

Mädchen (eintretend). Herr Assessor von Brunnen ...

Emilie (aufspringend). Fritz!

Mädchen. Ich weiß nicht, wie der Herr mit Vornamen heißen.

Emilie (verwirrt, sich wieder setzend). Ach — ich auch nicht.

General. Was will er denn?

Mädchen. Er sagt, er hätte den Rock vertauscht. Aber es hängt draußen kein anderer.

Generalin. Sieh doch einmal selbst.

General (geht nach der Thür). Man kommt heut nicht zur Ruhe.

Mädchen. Die Schlafzimmer sind in Ordnung gebracht. (Ab.)

General (öffnet die Thür). Treten Sie ein, bester Herr Assessor, treten Sie ein.

(Schluß folgt.)

Wollt Ihr mich richten ...

Wollt Ihr mich richten, wäget nicht das Wort,
Das rasch entrückt des Geistes Herrscherzügel,
Achtlos in blaue Lüfte flattert fort
Mit farbenspielendem Libellenflügel.
Leichtfertig schwebt's empor aus düstrem Grund,
Sich mengend in des Lebens wilden Reigen,
Und laut und keck und lustig tönt der Mund,
Wenn sich die Seele hüllt in tiefes Schweigen.

Wollt Ihr mich richten, wäget nicht die That,
Die himmelwärts gewendet, gottgeboren
Und staubgebeugt, von steilem Pilgerpfad
In ungebahnte Wildnis sich verloren.
Ach, ihren lichtentwöhnten Augen gab
Ein einz'ger Strahl Entzücken und Erblinden;
Nun tastet sie sich fort am Wanderstab
Und kann ihr Heimatland nicht wiederfinden.

Nein, richtet nicht! Ich müßte schlecht bestehn,
Ich kann Euch nichts von goldnen Schätzen zeigen;
Einsam, von Menschenblicken ungesehn
Laßt mich in meines Wesens Tiefe steigen,
Wo fern dem grellen Tage tröstlich hold
Mich eines Märchenberges Nacht umdunkelt,
In dessen Adern wie geläutert Gold
Ein unberührter Hort von Liebe funkelt.

Ludwig Fulda.

Strandidyll.

Auf dem Rücken im warmen Sand
Nie ein schönres Lager ich fand.
Murmelnde, kosende Wellen zu Füßen,
Oben im Winde ein Lispeln und Grüßen
Schwankender Halme und leises Gesumm
Sammelnder Bienen, sonst Stille ringsum,
Ja, ringsum!
Nur selten, bald ferne, bald nahebei
Ein Mövenschrei!

Durch das halbgeöffnete Lid
Blinzelt das Auge hinüber zum Ried.
Blendendes, zitterndes Sonnengegleiße;
Schmetterlingsspiele. Blaue und weiße
Kinder der Stunde. Nun löst aus der Schaar
Sich ein bläulich geflügeltes Paar,
Liebespaar!
Das schaukelt und gaukelt und flügelt und giebt
Sich sehr verliebt.

Plötzlich — ei! fällt denn der Himmel ein? —
Weitet sich, breitet sich bläulicher Schein.
Läßt sich das zärtliche Pärchen hernieder
Frech mir gerad' auf die Augenlider?
Aber schon merk' ich's am salzigen Geruch
Und schon fühl' ich's am derben Tuch,
Schürzentuch,
Und hör' es am Lachen, die Grete, die Katz,
Beschlich ihren Schatz.

Seite an Seite und Hand in Hand:
Schäferstündchen am stillen Strand.
Kosender Wind und kosende Wellen;
Faltergeschwirr im zitternden, hellen
Sonnengeflirr überm Dünenhang;
Irgendwoher ein verwehter Klang,
Glockenklang,
Und Hundegebell und das klägliche Muh
Einer einsamen Kuh.

Gustav Falke.

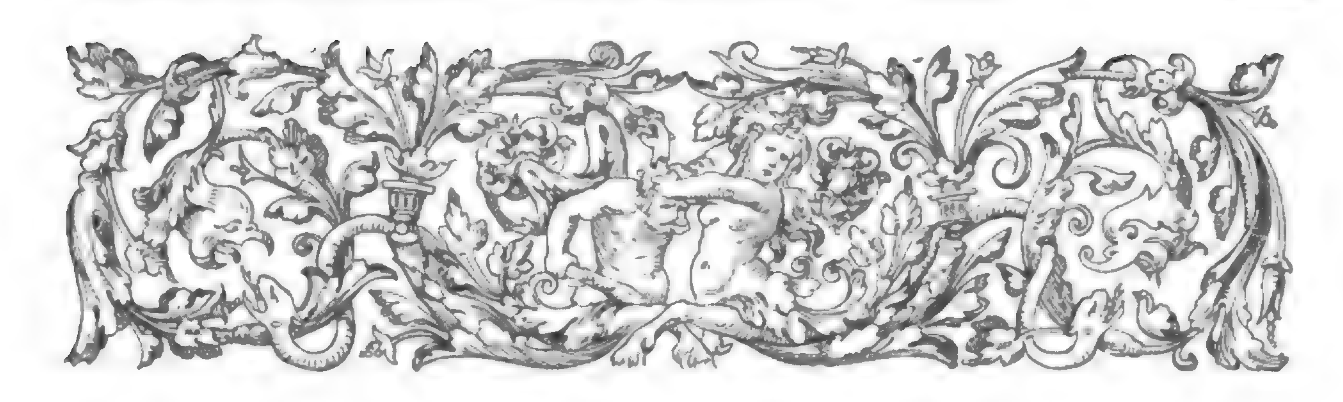
Abschied.

Es gehn so weich, es gehn so lind
Vom Kirchhofturm die Glocken;
Aus Norden pfeift ein scharfer Wind
Und wirrt mir in den Locken.

Fahr' wohl, mein Lieb im blonden Haar,
Herzliebste aller Frauen!
Fahr' wohl, du braunes Augenpaar!
Kann nimmermehr dich schauen!

Nun geht es fort durchs alte Thor,
Und in den feuchten Straßen
Verhallt der traurig süße Chor:
„Ich hab' dich geliebt über Maßen!"

A. Nienenstein.



Judith Trachtenberg.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Es war drei Wochen später, nach dem Kalender der erste Frühlingstag, aber auf der podolischen Haide sah es häßlich und trübselig aus, als lägen Sonnenschein und blauer Himmel viele Jahre fern. Es fröstelte den Grafen Agenor, während er so von seinem Schlößchen Borky auf halb aufgetauten Straßen durch Wind und Regen der Kreisstadt zufuhr, weil ihn sein Anwalt dringend zu einer Unterredung eingeladen. Doch das lag wohl nicht allein an dem Wetter; auch nachdem er nun schon eine Stunde in dem wohlgeheizten Amtszimmer seines Rechtsfreundes verbracht, mußte er auf und niedergehen, die Hände reiben, das Gefühl der Kälte und Schwere zu bezwingen, das ihm die Glieder zu lähmen drohte. „Fast drei Monate!" seufzte er, „und was hab' ich erreicht!"

„Sollte dies ein Vorwurf sein," erwiderte der Anwalt, „so müßte ich ihn ablehnen. Was ich thun konnte, ist geschehen: Sie haben nun wieder Ordnung in Ihren Finanzen und um keinen schwereren Preis, als unbedingt nötig; Herr Stiegle bleibt Ihnen erhalten, Herr von Wroblewski freilich auch, aber dagegen kann ich nichts thun. In Güte läßt sich da nichts richten; bieten Sie ihm ein Schweiggeld jährlicher 20 000 Gulden auf Lebenszeit, er wird es dankend annehmen, aber schon im ersten Jahre weitere 20 000 fordern, und gewähren Sie diese nicht, so liegen die Dinge wieder wie heute. Einzuschüchtern ist der Mann auch nicht; seine Briefe an Sie beweisen seine Verlogenheit, seine schurkische Gesinnung; aber Ihre Briefe an ihn, daß Sie einen Betrug und Kirchenfrevel begangen und ihn zur Bestechung der Richter zu verleiten gesucht. Wollen Sie seine Drohungen in den Wind schlagen? Ich habe dazu geraten, ehe ich ihn näher kannte; jetzt kann ich's nicht mehr. Er ist der Typus des leichtfertigen Schurken, als Erpresser und Verschwender gleich groß; was er Ihnen erpreßt, ist er thatsächlich bereits den Wucherern schuldig; Ihre Furcht vor ihm ist seine einzige Erwerbsquelle; versiegt sie, so ist er schlimmer d'ran, als ein Bettler, und seine Äußerung gegen mich: „Dann suche ich eben meine Versorgung im Zuchthause und spiele mit meinem Zellengenossen Baranowski um Erbsen," enthält ein Korn Wahrheit. Haben Sie nun seine Anzeige zu fürchten? Ja! Der Betrug an dem Mädchen würde leicht wiegen, schwerer das Vergehen gegen das Staatsgesetz, am schwersten der Kirchenfrevel; ich resumiere dies rein thatsächlich, moralisch wäre vielleicht die Reihenfolge umzukehren . . ."

„Auch nach meinem Empfinden," sagte der Graf düster. „Wenn ich an das arme Weib denke, krampft sich mir das Herz in der Brust zusammen."

„Dann sind Sie wohl," fragte der Anwalt, „von selbst auf den Gedanken gekommen, den ich Ihnen als meinen besten Rat mitteilen wollte?"

„Sie meinen: Judith alles zu gestehen und Taufe und Trauung nun nochmals und ernstlich zu wiederholen? Ja, daran habe ich oft gedacht, aber ich fürchte, die Reue kommt zu spät. Ich habe sie einmal, als ihr Zweifel kamen, belogen; es war der schimpflichste Augenblick meines Lebens. Ich fürchte, erfährt sie dies, so wird ihr der Tod lieber sein, als ein Leben an meiner Seite..."

„Vergessen Sie nicht; sie liebt ihr Kind! Versuchen müssen Sie es jedenfalls; ich bin überzeugt, es wird glücken. Ich gebe Ihnen diesen Rat allerdings zunächst nur als Jurist; dann können Sie den Kommissär ruhig seinem Schicksal überlassen und ihn auf die Straße setzen, statt Ihr schönstes Schloß zu meiden, weil er darin haust. Die Anzeige macht er wohl auch in diesem Falle, aber die Strafe fällt gelind aus und hat in den Augen der Welt nichts Entehrendes mehr. Der Bischof mischt sich dann wohl kaum in die Sache — Sie haben ja der Kirche wirklich und wahrhaftig eine Seele zugeführt. Der weltliche Richter aber, vor dem Sie dann zuerst stehen, Wroblewski's Nachfolger, Herr Groza, ist ein Mann von feinstem Rechtsgefühl. So besorgt ich um Sie wäre, wenn er etwa jetzt über Sie zu richten hätte, ebenso bin ich davon überzeugt, daß er dann sagen wird: „Der Graf hat gefehlt, aber auch gelitten, gebüßt und gutgemacht." Jedoch nicht bloß der Jurist, auch der Freund kann Ihnen keinen besseren Rat geben. Sie fühlen sich nicht glücklich . . ."

„Weiß Gott, nein!" sagte der Graf mit zuckenden Lippen.

„Mit solcher Last auf dem Herzen kann man es nicht sein. Befreien Sie sich von dieser Last! Und die Rücksicht auf Ihre Standesgenossen kann Sie auch nicht hindern —"

„Nein!" sagte Agenor bitter. „Wahrhaftig nicht! Schlimmer kann meine Stellung zu ihnen nicht mehr werden. Ich bin ja ein Verfehmter . . ."

„Da sehen Sie zu schwarz," begütigte der Anwalt, „aber schlimmes Gerede ist ja vorhanden. Ich habe mich immer darüber gewundert, wie auf jene Äußerung hin, die Ihr Lakai gegen einen andern Lakaien in Florenz gemacht, das Gerücht von einer Scheinehe so weit dringen konnte und vor allem, warum es seit einigen Monaten plötzlich allgemein geglaubt wurde. Die Lösung lautet: weil sich diese Version, welche ja leider auch der Wahrheit entspricht, am boshaftesten und giftigsten ausbeuten läßt; hätte jemand etwas noch Schlimmeres aussinnen können, die Wahrheit wäre nicht durchgedrungen. Nun aber hat Jedermann Gelegenheit, die Echtfarbigkeit seines Katholizismus zu bezeugen, indem er über den Frevel in der Kapelle zu Borky die Augen verdreht, um sich als ritterlich zu bewähren, indem er Ihr Benehmen als eines Edelmannes unwürdig verdammt. Es ist so weit gekommen, daß man sogar die Jüdin bedauert — hätte ich es nicht mit eigenen Ohren gehört, ich würde es nicht glauben. Dies alles aber geschieht zwar ausgiebig aber heimlich, Herr Groza darf es ja nicht erfahren, das wäre Denunziation . . . Nun, lieber Graf, wie sich diese Stimmungen gestalten werden, wenn Sie die Jüdin in einigen Monaten als Ihre rechtmäßige Gattin heimbringen, kann ich Ihnen freilich nicht verbürgen, aber ich meine: nicht bloß nicht schlimmer, sondern besser. Denn dann werden wenigstens die Edlen und Guten — groß ist ihre Zahl freilich nicht — anders über Sie denken . . ."

„Sie haben recht," sagte Agenor und erhob sich. „Und was geschehen muß, soll bald geschehen. Ich fahre noch heute ins Städtchen, ordne mit Stiegle die Dinge für die Zeit meiner Abwesenheit und trete morgen die Reise nach Riva an. Die nötigen Papiere beschaffen Sie wohl und senden sie mir nach!"

„Kein Auftrag könnte mir lieber sein," sagte der Anwalt und drückte die dargebotene Hand. „Alles Glück auf den Weg!"

Als der Graf kurz darauf wieder über die Haide fuhr, dem Städtchen zu, war das Wetter noch schlimmer geworden; dichter strömte der Regen nieder, mit Eisflocken untermischt, und gefror, kaum daß er zur Erde gelangt; nur im Schritt konnte der Kutscher die eisglatte Straße dahinfahren. Gleichwohl fror es den Grafen nicht mehr; seine Wangen waren gerötet, die Augen hell, so leicht hatte er sich seit lange, lange nicht mehr gefühlt. Es war ein schmaler, harter Pfad, der nun vor ihm lag, aber er führte zum Frieden mit sich selbst, vielleicht zum Glück.

Immer strömender wurde der Regen und ein schneidender Nordwind peitschte ihn vor sich her. Nun brach auch die Dämmerung ein, und der brave Fedko mußte zuweilen stillhalten, bis er den richtigen Weg erkannt. „Ein Hundewetter, Gnädigster!" entschuldigte er sich bei dem Grafen. „Ich kenne doch die Haide und ihre Tücken, aber so schlimm, wie heute, ist es mir nur noch einmal ergangen, das war, als ich —"

Er brach ab; es kam ihm plötzlich zu Bewußtsein, daß die Erinnerung an den Tag, da sich das Judenmädchen in den Schloßteich gestürzt, vielleicht seinem Herrn wehe thun würde. Und in seiner Verlegenheit darüber hieb er so heftig auf die Pferde ein, daß sie rascher vorwärts trabten. Zu Fall kamen sie dabei nicht, wohl aber übersah Fedko auf diese Weise ein

anderes Gefährt, welches mühselig vor ihm dahinschlich; ein armseliges, mit einer leichten Leinwandplache überdecktes Lohnwägelchen; so hart fuhr er daran an, daß die Equipage feststand. Fluchend stieg er ab, das Rad loszumachen; auch der Lohnkutscher, offenbar ein Jude, begann zu fluchen. „Als ob er den Kaiser d'rin hätte," rief er, „so überfährt er die Leut'!"

„Den Kaiser fahr' ich nicht," erwiderte Fedko stolz, „aber der Herr Graf Baranowski will auch gern rasch vorwärts kommen!"

„Und ich," rief der Jude, „führ' nur eine arme kranke Jüdin mit einem kleinen Kind, aber das sind auch Menschen!"

„Na, na!" sagte nun der gutmütige Fedko begütigend, „die Minute Aufenthalt wird ihr nichts schaden!"

Und rasch hieb er wieder auf die feurigen Rappen ein, daß der Abstand zwischen den beiden Gefährten immer größer wurde. Längst hatte Fedko bereits den Schloßhof erreicht, als vor der Lohnkutsche eben erst die Lichter der Vorstadt Roskowka aufblinkten.

Der Jude wandte sich um. „Frau!" rief er in das Innere des Wagens, „da sind wir in Roskowka. In der Schenke könnt Ihr Milch für das Kind haben!"

„Gottlob!" erwiderte eine schwache Stimme. „Ja, haltet an, ich bitt' Euch. Ich fürchte ohnehin, das Kind wird sich erkältet haben! Es ist so unruhig!"

„Aber wie denn!" tröstete der Mann. „Alle Eure Tücher habt Ihr ja um den Kleinen gebreitet, und Ihr selbst friert! Es ist ja ein Erbarmen und eigentlich auch eine Sünd' gegen Euch selber! Aber mit einer Mutter zanken — da müßt' ich ein noch größerer Narr sein!"

Aus dem Wagen klang leises Wimmern einer Kinderstimme. „Nur noch zwei Minuten," sagte der Kutscher. „Aber wohin fahren wir dann?"

Es kam keine Antwort.

„Frau — hört Ihr nicht? Vor welchem Hause im Städtchen soll ich halten?"

„Auf der Straße . . ." erwiderte nun die Stimme leise und zitternd, „ich werde auf der Straße aussteigen . . ."

„Weil Ihr so warm bekleidet seid?" grollte der Mann. „Aber wie Ihr wollt! . . . Prr! Hier ist die Schenke!"

Er half der Frau aus dem Wagen und da er sah, daß sie wankte, so wollte er ihr das Kind abnehmen und führte sie, da sie dies nicht litt, stützend ins Schenkzimmer. Der große, wüste Raum war von zechenden Bauern und Fuhrleuten überfüllt, die Luft qualmig und stickig von Fuseldunst und Tabaksdampf und der Ausdünstung der vielen Menschen, die nässetriefend in den überheizten Raum getreten. „Das ist nichts für Euch," sagte die Wirtin mitleidsvoll, als ihr der Kutscher den neuen Gast zuführte, und öffnete die Thüre zum anstoßenden Raum, ihrer Wohn- und Schlafstube. Rasch brachte sie die Milch herbei — „auf der ganzen Welt findet Ihr keine bessere," beteuerte sie — und sah dann zu, wie die Fremde die Milch in ein Saugfläschchen füllte und so dem Kinde einflößte.

„Ihr nährt das Kleine nicht selbst?" fragte sie. „Freilich, Ihr seid wohl zu schwach dazu!" Die Fremde hatte das Tuch, welches ihren Kopf dicht umhüllte, weit vorgezogen. Die Wirtin konnte das Antlitz nicht deutlich sehen; daß es gramvoll und abgezehrt war, erkannte sie doch. „Aber das Kindchen gedeiht auch so gut!" fügte sie tröstend hinzu. „Ein Knäblein — nicht wahr? Wie lustig es jetzt mit den Beinchen strampelt! Da seid Ihr wohl noch nicht lange unterwegs, weil es so munter ist? Kommt Ihr aus Tluste?"

Die Fremde verneinte. „Wir sind wochenlang unterwegs," sagte sie, „aber ich habe gethan, was ich konnte, und es giebt ja überall barmherzige Menschen."

„Wochenlang?!" rief die Frau. „Jetzt, im Winter! Da kommt Ihr wohl aus der Krakauer Gegend?!"

„Noch weiter her!"

„Noch weiter — also aus „Aschkanas" (Deutschland)?! Vielleicht aus Prag? Dort ist eine große Gemeinde. Aber nach Eurer Sprache hätte ich gedacht, Ihr wäret aus unserer Gegend! Wollt Ihr bei mir übernachten?"

Die Fremde verneinte. „Ich muß ins Städtchen . . ."

„Wenn Ihr die Wirtshäuser dort für besser haltet . . .", meinte die Frau etwas gekränkt, fuhr dann aber wieder teilnahmsvoll fort: „Ihr zittert ja! Habt Ihr das Fieber? Wartet, ich bring' Euch etwas Suppe. Es ist mir nicht ums Geld, ich will nichts dafür, wenn Ihr arm seid . . ." Und ehe eine Antwort erfolgen konnte, war sie schon hinausgeeilt in die Küche.

Die Fremde sollte nicht lange allein bleiben. Zuerst kam der Kutscher: „Ruht Euch nur recht aus, Frau! Ich habe Zeit!" Dann guckte ein

bärtiger Männerkopf in die Stube: „Gottswillkomm, ich bin der Wirt vom Haus! Die Supp' kommt gleich!“ Endlich trat eine Greisin ein, bei deren Anblick die Fremde zusammenzuckte und das Tuch tiefer ins Gesicht zog. Aber das alte, kleine, dürre Weiblein mit dem verhärmten Gesicht, aus dem eine große gekrümmte Nase hervorstach, wie ein Zeigefinger, kümmerte sich nicht um sie. Es bot den guten Abend, setzte sich ans andere Ende des Tisches und starrte aus geröteten, thränenfeuchten Augen kummervoll vor sich nieder.

Die Wirtin kam, den dampfenden Teller in der Hand. „Gottswillkomm, Muhm' Miriam,“ begrüßte sie die Greisin. „Das ist schön, daß Ihr herkommt, statt drüben in Eurem Stüblein allein zu sitzen.“ Sie stellte den Teller vor die Fremde hin. „Greift zu! Etwas Hühnerfleisch hab' ich auch hineingethan; nicht viel, man giebt's, wie man's hat.“ Dann wandte sie sich wieder zu der Alten: „Aber nicht schön ist's, daß Ihr noch immer so viel weint, Muhm' Miriam!“

„Ach!“ schluchzte Miriam Gold, „ich wein' nicht, es weint so von selbst aus mir heraus!... Sie war ja doch mein Kind, mein Fleisch und Blut!“

„Na, ich hab' ja auch in der ersten Zeit nichts gesagt,“ sagte die Wirtin. „Aber nun ist sie vier Monat' tot, und Ihr weint Euch noch täglich die Augen aus. Sagt, müssen wir nicht alle sterben, und wie oft die Jungen vor den Alten? Hab' ich nicht mein Rachele begraben müssen? Und mein Rachele — aber ich will Euch nicht kränken . . .“

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt,“ erwiderte die Miriam. „Daß Euer Rachele ein braves Kind war und meine Lea nicht. Aber wenn sie auch zur Kirche gegangen ist und eines Bauern Weib wurde, habt Ihr's schriftlich, Muhm' Malke, habt Ihr's schriftlich, daß unser Herr da oben — sein Name sei gelobt — von der Lea so denkt, wie Ihr?!“

„Ja, Muhm' Miriam,“ sagte die Wirtin ernst, fast feierlich, „das haben wir alle schriftlich. Da steht's!“ Sie wies auf die Bibel, die am Fensterbrett lag. „Gott will nicht, daß aus einer Lea eine Barbara wird . . .“

„Wir werden's nicht ausmachen!“ erwiderte die Greisin abwehrend und fuhr sich mit der Schürze über die rotgeweinten Lider. „Laßt mir den Trost, daß Er auch meinem armen Kinde ein gnädiger Richter gewesen ist. Und als es mit ihr zu Ende ging, da hat sie sich wohl erinnert, daß sie einst Lea geheißen hat. Da schickte sie ja zu mir und ließ mich flehentlich bitten, zu kommen. Aber ich war zu feig dazu und ließ mich überreden und that meinem armen Kind noch diese letzte Kränkung an. Ihr ist nun wohl, aber an mir zehrt die Reue, und darum wein' ich, Muhm' Malke, und werd' nicht aufhören, zu weinen . . .“

„Ihr wißt,“ erinnerte die Wirtin, „ich habe Euch, als Ihr mich fragtet, nicht zu- noch abgeredet. Ich sagte, Ihr müßt den Rabbi und die anderen Frommen befragen. Das ist keine Weibersach'!“

„O, es war eine Weibersach'!“ schluchzte Miriam. „Wer darf zwischen Mutter und Kind treten? Aber da schüchterten sie mich ein: Gott wolle es nicht, und als ich zu Rafael ging, da erwiderte er: ‚Mein Almosen soll Euch nicht entzogen sein, auch wenn Ihr's thut, aber ich kann nicht dazu raten. Eure Tochter stirbt ja nicht, sie ist längst tot. Ich an Eurer Stelle ginge nicht. Ich weiß, Ihr seid glücklicher als ich. Eure Lea wurde keine Ehrlose, wie meine Schwester. Aber,‘ sagte er . . .“

Ein Wehlaut, kurz, schrill, gellend, klang durchs Gemach, daß beide Frauen zusammenschraken. „Was ist Euch?“ riefen sie der Fremden zu. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, das Tuch war ihr vom Kopfe geglitten, daß man das rotblonde, mit grauen Strähnen durchzogene Haar sah.

Die Wirtin wich einen Schritt zurück und starrte mit einem Grauen, mit einem Abscheu auf dies gelöste Haar, als hätte sich ihr plötzlich ein Nest von Nattern entgegengeringelt. „Was ist das?“ schrie sie auf. „Seid Ihr kein ehrlich jüdisch Weib, daß Ihr Euer eigen Haar tragt?“

Auch die Miriam stand wie gelähmt. „Barmherziger Gott!“ murmelte sie. „Dieses Haar — die Unglückliche . . .“

„So antworte doch!“ rief die Wirtin, zur Fremden gewendet. „Hier ist ein jüdisch Haus! Man will wissen, wen man beherbergt!“

Die Miriam trat auf sie. „Still!“ murmelte sie. „Erkennt Ihr sie denn nicht? Es ist ja die Judith . . .“

„Die Judith!“ schrie die Wirtin gellend auf. „Hinweg!“

Judith ließ die Hände sinken und wandte ihr das Antlitz zu. „Ich geh' ja schon,“ murmelte sie, „ich geh' schon!“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte die Wirtin in diese todesblassen Züge, die sie einst — es schien ihr wie gestern — schön und hold gesehen, auf die gebeugte, von Fieberschauern durchrüttelte Gestalt. „O!" murmelte sie endlich vor sich hin, „da hat Gott gestraft!"

Die Miriam aber war auf Judith zugeeilt. Nicht in Tropfen, wie vorhin — in Strömen schossen ihr die Thränen über die runzeligen Wangen, und mit leidenschaftlicher Inbrunst umfaßte sie die zarte Gestalt und strich mit ihren welken Händen über das verhärmte Antlitz. „Du Ärmste," stieß sie bebend hervor, „Du Ärmste, Dich sendet mir Gott!"

Die Wirtin sah befremdet zu. Wie tief ihr Groll gegen die Abtrünnige war, bei diesem Anblick empfand sie ein leises Brennen der Lider. Sie wandte sich zur Thüre. „Mach's kurz, Muhm' Miriam," sagte sie, „ich muß es nun meinem Mann sagen, und der wird's nicht leiden." Und im Hinausgehen murmelte sie vor sich hin: „Wie mitleidig die Miriam ist! Ich wollt's auch sein, wenn ich mich nicht vor Gott fürchten würde!"

Dies Mitleid aber brach so ungestüm hervor, daß es selbst diesen unsäglichen, erstarrten Jammer zu rühren, zu lösen vermochte. „Ich weiß," stammelte Judith, „ich weiß, Miriam, Ihr habt mich immer lieb gehabt . . ."

„Sehr lieb!" murmelte die Greisin. „Du warst ja so schön und gut, o, so gut! Als ich damals erfuhr, sie hätten Dich im Garten mit dem Grafen gesehen, da gab es mir einen Stich da innen und das Herz that mir weh, fast so weh, wie an jenem Tag, da mir mein armer Mann sagte: „O Weib, wäre doch Dein Schoß lieber verschlossen geblieben! Unsere Lea hält es mit dem Wassilj!" In meiner Herzensangst lief ich zu Dir hin und erzählte Dir die Geschichte meines Kindes, um Dich zu warnen; so schwer es mir fiel, ich that es Dir zu liebe! Ach, es war umsonst! Wie hab' ich Dir nachgetrauert, beten durft' ich ja nicht für Dich — sie sagen ja, daß es Sünde ist, für eine Abtrünnige — Du bist doch Christin?" unterbrach sie sich.

Judith schüttelte den Kopf.

„O!" jubelte die Greisin auf, „dann kann noch vieles gut werden. Nicht wahr, Du weigertest die Taufe, und darum verstieß Dich der Graf?"

„Nein! Ich bin Jüdin, aber die Schuld der Abtrünnigkeit lastet dennoch auf mir. Ach, und wie viel andre noch! Ich bin ein unseliges Geschöpf, verdammt in diesem und im künftigen Leben!"

„Im künftigen nicht, Judith!" sagte Miriam fast feierlich. „Wer so alt geworden ist, wie ich, und wem die Menschen so viel Bitternis zugefügt in Seinem Namen, der erkennt, daß Er wohl barmherziger sein muß, als die Menschen! Und wie hast Du gebüßt! — ich frage nicht darnach, auf dem Gesicht steht's Dir ja geschrieben . . ."

Vor der Thüre ward halblautes Streiten hörbar. „Sie muß hinaus!" wetterte eine Männerstimme, „sie hat auch kein Erbarmen mit ihrem Vater gehabt." Es war der Wirt. Dazwischen klang begütigend die Stimme seines Weibes.

„Komm'," drängte Miriam; „ich wohn' nur einige Häuser weit, das Stüblein ist geheizt, da kannst Du übernachten."

Judith hüllte das Kind wieder sorglich ein. „Ich dank' Euch," sagte sie, „aber durch mich sollt Ihr nicht ins Unglück kommen, Miriam. Ihr seid auf die Gutthaten der Leute angewiesen, sie würden Euch zürnen!"

„Mögen sie!" rief die Greisin. Hochaufgerichtet stand sie da, und wie ein Leuchten lag es auf ihrem welken Antlitz. „Und wenn ich deshalb Hungers sterben müßte, ich würde doch die Stunde segnen, wo Dein Fuß meine Stube betreten. Denn Dich sendet mir Gott! Er hat erhört, was mein Herz Tag und Nacht, seit mein armes Kind gestorben, zu Ihm emporgestammelt. Da rang ich die Hände und rief: „O könnt' ich meine Feigheit und Härte gutmachen! Was nützt der Toten mein Wehklagen, und was fängst Du mit meiner Reue an, barmherziger Gott, der Du willst, daß auch wir Menschen barmherzig sind?!" Er aber wußte, was mit meiner Reue anfangen; der Lebenden kann ich bezahlen, was ich der Toten schuldig geblieben . . . Komm'," schloß sie fast flehend, „komm' zu mir . . ."

„Ich kann nicht . . ." erwiderte Judith; „ich muß zu Rafael . . ."

„Nein! nein!" rief die Greisin abwehrend. „Spare Dir diesen Schmerz . . ." fügte sie dann zaghaft hinzu. „Du hast ja vorhin mit angehört . . ."

„Ich muß!" Sie suchte sich zu erheben, aber die Kräfte versagten ihr. „Ich muß!" wiederholte sie, und nun gelang es. Aber nur schwankend stand sie da, so stark rüttelten sie die Fieber-

schauer, und als ihr Miriam das Kind aus den Armen nahm, mußte sie es dulden.

Die Thüre ward aufgerissen, der Wirt trat ein. „Wenn Ihr nicht gleich —." Er hielt inne, als er die Beiden zum Gehen gerüstet sah, und der Anblick der Wankenden machte ihn vollends stumm. „Zwölf Kreuzer," murmelte er nur noch, als sie ihn nach ihrer Schuldigkeit fragte, und strich die Kupferstücke, die sie ihm aufzählte, verlegen ein.

„Überleg's!" bat die Miriam noch einmal, als sie dem Wagen zuschritten. „Wenn Du Rafael aufsuchen willst, so thu's morgen, nachdem Du Dich ausgeruht hast!"

„Es muß heute sein!" erwiderte Judith. „Mein Fieber wird immer stärker, der Arzt in Tluste meinte, daß ich schwer krank werde; morgen bin ich vielleicht ohne Besinnung und muß so dahinsterben ... Wir fahren," wandte sie sich an den Kutscher, der mürrisch neben seinen Pferden stand, „zum großen Haus gegenüber dem Kloster ..."

„Ich weiß schon," erwiderte der Mann finster. „Da ich bezahlt bin, so muß ich's thun. Aber hätt' ich in Tarnopol gewußt, wer Ihr seid ..."

Er beendete den Satz nicht und hieb grimmig auf die Pferde ein, daß sie mit einem Ruck aus dem Thorweg fuhren. Draußen, im Kotmeer der Straße, ging es wieder Schritt für Schritt. Stumm saß Judith da, das Kind an sich gepreßt, nur zuweilen schlugen ihre Zähne im Fieberfrost hörbar aneinander; dann begann Miriam immer wieder zu flehen, den schweren Gang erst morgen zu thun. „Du bist ja halbtot!" schrie sie verzweifelt auf.

„Es muß sein," erwiderte die Unglückliche. „Aber meine Gedanken beginnen sich zu verwirren, .. und eine Seele muß es erfahren, so lang' ich reden kann. Der Frevler soll seiner Strafe nicht entrinnen! Höret, Miriam, wie der Graf an mir gethan hat ..." Sie erzählte es in kurzen, wirren Worten — Miriam verstand es nicht recht, nur so viel war ihr klar, daß das arme Geschöpf furchtbar getäuscht worden. „Du armes Kind," schluchzte sie und schlug ihre Arme um die Bebende. Und als der Wagen vor dem Hause hielt, bat sie: „Laß mich mit Rafael sprechen, ihn vorbereiten!"

Auch davon wollte Judith nichts wissen. Aber als sie dem Wagen entstieg und nun vor dem Hause stand, wo sie die glücklichen, schönen, behüteten Tage ihres Lebens verbracht, dem Hause, an welches sie mit verzehrender Sehnsucht zurückgedacht, seit sie in die Fremde gegangen, schien sie ihre Kraft zu verlassen, sie wankte und wäre wohl trotz Miriam's Hilfe zu Boden gesunken, wenn sich nicht ein Stärkerer mitleidig genaht hätte. Es war der Kutscher eines Wagens, der vor dem Hause hielt. „Bist Du aus Lehm?" rief der Ruthene zornig dem Fuhrmann Judith's nach, als dieser auf dem Bocke blieb und nun davon fuhr, ohne sich weiter um die beiden Frauen zu bekümmern. Der Jude wandte sich um. „An der ist Gotteslohn zu holen," rief er höhnisch, „ich gönne ihn Dir!" — Und er verschwand im Nebel.

Noch einmal raffte Judith ihre Kraft zusammen und trat, von Miriam gefolgt, ihr Kind auf dem Arm, in den Flur und dann, ohne anzupochen, in die Thür von ihres Vaters Arbeitszimmer. Der Raum war dämmerig erleuchtet; beim Schein einer Kerze schrieb Rafael am Pult an einem Briefe. Als er die Thür gehen hörte, wandte er sich um, ein halblauter Schrei entfuhr seinen Lippen, dann starrte er, totenbleich, wie von Entsetzen und Abscheu gelähmt, die Unselige an, als wäre ein Gespenst vor ihm emporgestiegen.

„Hinweg!" murmelte er endlich, „Hinweg!" wiederholte er lauter und wies mit zitternder Hand nach der Thüre.

„Rafael," schluchzte sie und sank, wo sie stand, hart an der Thüre, in die Kniee. Die Miriam aber stürzte vor und faßte den Saum seines Talars und rief verzweiflungsvoll: „Erbarme Dich! Sie ist ja heimgekommen, zu sterben!"

Er machte sich los und wich zurück, der Thüre zu, die ins nächste Gemach führte. Er war unheimlich anzuschauen, wie er so dastand, die erblaßten Lippen halb geöffnet, das wachsbleiche Antlitz verzerrt, mit der Rechten nach der Thürklinke tastend, die Linke ins wirre, schwarze Haar vergraben, ein Bild so wilden Grolls und Entsetzens, daß die Greisin bebend vor ihm zurückwich. So verflossen einige Sekunden; auch Judith regte sich nicht. Erst als plötzlich das Kind in ihren Armen zu weinen begann, schien ihm bei diesem Laut die Besinnung zurückzukehren.

„Schafft sie fort!" rief er der Miriam zu, heiser, fast unverständlich rangen sich ihm die Worte aus der gepreßten Kehle. „Ihr Erbteil liegt beim Bürgermeister! Hier hat sie nichts zu suchen."

„Erbarmen!“ rief Miriam. „Ihr seid unter einem Herzen gelegen! Denke, daß ihr zwischen Deinem Vater, Deiner Mutter das Grab gebettet ist!“

„Leider!“ schrie er wie rasend auf. „Die Vatermörderin verdient es nicht!“

Dumpf ächzte Judith auf, ihr Haupt schlug zu Boden. Das Kind entglitt ihrem Arm und begann laut zu wimmern. Miriam stürzte auf das Knäblein zu und hob es auf. „Rafael!“ rief sie und hielt es empor, „erbarme Dich des unschuldigen Kindes.“ Aber er hörte sie nicht mehr, er hatte das Zimmer verlassen, Miriam war mit der Ohnmächtigen allein.

„Hilfe,“ schrie die Greisin, „Vater im Himmel, erbarme Dich!“ Ihr Ruf wurde gehört, die Thüre zum Flur öffnete sich, ein alter Herr mit derbem, braunem Antlitz, Haar und Schnurrbart silberweiß, trat ein.

Es war Dr. Reiser. „Schweigt!“ herrschte er die Greisin an, die bei seinem Anblick vor Freude noch lauter zu schreien begann, als vorhin aus Verzweiflung, und beugte sich über die Ohnmächtige nieder. Dann richtete er sich tief erschüttert empor; er brauchte nicht zu fragen, wer sie sei und was sich hier begeben. Eilig stürzte er zur Thür, rief den Kutscher seines Wagens, der vor dem Hausthor hielt — der Arzt hatte eben einen Besuch beim Kommissär Groza im ersten Stockwerk gemacht — herbei und befahl, ihm seinen Arzneienkasten zu reichen. Dann mühte er sich, die Ohnmächtige durch Essenzen zum Leben zu bringen. Nur die Miriam und der Kutscher leisteten ihm dabei Hilfe; die alte Sarah, die sich einen Augenblick an der geöffneten Thüre sehen ließ, lief furchtsam hinweg, als Miriam sie anrief.

Endlich schlug Judith wieder die Augen auf; der Arzt erkannte sofort, daß ihr die Besinnung nicht wiedergekehrt sei. „Mein Grab!“ schrie sie wild auf und suchte sich den Händen ihrer Pfleger zu entringen; „ich will mein Grab!“ Erst als der Anfall sich wieder gelegt, konnte sie der Arzt in seinen Wagen bringen. „Zu mir!“ bat Miriam, „ich hab' ein gutes Bett und meine Stube ist warm!“ Auch Dr. Reiser wußte kein anderes Asyl; weder im Juden-, noch im Christenspital war ja die Aufnahme zu erhoffen! Auch lag das Häuschen, in welchem Miriam ihre Stube hatte, nur wenige Schritte von seinem Hause entfernt. So befahl er denn seinem Kutscher, auf kürzestem Wege, am Schlosse vorbei, nach Roskowka zu fahren.

„Fluch über ihn!“ rief die Greisin, als sie an den erleuchteten Fenstern des Schlosses vorbeifuhren. „Da zecht er wohl oben mit seinen Freunden! Was kümmert ihn sein Opfer und sein Kind?!“

Der Arzt erwiderte nichts, wahrscheinlich dachte er Ähnliches. Aber die Beiden irrten; war eine Vergeltung für sein Thun groß genug, so hatte sie den Grafen Baranowski in diesem Augenblicke erreicht. Da ging er, von allen Furien der Reue, der Furcht gepeinigt, in seinem Arbeitszimmer auf und nieder und las immer wieder den Brief aus Riva, welchen er eben vorgefunden. Die Hania berichtete über die Ereignisse der letzten Zeit, das Verschwinden ihrer Herrin; wie sie schon die Nachbarn aufgeboten, die Leiche im See zu suchen, als ihnen ein Kutscher aus Mori den Abschiedsgruß der Herrin und dem alten Jan auch noch die besondere Versicherung gebracht, daß er sein Geld gewiß zurückerhalten werde. „Aber es ist nicht darum, sondern er bangt um die Gnädige und das liebe Bübchen und ich auch, und wir bitten den Herrn Grafen, uns heimkommen zu lassen.“

Zu spät! — Der Fels war im Rollen, es ließ sich nichts mehr gutmachen, nichts verbergen; als seine Todfeindin kam sie heim, ihn der Schmach preiszugeben. Wie seiner Sinne nicht mächtig, durchmaß er das Zimmer, Stunde um Stunde, bis ihn die wankenden Füße nicht mehr trugen, und die bleichen Lippen wiederholten immer wieder, bald laut, bald leise die beiden Worte:

„Zu spät! . . . Zu spät!“

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Die Frühglock' gellt voll Stolz und Hohn: „Welch traurig Los ist dir beschieden,
Arm Ziegenglöcklein!“ Dieses meint: „Du läutest Weh, ich läute Frieden!“

W. Constant.

Woran Dein Herz im Stillen hängt,
Laß' es nur Niemand hören:
Du sprichst es aus, und alles drängt,
Dein Glück dir zu zerstören.

Otto Roquette.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Hermann Lingg's „Jahresringe“.

Wenige Wochen vor seinem siebzigsten Geburtstag hat Hermann Lingg den fünf Sammlungen seiner Gedichte eine sechste folgen lassen („Jahresringe“, neue Gedichte, Stuttgart, J. G. Cotta's Nachf.). Wieder ein starker Band, diesmal von über 400 Seiten, und doch lange nicht alles enthaltend, was er in den letzten Jahren gesungen und geformt. Welch' ein langer, sonniger, früchtereicher Herbst ist diesem Dichter beschieden! — man kann den Gesamteindruck, den der Band macht, kaum anders zusammenfassen, als in diesen Ausruf freudiger Verwunderung. Denn von jenem Erkalten und Verblassen, welches der Winter sonst auch über den Begnadetsten bringt, ist hier noch nicht das Geringste zu verspüren; es giebt auf den 433 Seiten neben mehreren vortrefflichen und sehr vielen guten Gedichten auch einige schwächere, aber sie sind kaum zahlreicher, als in der ersten Sammlung, der einzigen, welcher das Glück größerer Verbreitung zu teil geworden ist, während die andern nur eben die Freude und Erquickung engerer Kreise waren. Wie soll es nun mit dieser sechsten gehen? Es stünde schlimm um den Geschmack unserer Zeit und das Pflichtgefühl, welches unser Volk gegen jene vornehmen und edlen Geister, deren Schaffen auch nach Sedan noch immer seinen besten und edelsten Ruhm bildet, empfinden muß, wenn diesem Band nicht ein besseres Schicksal beschieden sein sollte, als seinen nächsten Vorgängern. Ob er sie übertrifft, mag dahingestellt bleiben, alles in allem genommen, kommt er ihnen an innerem Werte sicherlich gleich, und schon dies ist bei einem alternden Dichter eine seltene, vielleicht in unserer Zeit einzige Erscheinung. Was einst Geibel dem ersten Bande nachgerühmt: hier liege wieder einmal „der notwendige Erguß einer ursprünglichen Dichternatur, ein neuer, eigentümlicher Inhalt in eigentümliche, meist scharf ausgeprägte Formen geschlossen“, vor, gilt selbstverständlich auch von diesem Bande, aber gleich groß bleibt auch im einzelnen die Vereinigung von Bilderpracht und Klarheit der Schilderung, von scharfer Kontur und leuchtender Farbe, von Kühnheit und Korrektheit des Ausdrucks, von zartester Stimmung und ungewöhnlichem Gedankeninhalt. Und darum begründet es auch an sich keinen Unterschied des dichterischen Wertes, wenn hier das Liebeslied einen geringeren, die Betrachtung des Lebens einen breiteren Raum einnimmt, als in den früheren Sammlungen, besonders da jenes Genre, welches man sich gewöhnt, als das echt Lingg'sche zu betrachten, das lyrisch epische Gedicht mit historischem Hintergrunde, hier eben so reiche und prächtige Vertretung gefunden, wie je zuvor.

Es ist vielleicht ein Unrecht an dem Liederdichter Lingg, daß die Gedichte dieses Genres, in welchem er als erster Pfadfinder und zugleich als unerreichter Meister dasteht, **weitaus populärer geworden**, als das meiste, was er geschaffen, und so heißt es vielleicht dieses Unrecht vergrößern, wenn auch wir in der neuen Sammlung zunächst nach jenen Abteilungen geblättert, die uns Seitenstücke zum „Schwarzen Tod“, zum „Römischen Triumphgesang“, zum „Spartacus“ bringen sollten. Aber wäre unsereins noch würdig, ein deutscher Kritiker zu sein, wenn man ganz dem Drange widerstände, einzuschachteln und eine dichterische Individualität in ein Schubfach zu zwängen? Im Ernste gesprochen: Hermann Lingg kann nicht bloß solche Freskogemälde malen, sondern noch vieles andere, aber die malt nur er allein mit solcher Schärfe der Konturen, mit solcher Glut der Farben und mit so genialer Charakteristik der Zeit, wie wir sie hier neuerdings bewundern müssen. Als solche Perlen seien aus dem Kapitel „Zwischengeschichten“ die Gedichte „Sulla felix“, „Die eiserne Krone“, „Die Burg der Johanniter“, „Der Tag des Löwen“, ferner aus der Abteilung „Burgen und Paläste“: „Caesare Borgia“, „Palazzo Gozzo“, dann die ganze Abteilung „Städte des Altertums“ („Troja“, „Athen“, „Im Janustempel“, „Jerusalem“ dürften die trefflichsten unter diesen trefflichen Gedichten sein), endlich aus den Abteilungen „Meergebiet“ und „Bahnen“: „Hannibals Tod“, „Wrack der Galeere“, „Xerxes und die Platane“ (ein Gedicht, das freilich wiederholt gelesen sein will, um ganz gewürdigt zu werden), „Die appische Straße“, „Lokes Ritt“, „Gotenkönig Tejas“ hervorgehoben. Das Schlußgedicht dieser Reihe, „Die Bahn nach Samarkand“, aus der unmittelbarsten Gegenwart geschöpft, gehört zugleich zu jenen, welche die Schärfe des historischen Blicks, der diesem Dichter gegeben ist, **am glänzendsten beweisen**. Eine Reihe der eben genannten Gedichte ist in den Spalten dieser Zeitschrift erschienen; fügen wir hinzu, daß die andern diesen ebenbürtig sind, und daß sie insgesamt die „historische Lyrik“ Lingg's auf derselben Höhe zeigen, wie er sie nur je vorher erklommen, so wäre dies genügend, das Buch zu empfehlen.

Es ist aber noch sehr vieles andere darin, was gleiches Lob verdient. Zunächst die Genrebilder aus der Gegenwart. Hier fehlt der Reiz des Fremdartigen, der Dichter schildert, was wir alle Tage sehen, und zu glutvoll phantastischen Schilderungen, zu welthistorischen Perspektiven bietet der Stoff keine Möglichkeit. Und dennoch möchten wir diese kleinen Skizzen um nichts geringer geschätzt wissen, als jene Fresko-Illustrationen zur Weltgeschichte, denn ihr dichterischer Wert ist nicht geringer. Lingg bewährt hier eine Fähigkeit, die unter unsern Vers-Dichtern nur wenigen gegeben ist: das Poetische im Leben der Gegenwart zu erkennen und darzustellen, ohne es irgendwie mit den Flittern falscher Romantik auszustatten. Man lese nur z. B. den „Alten Gourmand“, wo Glanz und Niedergang eines alten Feinschmeckers geschildert wird; Alles scheinbar nüchterne Wiedergabe der Wirklichkeit, der Schluß (der herabgekommene Mann bückt sich zum Fenster einer Hotelküche nieder, um mindestens den warmen Fleischdunst einzuziehen) überaus realistisch und das Ganze doch ein echtes Gedicht, weil in jedem Zug lebensvoll, wahr und charakteristisch. Ebenso vortrefflich ist die Schilderung aus dem Alltagsleben „Ein Sonntagskind“, die Carriere eines Beamten, dem von der Wiege bis zum Grabe alles gelingt; selbst der satirischen Ausblicke hat sich der Dichter enthalten. Anscheinend nur eine Photographie nach dem Leben, und doch ein echtes Kunstwerk! Wir heben diese Gedichte hervor, weil wir ihrer selbst in diesen Tagen, wo die junge Generation mit Tolstoi aufsteht und mit Zola zu Bette geht, so wenige haben. Was Lingg hier geleistet, darf sich unseres Erachtens neben das Beste stellen, was wir an sol-

chen Schilderungen des Alltagslebens aus der Hand der ersten und zugleich letzten wahrhaft bedeutenden Vers-Dichterin Deutschlands, der Annette von Droste, besitzen. Minder originell, aber nicht minder schön sind jene Gedichte, wo die lyrische Empfindung und die Phantasie stärker hineinspielen. „Des Armen totes Kind“, „Ein letzter Faschingsmorgen“, „Allerseelen“, „Das alte Thor“, „Die junge Witwe“, „Straßen-Bilder“ u. s. w. Nur eines dieser Genrebilder scheint uns weniger gelungen: „Der Ballkutscher“, weil der Mann weit über seinen Stand hinaus reflektiert.

Das Liebeslied erscheint in der Sammlung des siebzigjährigen Dichters nur durch einige, wenige Nummern repräsentiert, die an sich schön und wertvoll sind, ohne jedoch den Vergleich mit den Jugendgedichten dieser Art auszuhalten; auch die „Ausgewählten Jugendgedichte, 1838–1841“ bringen größtenteils episch-lyrische Beiträge und kein einziges Lied, welches wir als spätes Geschenk jenem herrlichen Strauß beifügen könnten, welchen Lingg der Liebe seiner Jugend gewidmet. Im übrigen aber ist sein Empfinden unverändert frisch und tief geblieben, und die Kraft, mit welcher er alle Empfindungen des Menschenherzens in Lieder zu wandeln weiß, diese ebenso starke als zarte Kraft, ist auch heute die gleiche. Wir setzen aus den Naturliedern zwei kurze Proben hierher, welche dem Kundigen mehr sagen werden, als es die eingehendste Charakteristik vermöchte.

Aprilregen.

Kühler Regen fällt, ein trüber
Abend ist im Untergang,
Und vom Nachbarhaus herüber
Tönt ein lieblicher Gesang.

O, wie tief kann mich's bewegen,
Wie das kleine Mädchen singt,
Und zugleich der kühle Regen
Alles bald ins Blühen bringt.

Kalte Nacht.

Es singt der Schnee, wenn man ihn tritt,
Wenn über ihn die Räder gehen,
Die Mondesstrahlen singen mit,
Die kalt zur Erde niedersehen.

Es singt der Schnee, er singt ein Lied
Von jammerstarrem Händefalten,
Vom Armen, der im Frost verschied,
Von Herzen, die zu früh erkalten.

Wir möchten diese Lieder, welche das schlichte, alltägliche Naturbild mit einer so bewunderswürdigen Feinheit der Empfindung erfüllen und verklären, am höchsten stellen: andere mögen die italienischen Landschaftsbilder des Dichters, deren der Band eine Fülle enthält, wieder andere vielleicht jene Gedichte vorziehen, wo die Reflexion überwiegt. Gewiß ist Lingg auch nach dieser Richtung hin nicht minder durch Höhe des Standpunktes und Adel der Empfindung, wie durch die Kraft, die Reflexion in Poesie zu lösen, hervorragend; daß das letztere zuweilen nicht gelingt, bedarf kaum der Hervorhebung, es ist selbstverständlich. In der Abteilung der Festgedichte haben wir weniges gefunden, was dem andern an Wert ebenbürtig wäre. Hingegen sind die „Anmerkungen“, eine Reihe von Sprüchen, nicht bloß an vortrefflichen Einfällen und guten Versen, sondern auch an Vornehmheit des Empfindens reich; auch an satirischen Spitzen fehlt es nicht. Das glänzendste aber, was der Band an solcher Geißelung der Schwächen der Zeit bietet, findet sich in einigen größeren Gedichten: hervorgehoben seien nur „In der Mode möcht' ich sein“, eine Geißelung des Lesepublikums der Gegenwart und seiner Götzen, und der prächtige „Chor der Achselträger“, aus dem hier, um auf das Ganze begierig zu machen, Anfang und Schluß folgen mögen:

„Was wir schmähten, laßt uns loben,
Was wir lobten, sei geschmäht,
Weil vielleicht der Wind von oben
Anders heut' als gestern weht.
Leise, Freunde, leise treten
Ziemt dem Achselträger Chor,
Ist es Zeit, um anzubeten?
Lauschet mit gespanntem Ohr!“ ...

— — — — — — — — — — — — — —

„O wie bangt uns vor den Wahlen,
Wenn die Frage wird entsteh'n:
Soll man mit den Liberalen,
Oder mit den Klerikalen,
Oder gar mit beiden geh'n?
Ach, wem beides wär' erreichbar,
Einem Gott wär' der vergleichbar!
Wie beneiden wir dich schon,
Krokodil, um deine Thräne,
Um dein Winseln dich, Hyäne,
Und erst dich, Chamäleon!“

Nicht den ganzen Reichtum dieses Bandes haben wir aufrollen, ja nicht einmal vollständig auf das Beste von dem Guten hinweisen können. Aber schon das wenige, was wir gesagt, wird angesichts des überaus bescheidenen äußeren Erfolges, den Lingg's Lyrik in den letzten zwanzig Jahren errungen, die schmerzliche Frage nahe legen: ist unser Dichter nach Gebühr gewürdigt? In dem ergreifenden Gedicht „Ein Lorbeer“ sagt Lingg, daß er den Kranz, den ihm die Hand eines Sterbenden zugesandt, gleichsam als „Wort eines letzten Willens“ aufbewahrt, und fährt fort:

„Soll es mir ein Mahnen sein
Und mir sagen, daß vom Tod allein
Jener Lorbeer komme, jener echte,
Den die Nachwelt giebt?
O Geheimnis ew'ger Mächte,
Wird man erst geliebt,
Wenn man Staub wird, der zerstiebt?“

Das deutsche Volk hat darauf Antwort gegeben, indem es den 70. Geburtstag des Dichters als ein Fest feierte. Aber wir meinen: die Antwort ist so lange keine erschöpfende und unsres Volkes würdige, bis uns nicht von diesen Gedichten zum mindesten die — zehnte Auflage vorliegt. Doch wir sind bescheiden und werden uns auch schon freuen, wenn wir mindestens die zweite Auflage vorgelegt erhalten ...

G. Weiß.

Metrische Übersetzungen.

Gustav Brandes, ein tüchtiger und feinfühliger Übersetzer, hat im Vorwort zu seinem „Griechischen Liederbuch“ die Ansicht ausgesprochen, Übersetzungen antiker Dichter in antiker Form seien „mit ausgestopften Vögeln zu vergleichen, die steif auf ihren Stöcken sitzen und mit ihren eingesetzten Glasaugen starr in die Welt sehen“, und ähnlich haben auch lange vor ihm viele gedacht. Schon im 18. Jahrhundert, ja bereits zur Zeit der schlesischen Dichterschule, hat es nicht an Versuchen gefehlt, die Form zu opfern, um den Geist wirksamer und lebendiger hervortreten zu lassen, und daß sich die Nachdichter

der letzten Jahre lieber in modernen Rhythmen als im antiken Strophenbau bewegen, kann vollends nicht verwundern. Aber es geht auch mit diesem Prinzip, wie mit den meisten andern, es ist an sich recht plausibel, aber es beweist noch nichts für oder gegen die Vortrefflichkeit einer Arbeit, die es zu verkörpern sucht, es kommt eben alles auf die Kunst und die Kraft des Nachdichters an. Emanuel Geibel war bekanntlich entgegengesetzter Ansicht, ihm schien es möglich, den Geist des Originals auch in der überlieferten Form wiederzugeben, und es hieße Wasser ins Meer tragen, wollten wir sein „Klassisches Liederbuch" rühmen. Darum kann es uns wahrlich auch nicht von vornherein als ein Vorzug erscheinen, wenn der neueste Versuch, dem modernen Leser die Kenntnis der griechischen und römischen Lyrik zu vermitteln, durchweg den Reim und Rhythmus festhält, und sich auch in allem übrigen Beiwerk so modern als möglich giebt. Wir werden vielmehr zu fragen haben, wieviel dabei noch von dem geistigen und Gemütsinhalt des Originals übrig bleibt, und wie weit er durch die neuen Zuthaten gedeckt und verdrängt erscheint, und nur danach werden wir unser Urteil einrichten müssen. Über Jakob Herzer's „Dichterklänge aus dem Altertum" (Leipzig, Greuell & Francke) kann es demzufolge nicht eben allzu günstig lauten. Mühe, viele und ehrliche Mühe hat sich der Nachdichter gegeben, aber was uns als Produkt derselben vorgesetzt wird, mutet wie eine Sammlung mittelmäßiger moderner Gedichte an, deren Autor sich das Vergnügen gemacht, statt deutscher griechische und lateinische Namen zu wählen. Wir greifen einige Proben heraus, nicht tendenziös, denn sonst würden wir noch ganz anderes wählen können, sondern im Gegenteil bemüht, möglichst Gelungenes zu geben. Man höre denn folgende Strophen:

„‚Keinen Mann hätt' ich genommen,'
Spricht mein Weibchen, ‚ausgenommen
Dich natürlich! Wäre kommen
Jupiter — hätt' er bekommen
 Einen Korb!'
Also sie. Doch was ein Weib
Sagt zum Liebsten, dem am Leib'
Zehrt die Lieb', ist — Zeitvertreib,
Wert, daß man's in Wasser schreib',
 In den Wind!"

Es ist nicht leicht zu erraten, was dies vorstellen soll: die Nachdichtung eines der feinsten, anmutigsten Lieder des Catull.

Oder man lese:

„Mondlicht strahlet nimmer,
Blaß der Sterne Schimmer.
Mitternacht! Die Stunde,
Die mit holdem Munde
Mir zu süßen Wonnen
Er versprach — verronnen!
In die Nacht ich starre,
Bin allein und harre."

Diese ungelenken Reime, welche wie eine Parodie auf die deutsche Backfischpoesie klingen, sollen die Übersetzung einer der schönsten Oden der Sappho sein. Und wofür wird man die folgenden Strophen halten, wenn nicht für die Reimerei eines wenig geschmackvollen Gymnasiallehrers aus dem Jahre des Heils 1890?

„Liebst du eine Dienerin,
Nimmer brauchst du dich zu schämen.
Des Achilles wilden Sinn
Wußt' in Liebe leicht zu zähmen
Die Briseis, schneeig weiß —
Eine Sklavin liebt' er heiß!

Schön Tekmessa raubte gar
Jäh des Aia's Herzensfrieden —
Kriegsgefang'ne jene war.
Im Triumphe den Atriden
Zwang zu beugen die sein Haupt,
Welche selbst er sich geraubt,

Als gefällt der Feinde Schar
Hatt' Achilles, stark im Siegen,
Und als Hektor nicht mehr war,
So daß den erschöpften Griechen
Troja, ihrer Kämpfe Ziel,
Leichter in die Hände fiel.

Hör', am End' wirst du beglückt
Von den Eltern deiner Süßen.
's kommt vielleicht, daß sie entzückt
Dich als Schwiegersohn begrüßen.
Fürstlich ist sie — allem nach —
Klagt ob ihres Hauses Schmach.

Glaube, Freund, nicht stammt die Magd,
Die zur Liebsten du erkoren,
Von Gesindel, wie man sagt.
Arm war nicht, die sie geboren:
Ist ja treu wie Gold ihr Sinn,
Abhold jedem Geldgewinn.

An ihr lob' ich Arm, Gesicht,
Und die Waden, fein gedrechselt —
Unbefangen. Glaubst du's nicht?
Wie, was? Deine Farbe wechselt?
Eifersüchtig? Auf mich gar?!
Denk' doch meiner vierzig Jahr!"

Man muß seinen Horaz schon gut im Kopfe haben, um während der Lektüre allmählig zu ahnen, daß es sich hier um eine Übersetzung der berühmten Ode „Ne sit ancillae tibi amor pudori" handelt. Woran aber liegt die Schuld? Nicht an dem Reim und Rhythmus, sondern an der unzulänglichen dichterischen Kraft des Verfassers. Sie allein mag auch die Hauptschuld tragen, wenn er den antiken Dichter vieles sagen läßt, was ihm nicht beigekommen, und manches unterdrückt, was er gesagt. In letzterer Hinsicht hat Herzer, wie wir dem Vorwort entnehmen, freilich auch zuweilen aus prinzipiellen Gründen gehandelt. Es scheint ihm richtig, das mythologische und historische „Beiwerk" über Bord zu werfen, aber ist damit nicht auch entfernt, was mit zu der gesamten Weltanschauung des Dichters, mit zu der Seele des Gedichts gehört? Und heißt es die Freiheit des Nachdichters nicht geradezu mißbrauchen, wenn uns Herzer zumutet, jene Stellen, wo der antike Lyriker schöne Knaben besungen, ohne weiteres als an Mädchen gerichtet zu lesen? Heißt dies nicht geradezu den Inhalt fälschen? Mit solchen Vergehungen gegen den Geist der antiken Welt verglichen, erscheinen uns andere Freiheiten, die sich Herzer nimmt, relativ verzeihlich. Er hat einzelne, bloß in Fragmenten erhaltene Gedichte ergänzt, andere, ganz überlieferte, bloß teilweise übersetzt; freilich hätte sich unter den letzteren nicht gerade die berühmteste Ode des Horaz (III, 3) finden dürfen.

Wien. **Otto Hartung.**

Ludwig Geiger's „Vorträge und Versuche".

Ludwig Geiger gehört zu jenen noch immer nicht allzu zahlreichen Gelehrten, welche mit der Gründlichkeit des Forschers geläuterten Geschmack, die Gabe guter, festgefügter Darstellung und einen sicheren Stil, kurz, die

Eigenschaften eines guten Schriftstellers verbinden. Ursprünglich Historiker und innerhalb jenes Arbeitskreises, den er zunächst gewählt, der Zeit der Renaissance, als Autorität anerkannt, hat er, ohne dies Gebiet je ganz zu verlassen, sich allmählig in immer weiterem Maße der Litteraturgeschichte zugewendet, und da er fleißig und energisch genug war, sich auch das gelehrte Rüstzeug seiner neuen Wissenschaft völlig dienstbar zu machen, so ist dieser Entwickelungsgang seinem Wirken als Litterarhistoriker nur zum Vorteil geworden: der Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs, der alljährlich als getreuer Wardein über sämtliche Erzeugnisse der Goethe-Philologie bis auf die kleinsten herab Buch führt, weiß ja genau, was philologische Schulung ist, und wie weit der Geschichtschreiber des geistigen Lebens ihrer und anderer Hilfsmittel nicht entraten darf. Aber der Historiker vergißt darüber nicht, worauf es auch bei der Prüfung eines Dichters oder eines ganzen Litteratur-Abschnittes in erster Linie ankommt: Auf das Verständnis für die Beziehung, in welcher der Geist des Einzelnen zu dem der Zeit steht, auf die Verhältnisse, unter denen er geschaffen, auf die Prüfung, wie weit sein Geist lebendige Wirkung geübt. Hierzu kommt noch die günstige Wirkung einer in sich geschlossenen und gefesteten Persönlichkeit: wer Geiger liest, muß sich unwillkürlich sagen, daß hinter dem Gelehrten und Schriftsteller ein Mann steckt, der tapfer und ehrlich im Dienst einer streng sittlichen Weltanschauung, eines freiheitlichen politischen Ideals und echter, warmer Humanität steht. Und das bringt nicht bloß Wärme und Beredtsamkeit in die Darstellung, sondern es verleiht ihr auch eine bestimmtere Prägung. Voll Gerechtigkeitsgefühl, fern von jeder Voreingenommenheit, stellt Geiger zwar unbefangen dar, wie andere denken und dachten, aber er läßt uns nicht im Zweifel darüber, wie er selbst denkt. Aus all' diesen Gründen ist es erklärlich, warum er zu jenen Gelehrten gehört, deren Beteiligung an unserer Zeitschriften-Litteratur erfreulich ist, und warum er ferner auch bei seinen populär-wissenschaftlichen Vorträgen stets ein so dankbares Publikum findet. Die Hauptsache sind ihm freilich seine Essays und Vorträge nicht, aber doch eine Hauptsache, die sich, ohne den eigentlichen Zweck und Inhalt seines Lebens, die gelehrte Forschung, zu erdrücken, doch ebenbürtig neben diese reihen läßt. Aus solchen Arbeiten für Zeitschriften und für das Katheder des Vortragssaals, nicht des Kollegs, ist das erfreuliche Buch hervorgegangen, welches uns den Anlaß zu diesen Zeilen über den trefflichen und noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten Mann giebt: „Vorträge und Versuche, Beiträge zur Litteraturgeschichte" hat er den stattlichen, bei L. Ehlermann in Dresden erschienenen Band betitelt. Dieser Titel gehört zu dem wenigen, was wir an dem Buch tadeln möchten. Wenn Geiger das Wort „Essay" mit Versuch übersetzt, so kann er sich ja dabei nicht bloß auf die Etymologie des Worts, sondern auch auf Ranke's Vorgehen berufen. Aber das Wort bezeichnet nun einmal im Englischen ein bestimmtes Genre, an welches sicherlich kein Deutscher denkt, wenn er das Wort Versuch spricht oder hört. Auch meinen wir, daß es nicht so sehr auf den Namen, als auf die Sache ankommt. Sprechen wir auch ferner ruhig von Feuilletons, sofern wir nur gute deutsche Aufsätze dieser Art schreiben, und von Essays, wenn wir diese Gattung so ernsthaft und zugleich geschmackvoll pflegen können, wie dies heut' zu Tage erfreulicherweise in immer höherem Grade der Fall ist. Auch bei Ludwig Geiger. Auf die Gefahr hin, es mit ihm zu verderben, wollen wir aussprechen, daß er sich durch dies Buch die Sporen eines guten deutschen Essayisten verdient hat und nicht eines „Versuchers". Neben dem Titel aber hätten wir mit dem Autor höchstens noch über die Aufnahme zweier oder dreier Aufsätze zu rechten, welche uns an Interesse für den allgemein gebildeten Leser nicht ganz mit den andern ebenbürtig erscheinen. Das wäre aber auch alles.

Dem Studienkreise Geiger's entsprechend teilt sich das Buch in drei Abschnitte. Der erste behandelt Stoffe aus der Litteratur der Renaissance. Margarete von Navarra, die Verfasserin des Heptameron, die zugleich fromme Gedichte schrieb, wird uns eingehend und liebevoll vorgeführt; ebenso interessant sind die Aufsätze „Erasmus in Italien" und „Der älteste römische Musenalmanach" („Coryciana" 1524). Eines der besten Kapitel dieser Abteilung, Ulrich von Hutten, brauchen wir nicht erst zu rühmen, da es vielen Lesern durch die Veröffentlichung an dieser Stelle noch in Erinnerung sein wird. Die Aufsätze über „die Renaissance in Frankreich unter Karl VIII" und über „gelehrte Griechen in Europa im 15. und 16. Jahrhundert" enthalten eine Fülle interessanten Details, dürften jedoch nicht allen Lesern gleich dankenswert erscheinen, wogegen das Porträt der hervorragenden italienischen Dichterin Isota Nogarola mit als Muster dafür gelten kann, wie derlei Stoffe gründlich und lebensvoll zu gestalten sind. Wer die wenigen Seiten mit Verständnis gelesen, erhielt nicht bloß den Eindruck einer eigen geprägten Persönlichkeit, sondern auch ihrer Zeit. Daß Geiger es unterlassen, Proben aus ihren Schriften zu geben, welche das Entzücken der Zeitgenossen waren, ist das einzige, was wir vermissen. Nebenbei bemerkt, ist Isota jenen Schriftstellerinnen anzureihen, denen ein gütiger Himmel nicht bloß Talent, sondern auch Schönheit verliehen; wir heben dies deshalb hervor, weil der Himmel bekanntlich selten so gütig ist.

Eine zweite Abteilung „Aus den Tagen der Aufklärung" enthält eine Reihe von Aufsätzen, die Geiger bei seinen langjährigen Studien zur Kulturgeschichte Berlins der besonderen Ausführung wert erschienen. Als die wertvollste Studie erscheint uns jene über Voltaire und Friedrich den Großen; auch der rein menschliche Zug in diesem Freundschaftsbilde erscheint mit einer Feinsinnigkeit, die an den Poeten mahnt, herausgearbeitet. Für die Weltanschauung Geiger's bezeichnend ist das Fazit, welches er aus seiner sonst völlig tendenzlosen Betrachtung zieht: „Die beiden scheinen einem jeden zuzurufen: Zerstreue das Dunkel, das dich umgiebt, sprenge die Fesseln, die dich bedrücken, erhebe dich aus deiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, wage es, dich deines Verstandes zu bedienen, sapere aude!" Auch der Abschnitt über die „Deutsche Sappho", die Karschin, ist sehr lesenswert: Die Besprechung eines schlechten Buches hat sich dem Autor zu einem guten Essay gestaltet. Ob die „sechs Briefe David Friedländers" ihre Mitteilung an dieser Stelle verdienen, möchten wir bezweifeln; es ist gewiß interessant, zu sehen, wie früh der Gedanke der Aufklärung auch unter den deutschen Juden wach ge-

worden, und wie es schon im vorigen Jahrhundert nicht an einzelnen gefehlt, welche, weit ihrer Zeit vorauseilend, in dem innigsten Anschluß ihrer Glaubensgenossen an die deutsche Kultur und der Aufgebung jedes nationalen Sonderlebens das einzig erstrebenswerte Ziel erblickten. Aber wir meinen, daß eine Übersicht dieser Aufklärungsbestrebungen besser zur Orientierung gedient hätte, als die Mitteilung einzelnen Materials. Die andern Kapitel, über „die ältesten Berliner Wochenschriften“ und „Berlin vor 100 Jahren (1788)“ kann diese Ausstellung, wie schon die Themen beweisen, nicht treffen.

In der dritten Abteilung „Aus der Zeit Goethes“ sind zunächst die beiden Essays, welche das Verhältnis des Dichters zur Renaissance, dann zu den Juden, schildern, besonders hervorzuheben. Der letztere ist zugleich der glänzendste Beweis für den wahrhaft historischen Sinn unseres Autors. Er hat sich bemüht, darzustellen, wie Goethe über die Juden gedacht, und in welchen Punkten auch sein Blick vom Vorurteil behindert gewesen. Aber er hat sich nicht unterfangen, Goethe zu schmähen, weil auch dieser über den Bannkreis seiner Zeit nicht hinausgedrungen.

Alles in allem ein erfreuliches und empfehlenswertes Buch. — nz —

Litterarische Notizen.

— Unsere heutige Nummer bringt Porträt und Autograph eines Schriftstellers, dessen ungemeine Erfolge ihm den Platz in einer Zeitschrift sichern, welche es anstrebt, ein Spiegelbild der litterarischen Produktion der Gegenwart zu sein. Eine Charakteristik Georg Ebers', welche unserer Gepflogenheit gemäß im vorliegenden Hefte erscheinen sollte, mußte diesmal aus äußeren Gründen fortbleiben und wird in einem der nächsten Hefte folgen. Für heute sei nun einem Freunde des Dichters das Wort gegeben. Der Chef-Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ in München, Dr. Otto Braun, übersendet uns das nachstehende Sonett:

Villa Ebers.

Wie gerne flücht' ich aus dem Stadtgedränge
Mich zu des Gastfreunds seebespülter Schwelle!
Von weitem schon, eh' ich mich ihm geselle,
Hör' ich der Kinderstimmen muntre Klänge.

Smaragden glitzert durch das Laubgehänge
Des Villensaums die schaumgekrönte Welle,
Und fernhin trägt mit dampfbeschwingter Schnelle
Das Schiff die laute festtagfrohe Menge.

Zween erz'ne Leuen hüten die Terrasse,
Von der sich eine Hand mir streckt entgegen,
Die ich mit beiden Händen warm umfasse.

Nun kann ich lang entbehrter Zwiesprach pflegen —
Und schon, wenn ich den kranken Freund verlasse,
Fühl' ich zur Rückkehr sich die Sehnsucht regen.

München, im Sommer 1889.

Otto Braun.

— Eine sehr gemischte Gesellschaft hat Fritz Frenzel in seiner Anthologie: „Schelmenweisen, eine Sammlung humoristischer Dichtungen und Essays der besten Sänger des deutschen Dichterwaldes“ (Leipzig, Reinhold Werther) zusammengebracht, nicht bloß was die Autornamen, sondern auch was die Qualität des Gebotenen betrifft. Neben einem fein humoristischen Gedicht von Paul Heyse steht ein recht witzloses und banales Verschen eines Herrn Friedrich Herm, und neben einer Berliner Skizze einer uns bisher unbekannten Dichterin, Marietta von Markovics, nach deren näherer Bekanntschaft, nach dieser Probe, uns nicht gelüstet, findet sich Scheffel's bekannter Schwank „Die Schweden in Rippoldsau“. Irgend ein Prinzip in der Auswahl und Anordnung ist nicht ersichtlich: es sind da sehr verschiedene Humore vereinigt, darunter auch solche ganz erschrecklicher Art. Alles in allem ein Unternehmen, dessen innere Berechtigung uns nicht recht einleuchtet und es sollte uns wundern, wenn der Erfolg bedeutend größer sein sollte, als das Verdienst.

— Man schlägt den Moskauer Almanach für 1889, welcher zugleich der erste Jahrgang dieses Unternehmens ist, sicherlich gern und mit dem besten Vorurteil auf — jedes Zeichen geistiger Regsamkeit unter den Deutschen Rußlands muß uns ja, namentlich in diesen Tagen, besonders erfreulich sein — hat man jedoch das Büchlein durchblättert und seinen litterarischen Teil sorgsam gelesen, so wird selbst der wohlwollende Beurteiler, sofern er gerecht sein will, zugeben müssen, daß hier ein guter Gedanke mit so unzulänglicher Kraft ausgeführt worden, daß es wahrlich nicht als Einbuße zu betrachten wäre, wenn dieser erste Jahrgang zugleich der letzte bliebe. An der Spitze des litterarischen Teils steht eine fleißig, auch mit genügender Sachkenntnis, aber wenig geschmackvoll geschriebene Abhandlung zur neueren russischen Litteratur von Georg Bachmann. Daß der Verfasser für seinen Stoff begeistert ist und von der Entwickelung der russischen Litteratur das Höchste erwartet, wird man, ob man nun durchweg mit ihm einverstanden ist oder nicht, doch ohne Tadel hinnehmen, es wird wohl ehrliche Überzeugung sein: wenn aber der Autor bei einer Parallele zwischen den lebenden Dichtern Deutschlands und Rußlands jene Rußlands unendlich höher stellt und sogar der Meinung ist, daß die deutsche Litteratur der Gegenwart überhaupt weit weniger bedeute, als die aller andern Kulturvölker, so wird man nur vor der Wahl stehen, den Autor entweder für einen unwissenden oder übelwollenden Mann zu halten, ein drittes giebt es wahrlich nicht. Denn wer sich zu der Behauptung aufschwingt, daß es unter sämtlichen lebenden deutschen Dichtern niemand gäbe, welcher Echegaray, Carducci oder Tennyson erreiche, und unter den jüngeren Dichtern Deutschlands nur Richard Voß und Rudolph Baumbach zu nennen weiß, wer für den kleinsten russischen Dichter exaltierte Lobeserhebungen und für Deutschland nur das Wort hat, daß es sich nach großen Leistungen „schon etwas Erholung gönnen“ könne, verdient gewiß das oben ausgesprochene Urteil und würde es ferner verdienen, daß auch der würdig denkende Teil der russischen Kritik ihm entsprechend heimleuchte. Wer über die deutsche Litteratur der Gegenwart sprechen will, muß sie kennen, und ebenso hätte derselbe Herr Georg Bachmann schwerlich in dieser Tonart über Possart und Barnay geschrieben, wenn er die deutsche Bühne der Gegenwart kennen würde. Über das sonstige Leben der Deutschen in Rußland, ihre Vereinsthätigkeit u. s. w., erhalten wir nur trockene Notizen, aber keine zusammenfassende Darstellung, geschweige denn gar ein selbständiges Urteil, wie es eigentlich darum steht. Über den deutschen Klub in Moskau z. B. erfahren wir nur, daß während anläßlich des Ablebens des deutschen Kaisers die kaiserlichen Theater „auf allerhöchsten Befehl drei Tage lang geschlossen blieben“ und selbst einige Privattheater ihre Vorstellungen aussetzten, der Vorstand des Klubs am 27. Februar eine „Maskarade veranstaltete“. Es heißt zwar Maskerade, aber es freut uns doch, daß der Almanach dieser Thatsache mißbilligend gedenkt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VIII. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. April 1890.

Judith Trachtenberg.

Novelle von **Karl Emil Franzos**.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Abend hatten die Nachbarn Rafael's die Neuigkeit erfahren; am nächsten Morgen ging sie von Mund zu Mund und weckte ungemessenes Staunen und Grauen. Gott hatte den Frevel an seinem heiligen Namen gerächt, die Frevlerin in den Staub geschmettert; als Todkranke, als Bettlerin war Judith Trachtenberg heimgekehrt, und die Leute, die sie gesehen, meinten, daß sie wohl sterben werde — die Rechnung war ausgeglichen: hier war kein Anlaß mehr zu Mitleid oder Verfolgung. Aber eben weil hier Gott selbst gerichtet, darum lobten sie Rafael, daß er ihm nicht in den rächenden Arm gefallen, und tadelten Miriam, weil sie dies gewagt. „Sie bringt sich um ihr künftig Heil," urteilten die Milderen und Besseren, „zu der Verantwortung, die sie um ihres eigenen entarteten Kindes willen treffen muß, fügt sie diese neue Schuld!" Anders die Rohen und Strengen, welche, von Neugier getrieben, seit dem frühen Morgen das Häuschen in Roskowka umlagert hielten, um durch das Fenster oder beim Öffnen der Thüre Gottes Opfer zu sehen. Als die Greisin aus dem Stübchen trat und sie beschwor, zu gehen oder doch die Stimmen zu dämpfen, damit die Kranke nicht beunruhigt werde, wichen nur Wenige zurück, die Meisten drängten drohend heran. „Schäme Dich!" riefen sie ihr zu, „Du bringst Schmach über die Gemeinde!"

Aber das arme, schwache Weiblein, das sonst im Bewußtsein seines Unglücks, seiner Dürftigkeit demütig dahingeschlichen und sich vor dem Geringsten gebeugt, damit er ihm die Sünde seiner Tochter vergebe, wich nicht. Stolz aufgerichtet stand die Miriam da, und auf dem welken Antlitz lag jener Glanz, wie am Abend zuvor, da sie erkannt, wozu Gott ihre Reue brauchen könne. „Schämt Euch!" rief sie. „Ihr Thörichten, was wißt ihr von Ihm und was vor Ihm eine Schmach ist! Zurück, sag' ich!" Und es mußte wohl etwas in diesem Antlitz, diesen Worten sein, was selbst die Rohen traf, denn sie gaben Raum.

Freilich nur eine Sekunde lang, dann rief Einer: „Hat sich noch kein Christ gefunden, der Dich heiraten will?" — und der Hohn löste den Zauber. Aber da kam der Miriam Hilfe. Einer der Vorsteher der Gemeinde, der greise Simon Tragmann, ging vorbei und trat schützend vor die Greisin. „Geht!" rief er gebieterisch. „Wo Gott gesprochen, haben die Menschen zu schweigen! Geht — ich fordere es im Namen Eures toten Wohlthäters. War's sein Wille, daß die Sünderin an seiner Seite ruhe, so will er auch, daß sie im Frieden sterbe."

Darauf verließen sie das Häuschen und ballten sich auf der Straße zusammen und sprachen nur noch halblaut mit einander. Die Neugier hielt sie fest — kaum wußten sie selbst, worauf sie warteten, aber das Unerhörte mußte doch auch irgend welche Folgen haben.

Zunächst freilich harrten sie vergebens. Nur der alte Arzt, der bereits im Morgengrauen dagewesen, trat ins Häuschen. Aber während er noch drinnen verweilte, kam ein Wagen gefahren, in welchem das Oberhaupt der Stadt saß, der Herr Bürgermeister. Als er die Ansammlung sah, widerstand er schwer der Versuchung, eine Rede zu halten, dann aber besann er sich, daß er ja gekommen, nach seinem Mündel zu sehen und ging in die Krankenstube. Dort händigte er der Miriam einen größeren Betrag für die Pflege ein und erkundigte sich bei Dr. Reiser

nach dem Stande der Krankheit. Aber dieser vermied jede bestimmte Antwort: Judith liege an einem heftigen Nervenfieber darnieder, ob sie davonkommen werde, wisse er nicht. Der Herr Bürgermeister fühlte sich dadurch veranlaßt, seinem lebhaften Mitgefühl in beredten Worten Ausdruck zu geben und da er, wenn er erst den Klang der eigenen Stimme vernommen, sich nicht sobald wieder von dem Genuß ihres Wohllauts trennen konnte, so richtete er nun auch an Miriam eine Lobrede über ihre Barmherzigkeit. Aber die alte Frau unterbrach ihn kurz mit der Bitte, die Kranke nicht zu erregen, und noch energischer verfuhr der Arzt: er nahm den Demosthenes unter den Arm und führte ihn hinaus.

Dort aber, vor der Thüre, ward ihnen ein Anblick, der auch die Gaffer für ihr Ausharren belohnte: vom Schlosse her kam im Galopp eine Equipage herangebraust und hielt vor dem Häuschen. Graf Agenor sprang heraus und eilte, bleich, zitternd vor Erregung, auf die beiden Männer zu. „Wie steht's?" stieß er angstvoll hervor und faßte die Hand des Arztes.

Dr. Reiser gab zögernd Bescheid; allzu freundlich war dabei sein Antlitz nicht.

„Ich muß zu ihr!" rief Agenor. „Sie soll gleich ins Schloß gebracht werden, sie und mein Knabe. Ich lasse sie keinen Augenblick länger hier ..."

„Hm — hm!" Der Arzt räusperte sich langgedehnt. „Das wäre doch erst zu überlegen! Ihr Anblick dürfte auf die Kranke nicht eben beruhigend ..."

Er konnte nicht vollenden; die Miriam war in den Flur gestürzt und vor den Grafen getreten.

„Hinweg!" rief sie gellend. „Hinweg!" wiederholte sie leiser, aber mit herbster Entschiedenheit. „Die Judith und ihr Kind bleiben hier ..."

„Frau," sagte der Graf bittend, „ich bin Ihnen für Ihre Barmherzigkeit sehr dankbar, aber im Schloß kann sie ja bessere Luft und Pflege haben ..."

„Ihren Dank brauch' ich nicht," erwiderte Miriam, nun fast flüsternd, sie that sich offenbar den größten Zwang an. „Es kann ja auch nicht Jeder so barmherzig sein, wie Sie ... Die Judith bleibt bei mir, sag' ich, und das Würmchen auch! Niemand kann sie besser pflegen als ich und die Luft — es ist keine gute Luft in Ihrem Schloß, Herr Graf, sie richtet zu Grunde ..."

„Ich fordere mein Recht," erwiderte Agenor „Meine Familie ..."

„Still!" Die Greisin trat noch näher an ihn heran, kaum vernehmbar fielen die Worte von ihren Lippen. „Ihr Weib, wollen Sie sagen? Zwingen Sie mich, davon zu sprechen ..."

Er wich zurück und verstummte. „Herr Doktor," wandte er sich flehend an den Arzt. Aber dieser schüttelte den Kopf. „Nichts zu machen, Herr Graf," sagte er. „Kommen Sie, meine Herren. Die alte Frau da ist drinnen nötig."

... Einige Stunden später ging das Gerücht durchs Städtchen, die Judith sei gestorben. Hunderte strömten nach Roskowka, sich Gewißheit zu holen; die Nachricht war falsch. Vielleicht war sie nur deshalb entstanden und tauchte auch in den nächsten Tagen immer wieder auf, weil es die Leute für undenkbar hielten, daß die Unglückliche genesen könne: Gott hatte sie ja verurteilt, und das Grab harrte schon — so war alles in Richtigkeit. Als sie nun aber leben blieb und der Arzt Jedem, der ihn fragte, von Tag zu Tag bessere Nachricht gab, wurden die Leute unruhig, Juden wie Christen — wenn sie leben blieb, so stimmte die Rechnung nicht mehr; wie sollte man dann über sie urteilen, wie sich zu ihr stellen? Dennoch gab es im Städtchen wohl nur einen einzigen Menschen, der ihr aus ganzem Herzen den Tod wünschte; das war Herr Ludwig von Wroblewski. Ihre Genesung bedrohte seine Sicherheit; von dem Grafen hatte er nichts zu fürchten, aber genas sie und reichte die Klage bei Groza ein, dann war es mit seinem schönen, behaglichen Leben für immer vorbei, dann nahm ihn ein engerer Wohnraum auf als das Schloß, und daß wohl gleichzeitig mit ihm auch den Grafen das Verderben ereilte, konnte ihm nur geringen Trost gewähren. Je günstiger die Nachrichten aus der Krankenstube klangen, desto schlafloser wurden seine Nächte, und als er — drei Wochen waren seit Judith's Heimkehr vergangen — die Kunde erhielt, daß sie bereits außer Bette sei, ließ er Agenor um eine Unterredung bitten. Denn der Graf litt ihn zwar in seinem Hause und hatte bisher selbst die frechsten Wünsche nicht zu weigern gewagt, aber ihr unfreundliches Gespräch im Januar, unmittelbar nach des Grafen Heimkehr, war zugleich das einzige geblieben; Agenor wich ihm aus; statt seiner verhandelte, wenn es sein mußte, der Anwalt mit dem Exkommissär — weil er selbst zu feige ist, dachte dieser, mein Verlangen nach einer Unterredung wird er nun eben darum

gleichfalls nicht abzuschlagen wagen. Er irrte, Agenor lehnte ab. Nun mußte Wroblewski zur Feder greifen; in lebhaften Farben schilderte sein Brief die Gerüchte über die Scheinehe, die schon früher in adeligen Kreisen in Umlauf gewesen und nun, seit Judith's Heimkehr, jedem Menschen auf zehn Meilen in der Runde bekannt seien. Niemand zweifle an ihrer Wahrheit, es sei nur rätselhaft, daß sich Groza bisher nicht darum gekümmert — wie aber, wenn nun Judith spräche? Ihm selbst, schloß er, drohe ja auch dann keine Gefahr, nur seine Freundestreue bestimme ihn zu dieser Warnung. Aber auch dieser bewegliche Brief blieb ohne Antwort, und als sich Wroblewski nun an den Anwalt wendete, erwiderte dieser: der Graf glaube von der Mutter seines Kindes nichts befürchten zu müssen; spräche Judith doch, so werde dies zunächst Herrn von Wroblewski unangenehm sein, da sich auch aus den Aussagen des Ignaz Trudka ergeben werde, daß ihm der Hauptanteil an jenen unerquicklichen Vorfällen gebühre; besagter Trudka habe sich ihm zu diesem Zwecke vor einigen Wochen zur Verfügung gestellt. Es war eine schlimme Stunde für den Exkommissär, als er diese Antwort las; da ihm kein Mahnbrief mehr aus Mohilew zugekommen, so hatte er auch nichts geschickt und das Geld für sich verwendet, — nun tauchte dieser Mensch wieder auf! ... „Pah!" dachte er dann, „wenn dem Grafen nicht bange ist, was sollt' ich mich sorgen? Er hat seine Ehre zu verlieren, ich wahrhaftig nicht!" Aber ganz leicht wollt' es ihm doch nicht wieder zu Mut werden.

Vielleicht überschätzte er die Stellung des Grafen, indem er so dachte, vielleicht hatte auch dieser nach der Ansicht der Leute seine Ehre nicht mehr zu verlieren. Judith's Heimkehr hatte jene Gerüchte thatsächlich belebt und verschärft; ob es seine Standesgenossen unwürdig fanden, daß er einer Jüdin wegen überhaupt so viele Umstände gemacht, oder ob sie seine Mittel tadelten, — in seiner Verurteilung fanden sich Alle zusammen. Aber diese Mißachtung, die ihm in den ersten Wochen nach seiner Heimkehr das bitterste Weh bereitet, schien ihm nun gering angesichts des schwereren Leids, welches über seine Seele gekommen: der zehrenden Reue, der bohrenden Angst vor den Gerichten. Alles Gute und Schlimme seines Wesens wirkte vereint zusammen, ihm diese Qual zu verschärfen: seine Liebe für die Unglückliche, die brennende Sehnsucht, sein Fehl zu büßen und die Selbstachtung zurückzugewinnen, aber nicht minder jener falsche, äußerliche Ehrbegriff, der ihm einst jede Sünde geringer hatte erscheinen lassen, als die Verheiratung mit der Jüdin. „Sie darf nicht sterben!" rief er in fast sinnloser Angst dem alten Arzte zu, den er in diesen Schmerzenstagen täglich besuchte, — „und sie darf mich nicht anklagen!" fügte er im nächsten Atemzuge mit derselben Leidenschaftlichkeit hinzu; vielleicht war ihm selbst nicht klar, wovor ihm mehr bangte, was ihn schmerzlicher getroffen hätte. Dr. Reiser, der ihm anfangs hart genug begegnete, empfand doch allmählig Mitleid mit dem gequälten Manne und als ihn dieser beschwor, zwischen ihm und Judith zu vermitteln, ihm zu ermöglichen, jenen Vorsatz auszuführen, den er schon vor ihrer Heimkehr gefaßt, versprach er, einen Versuch zu wagen.

Aber so vorsichtig er ihn unternahm, schon bei seiner ersten Andeutung röteten sich die bleichen Wangen der Genesenden und abwehrend streckte sie die Hand gegen ihn aus. „Sprechen Sie's nicht aus," rief sie, „noch wär' ich nicht stark genug, es anzuhören! Kehrt mir die Kraft zurück, dann will ich seiner gedenken ..."

„Um ihn zu verderben," sagte der alte Mann traurig.

„Um meine Pflicht gegen mich und mein Kind und meinen Bruder zu thun!" erwiderte sie. „O, Sie wissen nicht, wie sehr er an mir gefrevelt hat! Sogar mein Erbe wollt' er mir rauben!"

„Dies doch wohl nicht!" wandte der Arzt ein.

„Ich meine mein Grab," rief sie wild ausbrechend, „mein Bestes, was mir geblieben ist — ach, es ist ja mehr, als ich noch je zu hoffen gewagt habe ... Sie sehen mich so seltsam an, Herr Doktor, aber mein Kopf ist klar, ich sehe jetzt alles, wie es war, auch seine Feigheit, seine Schlechtigkeit! O wie groß sie waren, wie groß!"

„Lassen wir das Gespräch," bat Dr. Reiser und faßte ihre Hand. „Ich sehe, Sie hassen ihn und da habe ich ja nichts mehr zu sagen!"

„Ja, ich hass' ihn," sagte sie dumpf, „aber ich thu' ihm nicht Unrecht. Daß er mich betrog, und in seine Arme riß, das kann ich noch verstehen, ich könnt's sogar vergeben. Wie hätt' er wissen sollen, daß auch die Jüdin ein menschlich Wesen ist, und ein Herz im Leibe hat und Ehre? Auch weiß ich ja wohl, wie sehr ihn jener Schurke anstachelte und ihm die Wege ebnete und alles glatt strich, auch das Gewissen. Und dann —

in seiner Art hat er mich ja wirklich geliebt ... Aber noch mehr kann ich verstehen: sogar den häßlichen Betrug, die Scheintrauung, zu der ihn der Schurke gleichfalls bewog ... Ein Baranowski! es schien ihm der einzige Ausweg. Und dann, er raubte, er stahl mir meine Ehre vor den Menschen, aber er nahm nicht, ohne zu geben, was er eben geben konnte: die Versorgung, seinen Schutz, seine Treue. Ein Anderes jedoch stahl und raubte er mir, ohne es zu ersetzen, und das war wahrlich ein noch heiligeres Gut! Er stahl mir meinen Glauben und gab mir dafür — einige Tropfen Wasser aus der Hand eines Gauners. Und dieses Verbrechen konnte ihm selbst nicht so nötig erscheinen, wie jenes erste. Er befürchtete, ich könnte sonst Verdacht schöpfen. Aber kann ihn dies entschuldigen? Darf ein Mensch dem andern sein Heiligstes rauben, nur um darüber beruhigt zu sein, daß sein Frevel unentdeckt bleiben werde? Und er hätte sich ja die Ruhe so leicht auf andere Weise schaffen können, er wußte ja, wie blind ich ihm glaubte — die dümmste Ausrede, warum diesmal die Taufe nicht nötig sei, und der Frevel wäre überflüssig gewesen. Aber daran dachte er nicht einmal! Eine Jüdin — hat die überhaupt ein Gemüt, was braucht die einen Glauben? Und als ich ihm sagte, daß ich ihn brauchte, als er sah, daß kalte Dämmerung um mich war und ich im Schmachten nach Licht und Wärme fast verging, da war ihm dies recht unbequem, es erinnerte ihn ja an seinen Frevel, aber dies war auch die einzige Empfindung, die er dabei hatte!"

„Und wenn er anders empfand, was hätte er thun sollen? Hätte er Sie etwa nachträglich taufen lassen oder ohne diese Formalität zu seinem Glauben bekehren sollen? Wäre dies der geringere Frevel gewesen!"

„Nach meiner Empfindung sicherlich!" erwiderte sie fest. „Wäre ich nun Katholikin, ich empfände dies jetzt gewiß als ein furchtbares Unglück, jedoch *seine* Schuld wäre in meinen Augen geringer. Aber nun hören Sie ferner! Als ich erfuhr, daß mein Vater tot sei und mich als seine Mörderin fühlte, als sich meine Seele in Schmerzen wand, wie sie der Allerbarmer wenigen Menschen auferlegt haben mag, und den Mann, den ich liebte, beschwor: ‚Ich will meinem Vater in unserer Weise nachtrauern und beten, damit ich nicht wahnsinnig werde, erbarme Dich und sag' mir die Wahrheit!' — da log er! Haben Sie auch dafür eine Entschuldigung bereit?"

„Nein," erwiderte der alte Herr, „keine Entschuldigung, aber eine Sühne. Wozu Graf Agenor nun bereit ist, wissen Sie ja wohl schon durch Ihre Pflegerin. Er hatte kaum von ihrer Heimkehr erfahren, als er hierher eilte, um sein Weib, sein Kind vor aller Welt Augen in sein Schloß zu führen ... Wie blaß Sie werden! — blieb Ihnen dies verschwiegen?"

Aus ihren Wangen war alles Blut gewichen, das Haupt sank auf die Stuhllehne zurück, die blassen Lippen öffneten sich. „Es ist nichts," murmelte sie, als er besorgt ihre Hand ergriff. Sie atmete mühsam. „Die Miriam erzählte es mir, aber ich deutete es anders ..."

„Und nun," fragte er, „wo Sie die richtige Deutung wissen? Der Graf will Sie in derselben Stunde, wo Sie Christin werden, zu seinem Weibe machen. So lautet mein Auftrag an Sie!"

Sie lag noch immer schweratmend da, die Augen schlossen sich, um den Mund zuckte es, wie von verhaltenen Thränen.

Er erhob sich. „Es kommt Ihnen unerwartet," sagte er. „Ich will mir die Antwort morgen holen ..."

Sie schwieg. Er blickte ihr ins Antlitz und sah, wie es immer ruhiger, immer starrer wurde; die Lider blieben gesenkt, zwei jähe Thränen brachen zwischen ihnen hervor und rollten die Wangen herab, aber die Brauen zogen sich immer finsterer zusammen. Und so, mit geschlossenen Augen, gab sie durch ein leises Schütteln des Hauptes die Antwort.

„Wie soll ich dies verstehen?" murmelte er bestürzt. „Sie lehnen ab?"

„Wie könnt' ich anders? ... Es ist, als wollt' er die Toten lebendig machen ... Wie ich so dachte, welches Glück es gewesen wäre, wenn er sich damals freiwillig dazu hätte entschließen können, da kamen mir die Thränen ... Nun aber, wo er's aus Furcht vor dem Groza thun will ..."

„Sprechen Sie mit ihm und Sie werden erkennen, wie aufrichtig seine Reue ist ... Und denken Sie auch an das Kind! Sie können dann nicht bei Ihrem Nein bleiben. Soll Ihr Knabe als Erbe der Baranowski durchs Leben gehen oder als ..." Er brach ab. „Verzeihen Sie, aber auch das will erwogen sein! ..."

In der That, das schien sie vergessen zu haben — unwillkürlich wandte sich ihr Blick nach der Ecke des Stübchens, wo die Wiege des

Kindes stand. Wieder zuckte es um den Mund, und die Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich will Sie nicht quälen," sagte der Arzt und griff nach dem Hut. „Befragen Sie Ihr Gewissen und fassen Sie Ihren Entschluß. Ich komme morgen wieder." Er verließ das Zimmer.

„Ich glaube, Sie haben morgen Ihr Jawort," sagte er dem Grafen, als er ihm die Unterredung berichtete. „Und da Sie Beide jung sind, so kann noch Alles gut werden."

Agenor blickte düster vor sich nieder. „Wenn Sie sich nur nicht täuschen," sagte er gepreßt, „wenn nur Ihr Haß gegen mich nicht größer ist, als die Liebe zu Ihrem Kinde!"

„Das glaub' ich nicht," meinte der Arzt. „Sie ist ja eine Jüdin — was thäte eine Jüdin nicht für ihr Kind! Allerdings setze auch ich darauf allein meine Hoffnung. Denn was etwa eine geringere Natur dazu bestimmen könnte: die Klugheit, der persönliche Vorteil, der Drang, vor der Welt beneidet dazustehen, hat über sie keinerlei Macht — daran denkt sie nicht einmal!"

Er war sehr befremdet, als die Miriam am nächsten Morgen bei ihm erschien: Judith lasse bitten, heute noch nicht zu kommen; da ihr ja nun das Ausgehen gestattet sei, so wolle sie ihres Vaters Grab besuchen.

„Das wird sie sehr erregen!" sagte er. „Sagen Sie ihr, ich ließe sie dringend bitten, noch einige Tage zu warten."

Aber die alte Frau schüttelte den Kopf. „Davon wird sie nichts hören wollen," meinte sie, „und schaden wird's ihr auch nicht. Eher schadet es ihr, wenn sie sich noch länger vergeblich darnach sehnt. Seit sie wieder zur Besinnung gekommen ist, hat sie ja keinen andern Gedanken als das Grab; wär's nach ihrem Willen gegangen, ich hätte sie längst auf einen Wagen geladen und hingeführt. Heut' aber würde sie sich auch nicht abhalten lassen, sie hat ja die ganze Nacht vor Sehnsucht kein Auge geschlossen. Ich glaube," schloß die Greisin, so ruhigen Tones, als spräche sie von dem Besuch bei einem Lebenden, „ich glaube, sie hat mit ihrem Vater zu sprechen."

Mit bangem Vorgefühl betrat der Arzt am nächsten Tage das Stübchen und es wuchs, als er in Judith's Züge blickte; sie trugen wieder jenen Ausdruck düsterer Ruhe, der seit den Tagen der Genesung in ihnen heimisch geworden. „So blickt nicht d'rein, wer sich versöhnen will," dachte er, und in der That sagte sie, kaum daß er Platz genommen:

„Ich kann's nicht thun, Herr Doktor, ich muß Nein sagen!"

„Und Ihr Knabe — haben Sie das recht erwogen?"

„Auch dies," erwiderte sie. „Für ihn wär' es besser, das ist wahr. Es ist ja kein Glück, ein Jude zu sein, und zudem gebe ich ihm ja noch eine andere, schlimmere Erbschaft mit, die sonst ein jüdisch Kind selten durchs Leben schleppen muß: die Schmach seiner Geburt. Aber was immer eine Mutter thun darf, damit ihr Kind es besser habe, eine Verbrecherin darf sie deshalb nicht werden. Und wenn ich mich heute taufen ließe, so wäre dies ein Verbrechen gegen Gott!"

Er blickte sie befremdet an. „Das hab' ich nicht erwartet!" sagte er. „Sie wollten es ja schon einmal thun, und es lag nicht an Ihnen, daß es nicht geschah!"

„Damals!" entgegnete sie. „Was wußt' ich damals von Gott? Was kann überhaupt ein glücklicher, schuldloser Mensch von Ihm wissen — und nun gar ich, die so sehr glücklich war! Natürlich glaubte ich an ihn, und obwohl ich eigentlich lieber eine Christin gewesen wäre, so war ich doch auch mit meinem Glauben leidlich zufrieden, und betete, wenn ich zu dem Vielen, was ich hatte, noch etwas wünschte. Kurz, ein Gewand war mir damals mein Glaube — warum hätte ich's nicht mit einem anderen, schöneren, bequemeren vertauschen sollen, besonders da es der Geliebte wünschte? Leicht fiel es mir doch nicht, aber nur deshalb, weil mich dieser Wechsel von den Meinen schied. Aber nun reichten sie mir kein neues Gewand, und ich wurde unglücklich und wurde schuldig, und da erkannte ich, was der Glaube ist: kein Gewand, sondern die Seele selbst, und die wechselt man nicht . . . Ich weiß, was Sie sagen wollen" — fuhr sie ungeduldig fort, als er sprechen wollte — „ich hab's oft genug gehört: wir haben Alle nur Einen Vater im Himmel! Ich habe selbst daran geglaubt, auch als ich schon im tiefsten Elend war, und es war mir ein Trost, zu hoffen: vielleicht kommt eine Zeit, wo alle Menschen so denken. Aber nun, wenn ich mein eigenes Geschick erwäge und das der Andern um mich her, nun kann ich nicht mehr daran glauben! Wie, wir sollten um unsres Glaubens Willen so viel gelitten haben, und es war eigentlich über-

flüssig? Es ist Ihm gleichgültig, wenn wir Juden bleiben oder nicht?! Warum läßt er uns dann als Juden geboren werden? Nein, er muß wissen, was er damit will, nicht zwecklos fließt unser Blut, unsere Thräne — sonst wäre er nicht der Allerbarmende, der Allgerechte! Nun denn, so will ich mich seinem Willen beugen und nicht neue Schuld auf mich laden — ich habe ihn ohnehin zu fürchten . . ."

„Ihren Gott, den Judengott!" sagte der alte Mann traurig. „Ich begreife, daß Sie zu ihm zurückgekehrt sind; aber dennoch ist es wahr: der da oben ist kein Juden-, kein Christengott! ... Und Sie wissen wenig von unserm Glauben! Lernen Sie ihn erst kennen . . ."

„O," rief sie wild, „ich habe an dem Wenigen genug! . . . Es ist eine Religion der Liebe, der Menschlichkeit! Sie gebietet, der reichen, hübschen Jüdin das Haus zu öffnen, wenn man ihrem Vater Geld schuldig ist und damit sich die jungen Herren unbefangener mit ihr unterhalten können, als mit den christlichen Damen. Sie hat kein Gefühl des Fremdseins; es sind ja Menschen wie sie, — Jenen aber sind sie, ihr Vater, ihr Bruder, keine Menschen, sondern Juden; die Männer geboren, damit der Christ von ihrer Arbeit seinen Nutzen, die Frauen, damit er an ihrer Schönheit seinen Spaß habe. Und wenn die Jüdin ihr Herz an den Christen verliert und alles läßt, ihm zu folgen, weil sie ihn liebt, so gebietet ihm sein Glaube, zu denken, daß sie eine Jüdin ist. Und es ist eine Religion des Erbarmens!" Sie schluchzte krampfhaft auf und griff sich ins Haar und hielt ihm eine Strähne hin, durch deren rotes Gold ein breiter, grauer Streif lief. „Ich bin neunzehn Jahr alt, Herr Doktor! — Soll ich mehr sagen?"

„Haben nicht auch," fragte er, „die Juden dazu beigetragen, daß dieser Streif breiter werde? Auch bei Ihnen steht geschrieben: ‚Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst!' — es ist sogar ein Hauptgebot Ihres Glaubens, wie des unseren. Handeln Ihre Leute danach?! Denken Sie an den Empfang, der Ihnen hier bereitet worden ist!"

„Mir geschah, wie ich es verdient," erwiderte sie finster. „Was wußten, was wissen Sie noch heute anderes von mir, als daß ich eine Ehrlose bin und meines Vaters Mörderin? Aber wenn Sie recht hätten, Herr Doktor, und es stünde für uns alle eigentlich dasselbe geschrieben und wir sündigten alle dagegen — — nun, dann kann es vielleicht einmal Frieden und Frühling auf Erden werden, aber jetzt ist Kriegs- und Winterszeit. In der Winterszeit bleibt man daheim, in der Kriegszeit geht man nicht in des Feindes Lager. Und wenn Sie recht hätten, daß auch Ihr Altar vor Gott ein heiliger Ort ist, so darf ich ihn nicht entweihen! Sagen Sie selbst, was müßte ich dabei fühlen, wenn ich mein Haupt zum Taufbecken neigte, und woran müßte ich bei der Trauung denken?! Es wäre ja nach all' dem, was geschehen ist, vielleicht meine schlimmste Sünde. Und ich fürchte mich vor Gott! Ich muß daran denken, wie mein Vater darüber geurteilt hätte; auch um seinetwillen darf es nicht sein. Wie ich so gestern an seinem Grabe stand, ist mir dies klar geworden: er war ein gottesfürchtiger Mann und hätte nicht dazu geraten, daß ein Mensch im Heiligsten lüge . . ."

„Er war ein milder Mann," entgegnete der Arzt, „und wußte wohl, wie viel Gott vergeben könne. Er selbst hat viel vergeben . . ."

„Die eigene Kränkung," sagte sie mit bebender Stimme, „nicht den Frevel gegen Gott. Er sagte sich: ‚Mein Kind hat mir das Herz gebrochen; Gott wird es strafen, aber ich vergebe ihm, und hat es genug gelitten, so mag es an meiner Seite ruhen. Und ruft der Engel des Gerichts, so mag es an meiner und meines Weibes Hand vor den Richter treten!' So hat er's gemeint, und dieses Erbe zu verlieren, fiele mir schwer, aber für mein Kind brächte ich das Opfer. Ein Verbrechen aber, wiederhol' ich, kann ich auch für mein Kind nicht begehen."

Er blickte in das bleiche, düstere, starre Antlitz und wagte kein Wort mehr. Stumm erhob er sich, drückte ihre Hand und wandte sich zum Gehen. Da hielt ihn ein leiser Ausruf zurück; er klang wie ein tiefer Seufzer. Er blickte sie fragend an.

Sie stand vorgebeugt da, zitternd, das Antlitz von glühender Röte übergossen. „Noch eins," murmelte sie fast unverständlich. „Wenn er sich dazu entschließen könnte . . ."

Sie verstummte. „Wozu?" fragte er.

Aber da seufzte sie tief auf und ließ die Arme schlaff niedersinken. „Nein!" sagte sie, „das wird er doch nicht thun wollen. Er kann es nicht . . . und es ist wohl auch nach unseren Gesetzen nicht möglich. . . Er würde mich wohl nur verhöhnen, daß ich daran zu denken gewagt

habe. . . Verzeihen Sie, ich habe nichts mehr zu sagen . . ."

Er fragte noch einmal. „Nein . . . nichts," sagte sie, nun wieder fest und entschieden. Darauf verließ er sie.

Es blieb ihm nun noch die bittere Pflicht, dem Grafen die Antwort zu bringen. Aber Agenor nahm sie gefaßter auf, als er gefürchtet. Er wurde bei den ersten Worten sehr bleich und murmelte: „Ich habe es Ihnen vorhergesagt!" — Dann verriet sich, während er der Erzählung lauschte, seine Unruhe nur durch das nervöse Spiel der Fingerspitzen auf der Tischplatte

„Wie Gott will!" sagte er, nachdem der Arzt geschlossen. „Mindestens habe ich nun den Trost, das Meine gethan zu haben. Und klagt sie mich an, so werden Sie mir Ihr Zeugnis nicht weigern, daß ich ihr alles gewähren wollte, was sie irgend fordern kann."

„Ja — aber ungern!" erwiderte der alte Herr kurz. Die Äußerung des Grafen verstimmte ihn, doch nur einen Augenblick; dann sagte er sich, daß sie im Munde des schwachen Mannes, den nicht bloß die Reue, sondern auch die Furcht getrieben, durchaus begreiflich sei, und um sich seiner Aufgabe ganz zu entledigen, teilte er ihm nun auch ihre letzten Worte mit.

Sie übten eine tiefe Wirkung auf den Grafen. Mit geröteten Wangen schnellte er vom Sitz empor und streckte abwehrend die Hände vor. „Das kann nicht sein," rief er. „Lieber das Zuchthaus . . . Wie kann sie mir derlei zumuten?"

„Sie thut es ja auch nicht," sagte der Arzt. „Sie hat mir nicht einmal gesagt, um was es sich handelt. Und ich will's auch nicht wissen."

Kein übler Mensch, dachte er, als er die Schloßtreppe hinabschritt, zudem in trauriger Lage, aber wie schwach, wie schwach! Ich wette, seine Fassung hält nicht drei Tage vor, dann kommt er wieder zu mir und fleht mich an, noch einen Versuch zu machen.

Er irrte nur insofern, als Agenor noch am Abend desselben Tages kam. „Sprechen Sie mit Rafael," bat er. „Er ist der einzige Mensch, der Einfluß auf sie hat. Es kann ihm ja nicht gleichgiltig sein, ob seine Schwester als Entehrte im Städtchen lebt oder als meine Gattin."

Der Arzt schlug es rundweg ab. „Es wäre nutzlos," erklärte er, „ihm ist sie ja eine Tote!" Und dabei blieb er, trotz aller Bitten und Beschwörungen.

Trotzdem sollte der wackere Mann am nächsten Morgen den Weg zu Rafael antreten; was der Graf nicht über ihn vermocht, gelang der Miriam Gold. Kurz nachdem Agenor gegangen, kam sie zaghaft geschlichen und erschöpfte sich in tausend Entschuldigungen, daß sie so spät zu stören wage. „Aber es muß sein," beteuerte sie. „In mir schreit mein Herz: ‚Du mußt es dem Herrn Doktor sagen!' Und so bin ich hier . . ."

„Redet, Miriam," sagte er. „Aber zu einer Versöhnung mit dem Grafen kann ich keinen Versuch mehr machen."

„Wer spricht davon?" erwiderte sie. „Lob und Dank dem Allmächtigen, daß es mißlungen ist! Während Sie drinnen bei ihr waren, habe ich gebetet: ‚Mein Herr und Gott, laß es nicht geschehen! Unser Herr Doktor ist sonst ein kluger Mann; verwirre ihm den Verstand, daß er diesmal Unsinn spricht und sie nicht überreden kann!' Und warum? Etwa, damit sie nicht abtrünnig wird? Nein! Ich weiß ja mehr von Ihm, als die andern Leut' hier; mir sagt mein Herz: er war barmherzig gegen meine Lea und würde es darum auch gegen die Judith sein. Oder weil die Ehe nicht glücklich wäre? Welches Leben wird sie sonst führen! Nein, es ist etwas anderes!" Ihre Stimme sank zum Flüstern herab. „Wir müssen vorsichtig sein, sonst giebt es ein Unglück! Ihre Seele, Herr Doktor, um die steht es schlecht. Die ist ein armes Vögelchen, das davonfliegen möcht' und da halten es noch einige Fäden fest. Sie muß für ihr Kind sorgen und sich vor den Leuten rechtfertigen und Gottes Willen erfüllen. So lang sie Schmach und Verfolgung zu dulden hat, bleibt sie, weil sie glaubt, daß es die Buße ist, die Er ihr auferlegt hat. Würde sie die Frau des Agenor, so wär' sie gerechtfertigt, das Kind versorgt und auch die Verfolgung wär' zu Ende. Dann sind die Fäden zerschnitten und das arme Vögelchen flattert davon . . ."

„Das hätte ich unter keinen Umständen befürchtet," erwiderte er. „Hat sie Ihnen derlei je angedeutet?"

„Nein, aber wenn man so mit Jemand lebt und jeden Seufzer hört . . . Nun, es ist Ihnen ja gottlob nicht gelungen! Aber ich möcht' deshalb doch noch ein Fädchen haben, das sie festhält. Ihr Herz blutet über Rafael's Groll; welches Glück, wenn sie mit ihm versöhnt wäre! Freilich," — die Greisin fingerte in der Luft umher, als wäre da das Gespinst wirklich ausgespannt, —

„freilich lockert sich dann das andere Fädchen da: die Verfolgung. Aber ganz zerreißt es deshalb nicht; ich kenn' unsere Leut' . . . Und darum, weil Sie ein so gutes Herz haben, Herr Doktor, und weil es eine so arme Seele ist: wollen Sie nicht mit Rafael sprechen?"

„Es wird nutzlos sein," mußte er auch ihr sagen, aber er versprach es. Und als er Rafael gegenüberstand, schwand ihm vollends alle Hoffnung; das war das Antlitz, die Geberde eines finsteren, gramvollen Mannes, nicht eines zwanzigjährigen Jünglings. Kaum daß der Arzt den Zweck seines Besuches angedeutet, erhob er sich von seinem Sitz.

„Herr Doktor," sagte er ruhigen, kalten Tones, „dieser Name wird in meinem Hause nicht genannt. Ich darf es auch dann nicht gestatten, wenn mein Besucher dadurch eine Gewissenspflicht erfüllen will. Vor mehreren Tagen waren die Vorsteher der Gemeinde bei mir und forderten mich auf, zu bewirken, daß der Knabe endlich in den Bund Israels aufgenommen werde. Ich mußte ihnen erwidern, daß mir in dieser Frage nach meiner Empfindung kein Recht, aber auch keine Pflicht zustünde. Und da handelte es sich gewiß um eine heilige Sache."

„Keine heiligere, als die mich herführt," erwiderte der Arzt. „Haben Sie die Vorsteher gehört, so darf ich die gleiche Gunst erhoffen." Und er begann von Judith zu sprechen: schlicht und kurz, wie es seine Art war, aber er selbst hatte dabei die Empfindung, daß kein Herz so hart sein könne, diesen Jammer ungerührt zu vernehmen. Auch die Werbung des Grafen verschwieg er nicht und warum Judith sie abgelehnt.

Rafael hatte ohne ein Zeichen der Ungeduld, regungslos, mit abgewandtem Antlitz, zugehört. Und als er sich nun wieder dem Arzte zukehrte, da wußte dieser, daß er vergeblich gesprochen; wer so blicken konnte, hatte das Erbarmen verlernt.

„Sie haben mir wenig Neues gesagt," sagte er. „Gewiß ein hartes Schicksal; Sie nennen es unverdient, ich verdient; die Entscheidung liegt bei Jenem, der es bestimmt. Ich meinerseits will es weder verschärfen, noch lindern; ‚mein ist die Rache, spricht der Herr', und sie ist mir eine Tote. Sie bleibt es auch nach dem, was Sie mir erzählt haben. Sie versichern, sie habe ihre Ehre nicht leichtfertig verschleudert, sondern sei um sie betrogen worden; dann mag sie den Betrüger verklagen, mir genügt es, daß sie, das behütete Kind des besten Vaters, eine Ehrlose ist, in dieser Stadt seit Jahrhunderten die einzige ihres Glaubens. Sie sagen, sie wolle nun nicht Christin werden, aber das ist, meine ich, kein Verdienst, sondern eine Pflicht. Und ihre Reue? Sie reißt meinen Vater nicht ins Leben zurück und wäscht nicht die Schmach von unserem Namen . . ."

„Herr Trachtenberg, das ist eine seltene Härte . . ."

„Vielleicht nicht so selten," erwiderte er, und nun zum erstenmale bebte seine Stimme, „wie einst meine Liebe zu ihr war!"

Als der Arzt das Haus verließ, fand er den Wagen Agenors vor der Thüre. Der Herr Graf sei beim Kommissär Groza, sagte ihm Fedko . . . Sollte er sich selbst gestellt haben? dachte Dr. Reiser. Dann mußte er sich wieder der seltsamen Worte Miriam's erinnern; er schenkte ihnen keinerlei Glauben und doch bedrückten sie sein Gemüt. Das Fädchen hatte sich nicht knüpfen lassen, es war wohl für immer zerschnitten.

Als er am späten Nachmittag von der Rundfahrt bei seinen Kranken heimkam, berichtete ihm der Diener, daß sowohl der Graf Baranowski, als die alte Miriam nach ihm gefragt; diese habe darum gebeten, sie sofort wissen zu lassen, sobald der Herr Doktor heimkomme . . . „So meld' es ihr," sagte der Arzt.

Der Ermüdete hatte kaum in seinem Lehnstuhl Platz genommen, als der Graf eintrat. Er sah übel aus; sein Blick war unstät.

„Verzeihen Sie," begann er, „aber es ließ mir keine Ruhe. Mein Fedko erzählte mir, daß Sie heute doch bei Rafael gewesen. Was hat er Ihnen gesagt?"

Der Arzt gab Bescheid.

„Dann habe ich auch," erwiderte Baranowski, „den Schritt, den ich heute gethan, nicht zu bereuen. Ich dachte schon, er sei vielleicht übereilt gewesen." Der Ton widersprach den Worten; er klang unsicher genug; nun seufzte er auch tief auf. „Ich war bei Groza. Dem Rate meines Anwalts folgend, habe ich ihm selbst alles gebeichtet."

„Wie nahm er's auf?"

„Schlimmer als ich dachte. Er sprach freilich kein Wort aus, das mich verletzen konnte, aber er blickte mich finster an und vermied es, mir beim Abschied die Hand zu reichen. Auch be-

tonte er scharf, daß er meinen nächsten Besuch in seinem Amtszimmer erwarte; ich bin für morgen 11 Uhr vorgeladen ... Nun, wie Gott will! Jedenfalls war es also kein übereilter ..."

Da schnellte der alte Herr, der bisher auf die Straße hinausgestarrt, empor, faßte ihn an der Schulter und schob ihn ins Nebenzimmer. Er hatte gesehen, wie eben hinter dem Diener her die Judith dem Hause zuschritt, ihr Kind auf dem Arm. „Sie dürfen horchen!" flüsterte er noch Agenor zu, lehnte die Thüre an und ging ihr entgegen.

Ihre Wangen waren gerötet, die Augen glänzten vor Erregung. „Sie sind ja mein einziger Freund," begann sie; „Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich Sie um Rat frage. Mittags brachte mir ein Gerichtsbote dies Papier."

Er entfaltete den Bogen. „Herr Kommissar Groza lädt Sie für morgen 11 Uhr als Zeugin vor — das werden Sie wohl selbst gelesen haben. In welcher Sache? Das ahnen Sie wohl auch! Ich kann Ihnen übrigens zufällig mitteilen, daß es sich wirklich um den Grafen handelt. Er hat sich dem Gerichte selbst gestellt ..."

„Ah!" rief sie, „ — um seine Strafe zu mildern!"

„Und wenn auch deshalb, ist's ihm zu verübeln?! Er hat seine Reue wahrlich deutlich genug erwiesen. Sie bleiben unversöhnlich — nun, so hat er die Erfüllung Ihrer Drohungen nicht erst abgewartet. Sie werden ihm morgen vor dem Richter begegnen — er ist für dieselbe Stunde als Angeklagter vorgeladen ..."

„Nein, nein!" rief sie. „Ich will ihn nicht sehen!"

Er blickte sie an; wie sie so dastand, das edel geschnittene Antlitz von leichter Röte überflutet, den schlanken Leib hoch aufgerichtet, umfloß sie ein Abglanz ihrer einstigen Schönheit. Aber wie hatte sich der Schmerz in diese Züge eingemeißelt, wie erschütternd war der Gegensatz des ergrauten Haars zu dem jugendlichen Oval des Gesichts, das es umschmiegte. Der Arzt hatte Mühe, die angeschlagene Tonart festzuhalten, aber es mußte ja sein.

„Warum wollen Sie ihn nicht sehen?" fragte er. „Ich finde es sehr praktisch von Groza, daß er Sie Beide zusammen vorlädt; das verkürzt das Verfahren, und der Graf kommt rascher zu seiner Strafe. Auch brauchen Sie ja, wenn Sie morgen die Anklage aussprechen, die ihn dem Kerker überliefern soll, nicht seinen Knaben mitzunehmen ..."

„Herr Doktor," rief sie, „wenden nun auch Sie sich von mir?! ... Ich kann ja nicht Christin werden ... Was soll ich thun?"

„Das wird er Ihnen selbst sagen," erwiderte der Arzt. In der geöffneten Thür stand Agenor. Sie schrie leise auf und wankte, als sie ihn erblickte; er aber stand einige Sekunden wie gelähmt und starrte sie an.

„Judith!" schluchzte er dann auf und stürzte vor und zu ihren Füßen nieder. „Verzeih' ... verzeih'! ... Du sollst nicht Christin werden ... wir gehen nach Koburg und lassen uns dort trauen — bei Gott dem Allmächtigen schwör' ich's Dir zu!"

Ihre Augen schlossen sich; der Arzt eilte heran, riß ihr das Kind aus dem Arm und ließ sie in einen Stuhl gleiten. „Es ist nur eine Ohnmacht," tröstete er.

(Schluß folgt.)

Trost.

Mir war das Herz von diesem Leben schwer,
Zu Bette ging ich, wollt' nichts denken mehr;
Erlisch, du Lampe, lisch, du Auge aus,
Ich bin so müde, ging' ich doch nach Haus!

Und dunkel ward es, doch ein Weilchen bloß,
Aufschaut' ich jetzt, da sah der Himmel groß
Mit milden Augen her und sagte sacht:
Du bist zu Hause, immer, Tag und Nacht.

Franz Herold.

Genügen.

Wie trüg' ich wohl ein Fernverlangen,
Da hier der Tag in Rosen blüht,
Die Sonne mich erweckt mit Prangen,
Und mir am Abend sanft verglüht?

Vom Garten schon in früher Stunde
Herüberträgt der Morgenwind
Ein Lied aus froher Kinder Munde —
Wie singt so hell mein eignes Kind!

Der Mittagsruf klingt durch die Saaten.
Wie Arbeit Stirn und Hände bräunt!
Es winkt, vom Werk sich zu beraten,
Zum Heimweg mir ein ernster Freund.

Wie trüg' ich wohl ein Fernverlangen,
Da sie mein Rebenhaus bewohnt,
Die mir mit liebendem Umfangen
Am Abend jede Mühe lohnt?

Beseligt von des Tags Geschenken,
Genieß ich sein in später Ruh.
Ein letztes, leises Überdenken —
Und träumend fällt die Wimper zu.

Otto Ernst.

Im Walddunkel.

Ob draußen die Welt verschwend'risch lachenden Glanz verstreu',
Doch in das einsame Dunkel treibt es mich immer neu.
So unermeßliches Schweigen brütet im tiefen Wald,
Als wäre das Lied des Schmerzes der Schöpfung hier verhallt,
Als gäb' es hier ein Leben, so frei von Wonne wie Leid,
Als ob hier unter den Wipfeln stille stehe die Zeit.
Kein Vogel singt in den Zweigen, kein Reh rauscht durch den Hag,
Es waltet nächtige Stille am hohen, hellen Tag,
Nicht eines Baches Rieseln durchbricht mit schläfrigem Ton
Die heil'ge Ruhe, zu der ich hilfeheischend gefloh'n.
Im ungeheuren Schweigen, das schwermutsvoll mich umwebt,
Ist mir's, als ob mein Dasein im mächtigen All verschwebt;
Und doch: ob alle Quellen des Lebens stocken zur Stund',
Hör' ich das laute Klopfen zutiefst aus des Herzens Grund.
Des Lebens einzige Regung in dieser Einsamkeit
Gemahnt mich unablässig auch hier an das alte Leid;
Und da ich es höre klopfen und pochen Schlag um Schlag,
Weiß ich, daß nimmer dies Leid ich, nimmer entbehren mag,
Weil draus mir sprießt ein Hoffen auf das noch kommende Glück,
Weil draus Erinnerung trägt mich in goldene Zeit zurück.
Und wär' das Hoffen eitel und wär' Erinn'rung verblaßt,
Das Leid nicht möcht' ich missen, es bliebe allzeit mein Gast,
Es frommte mir mehr als Frieden, der träg' mein Sein verzehrt,
Es dünkte um mein Leid mich dies Leben zu leben wert.
Ist auch das Lied des Schmerzes der Schöpfung hier wie vergellt,
Ich greif' zum Wanderstabe, ich zieh' hinaus in die Welt,
Ich wage den Kampf aufs Neue, wie hart ich büßen gemußt,
Will Freuden kosten und Schmerzen, bis still es ward in der Brust.

Konrad Telmann.

Du Baum vor meinem Fenster.

Du Baum vor meinem Fenster,
Was nickst du und grüßest mir zu?
Du bist mein viel trauter Geselle,
Siehst alles, was ich thu —

Weißt du auch, was ich denke?
Dein Nicken ist deutlich Bejahn.
Verrat' es Niemand, du Lieber,
Es wär' nicht wohlgethan —

Und wenn du mich seufzen hörest,
So rausche lustig laut,
Und wenn du mich weinen siehest,
So denke, es hat getaut —

Du grüner lichter Geselle,
Streb' fröhlich zum Himmel hinan.
Mit deinem Grüßen und Rauschen
Hast du mir's angethan —

Es ist ein platonisch Verhältnis —
Nicht herzen und küssen wir zwei —
Doch — wenn ich ehrlich soll reden —
's ist doch was von Liebe dabei.

Luise von Haber.

Spätherbstmorgen.

Der Nebel sinkt so schwer herab
Und schiebt sich vorwärts kalt und grau,
Hier wie ein Mantel faltenknapp,
Hier perlend in gefrornem Tau.

Und aus dem Dufte starrt so schal
Das rote Laub, so sterbensmüd,
Drauf eben noch ein Morgenstrahl
Wie Traum der Jugend hat geglüht.

Der Nebel wogt, vom Wind durchbebt;
Doch hinterm Walde halb entlaubt,
Im Duftemeer verschwommen hebt
Der alte Turm sein ernstes Haupt.

Sein trotzig Mauerwerk umrankt
Uralter Epheu stark und fest;
Nur in den höchsten Zweigen schwankt
Der Schwalbe längst verlaß'nes Nest.

Die Schwalbe zieht, die Schwalbe kehrt,
Mit Tod und Leben spielt die Zeit:
Der alte Turm blieb unversehrt
In fröstelnder Unsterblichkeit.

Ludwig Fulda.

„Die Luft ist warm . . .“

Die Luft ist warm, von Sonnengold durchwoben,
Die Hängematte wogt und wiegt mich sacht
Und ehern strahlt die blaue Wölbung droben.

Und wieder hab' ich dein, o Lieb', gedacht,
Die mein Gemüt mit bittrer Glut entzündet
In jener unvergeßnen Vollmondnacht.

Doch, wie im Herbst die junge Frucht sich rindet
Und niederfällt, von reifer Schwere satt,
Wie durch den eignen Wert den Tod sie findet,

Und dann aufatmet das gebeugte Blatt,
Der Baum die Zweige hebt, des Zwangs entbunden,
Den auferlegt die süße Frucht ihm hat —

So auch in mir, in jenen Frühherbststunden
Hat, überreif, Erinnerungsschmerz und Lust
Durch zuviel Fülle jähen Tod gefunden.

Tief atmet auf nun die bedrängte Brust!
Getrost erheb' zum Himmel ich die Hände,
Der neuen Freiheit innig mir bewußt —
Und stumm erwart' den Winter ich — das Ende.

Selma Heine.

Rückblick.

Und einmal kam er doch, der Sonnenschein,
Vergoldend in mein enges Fensterlein;
Ich kannt' ihn gleich und jauchzte ihm entgegen,
Und Glanz verlieh er allen meinen Wegen.

In stillem Staunen pflegt' ich dann mein Glück,
Und war's auch oft ein flücht'ger Augenblick,
Daß meine Hand in seiner hat geruht:
In seinen Augen stand's: Ich bin Dir gut!

Er hielt die schöne Glut für Morgenlicht;
Ich wußt' es anders; doch ich grollte nicht.
Nun wird es kühl, und ich will stille sein,
Denn einmal kam er doch, mein Sonnenschein.

J. René.

Am Meere.

Sprachlos stehst du an dem Strande
Bei dem ersten Blick aufs Meer,
Das bis zu des Himmels Rande
Vor dir liegt so groß und hehr.

Mächtig fühlst du dich gezogen
Über seiner Flut Gebraus
Und die Hügel grüner Wogen
In die Ferne weit hinaus.

Fern dort muß das Eden liegen,
Meinst du, das dein Sehnen war;
Eilig siehst ja hin du fliegen
Jener Wandervögel Schar.

Statt hier auf entlaubten Linden
Werden sie dort süße Ruh'
Unter blüh'nden Palmen finden;
Aber, Menschenkind, — wo du?

Wohl von ird'schen Paradiesen,
Sel'ger Inseln Herrlichkeit
Haben einst uns unterwiesen
Schöne Sagen alter Zeit.

Doch im plumpen Kahn der Wilde
Und der Mann, der Dampfer lenkt,
Sah'n noch nirgend die Gefilde,
Deren nur das Märchen denkt.

Jenes Land voll Glück und Frieden,
Das des Menschen Herz vermißt,
Keinem war's zu seh'n beschieden,
Der hier Brot der Fremde ißt.

Fruchtlos, Mädchen! suchst in Thränen
Hier auch du dies Feenland;
Nur der Heimat gilt dein Sehnen,
Die hienieden Niemand fand.

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Da ist nix passiert.

(Schwäbisch.)

Da schleichet nach Bealzeit[1])
Zwoi Mädla ums Eck,
Sie gand[2]) nu spaziera
's hat weiter koin Zweck.

Sie gand ja selbander
Und hand enand'[3]) g'füahrt,
Dös woiß doch a jeder,
Daß da nix passiert.

Und drunta im Thäle
Gand d' Weag ausenand,[4])
Do hat jedes Mädle
En Bua an der Hand.

Soviel ha'st doch rechna,
Soviel ist doch klar,
Z'earst sinds nu zwoi Mädla
Und jetz sinds zwoi Paar.

Sie hand's[5]) a so ei'gricht
Und hand's a so b'stellt,
Wahrscheinli kommts öfter,
Wanns 's earstmal guat g'fällt.

U'g'fähr nach'm Stündle
Da gand über d' Bruck
Die gleiche zwoi Mädla
So u'schuldi z'ruck.

Sie gand me[6]) selbander
Und hand enand g'füahrt,
Wer will jetz da saga,
's sei ebbes[7]) passiert?

Hyazinth Wäckerle.

[1]) Gebetzeit; [2]) gehen; [3]) haben einander; [4]) gehen die Wege auseinander; [5]) haben es; [6]) gehen wieder; [7]) etwas.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Post festum

Lustspiel in einem Aufzuge von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Assessor von Brunnen (im Überzieher).

Brunnen. Sehr gütig. Nochmals guten Abend — oder vielmehr guten Morgen, meine Herrschaften. (Geht auf Emilie zu.) Guten Morgen, Fräulein Emilie.

Emilie (beiseite, zu ihm). Aber was wollen Sie denn?

Brunnen (zur Generalin). Verzeihen Sie, gnädigste Frau, wenn ich mir die Freiheit nehme, nochmals bei Ihnen einzudringen. Ich sah aber von der Straße noch Licht hier oben und meinte den Versuch wagen zu müssen, ein Versehen zu berichtigen. Ich konnte freilich nicht vermuten, daß die Herrschaften ... (Herrn Stern bemerkend, etwas verwundert) Herr Professor Stern.

General. Er hatte etwas vergessen, und wir trinken nun ganz gemütlich noch ein Glas Rauenthaler zusammen. Setzen Sie sich zu uns.

Brunnen. Das trifft sich wider Erwarten glücklich. Wenn ich also wirklich nicht lästig falle ... (Setzt sich neben Emilie.)

Emilie. Sie werden doch nicht —?

Brunnen. Auf eine so freundliche Einladung?

Frida (zu Emilie). Je später der Abend, desto schöner die Gäste.

General (einschenkend). Sie haben den Rock vertauscht.

Brunnen. Ich eigentlich wohl nicht. Denn ich war der letzte Gast und nahm, was für mich hängen geblieben war. Aber ich gestehe, daß es mir im Augenblick gänzlich an Aufmerksamkeit für das Kleidungsstück fehlte —

Frida. Das kann ich mir denken.

Emilie. So schweige doch!

Brunnen. Sonst hätte ich gleich Vorkehrungen getroffen, daß der wahre Eigentümer wenigstens sein Gut zu finden wüßte und auch ich auf diese Weise wieder zu dem meinigen käme. Leider bemerkte ich erst einige Straßen weiter, nahe meiner Wohnung, als ich zufällig in die Tasche faßte, den Irrtum, kehrte aber sofort um in der Hoffnung, hier vor dem Hause den Umtausch bewirken zu können, wenn der Herr Konfusionarius etwa so schlau sein sollte, auf meine Schlauheit zu rechnen. Ich habe ihn überschätzt. Nun — in seine Thür kann er jedenfalls nicht hinein, denn ich habe seine Schlüssel.

General. Generalin. Frida. Emilie. Die Schlüssel?

Stern. Wie kann man aber auch so unvorsichtig sein, einen fremden Rock anzuziehen!

Frida. Herr Professor, Herr Professor —! Ich fürchte, es wird bald furchtbar tagen.

Stern (sehr verlegen). Sie glauben doch nicht, bestes Fräulein, daß ich ...

Brunnen. Die Schlüssel hätten mich am Ende noch nicht zur Umkehr vermocht. Ich fand aber in der andern Tasche auch einen Brief —

Stern (auffahrend). Einen Brief?

Brunnen (zieht einen Brief vor). Diesen hier. An Fräulein Frida von Oderberg — privatissime.

Stern (ganz verblüfft). An Fräulein — Frida ...

General. Unsere Tochter?

Brunnen. Lateinische Buchstaben. Offenbar sollte er hier im Hause abgegeben werden. Ich bitte also sehr, mein Fräulein —

Frida (ablehnend). Nein, nein! Wenn Sie den Brief nicht geschrieben haben, bin ich auch nicht berechtigt, ihn aus Ihrer Hand anzunehmen.

Stern. Sollte noch ein Anderer ...? Wenn Sie einmal gütigst gestatten wollten, Herr Assessor ... (Besieht das Couvert). Meine Handschrift!

Generalin. Wie? Der Brief ist von Ihnen, Herr Professor?

General. Dann gehört Ihnen wohl auch der Überzieher, in dem er gesteckt hat?

Stern. Wenn auch mein Schlüsseltäschchen —

Brunnen. In der That ein Täschchen.

Stern. Richtig. Ich will doch aber sogleich anordnen, daß künftig stets meine Visitenkarte den Schlüsseln beigelegt wird, damit man weiß, wem sie gehören.

General. Das wird dem unehrlichen Finder sehr angenehm sein. Er weiß dann gleich, wem er die Wohnung ausräumen soll.

Stern. O, an meinen Büchern vergreift sich Niemand. (Er nimmt den Brief in die Hand und schelnt unschlüssig, was damit zu thun.)

Brunnen. Ich sehe da meinen Überzieher liegen. Wenn die Damen gütigst erlauben ... (Er zieht den Rock ab und reicht ihn dem Professor.) Ich bitte sehr, Herr Professor.

Stern. Ja wohl. Ich danke Ihnen sehr ... (Er legt den Brief auf den Tisch und zieht den Überrock mit viel Umständlichkeit an.)

Brunnen (zu Emilie). Welches Glück, mein Fräulein, Ihnen noch einmal eine gute Nacht wünschen zu können.

Emilie. Zum achtenmal. Ich werde wohl nun überhaupt nicht mehr schlafen.

Brunnen. Wie früh ist Ihr Herr Papa zu sprechen?

Stern. Aber nun wollen wir uns auch empfehlen. Gnädige Frau, ich bitte tausendmal um Entschuldigung wegen der Konfusion, die ich angerichtet habe. Ich war aber, als ich wegging, in einer Gemütsverfassung ...

Generalin. Wir haben ja noch ein sehr angenehmes Stündchen mit einander verlebt.

Stern. Ja, ein sehr angenehmes Stündchen. (Zu Frida.) Mein verehrtes Fräulein — ich — ich ... Adieu!

Frida. Aber wollen Sie sich nicht des Briefes erbarmen?

Stern. Ja wohl. Damit ich ihn nicht vergesse ... (Er zieht das Schlüsseltäschchen vor und legt es auf den Brief.)

Frida (kopfschüttelnd). Ich fürchte, Herr Professor, Sie kommen heut nicht in Ihr Haus.

Stern. Freilich, da hätte ich bald wieder ... (Er nimmt das Schlüsseltäschchen und den Brief vom Tisch und steckt beides ein.) Besten Dank, daß Sie mich erinnern. — Ich wollte eigentlich noch etwas ...

Frida (beiseite). Er steckt richtig den Brief wieder ein.

General (auf den Assessor und Emilie deutend). Was haben die Beiden mit einander?

Generalin. Unser kleiner Ball scheint wenigstens Zwei glücklich gemacht zu haben.

Emilie. Man wird schon aufmerksam.

Brunnen (sich losreißend). Adieu, Herr General, adieu, gnädige Frau (küßt die Hand der Generalin; zu Stern): Kommen Sie mit, Herr Professor? (Ab, indem er Emilie einen Wink giebt. Die Thür bleibt offen.)

Stern. Ich wollte eigentlich noch etwas ... Aber Sie haben recht, es ist Zeit. (Zum General.) Wenn Sie erlauben, komme ich bald wieder — uneingeladen. Es war allerliebst bei Ihnen. (Zu Frida.) Sie haben doch nichts dagegen, mein Fräulein?

General. Wird uns jederzeit angenehm sein.

Stern (sehr verbindlich, ihm die Hand schüttelnd). Das hoffe ich. (Ab, ohne seinen Hut zu nehmen.)

Emilie (zieht ihr Tuch vor). Ich bekomme plötzlich heftiges Nasenbluten — das macht der Wein. (Ebenfalls durch die Mitte ab, schließt hinter sich die Thür.)

Frida. Welch' glücklicher Zufall!

Generalin. Endlich sind wir so weit. Ich bin recht müde. Komm, Alter!

General (trinkt sein Glas aus). Gute Nacht, Frida.

Frida. Gute Nacht, Papa.

General. Dein Professor ist doch gar nicht so übel.

Frida (seufzend). Mein Professor —!

General. Und an Dich hat er geschrieben? Höre! Das ist verdächtig.

Frida. Es that ihm schon wieder leid.

Generalin. Grüße Emilie.

General. Das giebt was mit dem Assessor. (Beide ab nach links.)

Frida. Der arme Brief ... So ganz umsonst geschrieben zu sein! Und es steht gewiß so viel Wissenswertes darin. Ich hätte ihn nur lieber gleich ... (Es wird an die Thür geklopft.) Es klopft? Wer kann denn noch ...? (Sie geht an die Thür und öffnet.)

Vierter Auftritt.

Frida. Professor Stern.

Stern. Ach, mein gnädiges Fräulein, verzeihen Sie doch nur — ich muß hier meinen Hut stehen gelassen haben.

Frida. Richtig, dort steht er.

Stern. Richtig, dort steht er. (Nimmt ihn.) Aber nun zum letztenmal ... (Zögernd und sich umsehend.) Ich finde Sie allein.

Frida. Die Eltern sind schon schlafen gegangen und Emilie —

Stern. Fräulein Emilie hatte dem Herrn Assessor noch etwas zu sagen.

Frida. So, so!

Stern (immer zögernd). Wenn auch ich mir noch eine Frage erlauben dürfte, gnädiges Fräulein — Da wir doch allein sind ... Haben Sie meinen Brief gelesen?

Frida. Aber Sie haben ihn ja wieder mitgenommen.

Stern (greift in die Tasche). Hab ich? Wahrhaftig! Meine Zerstreutheit wird beängstigend. Freilich so Aug' in Auge ... Ich hatte mir vorgenommen, den Brief hier irgendwo zu verstecken, damit Sie ihn am andern Morgen finden sollten. Und dann schien es mir wieder zu keck ...

Frida. Aber was haben Sie mir denn zu schreiben, Herr Professor?

Stern. Was ich Ihnen — zu schreiben —? Ja, das ist ... nicht so mit zwei Worten zu sagen. Wenn Sie's aber gnädigst gestatten wollen — Da wir doch jetzt allein sind ... (reißt das Couvert auf und zieht den Brief heraus) ich will Ihnen den Brief vorlesen.

Frida. Vorlesen? Das ist wunderlich.

Stern. Ja, das ist sehr wunderlich, aber Sie dürfen nicht böse sein. (Liest.) „Mein sehr wertes, gnädiges Fräulein! Die Stunden, die ich in Bonn bei guten Freunden mit Ihnen verlebt habe, gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Noch nie hatte ich eine junge Dame kennen gelernt, zu der ich mich auf den ersten Blick so hingezogen fühlte, daß ich alle Schüchternheit verlor und nur immer in Ihrer Nähe zu weilen wünschte." (Aufblickend.) Das ist die reine Wahrheit.

Frida. Nur weiter, weiter!

Stern (lesend). „Und es schien mir auch, daß Sie in Ihrer himmlischen Güte mir nicht auswichen, sondern meine unbehilflichen Bemühungen, Ihnen die herzlichste Verehrung zu beweisen, freundlich duldeten." (Aufblickend.) Aber darin irre ich wohl?

Frida. Warum wollen Sie das annehmen?

Stern (lesend). „Leider reisten Sie ab, ohne daß ich Ihnen hätte sagen können, was ich für Sie empfand. Als die allerglücklichste Schickung aber betrachtete ich es, daß meine Berufung hierher mich nun dauernd in ihre Nähe brachte. Ich bin entschlossen, alles zu wagen. O, mein Fräulein —"

Frida. Aber sollten Sie das — was da folgt — wirklich nicht auswendig wissen, Herr Professor?

Stern. Auswendig ... Es ist nur gar zu sehr inwendig. Und wenn Sie mich mit Ihren großen Augen ansehen ... (Ihre Hand ergreifend.) Nein, sehen Sie nicht fort. Es ist mir doch eine große Erleichterung, zu wissen, daß Sie nicht zürnen. Fräulein Frida, ich werd's beim besten Willen nicht so wohlstilisiert sagen können, als es da geschrieben steht —

Frida. Aber vielleicht um so herzlicher.

Stern (ihr den Brief hinhaltend). Lesen Sie selbst.

Frida. Nein, nein! Ich will's von Ihnen hören!

Stern. Nun denn — ich habe auf dem Papier die Dreistigkeit — die unerhörte Dreistigkeit, daß ich — daß ich Sie liebe.

Frida. Wirklich?

Stern. Und daß ich hoffe ... nicht von Ihnen geliebt zu sein — das wäre, selbst brieflich zu keck — aber um Ihre Liebe mit ganzer Hingabe werben zu dürfen. (Sieht in den Brief.) Die betreffende Stelle lautet ...

Frida. Aber lassen Sie doch nur den Brief. Ich weiß ja jetzt schon alles.

Stern. Das wenigste wissen Sie. Ach Gott! wenn ich so sagen könnte, wie mir's um Herz ist —! (Ihre Hände ergreifend und schüttelnd.) Glauben Sie mir das, Frida?

Frida. Ich glaub's Ihnen ohne Worte. Und wenn Sie denn wirklich nicht nur deshalb, weil Sie Ihren Hut vergessen hatten —

Stern. Frida —! Es soll nie wieder vorkommen. Wenn ich erst eine Frau habe, werde ich ja ein ganz anderer Mensch sein. Frida, wollen Sie ...

Frida. Ja denn, ja —! Wenn Sie versprechen, daß Sie Ihre Frau wenigstens nicht vergessen wollen. (Umarmung.)

Stern (sehr erregt). Wo ist der Herr General — die Frau Generalin —?

Frida. Morgen, lieber Freund, morgen.

Stern. Nein, das muß gleich festgemacht werden. Ich bin so glücklich —! (Er reißt die Thür auf und ruft hinaus.) Herr Assessor — ich habe mich verlobt!

Brunnen (außen). Ich auch!

Letzte Szene.

Die Vorigen; die Generalin (im Negligé); **der General** (im Schlafrock von links).

Generalin. Aber wer spricht denn hier so laut? Herr Professor —!

Frida. Er hatte nur seinen Hut stehen lassen.

General. Dachte ich's doch, daß so etwas —

Stern. Aber was Sie nicht dachten — was kein Mensch sich denken konnte, und was doch wahr ist — ich habe eine Frau gefunden.

Generalin. Frida —!

Frida. Mama — Papa —! ich will's sein, wenn Ihr Euren Segen gebt.

General. Aber da soll doch ...! (Hebt eine Flasche auf.) Und die Flaschen sind leer.

Generalin. Wir erwarten Sie zum Frühstück, Herr Professor.

Stern. Aber kann ich nicht lieber gleich ...

General. Meine Frau weiß, was sich schickt. Die Verlobung wollen wir doch nicht post festum feiern.

Stern. Frida! (Zärtlicher Abschied.) Aber Sie können nicht in Abrede stellen, Herr General, daß ich diesmal post festum gerade zur rechten Zeit gekommen bin.

General. Nun aber genug! Endlich muß man doch zu seiner Nachtruhe kommen.

Stern. Adieu — adieu! Ach! — wenn ich jetzt doch beim Weggehen mich selbst vergessen dürfte.

(Der Vorhang fällt.)



Südslavische Volkslieder.

Übersetzt von Georg Rosen.

Der Tod der Rada.

(Bulgarisch.)

Der gewalt'ge Kaiser herrscht' in Stambul,
Doch in Budim*) herrscht' die blonde Rada.
Und sein Kriegsheer sammelte der Kaiser
Wider Rada und belagert' Budim.
Türken stürmten dort, und Griechen stürmten,
Und es stürmten junge Janitscharen.
Doch sie konnten nicht die Burg gewinnen,
Nicht erobern Budim's neue Feste,
Bis zuletzt herankam Tatar-Pascha,
Selbst ein Tatar, mit den wilden Tatarn,
Selbst ein Janitschar mit seinesgleichen.
Zweimal, dreimal er die Stadt bestürmte,
Bis die Mauern auseinander borsten,
Bis die Schlösser selber sich erschlossen,
Bis sich öffneten die hohen Thore.
Eintrat in die Feste Tatar-Pascha,
Selbst ein Tatar mit den wilden Tatarn,
Selbst ein Janitschar mit seinesgleichen.
Und die blonde Rada überrascht' er,
Wie sie saß auf ihrem hohen Söller

*) Ofen. Die altberühmten Donaustädte, Ofen und Belgrad, leben durch Überlieferung in der bulgarischen Poesie fort, ohne daß sich an die Namen irgend welche realistische Vorstellungen knüpfen.

Mit den Brüdern, ihren lieben Brüdern,
Und mit Petro Ban, dem Bundesbruder,
Ihm, dem König vom Wallachenlande,
Auch mit Iwan, ihrer Brüder liebsten.
Drauf den Petro mordeten die Tatarn,
Zwangweis' machten Iwan sie zum Türken
Und Rada, die blonde Maid, zur Sklavin.
Sie verbanden ihr das weiße Antlitz,
Ihr mit weißem Band das weiße Antlitz,
Und mit schwarzem Band die schwarzen Augen,
Und mit engem Gurt die engen Hüften.
Also in den Wagen sie sie hoben,
In den roßbespannten, in die Kutsche.
Dann der Kutsche Fenster sie verschlossen;
Und nun ging's hinab die Weg' und Stege,
Immer vorwärts gings drei ganze Tage,
Bis des Meers Gestade sie erreichten.
Reigen tanzten just die Küstenleute,
Und, vernehmend das Geräusch und denkend,
Sprach zum Kutscher diese Worte Rada:
„Will als Bruder Dich, o Kutscher, lieben,
Meinen Bruder, meinen Bundesbruder!
Lös' das Band mir von den schwarzen Augen,
Von den Augen und dem weißen Antlitz,
Und thu' vor mir auf der Kutsche Fenster,
Daß ich ausschaun könn' auf Berg und Thal hin,

Berg und Thal, und mir den Tanz anschaue,
Daß ich seh', ob nicht Jemand einhergeh'
Dort aus meinem unglücksel'gen Hause,
Sei's mein Mütterchen, sei es mein Vater,
Sei's die Schwester, sei's mein lieber Bruder!" —
Drauf der Kutscher willfahrt' ihrer Bitte,
Und er löste ihr die schwarzen Augen,
Schwarzen Augen und das weiße Antlitz.
Aufthat er sodann der Kutsche Fenster,
Daß ausschaun sie konnt', die blonde Rada.
Und sie blickte aus auf Berg und Thal hin,
Berg und Thal, und sah sich an den Reigen,
Sah den Tanz und sah die jungen Mädchen —
Doch Niemanden sah sie dort einhergehn
Ihrer unglücksel'gen Hausgenossen.
Drauf zu Rada redete der Kutscher:
„Auf! wir müssen weiter, blonde Rada;
Wiedersehn wirst Du die lieben Eltern,
Wenn am Weidenstrauch Weintrauben wachsen
Und an Pappelruten gelbe Rosen!"
Ihm erwiderte die blonde Rada:
„Lieber Kutscher, Du mein Bundesbruder!
Leihe, Freund, mir dein wallachisch Messer,
Daß ich mir ein gelbes Röslein schneide."
Nicht bemerkt' der Kutscher ihre Absicht,
Und er reicht' ihr sein wallachisch Messer.
Doch nicht schnitt sie sich ein gelbes Röslein, —
Nein sie stieß das Messer in ihr Herze
Und umsinkend gab sie ihren Geist auf.

Liebesdurst.

(Kroatisch.)

Weilen laßt mich Mädchen
An des Dorfes Ende,
Wo beim Weizenernten
Kommt mein Schatz vorüber.
Selten trägt er Büschel,
Häufig trägt er Garben.*)
Und auf jeder Garbe
Wollen wir uns küssen,
Nicht ein- oder zweimal,
Hundertmal die Stunde!

*) Die schwere Garbe kann nur von einem kräftigen Mann, der Büschel auch von Knaben getragen werden.

Sonst und jetzt.

(Kroatisch.)

Schwer wird mir es zu vergessen
Jenes Hütchen, das ich hatte,
Und womit das Haupt ich schmückte
Beim Lustwandeln mit dem Röschen
Als vergnügter Bursch.

Jetzt geht meine Promenade
In den Marstall zu dem Pferde.
Muß es putzen, muß es striegeln,
Muß ihm Heu und Hafer geben
Und den frischen Trunk.

Ein welkes Blatt.

Frühlingsglanz und Maienprangen
Auf den Bergen, überm Feld;
Lerchenjubel, Licht und Sonne,
Bunt in Blüten steht die Welt. —

Auf dem Feldweg trüb und traurig
Schleicht ein ärmlich stiller Troß:
Eine schwarzgetünchte Kutsche
Und davor ein müdes Roß.

Drinnen sie — inbrünstig schluchzend,
Er — gefaßt, an Thränen karg;
Zwischen ihnen unter Kränzen
Ein umflorter Kindersarg. —

Hundert fröhliche Gesichter
Drängen lachend sich vorbei:
Junger Liebe Seligkeiten
Überschwänglich bringt der Mai.

Alles Hoffnung, Zukunft — nirgend
Sieht der trunk'ne Blick sich satt —
Einsam nur abseits vom Wege
Fällt ein früh verwelktes Blatt.

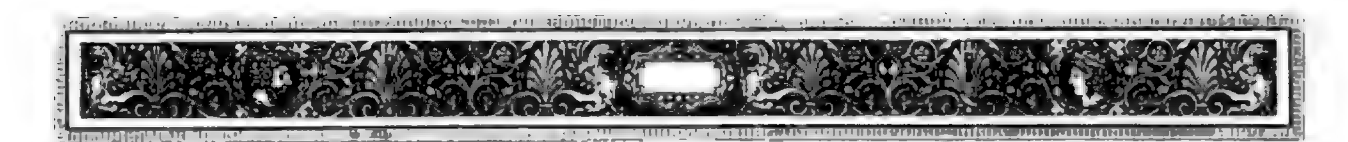
Paul Ettinger.

Ständchen.

Wenn das Silberlicht des frühen Morgens
Mir die Augen küßt, daß ich erwache,
Traumbefangen dann und ganz verwundert
Ohn' Erinnern noch den Tag beschaue,
Dringt ins Ohr mir leises Vogelzwitschern,
Süß herüber, wie aus weiter Ferne,
Lächelnd schließ ich dann die Augen wieder,
Träume noch von dir, schon halb im Wachen,
Daß du mir die Frühlingsvögel schicktest,
Alle Lieder meinem Tag zu bringen.

Hermine von Preuschen.





Georg Ebers.

Von Paul Nerrlich.

> „Wer wird nicht einen Klopstock loben?
> Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
> Wir wollen weniger erhoben,
> Und fleißiger gelesen sein.“

Diese Worte eröffnen bekanntlich die Sammlung von Lessing's Sinngedichten; wir werden aber auch an sie erinnert, wenn wir die Aufnahme, welche die Dichtungen von Georg Ebers vielfach bei der Kritik gefunden haben, mit der Teilnahme vergleichen, welche ihnen das Publikum nach wie vor schenkt. So ablehnend sich auch sehr häufig die Kritiker Ebers gegenüber verhalten haben, an der Thatsache ist nicht zu rütteln, daß eine jede einzelne seiner Schöpfungen einen sehr großen Erfolg errungen hat: Auflage folgt auf Auflage; kaum erschienen, wird ein jedes Werk in fast sämtliche Sprachen der zivilisierten Welt übersetzt: hervorragende Künstler haben sich zu einer „Ebers Galerie“ vereinigt, und was das Wichtigste ist, in Ebers Fußstapfen wandelt eine nicht geringe Schar von Nachfolgern. Hiezu kommt, daß er als Gelehrter nicht geringeren Erfolg errungen hat denn als Dichter; ja während die Kritik gegen seine poetischen Schöpfungen sehr häufig Widerspruch erhoben hat, kann es niemandem einfallen, seine wissenschaftlichen Verdienste zu schmälern. Leider gestattet uns der Raum nur einen ganz flüchtigen Blick auf diese wissenschaftliche Thätigkeit; wir verbinden sie mit einer kurzen biographischen Skizze, um dann im Zusammenhange von seiner dichterischen Thätigkeit zu sprechen.

Georg Ebers ist in Berlin am 1. März 1837 geboren, sein Vater war Bankier, starb aber kurz vor Georgs Geburt; seine Mutter ist 85jährig vor drei Jahren gestorben, und Ebers bekennt, ihr sein Bestes zu danken. Seinen ersten Unterricht erhielt der Knabe in der Erziehungsanstalt des Schwarzburg-Rudolstädtischen Dörfchens Keilhau. Bereits auf dem Gymnasium zu Kottbus, welches er in seinem sechzehnten Jahre für Keilhau eintauschte, erregte sein poetisches Talent Aufmerksamkeit; in gleicher Weise wurde ihm auch in Quedlinburg, wo er die letzten Monate seiner Schulzeit zubrachte und die Reifeprüfung bestand, eine poetische Laufbahn prophezeit. Doch zunächst trat der Dichter vor dem Gelehrten in den Hintergrund. In Göttingen, wohin er sich seit 1856 begeben hatte, um Jura zu studieren, fesselten ihn zunächst Männer wie Lotze, G. Waitz, F. Curtius; besonders bedeutsam für ihn jedoch wurden die kunsthistorischen Vorlesungen Fr. W. Unger's, welche ihn zum erstenmale in die Wunderwelt des alten Ägyptens einführten. Als er nun vollends in Berlin, wohin er 1858 infolge einer schweren Erkrankung zurückzukehren gezwungen war, in dem bedeutendsten Vertreter der Ägyptologie, in R. Lepsius, einen Lehrer und Freund gefunden und ebendort 1862 promoviert hatte, waren ihm ein für allemal Ziel und Weg seines Lebens vorgezeichnet.

Schon seine erste größere Arbeit, eine lateinisch geschriebene Untersuchung über die 26. Königsdynastie der Ägypter, zeigte ihn als scharfsinnigen und kenntnisreichen Gelehrten, eben diesen Studien verdanken wir aber auch bereits 1864 die Lepsius zugeeignete „Ägyptische Königstochter“, welche nicht nur die begeisterte Zustimmung des Meisters und seiner Freunde fand, sondern dem jugendlichen Dichter auch in weiteren Kreisen mit einem Schlage einen Namen schuf. Trotzdem widerstand Ebers eine Reihe von Jahren den Aufforderungen der Verleger und dem lebhaften Triebe, der ihn zum Dichten drängte und widmete die ganze Kraft seiner Wissenschaft und dem akademischen Lehrberuf, der ihm lieb war. Von 1865 an als Privatdozent in Jena thätig, dort 1869 zum Extraordinarius ernannt, ein Jahr darauf nach Leipzig berufen und dort als Ordinarius für ägyptische Sprache und Altertumskunde mit außerordentlichem und sich auch auf Fernerstehende erstreckendem Erfolge wirkend, hat er zahlreiche Studierende in seine Wissenschaft eingeführt und eine Reihe von hervorragenden Kräften für die Ägyptologie gewonnen; seine Hörer wissen das überaus herzliche, persönliche Verhältnis, in welches er zu ihnen getreten, nicht genug zu rühmen. Seiner ersten, 1869 unternommenen und ihn länger als ein Jahr in Afrika fesselnden Reise war sein Buch „Ägypten und die Bücher Moses“ vorangegangen, ein sachlicher Kommentar zu „Genesis“ und „Exodus“; es folgte ihm das später in neuer, sorgfältig verbesserter Auflage herausgegebene „Durch Gosen zum Sinai“. Nicht geahnte Triumphe vollends feierte er infolge einer zweiten, 1872 unternommenen Reise in sein geliebtes Pharaonenland: es gelangen ihm hier, während seines Aufenthaltes in Theben, zwei der bedeutendsten Entdeckungen. Er fand und erwarb die später von ihm übersetzte und erläuterte Biographie des Feldhauptmanns Amen em heb, eines der allerwichtigsten Dokumente für die Geschichte des alten Ägyptens und die Geographie des von Thutmosis III. eroberten Westasien am Ende des 16. Jahrhunderts v. Chr. Vor allem aber gelang ihm die Auffindung des großen, unter dem Namen „Papyrus Ebers“ bekannten Handbuches der ägyptischen Medizin, der zweitgrößten und am besten erhaltenen aller bis auf uns gekommenen ägyptischen Papyrusrollen. Unmöglich können wir an dieser Stelle der Verdienste gedenken, welche sich Ebers auch sonst noch, insbesondere durch seine Beiträge für Zeitschriften, um seine Wissenschaft erworben hat; nur auf das in die meisten Kultursprachen übersetzte Prachtwerk „Ägypten in Bild und Wort“ sei jetzt zuletzt noch hingewiesen; der neu bearbeitete Text dieses einzig dastehenden Werkes kam unter dem Namen „Cicerone

durch das alte und neue Ägypten“ heraus und ist ein ebenso ansprechendes wie gründliches Vademecum für alle Nilreisenden geworden. Doch jener Aufenthalt in Theben, welchem wir den Papyrus Ebers verdanken, ist noch in anderer Beziehung für Ebers wichtig geworden: schon damals bildeten sich in seiner Seele die Keime, aus denen 1876 der Roman „Uarda“ erwuchs; durch den außerordentlichen Erfolg aber, welchen diese Dichtung unmittelbar nach ihrem Erscheinen, ja eigentlich schon während desselben, errungen hat, wurde das Signal für die glänzende Aufnahme gegeben, welche hinfort eine jede der jetzt in überraschend schneller Zeit einander folgenden Dichtungen im Publikum fand.

Wir sprachen anfangs von der Differenz eines großen Teiles der Kritik mit dem Publikum, und da ist denn zunächst allerdings den Gegnern von Ebers Romanen so mancherlei zuzugeben. Nur derjenige Dichter hat für alle Zeiten gelebt, welchem es gelungen ist, die seine eigene Zeit bewegenden Ideen zum vollendetsten künstlerischen Ausdruck zu bringen, der historische Roman tritt daher in die zweite Linie zurück. Schon Schiller und Goethe aber haben sodann davor gewarnt, den Roman überhaupt zu überschätzen, denn alles Poetische sei rhythmisch zu behandeln, und so erblickt auch Vischer im Roman, im Vergleich zum Drama, nur ein mangelhaftes Gefäß für den Geist der modernen Dichtung, denn er stehe, wie schon seine prosaische Sprachform beweise, bedenklich an der Grenze des sinnlich oder geistig Stoffartigen. Hierzu gesellen sich noch einige Bedenken, welche nicht die von Ebers vertretene Kunstform überhaupt, sondern die ihm eigene Auffassungs- und Darstellungsweise betreffen. Ebers hat wiederholt betont, daß die Grundzüge des Seelenlebens bei allen Kulturvölkern in allen Zeiten und Breiten nur sehr geringen Modifikationen unterworfen seien, und daß insbesondere die Liebe der Neueren sich nicht wesentlich von der der Alten unterscheide. Was er jedoch aus dem Altertum zur Unterstützung der letzteren Behauptung anführt, kommt neben der gesamten geistigen Richtung dieser Zeit so wenig in Betracht, als wenn jemand auf Grund vereinzelter monotheistischer Äußerungen das Heidentum und die Vielgötterei der Griechen und Römer ableugnen wollte. Was vollends den Satz betrifft, daß die Grundzüge des Seelenlebens sich nur wenig geändert haben, so sind diese Grundzüge doch wohl vor allem in den religiösen, philosophischen, ethischen, sozialen, politischen Vorstellungen erkennbar; wer aber wollte, um nur dies zu erwähnen, keinen Fortschritt von Homer zur Bibel, von Sokrates zu Spinoza oder gar zu Kant zugeben? Es wird also zunächst schwerlich das Bedenken zurückzuweisen sein, daß die Liebesszenen bei Ebers allzustark mit moderner Sentimentalität durchtränkt sind. Im Zusammenhange hiermit steht ein zweiter, allerdings nur einzelne der Werke berührender Punkt. In seiner Darstellung des Urchristentums und der späteren christlichen Jahrhunderte wird Ebers damit, daß er seinen eigenen Maßstab, den des modernen Liberalismus, anlegt, der Vergangenheit nicht gerecht und verlangt von ihr, was sie nicht leisten konnte. Im Roman „Homo sum“ kämpft er gegen die Weltflucht des Christentums und verlangt werkthätige Liebe; allein jene Weltflucht war damals eine welthistorische Notwendigkeit, denn sie war die Konsequenz der Bibel, und nur durch sie konnte die neue Religion den Sieg davontragen. Ähnliches gilt, um nur das eine noch anzuführen, vom Patriarchen in der „Nilbraut“. Ebers verkennt auch hier die Notwendigkeit derartiger Charaktere; indem er selbst das Hauptgewicht nicht auf den Glauben, sondern auf die Liebe legt, auf das Abschleifen der Glaubensdifferenzen, stellt er die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart dar. Nicht ohne Berechtigung sodann erscheint das Verlangen derer, welche hie und da in Ebers' Romanen schärfere Kontraste, neben dem Lichte mehr Schatten, neben dem Lieblichen und Idyllischen mehr Gewaltiges, ja Hartes und Rauhes verlangen. Was schließlich die Sprache und den Stil der einzelnen Dichtungen betrifft, so fehlt es auch hier neben Trefflichem nicht an Anfechtbarem. So treffend die meisten der Gleichnisse sind, so ist doch mit Recht seit Lessing und insbesondere seit Jean Paul das Gleichnis von der Metapher verdrängt worden, und gerade diese gewahren wir nur selten bei Ebers; so hell und klar auch der Strom seiner Rede dahinrauscht, so vermissen wir doch mitunter die letzte Feile, und in einigen der letzten Dichtungen hat das Bestreben, möglichst pathetisch und lebendig zu schreiben, den Dichter zur Manier verleitet.

Nach Vischer soll der epische Held trotz der Selbständigkeit seiner That vom allgemeinen Strome des Weltlebens getragen sein; der Roman soll Sitten, Gesellschaft, Kulturformen einer ganzen Zeit und darin das Allgemeine des menschlichen Lebens darstellen; der epische Dichter muß vorzüglich auf das Auge organisiert sein; wem es gleichgiltig ist, wie die Dinge aussehen, wer sich nicht um Körperformen, Kleider, Geräte bekümmert, der ist zum epischen Dichter verdorben. Wir brauchen diese Worte nur niederzuschreiben, um von einem jeden das Zugeständnis zu erhalten, daß Ebers dieser Anforderung vollständig entspricht. Er verfügt über eine intime Kenntnis der jedesmal dargestellten Zeit, seine Darstellung kann auch vor der Kritik des subtilsten Kenners bestehen. So läßt denn Ebers zunächst und hauptsächlich das alte Ägypten, seine Landschaft, seine Menschen, seine Kulturformen bis ins feinste Detail hinein vor unseren Augen wiedererstehen. Wir werden zum Sinai mit seinen nackten rotbraunen Felsen, seinen Quellen und Höhlen geführt, wir begleiten den Dichter in die Wüste mit ihrer grausigen Einsamkeit oder zu den Oasen mit ihren Palmen und Myrten; wir folgen ihm in die Königspaläste mit ihren Höfen und Gärten und dem bunten Treiben der Diener und Reisigen und den festlichen Gelagen, in die Tempel mit ihren Säulen, Gräbern und Pilgern, in die Künstlerwerkstätten, Theater, Wirtshäuser, Bäder, Märkte, in das bewegte und malerische Leben der Hafenplätze. Hiermit verknüpft Ebers die Schilderung der übrigen bedeutsamen Völker des Altertums: der Perser, der Griechen, der Römer, der Juden in den verschiedenen Zeiten ihrer Entwickelung, ja er läßt charakteristische Repräsentanten der Barbaren erscheinen; mit nicht geringerer Kunst aber führt er uns auch in unsere eigene Vergangenheit, ins Mittelalter zurück, und Schöpfungen wie die „Frau Bürgemeisterin“, die „Gred“, nicht zum wenigsten auch „Ein Wort“ geben uns ein treues, ansprechendes und klares Bild dieser Zeiten und Sitten. Was Vischer von Jean Paul im besonderen und von der modernen Dichtung im Gegensatz zur klassischen überhaupt sagt, daß

nämlich ihr Blick ein mikroskopischer sei, daß sie tief in die speziellen Züge der Existenz hineingreifen, daß sie detaillieren, die Naturwahrheit schildern, gilt auch von Ebers. Glücklich jedoch vermeidet er hierbei zwei nur allzu naheliegende Klippen. Niemals zollt er jenem Naturalismus seinen Tribut, welcher der wahren Kunst widerstrebt; immer mehr und mehr ferner hat der Dichter in Ebers den Gelehrten besiegt, und schon von „Homo sum“ an unterwirft sich seine Gelehrsamkeit demütig der Herrscherin Phantasie.

Mit diesen Vorzügen, welche mehr dem Hintergrunde der Dichtungen, dem Lokal- und Zeitkolorit gelten, verbindet sich nun Kraft der Charakteristik der auf diesem Grunde sich abhebenden Personen; Ebers verdient auch als Charakterzeichner und Seelenmaler Anerkennung; mit derselben Kunst, mit welcher er die Details eines Hauses, einer Gewandung, einer Ceremonie schildert, dringt er auch in das Innere des Menschen, in die Tiefen des Gemüts. Zwar selten nur schildert er geschichtliche und geschichtlich bedeutsame Charaktere, er wählt mit Vorliebe frei erfundene und mehr den mittleren Sphären angehörende Personen zu Helden. Damit verzichtet er allerdings auf die höchsten Ehren, er gewinnt aber andererseits den Vorteil, daß er diese Personen, eben weil sie ihre Umgebung nur wenig überragen, und eher noch vom Strome der allgemeinen Kultur getragen werden, viel leichter mit dieser selbst in Übereinstimmung bringen kann. Vor allen haben ihm seine edlen Frauengestalten die Sympathien zugewendet. Zwei Typen sind es, die fast in jeder seiner Dichtungen wiederkehren, beide zusammen erst bilden das Ideal schöner Weiblichkeit, wie es Ebers vorschwebt. Der herben, kühlen, stolzen, strengen, majestätischen Schönheit tritt die holdselige, anmutige, naive, heiter dreinschauende, liebewarme entgegen; am klarsten und schärfsten ist dieser Gegensatz in den „Schwestern“ und im „Kaiser“ durchgeführt, aber auch schon in der „ägyptischen Königstochter“ begegnen wir ihm und er erscheint auch wieder in besonderer Vollendung im letzten Romane, im „Josua“. Aber lobenswert ist auch die Schilderung zahlreicher männlicher Charaktere. Wenn uns auch der Grundgedanke von „Homo sum“ nicht zusagen will, so wird doch niemand Gestalten wie Paulus, Stephanus, Germas seine wärmste Teilnahme versagen. Den Eurogetes in den „Schwestern“ hat bereits Frenzel einen „Charakterkopf ersten Ranges“ genannt; im „Kaiser“ selbst erscheint neben Antinous mit seinem müden und träumerischen Auge, der anscheinend über nichts mehr Freude empfinden kann und den doch die Erinnerung an die Heimat und die Lieben immer wieder belebt, der leichtfertige und doch wieder so ritterliche und mannhafte Herzensbrecher Verus als das Abbild der übermütigen und verderbten Hauptstadt; die Art vollends, in welcher der so schwer zu entziffernde Charakter Hadrians selbst klar und bestimmt sich vor unsern Augen entwickelt, läßt nur wünschen, daß sich auch fernerhin der Dichter zur Darstellung wirklich historischer Persönlichkeiten bewogen fühlen möchte. Aber auch in seinem mittelalterlichen Romane findet sich mancher trefflich gezeichnete Charakter. So steht in der „Frau Bürgemeisterin“ der kernigen, ernsten, durchaus nüchternen Natur des braven Peter von der Werff der geniale, für Ariost schwärmende, thatendurstige und leidenschaftlich erregte Georg v. Dernburg gegenüber; wem sollte sich ferner bei der Lektüre der „Gred“ nicht die Gestalt Herdegens mit seinem Blauauge und Goldhaar und mit seinem ihm zum Verhängnis werdenden ungezügelten Streben nach Höherem ebenso eingeprägt haben, als der von der Natur kärglicher bedachte und doch Glück und Frieden findende Kunz? Es fehlt uns der Raum, auch nur die wichtigsten noch unter allen diesen originellen Porträts anzuführen, unmöglich aber können wir uns den Hinweis auf alle jene humoristischen, mehr im Hintergrunde stehenden Gestalten ersparen, die bisher von niemandem noch, so scheint es, gebührend beachtet worden sind. Wir nennen Gestalten, wie Keraunus im „Kaiser“, den Fechtmeister Allertssohn in der „Frau Bürgemeisterin“, Rustem in der „Nilbraut“, die Waldmuhme und Base Metz in der „Gred“.

Um jedoch ein vollständiges Bild von Ebers, dem Dichter, zu erhalten, erwarten wir noch die Antwort auf die Frage, ob und inwiefern ihm die Durchführung von bestimmten Ideen gelungen sei. In der „Königstochter“ und in „Uarda“ verzichtet er darauf, erst in „Homo sum“ bezeichnet er es als seine Absicht, „in abgerundeter Form eine seine Seele bewegende Idee zum künstlerischen Ausdruck zu bringen“; wenn wir auch, wie erwähnt, gerade bei diesem Romane gegen ungerechtfertigtes Modernisieren Einspruch erheben mußten, so verleiht ihm doch die der Dichtung zu Grunde liegende Idee eine Geschlossenheit und künstlerische Vollendung, welche den beiden Erstlingswerken fehlte. Auch aus jeder einzelnen der nun folgenden Dichtungen leuchtet uns hinfort eine Idee klar und hell entgegen. Gerade einige der letzten Dichtungen, neben der „Gred“ und neben „Elisen“ insbesondere „Josua“, sind nach dieser Richtung für seine vollendetsten zu erklären. Die Idee ist bei Ebers niemals von den Personen, welche als ihre Träger erscheinen, abzutrennen, beides zugleich hat der Dichter im Geiste geschaut, er hat nicht erst zu einer vorher ihn bewegenden Idee nachträglich die Personen gesucht und gefunden. Hierzu kommt noch ein Zweites, vielleicht ist das der springende Punkt in der Betrachtung von Ebers' gesamter dichterischer Wirksamkeit. Alle seine Dichtungen erscheinen als Hymnen auf die Liebe, Liebe im weitesten Sinne des Wortes, Liebe des Mannes zum Weibe, vor allem aber auch Liebe des Menschen zum Menschen. Bereits der „Kaiser“ zeigt einen gewaltigen Fortschritt über die früheren Romane hinaus. Denn damit, daß es sich in erster Linie um Hadrianus selbst und um Antinous handelt, erst in zweiter um die Geschlechtsliebe, um das Schicksal Selenes' und Achinoes', wird die Dichtung zu einem echten Zeitbilde, frei von den Reflexionen und Tendenzen der Gegenwart. Nun aber gar, um zuletzt noch diese beiden zu erwähnen, die „Gred“ und „Josua“. Das Thema der erstgenannten erblicken wir in den Worten: „Vergiß getrost das eigne Sein und sorg' für andrer Leut' Gedeih'n!“ Im „Josua“ sodann hat Ebers zeigen wollen, wie für die Juden des Alten Testaments die drei Begriffe: Gott, Volk und Gesetz das Höchste gewesen sind, wozu sie sich zu erheben vermochten, wie ihnen jedoch die wahre, erst im Christentum errungene Liebe gefehlt habe.

Ebers hat sich seiner leidenden Gesundheit halber gezwungen gesehen, das ihm teure akademische Lehramt zeitweilig niederzulegen und lebt jetzt im glücklichsten Familienkreise, teils in München, teils auf seiner herr

lichen Besitzung am Starnberger See. Er ist seiner Wissenschaft treu geblieben und widmet gegenwärtig das Hauptteil an Kraft und Zeit dem Kommentar zu der Handschrift, welche seinen Namen trägt. Wir aber wollen dem Schwergeprüften die unerläßliche Vorbedingung alles freudigen und erfolgreichen Schaffens, die Gesundheit, zurückwünschen!

Ungedrucktes von Wilhelm Waiblinger.

Mitgeteilt von **Victor P. Hubl.**

Waiblinger's Stellung in der deutschen Litteratur kurz zu fixieren sowie einiges Licht in wenig bekannte Lebensverhältnisse dieses widerspruchsvollen Geistes zu bringen, dazu mögen die folgenden Zeilen beitragen, welche ich einer kleinen Auswahl aus seinem ungedruckten Nachlasse vorausschicke.

Widerspruchsvoll nennt man oft des Dichters Wesen, und schon die in Heilbronn, Reutlingen und Stuttgart verlebten Jugendjahre (1804—1822) bestätigen die Richtigkeit des Wortes. Glühende Freundschafts- und Liebesverhältnisse, ebenso wie brennender Haß beseelen den geistvollen Knaben, aber viel glühender noch als die Affekte, die ihm beherrschen, ist der Ausdruck, den sie finden: dieser Satz ist für das ganze kurze Leben Waiblinger's festzuhalten. Er, der sich schon als Kind phantasiereich in eine homerische Welt hineingeträumt, nimmt als junger Student mit eisernem Fleiße eine unglaubliche Menge verschiedensten Stoffes verständnisvoll in sich auf und beginnt ihn früh zu verarbeiten. Er will, er „muß" ein „originaler" Dichter werden. Dies sein Lebensziel. Doch ist sein Dichten in jenen Jahren selbstredend nur Nachahmung: Klopstock, die Göttinger und die Schweizer sind zuerst seine Muster, dann Matthisson, dessen „spiegelglatte" Verse Waiblinger nie ganz vergaß, und Goethe.

Die „Räuber", Shakespeare's Liebestragödie und eine tiefe Liebe, der er noch in Rom die innigsten Worte weiht, sind die Quellen für sein erstes, ungedruckt gebliebenes Drama, „Liebe und Haß" (1821). Sturm und Drang und wortreiche Gefühlsschwärmerei finden darin einen oft ins Maßlose gehenden Ausdruck. Ein Monolog, den ich unten biete, mag Ersteres wenigstens darthun.

1823 erschienen die im Vorjahre gedichteten „Lieder der Griechen"; zumeist freirythmische Hymnen haben sie in Goethe's „Wanderer" und ähnlichen Gedichten, dann in Versen Hölderlin's, über den Waiblinger von Rom aus eine verständnisreiche Studie schrieb, ihre Vorbilder.

Der gleichfalls 1822 gedichtete, mit den Liedern erschienene „Phaeton", ein Roman in Briefen, ward hervorgerufen durch den „Hyperion"; daraus nahezu wortgetreue Reminiscenzen; ferner Ideen aus Platon's „Phaedrus" und „Symposion", kunsthistorische Bemerkungen nach Winckelmann und landschaftliche Schilderungen aus dem Peloponnes nach Pouqueville. Die Katastrophe in Hölderlin's Leben bildet den Abschluß des Werkes: sein Kern ist der allerdings energielos dargestellte Kampf zwischen idealem Streben und menschlicher Schwäche.

Beim Erscheinen beider Werke war Waiblinger bereits ein unzufriedener Tübinger Stiftler. Eine unselige Liebe brachte ihn an den Rand des Abgrundes: ein Incestprozeß gegen die Geliebte und deren Bruder und Oheim war das Ende des Traumes. Auch die Freunde wenden sich ab, und der treuesten Einer, Ludwig Bauer, nennt ihn einen „Teufel" — nur Mörike bleibt ihm. Er ist daran wahnsinnig zu werden; von Sinnengenuß zu Sinnengenuß taumelt er, seinen Schmerz zu übertäuben; und mitten in der wildesten Raserei rafft er sich auf und dichtet seine „Erzählungen aus der Geschichte des heutigen Griechenland's" (erschienen erst 1826). Wohl erkennen wir in Byron sein Vorbild, doch das Genie durchbricht diesmal alle Schranken, und er schildert in glühendster Sprache vielbewegte, oft grauenhafte Geschehnisse aus den griechischen Kämpfen.

„Ohne Maß und Ende — Will ich, Leben, dich vergöttern", sang Waiblinger in der „Kalonasore", aber in seinem dichterischen Schaffen hielt er Maß und schrieb neben der beißenden Litteratursatire „Drei Tage in der Unterwelt" und dem ungedruckt gebliebenen Roman „Olura" das auf Schiller zurückweisende, schöne Trauerspiel „Anna Bullen" (Boleyn); jetzt erst können wir an Waiblinger's Zukunft als Dichter der Hohenstaufen glauben. Ungedruckt blieben aus der Tübinger Zeit noch die Romane „Feodor" und „Lord Lilly", jener ein anderer Phaeton, letzterer von Zeitgenossen gerühmt ob scharfer Charakterzeichnung — endlich eine Gedichtsammlung, deren Verlust der Dichter gleich jenem „Lilly's" noch in Italien bitter beklagt.

Im Herbst 1826 verläßt Waiblinger das Stift. Das Mißtrauen, womit man ihm in der Heimat begegnete, sowie der Umstand, daß man ihn zu Maulbronn nach einer philosophisch freisinnigen Predigt steinigen wollte, verleidete ihm die Theologie vollends.

Mit einem Vorschusse von zwanzig Louisdor, den ihm Cotta für zu liefernde Arbeiten gegeben, pilgert er nach Rom, um nimmer heimzukehren. Er, der in seiner Heimat schon lange von Vielen verfehmt war, wird nun auch von Rom aus als ganz verkommenes Subjekt hingestellt; Landsleute erklären ihn dafür, und Männer wie Platen schreiben ganz absprechend.

Hier eine kurze Aufklärung über Waiblinger's Verhältnis zu Dritten und seine Lebensweise. Waiblinger ist in seinen Mitteilungen von anderen und über solche durchaus und immer wahr. Eingehende Vergleiche der erhaltenen Tagebücher mit Briefen bestätigen mir dies auf den Wortlaut. Wo er aber von sich selbst spricht, von seinem Leben Dritten gegenüber, übertreibt er: so hatte er schon in Stuttgart renommiert, so in Tübingen seiner durchaus nicht unbegründeten Weltverachtung einen stürmisch cynischen Ausdruck geliehen und sich in seiner Verzweiflung als Verworfenen geschildert; so sprach er endlich in Rom vor seinen Landsleuten, die dann über ihn zu Gericht saßen, freimütiger und überschäumender

noch, weil er sich ganz frei fühlte — so auch zu Platen, dessen Briefe an Schwab und Fugger dazu beitrugen, die Acht über ihn zu erneuern.

„Bierkneipensitzer“, “B . . . . gänger“ und „liederliches Genie“ nennt ihn Platen einmal und verkennt Waiblinger's dichterische Potenz ganz, wenn er ein andermal (6. Februar 1828) an Schwab schreibt: „Es kann ein potenzierter Kotzebue aus ihm werden, ein wahrer Kotzebue im Domino, der auf dem Theater große Fortune macht.“ —

Das ungedruckte Platen'sche Tagebuch enthält zufolge einer gefälligen Mitteilung seitens des Herrn Dr. E. Chr. Redlich in Hamburg über unseren Dichter nur die Worte: „Im Januar 1827 Waiblinger kennen gelernt, aber deutsche Bekanntschaften will ich nicht kultivieren.“ — Der Verkehr wurde aber fortgesetzt: über das Wie und über die Lage Waiblinger's in Rom mögen hier eingefügte Briefstellen Aufschluß erteilen.

Sämtliche bisher unveröffentlichte Briefe sind an den Vater des Dichters gerichtet, und wir dürfen ihren Inhalt als wahr erkennen. Die Württemberger freilich wurden durch sie von ihren Anschauungen nur zum geringsten Teile bekehrt.

Den 2. Juli 1827, u. a.: „Die Deutschen, die sich hier herumtreiben, sind der Auswurf unseres Vaterlandes und bekriegen sich zwar nicht wie die Römer mit dem Dolche, aber mit giftigen Intriguen und Ränken, denen noch schwerer auszuweichen ist als jenen; darum ist mir die wütendste Bande von römischen Sackträgern lieber, als meine Landsleute. — Ich ringe nach Mäßigkeit und Ordnung im Denken, Fühlen, Handeln, Genießen, Wünschen und Wollen; Ruhe wird mir nie werden, aber Ordnung vielleicht.“ —

Den 30. Juli 1827: . . . „Ich gieng fort, ergrimmt über alle meine bisherigen Verhältnisse, mit dem Entschluß, in weiter Welt, unter dem süßen Himmel Italiens, unter den Trümmern dreytausendjähriger Herrlichkeiten mich zu meinem großen Lebenswerke, zu meiner Bestimmung als Dichter und zur Erreichung meiner menschlichen Zwecke zu stärken und zu bilden. Allein das Schicksal spielte mir freylich so traurig mit, daß die meisten erlegen wären. Aber zu derselben Zeit, da ich nicht mehr wußte, wie soviel zu gewinnen als ein römischer Bettler hat, schämt' ich mich zu verzagen, stellte mir lebendig meine Zwecke vor Augen und macht' es mir zum unwiderruflichen Gesetz troß allen Hindernissen, troß allem Unglück dennoch standhaft zu bleiben und endlich vielleicht zu siegen. — Einmal war ich so tief in Schulden versunken, daß ich nimmer wußte, wie mich ehrlich herauszuschlagen; das Capitol und das Gefängniß stand mir täglich vor Augen; ich konnte mir nicht einmal die Schuhe sohlen lassen. — Auch in der hoffnungslosesten Lage bereut' ich nie hieher gegangen zu seyn. — Ich lebe hier, wenn einer es kann, eingezogen, und mein früheres Leben ist mir eckelhaft und verfluchenswerth genug, um mich zu einem andern Menschen zu machen. — Graf Platen ist nun in Neapel, und ich habe an ihm einen herrlichen Umgang verloren; er ist einer unserer ersten Dichter.“ —

Den 25. Dezember 1827: „Mein Lieblingsumgang seit fünf Wochen ist der treffliche Graf von Platen, der wieder von Neapel zurückkam, mit dem ich brüderlich zusammen bin.“ —

Den 8. Januar 1828: „Was aber das Erfreulichste ist, ob es gleich noch der Zukunft anheimgegeben bleibt, das ist ein Antrag, welcher meinem innigsten Freund Graf Platen hier von Berlin aus gemacht worden.“ (Es handelt sich um den Redakteur-Posten beim „Theater-Journal“.) —

Den 20. Juli 1828. „Einige Jahre noch will ich das Glück und das Verhängniß prüfen, indem ich mich frei erhalte und keine Anstellung suche, die Welt durchreise, das schönste Land der Erde von oben bis unten genieße und Stoff für mein ganzes Leben sammle. Alsdann aber ist es Zeit wieder zurück ins Vaterland zu kehren, denn ein Dichter muß unter seinem Volke seyn, wenn er wirken und schaffen soll.“ —

Den 4. Juli 1829 aus Neapel: „Ich kann mir nicht denken wie mir wäre, wenn ich Rom lassen müßte. Ich weiß nur daß ich mich gebärdete wie ein Kind, das man von der Mutter reißt; darum kann ich an die Rückkehr nicht denken, ja immer weniger je mehr ich Italiener werde. — Wäre ich kein Dichter und müßt' ich nicht deutsch schreiben, so wollt' ich hier sterben, und wer weiß, was noch geschieht.“ —

Waiblinger war in Rom überaus fleißig: zahllose Korrespondenzartikel für Journale, Reiseschilderungen, Novellen und Gedichte entstanden in den drei Jahren seines römischen Aufenthaltes, der durch viele Wanderungen unterbrochen war. Von den Novellen sollen: „Die Britten in Rom“ unvergessen bleiben, nicht minder die humorvolle „Capitolinische Büste“.

Sein bestes Können faßt er zusammen in den römischen Oden, den Gedichten aus Neapel und Sicilien und in den Liedern aus Sorrent und Capri. Schärfe der Beobachtung und Auffassung, prägnanter Ausdruck und — in den Epigrammen — treffendste Satire heben die erstgenannten Gruppen auf die Stufe ähnlicher Poesien Goethe's, Platen's und Hölderlin's; Stimmungsbilder von seltenem Reiz sind die Verse aus Capri, Sorrent und Olevano, dem geliebtesten Wanderziele des Dichters.

Dem Klassizismus war Waiblinger's dichterische Natur bei ihrem Erwachen zugewendet gewesen, in ihm klang sie aus; ob er aber auch bei einer Fülle von Jahren sein Ideal — die Goethe'sche Dichtung auf der Höhe der „Iphigenie“ und des „Wilhelm Meister“ — erreicht hätte, diese Frage lassen wir unbeantwortet. Vor unserem Auge steht er, ein frühreifes Talent von dämonischer Wildheit und glänzendem Formensinn, geläutert durch ins Tiefste dringende Studien und den Anblick Italiens, in seiner reiferen Dichtung der Antike und Goethe zustrebend. Gegen die Sorgen des Lebens und die Angriffe von Gegnern und Feinden schützt ihn sein froher Lebensmut, unversiegbarer Humor und ätzend scharfer Witz.

Der engeren Heimat entfremdet, bewahrt er die innigste Liebe zum „großen deutschen Vaterlande“ zeitlebens im Herzen.

Mit dem Entwurfe eines „Manfred“ und dem dritten Jahrgange des „Taschenbuches aus Italien und Griechenland“ beschäftigt, erliegt er am 17. Januar 1830 den Folgeübeln einer „Brustentzündung“. —

Waiblinger's beste Schöpfungen sind unverdienter Vergessenheit anheimgefallen.

Alle bisher unveröffentlichten Nachrichten u. s. w. entnehme ich jenem Teil des Nachlasses, der sich in den

Händen des Herrn Kgl. Amtmannes Wilh. Waiblinger zu Stuttgart befindet.

Aus dem Tagebuche (1821—1822).

Das reinste, klarste, bis ins Innerste vollendete aller Schiller'schen Gedichte ist Ritter Toggenburg; ein Gedicht, das keiner Bildungsperiode, sondern der Poesie selbst angehört, von deren reinem, warmen Hauche es bis in das Tiefste durchdrungen ist.

Die Feder eines Autors geht wie eine Uhr, je länger, desto schneller.

In Deutschland kann kein großer Autor eine neue Fackel anbrennen und sie solange in die Welt hinaushalten, bis er müde ist und das Stümpfchen wegwirft, ohne daß die kleinen darüber herfallen und mit dem Endchen Licht noch halbe Jahre herumlaufen und herumleuchten.

Die Leidenschaft macht die besten Beobachtungen und die elendesten Schlüsse. Sie ist ein Fernrohr, dessen Feld desto heller ist, je enger es ist.

Dichtung und Philosophie bewegen beyde sich wie Cometen und Planeten um dieselbe Sonne: die Wahrheit: und unterscheiden sich nur in der Figur ihres Umlaufes, da Cometen und Dichter die größere Ellipse haben.

Unsere jetzige Welt ist eine mit neuen Druckfehlern vermehrte Auflage der alten.

Dichten und trachten! — ein schönes Sprüchwort: unsere Dichter nehmlich dichten niemals, ohne zugleich auch nach etwas zu trachten — und das unterscheidet sie hauptsächlich von den alten Poëten.

Tugend ist die Prosa, Unschuld die Poesie.

Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu seyn.

Vaterland, Freyheit, Wahrheit, Weisheit, Recht — Gott erhalte diese Gedanken ewig in mir!

Den Regentropfen gleicht die Zeit; erst dann,
Wenn der Erinn'rung Sonne sie beleuchtet,
Bewirken sie der Wonne Regenbogen.

An den Menschen sind vornen und hinten wie an den Büchern zwei leere weiße Buchbinderblätter — Kindheit und Greisenalter.

Es gibt Leute, die nicht vernünftig genug sind, Narren zu werden.

Der Verstand ist die gefrorene Phantasie.

Die alte Tragoedie starb eines natürlichen, die Komoedie eines gewaltsamen Todes. Jene, weil sie von ihrer Höhe sank, letztere, weil die griechische Freyheit untergieng; denn nur diese in aller Unbeschränktheit ist die Bedingung ihrer Möglichkeit.

Es ist unglaublich, daß es Menschen geben kann, die in einem Antikensaal stehend, nichts zu sehen glauben als Stein. Solche Menschen sind mehr Stein als die Statuen.

Goethe ist welthistorisch. Er hat nie dem deutschen Geschmacke gedient, er hat ihn immer herbeigeführt.

Ein Ausspruch Matthisson's: Unsterblichkeit zu erlangen sey nicht so wünschenswerth als an einen Hof zu kommen.

Monolog

aus dem ungedruckten Trauerspiel: „Liebe und Haß".

Marchese Alessandro Caracci (in tiefe Gedanken versunken) Weltordnung! ungemessener Schauplatz des schaffenden Geistes, geheimnißvolle Verkettung von Ursache und Wirkung — vermag der forschende Geist zu dringen in dein Dunkel? Einheit, unbegreifliche Einheit des Denkens und Seyns, du lebst über dem Reich der organischen Schöpfung: eine unendliche Quelle von Leben ist dein Daseyn — unerschüttert ist dein Wohnsitz, Licht ist es um dich und Klarheit! aber ein ewiges Räthsel bleibt deine Apathie. — (Spöttisch.) Herrliche Harmonie, die im Universum waltet! Unwandelbar gegründete Gesetze, ihr seyd die überschwänglich göttliche Ausgeburt grillenhafter Mystagogen- und Philosophen Schädel. Zwischen dem Reiche der Sitten und der Natur welch sinnverwirrender Widerspruch! Über wolkengethürmte Gebirge fliegen sie dahin, die Philosophen, und krabbeln um armselige Maulwurfshaufen. — — Menschheit, o du Quintessenz von Harmoniefülle; schau hinaus in die Welt; Einklang glaubst du zu finden, und Dissonanzen trommeln an dein Ohr, Menschen glaubst du zu treffen, und Narren begegnen deinem Blicke — Thoren, die die Freyheit sich zum Grabe machen und Berauschung aus der Quelle saufen, die der Herrgott zur Stärkung gegeben — Harpaxe, die mit Gnomenjauchzen die Flüche der Waisen anhören und das goldene Eingeweide ihrer Läden durchwühlen — Richter, die um einen Kuß das heilige Gesetz krepieren lassen und über die Unschuld die Geister ihrer Gewalt heraufbeschwören — Märtyrer, die sich lieber auf dem Rabenstein die Glieder zerhacken, zerstümmeln lassen, als daß sie glauben wollen, was sie glauben können, Philosophen, die da glauben, die Anwendung sey um der Theorie willen da, Gelehrte, die ein halbes Saeculum schwitzen, aus vermoderten Spelunken einen Codex zu graben, und dann solange hinter dem Ofen hocken und die verschimmelten Zeichen entziffern, als ein unternehmender Kopf Zeit braucht, die halbe Welt auf den Kopf zu stellen. — — Junkerchen, die die Sentimentalität mikrologisiren, sich in der Toilette halb zu Tode bürsten, auf der Promenade figuriren wie Drahtpuppen und in Unmacht fallen, wenn sie ein Mädchen umarmen sollen — Spießbürger, die lieber an allen Gassenecken pasquillirt seyn als sich ihre Zöpfe absägen lassen wollen — Metzen, die unvorsichtigen Narren eine Falle stellen und ihr Gewissen als Lockspeise darin aufspießen — Ausgemergelte Hektiker, bei denen der Kupferring ums verglühende Auge und die schlotternden Kniee den Frohndienst der Wohllust anzeigen — Menschenmäkler, die mit dem bleiernen Despotensceptei der Ignoranz harmlose Geschöpfe todschlagen, wie Mücken — Kabalisten, Laurer und Rabulisten, die ihren Busenfreund um ein paar Zechinen an den Teufel verrathen — Kriechende Würmer, die die Stickluft der Unterthänigkeit lieber wollen als das Flammenlicht der Freyheit — Schwindsüchtige Tölpel, die das Todesloos in die Schale des Islamismus (?) werfen, wie ein Zuckerstückchen in eine

Theeschale — — Gottähnlichkeit — erhabene Phrase! die Lehrsysteme sind auf leichten Sand gezeichnet und verlöschen beim leisesten Windstoß — — Scheidemünze ist menschliche Tugend im Verkehr; Narren und Blinde nehmen sie für Gold! . . . .

Über Schiller und Goethe.

(Aus einem Briefe an seinen Freund Wurm, 5. März 1821.)

Schiller und Goethe sind die verschiedensten Geister auf der Welt. Der eine schaut ewig in sich, der andere in die Welt; der eine ist in einen krampfhaften Dualismus, in einen endlosen Kampf mit dem Schönen verstrickt, der andere schwebt klar und lächelnd über seinem Stoffe, und ist gleich sanft, zart und beflügelt, wie kräftig, derb und tief eindringend. Der eine schwängert Alles mit der unendlichen Fülle seiner kreisenden Gedanken an, der andere hat eine hellenische, sonnige Ruhe, kennt die Welt gleich Homer von der heitersten Seite, wie von der minder einleuchtenden und ist doch tief in deutschen Boden gewurzelt. In Schiller waltet das Chaos, in Goethe die vollendete Harmoniefülle. Schiller ist eine Art von Young, Goethe ein Proteus in allen Gestalten.

Über Mörike.

(2. April 1822.)

Mörike ist ein tiefes, schönes Gemüth, ringend und doch nicht krampfhaft, nicht gebunden, sondern stark, kräftig und gesund. Überall, selbst da wo sein Gefühl in den reinsten, schönsten Strahlen, wo seine Wehmuth in den heißesten Thränen hervortritt, wo beide den heiligsten Regenbogen trunkener Liebe, schwellender Sehnsucht bewirken, ist keine Mattheit, keine Verzärtelung, keine Entkräftung sichtbar. Es verlangt ihn endlos nach einem Gegenstand, den er lieben kann, und wenn er ihn gefunden hat, so hängt er an ihm mit einer wunderbaren Liebe. Sein heiterer Humor, sein Witz, der mich unendlich an ihn fesselt, gleicht schimmernden Regentropfen in wechselndem Farbenspiele, die das glühende Licht der Sonne durchschauert; diese Sonne ist sein Herz. Er ist ganz Natur, nie legt er Fremdes in sich hinein, seine Eigenthümlichkeit ist ihm genug. Er ist die Beute des Augenblickes, und so mag mancher Vorsatz, mancher Entschluß wieder ins Nichts zurückkehren vor der Macht eines dringenderen Impulses, wie leichte, flüchtige Wölkchen vor dem Hauche lebendiger Winde. Er ist unendlich liebenswürdig in diesem Hinleben und wird zum angenehmsten Gesellschafter, wie er denn auch arglos und beruhigt sich der tüchtigsten Lustigkeit hingeben kann. So ist er auch gleichgültig gegen alles lose Spielwerk der Eitelkeit.

Über Uhland.

(30. Mai 1822.)

Ich war bey Uhland. Das hab' ich nicht erwartet. Ich glaubte einen trockenen, abstoßenden, verschlossenen Mann zu treffen und fand einen verständig-berechnenden, aber nichts weniger als kalt abmessenden, biedern und geraden Mann. Schon sein lebendiges blaues Auge, das einen so freundlich tief ansieht und die freye Haltung seines Kopfes nach oben verkündete den geistreichen, echten Dichter. Da trifft man keine Convenienzen, keine steifen, alten Formen, kein Complimentedrechseln — nichts dergleichen: Es ist der brave, simple Mann, der vor einem steht. Ein paarmal trat es auf eine auffallende Weise hervor, wie frey von aller Eitelkeit er sein muß, wie wenig er etwas scheinen will, was er nicht ist, wie so gar keine windbeutel'sche oder hochtrabende Affectation die ursprüngliche schöne Einfachheit seines Wesens verkümmerte. — Er sprach viel von Hölderlin, den er mit Schwab herausgibt, vom Wesen des Drama's, von Stoff und Form, auch vom Theater. Ich verspreche mir einen nicht geringen Genuß und manche nützliche Belehrung von seinem öfteren Umgang.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Metrische Übersetzungen.

Viel besseres, als von den im letzten Hefte besprochenen Herzer'schen „Dichterklängen aus dem Altertum" läßt sich von Johannes Karsten's Nachdichtungen des hervorragendsten römischen Lyrikers: Horaz, Auswahl seiner Lyrik, Norden, Hinrikus Fischer Nachf. 1888, sagen. Auch er nimmt sich formell die größten Freiheiten, aber ein Abglanz von der Schönheit der antiken Muse und ein Hauch von dem Geist, der sie erfüllt, lebt dennoch in seinen Versen, aus denen wir im folgenden dieselbe Ode, die wir in der Herzer'schen Übersetzung mitgeteilt, folgen lassen:

„O Xanthias, für die Magd dein Schmachten
Darfst du bekennen ungescheut:
Verdiente Männer vor uns dachten
In diesem Punkte wie wir heut'.

Schlug den Achilles nicht die Blässe
Der Sklavin Briseis ins Joch?
Und als Gefang'ne fing Tecmesse
Sich den Gebieter Ajax noch.

Sprich, schleppte nicht als beste Beute
Cassandren Agamemnon mit,
Als Troa's Fall das Heer erfreute,
Den sie nach Hektor's Tod erlitt.

Wer weiß, ob deiner Phyllis' Eltern
Nicht königlichen Blutes sind,
Die von den Göttern, den Vergeltern,
Erhoffen das geraubte Kind?

Denn wahrlich, nicht aus niederm Stamme
Entsproßte dieses Wunderbild,
Das deiner Neigung reine Flamme
Mit frommer Treue reich vergilt.

Wenn ich den Blick, die blonden Haare,
Den Wuchs, den Arm im Lied erhob:
So mein' ich, meine vierzig Jahre
Verdächtigen Dir nicht mein Lob."

Hier ist auch im modernen Ausdruck die Grenze im ganzen taktvoll eingehalten, was freilich nicht immer der Fall ist, auch die Form klingt nicht überall so gut; als Beispiel für beides stehe hier der Anfang der Übersetzung von Od. III, 15:

„Frau des armen Ibycus,
Sprich, was fällt dir ein?
Rosenkränze, Weingenuß,
Zitherspielerein?
Überlaß doch diesen Tand
Der Koketterie
Deiner Tochter; für den Fant
Nothus braucht ihn sie."

Gleich Herzer hat auch Karsten jedes Gedicht mit einem Titel versehen, er ist darin nicht immer geschmackvoll, so, wenn er **Od. IV, 15**, mit „Friedensmarsch", oder gar **Od. III, 19**, mit „Ohne Damen" überschreibt. Aber das sind im Grunde nur Kleinigkeiten, im wesentlichen ist Karsten's Buch thatsächlich geeignet, dem alten, ewig jungen Dichter zu seinem Rechte zu verhelfen, „auch von einem Leserkreise, dem er im Original nicht zugänglich ist, gewürdigt, und zwar mühelos gewürdigt zu werden."

Es sind nun hundert Jahre her, seit Tomas de Iriarte gestorben ist, und die „Litterarischen Fabeln", die er 1782 herausgegeben, richteten sich gegen die Schwächen seiner Mitstrebenden und des geistigen Lebens seines spanischen Vaterlandes, gleichwohl mag es wenige Satiren geben, über die sich so wenig Staub und Spinngewebe gelegt, wie diese: die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen, aber neben dem Edelsten bleibt auch die Thorheit unsterblich. Wer die Übersetzung zur Hand nimmt, welche ein begabter Prager Poet, Friedrich Adler, kürzlich in Reclam's Universalbibliothek hat erscheinen lassen, muß oft nach dem Titel und Vorwort sehen, um nicht dem Irrtum zu verfallen, daß etwa ein Deutscher aus jüngsten Tagen die Schwächen unserer Litteratur gegeißelt. Steht nicht auch heute das junge Lämmlein, das in die Litteratur hüpft, hilflos zwischen den Ratschlägen, welche ihm seine beiden älteren Genossen, der Hahn und das Schwein, geben? Der Hahn meint, „gegen Krankheit vorzusorgen und frisch zu bleiben", gäbe es nur ein Mittel, wenig Schlaf, kräht darum selbst am frühen Morgen, und sucht die andern wach zu krähen, wogegen das Schwein „des Erdenseins Vollendung" im guten Schlaf sucht:

„. . . er macht uns schmerzenlos,
So wahr ich Schwein bin, keine bessre Sendung
Giebt's auf der Welt, und ein Glück seh' ich bloß
In diesem Jammer, in des Schlafs Umfassen
Die Welt nach ihrem Willen rollen lassen."

Das Lämmchen aber, „im Widerspruch des Doppelrats verloren" und unschlüssig, ob der Optimismus oder der Pessimismus empfehlenswerter sei, bemerkt nicht,

„Daß jeder das nur rät als auserkoren,
Was seiner eigenen Natur entspricht.
So ist es alter Rat bei uns Autoren,
Daß wir als Regel setzen und als Pflicht,
Unwidersprechbar und unwiderleglich,
Was wir in unsern Schriften üben täglich."

Ein zweites Beispiel. „Auf des Dorfes Wiesen" findet ein Esel eine Flöte, die ein Hirte vergessen,

„Und der Esel schnüffelt,
Forschend, was es wär',
An dem Ding und blies drein
Ganz von ungefähr.
Und die Luft darinnen
Wogte hin und her,
Und die Flöte tönte
Ganz von ungefähr."

Natürlich ist der Esel nun überzeugt, daß er das Spielen nicht erst zu erlernen braucht, und läßt die Flöte nicht mehr von den Lippen, obwohl er es sein ganzes Leben lang nicht wieder so trifft, wie das erstemal. Ach! wann und wo hat es je mehr solcher, ihre Lieder im Selbstverlag herausgebender Esel gegeben, als heute in Deutschland? Und wie viele Spinnen giebt es auch heute, welche den Seidenwurm schmähen, weil er so viel Zeit für seinen Faden braucht, während sie ihr Werk in der Frühe begonnen und mittags schon zu beenden denken?! Ist nicht das Gleichnis von dem glänzenden Palast, der drinnen nur wirren Trödel birgt, auch auf unsere prächtig ausgestatteten, aber mit der Schere zusammengeschnittenen Anthologien anzuwenden? Und haben nicht auch wir Volksschriftsteller, denen wir das Wort des derben Spaniers entgegenhalten dürfen: „Es ist keine Entschuldigung für dich, daß der Esel auch dein Stroh frißt; deshalb bleibt es doch Stroh, und würde man ihm nur Getreide geben, er wäre dafür dankbar." Auch für die Vertreter der hohlen, mit altertümlichen Flittern behängten Butzenscheiben-Lyrik steht im „Porträt mit der Halskrause" ein kräftig Wörtlein geschrieben; und „die Trappe", welche des schweren Flugs ihrer Kinder satt ist, daher die eignen Eier aus dem Neste wirft und einen Haufen fremder, zusammengestohlener Eier ausbrütet, mutet uns eben so modern an, wie der Mistkäfer, der „gewohnt, von Dünger sich zu nähren", die Rose als eine höchst überflüssige, ja geradezu niederträchtige Pflanze betrachtet. Nur einiges wenige ist veraltet; die Satire auf jene, die Bücher kaufen, aber nicht lesen, wie sie die Fabel „Der Esel des Ölhändlers" bringt, mag im Spanien von 1782 ihre Spitze gehabt haben, im Deutschland von 1890 fehlt ihr das Objekt, gegen welches sie sich richtet . . . Alles in allem, ein prächtiges Büchlein, und die Übersetzung, die von erstaunlicher Versgewandtheit zeugt, eine höchst dankenswerte Arbeit. Friedrich Adler hat nicht bloß seine beiden Vorgänger Bertuch und Speier übertroffen, sondern auch seine Aufgabe in höchst lobenswerter Weise gelöst.

Wien. **Otto Hartung.**

Litterarische Notizen.

— Die Frage des Berliner Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm ist nun entschieden, es wird als Reiterstandbild auf der Schloßfreiheit aufgerichtet werden. Höchst wahrscheinlich stand dies schon fest, als man die deutschen Bildhauer und Architekten zu einer Preiskonkurrenz einlud, welche noch die Frage von Form und Ort offen ließ, und jene Künstler, die sich nicht allein von ihrer Phantasie, sondern auch von ihrem Verstande leiten ließen, haben denn auch sogleich auf dies Ziel losgesteuert, ohne freilich einen Preis zu gewinnen. Nebenbei bemerkt, kann man dies letztere auch nicht ungerecht finden, da die Jury sich doch wohl auf den Standpunkt des Preisausschreibens stellen mußte; daß ihr Urteil im übrigen kein durchaus zutreffendes war, dürfte heute so ziemlich als die einzige Überzeugung gelten, welche der öffentlichen Meinung in dieser Sache gemeinsam war. Wie dies nicht grade als ein praktisches Resultat der Preisbewerbung gelten kann, so war auch der Nutzen für die Klärung der Frage, wo und in welcher Form das Denkmal aufgestellt werden sollte, ein sehr bescheidener. Dies alles beleuchtet eine Broschüre: „Die Entscheidung über die Entwürfe zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm" von Dr. Georg Voß (Berlin. F. Fontane) in klarer und zutreffender Weise; besonders geistreiche Urteile und neue Gesichtspunkte wird man nicht darin finden, wohl aber eine ruhige und gut orientierende Darstellung der ganzen Angelegenheit. Ein Vorwort der Verlagshandlung legt besonderen Wert darauf, daß der Autor zu seiner Ansicht, das Nationaldenkmal müsse als Reiterstandbild auf der Schloßfreiheit aufgestellt werden, bereits früher gekommen, ehe noch Kaiser Wilhelm II. durch seine Äußerung in diesem Sinne die

Frage entschied. Wir meinen aber, daß dieser Wille des regierenden Herrn auch schon früher in genügend weiten Kreisen bekannt war und das Verdienst der Schrift scheint uns vielmehr darin zu liegen, daß sie die Richtigkeit dieser Entscheidung aus inneren Gründen erweist. Eben darum ist sie auch heute noch lesenswert.

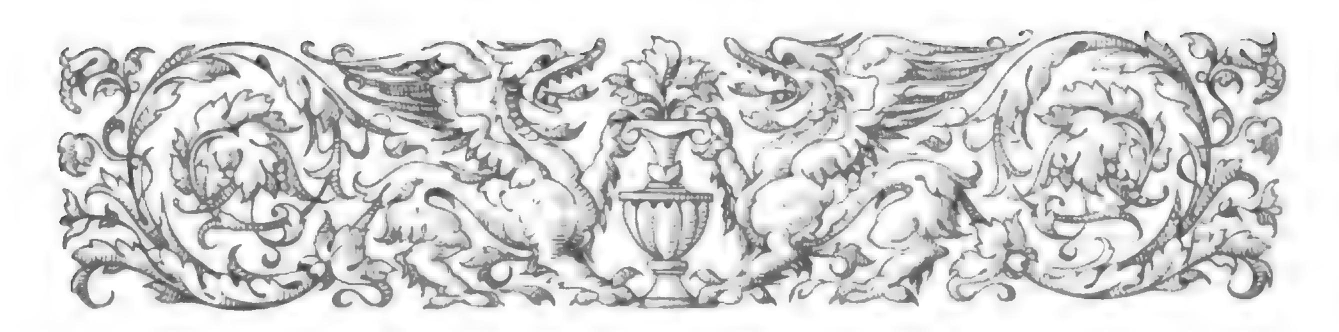
— Die mittelmäßige Ausführung eines guten Gedankens ist das Büchlein: „Sprachsünden. Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungslitteratur", welches Herr Theodor von Sosnosky kürzlich im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau hat erscheinen lassen. Die Sünden zu zeigen, „die in der modernen deutschen Erzählungslitteratur gegen die Gesetze und gegen den Geist der Sprache begangen werden", ist gewiß ein durchaus berechtigtes Beginnen, nur fehlt es Herrn von Sosnosky leider an Manchem, was für eine derartige Arbeit nötig ist, seine Belesenheit ist nicht allzugroß und sein Geschmack kein ganz sicherer. Daraus ergiebt sich die größte Schwäche des Buches, es rügt auch Dinge, die bisher niemand für rügenswert gehalten, mit äußerster Schärfe und behandelt wirkliche Sünden weit milder oder schweigt sie ganz tot. Es ist ferner gewiß zweckgemäß, daß „die erläuternden Beispiele fast durchweg den Werken bedeutender, ja berühmter Schriftsteller entnommen sind, denen weniger bekannter nur dann, wenn sie besonders bezeichnend sind". Aber das darf nicht dazu führen, daß der Verfasser in dem Bestreben, seiner Sünderliste auch anerkannte Namen unserer Litteratur einzufügen, seiner eigenen Formenlehre und Ästhetik folgt, denn jene aller andern Menschen wird sie freisprechen. Warum ist z. B. Paul Heyse ein Sprachsünder? Erstens deshalb, weil er einmal das Verbum schmelzen in transitiver Bedeutung stark konjugiert und schreibt: „Er schmolz allen das Herz". Das ist ungewöhnlich, aber nicht fehlerhaft und verdient gewiß nicht am Pranger den Platz neben dem groben Schnitzer der Schubin, die den Plural von Schale „Schäler" statt Schalen bildet. Noch verzeihlicher ist Heyse's zweite Sünde; er hat einmal geschrieben; „. . . „ der freilich mit Religionsansprüchen sie völlig verschonte". Daß Paul Heyse die Gesetze der richtigen Wortstellung wahrscheinlich eben so genau kennt, wie Herr von Sosnosky und hier nur aus einem durchaus berechtigten und wohl für Jedermann erkennbaren Grunde, um eben das Hauptgewicht darauf zu legen, womit jener Er jene Sie verschonte, von ihnen abgewichen ist, fällt unserm Rügemeister natürlich nicht bei. Mehr kann er Heyse allerdings nicht nachweisen, aber dies genügt ja auch, um den berühmten Namen auf die schwarze Liste zu bringen. Gustav Freytag hat nach Sosnosky folgende Greuel auf dem Gewissen: „So verbot Tutilo im letzten Herbst dem Vater Bertram, fernerhin in seinem Garten zu arbeiten, weil dieser sein Herz in sündiger Weise an die Obstbäume gehängt habe". Dazu bemerkt Herr von Sosnosky ebenso witzig wie berechtigt: „Der Garten also hat sein Herz an die Obstbäume gehängt! Und wessen Garten, der Tutilo's oder der Bertram's"? Freytag's zweites Verbrechen lautet: „Und Reinhold, obwohl er als Mönch gewohnt war, seine Zunge zu hüten, konnte den Ausruf nicht unterdrücken . . ." Das hält Herr von Sosnosky gleichfalls für eine Sünde, er hätte geschrieben: „Obwohl Reinhold als Mönch gewohnt war" u. s. w. Marie von Ebner-Eschenbach kommt auf die Liste wegen derselben Sünde, die Heyse auf sich geladen, auch sie weicht zuweilen aus guten Gründen von der regelrechten Wortstellung ab. So z. B. in der in der „Deutschen Dichtung" erschienenen Novelle „Ihr Traum", wo sie schreibt: „Ich hatte nicht einen Schritt ihr entgegen gemacht." Theodor Storm wird gebrandmarkt, weil er „Unsinn" geschrieben hat. Ein solcher Unsinn ist nämlich nach unserm Autor folgende bekannte Stelle aus „Immensee": „Er sah an ihrer Hand jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gerne schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf kranken Herzen liegen". „Haha!" lacht er, „schöne Frauenhände, die nachts auf kranken Herzen liegen, haben also ein besonderes Aussehen! Woher wohl?" Wir wissen keine andere Antwort als jene, daß ein Kritiker zuweilen mehr frägt, als zehn Poeten beantworten können. Lächerlich sinnlos ist ferner, nach seiner Versicherung, Storm's Ausdruck: „Im nackten Hemde", statt im bloßen Hemde. Daß gut zehn Millionen Deutsche so sprechen und die andern es verstehen, ist natürlich keine Entschuldigung. Endlich aber hat Theodor Storm wie Heyse und die Eschenbach einmal geschrieben: „Er hatte den Brief ihr aus den Händen gerissen", und so steht er als dreifacher Sünder da. Hingegen ist K. E. Franzos um einer einzigen Sünde willen auf den Index gekommen: er hat in seinem Novellen-Buche „Junge Liebe" den Satz geschrieben: „Es war ein Mensch ganz anderer Artung", statt Art, ein nicht ganz gewöhnliches Wort, und darum ist es unsinnig und verpönt. Beiläufig mit derselben Berechtigung werden bei Jensen die Pleonasmen „lichtlose Finsternis" und „lichtloses Dunkel", bei Andern die Ausdrücke „das kleine Landstädtchen", „kleines Gesichtchen", oder wieder bei Jensen der Gebrauch der Synekdoche: „Nur einmal hob sie die Stirne", bemängelt. Andere Fehler, die in dem Buch gerügt sind, gehören gewiß nicht in das Kapitel der Sprachsünden, so wenn Richard Voß vorgeworfen wird, daß er in einer Novelle den schwarzhaarigen Fährmann schweigsam und ernst sein, und ihn einige Zeilen darauf der schönen Signora munter vorplaudern läßt, oder daß er in einer Novelle schreibt: „Ich erzählte ihr von meinem Leben, meinen Absichten, meinem Streben", und einige Zeilen später: „Niemals sprachen wir von uns selbst". Das waren die Folgen der Vielschreiberei dieses begabten Schriftstellers, welche ihn in diesen beiden Fällen offenbar nicht einmal dazu kommen ließ, das Geschriebene zu überlesen, aber Sprachsünden sind es nicht. Vieles, was nicht ins Buch gehört, ist offenbar nur des lieben Systems willen hineingekommen: so ist ein Abschnitt überschrieben „Verstöße gegen die Elementar-Regeln der Satzlehre", und hat wieder die Unterabteilung „a. Auslassung des Artikels und Personalpronomens". Das will nun redlich gefüllt sein, und da der Autor nicht genügend viele Beispiele findet, wo die Auslassung fehlerhaft ist, so müssen auch Sätze herhalten, wie: „Sie wußte, daß rauhes Scheltwort sie erwarte" (Jensen). Aus der Abteilung „b. Fehlerhafte Satz-Abkürzungen" erfahren wir, daß z. B. auch der Satz: „Neben Marie tretend, sang Ada" (Spielhagen), eben so tadelnswert ist wie: „In die Blitze sehend, auf die Donner lauschend, blühte für sie nicht der Flieder" (Richard Voß), und der blanke Unsinn eines Herrn Schapira: „Es glaubte mich verhöhnt zu werden", wird mit dem nach unserm bescheidenen Ermessen ganz korrekten Satze von Wachenhusen: „Schon die Nähe des Doktors genügt, um sich wohl zu fühlen", in Parallele gebracht. Kurz, die „Sprachsünden" sind kein allzu tadellos gemachtes Buch. Aber einiges nützliche Material zur Beleuchtung der Frage, wie herrlich weit es die deutsche Belletristik nachgerade in Unnatur und Stilverrenkung gebracht hat, findet sich immerhin auch hier verzeichnet. Wir begnügen uns, einige Proben anzuführen. Aus einem und demselben einbändigen Roman („Zwei Ehen", von Alfred Friedmann) bringt Sosnosky folgende Blütenlese: „O daß die vereintesten Menschen doch auch die getrenntesten sein können!" — „Das Sichmitsichselbstbeschäftigen". — „Ein Stück grauer Wolkenwand, der die Sonne Strahlendolchstiche zuschickte." — „Hinter die blaugraue Wolkenmauer senkte sich die Sonne wie ein blutigrotes Totenhaupt." — „Er war wie eine vereiste Flamme geworden." — „Der Mond, der bleiche Seelenhirt, trieb seine Schafe vor sich her." Am meisten würde es uns interessieren, die vereiste Flamme zu sehen, sowie wir auch gerne den Fürsten Suworin kennen lernen würden, welchen die Schubin in ihrer Novelle „Die Galbrizzi" wie folgt charakterisiert: „Er hatte etwas von einem geächteten König, von einem Irrsinnigen und von einem Gott." Ein „brombeerblaues Lächeln" steuert Bakano bei, das schönste Farbenspiel aber hat Sosnosky in Hermann Heiberg's „Papieren der Herzogin von Seeland" entdeckt: „Er schweigt entweder mit schwarzgrauer Verachtung überhaupt, oder er wirft einige lila-rot-grüne Bemerkungen mit apodiktischer Sicherheit dazwischen."

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VIII. Band. 3. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Mai 1890.





Aphorismen

von

Jean Paul.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Etliche Fröste vor der Weinlese machen die Traube süß und dünnschalicht: so kritische Kälte das in der Hitze gezeugte Buch.

*

Ein Buch ist dem Verfasser, was den Schönen ihr Bild im Spiegel ist.

*

Der Beamte, Rat, Landrichter u. s. w. ist nirgends mehr ein Prophet als in seinem Vaterlande; — im zweiten, dritten, im ferneren Staate fällt ihm Feder nach Feder aus; — hingegen dem Autor, zumal dem Dichter, wachsen immer mehr zu, je weiter er von seinem Wohnort abfliegt.

*

Verbrecherinnen geben ein ermordetes Kind für ein totgebornes aus, die Autoren umgekehrt.

*

Das Leuchten des Meeres — Vorbote des Sturmes. So brachte die Aufklärung die Revolution.

*

So lange ein Mensch ein Buch schreibt, kann er nicht unglücklich sein.

*

Um die Freiheit zu drücken zu behalten, beschränkt man die Freiheit zu drucken.

*

Bei den Großen ersetzt der Geschmack das Gefühl.

Die Offiziere sind die einzigen Männer, die vorteilhaft gekleidet sind

*

Ein Jahrhundert schickt den andern Läuterungszettel, jedes der Läuterant des künftigen.

*

Die Reformation der Kirche war eine der Sakristei, des Chors.

*

Die Predigten sind Kehrbesen, die den Unrat von acht Tagen aus den Herzen der Zuhörer herauskehren.

*

Die Mohren sind nur Silhouetten der Menschheit.

*

Der Magen ist der größte Pedant.

*

Materialisten halten den Vorhang des Gemäldes für das Gemälde.

*

Tacitus machte die Kleider für seine Gedanken zu enge.

*

Die, deren Meinungen die schwächsten Stützen haben, werden am wenigsten darin beunruhigt: so sind sumpfige Örter keinem Erdbeben unterworfen.

*

Die Phantasie besieht den Schmerz durch ein konvexes, der Stoicismus durch ein konkaves Glas.

*) Mitgeteilt von Paul Nerrlich in Berlin. „Ich verdanke diese Aphorismen“, schreibt uns Herr Dr. Nerrlich, „zum größten Teil der Güte des jetzt verstorbenen Hofrats Ernst Förster in München; einige von ihnen habe ich (1880) einem in der Rollwenzelei aufbewahrten Manuskripte Jean Paul's entnommen.“

Brillen in der Finsternis aufsetzen — Logik ohne Gemüt.

☆

Dünngesätes Holz wird starkästig und struppig, dickes wird schön und schwach: so einsame Menschen stärker und unpolirter.

☆

Betrachtet man den unebenen, borkigen, grauen Stamm, so glaubt man nicht, daß er oben die zarten, buntgemalten Früchte über uns herhängte. Anders die Blume, deren Stengel glatt und bunt ist, die aber oben doch nichts bringt als eine Blume.

☆

Zum vollendeten Menschen gehört Kraft zum Widerstand und Kraft zur Liebe. Achilles lernt bei dem Centaur das Bogenschießen und die Lyra.

☆

Der Lasterhafte ist sein eigner Prometheus-Geier.

☆

Sein Haupt nur durch Lernen gebeugt, wie der Kopf einer Königin von Edelsteinen.

☆

Erheben der Verstorbenen und Herabziehen der Lebendigen — im Wasser schwimmt die Leiche desselben Menschen oben, der vorher als Lebendiger darin untersank.

☆

Je mehr im Frühling die Erde aus sich treibt, von Gewächsen und Insekten, destomehr zieht sie von Menschen in sich hinunter.

☆

Auch poetische Blumen wachsen in der Nacht stärker als am Tage.

☆

Gerade für den Morgen des Lebens gilt zum Glücke nicht die Gewitterregel für den des Tages, daß die Gewitter den Abend und Nachmittag noch stärker wiederkehren, sondern nur die Regenregel, daß Frühregen einen schönen Tag ansage.

☆

Die Jugend sei enthusiastisch, der Mann nicht. Nur der Blüte schadet die Kälte, nicht der Frucht.

☆

Manchem blieb vom Brande seines Schicksals bloß die Kirche der Natur stehen.

Die Armut und die Hoffnung sind Mutter und Tochter: indem man sich mit der Tochter unterhält, vergißt man die andre.

☆

Je höher die Menschen, desto mehr Zweifel und Nebel, je höher die Berge, desto mehr Wolken.

☆

Nur in leidenschaftlichen, heißen Köpfen, wie in heißen Ländern Edelsteine, Gold; Eisen in kalten.

☆

Hohe Augenknochen und Ufer — Zeichen der Tiefe.

☆

Großes Talent religiös — auf Bergen Tempel.

☆

Der Weise im Alter ist hoch auf einem Luftschiff; alles um ihn ist still und tot, die Erde mit ihren vollen Städten liegt unter ihm und die Wolken, er erschrickt über seine Stimme; aber der ganze Himmel liegt ausgebreitet rings um ihn.

☆

Unser Leben ist ein ewiges Zuviel zwischen Freude und Schmerz, eine Deklination nach Abend oder Morgen.

☆

Ein Werk mit lauter Anfangsbuchstaben ist gedruckt schwer zu lesen — so ein Leben voll Sonntage.

☆

Das Gefühl findet, der Scharfsinn weiß die Gründe.

☆

Wie sich die Wolken so viel anmaßen, als gehörten sie zum Himmel und zu den Sternen, indes sie uns nicht viel ferner stehen, als unser Frostatem!

☆

Der Morgen — der schöne, frische Sohn der Nacht.

☆

Mann — propositio maior, Frau — minor, Kind — conclusio.

☆

Manche glauben Walfische zu sein, wenn sie ein wenig Fischbein davon sind.

☆

Das Kind hält das, was es heftig begehrt und das was ihm gehört, für Eins.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser
und Selbstherrscher,
Allergnädigster Kaiser und Herr!

Mitten in der erhabenen Zeit, da Eure Kaiserliche Majestät die Schutzengel Europas sind, wie vorher die Befreier desselben, und Sie mit dem Schutzgeiste als Engel des Schutzgotts verehrt werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor Ihren Thron.

Daß nun dem Geiste nichts zu groß ist, so ist der Güte nichts zu klein.

Über fünf und zwanzig Jahre lang hatt' ich als Schriftsteller für die Musen und die Philosophie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahr 1808 eine jährliche Pension von 1000 fl. bewilligte, um den Genannten zu unterstützen, dessen Vermögen bloß von seinem Geiste erbte.

Nach der sogenannten Abtretung des Großherzogthums wurde mir von 1814 an die Fortsetzung der Pension vom Generalgouvernement versagt bei auf höhere Entscheidung.

Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich

Brief Jean Paul's an Kaiser
(Original in der Handschriftensammlung

gelangt ist, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zuerst zu [illegible] [illegible], welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er [illegible] [illegible] einen Davoust bloßstellte?

Ich wende mich hier an das Herz Alexanders, da die [illegible] Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europas gesetzt.

Ich wende mich hier an Deinen Geist, der Herzen beschützt und welcher, da er kaum und was größeres Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte [illegible], das der Menschenschaften, dem Norden auch geistig[illegible] Lage zu der geographischen geben will.

Möge der Herrscher, dessen Herz dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich [illegible] anzieht und [illegible] die Gegenden des Himmels zeigt, die [illegible] der Bestimmungen vorzeichnen, zu welcher Er Individuen wie Länder erhebt!

[illegible] Euere Majestät [illegible] die einzige [illegible] Universalmonarchie, die [illegible] Liebe — nachdem Sie die [illegible] und [illegible] [illegible] gestürzt — und lange [illegible] die [illegible] Ihnen und [illegible] die [illegible] Freunde um Sie!

Euerer Kaiserlichen Majestät

Baireuth d. 9 febr. 1815.

allerunterthänigster
Jean Paul Fried. Richter

Alexander von Rußland.

(des Herausgebers dieser Zeitschrift.)

In der Jugend kann man gegen Niemand gleichgültig sein, — Haß oder Liebe.

*

Jeder Jüngling glaubt ein Philosoph oder ein Dichter zu werden, weil beides zu den Kräften der allgemeinen menschlichen Natur gehört, und es kommt auf Akademien oder in der Lektüre nur auf den Reiz an, den vorwiegend das eine oder das andre macht. Erst später macht er das Allgemeine bloß zur Unterlage seiner besonderen, anderen Kräfte, sobald jenes nicht zugleich auch seine Individualität ist.

*

Man lächle wie man will, die Geliebte lächelt schöner — aber doch Niemand so schön, als ein einjähriges Kind.

*

Der Mann sieht an der Ehefrau den Glanz nicht, wie an der Erde nicht den Glanz, den der Mond sieht.

*

Der Charakter der Weiber leidet die größte Änderung in Jahren, wo unsrer schon fest ist, mehr in als vor der Ehe.

*

Wer sagt, daß die schönen Weiber im Alter häßlich werden, vergißt bloß die guten schönen.

*

Da der Mann ohnehin durch seine stärkere Natur dem Weibe oft widerwärtig fällt: so ist der geniale, der alles dies verdoppelt, obwohl seine Liebe, doch auch seine Männlichkeit, nie zur Ehe anzuraten.

*

Nur Einer mit Phantasie kann küssen.

*

Essen nimmt, Trinken giebt Enthusiasmus.

*

Jeder kleine Fehler an der Jungfrau (Auffahren, Härte) wird in der Ehe wachsen — nicht aber jede Tugend, sondern manche wird welken aus Mangel an idealer Morgensonne. Für Männer gilt dies nicht so sehr. Überhaupt wachsen im Manne mehr die Tugenden des Verstandes mit den Jahren, als die des Herzens.

*

Wer Worte heiraten will, heirate eine Frau oder einen Mann nach Briefen.

So viel man Kinder hat, so viele Frauen hat man auf einmal mehr geheiratet. Jedes Kind ist eine neue Laune der Frau. Hast du drei Kinder: hast du vier Weiber.

*

Die Weiber unterscheiden sich nicht bloß darin von Männern, daß ihr Brustbein kürzer, ihre Zirbeldrüse kleiner ist als bei den Männern, sondern auch, daß sie oft nicht wissen, was sie wollen.

*

Wie wenig die Menschen, besonders die Weiber, eigentlich nach Wahrheit fragen, sieht man an ihrer Kälte, womit sie Männer suchen, denen sie solche zutrauen.

*

Der große Mann kündigt seine That nicht lange an; so geht die Sonne, je kräftiger ihre Strahlen auffallen, mit desto kürzerer Dämmerung auf.

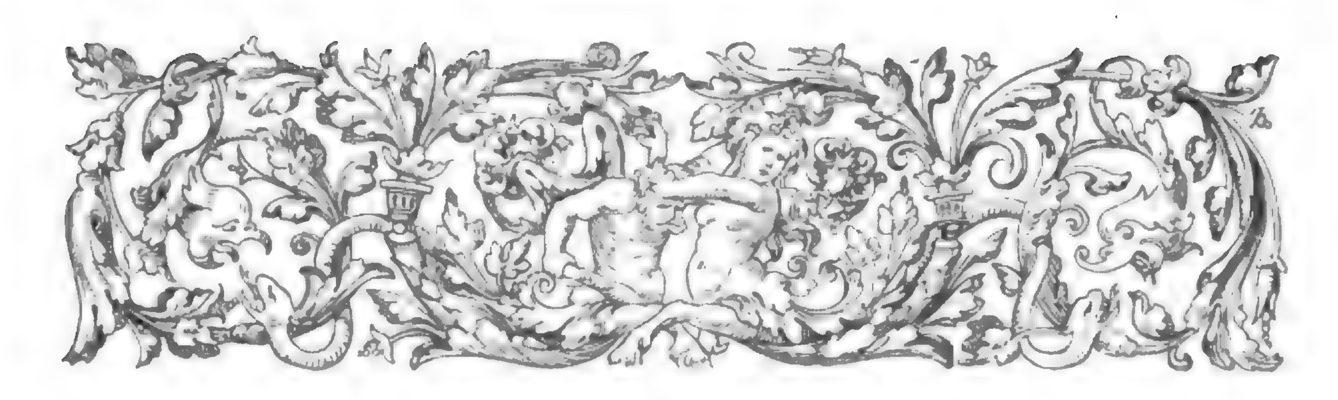
*

Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben, wenn die Sonne durch blaue Himmelswellen zieht — oder zu nachts ineinander schimmernde Sonnen jede mit Einem Strahle den Himmel stirnt und meine Seele groß wird mit der Welt vor mir — oder wenn ich auf meiner Erde ein Menschenherz suche und finde, das für meines nicht zu groß ist und wenn wir, in unsere Körper eingemauert, in unsere Blicke zerfließen: warum kömmst du denn da wieder, Sehnsucht? Warum zählest du mir dann die Güter vor, die ich nicht kenne und die du nicht nennest? Und warum machest du mir mein Herz so weich und so hungrig?

*

Wie sehr auch jeder den Künstler, Philosophen, Helden achtet und ihm sich opfern will und dem Weltwohlthäter: so bringt er doch, sobald er dessen Freund, Gatte u. s. w. wird, nicht mehr das Allgemeine in Anschlag, sondern nur sein bestimmtes Verhältnis; und derselbe Leser, der für den Dichter sterben will, wird, wenn er dessen Freund, Frau u. s. w. ist, nicht die kleinste Unlust ihm ersparen. Selten weihen sich die Menschen dem Allgemeinen, noch seltener opfern sie sich denen, die sich ihm weihen. Daher frage kein Autor nach Briefen voll Lob.

(Eine zweite Reihe folgt.)



Judith Trachtenberg.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung statt Schluß.)

Es war vier Monate später, ein klarer, warmer Sonntag im September. Die Woche über hatte es gestürmt und geregnet, Vielen zu heimlicher Freude; nun hatten sie einen Vorwand, sich bei Herrn Stiegle zu entschuldigen, warum sie weder Fähnchen noch sonstigen Schmuck an ihren Häusern aussteckten. Aber schon am Freitag hatten sich die Wolken verzogen, und am Samstag stand die Sonne am Himmel und trocknete Straßen und Wände, daß die Christen eilends das Versäumte nachzuholen begannen; die Juden, die bis zum Einbruch der Dämmerung keine Hand regen durften, wurden erst tief in der Nacht mit der Arbeit fertig. Herr Stiegle hatte es befohlen und beigefügt, der Herr Graf werde keinen vergessen, dessen Haus ungeschmückt bleibe; sie gehorchten. Grimmiger jedoch, unter giftigeren Reden, waren noch nie im Städtchen die Reisigkränze gewunden, die Guirlanden aus buntem Papier von Fenster zu Fenster gezogen worden, und dabei hofften sie noch immer auf einen tüchtigen Regenguß am Morgen. Aber die Sonne schien voll und warm, wie im Juni. „Alles gelingt ihr," knirschten sie, „sie hat auch darin Glück." Und sie zogen ihr Festgewand an und traten auf die Straße, um dem Einzug des Grafen Agenor Baranowski und seiner Gemahlin beizuwohnen, der Jüdin Judith Trachtenberg, welche ihm zwei Monate vorher von dem Bürgermeister zu Koburg angetraut worden.

Wer etwa als Fremder an dem Tage im Städtchen geweilt, wo es der neue Gebieter zuerst betreten -- es waren nun fast auf die Woche zwei Jahre her — hätte äußerlich kaum einen Unterschied gewahren können; auch die Triumphpforte fehlte nicht, und das Gedränge in den Straßen war sogar noch größer, weil Hunderte aus der Umgebung herbeigeeilt waren, das Wunder zu sehen. Als ein Ungeheures wäre es ja den Leuten dieser Landschaft schon erschienen, wenn das Gerücht in seiner ersten Fassung nicht getrogen, wenn der Edelmann aus uraltem Geschlecht, der Träger eines der edelsten Namen in Podolien, die getaufte Jüdin zu sich erhoben hätte. Und nun hatte der Christ die Jüdin geheiratet, ohne Priester und Altar, ohne die Anrufung Gottes — es gab ein Land auf Erden, wo dies gestattet war, Menschen, die sich zu solchem Frevel bereit fanden, ohne den rächenden Blitzstrahl des Himmels zu fürchten. Und dieser Blitz war ausgeblieben, und die Erde hatte an jenem Tage nicht gezittert! Aber so unfaßbar dies war, so sehr es alles ins Schwanken brachte, was in Herz und Hirn dieser Menschen feststand — es hatte sich fern von ihnen begeben, hunderte von Meilen fern; fast wie eine Sage klang es ihnen ins Ohr; vielleicht war es dasselbe Land, von welchem Einige erzählten, daß dort neben den weißen auch schwarze und gelbe Menschen lebten. Schwarze, ganz schwarze Menschen, aber zu sehen bekam man sie in Podolien nicht, und wer hinging, kam nicht wieder — der Graf und die Jüdin mochten nach den Gesetzen jenes Landes ein Ehepaar sein, aber dort mußten sie nun auch bleiben; dieselbe Luft, wie jene Menschen, die an Gott glaubten, durften sie nicht trinken. Zum Wunder, zum unbegreiflichen und dennoch wirklichen Wunder war das Märchen erst geworden, als sich die Kunde verbreitete: „Sie kommen zurück! Der Kaiser hat es ihnen

gestattet!" Nun konnte sie nichts mehr verblüffen, nicht einmal die Ansage des festlichen Einzugs. Warum nicht? Die Beiden hatten eben alles Schamgefühl, alle Gottesfurcht verloren; sie wollten versuchen, wie weit die Langmut des Herrn und ihrer Mitmenschen reichte. Wer immer darüber sprach, urteilte so und fügte hinzu: „Wenn sie sich nur nicht verrechnen." Auch wurde viel darüber geredet, ob es die Frömmigkeit gestatte, das Schauspiel anzusehen. „Würdet Ihr," rief der würdige Dechant der Kreisstadt, „hingehen, um mit eigenen Augen zu schauen, wie ein Mensch eine Wölfin als sein Eheweib heimbringt?! Dieser Frevel ist nicht der geringere!" Und seltsam, der frömmste Rabbi der Gegend gebrauchte dasselbe Bild! Andere meinten, daß den Sündern nicht der Triumph zu gönnen sei, auch noch von dichten Scharen angestaunt zu werden, und wieder Andere wollten nicht dabei sein, wenn etwa die Menge sich in gerechtem Zorn zu einer Rachethat aufraffe. Als aber die Sonne des Einzugstages aufging, strömten doch auf fünf Meilen in der Runde zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß Hunderte und aber Hunderte nach dem Städtchen, Bürger, Bauern und Juden, nur der Adel und die Geistlichkeit hielten sich fern. Neben diesen freiwilligen Teilnehmern aber hatten sich Andere eingefunden, welche das Machtgebot des Herrn Stiegle hierhergestellt: dreihundert Bauern und Knechte von den gräflichen Gütern und Meierhöfen, ältere, besonnene Männer, die das Spalier bilden sollten. „Ihr seid der Ordnung wegen da!" sagte er ihnen. „Unser Herr und seine Erwählte sollen würdig empfangen werden." Er fügte nichts weiter bei, aber er wußte, daß sie ihn verstanden und ihre Pflicht thun würden, wenn es nötig sein sollte.

Ob es nötig sein würde, konnte niemand voraussehen, auch dieser nüchtern erwägende Mann nicht, welcher die Leute des Städtchens so genau kannte. Er mußte sich damit trösten, daß es wahrlich nicht seine Schuld war, wenn es zu peinlichen Auftritten kam. Als er vor Wochen durch eine Estafette des Grafen aus Wien die Mitteilung erhalten, Fürst Metternich habe das Kreisamt angewiesen, die Ehe stillschweigend als giltig, den inzwischen katholisch getauften Knaben als legitimiert anzuerkennen, und er wünsche daher einen feierlichen Empfang, hatte ihm der treue Schwabe seine Einrede entgegengeschickt und durch die allgemeine Stimmung begründet. Es war fruchtlos gewesen, eine neue Estafette hatte den Auftrag mit dem Beifügen wiederholt, die Gräfin wünsche es durchaus. „Die Gräfin!" — selbst Herr Stiegle, der nur das Schuldenmachen und die Unordnung, aber keine Religion haßte, konnte bei diesem Titel eine Anwandlung grimmigen Hohns nicht unterdrücken, dann aber that er seine Pflicht. Die Leute hatten bisher gehorcht; als er am Morgen die Ausschmückung der Häuser besah, konnte er zufrieden sein. Nur das Kloster der Dominikaner und das Haus des Rabbi wiesen kein Fähnchen, kein Reisigbündel auf; beim Prior hatte der Schwabe keinen Versuch gewagt, und der Rabbi hatte ihm erwidert: er fürchte Gott mehr als den Grafen. Auch Herr Groza hatte seine Wohnung ungeschmückt gelassen, die Fenster waren geschlossen, die Vorhänge hinabgelassen. „Ich bin," erklärte er dem Verwalter, „im Frühling nicht zum Richter geworden, weil kein Kläger zur Stelle war und ich das Geständnis des Grafen als private Mitteilung betrachten konnte. Den Mann zu feiern, bin ich nicht gewillt." Dies Alles fand Herr Stiegle noch begreiflich, daß aber auch der Bruder der „Gräfin" kein Fähnchen ausgesteckt, fand er unverzeihlich: Judith hatte in letzter Zeit wiederholt Briefe mit Rafael getauscht, das wußte er, zur Versöhnung war es also trotzdem nicht gekommen. Was wollte, was konnte der düstere, rachsüchtige Mensch noch fordern?!

Dann aber nahmen Herrn Stiegle, während er so durch die Gassen schritt und das Bauernspalier zog, ernstere Sorgen in Anspruch. Auf diese braven Leute war Verlaß und zu einer Gewaltthat war die Menge, die hinter ihnen drängte, zu feig, aber wenn es zu Schmährufen, einem Skandal kam? Wohin er blickte, traf er auf finstere oder höhnische Gesichter. „Herr Iwanicki," sprach er den kleinen, verwachsenen Schustermeister an, von dem er wußte, wie groß dessen Einfluß auf seinesgleichen sei, „ich rechne auf Ihre Einsicht!" — „Gewiß, gewiß!" erwiderte der Volksführer, „wenn wir nur wüßten, was wir rufen sollen. Wie heißt ‚Hoch' auf jüdisch?!" Und als Herr Stiegle, zum Triumphbogen gelangt, an Simon Tragmann, den Vorsteher der Juden, die gleiche Mahnung richtete, erwiderte dieser demütig: „Wir sind zur Stelle, wie Sie befohlen, aber wenn unsere Leute die Entrüstung übermannen sollte — könnten wir dafür?" — „Die Entrüstung?!" rief Herr Stiegle. „Es ist

ja ein Triumph für Euch, wie Ihr ihn noch nie erlebt!" — Der alte Simon schüttelte das Haupt. „Was gegen Gott geht, kann uns nicht erfreuen. Gott will, daß ein jüdisch Mädchen einen Juden heirate und daß ihre Kinder Juden werden!" Der einzige Mensch, der ein wahrhaft vergnügtes Gesicht machte, war der Demosthenes des Städtchens, der Herr Bürgermeister: er hatte sich eine wunderschöne Rede einstudiert, in welcher er sowohl die Geschichte der beiden Konfessionen, als auch die Macht der Liebe eingehend erörtern wollte. Und gerade ihn mußte Herr Stiegle mißvergnügt machen, indem er ihm erklärte, der Herr Graf wünsche nur eine möglichst kurze Begrüßung. Dann ordnete er das Banderium berittener Bauern ab, die Herrschaft einzuholen, stellte sich neben den Triumphbogen hin und horchte bangen Herzens den Rufen, die aus der Menge drangen.

Daran fehlte es nicht, schon zum Zeitvertreib. Der witzige Schuster und seine Freunde fanden immer neue jüdische Übersetzungen für ihre Hochrufe und gaben sie zum besten: daneben unterhielten sie sich auch damit, den Judenfrauen, die da und dort in der Menge standen, Heiratsanträge zu machen: der Kaiser habe es ja gestattet. Die Weiber kreischten auf und blieben die Antwort nicht schuldig, ihre Männer mischten sich ein, hüben und drüben ballten sich die Fäuste, aber es kam doch höchstens zu Püffen, nicht zu einer blutigen Schlägerei. Denn wo eine solche drohte, da kehrten sich die Bauern um und geboten mit erhobenem Handbeil Ruhe; wie stumpf und dumpf sie auch dreinblickten, so wußte doch jeder von ihnen, wozu er dastand und was seines Herrn Ehre gebot. Auch fand sich zuweilen ein Vernünftiger, der begütigend rief: „Was wollen wir uns die Leiber wundschlagen? Ginge es nach unser Aller Willen, der Frevel wäre nicht geschehen!" Das wirkte überall, und es war schwer zu entscheiden, ob die Christen oder die Juden eifriger beistimmten. Nur vor dem Trachtenberg'schen Hause wollte der Friede zwischen Kaftan und Tuchjacke nicht zu stande kommen. „Wir mußten die Fähnchen ausstecken," riefen die Christen, „und der Jude hat es nicht gethan!" — „Er hat recht gehabt," verteidigten ihn seine Glaubensbrüder, „ihn trifft der Schimpf am schwersten!" — „Für uns ist's ein Schimpf," war die Antwort, „für Euch eine Ehre" — und schon hoben sich die Stöcke, bis endlich ein Spaßvogel rief: „Hier hat ja auch der Wroblewski gewohnt — er lebe hoch!" Donnerndes Gelächter lohnte den guten Einfall; sie wußten ja Alle, daß der tödlich gehaßte Mann seit dem Frühling, wo ihn der Anwalt des Grafen aus dem Schlosse gejagt, bei einem übel berufenen Gutspächter der Umgebung eine Zufluchtsstätte gefunden und von der Schande seines Weibes lebe. . . .

Nur zwei Menschen im Städtchen freuten sich des Einzugs und empfanden ihn in tiefster Seele als eine segensreiche Fügung des Gottes, an den sie glaubten, aber auch zwischen ihren Empfindungen gähnte eine tiefe, unüberbrückbare Kluft. Draußen im ärmlichen Stübchen zu Roslowka saß die Miriam Gold in ihrem Lehnstuhl seit langen Stunden wie harrend da; schon im Morgengrauen hatte sie ihre Pflegerin geweckt und ihr befohlen, die Stube zu schmücken, so gut es ginge, und ihr das Sabbathkleid anzulegen. Die Dienerin, ein Mädchen des Ghetto, welches um des guten Lohnes willen bei der seltsamen Alten aushielt — denn seit Judith reichlich für Miriam sorgte, war die Bettlerin von einst zur Wohlthäterin für Andere geworden — hatte ihr gehorcht, weil sie wohl wußte, daß kein Widerspruch nützen würde; es geht eben, dachte sie, auch mit ihrem Verstande zu Ende, wie mit ihren Kräften. Denn die Greisin, welche einst die Not und die Mißachtung gebeugten Nackens, aber mit scheinbar unverwüstlicher Ausdauer durchs Leben geschleppt und von jenem Tage ab, da ihr Gott verkündigt, „wozu ihre Reue gut sei", für Judith und das Knäblein gesorgt, gearbeitet und gewacht, als ob ihr die Kraft der Jugend zurückgekehrt wäre, war nun, da Judith sich mit dem Grafen versöhnt, zusammengebrochen und verfiel sichtlich von Woche zu Woche mehr. Aber sie klagte nicht, im Gegenteil, ein stolzes Lächeln lag um ihre welken Lippen, wenn sie sagte: „Er weiß, was Er thut! Nun hab' ich ja nichts mehr auf Erden zu verrichten!" Als sich die Kunde von der Hochzeit zu Koburg verbreitete und alle Leute des Ghetto sich an Rufen des Staunens und der Verwünschung kaum genug thun konnten, hob die Greisin ihr Haupt noch höher — „ich hab's ja gewußt," sagte sie ihrer Dienerin, „aber daß Er es mich auch noch erleben läßt, hätt' ich nicht gehofft! Und wie wird sich mein Kind freuen, wenn es davon hört — drüben wird man es ja auch wissen!" Das Mädchen plauderte es weiter, und es gab Eiferer genug, die sich nun

nach dem Stübchen in der Vorstadt aufmachten, der Sünderin Vorwürfe zu machen; aber als sie vor ihr Lager traten, wurden sie still; mit der siechen Greisin, die kaum noch Tage unter ihnen zu verweilen hatte, mochten sie nicht streiten. Sie irrten, Miriam lebte fort; auch der Arzt, der zuweilen aus freien Stücken nach ihr sah, — sie ließ ihn niemals holen — staunte darüber. Sie war hoch erfreut, wenn er bei ihr eintrat, aber den Wein, den er ihr zur Stärkung verordnete, ließ sie ungetrunken. „Vorläufig läßt Er mich wohl noch nicht sterben!" sagte sie ihm. „Ich hoffe, Er gönnt mir in seiner Barmherzigkeit auch noch zu dieser größten Freude die Frist." Der Arzt fragte, was sie meine. „Sie werden es auch bald hören," wehrte sie mit seltsamem Lächeln ab. „Sobald dies eintrifft, geh' ich zum letztenmal zur Schul' (Synagoge)." Er drang nicht weiter in sie und erzählte ihr nur noch, daß ihn Judith brieflich gebeten, zuweilen nach ihrer „Wohlthäterin" zu sehen. „Unsinn!" rief die Greisin. „Sie hat mich gerettet! Und was ich von dem Vögelchen geredet hab', das wegfliegen will, auch das, Herr Doktor, war Unsinn. Das wird die Judith jetzt mir und Ihm nicht anthun! Jetzt muß sie ja erkennen, daß Er sie auserwählt hat, den armen, blinden Menschen Seinen Willen zu offenbaren! Und diese Erkenntnis ist ein Faden, der nicht zerreißt!" Der Arzt vernahm es bewegt; wie viele große Geister, dachte er, mögen sich zu einer solchen Höhe der Menschlichkeit erhoben haben, wie sie dies einfältige Judenweib durch ihr eigenes Leid erreicht?! Wenige Tage später sollte er erfahren, worauf Miriam noch geharrt; als die Kunde von des Kaisers Entschließung und dem festlichen Einzug ins Städtchen kam, ließ ihn die Greisin zum erstenmal seit ihrem Hinsiechen zu sich entbieten. „Verzeihen Sie, Herr Doktor," sagte sie, „aber mit Einem Menschen wenigstens will ich meine Freude teilen, wie groß und gut Er ist!" Und am Sabbath, der darauf folgte, legte sie ihr bestes Gewand an und schleppte sich, auf den Arm der Pflegerin gestützt, zur „Schul'". Oft genug glaubte sie am Wege niedersinken zu müssen, immer wieder raffte sie sich auf, bis sie vor dem Eingang des Gotteshauses stand. Erstaunt sahen sie die Leute heranwanken; sie hatte sich seit langen Jahren nur noch schüchtern und heimlich in eine Ecke der „Weiberschul'" geschlichen, nachdem der Gottesdienst bereits begonnen. „Gebt Raum!" rief sie gebieterisch, da sich ihr Einige entgegenstellten, „gebt Raum für die Mutter der Lea!" Und so frevelhaft die Leute dies Wort bedünkte, sie wichen zurück vor dem seltsamen Glanz dieser Augen in dem todesblassen, unheimlich abgezehrten Antlitz. „Sie ist wahnsinnig!" meinten die Einen, „eine Sterbende!" die Anderen und ließen sie gewähren. Wie eine Siegerin trat die Greisin unter die Betenden, wie eine Siegerin kehrte sie heim. „Das war mein letzter Ausgang," sagte sie ihrer Pflegerin, „und auch dies Gewand werd' ich nur noch einmal tragen!" Dieser Tag war heute erschienen, und obwohl es noch sehr früh am Morgen war, drängte sie doch die Dienerin zur Eile, bis alles nach ihren Wünschen geordnet war. Dann ließ sie noch die Fenster weit aufthun, damit sie es deutlich hören könne, wenn die Böllerschüsse den Einzug verkündeten, schlug das Psalmenbüchlein auf und schickte die Dienerin weg. „Muhm' Miriam," fragte diese, „soll ich nicht draußen bleiben? Wenn Ihr etwas braucht . . ." — „Du Thörin," erwiderte die Greisin lächelnd, „heut'? Was sollt' ich heut' noch brauchen?!"

Noch ein anderer Mensch im Städtchen harrte mit Ungeduld der Stunde des Einzugs entgegen, auch er dankte dem Herrn, daß er ihn dies hatte erleben lassen, aber es war ein anderer Gott, zu dem sich seine Gedanken wandten, der Gott der Rache, welcher dem Frevler vergilt, was er verübt und des Übermütigen Haupt in den Staub schmettert. Während Rafael in seiner Stube erregt auf und niederging, das bleiche Antlitz stolz erhoben, da war nur eine Empfindung in ihm klar und mächtig und deckte die anderen: Die Schmach, die der übermütige Christ im Gefühl seiner Macht dem Judenhause angethan, war gesühnt und sollte heute bis auf den letzten Rest getilgt sein; der Graf hatte die Jüdin zu seinem Weibe machen müssen und führte sie nun, ohne daß sie ihren Glauben abgeschworen, festlich in das Schloß seiner Väter. Was er dabei empfand, war seine Sache, litt er, so war es verdiente Strafe — Preis und Dank dem Herrn, der es so gefügt! Und wenn Agenor, wie ihm Judith zuletzt aus Wien geschrieben, auch noch zu einer Genugthuung bereit war, die selbst Rafael nicht einzufordern gewagt, wenn er sich darein gefügt, beim Einzug an diesem Hause anzuhalten, mit der Entführten vor ihren Bruder zu treten und gleichsam nachträglich seine Einwilligung zu dem Ehebunde zu erbitten, so

mochte dies immerhin in des Grafen Leben die bitterste Stunde sein, gerecht war auch dies, und Judith hatte auch damit nur gefordert, was ihr und den Ihrigen zukam . . . Ja, Gott hatte es gut gewendet — und je gellender draußen die Stimmen des Pöbels erklangen, desto stolzer und trotziger hob sich des Jünglings Haupt; er stampfte wild auf — „und wenn sie mich," knirschte er, „gleich darauf erschlügen, mein letzter Hauch wäre ein Dank, daß ich vorher die Sühne erlebt!" . . . **Wirr und streitend wurden** seine Empfindungen nur, wenn er Judith's gedachte. Was sie empfinden mochte, wenn sie des Mannes Nacken, dessen Ehre nun die ihrige war, so tief beugte, wie sich ihr Leben gestalten sollte, nach all' dem, was geschehen, und in einer Luft, die vom Haß Aller gegen die Eine durchtränkt war — an all' dies dachte er kaum, und wenn seine Gedanken daran streiften, wenn ihm eine Ahnung ihres heutigen Elends und des drohenden Unheils kam, so half ihm jene Empfindung darüber hinweg, welche in den beiden furchtbaren Jahren, die hinter ihm lagen, seine Stütze gewesen: auch ihr ward, was sie sich selbst bereitet, der Gott da droben führte genaue Rechnung . . . Aber sie war ja seine Schwester, das Wesen, welches er mehr geliebt, als sich selbst — es gab Augenblicke, da sich alles, was noch an Groll und Bitternis in seinem Herzen war, löste und in heiße, zitterige Zärtlichkeit wandelte — was hatte dies gute, schöne, des reinsten Glückes würdige Mädchen gelitten! — Und wenn sie gefrevelt, so war es aus einem edlen Trieb geschehen, den Andere mißbraucht und in den Staub gezogen — und wie hatte sie gebüßt! Die Stunde, da sie als Reuige heimgekehrt und vor ihn hingesunken, tauchte vor ihm auf — o Gott, wie verhärmt sie gewesen, von einem Jammer belastet, den kein Menschenwort zu künden vermochte . . . Er konnte auch jetzt nicht bereuen, wie er ihr damals begegnet — aber nun, da alle Schmach gesühnt war? Ihm war's, als müßte er die Arme ausbreiten und ihr entgegeneilen, und wie eine unverzeihliche Härte erschien es ihm, daß er auch vor ihrer Abreise nach Koburg jedes Wiedersehen vermieden. Er hatte es gethan, weil er damals noch nicht recht daran glauben konnte, daß ihr das Werk der Sühne gelingen könne, vor allem aber: weil er des Vaters Tod nicht vergessen konnte. Hatte sie auch dies gebüßt, gab es für solchen Frevel eine Sühne?! . . . **Mit finster brütendem Antlitz** stand er da, die Fäuste ballten sich — konnt' er darüber hinweg, und wie sollte er sie empfangen?!

Ein neues Gejohle, noch gellender, als das frühere, ließ ihn emporfahren, es waren jene Hochrufe auf Wroblewski. Aber unmittelbar darauf tönte aus weiter Ferne der dumpfe Knall eines Mörsers, und nun lösten sie auch auf dem Marktplatz den ersten Böller: die Herrschaft hatte die Gemarkung des Städtchens erreicht, wo das Banderium ihrer harrte. Noch eine halbe Stunde, und der Zug war im Orte. (Schluß folgt.)

Frühgang.

Wir wandern durch die stumme Nacht,
Der Tamtam ist verklungen.
Du schmiegst an meine Brust dich an,
Ich halte dich umschlungen.

Und wo die dunklen Ypern stehn,
Ernst wie ein schwarz Gerüste,
Da fand ich deinen kleinen Mund,
Die rote Perlenküste.

Und langsam sind wir weiter dann,
Weiß ich's, wohin, gegangen.
Ein hellblau Band im Morgen hing,
Der Tag hat angefangen.

Um Ostern war's, der Frühling will
Den letzten Frost entthronen.
Du pflücktest einen Kranz für mich
Von weißen Anemonen.

Den legtest du mir um die Stirn —
Die Sonne kam gezogen
Und hat dir glitzernd um dein Haupt
Ein Diadem gebogen.

Du lehntest dich auf meinen Arm,
Wir träumten ohn' Ermessen.
Die Menschen all' im Lärm der Welt,
Die hatten wir vergessen.

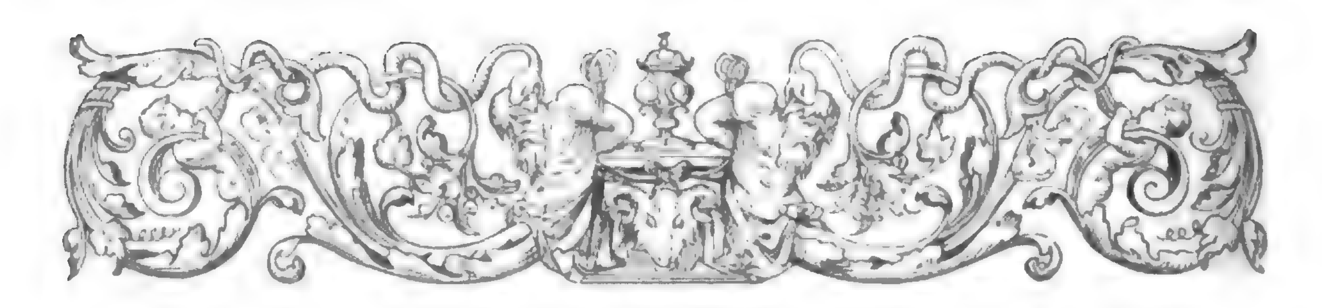
Detlev Freiherr von Liliencron.

„Wie tausend Zauber . . ."

Wie tausend Zauber ahnen läßt
Ein Weg, der sich im Wald verliert:
Das scheue Reh, das traute Nest,
Den Quell, jungfräulich unberührt —

So lockt mit süßer Heimlichkeit
Dein Auge mich, schau' ich hinein:
Welch' eine Waldesherrlichkeit
Muß, Mädchen, deine Seele sein.

Fr. Karstedt.



Die Schweden in Altorf.

Schauspiel in fünf Akten von **Otto Roquette**.

Personen:

Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, schwedischer Generalissimus.
Oberst Holm, Hannibal von Brömsebro, Hauptmann Niels — schwedische Offiziere.
Wolf Eisenhut, früher in schwedischen Diensten.
Semler, Bürgermeister in Altorf.
Petermann, Ratsherr.
Frau Judith Ellinger.
Argula von Froneck.
Wendelin, ihr Bruder, Student.
Magister Cochius.
Asmus, Student.
Meister Nagel, Meister Lutz — Handwerker.
Beate, Brigitte — Bürgerfrauen.
Lars, Grig — schwedische Soldaten.
Schwedische Offiziere und Soldaten. Studenten und Bürger von Altorf.

Das Stück spielt in der Universitätsstadt Altorf, ein Jahr nach Abschluß des westfälischen Friedens (1649).

(Nur der Hintergrund dieses Schauspiels ist historisch. Die Verhältnisse, in welchen die einzige geschichtliche Person des Stückes, der Pfalzgraf von Zweibrücken (später Karl X. von Schweden) erscheint, sind wie die ganze übrige Handlung erfunden.)

Erster Akt.

Eine Straße in Altorf. (Trompetenmarsch einziehender Truppen hinter der Szene. **Kinder** laufen mit Jubelgeschrei über den Hintergrund, von links nach rechts. Mehrere **Mädchen** kommen von derselben Seite, stehen flüsternd und deuten nach rechts. Frau **Beate** kommt von rechts, und tritt ihnen entgegen.)

Beate. Was treibt Ihr Euch auf freier Gass' umher,
Neugierige Dirnen? In den Häusern solltet
Ihr sein und bei geschlossnen Fensterladen!

(Die Mädchen kichernd nach rechts ab.)

Da kann man reden! Selbst den Teufel laufen
Sie lachend zu, wenn er zum Tanzen aufspielt!

Nagel (mit Schurzfell, aus dem Hause rechts).
Was giebt's denn, Frau Beate?

Lutz (aus dem Haus gegenüber). Was für Lärm
Und Blasen durch die Stadt? Es brennt doch nicht?

Beate. So gut als wenn es brennte! Schwedenvölker
Sind in der Stadt! Das Rathaus schon besetzt
Von schwedischen Dragonern!

Nagel. Ja, was soll's denn?
Wir haben Frieden doch seit Jahr und Tag!
Wird man die Schweden darum doch nicht los?

Lutz. Und wieder Einquartierung?

Nagel. Oder ist's nur
Ein Durchmarsch, so wie dazumalen, als
Der junge Hauptmann Eisenhut, der drauf
In Altorf noch Student geworden, seine
Schwadron entließ?

Beate. Ja der! Das war ein Mann!
Bezahlte bar und prompt und hielt auf Ordnung!

Nagel. Und lauter Deutsche hatt' er, die er selbst
Aus seinem Säckel abgelohnt, da sie,
Gleich ihm, des wüsten Lebens überdrüssig.

Beate. Doch diesmal sollen's richt'ge Schweden sein,
Mit ihrem General und Offizieren —
Hört nur, sie blasen uns die Stadt in Grund
Und Boden!

(**Cochius** und **Petermann**, die, von rechts und links auftretend, einander im Hintergrunde begegnet sind, kommen im Gespräch vorwärts.)

Petermann. Hundert Mann nur sind's im ganzen,
Der Stab des Generals, was man so nennt,
Und was dazu gehört.

Cochius. Wie? Hundert Mann?
Das nennt Ihr wenig?

Petermann. Nicht hab' ich gesagt,
Daß ich's für wenig halte, doch mich tröstet,
Daß es nicht mehr sind.

Cochius. Hundert sind genug,
Um unser Musenstädtchen auszusaugen
Und zu verwirren, daß die Wissenschaft
Und alle Studien in dem Waffenlärm
Verloren gehn!

Beate (zu den Handwerkern).
Ich muß nur heim, nach Mann
Und Kindern sehn! Wer weiß, was sich bei uns
Schon einquartiert! (Ab links.)

Nagel. Soll man nicht selber zusehn?
Kommt mit!

Lutz. Mich hält's jetzt doch nicht bei der Arbeit.

(Beide ab rechts.)

Petermann. Es wird so schlimm nicht werden, wie
Ihr fürchtet.
Der Pfalzgraf von Zweibrücken ist es selbst,
Der, wenn auch schwedischer Generalissimus,
Ein Deutscher doch. Er sprach mich an, da ich
Als Erster ihm im Rathaus war begegnet.
Er hat versprochen —

Cochius. Ei, was da! Er wird es
Nicht machen wie der Hauptmann Eisenhut,
Der von dem Seinen noch dazugab! Nehmen
Wird jetzt der Schwed' so viel er kriegen kann,
Und ist's nicht viel, so ist's doch unser Alles.
Als Helfer zogen diese Schweden ein
Vor zwanzig Jahren! Thaten sich so groß —
Was haben sie geholfen? frag' ich. Deutschland
Verwüsten, das war alles! Jetzt soll Friede,
Nach einem Menschenalter wirklich Friede
In Deutschland sein — ein schöner Friede, wahrlich!
Noch immer zieht der Schwed' im Land umher,
Als könnt' er sich nicht trennen, bis bei uns
Das Letzte aufgezehrt!

Petermann. Was soll man thun?
Wir konnten diese kriegerischen Gäste
Nicht hindern, ihr Quartier bei uns zu nehmen.

Cochius. Was aber soll nun werden? Kein Kollegium
Kann mehr gelesen werden, da die Schweden
Die Aula zur Kaserne machten! Schlimm auch
Kann's sich gestalten, wenn sich die Studenten
Mit diesen Eindringlingen nicht vertragen.
Und so wird's kommen!

Petermann. Ein paar Tage nur,
So sagt der Pfalzgraf, denkt er zu verweilen,
Um Nachricht abzuwarten aus Stockholm.

Cochius. Wenn sie nur gut wird, und zu lang nicht
ausbleibt!

(**Argula** und **Judith** treten schnell von rechtsher auf.)

Argula. Aus dem Gedränge sind wir! Hier ist's ruhig.
Nun schnell nach Hause!

Judith. Laß mich Atem schöpfen.
Nur einen Augenblick! Was geht denn vor,
Daß fremde Truppen plötzlich in der Stadt?

Argula. Da ist ja Hilfe! Herr Magister, bitte,
Gewährt uns Euren Schutz!

Cochius. Ihr werten Frauen!
Wie kommt Ihr zu so ungelegner Stunde
Daher?

Judith. Wir waren nur hinausspaziert
In unsern Garten vor der Stadt. Nun kehren
Wir heim, und finden dies Getümmel, daß man
Vor Schreck und Mühe kaum —

Argula (nach rechts blickend). Um Gotteswillen —!
Seht dort!

Cochius. Was? was?

Argula. Der Wendelin! Verfolgt
Von schwedischen Soldaten!

Judith. Hilfe! Hilfe!

Cochius. Da haben wir den Krieg schon in den Straßen!

Petermann. Der junge Kroneck! Ja, was gab's denn nur?

(**Wendelin** tritt auf von rechts, verfolgt von **Grig**. Beide mit gezogenen Degen. Ein anderer **Soldat** folgt ihnen. Eine Menge **Volk** versammelt sich nach und nach.)

Wendelin. Hier hab' den Arm ich frei, nun kommt
mir an!

Grig. Du sollst es kriegen, wart!

Wendelin. Bewahr' Dich selbst!

(Sie fechten.)

Judith. O Gott im Himmel — das mit anzusehn!

Wendelin. Da hast Du's!

Grig. Ah, verflucht! Ich bin verwundet —
Mein Arm versagt!

Wendelin (zu dem anderen Soldaten).
Und nun mit Dir! Versuch's
Mit meiner Klinge!

Argula (auf ihn zueilend). Wendelin — nicht weiter!
Was auch geschehn, treibt's nicht zum Äußersten!

Cochius. Das Fräulein hat Kourage!

Grig (zu den Soldaten). Auf und an ihn!
Gieb ihm zurück, was er mir gab, und gieb's
Ihm dreifach!

Wendelin (zu Argula). Weg! Mich lüstet es, den Andern
Noch kräftiger zu zeichnen!

Grig. Schlag' ihn nieder!

(Der Soldat greift Wendelin an. Gefecht. Der **Pfalzgraf** tritt auf, gefolgt von einem **Offizier** und **Soldaten**, darunter **Lars**.)

Pfalzgraf. Ein Kampf auf offner Straß'? In Ruh
die Waffen!

(Das Gefecht hört auf.)

Petermann. Der Pfalzgraf selbst!

Judith. Gott sei gelobt!

Pfalzgraf. Was gab es?
Ist das nicht Grig? Was hältst Du Deinen Arm!
Steh' Rede!

Grig. Herr — mit dem Studenten da
Kam ich in Streit —

Pfalzgraf. Du wirst den Streit, wie immer,
Begonnen haben!

Grig. Und so kam's zum Fechten.
Ich bin verwundet, Herr —

Pfalzgraf. Was war der Anlaß
Zum Streit?

Grig. Der Bube hat mich angerannt,
Gestoßen —

Wendelin. Nein! Verteidigt hab' ich nur
Mein Leben! Im Gedränge war's, sie schlugen
Mit Fäusten drein auf unbewehrte Bürger,
Mit frechem Wort die Frau'n beleidigend,
Die ich zu schützen suchte. Ja, sie drohten,
Mich totzuschlagen! wie sie mich verfolgten
Bis hierher, wie ich mich verteidigt, wie ich
Gezeigt, daß wir die Waffen führen können,
Hier stehen Zeugen, die's gesehn. O hätt' ich,
Gleich mir, nur hundert meiner Kameraden,
Noch heute schlügen wir die ungebetnen
Und pöbelhaften Gäste aus dem Thor!

Pfalzgraf (für sich).
Viel Zuversicht! Doch gilt es, auf der Hut sein.

(Zu Petermann und Cochius.)

Wer ist der junge Mann? Und wer seid Ihr?

Petermann. Eu'r Gnaden aufzuwarten hatt' ich schon
Die hohe Ehre — Ratsherr Petermann.

Pfalzgraf. Ah, recht — verzeiht!

Cochius (sich verneigend). Magister Cochius,
Der philologischen Fakultät Vertreter
An hiesiger Universität. Der Jüngling,
Nach dem Eu'r Gnaden fragt, ist wohlerzogen,

Des Bürgermeisters Mündel, und Student
Der Rechte. Wenn auch etwas rasch und hitzig,
Wie unsere akademische Jugend pflegt —
Doch was er sagt ist wahr, so weit wir es
Mit Augen angesehn. Er ward verfolgt
Und angegriffen —

Pfalzgraf. Grit und Du da, meldet
Euch zum Arrest, und wiederholt es allen:
Weh' dem, der Ordnung oder Mannszucht nochmals
Verletzt! Erwartet Eure Strafe! Fort!

(Grit und der andere Soldat ab.)

Auch Eure Freiheit, junger Mann, muß ich
Beschränken, denn es wird ja wohl bekannt,
Daß Ihr mit meinen Leuten Streit gehabt,
Und Einen im Gefecht sogar verwundet.
Um Euch zu bergen vor erneutem Fall,
Nehm' ich für kurze Zeit Euch in Gewahrsam.

(Wendet sich an einen Offizier, dieser winkt Lars und noch einen Soldaten herbei.)

Wendelin. Mich in Gewahrsam? Wie in Feindes Land
Dringt Ihr in Altorf ein, Gesetz und Freiheit
Der akademischen Ordnung zu vernichten.
Kein fremder General besitzt das Recht
Mich zu verhaften, weil ich mich des Lebens
Gewehrt im Kampf mit rohem Kriegsgesindel!

Pfalzgraf. Hab' ich das Recht nicht, hab' ich doch die Pflicht
Der Notwehr. Ihr seid aufgebracht. Es ist
Euch in der Hitze mehr noch zuzutrauen.
Und den Soldaten, die dann auch nicht zahm,
Wünsch' ich Euch aus den Augen.

Wendelin. Laßt sie kommen,
Und Mann für Mann will ich bestehn die Rotte,
Wie Jenen, den mein Degen schnell gezähmt!

Judith (näher tretend)
O, gnäd'ger Herr, erlaßt es ihm! Wir bitten
Für unsern Wendelin. Er ist wohl heftig,
Doch brav und gut. Wir wollen ihn im Hause
Schon wahren, und er wird verständig sein,
Und meiden, was uns ängstigt. Argula,
Für Deinen Bruder hilf mir bitten, komm!

Wendelin. Nein, Argula, thu's nicht! Du sollst nicht bitten!

Argula (die sich bisher im Hintergrunde gehalten).
Wir sind erschreckt, o Herr! Wir fassen's nicht,
Was über meinen Bruder soll ergehn —

Pfalzgraf (der Argula jetzt erst näher betrachtet, erstaunt)
Eu'r Bruder? Wertes Fräulein — doch wie ist
Mir denn? Hab' ich Euch heut' nicht schon gesehn?
Nur kurz vor meinem Einzug war's — Ihr standet
Auf dem Altan des Gartens — man vergißt
Nicht solchen Anblick! Sehr beklag' ich jetzt,
Daß nicht die bessre Stunde mir das Glück
Gewährt, Euch ganz zu Dienst zu sein!

Judith (für sich).
Da kommt uns Hilfe! Hauptmann Eisenhut!

(**Wolf Eisenhut** tritt auf, bürgerlich gekleidet. Judith eilt ihm entgegen und macht ihm den Vorgang bekannt.)

Pfalzgraf (zu Argula, fortfahrend).
Wie gern willfahrt' ich Eurem Wunsch, allein
Behüten muß ich meinen Gegner, der
Mir so gefährlich denkt, behüten auch
Den Jüngling vor sich selbst. In allem andern
Gebietet über mich!

Wolf tritt näher.)

Wolf. Mein General —
So nenn' ich gern Euch immer noch — nun eben
Kehr' ich zurück —

Pfalzgraf (erfreut). Du bist es, Wolf! Willkommen!

Wolf. Doch nicht zur freud'gen Stunde! Sorg' und Ingrimm
Gehn durch die Stadt. Von den Soldaten wird
Gewalt verübt und Plünderung. Erbrochen
Sind Keller, Warenlager, Bürgerhäuser —

Pfalzgraf (zu seinem Offizier).
Erkundigt Euch, geht! Untersucht, bestraft!

(Offizier ab.)

Wolf. Und hier — der junge Mann, den in Gewahrsam
Du schicken willst, um einer That, die wir
Doch selber thäten, würd' uns so begegnet
Wie ihm —

Pfalzgraf. Er hegt uns feindliche Gesinnung,
Und kurz, es ist zu seinem eignen Besten,
Wenn ich ihn berge.

(Zu Lars.) Führt den jungen Herrn,
Ins Hauptquartier! Man soll ihn gut behandeln!

Judith (für sich)
Mein armer Wendel! Wie wird's Dir ergehn?

Argula. Herr, laßt den Bruder frei! Was Ihr als Schutz
Ihm bietet, er empfindet es als Schmach!

Wolf (leise zu Wendelin)
Du mußt Dich fügen. Doch nicht lange dauern
Soll Deine Haft. Ich stehe Dir dafür.

Wendelin. Dort seh' ich Augen, die betrübter blicken
Als ich. Die Base soll nicht weinen, Argula
Nicht für mich bitten!

Wolf. Geh' und sei getrost!

(Wendelin, Lars und noch ein Soldat ab.)

Pfalzgraf (zu Argula)
Befürchtet nichts für Euren Bruder! Wer
So nah Euch steht, darf meiner Neigung auch
Versichert sein. Wir sehn uns wieder — bald,
So hoff' ich, wertes Fräulein — Ihr erlaubt?
Inzwischen — Hauptmann Eisenhut, geleite
Die edlen Frau'n an meiner Statt nach Hause!
Komm bald zurück! Ich hab' Dir viel zu sagen

(Er verneigt sich vor den Frauen und geht nach rechts ab, Wolf mit ihnen nach links. Das Volk hat sich nach und nach verlaufen. Es bleiben nur Petermann und Cochius.)

Cochius. Da seht nun, was sie bringen! Sollen wir
Unthätig zusehn? Wüßt' ich nur — halt! halt!
Ein Einfall, ein Gedank', ein Plan — ich hab's!
Als einst die Söldnerscharen des Tyrannen
Agathokles, genannt die Mamertiner,
Sizilien durchzogen, plündernd und
Verheerend, da erwählten sie die Stadt
Messina, die eroberte, sich aus
Zum Hauptquartier, und übten Schreckensherrschaft.
Doch die Bewohner von Messina wandten
Sich bittend an den edlen Hieron
Von Syrakus. Der kam mit einem Heer,
Und trieb die Mamertiner aus der Stadt.
Nun seht, der Stadthauptmann von Nürnberg ist
Mein Vetter, und mit Kriegsvolk wohl versehn —
Wenn man nach Nürnberg schrieb', um Hilfe bate,

Das Schweden-Mamertinervolk aus Altorf
Zu treiben —

Petermann. Gott verhüt's! Das hieße ja
Den Krieg erst recht in unsre Stadt berufen!
Thut ja nichts Übereiltes! Saht Ihr doch,
Der Pfalzgraf ist gerecht, und hat den Seinen
Nur um so strengre Mannszucht anbefohlen!

Cochius. Ja, Mannszucht kommandieren, das ist leicht,
Doch Mannszucht halten, ist ein ander Ding!
Geht, geht! Ich hab' daheim die Weiberzucht,
Fünf Töchter, mannbar alle! Vor den Herrn
Studiosen kaum kann ich sie wahren — jetzt die
Vermaledeiten Schweden! Hübsche Leute
Sind drunter, im Vorbeigehn nahm ich's wahr —
Wenn man's am End' bei mir zu Hause auch
Schon wahrgenommen, oder gar, ich fände
Schon Einquartierung — heil'ger Gott, mich rührte
Der Schlag! Hinweg, nach Haus! Seht nach dem Euren!

(Beide ab nach verschiedenen Seiten.)

Verwandlung.

Ein Hörsaal in der Aula (Universität), ganz einfach. Rechts ein Fenster. Mittelthür. Schwedische Soldaten tragen einen Tisch herein und sechs Holzschemel mit Lehnen, Andre bringen ein paar große Weinkannen und Becher. **Hannibal, Niels** und noch **zwei schwedische Offiziere** treten ein.

Hannibal (voraus).
Hier hab' ich's ordnen lassen. Nun herein!
Der Saal ist gut zum Trinken. Endlich Rast
Nach dem verwünschten Marsch!

Niels. Und gleich Bewirtung
Mit vollen Humpen! Ist man hier so gastlich?

Hannibal. Gastgeber bin ich selbst, denn einen Keller
Hab' ich uns ausgespürt, und gleich gekostet,
Was er enthält. Schenkt ein!

(Sie setzen sich und trinken. **Oberst Holm** tritt auf.)

Holm. Schon ein Gelage?

Hannibal. Ihr kommt zurecht, Herr Oberst! Setzt Euch zu uns!
Ein Trunk nach heißem Tag!

Holm. Gab man den Trunk
Gutwillig her?

Hannibal. Gutwillig oder nicht!
Ich fand, und legte gleich Beschlag darauf.
Führt uns der General in so ein Nest,
Wo's Beute nicht zu machen giebt, so trinkt
Man aus dem Brunnen, der sich bietet. Ah —!
Die Hochgelahrten hier verstehn sich drauf,
Der Wein ist gut.

Niels (einschenkend). Und wahrzunehmen gilt's
Des Guten, wo's entgegenkommt. Ich will
Nicht fragen, wer's bezahlt.

Holm. Wir wollen's doch
Notieren, denn der Pfalzgraf, wißt Ihr wohl,
Erließ Befehl —

Hannibal. Ja, ja! Es kommt aufs Kerbholz,
Da steht es gut

(Gelächter.)

Holm. Ihr habt ein altes Kerbholz
In jeder deutschen Stadt!

Hannibal. Sie mögen sich
Die Öfen damit heizen, oder auch
Ein Freudenfeuer zünden, wenn wir weg sind!

Niels. Wißt Ihr schon, unser weiland Kamerad,
Der junge Hauptmann Eisenhut, hat sich
Ja blicken lassen! Was thut Der dahier?

Hannibal. Den laßt beiseit'! Er wird mit uns nicht trinken.
Und käm' er gar, so ging's gelind nicht ab.

Niels. Was gab es zwischen Euch?

Hannibal. Als ich den Wein da
Für uns ergattert, trat der feine Herr
Dazwischen, nannt' es Plündrung, wollt' es gar
Verhindern und Moral mir predigen.
Ihr kennt ihn, wie er uns zu meistern liebte!
Ich trumpft' ihn ab, wie sich's gebührt. Es kommt
Wohl noch ein Tag, wo ich's ihm derber gebe,
Und wünscht', ich hätt' ihn schon am Kragen. Noch
Von altersher hab' ich ihm aufgespart,
Was ihn an Hannibal von Bromsebro
Zeitlebens mahnen soll! Und darauf trink' ich!

Holm. Ich hoff', Ihr macht es gnädig! Eisenhut
Hat sich den Studien zugewandt, so hör' ich,
Nachdem er seine deutsche Kompanie
Aus eignen Mitteln abgelohnt.

Niels. Doch woher
Kommt ihm das viele Geld? Indessen wir
Von Marsch zu Marsch uns placken ohne Sold,
Und auch die Beute karg und spärlich nur
Sich bietet!

Holm (mit Vorwurf). Schlimm doch ist's, nach Friedensschluß
An Beute noch zu denken! Segnen will ich
Den Tag, der endlich uns nach Schweden heimführt!

Hannibal. Und habt doch kurze Zeit nur, so als Nachschub,
Den Krieg in Deutschland mitgemacht! Ich bin
Dahier seit zwanzig Jahren! Bin gelandet
Mit König Gustav, hab' mich durchgeschlagen
Durch Krieges Glück und Unglück. Damals freilich
War's eitel Herrlichkeit. Der König sah
Zwar auf die Finger, und die Zucht war stramm,
Doch gab es Geld, und heimlich ließ sich auch
Noch was ergattern. Jetzo geht's verflucht
Salopp und lumpig heim. Zum Teufel auch!
Seit einem Monat ward kein Sold gezahlt,
Wie soll man leben? Nun, auf Rechnung, denk' ich,
Und läßt sie laufen, pah! so hoch sie will.
Der Kanzler Oxenstjern mag zahlen! Kommt,
Stoßt an, daß er die Silberflotte bald
Nach Deutschland sende!

Alle. Hoch die Silberflotte!

(**Wendelin** und **Lars** treten auf.)

Lars. Den jungen Herrn da schickt der General
Als Arrestanten.

Hannibal. Arrestanten? Ho!
Was hat er denn verbrochen?

Lars. Hatte Streit
Mit Grig, auf offner Straße, zog den Degen,
Und im Gefecht ward Grig von ihm verwundet.

Holm. Ist er so tapfer? Wenn der Raufbold Grig
Eins abgekriegt von ihm, so ist's schon recht.

Lars. Ich weiß nur nicht, wohin mit dem Gefangnen?
Wir sind noch fremd dahier —

Hannibal. Ja, ja, die Löcher,
Wo solche Vögel zu bewahren sind,
Kennt man noch nicht, doch werden sie sich finden.

Lars (näher zu Holm, leise).
Der Arrestant soll, so ist der Befehl
Des Generals, nicht schlecht gehalten werden.
Er ist von gutem Haus.

Holm. So mag er bleiben,
Bis über ihn verfügt wird. (Lars ab.)

Hannibal. Setz' Dich Bürschlein,
Und trink' einmal! Vielleicht ist Dir die Sorte
Nicht unbekannt.

Wendelin. Ich trinke nicht mit Euch!

Hannibal. Na, na! Es soll kein Henkerstrunk Dir sein!
Wenn Du nicht willst, thu' ich's für Dich, und trinke
Auf dieses Nest, in das man uns geführt,
Und wo zum wenigsten der Wein doch trinkbar.
Wie heißt es doch, das Nest? Ha, Altorf, recht!

Wendelin (ergreift einen Schemel vom Tische, trägt ihn nach rechts, und setzt sich abgesondert, rittlings darauf, die Arme auf der Lehne kreuzend.)

Holm. Seht doch den Trotzkopf!

Hannibal (fortfahrend). Altorf — ja, da fällt
Mir ein — hier bin ich schon gewesen! Freilich!
Wo wär' ich nicht gewesen all' die Zeit her?
Doch wer kann all' die deutschen Städt' und Nester,
Wo wir Quartier gemacht, behalten? Aber
Das weiß ich noch, wie unter König Gustav
Wir hier bei Nürnberg lagen, manchen Monat.
Uns gegenüber lag der Wallenstein.
Es wollte nichts verflecken, Keiner griff
Den Andern an, die Weile ward uns lang,
Und wär' noch länger uns geworden, wenn nicht
So hinterm Rücken des gestrengen Königs
Ein Streifzug manchmal uns gelang, bei dem es
Was zu lukrieren gab. Das war — wie lang
Ist das wohl her? An zwanzig Jahre, mein' ich —

Wendelin (heftig). Nein! Achtzehn Jahre sind's!

Hannibal (wendet sich). Oho? Das wäre — ?

Niels. Der ist gelehrt!

Hannibal. Wie weißt Du's?

Wendelin (springt auf). Achtzehn Jahre!
Mein väterliches Schloß ward dazumal
Von schwedischem Gesindel überfallen,
Verbrannt bis auf das Mauerwerk. Mein Vater
War kurz zuvor in seines Kaisers Dienst
Bei Breitenfeld gefallen. Aus den Flammen
Des Hauses rettete die Mutter sich
Mit meiner Schwester und mit mir, der ich
Zwei Jahre kaum. Sie hat mir's oft erzählt,
Und bis zu ihrem Tod mir wiederholt,
Wie wir aus Plündrung, mit Gefahr des Lebens
Entfliehen mußten, als die Schweden damals,
Als Helfer nicht, als Räuberhorden, rings
Die Gegend plagten und verwüsteten!

Hannibal. Das ist im Krieg nicht anders, liebes Kind.
Du aber hüte Dein verfluchtes Maul!
Ging Dir im Krieg Dein Eigentum verloren,
Nun, Andern ist das auch passiert! Denn sieh,
Ich hatt' in Deutschland, in den ersten Jahren
Gar hübsche Beute mir gemacht, und hoffte,
Sie bald nach Schweden einzuschiffen. Da
Kam der verwünschte Tag bei Nördlingen,
Der uns verloren ging samt der Bagage,
Und meine Beute mit. Ich sage Dir,
Mein Ärger und Verlust war nicht gering!

Wendelin. Es war geraubtes Gut, war durch Gewalt
Erpreßt! War fremdes Eigentum,
Das Euch in Deutschland nicht gedeihen sollte!

Hannibal. Nimm Dich in Acht!

Wendelin. Ihr könnt's nicht leugnen! Jetzt auch,
Da Friede längst geschlossen, zieht Ihr noch
Als Feind' im Land umher, brandschatzend, raubend —

Hannibal. Potz Wetter, Junge! Willst Du meinen Degen
Um Deine Ohren!

Niels. Vor die Thür mit ihm!

Holm (tritt zwischen Hannibal und Wendelin).
Kourage, wo sie hingehört, mein Bursch!
Hier schweigst Du besser! Hauptmann Brömsebro,
Kommt, kommt! Wir trinken nicht mehr. Dieser Wein
Macht uns zu heiß.

Hannibal. Was? Nicht mehr trinken? Eben
Fang' ich erst an, und hör' so bald nicht auf.

Holm. Er hat mehr als genug schon!

Hannibal (trinkt). Dieser Wein
Behagt mir grad, und — da, der junge Schulfuchs
Soll mit mir trinken, müßt' ich's mit Gewalt
Ihm in die Gurgel schütten! Her zu mir
Und sauf', Kanaille!

Wendelin. Keinen Tropfen! Auch
Der Wein da ist gestohlen, ist geraubt
Aus fremdem Keller!

Holm (leise zu Wendelin). Wirst Du endlich schweigen!

Hannibal. Die Bestie stech' ich nieder!
(Er zieht und will auf Wendelin eindringen.)

Holm. Haltet ihn!
(Man sucht Hannibal zurückzuhalten.)

Wendelin (hat den Schemel zu seiner Verteidigung ergriffen, weiß das Fenster zu erreichen, steigt auf den Schemel und springt hinaus).

Niels. Er ist entwischt!

Hannibal (gegen die Thür). Dem Buben setz' ich nach!
(Der **Pfalzgraf** tritt auf.)

Holm. Der General. Seid ruhig!

Hannibal. Hol's der Teufel!

Pfalzgraf. Was giebt's? Auch hier ein Streit, so scheint's! Ein Wort
Mit Euch, Ihr Herrn! Ein ernstes Wort mit Euch
Vor Allen, Hauptmann Brömsebro! Ihr habt
Zuwider dem Befehl gehandelt, der
Das Eigentum der Bürger zu verschonen
Gebot. Ihr ließet mit Gewalt den Keller
Des Rats erbrechen. Tadeln muß ich Euch,
Daß Eure Lebensführung Eurem Alter
So wenig will entsprechen. Heute seid
Ihr strafbar!

Hannibal. Wie man's nehmen will! Eu'r Gnaden
Wird wissen, was der Kluge thut, was nicht.
Wenn Euer Gnaden keinen Durst hat, braucht
Eu'r Gnaden nicht zu trinken. Aber wenn
Eu'r Gnaden will, daß auf dem Marsch und im
Quartier man leben soll, und folglich auch
Den Durst zu stillen hat, so mag Eu'r Gnaden
Den Sold auch zahlen, den man als Soldat
Nicht missen kann. Rückständig ist der Sold
Seit einem Monat. Kann Eu'r Gnaden nicht
Bezahlen, kann's auch der Soldat nicht. Also
Lebt man, wo's was zu kosten giebt, und kann
Nicht lange fragen, wer die Kosten trägt

Pfalzgraf (für sich). Daß ich den frechen Ton ertragen muß
In dieser widerwärt'gen Not! (Laut.) Ihr seid
Entlassen! Das Gelage ist beendet!

Hannibal. Da doch die Kanne leer, so sei's beendet!
Doch halt, da ist noch was! (Schenkt ein.) Das trink' ich auf
Eu'r Gnaden bessre Laune, die nicht ausbleibt,
Sobald die Schwedenthaler endlich da sind.
Das wünscht auch Hannibal von Brömsebro!

(Holm, Hannibal, Niels und die übrigen Offiziere ab.)

Pfalzgraf (allein). Die Disziplin ist fürchterlich gelockert,
Mit Schrecken seh' ich's täglich mehr! Und alles
Um das verwünschte Geld!

(Holm kommt zurück.)

Holm. Mein General —
Ich muß mich schuldig nennen.

Pfalzgraf. Laßt es gut sein!
Daß Ihr nicht dies Gelag bestelltet, glaub' ich
Euch gern.

Holm. Es ist nicht das allein. Der junge
Gefangne, den Ihr uns gesendet —

Pfalzgraf. Euch?

Holm. Man wußte nicht, wohin mit ihm, so ward er
Uns übergeben. Doch durch jenes Fenster
Entsprang er uns —

Pfalzgraf. Der Tollkopf!

Holm. Glücklich ward er
Von den Soldaten wieder aufgegriffen.
Was soll mit ihm geschehn?

Pfalzgraf. Ins Rathaus führt ihn
Und schließt ihn ein!

(Holm ab.)

Pfalzgraf (allein). Als unwillkommne Gäste
Auch hier empfangen — und mit gutem Recht!
So ziehn wir kreuz und quer von Süd nach Nord
Durch Deutschland, gleich verwildernd durch den Frieden
Wie durch den Krieg. Welch' böser Unstern hält
Die Gelder auf, die längst ersehnten, so
Die Heimfahrt uns beflügeln sollten. Und
Wo bleibt der angekündigte Kurier,
Auf den man die Erwartung mir besonders
Zu spannen weiß?

(Wolf tritt auf.)

Pfalzgraf. Ah, sieh! Gegrüßt noch einmal!
Laß Dir bekennen, Freund, ich hab' Dich sehr
Vermißt seit einem Jahr, und fast beneidet!
Den Schwedenrock hast mit dem Abschied Du
Für immer abgethan —

Wolf. Ich bin ein Deutscher.
Und wie ich zu den Schweden kam —? Verwüstet
War Haus und Hof von Räuberhorden Frankreichs.
Ich stand allein im Leben, kaum entwachsen
Dem Knabenalter. Wenn im Schwedenheer
Ich Dienste nahm, so hofft' ich für den Glauben
Zu fechten, den die Meinen auch bekannten.
Doch die Enttäuschung kam mir bald — verzeiht!
Als Deutscher fühl' ich mich, und um so mehr,
Als mich die Zeit gelehrt, wie viel zu thun
Uns bleibt, um uns mit Ehren deutsch zu nennen.

Pfalzgraf (zerstreut).
Nun ja — von deutschem Hause bin ich auch,
Und doch — Wir lassen das! Dir warf das Glück
Ein gutes Erbteil zu, und Du begannst,
Noch jung genug, um freudig zu beginnen,
Ein neues Leben bei den Studien
Zu Altorf, wo Du hoch in Anseh'n stehst,
So hört' ich schon, bei Bürgern und Gelehrten.
Beglückt und ledig aller Plackerei,
Ein freier Mann! — Wo warst Du jetzt?

Wolf. In Holland
Auch diesmal, Herr. Geschäfte meines Oheims,
Der mich so unverhofft zum Erben setzte,
Beriefen mich. Verstand ich wenig nur
Von solcherlei Geschäften, um so mehr
Mußt' ich zu Leyden selbst mich unterrichten,
Und abthun, was noch nötig war. Doch nun
Bin ich, so wie Ihr sagt, ein freier Mann.

Pfalzgraf. O, glücklich Du! Und darfst dem Herzen folgen,
Wenn Du die Zukunft Dir gestalten willst!

Wolf. Ihr seufzet, Herr? Die Zukunft liegt vor Euch
Doch glänzender, und selbst das Herz verliert
Dabei wohl nichts. Ist Königin Christine
Von Schweden, Eure Muhme, Euch nicht längst
Geneigt, und harrt nur Eurer Rückkehr —?

Pfalzgraf (bitter lachend).
Christine? Freund, das ist ein Glück, das Ihr
Für mich ersinnt, nicht ich, am wenigsten
Die Königin! Und wär' es so — was hätte
Das Herz damit zu thun? Nein, nein! Laß Dir
Bekennen, Freund — zwei Augen haben's ernsthaft
Mir angethan, und ganz mein Herz gewonnen!
Heut' erst geschah's! Du sahst es ja, das Mädchen,
Dem zur Begleitung ich Dich auserseh'n —

Wolf (erschreckend, für sich). Was? Argula?

Pfalzgraf. Du merktest Dir die Wohnung?

Wolf. Ich kenne sie — doch irrt Ihr —!

Pfalzgraf. Dir vertrau' ich!
Du sollst mich zu ihr führen —

Wolf. Ich —?

Pfalzgraf. Die Stunden,
Die mich vom Wiederseh'n noch trennen, sind
Mir Ewigkeit!

Wolf. Herr! Herr — so schnell! Ich staune!

Pfalzgraf. O dann erfuhrst Du nie, wie Lieb' ins Herz
Sich schleicht! Ein Augenblick genügt, den Funken
Zur Flamme zu entfachen!

Wolf. Doch das Fräulein —?
Sie ist von edlem Haus —

Pfalzgraf. Was fragt die Liebe
Nach Haus und Herkunft!

Wolf. Herr — da Ihr den Bruder
Des Fräuleins nahmt gefangen, dürft Ihr hoffen —?

Pfalzgraf. Der Knabe blieb ein Pfand mir, das vielleicht
Mir trefflich dienen kann. Du mußt mir helfen!

Wolf. Ich wäre dazu schwerlich Euer Mann!

Pfalzgraf. Nun, nun, zum Unterhändler nicht, und nicht
Zum Fürsprech will ich Dich. Das pfleg' ich selbst
Für mich zu sein. Allein da ist noch Jemand,
Die ältre Dame —

Wolf. Wie —?

Pfalzgraf. Die müßte günstig
Für mich zu stimmen sein —

(Holm tritt auf.)

Wolf. Doch nicht durch mich?
Holm. Eu'r Gnaden bitt' ich, mir Befehl zu geben —
Pfalzgraf (ungeduldig). Was soll's denn wieder?
Holm. Vor dem Rathaus hebt
Sich ein Tumult. Es rotten die Studenten
Bewaffnet sich zusammen und verlangen
Befreiung ihres Kameraden, den wir
Mit knapper Not dorthin gebracht. Es gab
Schon blut'ge Köpfe —
Pfalzgraf. Sehr verdrießlich! Gleich
Erschein' ich selber auf dem Plan.
(Zu Wolf.) Wir sprechen
Noch weiter von der Sache. (Zu Holm.) Laßt uns eilen!
(Ab mit Holm.)
Wolf (allein).
O Schmach! So niedrig hältst Du mich, der Dienste
Verächtlichsten mir anzusinnen? Gilt Dir
Der Freund nicht höher? Siedend pocht das Blut
Vom Herzen mir durch Schläf' und Adern, nur
Zu denken — nein! Doch Argula? Ob sie schon
Ihn günstig angesehn? Sie, deren reines
Geliebtes Bild ich in der Seele trug,
Das in der Ferne mich beglückt, das mich
Zurückgeführt — sie könnte? Nein, unmöglich!
Zu sagen hofft' ich endlich ihr, wie ganz
Ihr mein Gefühl gehört, mit aller Kraft
Und Lebenszuversicht — und doch, ob sie mir
Im Herzen gleichgesinnt? In ihren Augen
Zwar glaubt' ich es zu lesen. Wohl, es soll's
Der Tag entscheiden! — Spielst Du, guter Freund,
Uns hier den Krieg — im Krieg gilt jeder Vorteil.
Den meinen nehm' ich wahr! Und will's mein Glück,
Daß ich den Sieg, und mit ihm jede Freude
Des Daseins von geliebter Hand erringe,
Dann findest Du, zu jeder Wehr gerüstet,
Als Hüter mich vor meinem Heiligsten!
(Wendet sich zum Abgehen.)

Der Vorhang fällt.

(Die weiteren vier Akte folgen.)



Zwei Briefe Jean Paul's.

Mitgeteilt von Paul Nerrlich.

Die nachstehend mitgeteilten Briefe waren bis vor kurzem im Besitz W. v. Maltzahn's und gehören jetzt der Königl. Bibliothek in Berlin. Der erste ist kurz nach Jean Paul's Verheiratung an seinen Schwager, den in Leipzig lebenden Dichter S. A. Mahlmann, welcher sich ebenfalls unlängst vermählt hatte, gerichtet; er empfiehlt diesem einen noch jungen und damals unbekannten Schriftsteller, J. A. Kanne. In mehr als einer Beziehung ist er von Wert: er ist eines der Zeugnisse, mit welcher Wärme Jean Paul bereit war, aufstrebende Talente, so viel an ihm lag, zu fördern; wir sehen sodann, mit welcher Herzlichkeit Jean Paul seinem Schwager, demselben Manne, welcher später so wenig verwandtschaftlichen Sinn zeigte, entgegenkam; er gehört endlich auch stilistisch zu den charakteristischen. Kanne, welcher damals in Jena lebte, hatte sich im Herbst 1801 nach mancherlei mißglückten Unternehmungen mit einem Manuskripte und der Bitte „um Rat, Tadel, Titel, einen Buchhändler und — Geld" an Jean Paul gewendet. „Die Festigkeit des Charakters, die aus dem Briefe, die Eigentümlichkeit und der Reichtum des Talentes sowie der Kenntnisse, die aus dem Buche hervorleuchteten, die Fülle des Witzes," das alles nahm Jean Paul für den unbekannten Verfasser so ein, daß er sich zunächst, wie eben der vorliegende Brief zeigt, nach einem Verleger umsah; da dieser Versuch vergeblich war, empfahl er Kanne dem Herzoge von Meiningen, welcher einen Prinzenerzieher für einen befreundeten Hof wünschte. Kanne kam, um sich vorzustellen, erschien aber in einem so wenig hofmäßigen Anzuge, daß er die Stelle nicht erhielt. 1805 schickte er Jean Paul wiederum ein Manuskript, vermutlich das seines Hauptwerkes, der „Ersten Urkunden oder allgemeine Mythologie", welches 1808 mit einer Vorrede von Jean Paul erschien. Später hat Jean Paul seine hohe Meinung von der Bedeutung seines Freundes ein wenig geändert; und heute ist der Name Kanne so gut wie vergessen. Jedenfalls aber gebührt ihm das Verdienst, als einer der ersten, vielleicht noch vor Fr. Schlegel, die Bedeutung des Sanskrit erkannt zu haben; Jean Paul wünschte schon damals, daß „irgend ein fürstliches Segel ihn an das indische Ufer zur Erlernung der ‚Schanskridsprache' bringe, denn niemand habe aus diesem dunkeln Ganges mehr Goldkörner und Perlen heraufgezogen."

Der zweite Brief, an den Philosophen Fr. H. Jacobi, ist stilistisch weniger bemerkenswert, um so wichtiger dagegen, weil er intime Einblicke in das Verhältnis zu Jacobi gewährt, seinem Inhalte nach. Jacobi war 1807 Präsident der Akademie der Wissenschaften in München geworden, hatte jedoch 1813 dieses Amt niedergelegt. Mit Jean Paul verband ihn eben das, was ihn von Goethe entfernte: seine Opposition gegen die neue Zeit, insbesondere gegen Fichte und die Konsequenzen dieser welterschütternden Philosophie. Jean Paul stand bereits seit 1798 in wissenschaftlichem und freundschaftlichem Briefwechsel mit dem Verfasser des „Woldemar und Allwill"; 1812 traf er mit ihm in Nürnberg zusammen, 1817 sodann, als er bei seinem Aufenthalte in Heidelberg eine Rheinreise unternahm, verlebte er im Hause des Präsidenten Jacobi, des Sohnes seines Heinrich, unvergeßliche Stunden. Der in unserem Briefe erwähnte Professor Wagner war damals Lehrer am Lyceum in Bayreuth und ist der Vater des nachmaligen Physiologen Rudolf Wagner in Göttingen, sowie des Ethnographen Moritz Wagner in München; Reeb, ein heute verschollener Philosoph, wird auch sonst mehrfach in dem Briefwechsel Jean Paul's mit Jacobi erwähnt. Von besonderem Interesse ist die das Magnetisieren betreffende Stelle. Bereits früher glaubte Jean Paul, sich rühmen zu dürfen, durch Magnetisieren ein nervenschwaches, von ewigen Kopfschmerzen geplagtes Mädchen, sowie den 77jährigen Kirchenrat Kapp vollständig hergestellt, ja letzteren verjüngt zu haben. In Heidelberg sodann setzte er sich mit dem Professor Schelver, dem Botaniker und Naturphilosophen, welcher regelmäßig magnetische Kuren unternahm, in Verbindung. Die in dem Briefe erwähnte magnetisierte Frau ist Juliane von Krüdener; Jean Paul hatte sie, wie er anderwärts schreibt, „durch bloßes, fest wollendes Anblicken, wovon niemand wußte, zweimal beinahe in Schlaf und vorher zu Herzklopfen, Erbleichen u. s. w. gebracht."

I.

Meiningen den 5. Oktober 1801.

Lieber Schwager und Bruder in Du!

Hier send' ich Dir ein Bruchstück aus einem Manuskript, das Dich um ein Paar Flügel zum Ausflug ins Publikum bittet. Es besteht aus nichts als überfliessendem Wiz und Humor und Kenntnissen aller Art. Die „Blätter von Aleph bis Kuph" bei Rabenhorst 1801 sind von ihm. Ich und das Schlegelsche Stylistikum haben ihn ein wenig verdorben, aber die Zeit wird seine Sonnenflecken — nicht einmal Mondsflecken sinds — aus ihm wegscheuern. Das Werk ist — ausser der 2 Bogen langen Vorrede, 140 Seiten lang: kleine kurze Fakta sind bei ihm nur der Boden seiner satirischen Erupzionen. Eine Vorrede kann ich — da er zu oft gegen meine Überzeugung und nach den beiden **magistris sentiarum sic**, den Schlegeln, spricht — nicht dazu machen wie ich anfangs gewünscht hatte: aber im Merkur mach' ich auf mein Wort Auszüge aus den „Blättern" und das Publikum aufmerksam auf diesen Kraft-Geist. Er hat noch geschrieben: **Cononis narrationes ex Photii bibliotheca edidit etc. Arnold. Kanne. 1798.** Ich sende Dir im Vertrauen auf Deine Verschwiegenheit und Güte seine beiden Briefe an mich. Ich hoffe, daß Du mit allen diesen Gründen Voß für ihn gewinnst. 200 Rthlr. ist doch das Wenigste was man Marktgeld für diesen Silberfasan fodern kann. Ich muss einen so reichen Geist aus der Presse des Schicksals ziehen. Welche reiche, frühlingswarme, eine Welt nach der andern gebährende Zeit trit jezt ihre saturninische Regierung an!

Antworte mir bald, Lieber! Freudig hör' ich, wie glücklich Du und Deine zweite Seele ist, die nie glücklich genug sein kann. Um dieses Glück zu sehen und zu geniessen und euch auch eines zu zeigen und meiner Frau ein unendliches zu geben, komm' ich wohl bald einmal nach Leipzig. Grüsse, aber schilt Deine Frau, die so selten und kurz meiner Vielschreiberei antwortet.

Grüsse Oertel recht. Lebe wohl.

J. P. Fr. Richter.

Ich habe mehr nach dem Porto als Werthe aus dem Mſk. gewählt.

II.

Baireuth d. 3 Sept. 1817

Eilig.

Mein geliebter Heinrich! Der Ueberbringer dieses ist der auch um das Griechische und Lateinische meines Sohnes so verdiente Professor Wagner. Er arbeitet an einer Geschichte der Philosophie, worin eine Widerlegung des lezten philosophischen Triumvirats vorkommt.

— Aber ich eile zu Dir! Wie oft musst' ich Deiner in und außer mir gedenken bei Deinem prachtvollen Sohne in Mainz, der Deiner so würdig ist, sowie seine Frau seiner. Verjüngende Tage habe ich überall am Rheine durchlebt; und er wird mich wol künftiges Jahr wieder wegschwemmen und weiter ziehen. Dann geniess' ich das herrliche Paar länger und wohne vielleicht unter dessen Dache.

Reeb in seiner Pachter Inkrustirung wird Dir schwerlich mehr gefallen als mir oder ich ihm. Seine neueren Schriften gefallen mir — den Spaß abgerechnet — besser, ob sie gleich der Tiefe der älteren ermangeln. — **Dein dritter Band — den leider der Teufels** Buchhändler noch nicht geschickt — war meine erste Lektüre in Heidelberg. Ich entsinne mich — nach zweimaligem Lesen — weiter nichts als meiner Beistimmung und Bewunderung: jedoch wenn ich ihn wieder habe, kann ich ins Einzelne gehen. Hegel ist Dir viel näher gekommen, nur Einen Punkt über den Willen abgerechnet.

Verzeih diesen magern blossen Gelegenheitsbrief. Lasse Dir den Ueberbringer einen Sporn zu einer Antwort sein. — Wenn Deine Augen kulmieren (mit der flachen Hand) und Dein Kopf potenzierend mit den Fingerspitzen und der ganze Körper à **grands courants** magnetisiert würde: so müßtest Du Besserung gewinnen, obwol nicht sogleich spüren. Bei Fällen wie Deiner bleibt sie oft Monate lang aus; kommt aber entschieden. Glaube mir und Schelver und allen, die es noch besser verstehen . . . . 4 Wochen lang magnetisierte ich z. B. eine Frau, die seit Jahrzehnden gräßliche Kopfschmerzen litt, und vermochte nur wenig und nur augenblicklich ein Weniges — seit meiner aussetzenden Abreise käme doch die Besserung heraus.

Wenn ich Dich wieder spräche, mein Geliebter, würd' ich Dir besser und artiger erscheinen als in Nürnberg. Auch Trost würd' ich bei Dir gegen das marternde Gefühl, wogegen das Gefühl der Sterblichkeit nichts ist, abholen, daß alles Dasein nur in Terzien erscheint und so immer vertröpfelt und so alles hinter mir nur ein Punkt wird, und daß so meine ganze Endlichkeit aus einem solchen Punkt-Leben bestehen soll, was durchaus nicht sein kann, denn der Teufel muß künftig die Zeit holen. Jezo aber steh ich nicht auf dem Leben, sondern schwebe nur auf ihm, und verschwebe — ich rede vom Ich der Freude, nicht vom Ich des Herzens und der Vernunft. Auch hier wandelt die ganze absolute Ewigkeit durch eine erbärmliche endvolle Zeitlichkeit

Deine Deinige sei innig von mir gegrüßt! Aber schreibe mir, Geliebter. Richter.

Adr. Herrn

Geheimrath u. Präsident Friedrich Jacobi

durch Güte des Professor Wagner. München.

Eine Biographie Jean Paul's.

„Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn erkennen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme." So hat Ludwig Börne in seiner herrlichen Denkrede auf Jean Paul am 2. Dezember 1824 geweissagt. Hat sich die Prophezeiung erfüllt? Werden des Dichters Werke heute mehr gelesen, als zur Zeit seines Hinscheidens? Und dürfen wir, indem wir diese Frage verneinen, Börne gleichwohl als einen schlechten Propheten verhöhnen? Hat nicht Jean Paul lebendige Wirkungen auf die Litteratur geübt, die auch seine Bedeutung für die Gestaltung unseres geistigen Lebens als eine unermeßliche erscheinen lassen?

Hat nicht er zuerst den „Weltschmerz“ und als dessen Gegengewicht den Humor und die Ironie in die Empfindung seiner Nation eingeführt? War er nicht der erste große Dichter, der das Alltagsleben, das Leben der Armen und Beladenen zum Gegenstand der Dichtung gemacht? Und wenn wir, gleichermaßen von Mitleid, wie von Furcht bewegt, unsern Blick jenen Schichten zuwenden, aus denen der Ruf der Not und zugleich das Losungswort zu einem furchtbaren Kampfe an unser Ohr klingt, folgen wir da nicht seinem Beispiel?

Nur angeregt, nicht beantwortet, sollen hier diese Fragen werden. Was Jean Paul war, und wieviel er bewirkt, in einem Zeitungsartikel sagen wollen, käme dem Bestreben gleich, das Meer in die flache Hand zu schöpfen. Wir nützen die Gelegenheit, wo diese Zeitschrift ihre Leser durch ungedruckte Beiträge aus dem Nachlaß des größten deutschen Humoristen erfreuen kann, lediglich dazu, um auf die erste umfassende Biographie hinzuweisen, welche ihm kürzlich gewidmet worden ist. Seinem Buche „Jean Paul und seine Zeitgenossen“ und seiner Edition von Jean Paul's Werken hat Paul Nerrlich nun diese Biographie unter dem Titel „Jean Paul, sein Leben und seine Werke“, (Berlin, Weidmann 1889) folgen lassen. Die wenigen kritischen Bemerkungen, auf die wir uns beschränken wollen, stellen wir an den Schluß und glauben der Aufgabe, welcher diese Zeitschrift dient, und dem Leserkreise, an den sie sich wendet, dadurch am besten zu entsprechen, indem wir jene Partien der Biographie hervorheben, in welchen man Neues über das Leben des Dichters, oder das bisher Bekannte wesentlich bereichert finden kann.

An die Spitze des biographischen Teils setzt Nerrlich mit Recht eine Betrachtung des Heimatsbodens und der Familie des Dichters. Der Bewohner des Fichtelgebirges, des „einsamen Eilands“, wahrt eifersüchtig fremden Elementen den Zutritt, hält aber stille Einkehr in das eigene Innere und pflegt das Gemütsleben. Wie das meerumflossene Albion bringt auch ein derartiger Boden „eine Fülle origineller, ihre Eigenheiten zäh festhaltender und leicht ins Komische übergehender Charaktere hervor; aber mit dieser nicht selten an Beschränktheit grenzenden Selbstgenügsamkeit ist auch eine überaus rege und fruchtbare, mit Vorliebe sich dem Wunderbaren und Überirdischen zuwendende Phantasie verbunden.“ Daher auch die Pflege der alten heidnischen Überlieferungen, die seltsame Erscheinung, daß die Schatzgräberei noch heute blüht, und ein unverwüstlicher, nicht selten abenteuerlicher Optimismus.

Was vom Großvater und Vater des Dichters überliefert wird, weist fast durchweg die typischen Züge dieses Stammes auf. Der erstere, der Rektor Johann Richter zu Neustadt am Kulm, gleich heiter wie fromm, gräbt sich im Kulm ob seines Wohnsitzes eine kleine Höhle aus, um für sein tägliches Gebet eine eigene, sonst von Niemand betretene Kirche zu haben, der Vater, Johann Christoph Richter, erst Organist zu Wunsiedel, dann Pfarrer zu Jodiz, vereint rührendste Frömmigkeit, ja Schwärmerei, mit dem unwiderstehlichen Hang zu praktischer körperlicher Arbeit, übermütige Laune mit tiefgründiger Empfindsamkeit und Melancholie, und ein derbes Bibelchristentum mit der felsenfesten Überzeugung von einer Geisterwelt, die den Menschen Schritt um Schritt auch im hellsten Sonnenschein umlauert.

Als dieses Vaters Sohn, von ihm unterrichtet, bringt Fritz — dies der Rufname des Dichters — seine Kindheit zu. Der Gespensterglaube wird vom Vater absichtlich genährt, weil er verhüten will, „daß durch vorzeitiges Auflösen in platte Prosa die Phantasie der Kinder verarme“, aber daneben wird mit eiserner Strenge die Hauszucht, die Pflichterfüllung beim Lernen und der Gartenarbeit aufrecht erhalten, andrerseits aber auch geflissentlich auf Zuführung neuer, möglichst farbiger, die Phantasie befruchtender Eindrücke gesehen. Der Unterricht hingegen beschränkt sich auf Katechismus und Latein. Ob der Knabe das Gelernte versteht, frägt der Vater niemals; in dieser „geistigen Sahara Wüste“ stürzt sich der Knabe auf jedes Buch, als auf ein „frisches, grünes Quellenplätzchen“ und sucht in der Musik, im Anhören von Märchen und Sagen ein Gegengewicht. Treffend setzt Nerrlich diese in klösterlicher Abgeschiedenheit verbrachte Knabenzeit des Dorfkindes Jean Paul mit jener Goethe's, die mit allen Reichtümern der Kultur gesegnet war, in Parallele. Der Gegensatz läßt sich bis ins Kleinste durchführen, auch darin, daß Goethe das Fabulieren von der Frau Rat geerbt, während Jean Paul's Mutter auch nicht den geringsten Einfluß auf die Entwickelung des Knaben genommen zu haben scheint. „Lasse sich doch,“ hat Jean Paul einmal ausgerufen, „kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern womöglich in einem Dorf, denn im Dorf liebt man das ganze Dorf. Diese herzliche Teilnahme brütet eine verdichtete Menschenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens.“ Gewiß hat er es mit seiner Kindheit zu verdanken, daß er später „der Messias der geistig Armen und Unterdrückten geworden,“ aber wie viel hat diese in dumpfem Köhlerglauben, in thränenseliger Sentimentalität, in Entbehrung geistiger Anregung verbrachte Kindheit auch unserm Dichter geschadet! Ein gemeinsames ist bei beiden Dichtern, die später unzählige Beziehungen zu den Frauen gehabt, das Auftauchen frühreifer Neigungen. Aber welchen Unterschied zwischen den Mädchenköpfen, die uns aus den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ entgegenblicken, und den beiden blatternarbigen Dorfkindern, welche die Phantasie des kaum zwölfjährigen Pfarrerssohnes entflammen!

Mit der Übersiedelung nach Schwarzenbach ändert sich das Verhältnis zum Vater. Immer ungestümer lehnt sich der Knabe gegen seinen Zwang, seine Lehrmethode auf: auch die Lehrer, die nun an des Vaters Stelle treten, wissen mit dem Knaben, der auf eigene Faust liest und arbeitet, und in seinem Wesen zwischen überschwänglicher Weichheit und hartem Trotz schwankt, nicht viel anzufangen. Schon in Schwarzenbach, noch mehr auf dem Gymnasium in Hof liest der Knabe unglaublich viel und stets mit der Feder in der Hand. Band um Band füllt sich mit Excerpten aus Dichterwerken und Zeitschriften, aus naturwissenschaftlichen, medizinischen, juristischen und theologischen Büchern. Wie in dieser frühen — dann, wie man weiß, das ganze Leben lang festgehaltenen — Gewohnheit der Keim zur Universalität und Bilderfülle, aber auch zur Überladung und Stillosigkeit seiner Schriften liegt, so ist durch die Frühreife des Knaben an Geist und Gemüt und das durch sie bedingte qualvolle Bewußtsein des Gegensatzes seiner äußeren engen Verhältnisse zu dem ungemessenen Innenleben bereits jene Stimmung

vorgebildet, welche ihn bis an sein Ende erfüllt. Schon der erste 1781 geschriebene Roman „Abélard und Heloise" weist diese echte Jünglingsstimmung, das Bewußtsein des Widerspruchs zwischen Wirklichkeit und Empfindung auf, nur daß hier noch die Kraft mangelt, ihn in Humor zu lösen. Auch äußere Eindrücke der Gymnasialzeit finden sich in den Werken verwertet. Seine eigenen Erfahrungen haben ihm zur Zeichnung des „Walt" in den Flegeljahren gedient und sein bester Freund J. B. Hermann hat zu den Realisten, die er gezeichnet, den Leibgerber, Schoppe und Vult Modell gesessen.

Auf der Universität, die der Jüngling 1781 zu Leipzig bezieht, geht er vollends seine eigenen Wege und sucht zu verwirklichen, was ihm als höchstes im Menschen erscheint, „er selber zu sein": zur Theologie bestimmt, hört er regellos die Kollegien, die ihn zeitweilig interessieren, fährt auch in seinen schriftstellerischen Versuchen fort und kommt endlich zu dem Entschlusse: „Bücher zu schreiben, um Bücher kaufen zu können." Je schlimmer seine äußere Lage wird — der Vater ist tot, die Mutter verarmt, die Brüder verkommen, und es fehlt ihm am nötigsten — je mehr sich sein Auge durch eigene bittere Erfahrung für das Elend der Welt schärft, je grausamer ihm dies Elend das eigene Herz zerfleischt, desto energischer ringt die Empfindsamkeit nach Befreiung durch den Humor, ohne freilich zunächst über die bittere Satire hinaus zu kommen. Aus dem „Lob der Dummheit", der ersten für den Druck geschriebenen Arbeit des Neunzehnjährigen, die wegen Mangels eines Verlegers ungedruckt geblieben ist und erst kürzlich herausgegeben wurde, klingt nur ein gellendes, verzweiflungsvolles Lachen über die Thorheit der Welt, und man weiß, daß die „Grönländischen Prozesse" (1783) im Grunde dieselbe, nur wenig gemilderte Stimmung aufweisen. Die Kritik ignorierte das Buch; mit Ausnahme Vischer's sind ihm auch bis heute nicht viele gerecht geworden. Gewiß ist es an Tiefe und Reichtum des Witzes ein ungeheurer Fortschritt über Jean Paul's nächste Vorgänger hinaus, auch wenn der Überschwang die Form sprengt und der Satire die rechte Beziehung auf konkrete Verhältnisse fehlt. Alles in allem, das Buch eines genialen, tief unglücklichen Jünglings, der dadurch doppelt unglücklich wird. Von der Theologie fühlt er sich nun völlig geschieden, er wünscht sich in seinem Leiden Vergessenheit, ja den Tod. All' seine Gedanken flüchten zu seiner Kindheit zurück, die ihm nun als Paradies erscheint und er findet schon damals das für sein gesamtes Leben so bezeichnende Wort: „Alle meine Zustände borgen von der Entfernung ihren Reiz und bloß ihre Unerreichbarkeit stimmt meine Wünsche für sie."

Da es, wie bemerkt, nicht Aufgabe dieser Zeilen ist, auf Grund des Nerrlich'schen Werkes eine kurze Biographie Jean Paul's zu geben, sondern nur auf jene Partien hinzuweisen, welche neues und helleres Licht über des Dichters Leben bringen, so können wir über die nächste Zeit kurz hinweggehen. Ein Aufenthalt in Hof gestaltet sich peinlich genug und scheint auch durch ein rasch geknüpftes und eben so rasch gelöstes Verlöbnis mit der Amtmannstochter Sophie Ellrodt wenig verschönt; als der „Herr Kandidat" jedoch, nach Leipzig zurückgekehrt, dort vergeblich nach Lebensunterhalt durch seine Schriften ringt, bleibt ihm, da er schließlich Schulden halber fliehen muß, doch wieder nur das armselige Haus der Mutter als Zufluchtsstätte offen. Hier kommt jene Leidenszeit über ihn, die er dann im „Siebenkäs" geschildert hat; in der Lenette, der Frau des Armenadvokaten, erblickt Nerrlich ein Denkmal für die Mutter des Dichters. Es ist ein Leben, in welches neben der ungemeinen Armut auch die Verkommenheit der Brüder ihre tiefsten Schatten wirft, das kärgliche Licht kommt von einigen treuen Freunden, den Brüdern Oerthel und dem Pfarrer Vogel, mit denen vereint er auch gegen armseliges Honorar zwei satirische Bücher herausgiebt. Ein rührender Appell an Herder („es habe ihm," schreibt ihm Jean Paul, „allzeit wohlgethan, wenn er die Sonne mit einem Menschengesicht im Kalender gemalt gesehen habe, denn diese Art von Menschwerdung mildere ihren Glanz; Herder habe ja ebenfalls ein Menschenangesicht, vielleicht also auch für ihn") bleibt nutzlos. Erst die Annahme einer Hauslehrerstelle schützt ihn zum mindesten vor äußerer Not. Dies genügt zunächst, ihn wieder schaffensfreudig zu machen. Neben einer Reihe von Aphorismen entsteht die „Auswahl aus des Teufels Papieren", und als er einen neuen angenehmeren Lehrerposten zu Schwarzenbach gewinnt, sprudeln auf die reichere Anregung hin gleichsam hundert Quellen zugleich in ihm auf.

Schon die Thatsache, daß er Schulmeister geworden und Jahre lang bleibt, erweist sich von ungeheurem Einfluß auf seine Anschauungen, wie auf sein Schaffen. Welch' eine Art Pädagoge Jean Paul gewesen, legt Nerrlich eingehend dar, und zwar im Gegensatz zu den bisherigen Darstellungen nicht bloß durch die Entwickelung seiner theoretischen Prinzipien, sondern auch seiner praktischen Erfolge. Der Dichter, der das herrliche Wort gefunden: „Ist denn die Kindheit nur der mühselige Rüsttag zum genießenden Sonntag des späteren Alters oder ist sie nicht vielmehr selber eine Vigilie dazu, die ihre eigenen Freuden bringt?" erblickt das höchste Ziel des Erziehers darin, das Kind gut und heiter zu machen, was ihm nur gelingen kann, wenn er es selbst ist. Vom Religionsunterricht denkt er sehr gering — „das Herz," meint er, „dürfe nicht aus einem Hochaltar der Natur zu einem Drahtgestell des alten Testaments, aus einer Himmelskugel zu einem engen Paternosterkügelchen der Frömmelei gedrechselt werden" — von der formalen Pflege der klassischen Sprache kaum höher, obwohl er auf dem Standpunkte steht, daß wir den Alten das Schönste verdanken, was der menschliche Geist geboren; dazu habe es jedoch später Zeit: die Realien, namentlich Naturgeschichte, Geographie, Rechnen, Geometrie seien „die gesündesten Voressen der kindlichen Seele". Wichtiger aber als die Beibringung des Wissens an sich ist ihm die Anregung zur Selbstthätigkeit, namentlich auch zum — Witz. Praktisch haben diese Grundsätze zum Teil recht seltsame Resultate gehabt. Insbesondere lassen die Witze, welche die Schwarzenbacher Knaben unter Jean Paul's Leitung gemacht, deutlich erkennen, daß Witz nicht lehrbar ist, und die guten unter ihnen lassen auch nur den Schluß zu, daß Jean Paul den und jenen der guten Jungen zu einem unerhört naseweisen Burschen erzogen. Aber wenn auch dahingestellt bleiben mag, wie weit seine pädagogische Thätigkeit den Honoratiorenkindern des fränkischen Städtchens genützt, ihm selbst ist die Möglichkeit, nun aus Menschenseelen zu lernen, nachdem er bisher

nur aus Büchern gelernt, und das Einleben in die Pflichten, Freuden und Lasten eines bestimmten Berufs von ungemeinem Segen geworden. Ihnen verdanken wir die Wendung des Denkers zum Dichter, des Satirikers zum Humoristen, wie dies die drei damals entstandenen Meisterstücke „Fälbel", „Freudel" und „Wuz" bekunden. Die letztere Schrift, von der K. Ph. Moritz mit Recht gesagt, „der Wuz' Geschichte verfaßt hat, ist nicht sterblich," gehört zu jenen, deren Kenntnis noch heute von jedem Gebildeten gefordert werden muß, weil er kein richtiges Bild von den Schätzen unserer Litteratur hat, wenn er diese herrliche Idylle nicht kennt. Eine umfangreichere Frucht dieser Lehrerjahre Jean Paul's ist der Roman „Die unsichtbare Loge", schwach in der Fabel und von wenig geschlossener Komposition, aber von unerschöpflichem Reichtum an echter humoristischer Lebensauffassung, wie an Kraft der Charakteristik. Vielleicht die besten und tiefsten Betrachtungen sind den Frauen gewidmet; wie der Dichter aus seiner Lehrthätigkeit mehr Nutzen zog, als seine Schüler, so war für den Dichter dieser poetische Niederschlag aus seinen Liebeshändeln segensreicher, als diese selbst für ihn, geschweige denn gar für seine Geliebten gewesen. Wirkt schon die Art, wie er sein Herzensbündnis mit Sophie Ellrodt geknüpft und dann gelöst, befremdlich, so erscheint er vollends in den von Nerrlich zuerst eingehend dargelegten Beziehungen aus seiner Pädagogenzeit, dem Verkehr mit Renata Wirth, Helene Köhler, Amöne Herold, Karoline von Flotow, Karoline Herold und wie sie alle heißen mögen, als Egoist, wie es der Biograph ehrlich heraussagt, freilich nicht, ohne beizufügen, daß der innerste Kernpunkt seines Liebeslebens nicht „im moralischen, sondern im metaphysischen Egoismus" liege, „sodann aber in einer alle Schranken überflutenden, allgewaltigen Phantasie." Auf den ausschließlichen Besitz, die innigste Vereinigung mit der Geliebten verzichten seine Helden, wie er selbst, daher auch der jähe Wechsel und die bei flüchtigem Betrachten abstoßend, bei näherem allerdings fast nur humoristisch wirkende Zahl der Herzen, von denen er gleichzeitig geliebt sein will, und die er zu lieben glaubt. Er selbst nennt diese Empfindung: „Gesamt- oder Zugleichliebe, Simultan- oder Tuttiliebe, Generalwärme, Universalliebe," und vergleicht sie mit „einem ungegliederten Fausthandschuh, in den, weil keine Verschläge die vier Finger trennen, jede Hand leichtlich hineinfährt." In der That sind da, wie wir auch später sehen werden, viele Hände hineingeraten. Die „unsichtbare Loge", durch die Vermittelung von K. Ph. Moritz gedruckt, brachte Jean Paul die erste Anerkennung und ein Honorar von 100 Dukaten. Goethe freilich, an welchen Jean Paul, als an „den Mann, der über sein Herz wie ein guter Genius waltet" das Buch mit einer namenlosen Empfindung geschickt, antwortete nicht, die Kritik aber äußerte sich anerkennend, und noch größerer Beifall wurde dem in Schwarzenbach geschriebenen zweiten Roman „Hesperus".

Wie eine ästhetische Betrachtung dieser Werke außerhalb des Rahmens dieser Zeilen liegt, so eine Prüfung, wie weit die zeitgenössische Kritik ihnen gerecht geworden. Wohl aber verdient die von Nerrlich zuerst sehr detailliert gegebene Darstellung, wie sich dadurch allmählig der Freundes- und Lebenskreis Jean Paul's erweiterte, für unsere Zwecke eine Hinweisung. Zu dem bereits früher gewonnenen Freunde Christian Otto, „dem alter ego von Jean Paul dem Dichter", tritt nun der Jude Emanuel Mandel in Bayreuth, „das alter ego von Jean Paul dem Menschen". Die Beziehung zu dem Letzteren war ja schon bisher als eine der reinsten und edelsten bekannt, die je zwei Männer verbunden, die neue Biographie erweist, daß Jean Paul's Wort, Emanuel sei „ein Johannes, der ja auch ein Jude war, ein Jünger der Liebe", ja, „ein Genie in der Liebe", nicht einmal überschwänglich, sondern angesichts der aufopferungsvollen Hingabe des Kaufmanns nur eben ein Wahrwort ist. Die Verbindung, zunächst auf briefliche Pflege angewiesen, wird, als Jean Paul wieder in das mütterliche Haus nach Hof übersiedelt (diesmal freilich, da er zugleich seine Lehrthätigkeit fortsetzt, als Ernährer desselben) durch häufige Besuche in Bayreuth immer fester geknüpft. Allmählig klopfen auch andere Verehrer an des Dichters Thüre, arme und reiche, ungebildete und hochgebildete, in buntem Wechsel: neben einem Barbiergesellen Namens Rolsch die Fürstin Lichnowska, denen sich dann, nachdem der „Quintus Fixlein" und der „Siebenkäs" erschienen, eine immer größere Zahl von Verehrern und namentlich auch Verehrerinnen aus der Ferne anschließen. Zuerst die Christin Wilhelmine von Kropf, dann Charlotte von Kalb in Weimar, deren Brief vom 29. Februar 1796 geradezu einen Wendepunkt in seinem Leben bedeutet. Was sie über die eigene warme Verehrung, noch mehr über jene Wieland's und Herder's, Knebel's und Einsiedels berichtet, läßt ihn gleichsam einen neuen, selbstbewußtern Menschen werden. Er giebt seine pädagogische Thätigkeit auf und rüstet, wiederholten warmen Einladungen folgend, zur Reise nach Weimar, wo er am 10. Juni 1796 eintrifft. Daß seine Berufung dahin ebensogut in der Verehrung für seine Schriften, wie in der Opposition gegen Goethe ihren Grund hatte, so daß er wie eine Art Gegenkönig empfangen wurde, ist bekannt, aber auch aus Nerrlich's Darstellung geht nicht hervor, daß ihm dies klar bewußt war. Erst sein Besuch bei Goethe scheint ihm den ungeheuren Gegensatz der Naturen vor Augen gestellt zu haben. Wie ihm da „eine Kühle der Angst die Brust preßt", so auch, als er „vor den felsichten Schiller" tritt, „an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen". Aus dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel weiß man, wie wunderlich ihnen Jean Paul vorgekommen, wie wenig sie ihn gewürdigt und nach ihrem eigenen Wesen würdigen konnten; Jean Paul selbst scheint dies erst auf Mitteilungen Anderer hin recht geglaubt zu haben. Namentlich war die Kalb unermüdlich, ihm dies zu versichern, schon aus Eifersucht. Der „vielleicht genialsten, jedenfalls emanzipiertesten Frau ihrer Zeit" (Scherr) hatte sich eine tiefe Leidenschaft für den jugendlichen Dichter bemächtigt; alle Welt, schrieb sie ihm nach wenigen Tagen, wolle ihn haben, bei Gott, alle Welt, aber sie solle ihn erst dann haben, wenn sie selbst vernichtet sei — eine Glut, die er auch nicht entfernt zu erwidern vermochte. Als er vor seiner Rückkehr nach Hof an seinen Freund Otto schrieb: „Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt", dachte er nicht an diese Beziehung, sondern an die innere Bereicherung, die er erfahren, die gewonnene Erkenntnis seines tiefgegründeten Gegensatzes zu Schiller und Goethe,

sowie die Hoffnung, welche ihm die Verbindung mit Weimar für die Gestaltung seines äußeren Lebens erweckt hatte. In der That festigte und bestimmte diese Reise Jean Paul's gesamte Stellung. Aus äußeren wie aus inneren Gründen wandten sich ihm Alle zu, die gegen Goethe und Schiller waren, an ihrer Spitze Herder, dann Gleim, Kosegarten, Lavater, Sophie Laroche. Unter diesen Umständen bedurfte es nur eines äußeren Anstoßes, den offenen Streit herbeizuführen: er war geringfügig und kleinlich genug: Knebel, welcher Jean Paul mitgeteilt, daß er mit einer Übersetzung der Elegien des Properz beschäftigt sei, hatte von diesem die Antwort erhalten, „man brauche jetzt einen Tyrtäus mehr als einen Properz", und teilte diese Stelle aus einem Privatbriefe Goethe mit. Dieser bezog sie auf seine kürzlich erschienenen römischen Elegien und rächte sich durch eine Verspottung Jean Paul's in seinen Distichen „Der Chinese in Rom", von welchen er in dem Begleitbrief an Schiller selbst sagt, daß sie durch „eine arrogante Äußerung des Herrn Richter in einem Briefe an Knebel" hervorgerufen worden. Die Antwort gab Jean Paul im Vorwort zur zweiten Auflage des „Fixlein", wo er im Kunstrat Fraischdörfer zwar anscheinend nur August Wilhelm Schlegel, in Wahrheit aber die ganze klassische Richtung bekämpfte und namentlich ihre Abkehr vom Humor geißelte, der doch die Frucht einer langen Vernunftkultur sei. Bedeutungsvoll für ihn, wie diese Polemik, wurde jene Stelle des Vorworts, in welcher er sein Mitleid mit den Frauen aussprach, welche „gleich weichen Beeren von der harten Manneshand zugleich abgerissen und zerdrückt werden". Dieser Erguß war es namentlich, der seine Beziehungen zu Julie von Krüdener herbeiführte und festigte. Das Verhältnis zur Kalb erfuhr hierdurch nur eine leichte, bald wieder vorübergehende Trübung, wogegen eine Reihe von schwärmerischen Verhältnissen, die sich kurz darauf, namentlich nach dem Erscheinen des „Kampanerthals", knüpften, die Liebe zu der Weimarischen „Titanin", wenn sein Gefühl je diesen Namen verdient, ganz in den Hintergrund treten ließ. Da war die reine, schwärmerische Henriette von Schuckmann, die emanzipierte Emilie von Berlepsch, deren glühender Leidenschaft er sich durch den Hinweis auf sein Prinzip der „Simultanliebe" nur mühsam und in einer zugleich grausam und komisch berührenden Art zu entziehen wußte, eine Frau Bernard aus Breslau, die er in Franzensbad kennen gelernt, endlich zwei durchaus reine und sympathische, in ihren Empfindungen für den Dichter selbstlose Frauen: Sophie von Brüningk und die Fürstin von Zerbst.

„Bewegte Zeit" überschreibt der Biograph die nächsten Abschnitte seines Buches, es sind die Wanderjahre des Dichters. Im Oktober 1797 verläßt er Hof auf immer. In Leipzig, wohin er sich zunächst wendet, bringt das Wiedersehen mit Emilie von Berlepsch schlimme Stürme über ihn: keine andere Beziehung Jean Paul's macht bei näherer Betrachtung, wie sie uns nun ermöglicht ist, einen so seltsamen Eindruck. Emilie beginnt zunächst mit dem Plan, den Freund mit einer Berner Patrizierstochter zu verheiraten, welche sie mit ihren eigenen Mitteln aussteuern will, falls sie bei dem jungen Paar leben dürfe. Die Zurückweisung des abenteuerlichen Vorschlags führt zu „Szenen, die noch keine Feder gemalt", bis sich die beiden am 18. Januar 1798 verloben, und „nach fürchterlichen, aus der glühendsten Hölle gehobenen Tagen", am 3. März das Verlöbnis wieder aufheben, allerdings ohne sich feindlich zu trennen. Friedliche Zwischenspiele dieser Stürme sind der Verkehr mit Kotzebue und Merkel in Leipzig, Besuche in Dresden, Halle und Halberstadt, die Vollendung der „Palingenesien" und die Freude an ihrem Erfolge. Ein kurzer Besuch in Jena und Weimar (Schiller lehnt Jean Paul's Visite ab, wogegen ihn der weltkluge Goethe äußerlich freundlich empfängt) festigt ihn in dem Entschluß, sich in Weimar niederzulassen, er glaubte hier sein „Kanaan" gefunden zu haben. In der That nehmen ihn Herder und sein Kreis mit großer Wärme auf, aber je inniger sein Verhältnis zu diesem wird, desto frostiger gestaltet sich jenes zu den beiden großen Dichtern und das zum Hofe will bei seiner Formlosigkeit, seinen antiaristokratischen Gesinnungen nicht intimer werden. Als Charlotte von Kalb nach Weimar heimkehrt, macht ihm ihre Freundschaft zunächst das Dasein wärmer und anziehender, aber bald wird auch ihre Glut wieder größer, als ihm bequem ist, und als sie ihm das Anerbieten macht, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen, und mit ihm selbst zu vermählen, beginnt er sich auch von ihr sachte zurückzuziehen, und ihre Anwesenheit wird ein Grund mehr für ihn, sich fortzusehnen, ohne daß er gleichwohl die Kraft fände, den Entschluß auszuführen, bis ihn eine Beziehung zu der Hofdame Karoline von Feuchtersleben nach Hildburghausen zieht.

Jean Paul's Verlöbnis mit dem trefflichen Mädchen und der Bruch desselben sind oft dargestellt worden, man hat den andern Freundinnen des Dichters, ferner Karoline und ihren Verwandten die Schuld zuzuschreiben gesucht, endlich sind auch Herder und seine Gattin nicht von dem Vorwurfe frei geblieben, den Bund durch unberechtigte Einmischung zerrissen zu haben; Nerrlich's quellenmäßige Darstellung setzt zunächst außer Zweifel, daß die Schuld weder an Karoline, noch an ihrer Familie lag. Auch diese Beziehung hatte sich dadurch geknüpft, daß das damals sechsundzwanzigjährige Fräulein einen enthusiastischen Brief an ihn gerichtet, aber Karoline war doch von anderem Schlage, als die sonstigen Freundinnen des Dichters. Ihre Neigung war ernst und tief und es scheint nach dem, was wir von ihr erfahren, keine Selbsttäuschung Jean Paul's zu sein, wenn er sie „das edelste weibliche Wesen" nennt, „mit dem er seine vorigen Spielkameraden in der Liebe gar nicht vergleichen dürfe"; auch in den Kämpfen mit ihrer adelstolzen Familie hat sie ihre feste, innige Neigung bewährt. Aber auch den Einfluß der „Spielkameraden" auf Jean Paul hat man überschätzt. Charlotte von Kalb bemüht sich allerdings, ihm das Gute, was ihm durch das Verlöbnis zugekommen, den Titel eines Hildburghausen'schen Legationsrates, zu verleiden: „ein Titel ohne Amt," schreibt sie, „ist mir so widerwärtig wie ein hölzernes Schaugericht," im Übrigen läßt sie sich sogar herbei, Karoline „eine verständige, angenehme Person" zu nennen. Emilie von Berlepsch wiederholt auf die Kunde der Verlobung jenes kuriose Anerbieten, welches sie ihm schon einmal gestellt, sie will nach der Verheiratung als dritte in den Bund aufgenommen sein und „nichts thun, als leben, lieben und sich lieben lassen, wie ein gutes Kind" — das gute Kind

war damals 42 Jahre alt — und eine dritte Dame, mit der er damals in Korrespondenz getreten, gleichfalls, um Jean Paul's eigene Worte zu gebrauchen, „ein ausgebrannter Ehekrater," Josephine von Sydow, ist auch bald zur Resignation gestimmt. Am wenigsten aber verdienen Herder und seine Gattin die Bezeichnung von Störenfrieden. Daß Beide, als sie erkannten, das Jean Paul auch Karoline ebenso wenig liebe als seine Spielkameradinnen, ihn und das Mädchen gleichzeitig warnten und mahnten, war nur eine Pflicht ihrer Freundschaft für Beide. Kurz, an Jean Paul selbst liegt die Schuld und daß er, kaum daß er Karoline ihr Jawort zurückgegeben, sogleich nach Berlin eilte, wo ihn Josephine von Sydow erwartete, ist nur ein Beweis mehr für diese Thatsache. „Welches Weib!" ruft er entzückt aus, „südliche Naivetät, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues, deutsches Auge". Aber auch dies wurde nur eine „Simultanliebe" und die „wühlende und wogende Hauptstadt", welche ihm „ein oder ein Paar Universa in den Kopf wirft", sorgte dafür, daß er auch Josephinens nicht allzu lange gedachte. Die Aufnahme, die er in Berlin fand, war glänzend, und weckte in ihm den Gedanken, hier seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Auch hier ward er bald der Abgott aller geschiedenen oder sonst wie unbefriedigten Frauen, aber zu seinem Glück erwarb er sich auch die Neigung eines schönen und guten Mädchens, Karoline Meyer, der Tochter eines Tribunalrats. Freilich war auch sie nicht mehr frei, sondern mit einem Vetter verlobt; sie löste das Verlöbnis, als Jean Paul um sie warb, und welch' eine Frau sie ihm geworden ist, ist bekannt. Gleichzeitig hochgebildet und durchaus weiblich, taktvoll und duldsam, hat sie den Dichter allzeit richtig zu behandeln und, was die Hauptsache, glücklich zu machen gewußt.

Die bewegte Zeit war freilich auch damit noch nicht völlig zu Ende. Wie gut es dem beglückten jungen Ehemann anfangs auch in Meiningen, wo sich das Paar niederließ, gefiel, wie fleißig er schaffte (hier hat er den „Titan" vollendet) und wie viele angenehme und bedeutende Menschen er sich zu Freunden machte, so zog er doch schließlich fort und nach Koburg. Was ihn hinweg getrieben, war neben der Sehnsucht, in einer größeren Stadt und in schönerer Natur zu leben, auch die Unmöglichkeit, sich an das meiningische — Bier zu gewöhnen. „Immer wichtiger war in der That mit der Zeit die Rolle geworden, welche das Bier in dem Leben Dessen spielte, dem wir Gestalten wie Liana verdanken." Und in Koburg, wo ihm sein Freund Emanuel regelmäßig Bayreuther Bier schickt, das ihm am Besten mundet, nennt er dieses seine „Lethe, seinen Paktolusfluß, seinen Nil, seine vorletzte Ölung, sein Weihwasser." Aber auch hier, wo er an den „Flegeljahren" schrieb, gefiel es ihm nicht lange; bald mißfielen ihm Stadt und Leben ebenso gründlich, wie sie ihm früher gefallen. Die Hauptsache jedoch war, daß sich seiner eine tiefe, innere Verstimmung bemächtigte, deren Grund nichts mit Landschaft und Menschen zu thun hatte, die Überzeugung, daß er bereits sein Bestes gegeben, und den Rest seines Lebens eigentlich ohne rechten Zweck hinbringen müsse.

Kein Wunder, daß ihm anfänglich auch der Aufenthalt in Bayreuth, wohin er 1804 zog, wenig behagte, aber allmählig ist sein Leben dort dennoch eine „Idylle, beschränktes Glück" geworden, und man weiß, daß er die Stadt in den zwanzig Jahren bis zu seinem Tode, 14. November 1824, nicht wieder verlassen hat. Hier sind das „Freiheitsbüchlein", „Levana", die „Friedenspredigt", der „Feldprediger Schmälzle", „Dr. Katzenbergers Badereise", das „Leben Fibels", der „Komet", die „Herbstblumen" u. s. w erschienen, durchweg Werke, welche bei Betrachtung seines Schaffens nicht in erster Linie stehen, die aber gleichwohl mit Recht das Entzücken der Zeitgenossen waren und noch heute die Vergessenheit nicht verdienen, in die sie gesunken. Diese beiden Decennien in des Dichters Leben waren schon bisher jene, über die man am besten unterrichtet war, Nerrlich's Darstellung bringt manches wissenswerte Detail, ohne naturgemäß wesentlich Neues bieten zu können. Daß in dies einfache und an Abwechselungen arme Leben die Reisen nach Süddeutschland, an den Rhein, Main und Neckar die größte Abwechselung brachten, ist bekannt, ebenso daß es die Großmut des Großherzogs von Frankfurt, Dalberg, war, welche Jean Paul durch Aussetzung einer Pension über manche Sorge hinweghalf. Als die Zahlung derselben mit Dalberg's Entthronung eingestellt wurde, war dies ein harter Schlag für den Dichter. Eines der Schriftstücke, welche er damals zur Wiedererreichung des entzogenen Gnadengehalts an verschiedene Potentaten richtete, und zwar das bezeichnendste unter ihnen, welches er dem Kaiser Alexander von Rußland einreichte, findet sich als Ergänzung zur Biographie des Dichters, aber auch zur Charakteristik seines Wesens in diesem Hefte zum erstenmale nach der Handschrift mitgeteilt. Stilistisch ist es unzweifelhaft einer der schönsten Briefe, die wir von Jean Paul besitzen. Kaiser Alexander lehnte das Gesuch ab, wogegen der König von Bayern, Jean Paul's Landesvater, die Auszahlung der Pension befahl, noch ehe des Dichters Gesuch in seinen Händen war.

Daran seien einige Bemerkungen über Nerrlich's Buch gereiht. Es ist eine fleißige, erschöpfende und, was das Material betrifft, abschließende Arbeit. Daß Nerrlich Hegelianer ist, hat ihn nicht gehindert, die Geschehnisse mit allem Fleiße zu ermitteln, mit aller Genauigkeit darzustellen; daß es ein Anhänger der „philosophischen Entwickelungsmethode" ist, der das Werk verfaßt, wird im Guten wie im minder Guten in jedem Abschnitt offenbar. Zu dem Guten zählen wir die mit Geist und Geschick durchgeführte Durchgeistigung und Verlebendigung des Materials, zu dem minder Guten die Einschiebung breiter, rein philosophischer Exkurse, die nicht immer an richtiger Stelle stehen, zum Teil ganz überflüssig sind. Mit vielen Ideen des Autors wird man sich unmöglich einverstanden erklären können, für einzelne, so für die breit ausgeführte und immer wiederkehrende Polemik gegen die christliche Weltanschauung war ein Buch über Jean Paul zum mindesten nicht der richtige Platz. Aber alles in allem ist es jedoch ein so fleißiges und anregendes Buch, daß man es mit keiner andern Empfindung aus der Hand legen wird, als der warmer Anerkennung.

Otto Hartung.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VIII. Band. 4. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Mai 1890.

Lenz, wer kann dir widersteh'n?

Von Konrad Ferdinand Meyer.

Jedem, außer an die Toten,
Sendet Frühling einen Boten,
Ein Gezwitscher aus den Lüften
Eines Wölkchens helles Weh'n,
Einer roten Knospe Springen,
Irgend ein verstohlnes Düften,
Oder ein verlornes Singen —
Lenz, wer kann dir widersteh'n?

Durch das Wiesengrün, das linde,
Wandr' ich mit dem eignen Kinde
Und es kann an Murmelbächen
Nicht mit stummen Lippen geh'n —
Wann die Knospen alle brechen,
Wollen Lippen sich entfalten,
Auf den jungen, auf den alten
Will ein kleines Lied entsteh'n.

Lieb' und Lust und Leben saugen
Will ich aus den Kinderaugen,
In dem Blicke meiner Kleinen
Will ich nach dem Himmel späh'n,
Ja, es ist das gleiche Scheinen
Hier im Blauen, dort im Blauen,
Und dasselbige Vertrauen —
Lenz, wer kann dir widersteh'n?

Kukuk ruft! willst du erfahren
Deine Jahre, gläub'ge Seele?
Kukuk ruft im Walde, zähle!
Neun und zehn und mehr als zehn ...
Ei, das will ja gar nicht enden,
Frühling schenkt aus vollen Händen —
Werd' auf diesen blonden Haaren
Noch den Myrtenkranz ich seh'n? ...

Gedichte und Epigramme.

Von Friedrich Theodor Vischer.

(Ungedruckter Nachlaß.)

The readiness is all.

(1883.)

Lerne hoffen, ohne zu hoffen!
Leider ein allzu schweres Stück,
Wer's könnte, der hätte das Ziel getroffen:
Glücklich zu sein auch ohne Glück.

Dennoch ist's wahr und ein guter Rat,
Wird er auch niemals ganz zur That, —
Leben ist Schuld,
Da will's Geduld.
Im Genuß entsagen,
Leidend nicht klagen,
Verzichtend wagen,
Dem Schein nicht trauen,
Doch freudig schauen,
Schaffen und bauen:
Versuch' es, und kann es nicht ganz gelingen:
Soviel du vermagst, es doch zu zwingen,
Soviel ragst du aus Zeit und Schein
Empor, in die Ewigkeit hinein.

An M. v. B.

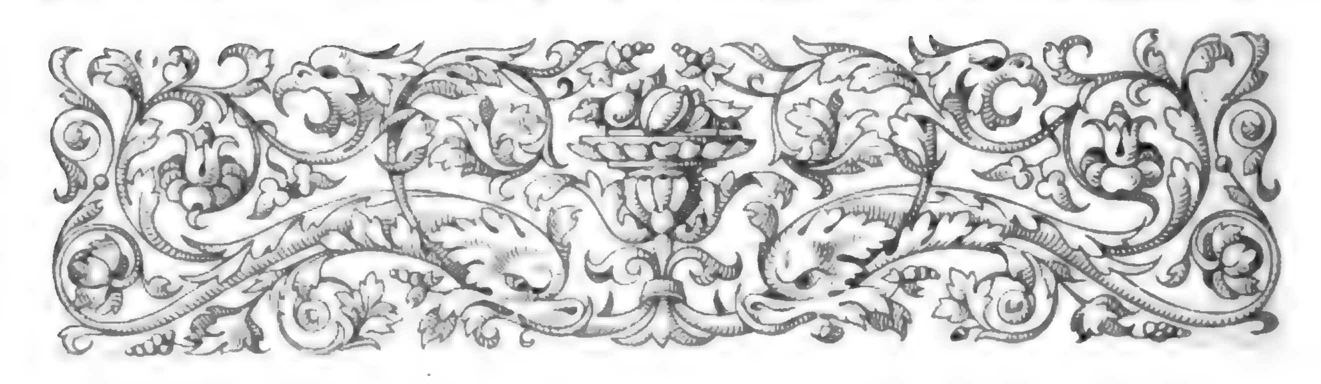
(1885.)

Was ergiebt sich?
Nicht, daß man so ganz sich kühlte,
So erlahmte aller Schwung,
Daß man nicht noch fast wie jung
Schöner Frauen Güte fühlte,
Wie sie fernher Grüße sendet,
Zarter Blumen Fülle spendet.
Gilt es auch der Muse nur —
Auch die Muse ist Natur.

Inschrift am Thor des Kapuzinerklosters in Frascati.

Entra o fedele in questo Asylo di Pace
Dove di Dio si parla e poi si tace.

Tritt ein durch diese Pforte,
Du Müder, den die Welt gebeugt,
Zum stillen Friedensorte,
Wo man von Gott spricht und dann schweigt.



Am Kreuzweg.

Erzählung von J. Dery.

I.

Ich war schon damals, was ich heute bin: ein wenig beschäftigter Vorstadt-Advokat in Wien. Meine Lehrer hatten mich einmal als eine Zukunftsgröße angestaunt und ich selbst hatte mich noch vor wenigen Jahren einer ernsten Arbeit wert gehalten. Erbittert durch das Gefühl, betrogen worden zu sein, beschämt durch jenes, getäuscht zu haben, fristete ich trotzig und niedergedrückt ein müßiges Dasein.

Da erhielt ich von einer Cousine eine Einladung zum Abendessen, die dritte seit vierzehn Tagen. Diese Cousine genoß eines besonderen Ansehens in der Familie, denn sie hatte von ihrem verstorbenen Mann eine große Spinnerei geerbt. Mir war sie von jeher wenig sympathisch gewesen, hauptsächlich darum, weil sie durchaus einen Salon bilden wollte. Sie würde so gut wie allein sein, betonte sie in ihrer letzten Einladung und erwarte bloß eine klerikale Excellenz; der gegenüber sollte ich wahrscheinlich den Freisinn vertreten. Seit mehr als zwei Jahren hatte ich Gesellschaften jeder Art ängstlich gemieden, allein diesmal zog ich meinen Frack an in der Befürchtung, mit der Excellenz allenfalls Tarok spielen zu müssen. Jede andere Gefahr hielt ich für ausgeschlossen.

Außer der Excellenz, einer geckenhaften Mittelmäßigkeit, waren noch ein halbes Dutzend anderer Mittelmäßigkeiten anwesend. Gespannt lauschten sie den Äußerungen der ersteren und schwiegen dann beifällig. Selbst die Unzahl Gläser Champagner, die sie eifrig hinunterstürzten, lösten ihre Zunge nicht.

Am Tischende, mir gegenüber, saß eine weißgekleidete junge Dame. Ihre hübschen Finger handhabten flink und vornehm Messer und Gabel. Nachdem ich mich eine Weile an dem artigen Schauspiel ergötzt hatte, faßte ich nun ihr Gesicht näher ins Auge. Mich traf's plötzlich, als hätte ich diese belebten Züge schon gesehen. Glänzende braune Flechten lagen über einer etwas zu hohen Stirne, die in stolzer Sittenreinheit, fast möchte ich sagen, in Philisterhaftigkeit prangte. Dunkle Augen von schmalem, länglichem Schnitt, von feinen, scharfen Brauen überwölbt — wahrhaftig, mit diesen klaren, freimütigen Augen hatte ich schon einmal Blicke getauscht. Ihr frischer Mund, der verstohlen lächelte, schien zu sagen: Ja, allerdings! Und in der That entsann ich mich sofort eines kleinen, längst vergessenen Erlebnisses.

Es war an einem Dezembertag gewesen, vor beiläufig vier Jahren. Ein schlankes Mädchen von straffer Haltung huschte auf der Freiung vor mir hin. Plötzlich blieb sie stehen und blickte zur Uhr der Schottenkirche empor. Offenbar konnte sie infolge der hereinbrechenden Dämmerung die Turmzeiger nicht schnell genug entziffern, so zog ich denn in einer Anwandlung kecker Laune meine Taschenuhr hervor und hielt sie ihr mit den Worten hin: „Fünf Uhr, mein Fräulein." Halb erschreckt, halb interessiert antwortete sie mit einer Art ungeschickter Würde: „Ich danke Ihnen, mein Herr" und wollte dann rasch ihren Weg fortsetzen. Ich aber folgte ihr und beging auf die ritterlichste Weise die Unart, ihr meine Begleitung anzubieten. Ich war aufdringlich, sie beleidigt, ich demütig, sie gnädig — all' das in anregender Hin- und Widerrede. Schließlich entlockte ich ihr sogar das Geständnis, daß sie Hedwig heiße. Nach ihrem Familiennamen und ihren Verhältnissen fragte ich nicht, beschäftigte mich überhaupt nicht weiter mit ihr.

Damals war ich noch leichten, unternehmenden Sinnes und eilte mit einer gewissen zärtlichen Hingebung dem Leben entgegen.

Eines Abends, bald darauf, traf ich mit ihr zufällig auf der Ringstraße zusammen, als sie in Begleitung eines alten mürrischen Dienstmädchens von einer Freundin heimkehrte. Fröhlich erzählte mir Hedwig, daß sie demnächst ihren ersten öffentlichen Ball besuchen werde. „Da muß ich dabei sein!“ rief ich aus. Munter schritten wir vorwärts. Die Alte trollte brummend hinter uns her. Es war ein lichter Winterabend, die Ringstraße glich einer verödeten Parkallee, nicht zwei Menschen begegneten uns. Da sagte ich ihr wie sehr sie mir gefalle. Meinen Blick vermeidend, lachte sie mutwillig auf. Unbeirrt schwärmte ich fort und fragte, ob sie mich denn wirklich nicht verstehen wolle? Plötzlich wurde sie sehr ernst.

„Hedwig!“

„Nennen Sie mich nicht kurzweg beim Namen!“

„Strafen Sie mich,“ erwiderte ich scherzend, „heißen Sie mich Konrad. Ich bin berechtigt, es zu verlangen, denn ich habe Sie lieb. Mir ist die abgedroschene gute Sitte schon zuwider!“

„Da lügen Sie!“

„Oho!“

„Jawohl, ich weiß bestimmt, daß Sie die gute Sitte ehren und durch und durch anständig sind —“

„Aber Hedwig —“

„Sagen Sie das nicht mehr!“ wiederholte sie zürnend, „denn wenn ich auch an jenem Nachmittag allein durch die Straßen ging und mir Ihre Anrede gefallen ließ, so bin ich dennoch ein achtbares Mädchen. Das habe ich Ihnen schon damals sagen wollen, aber ich habe mich geschämt, es erst sagen zu müssen. So, nun wissen Sie's endlich!“

Wir waren bei ihrer Wohnung in der Breitegasse angelangt. Die Alte stellte sich in die Thoröffnung, wir Beide blickten einander draußen eine Weile Aug' ins Auge.

„Sind wir denn nicht jung?“ sagte ich grollend.

„Wieso?“

„Nun ja, soll man denn ewig fromm und blöde thun? Ein unschuldvoller Paul sein? Lieben Sie das wirklich?“

„Ja, denn ich bin — Virginie.“

Das Wort war ihren Lippen entflohn. Verwundert starrte sie mir dann ins Gesicht, das der Ausdruck der Scham und Betroffenheit gewiß seltsam verändert hatte. „Fräulein!“ rief die ungeduldig gewordene Alte. Ich zog ehrerbietig den Hut und ging. Unsere Beziehung hatte damit ihr Ende erreicht. Dieses Mädchen saß nun mir gegenüber.

Nach Tisch wurden wir einander von meiner Cousine vorgestellt:

„Doktor Konrad Neuberg — Fräulein Hedwig Eschemann.“

Wir plauderten eine Viertelstunde förmlich mit einander, plötzlich blickten wir uns gleichzeitig an und lachten hell auf.

„Ich hatte Ihrer ganz vergessen. Erging es Ihnen ebenso?“

„Genau so!“ versicherte ich ihr.

Ich war des Verkehrs mit Damen längst schon entwöhnt, doch ihre Gegenwart heimelte mich an. Sie war aber auch gar nicht geziert. Unsere Unterhaltung war lebhaft und heiter, obwohl nur von gleichgültigen Dingen die Rede war. Sie fragte mich nicht einmal, wie es mir ergangen. Aber jedesmal, wenn sich ihre braunen Augen musternd und teilnahmsvoll auf mich hefteten, fühlte ich meine Wangen erglühen. Ihre Mutter, eine schmächtige Dame, die eher einem alten Mädchen als einer Matrone glich, so gepflegt, sittsam und schmächtig war sie, näherte sich uns bald, um Hedwig zum Aufbruch zu mahnen.

„Da Du morgen den Armenball besuchen willst —“ begründete sie ihre Eile. Hedwig reichte mir die Hand und verließ mit ihrer Mutter den Salon.

„Wer ist dieses Fräulein Eschemann?“ fragte ich meine Cousine. Ihre ausführliche Antwort lautete:

„Eine Tochter des Landesgerichtsrates Eschemann. Ihre Schwester ist an den Bezirkshauptmann Heinrich in Graz verheiratet — eine prächtige Frau! Die Mutter ist Millionärin und Hedwig erhält eine große Aussteuer. Sie ist hübsch? Schade, daß sie kompromittiert ist.“

„Wieso?“

„Sie war die Braut des Professors Kreibig.“

II.

Professor Doktor August Kreibig hatte im Gegensatz zu mir eine glänzende Laufbahn hinter und eine noch glänzendere vor sich. Wenn also meine Cousine mit ihrer Äußerung, Hedwig Eschemann sei seine Braut gewesen, zugleich hatte andeuten wollen, daß diese in ihrem Ruf geschädigt

sei, so hatte sie das gewiß aus dem Grunde gethan, weil das Fräulein die Braut eines so trefflichen Mannes gewesen und dann aufgehört hatte es zu sein. Ich aber wiederholte mir die Mitteilung nur mit Bezug auf den Namen enttäuscht und verachtungsvoll: „Sie war die Braut des Professors Kreibig!“

Kreibig war mein Schulkamerad gewesen. Wir hatten in der letzten Gymnasialklasse, die er hatte wiederholen müssen, auf der gleichen Bank gesessen und waren uns dann auf der Universität wieder begegnet. Nach vollendeten Studien hatte er sich als Privatdozent habilitirt, war bald darauf zum außerordentlichen Professor an der Wiener Universität ernannt und in rascher Aufeinanderfolge in den Gemeinderat, später auch in den Reichsrat gewählt worden.

Er war ein oberflächlicher Student gewesen von lautem, anspruchsvollem Wesen, in allem ein Genie, nur in Sachen des Wissens ein Tölpel. Ohne einen Funken von Pflichtgefühl und von unglaublicher Trägheit hatte er sich nur in dringendster Not flüchtig an die Arbeit gemacht; war jedoch an ihn die Reihe gekommen, so hatte er sein bißchen Wissen aus vollem Hals mit einer Art edlen Feuers hinausgeschrien, sein Lehrer hatte achtungsvoll aufgehorcht, aller Augen waren auf den Redner gerichtet und dieser, tausend Versprechungen im Antlitz, mit der Haltung eines Athleten hatte dagestanden, wie ein Gottbegnadeter. Wir waren Freunde gewesen, oder vielmehr ich hatte ihm das Wohlwollen angedeihen lassen, das man einem geistig Schwächeren nie versagt. Hochmut und Ehrgeiz waren meine Triebfedern gewesen, nicht der Ehrgeiz des Emporkömmlings, sondern jener, der Heilige und Künstler macht. Am Tage, als ich Gambettas Luftfahrt aus den Zeitungen erfahren, hatte mich die Begeisterung gleichsam in Brand gesteckt. Des Nachts hatte ich mein Lager verlassen und erfüllt von stolzen Plänen, in heißer Ungeduld gebrütet: So will ich sein, so bin ich! Als mich Kreibig am andern Morgen in verzücktem Zustand angetroffen, hatte er sich halten müssen vor Lachen, und eingeschüchtert von seinem Spott, war ich fortan wohl auf der Hut gewesen, ihm nicht von meinen Träumen zu sprechen. Ja, schon damals hatte er es verstanden sich mir aufzudrängen und mich zu beherrschen. Nur in einer Beziehung hatte er sich meinen Schutz gefallen lassen: er war ein Unwissender gewesen von geradezu brutalem Leichtsinn. Ich, der um vier Jahre Jüngere, hatte ihn für eine strenge Prüfung aus dem Strafrecht und der Rechtsphilosophie vorbereiten müssen und dabei die Überzeugung gewonnen, daß ihm jedes Verständnis für unsere Wissenschaft fehle und fehlen werde. Er hatte die einfachsten Schlüsse nicht begriffen, sich vergebens den Sinn klarzumachen gesucht und schließlich die Worte auswendig gelernt.

Nun trug er jene Wissenschaften vor! Er sprach mit hinreißender Sicherheit. Auch war er kein schläfriger Abgeordneter und Gemeinderat, sondern einer, dem täglich was einfällt, immer etwas anderes, denn noch fadenscheiniger als seine Bildung war seine Gesinnungstreue. Er war sehr lebhaft! Die Studenten trugen ihn auf Händen und wenn er irgend einer Versammlung vorsaß, welcher schließlich von der Polizei Einhalt gethan werden mußte, wenn er mit verschränkten Armen, ein unerschütterliches Lächeln auf den Lippen, dem Handgemenge seiner halbwüchsigen Anhänger mit den Wachleuten zusah, so erschien er sich und allen Anwesenden als ein Held, ein Sieger. Selbst die wenigen Urteilsfähigen, die ihn durchschauten, duldeten ihn. Er war die gebietende Stimme, der Retter in der Not! Er hatte es auf dem Gewissen, daß ich ein Tagedieb geworden war und es zu bleiben gedachte.

Dies beruhte auf einem seelischen Prozeß, dem einfachsten von der Welt. Auch ich hatte mich ursprünglich dem Lehrfach widmen und mich gleichzeitig mit Kreibig als Privatdozent habilitieren wollen. Seine Bewerbung war angenommen, die meine abgewiesen worden. Es war offenbar ein Versehen gewesen, irgend eine Protektionsgeschichte oder reiner Zufall bloß — ich hatte nicht nach dem Zusammenhang geforscht, die Thatsache hatte mir genügt, mich fast um den Verstand gebracht! Also ein geistiger Abenteurer, der sich seine innerliche Flachheit zu verbergen nicht einmal die Mühe nahm, brauchte nur die freche Hand auszustrecken, um zu erreichen, wonach ich in ehrlicher Arbeit vergebens gerungen, was mir als ein hohes Ziel erschienen. Nun, ich hatte dem „hohen Ziel“ entsagt und war Rechtsanwalt geworden. Hatte auch mein Ehrgeiz einen tüchtigen Hieb erfahren, so war er doch zugleich aufgerüttelt worden. Gerade dem Advokaten ist das öffentliche Leben mit allen seinen Ehrenstellen zugänglich, hatte ich gedacht und mich von Neuem zu einer würdigen Lebensweise gerüstet. Doch abermals hatte mich Kreibig's Beispiel verwirrt. Ich hatte ihn von Stufe

zu Stufe steigen sehen, immer die große Menge suchend und von ihr gesucht, seine armseligen Fähigkeiten auf dem Markte ausschreiend und für die höchsten Preise losschlagend. Ich hatte gestaunt, gelächelt, geflucht. Also es genügte, ein Cyniker und ein Hohlkopf zu sein, um von dem Volke auf die Schultern gehoben zu werden! Noch mehr, dieser Hohlkopf und Cyniker füllte seinen Platz aus, schien wie geschaffen zu solcher Höhe! Ich sagte mir nicht: wenn dieser Waghals etwas vermag, was könntest du erst zu Wege bringen! Wenn er sich vermißt, Hand an eine Sache zu legen, wie umso zwingender tritt die Pflicht an dich heran, ans Werk zu gehen! Im Innersten entmutigt und zum Aufruhr angestachelt, wurde ich einig mit mir: Er oder ich! Lieber meine Hände in den Schoß legen und meiner Begabung, gleich einem zu Gift gewordenen Teil von mir, erliegen, statt diese ihrer natürlichen Bestimmung zuzuführen, wo eines Kreibig's Machtwort herrschte! Der Letzte sein, wo er der Erste war! Wonach noch streben? Sollte ich mich unter die Führung dessen begeben, den ich selbst hatte führen müssen wie einen Schwachsinnigen? War das wirklich ein Fahnenträger oder auch nur ein ernsthafter Gegner? Lieber als eine Null zu Grunde gehen!

Von meiner Cousine heimgekehrt, fand ich einen Brief vor. Er war von Kreibig. Ich las:

Lieber Freund!

Es bietet sich eine Stelle für Dich. Willst Du zugreifen? Ich will sorgen, daß sie Dir nicht entgeht. Sei kein Narr, kriech aus Deinem Hundeloch hervor. Hier oben ist besser sein, mein Wort darauf. Gleich morgen könnte ich Dich auf dem Mariahilfer Armenball einigen einflußreichen Leuten vorstellen, wenn Du es über Dich brächtest, von beiliegender Karte Gebrauch zu machen. Du hast einen mächtigen Rivalen.

Dein wohlgesinnter

Prof. Dr. August Kreibig.

Eine wilde, bösartige Freude überkam mich beim Lesen. Sie verübeln mir meine Zurückhaltung, sie suchen mich! frohlockte ich. Ich erschien mir kostbar und wichtig. Der Brief schmeichelte mir. Natürlich wollte ich mir den Menschen entschieden vom Leibe halten! Das Bewußtsein meiner Unthätigkeit erhob mich und zugleich verbitterte mich die Fassung dieses Briefes maßlos. Sieh, dieser Gemeinderat und Reichsratsabgeordnete, der über Stellen verfügt, ist ja im Grunde eine aufrichtige Natur! spottete ich.

Ich schloß in dieser Nacht kein Auge. Doch meine Gedanken waren nicht bloß beim Briefe Kreibig's, sondern mehr noch bei dem hübschen, anziehenden Mädchen, das seine Braut gewesen. Die kleine Hedwig von der Freiung war also ein vornehmes Fräulein, im Kreise Derjenigen daheim, die etwas vorstellen oder wenigstens vorstellen wollen. Sie ist klug, sagte ich mir, sie hat einen so anregenden und bestimmten Blick — wie kommt dieses Mädchen zu diesem bestimmten Blick? Und plötzlich fuhr es mir durch den Sinn: Wer die zur Frau bekäme! Das Mädchensein ziemt ihr nicht recht, sie hat zu viel zu einem prächtigen Weib! Dann klagte ich: Daß sie Kreibig's Braut gewesen! Doch warum nicht? beruhigte ich mich zuletzt; Kreibig weiß, was er will und ist er nicht der Mann, um alles zu erreichen? Warum sollte sie einen solchen Bewerber nicht mit offenen Armen aufgenommen haben? Weit merkwürdiger mochten die Gründe sein, welche diese Beiden auseinandergebracht hatten. Was waren das für Gründe?

Am andern Morgen nahm ich Kreibig's Brief wieder zur Hand. Der Eindruck, den ich nun empfing, war von dem gestrigen grundverschieden. Ein jedes Wort darin erschien mir wie eine verdiente Züchtigung und zugleich als der Ausdruck treuherzigen Wohlwollens, das mich tief beschämte. In diesem Augenblick sah ich sogar Kreibig, den ich von allen Menschen zumeist verachtete, über mir selbst stehen. Zudem war ich von Kopfschmerz gequält, meinem gewohnten Schläfenschmerz, wogegen ich bereits oft vergebens durch eine Kaltwasser-Kur Heilung gesucht hatte und der mich jedesmal im innersten Mark aufwühlte.

In bedrückter, hitziger Stimmung begab ich mich in meine Kanzlei, die unweit meiner Wohnung in der Margaretenstraße lag. Um mich vollends zu charakterisieren, muß ich hier einschalten, daß ich früher eine aufblühende Kanzlei in der inneren Stadt innegehabt, welche ich vor einem Jahr aufgelöst hatte, um auch räumlich vom öffentlichen Treiben fern zu sein, um mir Augen und Ohren zuzuhalten, um nichts zu hören, nichts zu sehen! Damals war ich überzeugt gewesen, einen pfiffigen Streich zu begehen. Nun saß ich in meiner neueröffneten Advokatenstube so gut wie ohne Klientel, unthätig, meinen Selbstpeinigungen überlassen. Hochtrabende Wünsche und Entwürfe trieben in meinem Kopf ihr Unwesen. Ich hielt im Geiste Reden, stand

an der Spitze von Verschwörungen und Schlachten und war Empörer, Reformator, Märtyrer. Vernichtet sah ich mich dann wieder der Wirklichkeit gegenüber. Am liebsten verglich ich mich mit einem Riesen, der mit verkrüppelten Beinen in einer dunklen Ecke dahinsiecht. Und all' meine Schmerzen drehten sich um die eine Frage: Ist mein freiwilliger Müssiggang eine Schmach oder, wie ich es mir hartnäckig einredete, ein richtiges Verhalten, das Achtung fordert? Ich fühlte, daß mich dieser Zwiespalt noch wahnsinnig machen würde.

Ein Klient erschien; ein armer Schneider, der seinen Freund, gleichfalls einen armen Schneider, wegen einer Schuld von fünfzig Gulden klagen wollte. „Verlassen Sie sich nur auf mich, ich will meiner Aufgabe nachkommen," sagte ich. Den einen Bettler in die Enge treiben und mich dafür vom andern entlohnen lassen, dachte ich im stillen. Solche und ähnliche Rechtshändel führte ich. Deswegen hatte mein verstorbener Vater die ganze Arbeit seines Lebens daran gesetzt, um mich ausbilden zu lassen! Deswegen war er für meine Zukunft im vornherein mit Bewunderung erfüllt gewesen!

Und abermals las ich Kreibig's Brief: „Es bietet sich eine Stelle für Dich." Ich lachte. „Du hast einen mächtigen Rivalen." Ich horchte auf. Inzwischen vernahm ich eine fremde Frauenstimme halb warnend, halb verheißungsvoll: „Da Du morgen den Armenball besuchen willst —" Fräulein Eschemann würde also auch da sein? Wohlan, dieses Mädchen hat nun einmal meine Neugierde erweckt, warum sollt' ich sie mir nicht näher betrachten? Warum Kreibig meinen Dank für seine Beflissenheit nicht persönlich ins Gesicht werfen? So begab ich mich denn abends auf den Mariahilfer Armenball.

III.

Dieser Mariahilfer Armenball wurde — die Wohlthätigkeit ist nicht zimperlich — in Schwenders „Kolossieum" abgehalten. Im Mittelraum des Hauptsaals wurde getanzt, vorne beim Eingang spielten zwei Musikkapellen und rückwärts saßen an bereitgehaltenen Tischen die Honoratioren, behäbige Herren mit roten, beringten Händen in Begleitung ihrer mehr als behäbigen Damen, Leute, von denen nicht erst gesagt werden mußte, daß es wohlhabende Kleinbürger waren. An zwei aneinandergeschobenen Tischen saß der Perlmutterwarenfabrikant Flattig mit Frau, einer verheirateten Tochter, vier ledigen Töchtern, seinem Schwiegersohn und vier Söhnen. Die Fräulein galten im ganzen Bezirk für sehr hübsch, „ganz wie Komtessen," waren jedoch von einschüchterndster Heiratslust und nur im Besitze einer Mitgift von fünfzehntausend Gulden. Vom Schwiegersohn Herrn Flattig's hatte mir ein ehemaliger Freund desselben mitgeteilt: Herr Trenk sei früher ein lernbegieriger, offener Kopf gewesen von jenem Wissensdurst, der am liebsten irgend etwas erfinden möchte. Da verliebte er sich in die Tochter des Perlmutterwarenfabrikanten, heiratete diese und trat als Gesellschafter in die Fabrik seines Schwiegervaters. Es war zum staunen — hatte mir mein Gewährsmann versichert — wie schnell er im neuen Freundeskreise seine Bildung gänzlich und gleichsam ehrenhalber abstreifte, Vorstadtkavalier — halb Fiakerkutscher, halb Graf — ja sogar Sonntagsjäger wurde.

Der Bandfabrikant und Reichsratsabgeordneter Ortner, der wie ein Hofrat aussah — gestreckte Haltung, ausrasiertes Kinn, grauer Backenbart, feine Brille und gepflegte Hände — saß nicht unter den Honoratioren, sondern stand und ging umher, immer dort, wo er am besten gesehen werden konnte. Er war ohne Familie erschienen und blickte fleißig nach seiner Uhr. Ein stämmiger Selcher, in Frack und Handschuhen, beschwerte sich bei den Komitégliedern in nachdrücklicher Weise, eines der Fräulein Flattig habe seine Einladung zur Quadrille ausgeschlagen. Die Arme mußte den Rest der Nacht an der Seite ihrer Mutter vertrauern, während der Beleidigte die hübschesten Mädchen sieghaft zum Tanze führte. Eine handfeste Dame beschuldigte einen Ballgast ihren Fächer zerbrochen zu haben, was dieser standhaft bestritt. Während mich gestern das Bemühen der Gäste meiner Cousine, aristokratisches Wesen nachzuahmen, belustigt hatte, drückte mich heute diese dunstige Gemütlichkeit nieder. Musik, Hitze, Tanz und Staub — wenn wenigstens die Fröhlichkeit dieser Leute nicht gar so maschinenmäßig gewesen wäre!

Gegen elf Uhr erschien die Familie Eschemann: Vater Mutter und Tochter. Man ging ihnen entgegen, einige ältere Honoratioren drückten dem Landesgerichtsrat die Hand. Dieser war ein hagerer, bereits ergrauter Herr mit regelmäßigen, wenn man so sagen darf, etwas altmodischen Gesichtszügen, gemessen, vorsichtig, feierlich, Landesgerichtsrat vom Wirbel bis zur Sohle. Ich hatte ihn oft als einen Ehrenmann rühmen

hören. Hedwig stand eine Weile von einer Schar junger Leute umringt, darunter dem ältesten der Söhne Flattig, dem Gummiwarenfabrikanten Ritter, der Vollblutpferde hielt und noch einigen anderen „Hausherrnsöhnen“, alle durchwegs von weltmännischem Auftreten. Mit Stolz bemerkte ich, daß sie umflattert war. Nun lichtete sich der Schwarm und sie blieb allein mit einem gutgewachsenen, jungen Mann mit auffallend durchgeistigten Zügen, in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Auch dieser war mir schon häufig begegnet, — es war bezeichnend, daß ich, der Gesellschaft seit Jahren fern, beim ersten Schritt in dieselbe auf lauter bekannte Gesichter stieß — es war der Stadtbaumeister Brenner, ein überaus begabter, strebsamer Architekt. Er hatte eines jener Gesichter, die im Jünglingsalter unschön sind und denen erst der reifende Bart und der sprechende Ausdruck Anmut und Bedeutung verleihen, ein ungemein männliches Gesicht mit kühnem und doch gemütvollem Ausdruck. Seine Gestalt überragte kaum Hedwigs zierliches Haupt, dennoch beugte er sich zu ihr herab, gespannt, ganz Auge und Ohr — Ein prächtiges Paar! dachte ich unwillkürlich.

Als Hedwig mich gewahrte, errötete sie, lächelte und senkte grüßend das Antlitz. Ihr schlanker Hals, ihre jugendliche, blendende Büste entzückten mich, doch verdroß mich zugleich die verräterische Balltracht. Unruhig saß ich in meiner Ecke. Da streifte sie an mir vorbei, ich eilte ihr nach und wir begrüßten einander.

Etwas Offenes, Freudiges lag in ihrem Wesen. Brenner hatte sich entfernt und wir setzten uns in eine Nische beim Eingang. Ihr Auge hing ermunternd an meinen Lippen. Sie war so schön und ich so gequält! Ohne vorgefaßten Entschluß, ja ohne augenblickliche Überlegung enthüllte ich ihr mein Innerstes. Ich fragte mich nicht, wieso dieses Mädchen, daß ich kaum dreimal gesehen, dazu kam, mich anzuhören. All' der Jammer, den ich, ob nun mit Recht oder Unrecht, durch die Jahre in mir groß gezogen hatte, überfiel mich in ihrer Gegenwart erbarmungsloser als je. Ich schilderte ihr meine Jugend, die ich in Arbeiten und hohen Plänen verbrachte, meinen Ehrgeiz und meinen Eifer jener Jahre, meinen gesunden, ersprießlichen Eifer und meinen leidenschaftlichen, von heiligem Feuer durchglühten Ehrgeiz, was ich werden gewollt und was ich geworden, mein leeres, schimpfliches Dasein. „Ist das ein Leben für einen begabten Mann?“ fragte ich. „Nicht für Hunde!“ antwortete ich im selben Atem! Es gäbe feinfühlige Menschen, erklärte ich, die lieber verhungern, ehe sie eine ekle Speise berühren, ich wäre so ein Stück Feinschmecker und die sogenannte ehrenvolle Karriere in meinen Augen eine ekle Speise. Die Ursache und die Entwicklung meiner Denkungsart verschwieg ich. Gewiß war diese nicht frei von Mißgunst und überzeugte mich selbst nicht so ganz, sie sollte mir eben über die Selbstverachtung hinweghelfen. Erschien mir doch plötzlich ein Ehrenplatz in der Gesellschaft, den zu schmähen ich mir den Mund voll nahm, wie etwas Schwererreichbares, das mir für immer versagt bleiben sollte. Ich sprach von meinem erfolglosen Bemühen, Privatdozent zu werden; daß ich meine begonnene Wirksamkeit als Rechtsanwalt in der inneren Stadt aufgegeben hatte, wußte sie bereits, that überhaupt als erzählte ich ihr nichts Neues; dennoch lauschte sie meinen Worten mit Erregung.

„Ich weiß, daß Sie ein Nichtsthuer sind,“ meinte sie schließlich mit vergnügter Miene. Ich dachte nicht anders, als daß sie meiner spottete. Sie sah mein Mißtrauen und rief beteuernd:

„Ich verstehe Sie! ich verstehe Sie! Ihre Begabung steht in ungleichem Verhältnis zu Ihren praktischen Erfolgen und daran kranken Sie. Freilich leiden Sie unter Ihrer Unthätigkeit, denn Ihre Anlagen sind gebieterischer Natur. Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Es ist guter Ton, auf einem Armenball gewesen zu sein, sehen Sie nur, wie es da wimmelt vor Wohlhabenden, Würdenträgern und Volksmännern, mancher unter ihnen mag nicht ohne Verdienste sein, doch Sie wiegen Tausende solcher Leute auf, wie diese!“

Während ihrer Rede sah sie mir voll und erregt ins Auge, wie heftigen Widerspruchs gewärtig. Nur sie allein kann mir helfen! dachte ich. Ihre reinen Züge atmeten Mut, Zutrauen und Mitgefühl und eine so heilsame, naive Kraft lag über ihrer blühenden Erscheinung, in ihren weißen, vollen Armen, selbst in ihrem frischen, unbeabsichtigten Lächeln.

„Kennen Sie den Architekten Brenner?“

„Nur vom Sehen.“

„Soeben sprachen wir von Ihnen. Ich weiß nicht, wie Sie von ihm denken. Er ist durch und durch tüchtig! Er liebt die Menschen über alles, aber er hält nicht viel von ihnen. Über Sie sprach er voll Lob. Er meinte, Sie seien politisch echtfärbig, aber sehr verschlossen, und

verließen gewöhnlich die Versammlungen Ihrer Kollegen, ohne das Wort ergriffen zu haben, obgleich Sie es meisterhaft beherrschten ..."

Mir war, als erführe ich plötzlich, warum ich zur Welt gekommen und als spräche sie diese Worte im Namen einer einstimmigen Menge, deren Führerin sie war. Daß ich bis zur Stunde ohne sie hatte leben können! Wir plauderten, das heißt wir richteten an einander gleichgültige Fragen in bewegtem Ton und lauschten gerührt unsern Antworten, ohne diese zu hören. Du stellst mich hoch, du! Nun verlangt mich auch von den Anderen hochgestellt zu werden! stürmte es mir in der Seele: deinetwegen, kluges, herrliches Kind! Jeder Blutstropfen in mir gehörte ihr.

Da trat Kreibig in den Saal. Ich schnellte empor. Er hatte uns erblickt, behielt uns im Auge und trat, meine Bewegung offenbar falsch deutend, rasch auf uns zu. Hedwig war bleich geworden. Sichtlich überrascht verbeugte er sich vor ihr und drückte mir dann verlegen die Hand.

„Ich fürchtete, Du würdest meiner Aufforderung nicht gefolgt sein," begann er. Sein Gesicht zuckte, nach kurzem Kampfe wandte er sich dann mit liebenswürdigem Lächeln zu Hedwig.

Mein Rausch war verflogen. Im Grunde war ich ja allein um ihretwillen gekommen und hatte, Aug' in Aug' mit ihr, Kreibig's vollends vergessen. Wie ein leibhaftiger Dämon, der berufen war, mit meinem Leben ein ruchloses Spiel zu treiben, tauchte er vor mir auf. Was ich nun empfand, war ein sonderbares Gefühl. Mit einem Male erschien sie mir beschimpft und ich mir selber als ein Genarrter. Ohne ein Wort wollte ich meiner Wege gehen, nur ein dumpfes Gefühl der Neugierde bannte mich.

„Wir sehen uns nun nach langer Zeit wieder," flüsterte er.

„Nicht durch meine Schuld," entgegnete sie laut, indem sie nicht ihn, sondern mich anblickte.

Der Ausdruck jäh aufzuckender Feindseligkeit war auf Beider Gesichtern ausgeprägt. Während sein lächelnder Mund Vergessenheit zur Schau zu tragen bemüht war, blitzte ein lebhaftes Erinnern aus seinen kalten Augen. Sie tauschten flüchtige Redensarten, er übersprudelnd von galanter Laune, sie voll trotziger Zurückhaltung. Ihr Groll war so kindlich, so wehrlos, umso unmännlicher erschien sein ruhiger Haß. Was hatte diese Beiden auseinandergebracht?

„Ich will nicht länger stören," sagte er endlich in anzüglichem Ton. „Mich erwarten Freunde in dringender Angelegenheit — da sind sie schon!"

Er winkte einer Gruppe lebhaft diskutierenden Herren zu, die soeben aus einem Nebensaal traten und ihn ehrerbietig grüßten, verbeugte sich vor Hedwig und ging, nachdem er mir ein „Also nachher!" zugeflüstert hatte.

Ich zwang mich zu lächeln, doch ein fast schmerzhafter Ernst verdarb mir den Versuch. Streng und spöttisch, als ob ich auf jede Minute ihrer Vergangenheit Rechte besäße, stieß ich hervor:

„Sie haben diesen Mann geliebt?"

„Ja," erwiderte sie.

Wir erhoben uns gleichzeitig wie auf einen Schlag. Sie verließ mit ihren Eltern den Saal und ich drückte mich wieder in meine Ecke. Zerstreut blickte ich in das Balltreiben. Zuweilen staunte ich, Hedwig nicht mehr an meiner Seite zu sehen. Ihr mutiges, trauriges Ja riß mich abermals zur Bewunderung hin. Mir war, als hätte ich ein großes Glück erfahren und ein noch größeres stünde mir bevor. Ungeduld und ein heftiger unbestimmter Drang mich hervorzuthun machten mich erglühen. Gleich süßen Liebesworten klang ihr Lob in mir nach — mir geschah, wie schon seit Langem nicht: ich hatte ein Vergnügen an mir, wahrhaftig! Abermals fühlte ich meine geistigen Kräfte sich regen, aber nicht störend und qualvoll, wie in letzter Zeit, sondern mit Lust und Wohlbehagen, in einer Art schöner Vorfreude.

Dieser Moment gab das Losungswort für all' die Reihe beschämender Handlungen, welche nun Schlag auf Schlag erfolgten. Ich hatte diesen Moment nicht vorher gesehen, wer mir gesagt hätte, daß er jemals kommen könnte! Wenn ein Brausekopf, der ein Schwächling zugleich ist, jahrelang eine Beute seiner Stimmungen gewesen, sich plötzlich als Herr seines Schicksals fühlt, so wird er thatkräftig bis zur Tollheit! Kreibig stand, umgeben von einem Kreis Männer, am andern Ende des Saals. Mir schien, als suchten mich seine Blicke, als richteten sich Aller Augen erwartungsvoll auf mich. Entschlossen sprang ich auf und eilte zu ihm hin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweden in Altorf.

Schauspiel in fünf Akten von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

Zimmer im Hause der Frau Judith. Einrichtung eines wohlhabenden Bürgerhauses. Ein Kamin in der Mitte, rechts und links davon Thüren in der Hinterwand. Rechts ein Fenster, daneben ein Lehnstuhl. Links Tisch und Sessel. Ein Spinnrad. Auf dem Tische Bücher und Schreibzeug. (**Argula** steht am Fenster, in stummes Brüten verloren. **Judith**, aus der linken Thür kommend, mit einem Armleuchter, den sie auf den Tisch stellt.)

Judith. Man ist so rastlos, wenn Besorgnis uns
Des Tags gewohnte Arbeit stört! Man möchte
Was thun, was helfen, wen zu Hilfe rufen,
Und weiß nicht wen und was. An Deinem Vormund,
Dem Vetter Bürgermeister, hat man auch
Nie rechten Schutz gehabt. Warum als Vormund
Man Den für Euch gesetzt, warum man gar
Herrn Semler einst zum Haupt und Bürgermeister
Der Stadt gewählt, das soll mir Einer sagen!
(Sie setzt sich neben den Tisch und versucht zu spinnen.)
Mein armer Wendelin! Wo hat man ihn
Nur hingethan? So jung er ist, es war
An ihm ein Mann im Hause doch, man fühlte
Sich sicher schon. Und nun, in solcher Unruh'
Der Stadt, ihn zu entbehren, eingesperrt
Ihn wissen von den Schwedischen —! Die Angst
Läßt mich nicht los, daß es noch schlimmer kommt!
Eins tröstet mich: Daß unser guter Freund
Aus Holland wieder angelangt. Der wird
Nicht ratlos sein! Der Pfalzgraf war ja auch
In Wort und Blicken gegen Dich gar höflich,
Und dennoch — weiß ich nicht —

Argula (für sich). Mit solchen Blicken
Uns mustern, heißt beleid'gen, heißt erniedern!

Judith. Komm, Argula, laß mich allein nicht reden!
Lies besser etwas vor, daß man auf andre
Gedanken kommt! Da liegen noch die Bücher,
Daraus der Wendelin uns gestern vorlas.
Besonders liebt er das von Simon Dach,
Das ihm der Hauptmann Eisenhut geschenkt.
Ist's nicht gar wunderlich, daß wir, wie Alle,
Herrn Eisenhut den schwedischen Hauptmann nennen?
Er war's ja freilich, bis er sich entschloß,
Als Herr Studiosus hier zu leben, und
Er wird als Hauptmann auch der Herrn Studiosen
Hier angesehn. Recht gut! Er kommandiert sie
Nach bester Art. Und für den Wendelin
Giebt's keinen bessern Freund. Was mußt' ich lachen,
Als er sich ein „Bejahrtes Haus" einst nannte!
Du lieber Gott — mit achtundzwanzig Jahren!

Argula (hat inzwischen am Tische Platz genommen und in einem Buche geblättert, liest:)

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht nichts ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen,
Und Freundschaft halten kann.
Wenn er mit seinesgleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand."
(Sie legt das Buch beiseite und nimmt ein anderes.)

Judith. Das ist gar schön! Ja, ja, der Wendelin
Hat's auch so gerne!

Argula. Ich weiß ein schön'res noch,
Von Fleming ist's. Da hab' ich es ja gleich.
(Liest:) „Ein getreues Herze wissen,
Ist des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein solches Kleinod weiß!
Mir ist wohl beim höchsten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze!"

Judith. Da hör' ich Jemand draußen — wart' ein wenig!
Ich will doch sehn — (Steht auf.)
(Cochius tritt auf durch die Thüre rechts.)

Cochius. Nur einen Augenblick —!

Judith. Der Herr Magister —?

Cochius. Habt Ihr Einquartierung?

Judith. Nein, nein, Gottlob!

Cochius. Bei mir sind zwei Dragoner —!
Ich bitt' Euch, laßt mich sitzen! — Offiziere
Von den Dragonern! Ich bin ganz von Schreck
Benommen! Meine Töchter, alle fünf,
Hab' ich im Bodenraume gut verschlossen,
Daß sie kein Schwed' erblickt, und sie auch Keinen
Zu sehn bekommen.

Judith. Geht! Ihr seid nicht klug!

Cochius. Ging' es nach mir, wir sollten kurzer Hand
Der Schwedenplage ledig sein! Und wüßt'
Ich einen Boten heute noch nach Nürnberg,
Ich hätte wohl, was Hilfe bringen sollte!
(Fühlt an seiner Brusttasche.)

Judith. Was meint Ihr?

Cochius. Denn zum Kampfe kommt es doch!

Judith. In Altorf?

Cochius. Und vielleicht schon morgen. Sehr
Bedrohlich ist die Haltung der Studenten
Von wegen Eures Wendelin —

Argula. Weil man
Ihn eingeschlossen? Wißt Ihr mehr? Was haben
Die jungen Leute vor?

Cochius. Weiß nicht genau,
Doch ist's in jedem Wirtshaus, jeder Herberg',
Ein stark Rumoren, und kein Zweifel wohl,
Man will aus dem Gefängnis ihn befrein.

Judith. Wenn sie's durch Unbesonnenheit nur nicht
Verschlimmern!

Cochius. Hauptmann Eisenhut, so heißt es,
Ist unter ihnen — hier bald und bald da,
Man weiß, er gilt bei Allen, sucht sie noch
In Ruh' zu halten.

Argula. O, dann ist es gut!

Wendelin (durch die Thür rechts lauschend, halblaut).
Grüß Gott, Frau Bas' und Schwester Argula!

Judith. Der Wendelin!

Argula. In Freiheit?

Wendelin (springt herein). Ja, in Freiheit!

(Umarmt Argula und Judith.)

Argula. Um welchen Preis?

Wendelin. Habt Ihr Euch nicht zu sehr
Um mich betrübt?

Argula. Verkünd' uns lieber, wem
Wir Deine Freiheit danken?

(Wolf ist gleich nach Wendelin aufgetreten.)

Judith. Wem? Da kommt
Er selbst ja! Ist's nicht so?

Wendelin. Wie könnt' es anders?

Judith. Das ist ein Freund!

Wolf. Der wünsch' ich Euch zu sein!

Cochius. Wie habt Ihr's möglich nur gemacht?

Wolf (halblaut, hinwerfend). Ein Handgeld
Thut bei der Schwedenwach' in diesen Tagen
Wohl mehr noch. (Zu den übrigen.) Unsern Wendel bring' ich Euch
Zurück, doch auf Minuten nur. Er soll
Noch diese Nacht die Stadt verlassen, soll
Nach Nürnberg.

Cochius (für sich). Nürnberg? Halt! Da wär' ein Bote
Für meinen Brief gefunden!

Wolf. Besser ist es,
Wenn den Befreiten man entfernt auch weiß.
Ein Mauerpförtchen führt aus Eurem Hofe
Hinaus ins freie Feld. Die rechte Straße
Nach Nürnberg wird er dann zu finden wissen.

Wendelin. Er hat mich überzeugt, 's ist besser so.
Ist Er doch wieder da, der Ordnung hier
Bald schaffen wird! Ich könnt' Euch zwar beneiden,
Daß Ihr nun früher hört, was er erzählen
Von seiner Reise wird — doch mag's drum sein!
Er sagt, es sei für Euch, für Alle ratsam,
So will ich gehn.

Judith. In finstrer Nacht, allein —?
Mich ängstet's doch!

Wendelin (lachend). Geh, Base, sei nicht zaghaft!
Was hat's denn für Gefahr?

Judith (näher zu Wolf). Muß es denn sein?

Argula. Wird Wendelin's Befreiung
Nicht Euch zum Schaden sein?

Wolf. Ich fürcht' es nicht.

Cochius (hat Wendelin hastig beiseite genommen, zieht einen Brief aus der Tasche. (Leise:)
Nehmt diesen Brief nach Nürnberg mit! Gebt morgen
Ihn ab beim Stadthauptmann!

Wendelin. Ich will's bestellen!

Cochius. Steckt ein! Nur heimlich! Vorsicht, liebes Kind!

Wolf. Wir halten Wendelin nicht länger auf.
Ein schneller Abschied!

Judith. Für die nächt'ge Wand'rung
Darf man ihm doch noch einen Imbiß rüsten?

Wendelin. Ich nehm' ihn mit für unterwegs. Leb wohl,
Geliebte Schwester! Sorge nicht um mich!

Argula. Gott schütze Dich!

Judith. Ich bring' Dich noch hinaus.

Cochius. Ich folg' ihm, bis ich durch das Pförtchen ihn
Ins Feld entschlüpfen sah.

Wendelin. Mein treuer Freund!
Ich lasse Deinem Schutz die Frau'n zurück.
O seid nicht traurig! Ich bin guter Dinge.
Auf fröhlich Wiedersehn! Lebt wohl! Lebt wohl!

(Wendelin, Judith, Cochius ab.)

Wolf. Wir sind allein nun, Fräulein Argula,
Und meines Augenblickes nehm' ich wahr —

Argula. Vergebt —! Mir ist das Herz beklommen, halb
Um meines Bruders willen, halb — und mehr noch
Um Euch. Ihr habt ihn aus der Haft befreit,
Ich sorge, daß um seinetwillen Ihr
Euch selbst gefährdet!

Wolf. Sorget darum nicht!
Obgleich mir Euer Sorgen hold beglückend
Zum Herzen spricht. Ich möcht' — Euch etwas sagen,
Und kann's doch so nicht, wie mir's durch die Brust
Im Freudenruf zu Tage quellen will.
Vernehmt's in schlichtem Wort! Ach, Argula —
Ich lieb' Euch! Trag' im Stillen manche Zeit
Verlangend diese Lieb' im Herzen! Konnte
Die Rede nicht und nicht die Stunde finden —
Nun ist's von meinen Lippen! Ja, ich lieb' Euch!
Könnt' Ihr's verstehen? Könnt Ihr es erwidern?

Argula. Ihr liebt mich —?

Wolf. Ja, von ganzer Seele! Nehmt
Das Wort: Ich bin Dir gut — als wär's ein Schatz
In unscheinbarer Hülle! Reich und endlos
Jedwedes Glück umfassend, jedes Glück
Gewährend. Argula, seid Ihr mir gut?

Argula. Ihr seht befangen mich, ja fast bestürzt
Von Überraschung, Freude — ja, vor Freude!
Ich sollte zögern, mein Gefühl verbergen
Nach Mädchenart — doch nein! Ich mag's nicht — nein!
Wahr will ich sein und einfach, so wie Ihr,
Da Ihr in Einem Wort mir alles gebt?
Ich war Euch gut vom ersten Augenblick,
Da ich Euch sah! Ich liebt' Euch als den Freund,
Ich will Euch lieben wie das Weib den Mann!

Wolf. Und willst mir angehören für das Leben?

Argula. In jeder Lebensstund'! In Not und Tod!

Wolf. So sind wir Eins, und nichts mehr kann uns trennen!

Argula. Nichts auf der Welt! O Du — mein wilder Wolf,
Deß Name dem Gehör so schreckhaft klingt —
Im Herzen klang er stets mir hold! Denn immer
War Deinen Augen er gesellt, die leuchtend
Und warm wie Sonnenstrahl, mein Innerstes
Zu finden wußten! Jede schöne Kraft
Und alles Große las ich stets darin,
Und fühlt' es überströmen, Leben spendend,
Ins eigene Gemüt!

Wolf. Du Einzige!
Was bin ich denn, daß Du so hoch mich hältst?

Argula. Du bist in jungen Jahren schon ein Mann,
Dem sich die Guten gern vertrauen, den
Die Bösen scheu'n. Du weißt mit tapferm Mut
Zu helfen, wo es Not ist —!

Wolf (lachend). O genug!
Mach mich erröten nicht in erster Stunde
Des Glückes!

Argula. Ach, sie kam — zwar heimlich
Ersehnt wohl, doch so unerwartet, daß ich
Dem Sturm des Herzens kaum gebieten kann!
Und doch, nicht Freud' allein ist's, was ich fühle'
Ein reiner Schauer weht mich an, wie wir
Vor einem Höchsten, Heiligsten, empfinden,
Das uns gemahnt, Geringes abzuthun
Und uns auch groß zu fassen, in Gedanken
So wie im Thun. Des Lebens Wert — durch Dich erst
Erkannt' ich ihn. Und jeder großen Pflicht
Will ich entgegengehn mit Dankgefühl!

Wolf. Gemeinsam laß uns schaffen, Argula,
Das Leben würdig uns zu bau'n. Und drum
Sei schnell das Band geschlossen, das uns eint!
Willst Du mein Weib sein schon in wenig Tagen?

Argula. Ich will's — allein die Ungewißheit noch
Um Wendelin —

Wolf. Der soll, so hoff' ich, auch
Uns zum Altar begleiten! Welch ein Leben
Erwart' ich nun mit Dir! Den Waffendienst
Hab' ich genug gekostet, und genug
Auch die gelehrten Studien. Unsre Tage
Verlangen rüstigeres Schaffen. Schrecklich
Hat langer Krieg das deutsche Land verwüstet,
Und öde Wildnis ward, was einst geblüht
Und Früchte trug. Den Acker gilt es urbar
Zu machen, um die Saat ihm zu vertrauen.
Damit beginn' ich. Mein zerstörtes Haus
Am Niederrhein, ich richt' es wieder auf —
Nein, Eures, wenn Du's lieber willst! Und wir
Beziehn es, freudig schaffend, neue Ernten
Erkämpfend von der Wüstenei. Gefiel'
Dir solch ein Leben?

Argula. Jedes, das mit Dir
Ich teilen darf!

(Judith und Cochius treten auf.)

Judith. Er ist hinaus. Nun führ'
Und helfe Gott ihm fort, und bring' ihn bald
In Sicherheit!

Cochius (für sich). Und schütz' auch meinen Brief,
Der von den neuen Marmertinern uns
Befreien soll! (Laut.) Doch Zeit ist's, daß ich gehe.
Seid froh, daß Ihr nicht Einquartierung habt! (Ab rechts.)

Wolf (heiter). Frau Base Judith — habt Ihr was dagegen,
Daß Argula und ich fürs Leben uns
Verbinden?

Judith. Ist's so weit? Aus Angst und Not
Kommt man zur Freude oft, man weiß nicht wie!
Gott segn' Euch! Meinen Segen habt Ihr längst.
Der — Vormund wird ja auch nicht widerstreben.

Argula. Der Vormund — den vergaß ich!

Judith. Wie er Euch
Vergaß, und gern Euch meinen Händen ließ.
Den überlaßt nur mir!

Wolf. Und will Frau Judith
Auch ferner mit uns leben, wenn ich mir
Die Stätte gründe?

Judith (lachend). Geht! Da wär' ein Zuwachs.
Fürs erste gleich —! Nein, nein, ich hause weiter
Mit unsrem Wendelin — ach, wär' er nur
Schon wieder da! — wenn er mich noch ein Weilchen
Behalten will.

Cochius (kommt zurück, angstvoll).
Ich kann nicht aus dem Hause —
Man läßt mich nicht! Zwei Schweden an der Thür —
Ein Schreckensmensch von Hauptmann mit den Andern
Durchsucht den untern Stock!

Judith. Bei mir?

Wolf. Was soll das?

(Er geht auf die Thür zu.)

Argula (für sich). Was ich gefürchtet, ist es schon so nah?

(Hannibal tritt auf mit zwei Soldaten.)

Hannibal. Auch diese Thür besetzt! — Aha, Gesellschaft!

Wolf. Was untersteht Ihr Euch? Unmöglich dringt
Ihr auf Befehl des Generals hier ein!

Hannibal. Der feine Vogel ist aus seinem Käfich
Entwischt, ich merkt' es bald. Hier ist sein Nest,
Das komm' ich auszustöbern.

Wolf. Und zu spät.
Der Flüchtling hat die Stadt bereits verlassen,
Ich half ihm selbst dazu.

Hannibal. Ihr halft ihm selbst?
So halt' ich mit Vergnügen mich an Euch,
Und führ' Euch selbst dahin, wo die vier Wände
Entbehren des Bewohners. Ich verhaft' Euch!

(Der Pfalzgraf, im Mantel, tritt auf, stutzt und bleibt überrascht stehen.)

Wolf. Herr Hauptmann Brömsebro, Ihr seid — betrunken!
Hinaus mit Euch!

Hannibal. Ergreift ihn!

Pfalzgraf. Halt!

Argula (für sich). Der Pfalzgraf!
Er wagt's —!

Pfalzgraf (zu Hannibal). Was sucht — was habt Ihr hier zu schaffen?

Hannibal. Nach dem Studenten such' ich, der den Grig
Verwundet, den Ihr festgesetzt. Der künft'ge
Magister da, Herr Eisenhut, hat ihn
Befreit und aus der Stadt entschlüpfen lassen.

Pfalzgraf. Ist's wahr?

Wolf. Ich hab's gethan.

Pfalzgraf (verwirrt). Nun gut — nun gut!
Es ist mir recht — vielleicht am besten, daß er
Die Stadt verließ. So spart er uns die Mühe,
Ihn zu bewachen.

Judith. Wir sind sehr getröstet,
O Herr, daß Ihr es billigt. Doch erlaubt —
Wir waren so gefaßt nicht auf die Ehre
Eures Besuchs, in solcher Stunde gar —

Pfalzgraf. Ich — hörte Lärm, da ich vorüber ging,
Und fürchtete, daß etwa meine Leute —
So wollt' ich selber zusehn. Und ich finde
Ja auch Freund Eisenhut in solcher Stunde
Gar wohl empfangen —!

Argula (schnell vortretend). Ihm allein gewährten
Wir dieses Recht, als meinem Anverlobten
Und künft'gen Gatten, dessen Edelmut
Und reiner Sinn vor jedem Schein uns sichert.

Pfalzgraf (erschreckend, für sich).
Verlobt? Er sagte nichts davon — was heißt das?
(Zu Wolf, laut.) Sehr überrascht mich, was das Fräulein sagt —!

Wolf. Das Fräulein spricht die Wahrheit, eine Wahrheit
Die mich beseligt!

Pfalzgraf. Und seit wann — seit wann
Bist Du ihr anverlobt?

Wolf. Seit dieser Stunde.

Pfalzgraf (zornig, halblaut). Verräter!

Wolf (einlenkend, halblaut). Was, unausgesprochen, längst
Einander zugehört, es sollte sich
In dieser Stunde finden und vereinen.

Pfalzgraf. Verräter dennoch! Ha, und wenn ich vor Dir
Das Haus betrat — wie dann? Ich fand wohl auch —

Wolf (stärker). Herr Pfalzgraf — unter meinem Schutze steht
Dies Haus! Ich wünschte nicht, daß man mich zwänge,
Besuch von Gästen ernster abzulehnen,
Als Höflichkeit gestattet.

Pfalzgraf. Sieh Dich erst
Nach einem Schutz um für Dich selbst! Dich nehm' ich
In Haft für Den, dem Du zur Flucht verholfen.
Ihr kamt gelegen, Hauptmann Brömsebro —
Euch übergeb' ich den Gefangnen.

Hannibal (für sich). Bravo!

Wolf. Das kann im Ernst nicht Euer Wille sein.

Argula. Warum, Herr Pfalzgraf, ist Euch jetzt Verbrechen,
Was Ihr nur eben gutgeheißen? Denn
Es ist doch die Befreiung meines Bruders
Der einz'ge Fehler, den Ihr strafen wollt?

Pfalzgraf. Ich hab' mir's anders überlegt. Der Fall,
Mein schönes Fräulein, ist von ernstrer Art.
Es bleibt, wie ich's befahl.

Wolf. Ihr werdet's nicht thun:
Bedenkt es wohl! Denn einen Sturm beschwört Ihr,
Dem Eure Macht nicht stehen kann, den ich
Vielleicht nicht abzulenken mehr vermag.
Ich warn' Euch!

Pfalzgraf. Prahlerei!

Wolf. Der Zorn verleitet
Euch jetzt, zu wollen, was Euch nicht geziemt.
Wenn Euer Kriegsgefolg' in dieser Stadt,
In Friedenszeit, in Willkür sich erging,
Ihr zürntet, nanntet's strafbar. Will der Führer
Des Heers den Seinen jetzt ein Vorbild geben
Zu neuer Ungesetzlichkeit? Das Gastrecht
Der Stadt Ihr möchtet's wahren, und Ihr wollt
Das Gastrecht dieses Hauses doch verletzen?
Ich kann es sichern, Herr, vor Euch! Ich kann's
Selbst, wenn Ihr in Gefängnismauern mich
Verschließt! Darum bezwinget Euren Zorn,
Und nehmt den Befehl zurück — er wäre
Zu Eurem Schaden!

Pfalzgraf. Den will ich erwarten
Und tragen! Ihr da, Hauptmann, meinen Willen
Habt Ihr gehört. Führt den Gefangnen fort!

Wolf. Nun, so gescheh's! Ihr werdet morgen wünschen,
Es nicht gethan zu haben. — Bleib' gefaßt,
Geliebte! Teure Base, seid getrost!
Es giebt wohl einen ernsten Tag noch — nicht
Für Euch! Lebt wohl! Herr Pfalzgraf — Eu'r Gefang'ner!

(Ab mit Hannibal und den Soldaten.)

Pfalzgraf (für sich). Ob's recht gethan —? Ich kann's nicht widerrufen!

(Verneigt sich kurz und geht schnell ab.)

Judith. So viel — an einem Tag!

(Sie sinkt in den Lehnstuhl rechts.)

Cochius. Bei mir zu Hause —
Wie werd's ich's finden? Ob der Weg wohl frei?

(Er lauscht an der Thür.)

Argula (mit plötzlichem Entschlusse).
Sie sollen's wissen — Asmus und die Freunde,
Noch heut! — Ich bitt' Euch, Herr Magister, nur
Zwei Worte schreib' ich — von den Nachbarn Einen
Ruft her, zum Botengang an einen Freund
Meines Verlobten! (Sie setzt sich zum Schreiben.) Komme, — was da mag!

(Cochius steht ratlos, ob er gehen oder bleiben soll.)

(Der Vorhang fällt.)

(Die weiteren drei Akte folgen.)

Hinner der Schein.[1]

(Vogtländer Mundart.)

Drum ne[2]) Scheinedach gurrt e Teiwerich
Und daer schnawelt fest mit sein Teiwel sich.
Dra der[3]) Scheinewand wechst e Hollerstock[4])
Und daer schteckt in weißen Friehgahrschrock.

Ausen[5]) Bliefen saung[6]) Binne[7]) Hanig[8]) raus,
Hamm[9]) ihrn Stock do drim[10]) hinnern Nachberschhaus,
Unnern Hollerbam is e schtiller Platz
Und do sitzt der Heiner mit sein Schatz.

Und sie schnaeweln grad wie de Teiwle sich,
Und die Liese sogt: „Guter Heinerich!“
Un der Heiner sogt: „Liewe Liese 's schmeckt
Su e[11]) Schmatz wie waenn mer[12]) Hanig laeckt!“

Gottfried Doehler.

[1]) Scheune = Scheuer. [2]) Droben auf dem. [3]) Dran an der. [4]) Hollunderstock = Baum. [5]) Aus den. [6]) saugen. [7]) Bienen. [8]) Honig. [9]) haben. [10]) drüben. [11]) so ein [12]) man.

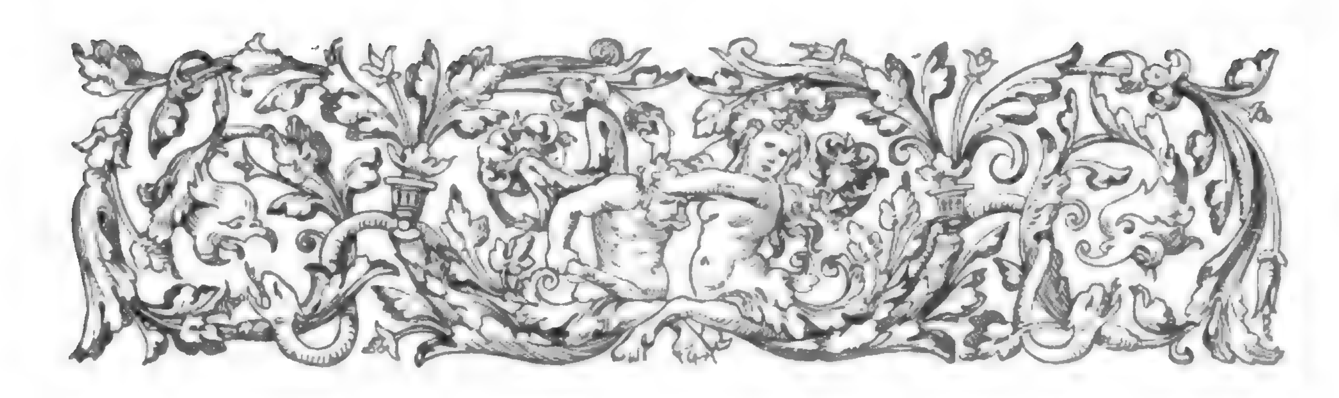
„Wo am fernen Himmelssaum …“

Wo am fernen Himmelssaum
Rot die Sonnenstrahlen starben,
Deckt des Waldes Knospentraum
Still ein Schleier veilchenfarben.

Drüben weiß ich Blumen stehn,
Viele tausend Frühlingsglocken
Zittern dort im Windeswehn,
Schimmernd wie des Himmels Flocken.

Ach, ich trag' es nicht allein
All' dies heiße Lenzentzücken!
Komm und hilf, Herzliebster mein,
Mir im Wald die Blumen pflücken.

Anna Klie.



Judith Trachtenberg.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Es sollte noch kürzer währen. Als die beiden Wagen der Herrschaft — ein offener Landauer, in welchem der Graf und seine Gattin saßen, und eine geschlossene Kutsche mit Hania, Jan und einer Wärterin mit dem katholisch getauften Knaben Ludwig auf dem Arm — an der Gemarkung, den „drei Linden", eintrafen, konnte der Führer des Banderiums nur eben das übliche „Urrah" ausbringen, Salz und Brot überreichen; dann gab der Graf, ohne dem greisen Bauer die Zeit zur Begrüßung zu gönnen, dem geschlossenen Wagen den Befehl, sofort auf dem Landwege zum Schlosse zu fahren und rief dann dem Fedko zu: „Mach rasch!" In scharfem Trab fuhr der Landauer auf der Heerstraße dahin, die Bauern mußten ihre Gäule in Galopp setzen, um nicht zurück zu bleiben. In wilder Hast, von einer Staubwolke eingehüllt, wie von Verfolgern gejagt, eilte der Zug dem Städtchen zu.

Von Minute zu Minute wurden die Wangen des Grafen bleicher, das Zucken im Antlitz stärker; er vermied es aufzublicken und deckte zuweilen die Augen mit der Hand. Seit Monaten, seit Wochen hatte er vor dieser Stunde gezittert; sie dünkte ihm die peinlichste, die ihm das Leben noch bringen konnte — muß es sein? hatte er sich all' die Tage gefragt, und nun vollends erfüllte ihn nur die eine Empfindung: Empörung über die Härte des Weibes, das seinen Nacken nun auch unter das schwerste Joch gezwungen und über seine Schwäche, die dies geduldet. Was hatte er in den letzten Monaten ertragen müssen — nach seiner Empfindung völlig unverdient, denn wenn seine Schuld groß gewesen, so war die Sühne unerhört: er hatte ihren Willen erfüllt, hatte sich mit der Jüdin in Koburg trauen lassen, was konnte, was durfte sie mehr von ihm verlangen?! Sie that es doch; bezüglich des Knaben zwar fügte sie sich seinem Willen, wortlos, ohne jeglichen Kampf, als hätte sie es selbst nicht anders gewünscht, aber als er ihr nun mitteilte, daß sie mindestens für zwei Jahre der Heimat fernbleiben müßten, bis sich die Leute an das Unerhörte gewöhnt, bat und beschwor sie ihn, nach Wien zu gehen, die Anerkennung der Ehe zu bewirken. Er widerstrebte lange und es übte auch nur geringen Eindruck auf ihn, als sie ihm zurief: „Mir hängt die ganze Seele an diesem Einen; willfahre mir darin und ich will es Dir reichlich lohnen!" Wodurch? dachte er, durch Liebe und Treue? Darauf hatte er sich nun vor Gott und den Menschen das gute Recht erworben, durch ein schwereres Opfer, als es je ein Mann seines Standes gebracht — sollte sie ihm nicht treu anhangen, um derentwillen ihm seine nächsten Freunde untreu geworden, sie ihn nicht lieben, um derentwillen er so viel Haß auf sich geladen?! Aber allmählig wurde sein Widerstand schwächer; sein ganzes Wesen war ja nicht dazu angethan, selbst einem geringeren Einfluß stand zu halten, geschweige denn dem dieses eisernen Willens; er gab schließlich nach, weil er dachte, sie werde in Wien bald selbst einsehen, daß sie Unmögliches begehre. „Gelingt es Dir nicht," schlug er ihr vor, „dann gehen wir auf zwei Jahre nach Italien" — und sie willigte in den Pakt. Vom Mißerfolg fest überzeugt und darum doppelt ärgerlich, daß Judith seinen Namen nutzlos in der Leute Mund bringe, sah er in Wien ihren Versuchen zu; daß das Wetter-

nich'sche Regiment, welches Allen den Fuß auf den Nacken setzte und sich nur vor der Kirche beugte, das Unerhörte niemals bewilligen werde, war ja klar; wen immer sie darüber sprach, sagte ihr mit mühsam erzwungenem Ernste, das Ziel sei unerreichbar. Sie aber ward nicht müde, immer neue Verbindungen anzuknüpfen, immer neue Mittel zu versuchen, und als alles nutzlos war, wandte sie sich an — die Kirche selbst. Ein junger Prälat aus verarmtem hochadeligem Geschlecht war der erste, des sich gewinnen ließ; bald wimmelte es in ihrer Hotelwohnung beim „Wilden Mann" in der Kärntnerstraße von Soutanen und Kutten, und eines Vormittags — sechs Wochen waren sie nun in Wien, und nur der Bankier, wo ihr Erbteil hinterlegt war, wußte, wie kostspielig jetzt schon dieser Aufenthalt für sie war — trat sie vor ihn hin: „Wünsch' mir Glück, Agenor, ich gehe zu Metternich!" Er blickte sie an; wie sie so vor ihm stand, im dunklen, wallenden Gewande, das halbergraute Haar vom schwarzen Schleier umhüllt, das scharf geschnittene Antlitz bleich und unbewegt, und nur um die Lippen ein Zucken der Erregung, flößte sie ihm eine Empfindung ein, die seltsam aus Bewunderung und Grauen gemischt war; von Liebe — er hatte es schon vorher zuweilen dunkel empfunden, aber nie war es ihm so klar geworden, wie in diesem Augenblicke — von Liebe war nichts mehr in dieser Empfindung ... „Du hast die Gewißheit, daß er Dich empfängt?" fragte er zögernd. Sie zeigte ihm die Audienzkarte. „Aber hast Du es auch recht bedacht?" fuhr er zaghaft fort. Darauf gab sie keine Antwort mehr, sondern reichte ihm zum Abschied die Hand. Als sie nach zwei Stunden wieder vor ihn trat, las er von ihrem Antlitz ab, daß sie gesiegt; wortlos schnellte er empor und starrte sie an. Aber von ihren Lippen kam kein Wort des Triumphs. „Wir werden die Papiere noch diese Woche erhalten," sagte sie kurz und als er sie mit Fragen bestürmte, wie sie es erreicht, erwiderte sie: „Durch die Wahrheit! Damit kommt man bei klugen Menschen immer am weitesten, und er ist so klug! — Er hat sofort begriffen," fuhr sie mit bitterem Lächeln fort, „daß ich weder Österreich noch die Kirche, ja nicht einmal die Ghettomauern umstürzen will. Er hat es auch nicht der Jüdin gewährt, sondern mir, nachdem er erfahren, was ich erlebt und wie es um meine Seele steht. Nur Eines habe ich ihm verhehlt ..." — „Was?" forschte er. — Sie schüttelte den Kopf. „Du sollst es erfahren, wohl schon bald, heute noch nicht ... Ich hätte ihm auch dies Eine gesagt," fuhr sie wie im Selbstgespräch fort, „wenn es etwa nötig gewesen wäre. Aber es war nicht nötig, weil er besser ist, als die Leute glauben, weil er zu klug ist, als daß er ganz schlecht sein könnte ..." Er horchte ihren Worten, ohne sich viel dabei zu denken, und wurde erst wieder ganz Ohr, als sie fortfuhr: „Sobald wir die Papiere haben, reisen wir natürlich heim!" Er widersprach lebhaft, und als sie auch nun verhieß: „Ich will es Dir lohnen!" ward er ungeduldig und sagte ihr, was er darüber denke. Sie hörte ihn ruhig an. „Du verstehst mich nicht!" erwiderte sie dann mit seltsamem Lächeln, „ich will Dir wirklich den höchsten Lohn gewähren, der Dir von mir werden kann." Aber dies wirkte weit weniger auf ihn, als ihr Versprechen, daß sie sich mit einer Woche Aufenthaltes im Städtchen begnügen wolle; „über das Künftige sollst Du dann selbst entscheiden," schwor sie ihm zu. Vollends willfährig für ihre Wünsche aber machte ihn eine Mahnung, welche ihm ein hoher Beamter, ein Vertrauter des allmächtigen Ministers, kurz vor der Abreise nach Galizien überbrachte. „Der Fürst," sagte er ihm, „hat von der Unterredung mit Ihrer Gemahlin den tiefsten Eindruck empfangen; er meinte, es sei jammerschade, daß aus einem so herrlichen Geschöpf nichts geworden als eine tief unglückliche Frau. Und ich, meinte er, würde an Stelle des Grafen immer daran denken, wie unglücklich sie ist!" — So hatte Judith alles durchgesetzt, auch diesen Einzug mit all' der Schmach, die er für einen Baranowski bedeutete, mit all' dem Unheil, das er wohl im Gefolge hatte ... Der Graf richtete sich auf. „Rascher, rascher!" rief er dem Kutscher zu, „und auch durchs Städtchen fährst Du so rasch als möglich!"

Judith hatte bisher still und stumm in der Wagenecke gelehnt; ein Kleid von schwerster schwarzer Seide umschloß die schmächtige Gestalt, ein prächtiger Spitzenschleier das Haar, und auf ihrer Stirne blitzte das Diadem, welches sich mit dem Majorat der Baranowski mit vererbte, aber das bleiche Antlitz war düster, wie nur je, und daß sie jener Stunde entgegenging, die sie mit schier übermenschlicher Kraft herbeigeführt, verriet nur zuweilen ein schwererer Atemzug. Nun aber richtete sie sich auf; ihre Hand fiel auf den Arm des Gatten. „Agenor," sagte sie

hart und scharf, „ein ehrlicher Mann hält sein Wort, auch wenn es ihm schwer wird!“

„Es ist ja nur zu Deinem Besten!“ erwiderte er. „Du weißt, was Stiegle —“

„Kein Wort mehr! . . . Wir fahren nun im Schritt!“

Er gab zögernd den Befehl. Das Banderium, das zurückgeblieben, sammelte sich wieder und umgab den Wagen. Langsam kamen sie dem Mauthaus näher; der blumengeschmückte Schranken schwebte empor. „Urrah!“ riefen die Bauern, die im Spalier standen, „Urrah!“ erwiderte das Banderium; die Böller dröhnten, die aufgestellte Musikkapelle blies einen Tusch; aber all' dies ward übertönt von den wirren Rufen der Menge. Nur einzelnes konnte man daraus verstehen; es klang nicht freundlich. Drohend wandten sich einige der Bauern im Spalier um und hoben den Stock, das Handbeil gegen die Schreier hinter ihnen; enger scharte sich das Banderium um den Wagen. Der Graf war fahl geworden und in den Sitz zurückgesunken, Judith aber, bleich wie er, saß hoch aufgerichtet da und blickte ruhig zur Rechten, dann zur Linken auf die Tobenden hin. So passierten sie das Mauthaus.

Von diesem Hause aufwärts verbreiterte sich die Straße; die Menge, die hinter dem Spalier Stellung genommen, war noch größer, daher hier die Gefahr noch dringender. Aber seltsam, als die Musik schwieg, die Bauern still wurden, da verhallten auch die Rufe der Menge. Hatten sie nur jene Huldigungen zum Widerspruch gereizt? Bannte sie der Blick, der düstere, gebieterische Blick der blassen, geschmückten Frau? Hielten sie Ruhe, um sich nicht selbst im Genuß des unerhörten Schauspiels zu stören?!

Es leben noch heute einige Menschen im Städtchen, welche damals, vor fast sechzig Jahren, als Knaben, als Jünglinge die Gräfin Judith Baranowska in das Städtchen haben einziehen sehen. Frägt man sie darnach, so schütteln sie den Kopf: „Wie sie aussah, läßt sich nicht beschreiben, und was in uns vorging, wenn uns ihr Blick traf. Wie eine Sterbende sah sie drein und dabei wie eine Königin. Wer sie sah, konnte kein schlimmes Wort mehr rufen. Und als die Bauern die Mützen zogen, da thaten wir es auch und als sie wieder Urrah riefen, störten wir sie nicht. Wir standen zwischen dem Mauthaus und der Triumphpforte. Vor ihrem Vaterhaus, wo das Merkwürdigste geschah, waren wir leider nicht dabei.“

Dies allein muß des Näheren berichtet werden. An der Triumphpforte vollzog sich alles in Ruhe. Selbst ein Mann, wie der Bürgermeister, fühlte, daß sich diese Stunde nicht zu einer schönen Rede schickte — es stand zu viel auf dem Spiel, vielleicht, wenn irgend ein Zufall, ein Witzwort, ein erhobener Bauernstock den seltsamen Bann löste, der die erregte Menge im Zaume hielt, das Leben einiger Menschen. Er machte es kurz, der Graf stieß hastig einige Dankworte hervor.

Dann wandte er sich an Judith. „Ich beschwöre Dich,“ murmelte er, „halten wir nicht an Deines Bruders Hause. Es ist das sichere Verderben!“

„Es muß sein!“ erwiderte sie, und als er zögerte, gab sie dem Fedko selbst den Befehl.

Und in der That, es schien das Verderben. Als die Menge, die sich bisher lautlos verhalten, das Ziel der Fahrt erriet, brach plötzlich ein Schrei der Wut, des Hohns aus hundert Kehlen — wild, gellend, überlaut, wie in einem einzigen Atemzug hervorgestoßen. „Schimpf und Schande!“ . . . „Zum Judenhaus, dann zur Synagoge!“ . . . „Nieder mit ihr!“ „Nieder! . . . Nieder!“ Im nächsten Augenblick riefen es tausend und drängten tobend heran; das Spalier ward durchbrochen; die Bauern hoben ihre Handbeile; das Handgemenge begann. Der Wagen hielt; sein einziger Schutz waren jetzt nur mehr wenige Berittene, die auch nun noch an seiner Seite geblieben. In dem Grafen regte sich der Kavalier; er riß eine Pistole aus dem Gürtel seines pelzbesetzten Rockes, des Kontusch, und schwang sich mit gespanntem Hahn auf das Trittbrett.

Da begab sich etwas Unerwartetes. Aufrecht war Judith bisher dagesessen, immer starr in die Menge blickend. Nun richtete sie sich plötzlich zu ihrer vollen Höhe empor, daß das Diadem auf ihrer Stirne im Sonnenschein aufleuchtete. „Fort!“ rief sie den Berittenen zu, so gebieterisch, daß sie gehorchten und ihre Pferde beiseite drängten. „Fort!“ herrschte sie Agenor an und wies ihn vom Tritt hinweg.

Die Menge stutzte, die Kämpfenden hielten inne, es wurde plötzlich still.

„Was wollt ihr?“ klang in diese Stille die laute, ruhige, metallene Stimme der blassen Frau. „Mich töten? Hier bin ich! Niemand soll

mich beschützen, ich verbiete es! Es soll um meinetwillen kein Blut fließen. Ich habe schon Blutschuld auf mir ... Ich harre!"

Niemand regte sich, kein Ruf ertönte. Und in diese Stille hinein rief eine Stimme — wer es gewesen, ist nie erkundet worden —: „Sie hat Gotteswerk vor! Sie will sühnen, was sie gethan! Und der Graf will's für sein Teil thun! Gotteswerk stört man nicht!"

Wieder ein Murmeln, ein Drängen — die Menge gab Raum. Der Graf schwang sich in den Wagen, Fedko lenkte die Pferde dem Hause Rafaels zu; auch hier wichen die Leute. Unter tiefer Stille traten Judith und der Graf ins Haus und als sie nach wenigen Minuten, von Rafael geleitet, wieder erschienen, klang abermals kein Laut, und alle sahen zu, wie der Graf Rafael die Hand schüttelte, wie Judith den Bruder umarmte. „Um vier Uhr — auf dem guten Ort!" flüsterte sie ihm zu.

Sie bestiegen den Wagen. Da begab sich wieder Unerwartetes. Rafael hatte mit thränenüberströmtem Antlitz noch einmal Judiths Hand ergriffen und gedrückt. Im nächsten Augenblick rief Einer: „Sie hat viel gelitten, nun mag sie glücklich sein! Urrah!"

„Urrah! Urrah!" Hundertfach wiederholte sich der Ruf, bis es von Aller Lippen klang: „Urrah! Glück und Segen!"

Unter diesen Rufen, unter forwährendem Grüßen und Jubeln der Menge fuhren die Beiden vom Städtchen ins Schloß. Nun aber saß Judith nicht mehr aufrecht, wie früher; wie gebrochen lehnte sie in der Ecke, und die Thränen rollten über ihr Antlitz.

Im Schloß hatten sich die Pächter des Grafen versammelt. Auch Dr. Reiser erschien zur Begrüßung. Judith fragte sofort nach der alten Miriam. „Ich will zu ihr," sagte sie, „sobald ich die Tafel verlassen kann."

„Thun Sie dies," sagte der alte Arzt bewegt, „denn morgen würden Sie sie nicht mehr finden. Vor zwei Stunden etwa mag sie gestorben sein. Eben, als ich hierher fahren wollte, kam ihre Dienerin jammernd zu mir. Ich war einen Augenblick in der Kammer. Verklärter hab ich noch keines Toten Antlitz gesehen."

Man setzte sich zur Tafel; sie war genau so gerüstet, wie bei jedem Hochzeitsmahl der Baranowski. Dieselben Speisen und Weine wurden gereicht, dieselben altertümlichen Prunkgefäße standen auf den Tischen. Nur die Stimmung war eine andere, und nach einer Stunde erhoben sich die Gäste.

Judith fuhr mit dem Arzte nach dem Häuschen zu Roskowka, von der alten Freundin Abschied zu nehmen. Sie hatten die Leiche noch nicht aufgebahrt, sie ruhte in ihrer Festtracht im Lehnstuhl. Keines Wortes mächtig, starrte Judith in dies Antlitz, auf dem der Ausdruck lichter, seliger Freude haftete.

„Wissen Sie, warum die Miriam so lächelte, als sie starb?" fragte Dr. Reiser. „Sie hörte die Böllerschüsse, die Ihren Einzug verkündeten!" Und er erzählte Judith von seinen letzten Gesprächen mit ihr. „Nun durfte sie sterben als Siegerin! Nun wußte sie auch, daß ihr Kind nicht verdammt sei und daß sie es drüben wiederfinden würde."

Judith war zu Füßen der Leiche hingesunken und hatte die starre Hand geküßt.

„Sie haben recht!" sagte sie dann. „Wohl ihr, als Siegerin ist sie gestorben!"

„Und wohl Ihnen," fügte er hinzu, „die Sie als Siegerin leben dürfen!"

„Sprechen Sie nicht so," wehrte sie hastig ab, „als Sieger nach solchem Kampfe darf nur der Schuldlose leben. Der Schuldige überlebt seinen Sieg nicht ... Verzeihen Sie, aber ich muß fort, mein Bruder erwartet mich auf dem „guten Ort", am Grabe unseres Vaters."

Kopfschüttelnd blickte ihr der Arzt nach, als sie davonfuhr. „Was das für ein sonderbarer Ton war," dachte er. Doch machte er sich dann weiter keine Gedanken darüber.

Rafael hatte sich pünktlich am Grabe eingefunden. Wie früher vor aller Welt Augen, sanken die lange Entfremdeten hier an der heiligsten Stätte, die es auf Erden für sie gab, einander in die Arme und hielten sich lange umschlungen. Und nun erst hatte die Versöhnung für ihre Herzen die rechte Weihe erhalten.

„Hier also ist mein Platz!" sagte Judith und wies auf die freie Stelle zwischen den Gräbern der Eltern. „Nicht wahr, den darf mir niemand rauben?! Ich bin ja eines Christen Weib und da könnten die Frommen sagen — — Aber Du wirst es nicht dulden! Nicht wahr, Rafael?"

„Wenn ich Dich überlebe, so wirst Du hier begraben. Aber darüber können wir nach dreißig Jahren sprechen ...."

„Du schwörst es mir, so wahr Dir des Vaters Andenken heilig ist? Ich bitte Dich darum! ... Du begreifst, wie bewegt ich gerade heute bin ..."

„Wenn es Dich beruhigt: ich schwöre es!"

„Und Du läßt mir jene Grabschrift setzen, die ich mir selbst bestimme?"

„Wenn ich Dich überlebe! . . ."

Sie sprachen noch einiges über seine künftigen Pläne; dann umarmte sie ihn noch einmal und fuhr zum Schlosse zurück.

Der Graf saß mit Stiegle und einigen seiner Pächter in seiner Arbeitsstube beisammen. Sie ging in ihr Schlafzimmer und schrieb da zwei kurze Briefe, an Agenor und ihren Bruder. Darüber war schon die Dämmerung hereingebrochen. Dennoch ließ sie sich dann noch ihren Knaben bringen, der bereits in seinem Bettchen lag. „Ich habe ihn ja seit heute morgen, wo wir aus Tluste aufbrachen, noch gar nicht gesehen!" sagte sie der Wärterin und blieb dann mit dem Kinde allein, wohl eine Stunde. Als die Dienerin nun ungerufen das Zimmer betrat, war es schon ganz dunkel darin; sie konnte das Antlitz der Herrin, die tief über das Kind gebückt saß, nicht sehen. Aber an ihrer Stimme glaubte sie zu erkennen, daß sie weine. „Auch für Dich ist es besser . . . auch für Dich . . ." Dies waren die Worte, die sie zu verstehen glaubte.

Die Herrin übergab ihr das Kind und sagte dann, sie wolle noch in den Garten, der Abend sei so mild, und der Mond werde bald aufgehn.

So that sie auch. Sie schritt die Treppe hinab, in den Park, an der Stelle vorbei, wo Agenor vor zwei Jahren den ersten Kuß auf ihre Lippen gedrückt und dann dem Teich zu. Auf dem Wege begegnete ihr der Kutscher Fedko, bot ihr den guten Abend und erhielt freundlichen Gegengruß. Er blickte ihr einen Augenblick nach, wie sie der Wasserfläche zuschritt, auf der eben der erste zitternde Schein des Mondes auftauchte.

„Wenn ich so daran denke," sagte sich der gute Mensch, „wie ich sie damals in Borky an jenem Morgen dem Teich zustürzen sah . . . Wie ganz andere Gedanken mag sie heute haben, wo sie alles erreicht hat!"

Er irrte.

Als Judith gegen neun Uhr noch nicht zurück war, ging der Graf, sie zu suchen. Als er sie nicht fand, wollte er besorgt die Diener aufbieten. Da fand Hania den Brief auf ihrem Tische, und nachdem er ihn gelesen, wußte er, wo er ihre Leiche finden konnte. Der Brief war kurz aber liebevoll. Sie band ihm die Sorge für das Kind aufs Herz und bat ihn, sich nicht mit dem Vorwurf zu quälen, daß er an ihrem Tode schuldig sei. Sie sterbe, um ihn nicht elend zu machen und selbst noch elender zu werden, sterbe, weil sie nach dem, was über sie gekommen, nicht Mut noch Kraft zum Leben habe, aber es sei keines einzelnen Menschen Schuld, auch nicht die seine.

Auch ihr Antlitz war nicht verzerrt, da sie die Leiche aus der stillen Flut hoben. Es war so ernst und unbewegt, wie es in der letzten Zeit immer gewesen.

Zwei Tage später ward sie von ihren Glaubensbrüdern auf dem „guten Ort" begraben, an dem Platz, der ihr als Erbteil gebührte. Als sie das Grab ausschaufelten, fanden sie noch die Reste eines mächtigen Strauchs im Erdreich. Nur Wenige wußten, daß es ein Rosenstrauch war, und welche Bewandnis es damit hatte.

Auf ihrem Grabstein steht die Inschrift:

Judith Gräfin Baranowska
die Tochter des Nathan ben Manasse aus dem
Stamme Israel.
Sie starb in der Dunkelheit, aber es wird einst tagen.

Wiedersehen.

Wie trieb es ach so glühend mich
Zum stillen Garten wieder!
Schon aus der Ferne sah ich dich
Durchs Laubgebüsch
In deinem hellen Mieder.

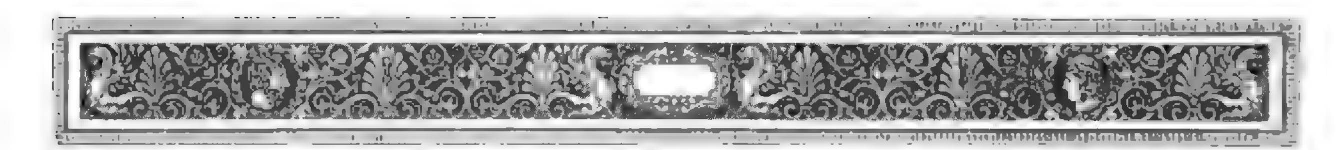
Es wand das Herz in sel'ger Qual,
In Zagen sich und Hoffen;
Da hat mich heiß wie dazumal
Ein Freudenstrahl
Aus deinem Aug' getroffen.

Ich sah dich glühn, mein blondes Kind,
Sah deinen Busen wogen,
Und meine dunklen Sorgen sind
Wie Rauch im Wind
Zerflattert und zerflogen.

Nun lächelt holde Neubegier
Mich an mit warmem Blicke;
Doch eh' ich alles künde dir,
Kredenze mir
Den Trank, der mich erquicke!

Du weißt es nicht, wie maienfrisch
Die roten Lippen winken; —
Komm, schmiege fest und fester dich,
Laß, Mädchen, mich
Den Trank der Liebe trinken.

J. G. Oswald.



Ungedruckte Briefe von Friedrich Rückert.

Die „Deutsche Dichtung“ war bereits in ihrem Rückert-Heft (Band IV, Heft 4, vom 15. Mai 1888) in der Lage, eine Auslese aus den Briefen Friedrich Rückert's an seinen Verleger Carl Reimer, den Mitbesitzer der Weidmann'schen Buchhandlung zu Leipzig, mitzuteilen. Daß ihrer nur so wenige waren, lag nicht im Willen des Mitteilenden, sondern weil die andern Stücke der wertvollen Korrespondenz damals nicht zugänglich waren. Heute vermag er zum mindesten einige andere Nummern zu bieten, die freilich gleichfalls den Schatz nicht erschöpfen, sondern nur eben seinen Reichtum andeuten. In der That gehören die Briefe Rückert's an Reimer zu den wichtigsten Quellen für die Erkenntnis der litterarischen Thätigkeit des Dichters, wie der äußeren Umstände, unter denen er schuf. Diesen Charakter prägt ihnen die Innigkeit der Jahrzehnte langen Beziehungen zwischen beiden Männern, aber auch die seltene Offenherzigkeit Rückert's auf, der seinem Verleger so ziemlich über alles, was ihn bewegte, Auskunft gab.

An der oben angegebenen Stelle fand sich zunächst ein Schreiben vom 30. November 1829 mitgeteilt, dann folgte ein anderes vom 22. August 1837. Zwischen die beiden Stücke wäre der nachfolgende, zum erstenmal mitgeteilte Brief zu reihen.

Erlangen d 9 Jun 36

Verehrter Herr und Freund!

Damit Sie nicht meinen, unser Brahman sei nach Indien entlaufen, muß ich Ihnen nur sagen, woran es liegt, daß er noch nicht bei Ihnen erschienen ist, um durch Sie vor der Welt zu erscheinen. Es liegt, äußerlich, am Frankfurter Fönix, von dem ich das zur dritten Abtheilung bestimmt gewesene noch immer nicht bis zum Schluß zurückerhalten habe (ich habe aber keine Abschrift davon zurück behalten), auch, da der Vogel hier ganz unbekannt ist, nicht nachsehen kann, wie weit er im Ausbrüten der ihm anvertrauten Eier inzwischen gekommen. Doch dem wäre durch einen Mahnbrief abzuhelfen gewesen, hätte mich nicht noch anderes geirrt. Zuerst, daß ich diese ganze Zeit in der mir nicht wenig Arbeit kostenden Redaction des zweiten Theils meiner Gedichte gesteckt, womit ich jetzt endlich fertig ist (!) und dadurch zugleich den dritten Theil vorläufig mit angelegt habe. Nun stecke ich aber in noch schlimmerem, nämlich in Ueberarbeitung und Vervollständigung des Hariri, dessen neue Erscheinung Cotta bereits angekündigt hat, und wodurch ich endlich einer alten Schuldenlast von seinem Vater her völlig los werde. Daß ich dazwischen auch ein Büchlein für eine obscure berliner Firma zurecht gemacht, nämlich „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland“ bring' ich nicht in Anschlag, da es blos eine flüchtige Zusammenstellung des neulich im Morgenblatt gedruckten mit einigem früheren ist. Aber nach all dem, nun sollt ich schon seit Pfingsten auf Reisen seyn, nach Salzburg, Tirol u Schweiz, wozu ich den Urlaub längst in der Tasche habe und schmählich versitzen muß, wenn Sie mir nicht Urlaub dazu geben, den Brahmanen mit auf die Reise zu nehmen oder auch hier zu lassen bis zur Wiederheimkunft gegen den Herbst. Dieses letzte wird für den Brahmanen, für mich, für Sie u das Publicum das beste seyn, indem ich ihm dann die gebührende Sorgfalt besser als jetzt im Gedränge werde können angedeihen lassen. Künden Sie also immerhin im Meßkatalog für Michaelis das Büchlein an, wenn es auch erst gegen Weihnachten (aber gewiß und gewiß nicht später) erscheinen sollte. Dafür müssen Sie aber erlauben, die Erscheinung des Corans auf Ostern hinauszuschieben, den Sie aber auch einstweilen unter den Künftigen ankündigen können: „Der Coran Mohammed's, aus dem Arabischen poetisch übertragen v. Fr. Rückert.“ Nun schreiben Sie mir bald, daß Sie, weil es nicht anders gehen will, mit dieser Auskunft zufrieden sind, und haben Sie christliche Nachsicht mit einem von seinen eigenen Kindern zu Tode gepflegten Poeten,

Ihrem ergebensten Freunde

Rückert.

Wenn ich für Chamissos Werke noch nicht gedankt habe, so thu' ich hiermit schönstens; u ist es schon geschehn, so ist es nicht zuviel es zweimal zu thun.

Wie man sieht, ein Entschuldigungsbrief für die Unpünktlichkeit in der Ablieferung des Manuskripts der „Weisheit des Brahmanen“. Den Termin, den Rückert in diesem Schreiben sich selbst gestellt, hielt er zum mindesten insofern ein, als thatsächlich zu Weihnachten 1836 das erste Bändchen ausgegeben werden konnte („Die Weisheit des Brahmanen.“ Ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Erstes Bändchen. Leipzig. Weidmann. 1836.) Das zweite und dritte Bändchen stellte der Dichter 1837, das vierte 1838, die beiden Schlußbändchen 1839 fertig. Teils dieses verzettelten Erscheinens, teils des allzugroßen Umfangs wegen hatte das Buch in der ersten Gestalt keinen großen Erfolg. Erst als Weidmann den Dichter 1843 zur Veranstaltung einer verkürzten Ausgabe in einem Bande bewog, wurde das Buch in weiteren Kreisen populär, so daß es seither sieben Auflagen erlebte. — Der „Phönix“ war bekanntlich eine von Duller begründete, im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinende Zeitschrift. — Von den Gedichten, deren Redaktion der Brief erwähnt, erschien im Herbst 1836, im Verlage von Heyden in Erlangen, der zweite Teil, von dem rasch zwei Auflagen vergriffen waren. Den dritten Teil der „Gesammelten Gedichte“ brachte Rückert erst 1837 fertig. Die „Verwandlungen des Ebu Seid von Serug oder die Makamen der Hariri in freier Nachbildung“ waren bei Cotta 1826 erschienen, die Ausstattung mißfiel dem Verfasser, der geringe Erfolg dem Verleger, so daß Rückert, wie aus dem von uns mitgeteilten Briefe vom 30. November 1829 ersichtlich, den Verlag

der neuen Auflage an Weidmann geben wollte. Dieser lehnte ab, der Neudruck kam endlich 1837 zu stande. Das Werk erlebte in dieser Form bekanntlich gleichfalls wiederholte Auflagen. Die Sammlung „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande" war im Cotta'schen Morgenblatt von 1835, Nr. 245—261, erschienen; die „obskure Berliner Firma", welche die Buchausgabe brachte, hieß Bethge, sie hatte damit geringes Glück.

Das merkwürdigste Schicksal unter den im vorstehenden Schreiben erwähnten Werken Rückert's hatte seine Uebersetzung des Koran. Nachdem er bereits im Frauentaschenbuch für 1824 Proben aus dem poetischen Teil gegeben, schloß er um die Mitte der dreißiger Jahre einen Vertrag hierüber mit der Weidmann'schen Buchhandlung, und die Ausgabe sollte, wie wir nun erfahren, zu Ostern 1837 erfolgen. In Wahrheit hat das Werk erst volle 51 Jahre später das Licht der Welt erblickt; zu Ostern 1888 trat es endlich ans Licht: „Der Koran, Im Auszug übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller." (Sauerländer, Frankfurt a. M.) Da dieses Vermächtnis Rückert's bisher fast keinerlei Beachtung gefunden, so sei diese Gelegenheit gern genützt, um darauf hinzuweisen. Warum die Arbeit, schon dem Abschluß nahe, immer wieder liegen geblieben und erst so verspätet ans Licht getreten, erfahren wir aus dem Vorwort von Prof. Müller nicht; Mangel an innerem Wert verschuldete dies keinesfalls. „In der Überzeugung," sagt Prof. Müller, „daß Niemand lebt, der es unternehmen könnte, Rückert's Koran etwas auch nur annähernd ebenbürtiges an die Seite zu stellen, und daß zum erstenmal hier eine im wesentlichen richtige Anschauung von Art und Gestalt des eigentümlichen Buches für die sich wird gewinnen lassen, welche des Arabischen nicht kundig sind, habe ich mich bemüht, Rückert's Arbeit unverfälscht dem deutschen Leser vorzulegen . . . Jedes Eingreifen in das Werk eines ebenso großen Dichters als hervorragenden Gelehrten mußte vermieden werden. Daß wir heute an manchen Stellen den Koran anders, vielleicht besser, verstehen, als Rückert im Jahre 1824 oder 1842, bedarf keiner Erwähnung; wenn es aber von größtem Interesse bleiben wird, zu sehen, wie ein solcher Mann das Ganze und das Einzelne aufgefaßt hat, wie auch Niemand bürgen kann, daß nicht sein Blick oft genug weiter und tiefer gegangen ist, als der eines heutigen Professors der orientalischen Philologie, trotz der unverhältnismäßig besseren Hilfsmittel, welche diesem zu Gebote stehen, so konnte von Änderung dessen, was Rückert selbst geschrieben, keine Rede sein." Einige Proben mögen dem Leser nähere Auskunft über die Art geben, wie Rückert seine Aufgabe gelöst. Jene Sure, welche bei ihren Bekennern im höchsten Ansehen steht, das „Bekenntnis der Einheit", übersetzt Rückert wie folgt:

„Sprich: Gott ist Einer
Ein ewig Reiner,
Hat nicht gezeugt, und ihn gezeugt hat Keiner,
Und nicht ihm gleich ist Einer."

Gegen die Heiden richtet sich die 109. Sure „Die Leugner":

„Sprich: O, ihr Leugner!
Nicht bet' ich an, was ihr anbetet,
Noch wollt ihr beten an, was ich anbete,
Noch will ich beten an, was ihr habt angebetet,
Noch sollt ihr beten an, was ich anbete.
Euch euer Gottesdienst und mir der meine!"

Daran seien einige Stellen aus der 19. Sure „Maria" gereiht, welche das Verhältnis Mohammeds zur christlichen Überlieferung mit am schärfsten charakterisieren und zugleich eine Probe davon geben mögen, wie Rückert die rhapsodischen, nicht gereimten Stellen übersetzt:

„Gedächtnis der Erbarmung deines Herrn
An seinen Knecht Zakaria.
Anrief er seinen Herrn mit heimlichem Rufe,
Sprach: O, mein Herr, schwach ist geworden mein Gebein,
Und angeglommen ist mein Haupt von Greisheit.
Doch beim Gebet zu dir, Herr, war ich nie unglücklich.
Nun aber fürcht' ich die Beerber nach mir, denn
Mein Weib ist unfruchtbar, drum gieb
Von dir mir einen Stellvertreter,
Der sei mein Erb' und Erb' im Hause Jakobs;
Und mach' ihn, Herr, dir angenehm! —
„O, Zakaria, wir verkünden
Dir einen Knaben, Namens Jahja;
Des Namensgleichen wir zuvor nie schufen."
Er sprach: Mein Herr, wie soll mir werden
Ein Knabe, da unfruchtbar ist mein Weib, und schon
Gelangt' ich zu des Alters Ohnmacht?
Er sprach: So hat dein Herr gesprochen:
Das ist für mich ein Leichtes;
Ich habe ja dich auch zuvor
Geschaffen, da du Nichts warst. — —
Denk' auch im Buch Marias, da
Sie wegging von den ihrigen
An einen Ort im Osten,
Und hielt vor ihnen sich verborgen;
Da sendeten zu ihr wir unsern Geist, und er
Erschien ihr als willkomm'ner Mann.
Sie sprach: Ich flüchte mich vor dir zum Allerbarmer,
Denn du bist gottesfürchtig.
Er sprach: Ich bin ein Bote deines Herrn nur,
Daß ich dir schenke einen reinen Knaben.
Sie sprach: Wie soll mir werden
Ein Knabe? Da mich hat berührt
Kein Mann, und ich bin keine Sünderin.
Er sprach: So hat dein Herr gesprochen:
Das ist für mich ein Leichtes,
Und daß wir machen ihn zum Zeichen
Den Menschen, zur Barmherzigkeit,
Schon ist es fest beschlossen.
Und sie empfing ihn, und sie ging
Mit ihm zu fernem Orte.
Da kamen ihr die Weh'n am Schaft der Palme;
Sie rief: O, wär' ich eh gestorben,
Vergangen und vergessen.
Da rief's ihr zu von unten her:
Betrüb' Dich nicht! Gemacht hat unter Dir Dein Herr ein Bächlein.
Auch rüttle gegen dich den Schaft der Palme!
So läßt sie auf dich fallen reife Datteln.
Iß, trink und mach' dein Auge frisch!
Doch wenn du siehest nun der Menschen einen,
So sag': Gelobt hab' ich dem Allerbarmer
Ein Fasten, darum red' ich heut' mit keinem. —
Sie kam mit ihm zu ihrem Volk, ihn tragend.
Sie sprachen: O, Maria,
Du fandest Wundermähre.
O, Schwester Arons, war dein Vater doch kein Wicht,
Und deine Mutter keine Sünderin.
Sie deutete auf ihn. Sie sprachen: Sollen wir
Mit diesem reden, der ein Kind ist in den Windeln?
Da sprach er: Ich bin Gottes Knecht,
Der mir das Buch gab und mich machte zum Propheten.
Und machte mich zu einem
Gesegneten, wo ich mag sein,
Und wies mich zu Gebet an und Almosen, weil ich lebe,
Und zu Liebreichheit an den Eltern,
Und machte mich zu keinem unglückseligen Gewaltmann.
Fried' über mir tags, da ich ward,
Tags, da ich sterb', und tags, da ich werd' auferweckt zum Leben!
Derselb' ist Jesus, Sohn Maria's, nach dem Wort
Der Wahrheit, über den sie zweifeln. — —

Wir wenden uns nun wieder der Korrespondenz zu. Das zweite Schreiben Rückert's lautet:

Erlangen d. 11. Nov. 36

Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so lange ohne Antwort gelassen; aber vielleicht ist auch ein Brief verloren oder verspätet, denn es ist mir, als habe ich vor kurzem erst von hier an Sie geschrieben. Freilich hat mir der Brahman gefallen, und zwar so sehr (da ist mir als hätte ich Ihnen dieselbe Phrase schon geschrieben) daß ich ihn noch gar nicht lesen mochte, aus Furcht er möchte mir innerlich weniger gefallen als äußerlich. Aber meine 12 Exemplare hab ich in der Freude alle verschenkt, und wenn Sie mir noch 2 schenken wollen, bin ich dankbar. Lassen Sie mich auch bald hören, was die gelehrten Herrn dazu sagen, wenn es etwas rechtes ist. Für die 40 Thl. danke ich schönstens; daß ich Ihnen noch 50 auf die Psalmen schuldete, hatte ich rein vergessen, zweifle aber nicht im geringsten daran, sondern danke für die lange Stundung. Der Austritt der Schwaben hat den Almanach ganz dünn gemacht; doch höre ich, daß fürs nächste Jahr Schwab Ihnen die Seinigen wieder zuführen will. Zu seiner Satisfaction ist seines Erbfeinds Bild recht erbärmlich ausgefallen. — An den Coran denke ich ganz ernsthaft; wenn nur die scheußliche Cholera keinen Strich darin macht; ich möchte die 1000 Gulden gern noch vor Ostern einzunehmen haben, denn ich brauche Geld, um mein liebes Neuseß schuldenfrei zu machen, wo diesen Herbst mein Schwiegervater gestorben ist. — Was Sie mir Gutes über den zweiten Band der Gedichte sagen, freut mich um so mehr, als ich so eben, indem ich die gedruckten Bogen für einen zweiten Abdruck durchlesen muß, meinte, es sei doch gar viel unnützes darin. Aber die große Mannigfaltigkeit und Fülle mag diese Mängel bedecken. Aus dem sogenannten Kranz der Zeit habe ich ja nur 2—3 Sonette an ihren Platz gebracht, die übrige Masse wird im dritten Band sich breit genug machen, der bis Ostern erscheinen soll. Dieser dritte Band wird chronologisch seyn, von den ersten Anfängen anfangend, da der zweite hingegen nach den Dichtungsarten geordnet ist, freilich nicht ganz streng.

Freundschftl. Ihr ergebenster

Rückert

Der Brief ist auch für die ungemeine Zerstreutheit Rückert's charakteristisch. Ob er bereits ein wichtiges Schreiben beantwortet oder nicht, wie seine Rechnung mit dem Verleger steht, weiß er nicht. Unter dem Brahmanen ist das oben erwähnte erste Bändchen des Werkes zu verstehen. Was mit den „Psalmen" gemeint ist, auf welche er Reimer noch Geld schuldet, wissen wir nicht. Unter dem Almanach ist Chamisso's Musenalmanach von 1837 zu verstehen; die Schwaben zogen bekanntlich ihre Beiträge zurück, weil Reimer das Porträt Heine's hatte vorheften lassen; die Originalzeichnung zu demselben wurde von Tony Johannot in Paris angefertigt; obwohl nur eine Bleistiftzeichnung, gehört sie doch zu den besten Porträts Heine's. Über die Reproduktion freilich, die ihr Reimer's Lithograph für den Almanach zu teil werden ließ, urteilt Rückert nicht ungerecht. Auch in diesem Schreiben berührt die Zuversicht, mit welcher Rückert für Ostern 1837 mit Bestimmtheit auf das Erscheinen der Koran-Übersetzung rechnet, angesichts der oben dargelegten Umstände eigentümlich; Neuseß, das Gut des Dichters, erscheint auch hier, wie so oft, als die Ursache all' der schweren Sorgen, mit denen er sich sein Leben lang schleppen mußte. Unter dem zweiten Band der Gedichte ist der oben erwähnte zweite Teil der „Gesammelten Gedichte" zu verstehen, er enthielt die Sonette, italienische Gedichte, Oktaven und Verwandtes, Distichen, Ritornelle, Vierzeiler und Ghasele. Des Dichters Empfindung, „es sei doch gar viel Unnützes darin", darf als nicht unbegründet erscheinen. Seinen Vorsatz bezüglich der Anordnung der Gedichte im dritten Bande hielt Rückert im allgemeinen ein: dieselbe brachte die Jugendlieder von 1807 bis 1815, dann Zeitgedichte von 1814 bis 1817 endlich Volkssagen von 1817.

Das dritte Schreiben ist zwischen die beiden von uns bereits mitgeteilten Briefe vom 22. August 1837 und 8. Juli 1840 zu setzen:

Neuseß d. 6 Oct. 38

Verehrter Herr und Freund!

Meinen schönsten Dank für den Musenalmanach, der den Umweg über Erlangen hierher machen mußte, weil ich vergessen hatte, Ihnen zu melden, daß ich nach alter Gewohnheit wieder hier sitze. Hier erhalten Sie die ganze noch rückständige Masse des Lehrgedichts, mit dessen endlichem Abschluß ich eben beschäftigt war, als ich Ihren Brief empfing, der, wäre er früher angelangt, mich vielleicht wieder hätte irre machen können. Nun bin ich herzlich froh, diese Arbeit vom Halse und Ihnen zugewälzt zu haben; sehen wir nun, was wir am besten damit anfangen. Ihre Vorschläge leuchten mir ein, aber ihnen entgegen steht einmal der Ihrem dabei zu Grunde liegenden Anschlag übersteigende Umfang des Werkes, sodann daß danach das nun Druckfertige zu lang auf den Druck würde warten müssen. Ich denke demnach, daß Sie in der begonnenen Art fortfahren einzelne Bändchen zu drucken, und zwar so rasch nach einander als möglich, daneben aber die beabsichtigte wohlfeilere Ausgabe ankündigen. Die meisten von denen, die die 3 ersten Bändchen gekauft, werden doch auch die folgenden kaufen, ohne die wohlfeilere Ausgabe abwarten zu wollen, einige aber werden auch lieber warten, deswegen sollten Sie wohl etwas weniger Exemplare drucken lassen, als von den 3 ersten Bändchen. Doch diese Berechnung steht Ihnen zu, nicht mir. Das Werk habe ich so abgetheilt, wie Sie finden werden, daß Ihnen für die Eintheilung in einzelne Bändchen die größte Freiheit bleibt. Ich erinnere mich jetzt nicht, welches die höchste Zahl der Bändche ist, die wir festgesetzt haben. Für den Fall, daß die gelieferte Masse diese Zahl übersteigt, habe ich dadurch eine Abhülfe gefunden, daß ich den dicksten Pack als etwas eignes ausgeschieden habe, unter der Ihnen schon bekannten Bezeichnung „Brahmanische Erzählungen", die Sie nun beliebig als eignes Werk oder als Beiläufer und Zugabe zu der Weisheit des Brahmanen ankündigen und ausgeben mögen. Wenn als eignes Werk, so kommt nichts darauf an, daß es ein dicker Band werde; wenn aber in das Hauptwerk mit aufgenommen, so sind die 3 Abtheilungen, aus welchen es besteht, beliebig auseinander zu nehmen und in die Bändchen zu vertheilen. Von den übrigen Abtheilungen bemerke ich nur noch,

daß jede beliebig früher oder später zu setzen ist, wie der Raum es bedingt, nur die letzte Nummer (XII) muß die letzte bleiben, und Nr. VII. darf nicht vor N. VI. zu stehen kommen, braucht aber keineswegs unmittelbar auf VI zu folgen.

Ich wünschte nicht nur die compendiösere Ausgabe, die Sie selbst beabsichtigen, sondern auch noch einen wirkl Auszug oder Zusammendrängung des Bedeutenderen und Ansprechendsten, wenn ich nur wüßte wer sich dieser Arbeit statt meiner unterziehen möchte. Vielleicht fänden Sie einen Mann dazu.

Nun aber bitte ich Sie um eine Gunst. Ich weiß wohl, daß ich kein Honorar eher als bei Vollendung des Drucks zu fordern habe, aber wollten Sie nicht in so weit eine Ausnahme davon machen, daß Sie wieder, wie schon zweimal, nach Kilsau bei Rudolstadt auszahlen, was ich dort schuldig bin. Ich weiß nicht genau, wieviel; denn zu der halbjährig Pension kommen noch einige Auslagen für eine Ferienreise, die auch meine übrigen Söhne mit ihrem Bruder in Gesellschaft des dortigen Instituts gemacht haben. Uebermorgen bringe ich meinen Jungen selbst nach Kilsau zurück, der auf einige Tage mit seinen Brüdern nach abgethaner Reise hieher gekommen, und werde Herrn Director Berog (?) bitten, seine Forderung an Sie gelangen zu lassen; Sie aber bitte ich schönstens, dieselbe zu befriedigen. Dafür verspreche ich Ihnen auch, sogleich nach meiner Heimkunft in Erlangen die letzte Hand an den Coran zu legen, damit er noch bis zum neuen Jahre in Druck erscheinen könne.

Noch eine Bitte! Mein Freund Barth hat von dem Brahmanen nur das erste Bändchen. Lassen Sie ihm doch 2 u 3, und dann alle folgenden zukommen, und rechnen dieselben an meinen Freiexemplaren ab.

Nun noch ein Wort über das odiöse Gerücht meiner Berufung nach Göttingen. Ich war schmerzlich gekränkt über diese meinem Namen öffentlich angethane Schmach, und wollte auch im ersten Eifer die boshafte oder doch muthwillige Erdichtung öffentlich Lügen strafen, da kamen, wie ich hörte (gelesen habe ich weder dieses noch jenes) die hannoveraner Herren mir zuvor; nun kann ich weiter nichts thun, als suchen, diese Tratscherei zu vergessen, und hoffen, daß meine Freunde nicht deswegen schlimmes von mir denken mögen.

Ihr ergebenster Rückert.

Auch dieser Brief ist für Rückert's Mangel an Ordnungsliebe bezeichnend; hier weiß er nicht, auf wieviele Bändchen der „Weisheit des Brahmanen" sein Vertrag lautet, auch nicht, wieviel er dem Pensionat, in welchem seine Söhne erzogen werden, schuldet, obwohl er Weidmann anweist, den Betrag für ihn zu entrichten. Den „dicksten Pack", welchen er als „etwas Eigenes" aus dem Lehrgedicht ausgeschieden, brachte der Verleger noch im selben Jahre unter dem von Rückert vorgeschlagenen Titel („Brahmanische Erzählungen," Leipzig, Weidmann 1839"). Es war ein Band von 455 Seiten. Die Auswahl aus der Weisheit des Brahmanen besorgte, wie bereits erwähnt, Rückert schließlich selbst.

Dies letzte Schreiben schließt mit einem Detail, welches unserm Dichter alle Ehre macht. Er empfindet das Gerücht, als könnte er sich dazu bereit finden, an Stelle eines der exilierten Göttinger Sieben dorthin zu gehen, wie eine Schmach, die er nicht kräftig genug abwehren zu können glaubt. Diese Handlungsweise verdient um so wärmere Anerkennung, als sich Rückert bekanntlich, freilich nicht ohne eigene Schuld, in Erlangen wenig glücklich fühlte und gern jede Gelegenheit ergriffen hätte, um von dort weg zu kommen. Freilich fühlte er sich, als er 1841 nach Berlin kam, in der preußischen Hauptstadt noch weitaus unbehaglicher. Einige Briefe aus der Berliner Zeit des Dichters, an einen andern Adressaten gerichtet, die wir gelegentlich folgen lassen wollen, werden dies neuerdings und in sehr drastischer Art erweisen.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Ein Tendenzroman.

Ungleich seltener als in Amerika, in England und Frankreich, ja sogar in Rußland, tritt in Deutschland der Tendenzroman auf. In der Familienblatt-Litteratur, welche ja gut zwei Dritteile unserer gesamten Produktion umfaßt, stört kein Kampfruf der Zeit, ja kein Gedanke überhaupt das holde Spiel der Herzen, welche sich schließlich zusammenfinden, sobald das Quartal zu Ende und der zweite Band gefüllt ist; das letzte Dritteil belädt sich ja allerdings zuweilen mit dem Ballast historischen oder ethnographischen Beiwerks und will auch durch Mittel der Kunst eine der Fragen der Gegenwart lösen helfen, aber in der Regel ist selbst da, wo von ernstem geistigen Inhalt oder einer bestimmten Tendenz die Rede sein kann, diese nur ein Beiwerk im Vergleich zu den künstlerischen Zwecken, gleichsam eine Würze, nicht immer eine geschmackvolle und mit dem Hauptzweck verbundene. Nur dies letztere kann ein Tadel sein, nicht die Erscheinung an sich. Einem Dichtwerk — und was wäre der Roman, auch wenn man ihm einen noch so schweren Harnisch umthäte, anderes? — muß der künstlerische Zweck stets die Hauptsache sein. Im allgemeinen ist es also sicherlich keine bedenkliche Erscheinung, wenn wir an Tendenzromanen im eigentlichsten Sinne des Wortes, an Werken, bei welchen der Kampf für eine bestimmte Idee die Hauptsache, das künstlerische Gewand nur eben ein Mittel zum Zweck ist, die Idee zu popularisieren, ärmer sind, als unsere Nachbarn, aber zu denken giebt die Erscheinung doch . . . Sind die Gesetze künstlerischen Schaffens dem Dichter, wie dem Genießenden in Deutschland so ungleich schärfer eingeprägt als anderwärts, daß die ersteren nicht wagen, die Zwittergattung zu pflegen, weil sie wohl wissen, daß die letzteren an ihr geringen Geschmack finden würden?! Oder ist der Grund — falls diese allzu schmeichelhafte Voraussetzung etwa nicht ganz zuträfe — darin zu finden, daß man es für bedenklicher hält, unsern Leserkreisen die Beschäftigung mit Tendenzwerken zuzumuten, als anderwärts, weil sie an harmlosere Lektüre gewöhnt sind?! Vollends nachdenklich aber muß es stimmen, daß die wenigen, wirklichen und echten Tendenzromane, welche uns die letzte Zeit gebracht, von Frauen herrühren. Indes mag sich dies aus einem Grunde er-

klären, der freilich nicht harmlos ist, mit dem jedoch als mit einer Thatsache zu rechnen ist: in einer Zeit, in welcher das Romanschreiben und noch mehr das Romanlesen zu einer Thätigkeit geworden, die fast unmännlich ist, ist es schließlich auch weiter nicht verwunderlich, wenn Frauen das Wort ergreifen, um brennende Fragen unseres sozialen Lebens in Romanform zu behandeln.

Aus Frauenhand stammt auch das Buch, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben. Es darf das Verdienst beanspruchen, das Interesse von Männern erregt zu haben, und zwar nicht etwa bloß von Kritikern, sondern von Politikern und Diplomaten. Ein österreichischer Minister, dem man sonst wahrlich kein übergroßes Interesse für zeitgenössische Dichtung nachjagen darf, Herr von Dunajewski, hat es im Wiener Reichsrat als lesenswert empfohlen. Und in der That verdient es nicht bloß gelesen, sondern ernstlich überdacht zu werden. Wie weit es in künstlerischer Hinsicht Lob oder Tadel verdient, soll später erörtert sein — die Tendenz ist vortrefflich, der Mut der Verfasserin wärmster Anerkennung würdig. Und es gehört Mut dazu, in Tagen, wie die unsrigen, wo die Welt in Waffen starrt und der Chauvinismus auch außerhalb jenes Landes, welches diesen Begriff geboren, die Gemüter erfüllt, die Greuel des Krieges mit unerhörter Schärfe und Energie zu schildern und auf das Titelblatt eines 1890 in Deutschland erscheinenden Romans zu setzen: „Die Waffen nieder!“

Die Verfasserin, Frau Bertha von Suttner, ist bereits mit manchem Buch, aus dem neben guten und minder guten Eigentümlichkeiten auch ein bei Frauen ungewöhnlicher Radikalismus der Denkweise sprach, vor die Oeffentlichkeit getreten. Eine beachtenswertere Gabe hat sie bisher nicht geboten, als diese „Lebensgeschichte“ (Dresden, Pierson). Schon daß die Verfasserin eine solche geschrieben, also die Idee durch ein Einzelschicksal verdeutlichen wollte, beweist auch, daß ihr der künstlerische Instinkt nicht fehlt. Wäre sie streng im Rahmen der Lebensgeschichte geblieben, das Buch würde auch als Roman schwerer wiegen, denn die Ausgestaltung der Fabel zeugt nicht bloß von Phantasie, sondern auch von psychologischem Scharfblick und deutlicher Erkenntnis dessen, worauf es in solchem Falle ankommt: in der Schilderung des Einzelschicksals das Typische herauszuarbeiten und die Punkte zu bezeichnen, wo es zum Spiegelbild des Schicksals der Gesamtheit wird.

Wie wenig wir sonst die Wiedergabe der Fabel den Erfordernissen einer Kritik beizuzählen gewohnt sind, diesmal darf sie nicht unterbleiben. Die österreichische Komtesse Martha Althaus, die Tochter eines Generals, um 1840 geboren, schwärmt, den Einflüssen ihres Vaterhauses entsprechend, für kriegerischen Ruhm im allgemeinen, das Militär insbesondere, und wird an ihrem achtzehnten Geburtstage die Gattin eines Husarenleutnants, Graf Arno Dotzky, in den sie sich im Ballsaal verliebt. Das junge Glück bricht rasch entzwei: der Offizier muß von Weib und Kind (sie hat ihm einen Knaben, Rudolf, geboren) Abschied nehmen und in den Krieg ziehen, aus dem er nicht wiederkehrt, er fällt im Sommer 1859 auf einem lombardischen Schlachtfeld. Nach drei Jahren einsamen Lebens, in welchen die junge Witwe ihren Trost in der zärtlichen Sorge für ihr Kind, aber auch in der Lektüre ernster Bücher gesucht, welche ihren Anschauungskreis erweitern, lernt sie einen andern österreichischen Offizier, diesmal norddeutscher Herkunft, Friedrich Tilling, kennen und lieben. Was sie zu ihm hinzieht, ist hauptsächlich seine ernste Bildung, sowie die vorurteilsfreie und echt menschliche Ansicht, die er über Kriegsruhm und Notwendigkeit des Krieges äußert. Im Sommer 1863 wird sie seine Gattin, im Frühling 1864 reißt ihn der Befehl, auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein zu gehen, in dem Augenblick von ihrer Seite, wo sie Mutter werden soll; während er vor dem Feind steht, erhält er die Kunde, daß sein Weib ein totes Kind geboren und selbst zwischen Leben und Tod schwebe. Sie genest langsam, und als er heim kommt, kehrt die Hoffnung auf neues Glück und die Zuversicht zum Leben den schwergeprüften Herzen wieder. Da bricht der Feldzug von 1866 aus und reißt ihn wieder von ihrer Seite. In ihrer Herzensangst um den Gatten, von dem sie wochenlang nichts gehört, eilt Martha nach Böhmen, lernt dort alle Schrecken und Greuel des Krieges kennen, findet jedoch, als sie, selbst krank geworden, in ihr Vaterhaus heimgebracht wird, Tilling daselbst vor: er ist nur ungefährlich verwundet und wird unter ihrer sorglichen Pflege bald ganz hergestellt. Die Preußen besetzen das väterliche Schloß, einer der feindlichen Offiziere verlobt sich mit Martha's jüngster Schwester Rosa, auch der Verlobte der zweiten, Lilli, ein österreichischer Offizier, findet sich im Schlosse ein. Da bricht unter den in der Umgebung aufgehäuften Truppen die Cholera aus, bald mäht die Seuche auch die Schloßbewohner nieder. Die beiden jungen Bräute, der einzige Bruder Martha's, endlich ihr Vater fallen ihr zum Opfer; der Bräutigam Lilli's erschießt sich aus Verzweiflung auf ihrem Grabe. Martha, durch das unsägliche Unglück im tiefsten Herzen erschüttert, beschließt im Verein mit ihrem Gatten, ihr ganzes künftiges Leben, sowie ihr Vermögen der Friedensmission zu widmen. Die Beiden begeben sich nach Paris und schließen sich einer dort wirkenden Friedensliga an, um ihr Ideal, soweit es in ihrer Kraft liegt, verwirklichen zu helfen. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 erweist ihnen die Ohnmacht all' der Journale und Broschüren, durch welche sie in ihrem Sinne zu wirken versucht. Eine Krankheit Martha's hält das Paar auch nach Ausweisung aller Deutschen in Paris zurück; dort wird Friedrich Tilling im Februar 1871 von den Kommunards als deutscher Spion standrechtlich erschossen. Martha widmet den Rest ihres Lebens der Erziehung ihres Sohnes zum Vorkämpfer für ihre Ideale.

Man sieht, die Verfasserin hat die Fabel für ihren Tendenzzweck geschickt und erfindungsreich ausgestaltet; fügen wir hinzu, daß sie auch genügende Kraft bewährt, uns die Empfindungen der unglücklichen Heldin menschlich nahe zu bringen, so ist damit hervorgehoben, was an dem Buche nächst der Tendenz zu loben ist. Hätte sich Frau von Suttner einzig darauf beschränkt, sie hätte nicht bloß ein interessantes, sondern auch ein künstlerisch ungleich wertvolleres Werk geschaffen. Denn in seinem theoretischen Teil, in den endlosen Diskursen über die Verwerflichkeit des Krieges, in den historischen und staatsrechtlichen Abhandlungen, die zuweilen ohne jeden Versuch, sie harmonisch der Handlung einzufügen, mitten in der Erzählung stehen, ist sie weniger glücklich gewesen. Zunächst deshalb, weil sie weitaus mehr erweisen will

als ihr der Leser zu glauben geneigt und fähig ist; soweit sie den Frieden preist, die Schrecknisse des Krieges ausmalt, wird ihr Jeder zu folgen vermögen, aber wenn sie von ihrem absolut radikalen und kosmopolitischen Standpunkt folgerichtig zu dem Ergebnis kommt, jeden Krieg als unbedingt überflüssig und ungerecht zu erklären, fordert sie scharfen Widerspruch heraus. Und da sie zu diesem Ergebnis nur kommen kann, indem sie die Interessen der Nationalitäten und politischen Staatengebilde gegenüber denen der Humanität für nichtig erachtet, setzt sie sich zu den Empfindungen ihrer Leser in einen Gegensatz, welcher leicht auch jene Wahrheiten bedroht und in ihrer Wirkung vernichtet, die ihr Jedermann gerne glauben würde und von denen lebhaft zu wünschen ist, daß sie ihr Jedermann glaube. Ferner aber sind diese Partien an sich sehr schwach. Wo die Verfasserin durch die Schilderungen der Einzelschicksale auf das Gemüt wirken will, ist sie unwiderlegbar, wo sie durch ihre Exkurse an unseren Verstand appelliert, wäre sie leicht zu widerlegen, eben weil es ihr, obwohl sie entschieden eine Frau von ungewöhnlichem Bildungsstreben ist, gleichwohl an der nötigen Tiefe der Anschauung fehlt. Dies gilt namentlich von der Vorgeschichte der Kriege von 1864 und 1866, da die Verfasserin nicht den scharfen Blick hat, um durch das Formelle hindurch den Kern dessen zu erkennen, um was es sich da handelte.

Aber auch nach anderer Richtung hinterläßt das Werk keinen ungemischten Eindruck. Die Charakteristik einzelner Personen ist vorzüglich, die anderer anschaulich genug; einzelne Schilderungen, wie die der Cholerawoche auf Schloß Grumitz (Band II, S. 154—169) werden in einer Weise ausgemalt, die sich sicher dem Gedächtnis jedes Lesers unauslöschlich einprägen wird; andere wieder, so die Reise Martha's nach den böhmischen Schlachtfeldern, sind, obwohl sie an einem Überwuchern des Details leiden, gleichwohl recht anschaulich. Aber neben sorglich geschriebenen Seiten welche Nachlässigkeiten, Flüchtigkeiten, ja gerade Ausartungen des Stils! „Was das doch für sonderbare Wortzusammensetzungen sind“ schreibt Frau von Suttner einmal (Band I, S. 143). Hier eine kleine Auslese dessen, was sie selbst auf diesem Gebiete leistet: „Ehrgeizbefriedigung“, „Babybestaunung“, „Jungmütterliche Freßliebe“, „Nichtdarübernachdenken Prinzip“, „wichtigkeitsüberströmend“, „Weltschicksalsauftritt“, „Jochabschüttelungsbestrebung“, „Soldatenhinterbliebenen“, „unsoldatenmäßig“, „Besuchsverstärkung“, „bösgewissiges Gefühl“, „Tötungsverantwortung“, „Stellungsgenossinnen“, „Gewohnheitsvertraulichkeit“. Dies ist noch lange kein Zehntel all' dessen, was sich an solchen Wortungetümen in dem Buche findet. Auch an direkten Sprachschnitzern fehlt es nicht; die Verfasserin kennt einen Plural von Unglück: „die Unglücke“, sie schreibt: „Dem seine Schlechtigkeit liegt am Tage“ (statt „dessen Schlechtigkeit“), sie spricht vom „Spott auf eine Sache“, von einer „historisch zu werdenden Xdorfer Schlacht“ (d. h. einer Schlacht, die bestimmt ist, in der Geschichte fortzuleben), und Wendungen, wie: „ich fühlte mich mit dem Leben abgeschlossen habend“ finden sich gleich zu Dutzenden. Dazu stimmt leider auch der Mißbrauch des Fremdworts. Wir sind beileibe keine Anhänger neuester Deutschtümelei, die auch das notwendige Fremdwort mit dem Bann belegt, wo aber, wie hier, der Gebrauch des überflüssigen Fremdworts geradezu ins Maßlose geht, muß dagegen mit Rücksicht auf den guten Geschmack Verwahrung eingelegt werden. Einzelne Fremdwörter finden sich zudem in einer unbegreiflichen Art verwendet, so z. B., wenn wir Band I, S. 67, lesen: „Es gewährte mir manchmal einen gewissen Trost, zu denken, daß der Tod meines armen Mannes und mein eigenes Witwenleid als Parzellen in einem ähnlichen großen geschichtlichen Vorgang enthalten waren“.

Auch dies waren wir zu sagen verpflichtet, und es enthält vielleicht ein höheres Lob des Buches, als wenn wir den Tadel unterdrückt hätten, daß wir nun aus ehrlichster Überzeugung hinzufügen: das Buch verdient trotz alledem von Jedermann gelesen zu werden, und es giebt einen Standpunkt, von dem aus es beachtenswerter erscheint, als mancher ungleich bessere Roman: dies Buch ist eine tapfere That, und wer es liest und beherzigt, erwirbt sich einen Teil von dem Verdienste, welches der Verfasserin gebührt.

Wien. **Otto Hartung.**

Epische Dichtungen.

Unter den Werken, die wir im folgenden anzeigen, findet sich leider keines, welches im Ganzen Anerkennung verdient: viel Schatten und wenig oder gar kein Licht. Kritiken dieser Art sind unerquickliche Arbeit, aber sie will mit nicht geringerer Pflichttreue geübt sein, als die erquickliche.

Ein uns bisher unbekannter Dichter, Eduard von Cölln, hat das Leben Odoakers zum Gegenstand einer Dichtung gemacht, welcher Mangel an epischer Breite jedenfalls nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, da sie über 2000 Strophen enthält, und zwar Nibelungenstrophen. Beides sind äußere Merkmale, die an sich keinen Tadel begründen, aber gleichwohl den Kundigen von vornherein bedenklich stimmen. Denn so viel ist gewiß, nur ein Dichter von ganz ungemeiner Kraft und Frische der Schilderung, nur ein Poet ersten Ranges dürfte uns das Leben des rugischen Fürstensohnes in solcher Ausführlichkeit schildern, ohne ermüdend zu wirken, und nur ein Formkünstler ersten Ranges dürfte straflos und ohne daß unser Ohr leidet, uns 2000 nach demselben Gesetz gebaute Strophen auftischen. Wir wollen den Dichter, welcher der besten Vorsätze voll ist, nicht kränken und bemerken daher kurz, daß er weder ein Poet ersten Ranges, noch ein Formkünstler ist, sondern zu jenen zählt, deren ernstes Streben und glühende Begeisterung sie einzig davor bewahrt, nicht der Satire der Kritik anheimzufallen, zu welcher diese sonst berechtigten Grund hätte. Sagen wir denn also nur, daß „Odovakar, ein Charakterbild aus der Völkerwanderung“ (Danzig, Karl Hinstorff's Verlagsbuchhandlung 1890) den Lebenslauf des germanischen Helden und Königs von seinem Auszuge in die Welt bis zu seinem Untergang mit erschöpfender Gewissenhaftigkeit schildert, und daß der Verfasser bemüht war, den Anforderungen, welche die Nibelungenstrophe stellt, soweit zu genügen, als er es eben konnte: lediglich rein formell. Das Geheimnis dieses Verses ist ihm nicht aufgegangen, so wenig als das Geheimnis konzentrierter poetischer Schilderung. Herr von Cölln verzeichnet im Vorwort als Thatsache: „Wider die Nibelungenstrophe hat sich seit etlichen Jahrzehnten eine förmliche Hetze in Szene gesetzt“. Wir gestehen, daß uns davon nichts be-

kannt war, und daß wir jedenfalls nicht zu den Hetzern gehören. Wenn er aber ferner versichert: „Eine gewisse Koterie behauptet, diese Form sei eintönig und klappernd“, so fürchten wir, daß die Männer dieser Koterie, wenn es wirklich eine solche giebt, die einzigen sein werden, denen dieser „Odovakar“ als Bestätigung ihrer Ansicht sehr willkommen sein wird, was nun freilich nicht ganz gerecht wäre. Denn die Männer dieser Koterie müßten erkennen, was Herr von Cölln zwar ausgesprochen, aber nicht erkannt hat: „Ja, wer nicht im stande ist, eine solche Form künstlerisch zu bewältigen, soll die Hände davon lassen“. Einige Beispiele mögen genügen:

„Als sich der Bergweg wandte, da schauten sie zurück,
Und sahn in flackernden Flammen die Stätte, wo das Glück
Der Jugend reich geblühet, wild war die Glut entfacht.
Dann schritten sie schweigend entgegen, doch trotzend, dämonischen Sturmes Macht.“ (S. 25).

„Oft sah er wohl nach Westen, da er in Dalmatien lebte,
Wenn um Italiens Küsten das Blau der Ferne schwebte,
Doch dichteten die Bilder des Zukunfttraums sich nie
Zu dem, was heute wirklich, so weit nicht wallte Phantasie.“ (S. 40).

„Horaz: „Beatus ille, qui procul negotiis“:
Wer fern von den Geschäften, dem ist das Glück gewiß:
Ward an Orestes Sohne in dieser schönen Idylle
Des Dichters Wort erfüllet, ja, ward er der Beatus ille?“ (S. 145).

„Sie aber rief: Ich lache mit Hohn der Christeneide!
Blutrache gilt's zu üben, die giebt mir Trost im Leide.
Das ist seit grauer Urzeit die rauhe Germanenpflicht,
Der folgt auch Odovakar. Drum Gotenkönig, säume nicht!“ (S. 297).

„Er rief: O Gotenkönig, du schwurst den Eid vor Gott!
Da sprach der Amalunge dämonisch mit bitterm Spott:
Wie du einst, Odovakar, den Meinen hast gethan,
Sollst du's von diesen Händen sogleich nun selber heut' empfah'n.“ (S. 294).

Diese Proben vermögen auch über die Diktion des Gedichtes aufzuklären, über welche uns demnach nichts weiter zu sagen erübrigt. Das Werk ist Felix Dahn zugeeignet und recht hübsch ausgestattet.

Dichterisch begabter als Eduard von Cölln, aber offenbar noch sehr jung und völlig unreif ist Karl Freiherr von Beust. Sein „Abadonna, ein Schattenbild“ (Vevey, B. Benda 1887) gehört zu den unklarsten Produkten unserer neuesten Dichtung, welches Urteil bekanntlich heutzutage mehr besagen will, als wenn es vor zehn oder zwanzig Jahren ausgesprochen worden wäre. Verstanden haben wir von dem Gang der Handlung nur soviel, daß Ahasver einen jungen deutschen Edelmann, der eben sein Weib verloren, auf eine Reise nach Rußland schickt, wo derselbe verschiedenes Traurige sieht, sowie auch polnische und russische Volkslieder singen hört. Warum jedoch Ahasver den Edelmann dazu ausersieht und wie das Ganze mit Abadonna, dem gefallenen Engel, zusammenhängt, ist uns nicht klar geworden, was uns sehr peinlich wäre, wenn wir nicht die trostreiche Überzeugung hätten, daß es dem Autor damit nicht besser ergangen. Gleichwohl blitzt hier und da in einer Schilderung Talent auf, welches zu der Hoffnung berechtigt, von dem jungen Poeten künftig Erfreulicheres zu erhalten. Freilich wird er dann als erstes Erfordernis erfüllen müssen, ein Leben zu schildern, welches er aus eigener Anschauung genau kennt, was bei seinen Bildern aus Rußland keineswegs der Fall ist. Sie machen den Eindruck, daß sie der Niederschlag der Lektüre einiger Bücher über Volkslied und Volksleben Rußlands sind; die sonderbare Orthographie — Beust schreibt z. B. „Moujik“ statt „Muschik“ (Bauer) — deutet darauf hin, daß es französische Bücher gewesen; und russische Volkslieder im Original hat er sogar ganz bestimmt nicht kennen gelernt, sonst würde er das Lied von der Russalka (S. 23 bis 25) nicht für ein im russischen Volkston gedichtetes halten.

Durchaus klar, aber durch das ungemeine Mißverhältnis zwischen Wollen und Können unerquicklich ist Jean Bernard's Novelle in Versen „Die Jungfrau von Oldenwörth“ (Dresden, Pierson, 1889). In ungelenken, mühsam gereimten Versen wird uns kurz und trocken ein ungeheurer Stoff, der Kampf der Dithmarschen um ihre Freiheit, der in der Schlacht von Hemmingstedt gipfelt, vorgeführt. Heldin ist Jung Elfe, die Braut Wolf Isebrand's, ein Waisenkind, deren Bruder „statt Ehr und Ruhm, den Tod durch eine Kannibalenschar“ gefunden, was aber sie nicht hindert, ihr Volk mit den schwungvollen Worten

„Ihr Männer, laßt das Schießen ruhn,
Mir nach, für Gott und Vaterland!“

zum Kampf gegen die Dänen zu führen, obwohl nicht alle Dithmarschen mitthun wollten,

„Und viele, die wohlhabend waren,
Erblickten in der Flucht nur Glück.“

Anfangs hatten sie sich sogar ganz vom Dänenkönig übertölpeln lassen:

„Zwar wußte man in Dithmars Landen
Genug von König Johann's Rüstung,
Die gegen Schweden und Norwegen
Gerichtet schien; doch alle Zweifel schwanden,
Als er mit kluger Überlistung,
Die Ältesten zum Bündnis lud.“

Kein Wunder, daß der König voll Zuversicht war

„Und wirklich schien die Kriegesfahrt
Nur ein Vergnügungszug zu werden,“

was sich dann aber sehr wandelte. Diese Proben mögen beweisen, daß die Wanderung durch Jean Bernard's Dichtung kein Vergnügungszug ist.

Die Werke von Rudolf Baumbach und Julius Wolff sind bekanntlich sehr weit verbreitet, und so darf es nicht verwundern, daß ein Exemplar derselben, und zwar offenbar sämtlicher Werke nach dem Städtchen Brilon gelangte. Dort hat sie ein junger Poet, S. Eichengrün, eifrig gelesen, und dann eine erzählende Dichtung „Horand's Brautfahrt“ geschrieben. Verwunderlich ist auch dies nicht. Da endlich auch Brilon seine Druckerei und Verlagshandlung hat, deren Besitzer, M. Friedländer, den Kommissionsverlag pflegt, so ist diese Dichtung schließlich im Druck erschienen, was gleichfalls nicht in Erstaunen setzen kann. Im Übrigen ist nichts über dies litterarische Erzeugnis zu sagen, welches es in unseren Tagen sehr viele seines Gleichen hat: die Werke von Baumbach und Wolff sind nämlich wirklich stark verbreitet, und selbst der kleinste Ort hat seine Druckerei.

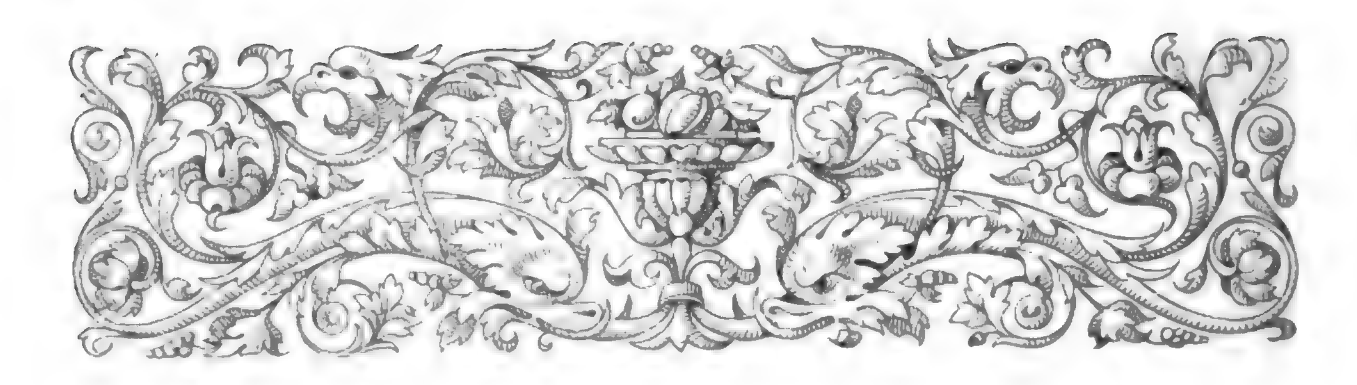
Wien. **G. Weiß.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VIII. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juni 1890.





Die Büßer.

Indische Sage

von

Isolde Kurz.

Lastend überm Angalande
Brüten schwere Sommergluten,
Und im schonungslosen Brande
Stirbt verdürstend Hain und Flur.
Keine Opfer können bluten,
Und kein Tau erquickt die Saaten,
Seit vom König, schlecht beraten,
Schmach den Brahmen widerfuhr.
Dem Land, aus dem die Priester zogen,
Verschließt ihr Fluch des Himmels Born,
Und schrecklich glüht vom blauen Bogen
Das Antlitz Indra's rot vor Zorn.

„Jedem, Herr, geziemt zu dienen,
Wie vorm Fürsten seine Heere,
Steht der Fürst vor dem Braminen,
Der Bramine steht vor Gott.
Gieb den Heil'gen denn die Ehre,
Wenn Braminenhände segnen,
Wird vom Himmel Fülle regnen,
Ihrem Fluch folgt Leid und Spott."
Des Königs Boten ziehn in Eile,
Doch nichts versöhnt der Priester Groll.
Sie schwören, daß vorm Flammenpfeile
Das Land in Asche sinken soll.

„Eine Hoffnung ist geblieben:
Fern beim Strom im Waldesgrabe
Wohnt der Greis, den Götter lieben,
Bußereich Wisandaka.
Und mit ihm sein frommer Knabe,
Der in menschenleerer Wildnis
Nur des Vaters strenges Bildnis
Nie ein Mädchenantlitz sah.
Schick Du ein Weib ihn zu bethören,
Voll Einfalt ist er, leicht entführt,
Die Götter werden uns erhören,
Sobald sein Fuß das Land berührt."

Anga hat der Mädchen viele,
Keine lüstet nach dem Lohne?
Keine wär' geschickt zum Spiele?
Den Gehorsam weigern sie?
„Gnade, Herr, verschon' uns, schone!
Schick uns in den Schlund des Leuen,
Nicht zum Greis, den Götter scheuen,
Der zu Brahm emporgedieh!
Ein Leu, der sich im Blute rötet,
Ist der Gebieter, wenn er grollt,
Doch der mit seinem Fluche tötet,
Dem Priester nur sei Scheu gezollt."

Grimmig mehrt sich die Beschwerde,
Tiere fallen, Menschen sterben,
Und die harte Muttererde
Saugt verlechzt ihr eignes Blut.
Indra jauchzt ob dem Verderben,
Ungerührt auf Anga's Triften
Schießt er Pfeile, die vergiften,
Und entfacht der Seuche Wut.
Das Volk liegt brünstig auf den Knieen,
Zum Gotte hebend Herz und Hand,
Doch Wolken, die vorüberziehen,
Entladen sich im Nachbarland.

Wie der Sonnenstrahl am Morgen
Auf des Gartens jüngste Blüte,
Blickt der Fürst aus trüben Sorgen
Lächelnd auf sein liebstes Kind.
Hoffnung sproßt ihm im Gemüte;
Wo die Andern bang verzagen,
Will die Königstochter wagen,
Ob sie Heil und Preis gewinnt.
„Unwissend bin ich, arm an Gaben,
Weiß nicht, wie man mit Männern spricht,
Doch jenen frommen Büßerknaben,
Den Knaben, Vater, fürcht' ich nicht."

Freudig hören's alle Guten,
Und der Fürst des Grams entlastet,
Furcht mit ihr die heil'gen Fluten,
Jenen Hain erreicht er bald.
Seltsam ist sein Schiff bemastet,
Denn von Halmen, Sträuchern, Bäumen
Grünt's in den gewölbten Räumen
Wie im schönsten Büßerwald.
Das Mägdlein eilt auf leichten Sohlen
Vom Flußgestad zur Siedelei,
Späht vor der Hütte noch verstohlen,
Ob wohl der Greis im Walde sei.

Zagen Schrittes geht sie weiter,
Sieht den Knaben bei der Flamme
Reisig brechen und die Scheiter
Spalten mit der blanken Wehr.
„Heil Dir, Sohn von edlem Stamme!
Will die Buße hier gedeihen?
Von den nahen Siedelreien
Dich zu grüßen kam ich her.
„Habt Ihr auch Wurzeln? Habt Ihr Beeren?
Ist Euer Wasser rein und klar?
Laß mich die Früchte Dir bescheren,
Die unser schöner Hain gebar.“

„Welch' ein Gast ist mir erschienen!
Mehr als vor des Löwen Grimme
Zittr' ich vor den süßen Mienen
Wie vor göttlicher Gewalt!
Vogelsang ist seine Stimme!
Sprich, wie muß ich Dich begrüßen?
Laß mich stumm zu Deinen Füßen
Knieen, strahlende Gestalt!“
„Steh' auf, Du Heil'ger, reich an Buße!
Weit frömmer sei Du mir gegrüßt!
Steh' auf und lern' an meinem Gruße,
Wie man in unsern Wäldern büßt!“

Herbe Lippen, keiner Ahnung
Solcher Künste noch erschlossen,
Folgtet ihr des Vaters Mahnung?
War das eigne Herz im Bund?
An des Knaben Hals gegossen,
Eine selige Sekunde
Bebt ihr Mund an seinem Munde,
Bebt um sie der Erde Rund.
Der Blöde staunt, sein Geist wird helle,
Sie steht erschrocken, glutumweht,
Und flieht zum Strom wie die Gazelle,
Wenn Wald und Feld in Flammen steht.

Sieh, da kehrt der hochbejahrte
Büßer nach der Waldeshütte,
Er, der bis zur Zeh' behaarte,
Schreckliche Wisandaka:
„Hat die Kuh auch dull'ge Schütte?
Ist der Löffel wohl gescheuert?
Auf dem Herd ist schlecht gefeuert!“
Und er staunt, was hier geschah.
„Kam eine Schlange Dich zu schrecken?
Dein Haar ist wirr, Dein Blick verstört!
Nach Ambra duftet's um die Hecken!
Hat ein Asure Dich bethört?“

„Herr, ein Gast betrat die Schwelle,
Leuchtend mit geflochtnen Haaren.
Glich sein Leib des Stromes Welle,
Nicht wie Du noch ich zu sehn.
Und von ihm hab' ich erfahren
Weihedienst der frömmsten Büßer,
Der viel heil'ger ist und süßer,
Als der Brauch, den wir begehn.
Er zog mein Haupt zu sich hernieder,
Sein holder Mund hing meinem an,
Ein Schauer rann mir durch die Glieder,
Und hat doch wunderlüß gethan.

Seit der Knabe fortgegangen,
Ist im Herzen mir so wehe,
Meine Seele festgehangen
Ging, ich fühl's, mit ihm dahin.
Mich beschwert, was ich nur sehe,
Eine Last sind alle Pflichten,
Kann Dir keinen Dienst verrichten,
Sterben muß ich ohne ihn.
Dort, wo er wohnt, zum Flußgesträuche
Führ' hin, o Vater, mich geschwind,
Damit ich lern' die heil'gen Bräuche,
Die so genehm den Göttern sind!“

„Solchem Büßer sei's geraten,
Daß er nimmer Dich versuche,
Sonst erfahr' er meine Thaten!“
Ruft der Heil'ge wutentbrannt.
Und bereit zum grimmen Fluche
Stürmt er nach des Ufers Halmen.
Aber nahe zwischen Palmen
Glänzt ihr seidenes Gewand.
„Schnell!“ fleht der Knabe, „laß uns eilen!
Der Vater droht, sein Zorn ist schwer!
Bei Dir im Hain will ich verweilen,
Nach Deiner Buße drängt's mich sehr!“

Spielend zieht des Königs Fähre
Heim mit heil'gem Raub befrachtet,
Aber eine wetterschwere
Wolke steigt am Himmel auf.
Indra, der die Büßer achtet,
Sieht's und flieht mit raschen Rossen,
Überm Haupt der Schiffsgenossen
Nimmt das Wetter seinen Lauf.
Kaum naht die Barke den Gestaden,
Zerbirst mit Eins des Himmels Schoß,
Und flutend bricht, vom Greis entladen,
Ein Meer, ein umgestürztes, los.

Schon den Hain hat er verlassen,
Mit der Buße heil'ger Stärke
Eilt er — wie des Dorfes Gassen
Hungerheiß das Waldtier naht —
Zu des Zornes grausem Werke.
Wo er ruht von Wandermühen,
Sieht er Felder, Dörfer blühen,
Fette Herden, goldne Saat.
„Wer lieh Euch diese reichen Gaben?
Wer solchen Segens Übermaß?"
„Das danken wir dem Büßerknaben,
Dem frommen Sohn Wisandaka's."

Nicht mißfallen solche Worte,
Halb ist schon der Zorn verflogen,
Wo er geht, von Ort zu Orte,
Sieht er froher Menschen Kreiß.
Klare Ströme, schiffdurchzogen,
Tragen Fülle durch die Länder —
Immer fragt er nach dem Spender,
Immer schallt des Sohnes Preis.
So tritt er in die Königshallen,
Ihm neigt sich scheu des Hofes Schar,
Sein Vateraug' mit Wohlgefallen
Ruht auf dem sel'gen, jungen Paar.

„Eines Landes froh Gewimmel,"
Spricht er, „preist, was Ihr vollendet,
Mögt Ihr, Kinder, denn dem Himmel
Dienen, wie das Herz gebeut.
Zürnend hab' ich nachgesendet
Meines Fluches schwarze Wolke,
Doch sie ward ein Heil dem Volke,
Mehr noch sei's mein Segen heut'!
Wenn mir zum Strafen, zum Zerstören
Der Himmel seine Waffen lieh,
Wird er mit Lust mich jetzt erhören,
Denn zum Beglücken brauch' ich sie."

Als wie in alten Zeiten . . .

Wenn tief im Wald die Drossel singt,
Daß hell der süße Schall durchklingt
Die abendstillen Weiten,
Dann steh' ich oft am Waldesrand
Umloht von rotem Sonnenbrand
Und denk' an alte Zeiten.

Und wie ich denk', und wie ich sinn',
Fühl' ich an meiner Wange hin
Ein leises Lüftchen gleiten,
Als thätest du's, geliebtes Kind,
Mit deiner Hand, so innig lind,
Als wie in alten Zeiten.

Die alte Sehnsucht auferwacht
Und zwingt mich, wie mit Zaubermacht
Die Arme auszubreiten; — —
Doch lehnst du nicht in stummer Lust
Dein liebes Haupt an meine Brust
Als wie in alten Zeiten.

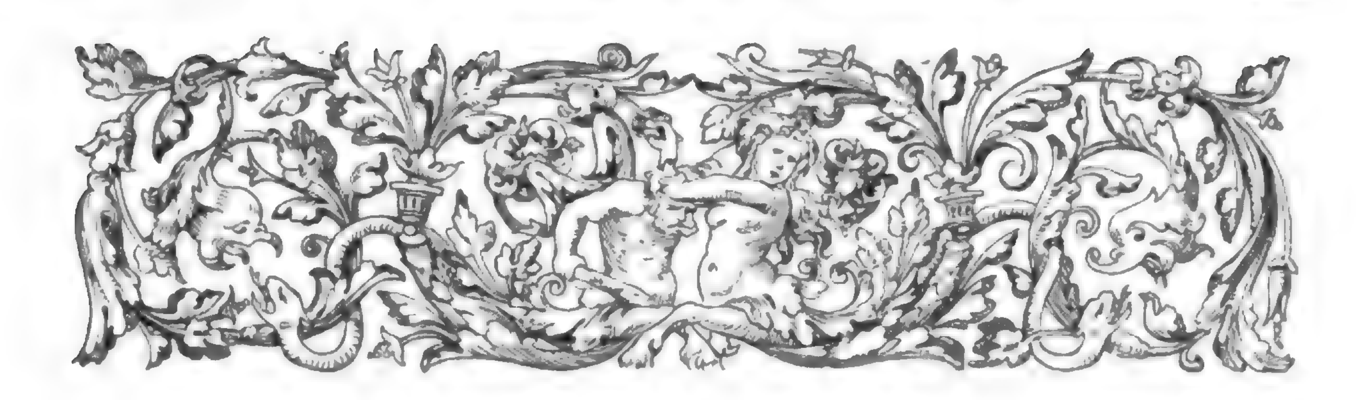
Und wenn dann über Thal und Höhn
Die hellen Sternenschleier wehn
Und ich muß heimwärts schreiten,
Da zieht durchs Herz nochmal ein Klang,
So heimwehsüß, so sehnsuchtsbang,
Ein Klang aus alten Zeiten.

K. Steuenstein.

Jasmin.

Wie leise — leise doch der Regen fällt.
Ich schreite still am sommerschwülen Tag
Den Villengärten lang, am Waldessaum —
Und beide Hände pflück' ich mir voll Blumen.
Waldblumen sind es — letzte Frühlingskinder,
Weil ja der Sommer aller Blüten Feind.
Da siehe — über eine Gartenmauer
Quillt es heraus — weißsternig überschauert
Und düfteschwer — ein hoher Strauch Jasmin.
Mein Liebling war von je sein Blütenkelch,
In dessen Duft es wonnig mich umhaucht,
Wie traumhaft, unergründlich Märchenglück.
Achtlos entfällt der Hand der Waldesstrauß,
Der leuchtend bunte, und mit meinen Armen
Bieg' ich herab die regenschweren Äste,
Die mich mit Blütenblättern und mit Tropfen,
Als wie mit Thränentropfen überschütten.
Zum erstenmale hier die Lieblingsblumen
Pflück' ich mir heut' — da steigt es mir empor,
Wer auch geliebt wie ich den weißen Stern.
. . . . Wie still er lag, der schöne, unglücksel'ge,
Der Wahnsinnskönig, in der starren Hand
Den kleinen Strauß duftwogenden Jasmins,
Den eine Kaiserin als Liebespfand
Ihm zum Geleit ins Schattenreich gegeben. —
Jäh überkommt's mich: Bin ich traumverloren
Und thöricht sehnsuchtsvoll nicht auch, wie er?
Liegt's wie ein Fluch auf Denen, die dich lieben,
Betäubender Jasmin, und birgt dein Hauch
Den süßen Wahnsinn? Dunkelt es wie Unheil
Und wie Verderben auch ob meinem Haupt?
Doch aber wollt' ich, tödlich süß umwogte
Mich einst dein Duft und küßte mich so heiß,
Daß ich's vergäße, jemals aufzuwachen!

Hermine von Preuschen.



Am Kreuzweg.

Erzählung von J. Dery.

(Fortsetzung.)

„Was ist das für eine Stellung?" stieß ich hastig hervor, indem ich Kreibig beiseite nahm.

Er sprach viel und laut über die Tagesfragen, maß mich vom Kopf bis zum Fuß und fuhr fort zu sprechen. Mein Äußeres mochte ihn nicht völlig befriedigt haben. Er selbst sah vortrefflich aus. In den anderthalb Jahren, seit ich ihn gänzlich aus den Augen verloren, hatte er noch an Stattlichkeit gewonnen. Der blonde, modisch zugespitzte Bart, die rührigen blauen Augen — troß des Blond und Blau lag, das muß man sagen, etwas von einem Teufelssohn in seinem Gesicht, das freilich in der Ruhe sehr gewöhnlich aussah. Er trug, wie immer, eine lose geschlungene Kravatte, jetzt weiß, sonst blau mit weißen Punkten, die bereits volkstümlich gewordene „Kreibig-Kravatte", und hatte ein achtunggebietendes Auftreten. Er beklagte das Schwanken der Regierung, fand, daß mich mein Schnurrbart zu jugendlich kleide, schmähte die Wirtschaft in der Stadtverwaltung und fragte mich schließlich, ob ich bei den bevorstehenden Reichsratswahlen nicht vielleicht zu kandidieren Lust hätte?

„Du brauchst nur zu wollen," versicherte er, „alles andere ist meine Sache."

„Und — hätte ich Aussichten?" fragte ich wie betäubt.

„Das ist meine Sache," betonte er nochmals.

Sofort stellte er mich dem Reichsratsabgeordneten Ortner, dem Gemeinderat Flattig, einem Knopf-, einem Stock- und einem Goldwarenfabrikanten vor. Sämtliche Herren schüttelten mir die Hand, ohne mich einer Ansprache zu würdigen. Trotzdem schien Kreibig von dieser Aufnahme sehr erbaut. Keine Spur von Gönnerhaftigkeit lag in seinem Wesen mir gegenüber, vielmehr sprach er zu mir im Tone heimlichen Einverständnisses, gleichsam über die Köpfe der Andern hinweg. Bald versetzte mich seine Vertraulichkeit in eine behagliche Stimmung, ja ich konnte mich eines Gefühls der Auszeichnung nicht erwehren und sah zuletzt alles in rosigen Farben. Erst beim Abschied fiel mir ein, mich nach dem Namen meines Rivalen zu erkundigen.

„Der Architekt Brenner," erklärte Kreibig.

Ich stutzte.

„Nur tapfer!" sagte er, „ich wiederhole, Du brauchst nur zu wollen."

„Ich will! ich will!" rief ich erregt. Hedwigs würdig werden! Hedwig heimführen, ja das will ich! ergänzte ich im stillen meinen Ausruf.

Auf der Treppe schloß sich mir Herr Flattig an. Wie ein Vater sprach er mir Mut zu und erzählte, daß er als Knabe Kühe gehütet habe und doch auf einen grünen Zweig gekommen sei. Seine runde, bewegliche Gestalt, sein volles, glänzendes Antlitz, der ganze Mann schien zu frohlocken: „Das war keine Kleinigkeit für mich, bei Gott!" Ich mußte an seiner Seite bleiben, während er draußen drei große Landauer auftrieb, derer er für sich und seiner Familie zur Heimfahrt bedurfte. Das lief nicht glatt ab. Die Kutscher gerieten in Streit, ein Teil der Ballgesellschaft, die, mit Überschuhen versehen, zu Fuß heimzukehren im Begriffe war, lief durcheinander, ohne von der Stelle zu weichen, und es gab einen jähen, lauten, flüchtigen und grundlosen Wiener Straßenlärm.

IV.

Ich kandidierte für den Reichsrat. Mit dem Ungestüm eines Unglücklichen, der mit allen Fasern am Leben hängt und es damit ein letztes Mal versuchen will, rang ich um meine Wahl. Nichts scheute ich, weder Anmaßungen noch Demütigungen, weder tapfere Streiche ausführen, noch Unzulässigkeiten begehen zu lassen. Kreibig war der Handelnde, mein Amt beschränkte sich darauf zu dulden, daß man mir huldigte, mich verwarf, sich für mich herumschlug und mir „Nieder!" zurief. Es war unglaublich, wie groß Kreibig's Einfluß, wie heiß sein Eifer war. Er log, hetzte und balgte sich — er balgte sich mit Jedermann. Er tauschte Händedrücke, trank Bruderschaft und erging sich in politischen Herzensergüssen — wiederum mit Jedermann! Sein Wahlspruch lautete: Der guten Sache ihr Recht! Nicht selten verleugnete er mich, um mir zu nützen oder trug Gleichmut mit einer Verschlagenheit zur Schau, die mich verwirrte. Zuweilen behandelte er mich beinahe geringschätzend, je eifriger er sich ins Feuer für mich begab, umso kälter. Hätte ich ihn nicht so genau gekannt, er würde mir eine Art Achtung eingeflößt haben. Aber mein Argwohn ruhte nicht: thut er all das meinetwegen, und was versteht er unter der „guten Sache"? mußte ich mich immer wieder fragen.

Der Stadtbaumeister Brenner war mein Hauptgegner und neben ihm lauerten zwei Gewohnheitskandidaten im Hintergrund: Doktor Back und Professor Payerl. Ich vermaß mich, es mit einer wirklichen Kraft wie Brenner aufnehmen zu wollen und ließ mich herbei, mit jenen beiden Durchschnittsmenschen zu wetteifern. Und die ehrliche Aufopferung, welche ich aufbot! Mein Durst nach Erfolg, meine Angst um das Mißlingen! Zumal aber meine Duldsamkeit, mit welcher ich Kreibig's Befürwortung gleich einer Notwendigkeit auskostete! Es schien, als ob meine durch Jahre angesammelte Energie nun überreizt zum Ausbruch kommen sollte.

Tausendmal schreckte mich der Gedanke auf, welch' unerhörten Schimpf doch eigentlich mein Anschließen an einen Menschen wie Kreibig bedeute, doch gewaltsam erstickte ich die Skrupel. Ich war elend gewesen nach meinem eigenen Geschmack, ich hatte es satt und wollte glücklich werden nach dem Muster Anderer. Wie hatte ich nur denken können, daß es mir dazu an den Vorbedingungen fehlen, daß ich die Kraftprobe nicht bestehen würde!

In völlig klaren Stunden aber sagte ich mir, daß es nur eine Rechtfertigung für mein Bestreben gebe: das war der erhoffte Lohn. Hedwig's Besitz. Völlig erschlafft, wie ich war, würde ich ja auch ohne diese große unwiderstehliche Einwirkung niemals aus mir selbst heraus getreten sein. Nur um Hedwig's willen wollte ich Abgeordneter werden, gerade wie ich um ihretwillen ein Verbrechen hätte begehen können. Ich mußte sie erringen, da ich sie nicht mehr entbehren zu können glaubte, nie und nimmer! War ich nicht nach landläufiger Auffassung ihr fast unebenbürtig? Sie war ein verwöhntes Mädchen, das durch seine Wohlhabenheit und seine vornehmen Verbindungen, aber auch durch seine persönlichen Reize als das Ziel der Wünsche eines trefflichen Mannes erscheinen konnte und zudem stand etwas auf ihrer keuschen Stirne wie die Berufung zu Höherem. Mir bangte nicht etwa, daß sie mich trotz meines Mandats ausschlagen könnte, denn ich war fest überzeugt, daß sie mich auch ohne dieses bevorzugen würde. So sehr vertraute ich jener geheimnisvollen Macht, die mich — unmöglich ohne heilige Absichten! — zu ihrem Geschöpfe gemacht. Nur aus einer Art Gerechtigkeitsgefühl glaubte ich mich, ihr zu Liebe, auszeichnen zu müssen. Als ob eine Wahl zum Reichsratsabgeordneten nach meinen bisherigen Anschauungen eine Auszeichnung bedeutet hätte! Allein die Trunkenheit, in die mich mein junges Gefühl versetzte, brachte mir meinen vollen Verrat an meinen Grundsätzen nicht einmal zum Bewußtsein.

Vergebens trachtete ich, Hedwig wieder zu sehen. Ich besuchte Konzerte, Theater, Bälle; nirgends war sie anzutreffen. Wo war nur meine Lässigkeit geblieben? Mein Geist war schaffensfreudig, unermüdlich, mein Herz so sehnsuchtsvoll, so reich, alle Ströme des Lebens thaten sich in mir auf, um zu empfangen, um zu geben. Ich studierte und hielt Reden — meine Rednergabe war von jeher meine Eitelkeit gewesen, und welchen Genuß bereitete mir der Gedanke, endlich frei von der Leber sprechen zu können — fahndete, wie gesagt, nach Hedwig's Spuren, machte mich sogar an eine längstbegonnene und wieder aufgegebene Abhandlung über eine verwickelte Rechtsfrage, mit welcher ich mich, wenn mir auch Zeit und Stimmung fehlten, um ernstlich zu arbeiten, immerhin beschäftigte und dachte unaufhörlich an Hedwig.

Eines Tages begegnete ich ihr zufällig auf

dem Kohlmarkt Ich kam soeben von einer Beratung der Vertrauensmänner, die wir nach Tisch in der Wohnung Kreibig's abgehalten und bei welcher die erstatteten Berichte festgestellt hatten, daß Brenner's Sache besser stehe als die meinige. Beim Anblick des reizenden Mädchens gewann ich neue Zuversicht. Sie war in Begleitung ihrer Mutter und beide Damen erlaubten mir, mich ihnen anzuschließen. Alles an Hedwig zeugte von feiner Lebensart und von schlichter Gesinnung: ihr hübsches, einfaches Kleid, ihr leichter Gang, ihre ruhige, mädchenhafte Sprechweise, vor allem aber ihr klarer, krystallklarer Blick Sie schien etwas blaß und nachdenklich, was ich sofort zu meinem Gunsten auslegte.

„Sie sind ja zum Tagesgespräch geworden," bemerkte sie mit seltsamem Nachdruck.

Ich lächelte bescheiden, aber mit innerem Wohlbehagen. Während unseres nichtssagenden Geplauders, das häufig ins Stocken geriet, sagte ihr mein Blick: Alles was ich thue, geschieht Deinetwegen, Du hast mir's angethan! Und ihre Betroffenheit, ihr Erröten erwiderten deutlich: Ich weiß, ich weiß, und es ist eine tiefernste Sache.

Entzückt kam ich nach Hause und schrieb sofort an Hedwig. Mir ist es noch heute unerklärlich, woher ich die Kühnheit nahm. Ich geißelte mein bisheriges Leben und begrüßte jubelnd die Zukunft. Zwischen jeder Zeile stand in sieghaften Lettern ihr Name. Gleich andern Tags traf die Antwort ein. Eine Begegnung dritten Orts, die ich erbeten, vermöge sie mir unmöglich zu gewähren, doch werde sie Wege finden, mich bald sprechen zu können. Das mit flüchtiger Hand geschriebene Billet enthielt weder Ansprache noch Unterschrift O Gott, sie gehört zu denen, die sich nichts vergeben! dachte ich verzagt. Ihre Weigerung, mir ein Zwiegespräch unter vier Augen zu gestatten, erschien mir herzlos und kleinlich. Das kommt von der sorgfältigen Erziehung! schmälte ich in maßloser Unzufriedenheit. Umsonst harrte ich auf ein neues Lebenszeichen von ihr, fast sechs Tage hindurch Endlich kam folgende Zeile: „Kommen Sie heute Nachmittag zu uns."

Ich folgte ihrer Einladung in kühlerer Stimmung. Es bedurfte ja nur wenig, meine Laune zu wandeln. Auch hatte ich am selben Tag die erste scharfe Auseinandersetzung mit Kreibig. Er beschwerte sich über eine Rede, die ich am vorhergehenden Abend gehalten und die mich vollständig befriedigt hatte. Wieder entnüchterte mich das Unerträgliche meiner Lage und zum erstenmal überkam mich die Lust, meine Kandidatur, die ich den Bemühungen dieses Mannes verdankte, über den Haufen zu werfen. Doch ich hielt an mich. Meiner Entrüstung gegen Kreibig ward plötzlich ein Ziel gegeben, mein Überwert, im Vergleich mit ihm, erschien mir nun erst recht in die Augen springend, und ich nahm mir im stillen vor, zu seinem Verderben auszuharren. Ja, meine feurige Einbildungskraft hatte sich schnell Pläne zurecht gemacht und meine Hast, ans Ziel zu kommen, steigerte sich nur noch. Einmal dort angelangt, wollte ich mein würdeloses Verhalten sühnen und für meine bevorzugte Stellung stündlich Rechenschaft geben.

„Als ich zum erstenmal auf der Tribüne stand im Kampf um meine Wahl, sprach ich ganz anders!" schloß Kreibig seine Belehrungen in prahlendem Ton und wiederholte eine seiner oft gehörten, hohlen und verderblichen Phrasen, die mir seine politische Wirksamkeit so widerwärtig machten.

V.

Zögernd stieg ich die Treppe zu Hedwig's Wohnung hinan, und meine alte Menschenscheu regte sich wieder bei dem Gedanken, ihren Eltern so unvorbereitet gegenüber treten zu müssen Ein schmuckes Dienstmädchen öffnete

„Die Herrschaften sind ausgegangen," meldete sie. Im selben Moment erschien Hedwig in der gegenüberliegenden Thür.

„Sieh da, Herr Doktor!" rief sie mit erkünsteltem Staunen. „Meine Eltern können jeden Augenblick zurück sein. Wollen Sie einstweilen mit mir vorlieb nehmen?" Und sie führte mich durch eine zweite Thür in ein großes, bereits erleuchtetes Gemach.

Kalte Sauberkeit lag über den alten würdevollen Möbeln, über den beiden mit Nippes und Silbergeschirr gefüllten Glasschränken, über dem ausgebleichten buntseidenen Kanapee. Auf dem von dickgepolsterten Lehnstühlen umringten Tisch stand unter verschlossenen Albumbüchern eine hochbeinige Lampe, erhellte einen kleinen Kreis um sich und ließ den übrigen Teil des Raumes im Halbdunkel. Alles hier war gediegen, anspruchsvoll, einen gewissen Rang bezeichnend und in allen Winkeln herrschte Ordnungssinn, Achtung vor dem Herkömmlichen und bürgerliche Hoffahrt.

Ich sah auf Hedwig. Schlicht und befangen stand sie vor mir, fast allzu schlicht und so sechzehnjährig! Ich erfaßte ihre Hand und lächelte sie — ohne eigentlich im Augenblick irgend eines bestimmten Gefühls inne zu werden — dankbar und zärtlich an. Dann setzten wir uns um den Tisch und sie begann tiefaufatmend:

„Meine Eltern machen einen Besuch und kehren kaum vor einer Stunde zurück. Um zu Hause bleiben zu können, mußte ich lügen, ich sagte — kurz, ich log. Nun aber schwör ich Ihnen, daß mir das Lügen zuwider ist. Ich bin sehr hochmütig, auch das schwör ich Ihnen! Und heute bat ich Sie zu mir ... Das Ärgste dabei ist, daß ich zugleich Jemanden täusche, dem ich Vertrauen gelobt ... Doch sprechen wir jetzt von Ihnen."

Bereitwillig erzählte ich ihr vom Hergang meiner Wahl und erfuhr zum erstenmal, wie wohl es thut, von sich reden zu können, ohne sich angreifen zu müssen. Und gar, wenn man sich wichtig vorkommt! Man liebkost sich heimlich, spricht mit Geringschätzung von sich und ist vom eigenen Wert durchdrungen!

„Liegt Ihnen viel an dieser Wahl?" fragte sie.

„Das will ich meinen!"

„Schon lange drängte es mich, Ihnen darüber zu schreiben," fuhr sie zaghaft fort, „doch glaubte ich zu einer Einmischung nicht berechtigt zu sein. Ihr — warmer Brief jedoch ermutigt mich, die Bitte zu wagen: verzichten Sie auf Ihre Wahl!"

Ich traute meinen Ohren nicht.

„Auf meine Wahl zum Reichsratsabgeordneten?"

„Sie taugen nicht für dergleichen, glauben Sie mir."

Aufs Tiefste verwundet schwieg ich eine Weile. Selbst sie fühlt sich veranlaßt, mir meine Unwürdigkeit vorzuwerfen, dachte ich. Verwünscht der feige Schlaf meiner verflossenen Jahre!

„Sie meinen, für solche Würden seien ganz andere Leute als ich berufen?" rief ich endlich gereizt.

„Mag sein."

„Ein Professor Kreibig zum Beispiel, Ihr gewesener Bräutigam!"

„Ganz richtig!" sagte sie.

Auf diese Antworten hin entlud sich mein Zorn. Rücksichtlos brach ich in heftige Reden gegen Kreibig los. War doch mein Mißtrauen gegen ihn in den letzten Tagen unserer Gemeinschaft nur noch befestigt worden. Ich hieß ihn einen Aufdringling, einen Glücksritter und bezeichnete seine Stellung als Schande und Spott für die Gesellschaft, ohne zu bedenken, daß Derjenige, den ich in den Kot riß — mochte ich die Dinge wenden, wie ich wollte — doch nun mein Förderer war. Sicherlich übertrieb ich auch. Eifersucht und mein langverhaltener Groll machten mich wild.

„Ich bin mehr wert als er! Der bloße Vergleich mit ihm dünkt mir Erniedrigung!" tobte ich, meine Stimme nur mit Mühe dämpfend. „Er war sein Lebelang gehaltlos und faul, ich aber begabt und strebsam. Was bin ich? Eine Null. Was er? Eine Größe! Gediegene, hoffnungsvolle Talente verließen mit uns die Hochschule. Die besten unter ihnen verkamen, wie ich bisher verkam, doch er gelangte ans Ruder, der Schlechteste, gerade er —"

„Dieser Lügner!" ergänzte sie meine Rede.

Das hatte ich nicht erwartet. Statt, wie ich glaubte, von meinen Worten niedergedrückt zu werden, hatte sie freudig aufgehorcht. Nun sprang sie auf, trat an mich heran, der ich hastig auf und ab ging, und wiederholte heißblütig:

„Er ist ein Lügner! Nicht wahr? Ich erkannte ihn! Und nun wissen Sie auch, warum ich verzichtet habe, seine Frau zu werden!"

Eine Art Begeisterung ergriff sie. Hastig zog sie mich auf einen Stuhl ihr gegenüber, um mir den „einfachen Sachverhalt", wie sie es nannte, auseinanderzusetzen. Nicht ohne einen Ausdruck der Scham und mit jenem Feuer, das sich in einem Atem anklagt, verteidigt und unaufhaltsam mit der Wahrheit hervorbricht, begann sie:

„Eines Morgens erwachte ich als junge Dame. Ich bekam einen teuren Schneider, besuchte Bälle und erhielt Heiratsanträge. So ging es fort zwei, drei Jahre hindurch. Ich freute mich des Tanzes, der Kleider, meiner kleinen Erfolge und meiner künftigen Heirat. Jawohl, meiner Heirat! Dennoch konnte ich mich für keinen meiner Bewerber entschließen. Ich hatte ihrer viele, offenbar weil ich ein „Goldfisch" war, wie meine Freundinnen es mir nicht selten zu fühlen gaben, um mich nicht eitel werden zu lassen. Nein, ich konnte mich nicht entschließen, mit dem besten Willen nicht! Mir genügte es nicht, wenn ein Mann wohlhabend und aus guter Familie war, stattlich aussah und moderne Manieren hatte. Ich wollte einen Mann heiraten, auf den ich stolz sein konnte, auf den der Herrgott selber stolz sein konnte, einen verdienstvollen, ange-

sehenen Mann. Da kam mir Kreibig in den Weg, er, dessen Name auf Aller Lippen schwebte, in allen Zeitungen zu finden war, zu dem selbst mein Vater achtungsvoll aufsah! Endlich ein Mann, den ich bewundern, zu dessen Höhe ich emporstreben, dem gegenüber ich Demut empfinden konnte. O, es war nicht kindische Eitelkeit, die mich berauschte, es war etwas Besseres, Edleres! Ich liebte, liebte zum erstenmal! Wenn es ein Mädchen in Gegenwart eines Mannes, den es nie vorher gesehen, an den es nie vorher gedacht, jählings überkommt, als ob es aufschreien müßte: „Du bist's! Dich suchte ich, nach Dir sehnt' ich mich und ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, Dich zu finden! Du bist's, ja, ich erkenne Dich und wenn ich nicht Dir leben darf, so will ich sterben!..."

Sie richtete sich auf, der Wiederschein innerer Glut verklärte ihre Miene; mir war's, als ob ihr Ausruf mir selber gälte, als ob sich mein gutes Schicksal augenblicklich erfüllen sollte.

„Ich liebte ihn," wiederholte sie ruhiger, indem sie wieder Platz nahm. „Ich liebte ihn und — ich bemühte mich um ihn. Es ist abscheulich, es nur auszusprechen — ich buhlte um seine Gunst und bot alles auf, ihn zu bezaubern, zu gewinnen! Am Tag, als ich seine Braut wurde, überwältigten mich Dankesgefühl und Unterwürfigkeit für ihn, während ich der Welt gegenüber Stolz und Frohlocken empfand. Dazu die Freude der Eltern, der Neid meiner Freundinnen — es war eine selige, glänzende Brautzeit! — Doch allmählig lernte ich meinen Bräutigam kennen. Sie waren einst sein Gefährte und sind heute sein Verbündeter," fuhr sie bitter fort, „drum brauch' ich Ihnen nicht erst darzulegen, wie er mir die Augen öffnete, mich erschreckte und abstieß. Wenn wirklich hervorragende Männer ein schlichtes Wesen haben, so ist das umso anziehender, aber wenn man den Mann, welchen man in die Reihe der Besten gestellt hat, innerlich als verworfen und haltlos erkennt, so muß das die ehrlichste Liebe in grenzenlose Verachtung umwandeln. Es bereitete ihm förmlich ein stilles Ergötzen, mich aufzuklären: „Du hältst mich gleich allen Anderen für einen ausgezeichneten Menschen? Kleine Thörin, so durchschau mich doch: ich bin ein Schwätzer! ein Speichellecker! ein Scheinmensch! ein Gaukler! —'"

Sie stieß diese Worte atemlos, mit wildester Heftigkeit hervor. Und ihr Antlitz war dabei so schmerzvoll, als bezahlte sie eine jede Schmähung mit einem besonderen großen Schmerz. Mit unendlicher Befriedigung und voll Dankbarkeit suchte ich sie zu beschwichtigen, worauf sie nachgiebig, gelassen, aber umso überzeugender fortfuhr:

„Unbegabt ist er nicht. O, er muß sehr gewandt sein, wenn er seine Unbildung verbergen und sich für gemeinnützige Fragen ereifern kann, die ihm im Grunde höchst gleichgültig sind. Er spottet dessen, was er befürwortet. Wie oft hört' ich ihn der Narren lachen, die ihm sittlichen Ernst zumuten. Die Kunst der Lüge ersetzte ihm den Mangel an sittlichem Ernst und alle die Vorzüge, die ihm ungerechter Weise nachgerühmt werden. Er ist so gewöhnlich! so gewöhnlich! Mich nimmt nur Wunder, daß, wennschon das Riesenheer seiner Anhänger geblendet ist, so doch wenigstens das Häuflein der Gegenpartei nicht seinen Unwert erkennt, was ich voreingenommenes, verliebtes Ding nur allzubald weg hatte. Er ist ein Frecher, der alle an der Nase führt. Doch ist es seine Schuld, daß sie blind und taub sind? Der Arme kann sich ja der Auszeichnungen kaum erwehren! Dafür wird er sich aber auch fürchterlich rächen! Wenn Sie wüßten, wie würdelos er denkt! Er ließ mich in seine Karten blicken mit einer Ehrlichkeit, die mich schaudern machte. Laß mich doch einen Moment wahr sein! schien er sagen zu wollen, oder: Wunderst Du Dich? Wohlan, es ist ein Kunststück, das ich da vollführe. Verdopple Deine Achtung!... Schon seine Art und Weise, etwas darzustellen. — Uebrigens, wozu auch dies noch?"

„Was? was?" drängte ich.

„Wenn er etwas erzählt, sei es ein Erlebnis, eine Anekdote, oder nur ein Tagesereignis, so horcht er seiner Rede, berauscht sich an ihr, ruft sich im stillen Bravo zu und wiederholt dann seine Geschichte im selben Ton, mit dem selben Mienenspiel, mit derselben Ausdrucksweise. Das Wort ist sein Kapital, sein Liebling, sein Erhalter! Rauben Sie ihm das Wort, und er wird zum Idioten. Dieser Mann sollte über mir und den Andern stehen? Ganz im Gegenteil. Meine Verlobung erschien mir immer mehr als eine Strafe und etwas ganz Unglückseliges! Näher besehen, war ja mein Held, der äußerlich die erste Rolle spielte, innerlich der letzte der Männer! Aber noch war ich frei und ich zog vor, es auch zu bleiben."

Reuig wollte ich ihre Hand erfassen, allein sie wehrte es, indem sie gekränkten Tones ausrief:

„Was mußt' ich nicht alles erleiden! Wie schwer machte man es mir, an meinem Entschluß festzuhalten! Die Verzweiflung der Mutter, das Gerede der Leute und die Versöhnungsversuche des verabschiedeten Bräutigams! Nur mein Vater hielt zu mir. Damals lernte ich erst meinen Vater völlig verehren, ihn und noch einen Andern ... Sie kennen meinen Vater nicht. Sie halten ihn für einen trocknen Büreaukraten? Das ist er auch, aber dabei auch ein Mann von hoher Gesinnung und warmem Herzen."

Hedwig, die mich vor einer halben Stunde als ein schüchternes Kind begrüßt hatte, saß nun als stolzes mutiges Weib mir gegenüber. Wie Zauberei vollzog sich diese Wandlung. Ihre Züge erhielten Schwung, Kraft und Freiheit, ihr Körper streckte sich, und in ihren Augen strahlte etwas, als hätte sie noch viel zu sagen.

„Verzichten Sie auf das Mandat!" bat sie eindringlich. „Wie können Sie nur seinen Schutz dulden?"

„Wieso?" widersprach ich verlegen.

„Er macht Ihre Wahl. Aus welchen Gründen? Kennen Sie seine Gründe?"

„Ich frage nicht darnach," sagte ich.

„Sie verachten ihn und lassen sich von ihm leiten. Wie vereint sich das?"

Ich bestritt dies, doch begann der Wurm von neuem in mir zu nagen und ich fragte mich, ob ich dieses entehrende Spiel würde zu Ende führen können?

„Wie seltsam sich das alles fügt!" meinte sie staunend. „Haben Sie ihn damals auf dem Armenball beobachtet? Wenn in ihm etwas echt sein mag, so ist es sein Haß gegen mich, ein böser gefährlicher Haß, das Bedürfnis, die beleidigte Eitelkeit zu rächen! Sehnsüchtig lauert er auf den Moment, um mich zu brandmarken. Ich glaube fast, er bildet sich ein, daß dieser Moment doch noch einmal kommen könnte, wahrhaftig!" Sie schellte und gab dem eintretenden Mädchen einen geringfügigen Befehl, eine Vorsicht, die sie im Laufe unseres Gespräches wiederholte. „Stehen Sie ab von Ihrer Wahl! Verzichten Sie auf Ihre Wahl!" bat sie dann immer dringender.

„Niemals!" rief ich. Mit Beschämung empfand ich ihre Überlegenheit, aber ihre wegwerfenden Äußerungen über jegliches ehrgeiziges Vorwärtsstreben, die noch vor kurzem Wasser auf meiner Mühle gewesen wären, trafen bei mir auf taube Ohren. Ich belächelte ihre Vorurteile. Je leidenschaftlicher mich das Verlangen beherrschte, sie zur Frau zu gewinnen, umso dringender erschien mir die Notwendigkeit, mir ein gewisses Ansehen in der Gesellschaft zu verschaffen. Eines ohne das andere erschien mir unerreichbar. Entschlossen fuhr ich in meiner Rede fort:

„Ich kann nicht auf halbem Weg stehen bleiben. Was thu' ich denn Unerhörtes? Jener Mann herrscht, ich bin eine Null, das ist falsch, widersinnig, unhaltbar. Ich gehöre nach oben, er nach unten, wohlan ich schwinge mich empor und stürze ihn hinunter." Diese Idee erfüllte mich, ich kümmerte mich wenig um das Wie und Wodurch, die Idee als solche war mir alles. „Ich mißbrauche ihn nur, glauben Sie mir, ich nütz' ihn aus, er ist der Angeführte, Sie sollen sehen, daß ich ihn mißbrauche! Ich bin des Zusehens müde und will endlich handeln! Es steckt in mir, es muß heraus, ich muß ans Ziel, so wahr als ein Geschöpf, das Schwingen hat, nicht auf dem Bauche kriecht, und so wahr, als eine losgeschossene Kugel nicht in der Luft haften bleiben kann!"

„Hören Sie, Sie sind ein herrlicher Mensch!" rief sie mit strahlendem Blick, und in einer Art freudiger Qual suchte sie mich dadurch nun erst recht zu überreden: „Weisen Sie doch dieses Mandat zurück! Was haben Sie es nötig? Haben Sie denn nicht einen ganz interessanten Beruf? Ist denn Ihr Wirkungskreis als Advokat ein gar so unbefriedigender?"

Verdrossen schilderte ich die kleinlichen Prozesse, die einem unberühmten Rechtsanwalt, wie mir, zufielen und erwähnte die kleinlichsten, die mir je untergekommen. „Ich bin nicht an meinem Platze," erklärte ich. Manches mußte ich eingehend besprechen, so sehr interessierte sie sich dafür. Ich nahm mir alle Mühe, meine gegenwärtige Stellung herabzusetzen.

„Nein, nein, das ist doch nicht so ungünstig!" rief sie lebhaft. „Man hat hinlänglich zu thun, das füllt schon das Leben aus." Sie erkundigte sich sogar nach meinen Einkünften und der Lebensweise, welche diese gestatteten.

„Prächtig!" sagte sie. „Was fehlt da noch, um zufrieden zu sein?" Sie erhob sich errötend, um mich zu verabschieden. Glücklichen Herzens wollte ich gehen und sei entschlossen, vollends glücklich zu werden. Nur eine Frage brannte mir auf der Seele.

„Sie sagten vorhin, daß Sie außer Ihrem Vater noch Jemanden haben schätzen gelernt — wer ist das?"

„Brenner!"

„Er!" Daß ich diesem Namen auch hier begegnen mußte, machte mich fast erschrecken.

„Ja, er ist's, den ich betrüge!" Sie lächelte mit gesenkten Lidern, doch dieses Lächeln berührte mich nicht peinlich. Es war kummervoll, nicht übermütig. Bewegt ergriff ich ihre Hände. Tiefe Stille herrschte im Zimmer, ich glaubte, den Schlag ihres Herzens zu vernehmen. Langsam, langsam neigte ich mich ihr zu.

An der Thür standen wir uns noch eine Weile sinnend gegenüber.

„Wir sind an einem Kreuzwege angelangt," sagte sie halb für sich.

Ich beugte selig und schuldbewußt das Haupt.

Auf der Straße, wo mir der Abendwind Kühlung zuwehte, wiederholte ich still: „Wir sind an einem Kreuzwege angelangt." An einem Kreuzwege bleibt man nicht stehen. Ich nicht! Vor mir lag die Zukunft, ein gelungenes Werk, vollendet, unabänderbar, wie aus einem Gusse. Vorwärts! Vorwärts! Und was ich nun empfand, erschien mir, als ob es sich wirklich ereignen würde: die Menschen machten mir rechts und links Platz und räumten mir den Teil der Straße ein, der mir gebührte. O wie wollte ich Besitz davon ergreifen!

VI.

Meine Wahlaussichten standen günstig: man beglückwünschte mich bereits. Nur einige Freunde, die abseits vom politischen Treiben und in unverhohlener Abneigung gegen dasselbe dahinlebten, begegneten mir frostig. Es waren zumeist begabte, einst arbeitsfrohe, nur in ihrem Ehrgeiz gekränkte Männer, die scheinbar verachteten, um was sie sich innerlich verbluteten. Wenigstens nahm ich ihre Mißbilligung für Neid.

Kreibig sah ich immer seltener. Seitdem meine Kandidatur gesichert schien, zog er sich immer mehr vom Schauplatze zurück. Auch schien er mir nicht mehr so sicher wie sonst, mir war's, als ob er mich bewachte, als ob er ahnte, daß ich ihm einmal unbequem werden könnte. Mir gefiel dies, und durch den Gedanken, ihm bald einen großen Strich durch die Rechnung zu machen, wie auch durch meine guten Aussichten milde gestimmt, fragte ich mich schon, ob Hedwig und ich ihm nicht Unrecht thäten?

Was aber mein Vertrauen in meine Zukunft hauptsächlich wach erhielt, war mein freudiges Staunen über die rasche, leichte Art, wie ich plötzlich bekannt geworden, nur weil ich — kandidierte. Liest man einen neuen Namen ein paarmal in den Zeitungen oder hört ihn von Bekannten erwähnen, so gewöhnen sich Aug' und Ohr der Menge bald daran, der Name erhält Klang, ja Ansehen. Das war mir unverdient zugeflogen; wie erst, wenn ich mir einst wirkliche Verdienste erworben haben würde!

Umsonst beschwor ich Hedwig in meinen Briefen um ein Zusammentreffen, selbst eine erbetene Begegnung auf der Straße glaubte sie mir versagen zu müssen. In unbändiger Sehnsucht träumte ich an meinem Schreibtisch: Wenn sie jetzt einträte, wenn sie zu mir käme . . .! Meine Phantasie verwirklichte schnell, was kaum zur Hoffnung geworden, aus meiner Nichtigkeit und Vereinsamung plötzlich herausgerissen, war ich im Besitz dessen, was ein Mann nur anstreben kann: einer geachteten Stellung und häuslichen Glücks. Beim Anblick der Kinder auf der Straße sah ich mich mein eigenes blondköpfiges Töchterchen an der Hand führen. Alle Freuden und Leiden eines Gatten und Vaters zogen durch mein rastloses Hirn.

Während mich anfangs nur äußerliche, selbstische Gründe bewogen hatten, erfaßte mich nun allmählig auch die reine Flamme der Überzeugung. Ich wuchs innerlich. Lebhaft fühlte ich, daß es für männliches Wirken einen noch besseren Lohn gab als Liebe und Ehre, nämlich das gute Gewissen. Was beim Franzosen als Eitelkeit, beim Deutschen als Pflichtgefühl, beim Ungarn als Gemütssache, beim Österreicher aber lediglich als Überspanntheit gilt: der Patriotismus — erfaßte mich. Österreicher! Wiener! schwärmte ich, haltet Auslese unter euern Kämpfern! Entsagt den Gleichgültigen, die werkmäßig ihre stolzen Bahnen beschreiten, lichtlosen Sternen gleich und die euch so fern stehen wie die Sterne. Übt Vorsicht in der Wahl eurer Diener, damit sie nicht eure Herren werden. Sucht Köpfe, die für euch denken, Herzen, die für euch brennen und in Liebe zu euch lodern. Erstickt nicht die unverderbte, überschäumende, verkannte Kraft!

Brenner, der über eine große Zahl aufrichtiger Freunde gebot, geriet gleichwohl in Zwiespalt mit seiner Partei. Die Zeitungen begrüßten mich bereits als neuerwählten Abgeordneten und wunderten sich wohl auch über meine unerwartete Karrière. Kreibig machte schon Anspielungen auf unser künftiges Zusammenwirken.

Es war in einer Abendgesellschaft im Hause meiner Cousine, die mich seit meiner Kandidatur

mit Einladungen förmlich überschüttete Ich ging in der Hoffnung hin, Hedwig dort anzutreffen und sie war auch erschienen — meinetwegen! Die „stilvolle", aber ohne jeden selbständigen Geschmack ausgestattete Wohnung meiner Cousine in einem der palastartigen Zinshäuser in der Reichsratsstraße war von Gästen aller Art erfüllt. Hedwig und ich standen inmitten einer lauten Gesellschaft am Konzertflügel, so daß der breite Rücken des Instrumentes zwischen uns zu stehen kam, und ich sagte ihr, daß ich sie liebte und daß ich ohne sie nicht mehr leben könne.

„Zwei Wünsche sind mir zur Lebensfrage geworden: eine angesehene Stellung zu erreichen und Ihre Hand zu erringen. In wenigen Tagen vielleicht ist die angesehene Stellung schon mein und ich habe sie um Ihretwillen erkämpft!"

„Ich kann Dir jetzt nicht um den Hals fallen," entgegnete sie mit leiser, entzückter Stimme, „aber wir werden sehr, sehr glücklich sein. Eine Beziehung, wie die zwischen uns, kann nur zur Ehe führen; jedes andere Ende wäre unmöglich, entsetzlich! Mach' nicht eine so selige Miene, Deine Cousine beobachtet uns. Zu Dir ginge ich selbst als Magd. Ich werde Dein, das steht fest!"

Ich rüttelte heimlich am Klavier, als müßte ich es uns aus dem Wege räumen. Soeben streiften zwei Damen mit Lauschermienen an uns vorbei.

„Wie, Sie sind nicht musikalisch?" fragte Hedwig laut, aber dann wieder leiser und im früheren Ton: „Komm morgen zu uns. Ich werde Dich erwarten. Du kannst Dich dann gleich den Eltern erklären. Für die Mutter bürge ich, der Vater muß erst gewonnen werden."

Abermals wurden wir unterbrochen, diesmal durch einen hageren, langhalsigen Herrn, der, seinen Blick schußgerade auf Hedwig gerichtet, langsam an uns heranrückte.

„Nein, ich kenne die Schweiz nicht," plauderte nun diese, während sich der Herr zögernd aus unserer Nähe schlich. „Sind Sie Bergsteiger?"

„Hedwig!" brach ich los, „nur eine Aufklärung noch! Sie betrifft Brenner. Du sagtest mir, daß Du ihn betrügst. Wieso? Sprich, wie kommt er dazu, von Dir betrogen zu werden? mit welchem Rechte? Hedwig!"

„Brenner ist ein ausgezeichneter Mensch," bemerkte sie lebhaft, wie immer, wenn auf ihn die Rede kam.

„Er liebt Dich!" rief ich erregt.

Sie blickte vor sich nieder.

„Wir sind schon seit Jahren befreundet," sagte sie hastig, „und auch entfernt verwandt miteinander. Zur Zeit, als ich von meiner Verlobung nichts wissen wollte, meine Angehörigen mir Vernunft zuredeten und mir wegen meiner Hartnäckigkeit zürnten, war er mein Anwalt. Wer weiß, ob ich ohne seine mannhafte Zusprache so tapfer gewesen wäre! Damals sagte er mir: „Bleiben wir Freunde. Ich will Sie beschützen, und Sie sollen mir vertrauen. Ich verlange Aufrichtigkeit, nichts weiter." Und ich schwor sie ihm zu — " Sie stockte, als käme ihr dieses Geständnis schwer an und schloß dann in nervösem Tone: „Ich wußte ja nicht, daß wir uns wiederfinden würden! Aber nun will ich offen mit ihm reden. Er soll der Erste sein, der mein Glück erfährt. Das bin ich ihm schuldig!"

„Ich reiche ihm nicht das Wasser," klagte ich.

Sie erwiderte nichts darauf, sondern flüsterte mir freudig zu: „Morgen, also morgen! Und willst Du wissen, warum ich sogleich für Dich eingenommen war? Weil Du nichts warst, nichts sein wolltest, sondern unbeachtet auf der Heerstraße des Lebens einhergingst, Du mit Deinem Talent, Deinem Charakter! Der Posten eines Ministers wäre für Dich zu gering. Gott bewahre Dich vor diesem Posten! Wahrhaftig, mit mir ist es schon so weit gekommen, daß ich beim bloßen Gedanken an eine Berühmtheit gewöhnlichen Schlages ängstlich zusammenfahre. Vergiß nicht: morgen!"

Um kein Gerede hervorzurufen, blieb ich noch eine Weile, nachdem sich Hedwig entfernt, und ließ mir von meiner Cousine ihre Gäste nennen. Die Freude belebte dabei ihr gelbliches Gesicht — sie war leberleidend und hatte hervorstehende Zähne, daher sie sich auch, um sich und Andere zu entschädigen, einer gewissen Vornehmheit des Geistes befliß — und mit dem Frohlocken eines Sammlers, der mit seinen Schätzen prunkt, zeigte sie mir unter andern einen berühmten Arzt, von dem sie sich jetzt behandeln ließ — sie kaufte für jeden ihrer Empfangstage, wie es schien, je eine andere medizinische Größe für ihren Salon — eine beliebte Opernsängerin, mit der sie Freundschaft geschlossen, um ihre Kunst nicht zu teuer bezahlen zu müssen, einen Bettelgrafen, den Langhals von vorhin, der nach einer reichen bürgerlichen Braut fahndete, einen Reichsratsabgeordneten, der durch eine Prügelei sehr berühmt geworden, einen Domherrn aus St. Pölten und — ein Mitglied der türkischen Botschaft!

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweden in Altorf.

Schauspiel in fünf Akten von **Otto Roquette.**

(Fortsetzung.)

Dritter Akt.

Saal im Rathause. Im Hintergrunde eine große Erkernische, zu welcher Stufen hinaufführen. Davor eine Pfeilerstellung, nach Art einer Galerie, damit Eingänge rechts und links frei bleiben. Mehr vorn rechts eine Thür. Links Tisch und Sessel.

(**Petermann** steht umgeben von einer Schar von **Handwerkern**, die er zu beruhigen sucht, unter ihnen **Beate** und **Brigitte**, **Lutz** und **Nagel**.)

Stimmen (durcheinander).
Der General soll's hören! Wir verlangen
Entschädigung! Der Unfug ist nicht länger
Zu dulden!

Petermann. Aber Leute —! Laßt Euch sagen —!
Es ist doch nicht der Ort — im Rathaussaal!
Was drängt Ihr hier Euch zu? Der General
Kann doch nicht jeden einzlen Fall —

Stimmen. So muß
Der Bürgermeister helfen! — Nein, wir wollen
Zum General! — Wir gehn zum Bürgermeister!

Petermann. Es wird ja Recht Euch werden! Lärmt nur nicht!
Ich trag' es dem Herrn Bürgermeister vor —

Beate. Das thut! Ich aber geh' zum General,
Ja ich, und sag' ihm selber, was für Schlingel
Er in die Stadt gebracht. Er muß den Schaden
Ersetzen. Kommt da heute Morgen uns
Ein Schwed' ins Haus mit arg zerriss'nen Stiefeln,
Und will ein neues Paar, das fertig steht,
Sich kaufen. Nun, mein Mann, der langt sie her
Und von den Füßen wirft der Schwed' sein altes
Zerlumptes Lederzeug, und fährt geschwind
Ins neue Paar, und will darin von dannen.
Wir hinterdrein: „Bezahlen erst, Herr Schwede!"
Da wird er grob und schimpft, will meinem Manne
Gar an den Leib. Doch ich, nicht faul, ich krieg' ihn
Von hinten am Kollet und schrei' um Hilfe.
Da zieht er blank, und fährt mit seiner Waffe
Mir durch die Stub', zerschlägt mir das Geschirr,
Die Töpf' am Herd, die Gläser, schmeißt den Schemel
Nach meinem Mann, und — heißa, mit drei Sätzen
Ist er hinaus, und läßt uns nur das Nachseh'n,
Und Scherben, und zerlumpte Schwedenstiefeln!

Petermann. Es ist wohl unrecht, doch der General —

Brigitte. Ja hört nur mehr! Zu mir sind Zwei gekommen,
Wie ich für Mann und Kinder g'rad' das Essen
Gerichtet. Setzen sich die beiden Herrn
Soldaten ungebeten an den Tisch
Und greifen zu und stopfen sich den Magen,
Daß auch kein Brocken für uns übrig bleibt,
Und gehen lachend ohne Dank davon!

Lutz. Kommt mir ein Schwed' ins Haus, ich schlag' ihn tot!

Stimmen. Entschäd'gung wollen wir! Der General
Soll zahlen, was das Lumpenpack geraubt!

Petermann. Der gnädige Herr Pfalzgraf wird ja gern
Sein Bestes thun, drum gebt Euch nur zufrieden!
Wir leben freilich in besond'rem Zustand —

Beate. Ei, Zustand hin und her! Der General
Soll wissen, was für Thun ihm selber zusteht!
Mein Mann ist noch mit blut'ger Stirn gezeichnet
Von jenem Schemelwurf und kann nicht ausgehn.
Ich aber will mein Recht, und will zugleich
Auch die Bezahlung bar! Da hier, da steht's,
Auf diesem Zettel hab' ich's aufgeschrieben,
Um was man uns geschädigt: Töpfe, Gläser,
Die neuen Stiefeln — und die Rechnung bring' ich
Dem General!

Brigitte. Und was mir seine Leute
Zu Mittag vor der Nase weggefressen,
Das schenk' ich auch dem General nicht so!

Stimmen. Bezahlen soll er, dann zum Teufel gehn!

Beate. Ja, und das sag' ich noch: Verlegt man mir
Den Weg zum General, so geh' ich gleich
Zu den Studenten, daß sie Recht mir schaffen!

Nagel. Ich wollt', es machten die Studenten Ernst!
Der Hauptmann Eisenhut wär' Manns genug
Sie anzuführen. Und es giebt auch was!
Sie werden ihn nicht sitzen lassen. Kommt es
Zum Kampf, so ist auf meinen Schmiedehammer
Auch noch zu rechnen, und noch mancher Andre
Thut mit, die Schwedenröcke auszuklopfen!

Stimmen. Bezahlt er nicht – wir gehn zu den Studenten!
Eintreiben sollen sie, was er uns schuldet!

(**Holm** und **Niels** treten auf von rechts.)

Petermann. So hört doch auf zu schrein! Seht Ihr denn nicht —?

Holm (ruhig). Was giebt es hier?

Petermann. Den Ungestüm der Leute,
Herr Oberst, bitt' ich zu verzeihn! Es sind
Unregelmäßigkeiten vorgefallen
Von seiten der Soldaten —

Holm. Abermals?

Petermann. Nun ja, doch dieses großen Lärms nicht wert.

Beate. Nicht wert? Ich dächte gar! Die neuen Stiefeln,
Darinnen der Halunk' uns durchgegangen,
Und was er mir im Haus zerschlagen hat,
Hier steht's in Zahlen, hier, wieviel mir's wert ist,
Und darum wert auch, Lärm zu machen, bis ich's
Bezahlt gekriegt!

Holm. Es schreibe Jeder auf,
Was er zu fordern hat. Der General
Ist ausgeritten. Eure Ford'rung bringt mir
Bis gegen Abend!

Petermann. Hab' ich's nicht gesagt?
Es wird ja alles bar erstattet, alles!

Holm. Was recht und billig ist, wird Euch ersetzt.

Petermann. Nach Haus, nach Haus, ihr Leut'! An seine Arbeit
Ein Jeder, die Euch Niemand stören wird!

Beate (zu den Andern, leise).
Bis Abend? Das heißt grad' so viel wie gar nicht!
Ich geh' mit meiner Klag' zu den Studenten.

Stimmen (gedämpft).
Zu den Studenten! Ja, zu den Studenten!

(Unter Bewegungen lebhafter Zustimmung die Handwerker und Frauen ab. Es bleiben Petermann, Holm und Niels.)

Holm. Herr Ratsherr Petermann — ich hab' dem Volk
Zuviel versprochen, wenn Ihr meinem Antrag
Nicht Folge gebt! Die Lag' ist ganz verzweifelt!

Petermann. Ihr habt's so gut wie sicher. Nur ein Wort
Noch reden laßt mich mit dem Bürgermeister! (Ab nach links.)

Holm. Das Volk ist gegen die Soldaten sehr
Gereizt, drum besser ist's, wenn kein Soldat
Sich vorerst in den Straßen blicken läßt.
Laßt schleunigst sie zusammenziehn, und haltet
Sie unbedingt im Hauptquartier. Kein Mann
Verläßt die Aula in den nächsten Stunden!

Niels. Wie Ihr befehlt. Doch weiß der General
Von dem Kurier schon?

Holm. Nicht durch mich. Vielleicht
Durch Andre. Eilt Euch, geht!

(Niels ab.)

Holm (allein). Unglaublich klingt es!
Und doch — die ungemeine Rührigkeit
Der Jugend in der Stadt —? Es stellt sich dar:
Nicht friedlich war der Einzug in der Stadt,
Nicht friedlich auch soll unser Abzug sein! (Ab nach rechts.)

(Semler und Petermann treten auf von links.)

Semler. Ich weiß nicht, wo mir die Gedanken stehn!
Ein schwedischer Soldat ward über Nacht,
Auf halbem Wege zwischen hier und Nürnberg,
So sagt man, überfallen und beraubt,
Halb totgeschlagen! Das giebt neuen Zuwachs
Von Ängsten! War es einer von den Leuten
Des Generals, die er hereingebracht?

Petermann. Es scheint nicht so. Man redet allerlei.
Die Schwedischen behaupten gar, es müsse
Der längst erwartete Kurier sein, den
Der Pfalzgraf aus Stockholm erwartet. Denn
Wie käm ein Schwed' von Nürnberg her nach Altorf?

Semler. Wo ist's geschehen? Weiß man, wer die That
Beging?

Petermann. Man weiß es nicht gewiß, allein
Die Schwedischen behaupten, ein Student
Aus Altorf sei der Frevelthat verdächtig.

Semler. Das wär' entsetzlich! Aber wär's nicht möglich?
Ja, die Studenten haben etwas vor.
Die ganze Nacht war Unruh' in der Stadt,
Mehr als gewöhnlich. Sie versammeln sich
Bewaffnet, sagt man mir. Was meint Ihr wohl,
Daß sie im Sinne haben?

Petermann. Nun, Eu'r Mündel,
Der Wendelin, ward gestern eingesperrt,
Und drauf, von Hauptmann Eisenhut befreit,
Entfloh er aus der Stadt —

Semler. Ich wollt', er säße
Noch fest, der Thunichtgut!

Petermann. Drauf nahm der Pfalzgraf
Für ihn den Hauptmann Eisenhut in Haft —

Semler. Den wollen mit Gewalt sie jetzt befrei'n?

Petermann. Gewalt! Nur einen Aufzug giebt es, eine
Demonstration, und damit ist's gethan.
Der Eisenhut ist ja ein guter Freund
Des Generals! Der läßt ihn frei und thut's
Von Herzen gern.

Semler. Wer weiß? Mir scheint's gefährlich —
Denn wenn es wahr, daß ein Student aus Altorf
Den schwedischen Kurier beraubt —

Petermann. Das ist ja
Nur ein Gerücht! Ich bitt' Euch, kommen wir
Jetzt auf den Kernpunkt des Gesprächs zurück.
Der Oberst Holm ersucht den Rat der Stadt
Um eine Summ', als Darlehn sagt' ich Euch —

Semler. Nun auch noch Geld! Herr Gott! Erst legen sie
Sich ins Quartier bei uns, dann kommen sie
Mit einem Anleh'n uns noch über'n Hals!
Wo soll denn das hinaus? Ich weiß nicht, wo
Mir die Gedanken stehn!

Petermann (für sich). Das weiß er niemals,
Wo's was zu denken giebt — und gar, zu handeln!

Semler. Am liebsten legt' ich nieder gleich mein Amt,
Da hätt' ich Ruh'!

Petermann. Das könnt Ihr jetzt nicht thun,
Ihr müßt als Haupt der Stadt Euch noch bewähren.
Nun aber hört mir zu! Die Schwedischen —

Semler. Warum nicht wählten sie das reiche Nürnberg
Zum Hauptquartier?

Petermann. Ei, das hat starke Mauern,
Und die Besatzung reicht zu jeder Abwehr,
Da zieht man nicht so ein! Und, im Vertrauen,
Der Oberst Holm gestand es mir — der Plan
Des Generals ging in der That auf Nürnberg,
Wohin die Gelder auch aus Schweden schon
Gemeldet worden. Aber Die von Nürnberg
Verbaten den Besuch so vieler Gäste
Sich höflich, und so mußten wir, als Nachbarn,
Ohn' allen Widerstand sie dulden. Was
Das Geld betrifft, so ist es uns ja sicher.
Und überdies, der Pfalzgraf ist ein Vetter
Der Königin Christine — sagt man doch,
Sie hab' ihn zum Gemahl auch ausersehn.
Solch' einen Herrn muß man zum Freund sich halten,
Und wär's auch unbequem. Auf ein paar Tage
Wünscht Oberst Holm die Summe nur. Und besser
Ist's doch, wir schießen ihnen etwas vor,
Als daß sie nehmen, was sie bei uns finden!
Und dann: Gesetzt, es stellte sich heraus,
Daß ein Student aus Altorf, letzter Nacht,
Sich an dem Schweden hat vergriffen — seht,
Dann gilt's erst recht entgegenkommen, und
Wir müssen's thun! Der ganze Rat ist einig.

Semler. Nun denn, Herr Rechenmeister, macht es richtig!
Ich aber steh' für nichts!

Petermann. Gut, gut! Der Pfalzgraf —!

(Sie ziehen sich zurück. Pfalzgraf und Holm treten von rechts auf der Galerie auf.)

Pfalzgraf (zu Holm). Wie lang' ist's her, daß Ihr dahin gesendet?

Holm. Drei Stunden wohl. So wie ich's hörte, schickt'
In Eil' ich Hauptmann Skage nach dem Dorfe,
Das man genannt, mit vier von unsern Reitern.

Pfalzgraf. Ein Bubenstück! — Wie fiel denn Euer Verdacht
Gleich auf den jungen Kroneck?

Holm. Herr, nicht mein
Verdacht, nur ein Verdacht der Andern ist's.
Ich selbst, bekenn' ich, trau' dem jungen Mann
Die unerhörte That nicht zu. Doch flog
Von allen Lippen plötzlich das Gerücht,
Kaum weiß man, wer zuerst die Kunde gab.
Noch, hoff' ich, ist es Irrtum nur und Fabel.

Pfalzgraf. Ich wünsch' es auch. Zwar seine Feindschaft sprach
Er offen aus, in meiner Gegenwart
Sogar, und so — wär' jener Überfallne
Der längst erwartete Kurier an mich,
Und wär's der tolle Bursch', der sich aus Rache
Der That erfrecht, ich weiß nicht, was ich thäte!

Holm. Gestattet, Herr —!

Pfalzgraf. Doch Eins noch wollt' ich fragen:
Habt Ihr den — Eisenhut heut' schon gesprochen?

Holm. Nicht ich, und Niemand sonst. Gab' doch Eu'r Gnaden
Die Ordre, streng ihn in Verschluß zu halten.

Pfalzgraf (für sich).
Gern wüßt' ich, wie er's trägt, und wünscht', er trüge
Die Buße hart in seinem Übermut!

Holm. Darf ich, o Herr, ein Wort wohl, einen Rat —?

Pfalzgraf. Ihr wißt ja, was Ihr dürft!

Holm. So rat' ich denn,
Und möcht' es gleich in eine Bitte kleiden:
Entlasset Eisenhut aus seiner Haft!

Pfalzgraf. Das geht nicht an.

Holm. Die Stadt ist sehr erregt,
Man sagt, daß die Studenten Eisenhut's
Gefängnis stürmen wollen.

Pfalzgraf. Lächerlich!
Vor ein paar Dutzend waffenloser Knaben
Wird unsre Mannschaft sein Gefängnis doch
Verteidigen?

Holm. Sie sind nicht unbewaffnet.

Pfalzgraf (lachend).
Nun, ihre Waffen wird doch Oberst Holm
Nicht fürchten!

Holm. Selbst wenn überlegen wir
Im Kampfe wären, zu vermeiden wünscht' ich
Den Angriff überhaupt. Es wächst der Sorgen
Genug schon übers Haupt uns. Folgt, o Herr,
Dem guten Rat! Laßt den Gefangnen frei!

Pfalzgraf. Nichts mehr davon! — Allein, wenn unsre Lage
Euch so gefährdet scheint — nun wohl, so weiß ich
Ersatz. Nach Bamberg hab' ich zwei Schwadronen
Vorausgeschickt. Sie sollen gleich zurück
Zu unsrer Sichrung.

Holm. Nein, Herr! Das wollt nicht!
Ihr rieft das Unheil über diese Stadt
Und über uns!

Pfalzgraf. Und über uns? Ich kenn' Euch
Nicht wieder, Holm!

Holm. O, gnäd'ger Herr, ich bitt' Euch,
Thut's nicht! Mit Waffen nicht wird unsre Lage
Gebessert hier. Gebt Eisenhut die Freiheit!

Pfalzgraf (heftig).
Nein! — Und entschlossen bin ich jetzt, Sukkurs
Durch die Schwadronen mir herbei zu rufen.
Im Eilritt sollen Lars und Erik fort
Gen Bamberg!

Holm. Herr —!

Pfalzgraf. Ich will's. Noch diese Stunde
Sind sie zum Thor hinaus! So mein Befehl.
Ihr sorgt dafür, daß er vollzogen werde!

(Er entläßt Holm. Dieser geht mit Petermann ab nach rechts.)

Pfalzgraf. Herr Bürgermeister, auf ein Wort!

Semler (tritt näher). Zu dienen —!

Pfalzgraf. Wie viel Studenten zählt die hohe Schule
Zur Zeit in Altorf wohl?

Semler. Zum Tausend wird
Nur wenig fehlen.

Pfalzgraf. Tausend —? (Für sich.) Holm's Besorgnis
Ist dann nicht ohne Grund. Doch um so mehr
Bin ich in meinem Recht. (Laut.) Daß Eurer Stadt
Solch eine Menge manche Last bereitet
Durch wilde Streiche, glaub' ich. Aber meint Ihr —
Denn welch' ein Geist die akademische Jugend
Hier treibt, Ihr werdet's wissen — meint Ihr, daß
Auch Frevel und Gewalt ihr zuzutraun?

Semler. Es kommt wohl manches vor, doch, gnäd'ger Herr,
Mich geht das garnichts an, denn das gehört
Der akademischen Gerichtsbarkeit.
Und g'rade jetzt war weniger zu klagen,
Als sonst geschah, seitdem Herr Eisenhut,
Den sie den schwedischen Hauptmann nennen, gleichsam
Zum Hauptmann auch der akademischen Bürger
Geworden. Ganz erstaunlich ist sein Einfluß,
Er kommandiert sie —

Pfalzgraf (verstimmt). Danach frag' ich nicht!
Ich meinte — sagt, der junge Mann — von Kroneck
Heißt er ja wohl? — der mir zu schaffen gab,
Er ist ja wohl Eu'r Mündel?

Semler (ängstlich). Leider — ja.

Pfalzgraf. Traut Ihr ihm ein — Verbrechen zu?!

Semler. Verbrechen —?
Es könnte sein — er ist sehr ungeberdig,
Und läßt nicht mit sich reden. Gnäd'ger Herr,
Was etwan er verbrochen, laßt es mich
Nur nicht entgelten! Denn, obgleich sein Vormund,
Ich bin nicht schuld —!

Pfalzgraf. Es ward in letzter Nacht,
Nicht weit von hier, ein Überfall und Raub
Verübt an einem schwedischen Soldaten,
Und ein Verdacht bezeichnet Euer Mündel —

Semler. Der Wendelin —? Ich trau's ihm zu! Ja, ja,
Das sieht ihm gleich!

Pfalzgraf. Wenn sich's bestätigt, kann
Ich ihn nicht schonen, wenn er auch der Mündel
Des Bürgermeisters ist. Drum seid gefaßt!
(Für sich.) Der gäb' in seiner Angst am Ende zu,
Er habe selber den Kurier beraubt! (Ab durch die Thür rechts.)

Semler. Nun kommt auch das noch über mich! Es ist
Ja klar, der heillos böse Junge
Hat mir den Schrecken angethan!

(**Judith** und **Argula** treten auf von links.)

Judith. Da ist er!

Semler. Was wollt denn Ihr, Frau Bas' und Argula,
Im Rathaus?

Judith. Wenn man Euch daheim, Herr Vetter,
Nicht trifft, so muß man Euch im Rathaus suchen.
Wir rufen Euch zur Pflicht. Ihr sollt das Haus
Zu Gunsten Eures Mündels Wendelin
Vertreten. Denn es geht ein bös' Gerücht —
Zwar glauben's nur die Schwedischen, doch fliegt's
Von Mund zu Mund —

Semler. Es ist ja schon gewiß.
Der Wendel hat zu Nacht den Raub begangen!

Argula. Unmöglich! Was berechtigt Euch, so niedrig
Von Wendelin zu denken?

Semler. War er nicht
Von jeher trotzig, frech, voll böser Streiche?

Judith. Ihr kennt ihn nicht, und habt, ihn zu erkennen,
Niemals versucht!

Argula. Wir aber kennen ihn,
Und wissen, daß er einer solchen That
Nicht fähig ist! Ihr seid das Haupt der Stadt,
Wenn Ihr ein Mann seid, sollt Ihr jetzt mit uns
Der Stadt erklären, daß Verleumdung nur
Der Schwedischen, und Bosheit, den Verdacht
Auf Euren Mündel warf!

Semler. Wie kann ich's aber,
Wenn er es doch gethan? Der Pfalzgraf gab mir's
Genugsam zu verstehen. Dort sind seine
Gemächer, die er sich gewählt, er kann
In jedem Augenblick — ich bitt' Euch, geht
Nach Haus!

Judith. Das wird nicht möglich sein. Wir kamen
Kaum durch bis hierher. Die Studenten sind
In Aufruhr, und es wird wohl etwas geben.
Der Asmus führt sie an, als Stellvertreter
Des Hauptmann Eisenhut.

(In der Entfernung Lärm vieler Stimmen.)

Argula (horchend, für sich). Sie rücken an!
Sie brechen sein Gefängnis!

(Sie eilt nach dem Erker, Judith folgt ihr.)

Pfalzgraf (tritt auf von rechts, stutzt über die Anwesenheit der Frauen, thut als ob er sie nicht bemerke. Zu Semler.)
Wißt Ihr, was
Der Lärm bedeutet?

Hannibal (tritt schnell auf von rechts).
Neuigkeiten bring' ich
Eu'r Gnaden! Einer von den Reitern kam
Zurück mit Botschaft. Wie vermutet, ist
Es der Kurier, den aus Stockholm man schickt,
Und den man hier beraubt und halb erschlagen.
Er konnte sich nur eben zu erkennen
Noch geben und verfiel in Ohnmacht. Sein
Transport wird langsam nur von statten gehn.

Pfalzgraf. Und konnt' er sagen, wer —?

Hannibal. Nichts konnt' er mehr.
Doch ward ein Fang gemacht, der alles sagt.
Zwar der Halunke, der ihn niederwarf,
Ist flugs auf seinem Pferd davongeritten,
Und nahm das ganze Schriftenbündel mit,
Doch seine Kleider ließ er, dumm genug,
Zurück, und man erkannte Wamms und Hut
Als des Studenten Kroneck. Hauptmann Slage
Will schwören, ihn damit gesehn zu haben.

Pfalzgraf. So war's kein leer Gerücht!

(Argula ist bei der Meldung Hannibal's aus dem Erker nach vorn gekommen.)

Argula. Nur Täuschung ist es,
Vielleicht Entstellung! Nie von meinem Bruder
Glaub' ich, noch glaubt von seinen Freunden einer
So schimpflichen Verdacht!

Pfalzgraf. Die edlen Damen
Hier auch am Ort? Es sollte leid mir thun,
Wenn sie Demütigendes heut' erführen!

Argula. Vielleicht auch wird es ein Triumph!

Pfalzgraf. Wie das?

(Mehrere Flintenschüsse, rasch hintereinander, werden in der Entfernung hörbar. **Petermann** tritt hastig auf von rechts.)

Petermann. Es wird doch ernster, als ich es erwartet'
Fünfhundert zogen nach der Aula, gut
Bewaffnet. Eingeschlossen ist die Mannschaft —

(**Holm** tritt auf.)

Holm. Wir sind im Krieg, Herr General!

Pfalzgraf. Wo fielen
Die Schüsse?

Holm. Aus der Aula, von den Unsern,
Die aus den Fenstern feuerten.

Hannibal. So recht!

Holm. Erbrochen auch ist Eisenhut's Gefängnis
Von Bürgern, die mit den Studenten sich
Vereint, und seine Scharen führt er her,
Das Rathaus zu besetzen.

Argula. Ha! Willkommen!
Demütigung — wem gilt sie jetzt, Herr Pfalzgraf!

(Der Lärm draußen wird stärker.)

Hannibal. Wir sind zu Drei — hinunter schießen laßt uns
Auf die Kanaille, daß die Fetzen fliegen!

Pfalzgraf (zu Hannibal).
Ihr schweigt, und rührt Euch nicht! Ich will erwarten,
Was gegen mich ein Rottenführer wagt!

(**Wolf** tritt auf von rechts, geht zuerst auf Argula und Judith zu.)

Wolf. O, bringt der Morgen mir so hohe Freude?
Das Glück ist mir gewogen. Schneller auch,
Als man gehofft, begrüß' ich frei den Tag!

(Zum Pfalzgrafen gewendet.)

Vorausgesehen hab' ich, was geschehn,
Und ungewarnt nicht blieb vor einem Sturm
Der Mann, den Leidenschaft und Zorn bethörte.
Verbündete Genossen führten mich
Aus meiner Haft. Ich will's als Heldenthat
Nicht eben rühmen. Ihre Überzahl
War stark genug. Auch nicht um meinetwillen
Allein ward ich befreit. Zu handeln gilt es
Für unsern Freund, dem ich die Fesseln löste,
Und dessen Ehre hinterrücks der Leumund
Befleckt mit einer Schuld, wie nur der Feind
Sie glaubt.

Pfalzgraf. Wenn er die That begangen, wer
Hat ihm die Bahn gemacht? Ihr wart es,
Und Euer ist die Mitschuld!

Wolf. Diese Mitschuld
Müßt' ich ertragen, doch ist seine Schuld
Zu nichts erwiesen. Meine Pflicht ist jetzt
Zu prüfen, zu erforschen, zu verteid'gen.

Argula. Geliebter, bring' ihn uns zurück! Verfolge
Die Spuren seines Wegs, der Dir bekannt!
Und müßt' er vor den Feinden sich verbergen,
Er wird sich von dem Freunde finden lassen.

Wolf. An Boten fehlt es nicht, nach ihm zu suchen.
Wie gern ich selbst verfolgte seine Spur,
Doch legt der Tag noch andre Pflicht mir auf,
Und hält mich hier. Bis der geschlag'ne Mann,
Den man erkannt als den Kurier aus Schweden,
Herein ist, wird auch der Beschuldigte
Zur Stelle sein. Schon sandt' ich nach ihm aus.
Bald untersuchen wir, auf wessen Seite
Die Schuld!

Pfalzgraf. Ihr schaltet über Gehn und Kommen
Doch allzufrei! Die Spur des Flüchtlings werde
Ich selbst verfolgen. Ihr, als mein Gefangner,
Verbleibt in meiner Näh', wo ich nun fester
Euch halten will!

Wolf (heiter). Ich, Eu'r Gefangner? Nein,
Herr Pfalzgraf, Eu'r Gefangner kann ich nicht
Mehr sein. Denn umgekehrt hat sich der Fall.
(Ernsthaft.) Die Euren sämtlich, welchen Ihr Quartier
Gewiesen in der Aula, sind Gefangne,
Der Feldherr auch ist jetzt in unsrer Macht.
Ein Wink von mir, und Ihr seid m e i n Gefangner!

Pfalzgraf. Die Frechheit —! Unerhört!

Hannibal. Den Teufel auch —!
Da soll man schweigen? (Will den Degen ziehen.)

Holm (hält ihm den Arm). Wollt' Ihr uns verderben?

Wolf. Ja, mein Gefangner! wiederhol' ich, und
Mit allen Offizieren! Zweifelt Ihr?
Wohlan, so hört es aus dem Munde Derer,
Die mich befreit, die übergroße Freiheit
Der rücksichtsvollen Gäste zu beschränken!

(Er geht in den Erker, winkt und spricht hinaus.)

Holm (währenddem, halblaut zum Pfalzgrafen).
Wir müssen in den Augenblick uns finden.
Die Drohung ist zum Schein nur. Weicht er selbst doch
Vielleicht nur der Notwendigkeit. Wie ich
Ihn kenne, kann er nichts Unwürd'ges wagen.

Hannibal. Er wag' es nur! Doch mich zu fassen, soll
Ihm schlecht bekommen!

(Wolf kommt aus dem Erker zurück, wendet sich zu **Asmus** und zwei andern **Studenten,** welche von rechts auftreten, gefolgt von **Nagel** und **Lutz**. Die Studenten mit bloßen Degen, die Bürger mit Äxten über der Schulter.)

Wolf. Nur herein — herein!
Sie sind's, die mein Gefängnis brachen. Asmus,
Bestätige den Herr'n, was sie nicht glauben.
Gabt Ihr Befugnis mir, als Euer Hauptmann
Zu schalten?

Asmus. Ja, wir gaben sie!

Wolf. Und werdet
Ihr jeglichem Befehl gehorchen, den ich
Erteile?

Asmus. Unbedingt. Befehl! Wir werden
Gehorchen!

Wolf. Auch wenn ich für nötig halte,
Den schwedischen General mit seinem Stab
Von Offizieren als Gefangne zu
Erklären?

Asmus. Thu's! Vertrau' uns ganz!
Das Rathaus ist umstellt, und niemand darf es
Verlassen ohne Dein Befehl. Und Dein
Befehl, den General in Haft zu nehmen
Für seiner Untergeb'nen Frevelthun,
Ist Aller Wunsch. Mit Plünderung und Raub
Beginnt der Tag. Des Lebens ist nicht sicher,
Wer sich zur Wehr setzt. Glücklich überfielen
Wir in der Aula Die, so uns verdrängt.
Doch aus den Fenstern schossen sie, und zwei
Von unsern Kameraden sind verwundet.
Blut ist geflossen, und es muß des Blutes
Noch täglich fließen, geben wir sie frei,
Die unsre Stadt, darin wir friedlich lebten,
Zum Tummelplatz der Roheit ausersehn,
Als wäre sie vom Feind erobert. Gieb
Befehl, und willst Du, soll kein Schwedenfuß
Die Straßen mehr durchschreiten!

Wolf. Nun, Herr Pfalzgraf,
Ihr hörtet es! Blut ist geflossen — Blut,
Und mehr des Blutes muß noch fließen, wenn
Wir frei sie geben! Sie auch will ich sichern.
Wie Ihr den jungen Freund uns eingeschlossen,
Zu wahren ihn vor der Soldaten Rache,
Auch vor sich selbst — so halt ich jetzt die Euren,
Um sie in gleicher Weise zu bewahren.
(Zu Asmus.) Die in der Aula Eingeschloss'nen bleiben
Gefangen, bis wir weiteres beschlossen.
Der General, sowie die Offiziere,
Die in den Bürgerhäusern einquartiert,
Gehn frei umher. Doch auf Bedingung nur —

Pfalzgraf. Bedingung —?

Wolf. Daß sie Frieden halten! Denn
Jedwede Störung müßte Schloß und Riegel
Auch über sie verhängen!

Holm. Lasset mich,
Herr General, an Eurer statt, mit ihm
Verhandeln! Nicht geziemt es Euer Gnaden,
Bedingungen —

Pfalzgraf (seinen Ingrimm bezwingend).
Verhandelt denn mit ihm
Nach Eurem Sinne! Vollmacht geb' ich Euch.

(Holm unterredet sich mit Wolf. Beide treten ein wenig zurück.)

Pfalzgraf (für sich).
Doch ich auch werde handeln, und ich will's
Nach m e i n e m Sinne — Hauptmann Brömsebro!

Hannibal. Eu'r Gnaden —!

Pfalzgraf (leise). Sucht hinaus zu kommen! Fragt,
Ob Lars und Erik schon die Stadt verlassen —
Sie sollen zwei Schwadronen mir von Bamberg
Zu Hilfe bringen, dieses Gaukelspiel
Der Tollheit hier zu enden!

(Ab durch die Thür rechts.)

Hannibal (für sich). So ist's recht!
Ha, wären die Schwadronen nur schon da!
Ein Gaudium soll mir's sein, wenn durch die Straßen
Sie einhaun unter das Gezücht, ein Gaudium,
Wenn den Halunken sie zum Galgen führen! (Ab rechts.)

Holm (der seine Unterredung mit Wolf beendet hat).
So mag's denn sein! Wir müssen uns bequemen.

Doch Euren Boten wünsch' ich gutes Glück
Auf Eures Freundes Spur — für Euch und uns!

(Ab mit Petermann, der auf ihn gewartet hat, im Hintergrunde rechts. Asmus mit den Studenten und Handwerkern folgt.)

Semler (zu Judith).
Was ist denn das mit Argula und diesem
Herrn Eisenhut?

Judith. Ein Paar, das für das Leben
Sich hat vereint. Ich sag' Euch mehr davon.

(Sie wendet sich zu Argula und Wolf.)

Semler. In solcher Zeit? Wie ist das möglich? Gott —
Ich weiß nicht, wo mir die Gedanken stehn!

(Sinkt in einen Sessel.)

Wolf (zu Argula und Judith).
Seid guten Muts! Vertraute Freunde send' ich,
Der Gegend kundig, unsern Wendelin
Zurück zu bringen, daß er sich befreie
Von lastendem Verdacht! Doch seid zugleich
Gefaßt auch auf Entdeckung, die gefährlich
Sein Haupt umschweben kann, gleich einer Schuld!

Argula. Du glaubst an ein Vergehen?

Wolf. Nicht an das,
Was ihm die Schwedischen aufbürden wollen,
Doch etwas muß geschehen sein, das ihn
Verhängnisvoll umstrickt, in Leidenschaft
Vielleicht ihn fortgerissen. Seine Jugend
Bedenkt! Den raschen Sinn, der, schnell zur Abwehr
Gereizt, auch im Verteid'gen nur, den Schein
Verbrecherischer That gewinnen kann!

Judith. Ach, ist es so, dann bringt ihn gar nicht wieder!
Verbergt ihn, wie Ihr könnt, vor seinen Feinden!

Wolf. Er muß sich finden lassen, muß sich stellen,
Selbst wenn Gefahr ihm droht. Zu ernst und wichtig
Für ihn, für uns und für den Mann, der einst
Mich Freund genannt, ist dieser Fall. Wir müssen
Der Lösung tapfer in die Augen sehn.

(Indem er sich zum Abgehen wendet, fällt der Vorhang.)

(Der vierte und fünfte Akt folgen.)

Frühsommer.

Nicht war's mehr knospende Frühlingszeit,
Da wir zusammen uns fanden,
Schon sommerlich-warmes Düften weit
Lag über blühenden Landen.

Aus Saatengrün nicht die Lerche flieg
Mehr jubelnd ins Ätherblauen,
Die Siegsfanfare des Lenzes schwieg,
Sich dunkler schmückten die Auen.

Es war die Zeit, wo schon der Jasmin
Schwül duftet aus schatt'gem Laube,
Auf weißen Straßen die Wirbel ziehn
Von golddurchschimmertem Staube;

Wo rings das Korn, cyanendurchstickt,
Sich wiegt im schmeichelnden Hauche
Und eine erste Blüte schon blickt
Vom knospenden Rosenstrauche.

Es war die Zeit, da noch sonnenheiß
Nicht brüten die stummen Tage,
Die Zeit, die noch vom Frühling weiß,
Wie von verklingender Sage;

Da Vogelstimmen vom Laubgezelt
Noch alle Lüfte durchstreifen
Und sommerfreudig entgegenschwellt
Die blühende Welt dem Reifen.

Und nicht wie ein Lebensfrühlingsgruß,
Der jubelnd noch zagt und trauert,
Uns hat mit sommerlich-warmem Kuß
Die Liebe durchglüht, durchschauert.

Wie lange schon, Frühlings-Schmerz und Lust,
Seid ihr erlitten, genossen!
Ein heißes Wollen zutiefst die Brust
Hat sonnenfreudig durchflossen!

Das ist kein lastendes Sehnen mehr,
Kein zielloses Zagen und Bangen,
Frühsommer ist es, der blütenschwer
Trägt nach der Reife Verlangen.

So liegt vor unsern Augen die Welt,
So breitet sich uns das Leben:
Von lenzigem Zauber noch durchhellt,
In sommerlich-heißem Weben.

Und also schreiten wir Hand in Hand,
Im Herzen den Liebessegen,
Durch blühend Sein, durch blühend Land
Der reifenden Zeit entgegen!

Konrad Telmann.

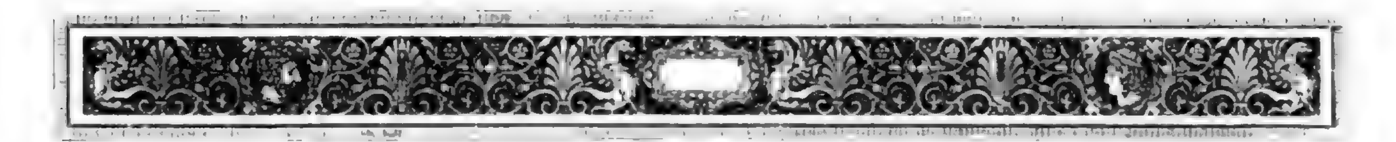
„So lang du bei mir weilst . . .“

So lang du bei mir weilst, bin ich so kühl,
Daß ich zuweilen staunend selber frage,
Ob denn nicht schöne Täuschung das Gefühl,
Das ich für dich, mein Freund, im Herzen trage.

Ach nein, nicht Täuschung nur; denn — scheidest du,
Muß ich den thörichten Gedanken wehren,
Daß sie von allem, was ich treib' und thu',
Nicht immer, immer zu dir wiederkehren.

Doch wenn der Geist gelöst in Schlummer ruht,
Erwacht ein Leben, reich und farbenprächtig.
Bei Tage bin ich wohl auf meiner Hut,
Allein im Traum — im Traum bist du allmächtig!

J. René.



Karl Gehrts.

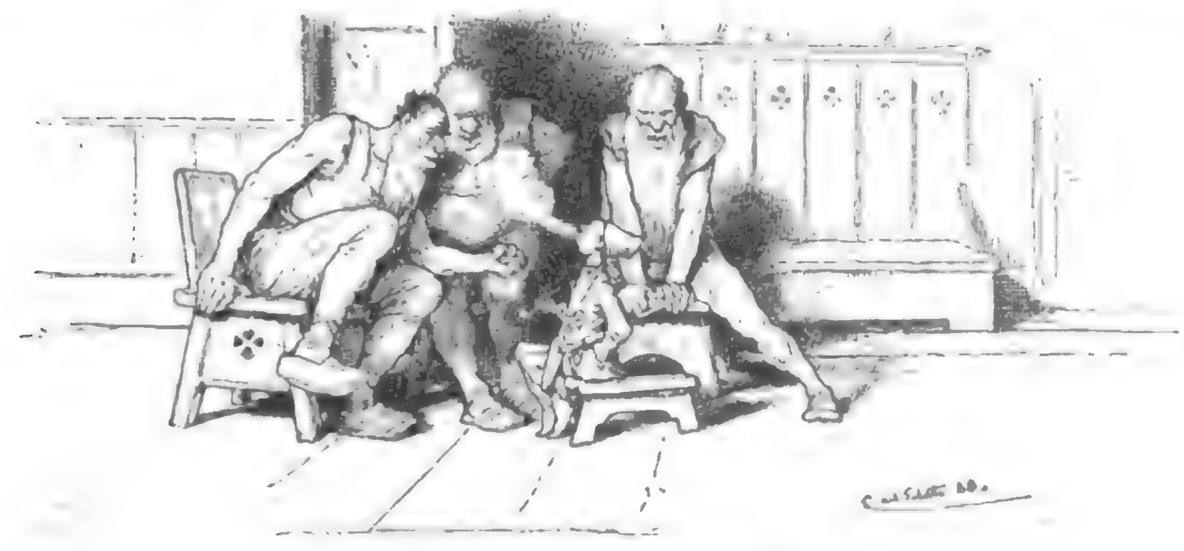
Von G. A. Malmann.



Hans im Glück.
Aus dem „Goldenen Märchenbuch".
(Bremen, M. Heinsius Nachf.)

In die prächtige, zugleich schalkhafte und ernste, schlichte und geistreiche Umrahmung, welche Karl Gehrts für diese Zeitschrift gezeichnet, stellt sich nun sein eigenes Porträt. Wie ich ihn kenne, wird er darüber eine so finstere Miene machen, als er sie aus seinen freundlichen Zügen irgend zu formen vermag: „bringen Sie mich in diesem Rand," hat er dem Herausgeber dieser Zeitschrift zuletzt geschrieben, „so gehe ich aus Rand und Band." Hoffen wir, daß das sichere Donnerwetter gelinde abläuft, gewagt mußte es sein, erstens weil eine Zeitschrift nicht plötzlich ihren Freunden zur Begrüßung ein neues Gesicht schneiden kann, ferner aber, weil unseres Künstlers Kopf da just ebenso an der richtigen Stelle steht, wie all' die andern, und die Palme genau so verdient, wie sie: die Poeten, deren Werke er mit den Mitteln seiner Kunst nachgebildet, und die Meister der eigenen Kunst, die ihm an dieser Stelle vorangegangen. Es ist bei Gelegenheit eines dieser Zeichner Hefte betont worden, welchem Zweck sie dienen. „Es geschieht nicht bloß," — hieß es da — „um zuweilen an die höhere Einheit aller Künste zu erinnern, sondern soll auch ein wohlverdienter Tribut der Würdigung für jene Kunst sein, welche sich in einzelnen Fällen der Dichtkunst verschwistert, und Aufgaben, welche diese gelöst hat, nun ihrerseits mit ihren eigenen Mitteln gleichfalls zu erfüllen sucht." So folgt denn heute den Werner, Menzel und Meyerheim ein jüngerer, minder berühmter, aber grundtüchtiger Künstler, welcher derzeit freilich nur soweit gelobt wird, als es seine Jahre gestatten. Denn aus voller Kehle darf man nur die alten Herren rühmen, dafür sind wir Menschen im allgemeinen und Deutsche insbesondere. Indes, es giebt Fälle, wo ein halbes Lob noch immer so voll wie ein ganzes klingt . . .

Berichten wir zunächst, wie es Karl Gehrts zu Kunst



Das Schneiderlein und die Riesen.
Aus dem „Goldenen Märchenbuch". (Bremen, M. Heinsius Nachf.)



Zum Geburtstag.

Aus dem „Kleinen Nußknacker“. (Bremen, M. Heinsius Nachf.)

und Gunst gebracht. Leicht ist ihm beides nicht gefallen, und ohne sein eigenes Verdienst ist eigentlich nur der erste Schritt zu diesem Ziele geschehen, ohne welchen freilich die andern nicht hätten folgen können, nämlich seine Geburt. „Das war,“ erzählt er selbst, „am 11. Mai 1853, und zwar in Hamburg . . . Auch mein Vater war Maler, und obendrein großen Stils, denn“ — — da greift der Künstler zum Stift und zeichnet ihn hin, mitten in seiner eifrigen künstlerischen Thatigkeit, und da wir nicht das Gleiche thun können, so sagen wir's kurz und trocken: der wackere Johann Hinrich war ein Stubenmaler, was ihm aber weit weniger Sorge machte, als die acht Kinder und die große Konkurrenz. Darum gab er denn auch, wie's der Sohn nennt, „die monumentale Richtung“ auf, und schuf Landschaften, zu 28 Zoll Breite und 28 Zoll Höhe . . . „Als ich anfing, das Einmaleins zu lernen, ging natürlich auch schon das Zeichnen los, ich wollte Maler werden, aber — der Junge denkt, der Papa lenkt: ‚Jung, alles darfst warrn, ober nich Moler, de Kundstler sünd all' Hungerlihieder'“ — Johann Hinrich hatte darin seine Erfahrungen. „Dann will ich Musiker werden, Vater!“ war des Knaben Antwort, und da dies nach Johann Hinrich's Ansicht keine „Kundst“ war, so gab er seinen Segen dazu. „Da lernte ich denn zunächst (ich war zwölf Jahr alt) Geige und ein Jahr später Klavier . . . Aber zeichnen that ich lieber, und als die Dutzendbilder-Malerei bei meinem Vater immer mehr um sich griff, hieß es: „Karl mut helpen“: ich hatte also auch pro Tag zwei Bilder zu malen, und was für welche — Montblanc, Jungfrau oder Pilatus u. s. w. Ich entwarf und kleckste frisch darauf los, — die Namen fanden sich nachdem schon. Zur Belohnung konnte ich dann abends die Hamburger Gewerbe Schule besuchen . . . Ja, es war eine fröhliche Zeit.“ Sie endete, als die Lehrer der Gewerbe Schule, namentlich der Direktor Jessen, auf das Talent und den Eifer des armen Jungen aufmerksam wurden. „Du mußt Künstler werden,“ sagte ihm der strenge und doch so liebevolle Mann eines Tages kurz und trocken, und wußte nicht bloß den Vater zur Einwilligung zu bestimmen, sondern auch, was schwieriger war, die nötigen Stipendien zu schaffen, so daß der nun Achtzehnjährige die Kunstschule zu Weimar beziehen konnte. Das erste Jahr, welches er in Karl Gussow's Malklasse verbrachte, war für ihn ein fast verlorenes: erfolgreicher erwies sich der Unterricht Albert Baur's, den er dann genoß. Nachdem Baur Gehrts bei Gelegenheit einer Komposition ‚Unter ganz Zriny's‘ „mit einer beinahe Dreiviertels Umarmung den geborenen Historienmaler“ genannt, war dieser fest entschlossen, es zu werden. Bald fehlte es auch an Aufträgen nicht, und einer derselben ließ Gehrts jene Spezialität finden, in welcher er es in der Folge zur Meisterschaft gebracht: „Der Kommerzienrat H. C. Meyer in Hamburg bestellte bei mir 1873 fünfzehn Darstellungen für ein kleines Lusthäuschen in seinem Park. Da nun die aus ungehobeltem Holz bestehenden Flächen für lebensgroße menschliche Gestalten zu klein, für kleinere, fein auszuführende Figuren aber zu rauh waren, schlug ich Gnomen Jagdbilder vor, welcher Vorschlag auch zur Ausführung kam. Von da an mußte ich unzählige Gnomen ans Tageslicht locken, wozu sich später dann noch Nixlein, Elfen und anderes Märchengelichter gesellten. Schließlich fühlte ich mich selber ganz Gnom.“ Ebenso bot sich noch in Weimar Gelegenheit zu Versuchen im Aquarell, aber die Hauptsache, die Schulung für das Historienbild großen Stils wurde dabei nicht aus den Augen gelassen. „Damals war ich eigentlich meiner ganzen Überzeugung nach Heiligen Maler, wenigstens zog ich biblische Stoffe allen andern vor, was allerdings kein Hindernis war, daß ich mit ganzem Herzen auch des Humors pflegte. Das vertrug sich bei mir in jener Zeit schon sehr gut



Das Zwerglein und der Fiedler.

Aus dem „Goldenen Märchenbuch“. (Bremen, M. Heinsius Nachf.)



Knackmandeln.

Aus dem „Kleinen Nußknacker“. (Bremen. M. Heinsius Nachf.)

mit einander, und thut's auch heute noch. Dieser biblischen Geschmacksrichtung, aber auch meines Einsiedlerlebens wegen, wurde ich von meinen Kollegen „Sankt Gehrts“ genannt; wie gesagt, auf einen Fra Angelico steuerte ich ganz unbezweifelbar los. Aber — Richard Wagner ... ja wenn der nicht gewesen wäre! Meine Verehrung für ihn, an welcher nicht zum geringsten die Stoffe, ihre poetische Auffassung und dramatisch-malerische Darstellung auf der Bühne ihren Anteil hatten, brachte eine solche Umwälzung der Anschauungen in mir hervor, daß ich mich schließlich gar nicht mehr wunderte, mich statt auf Golgatha auf dem Vennusberg zu sehen. Ich warf mich nun mit Feuereifer aufs deutsche Mittelalter; damit Hand in Hand ging das emsige Studium der deutschen Kulturgeschichte. Die Bibel wurde aber des Mittelalters wegen nicht über Bord geworfen, im Gegenteil; sind doch meine besten illustrativen Arbeiten religiösen Charakters. Meine von Kindheit an bis auf den heutigen Tag vorhandene warme Liebe fürs Märchen stellte da ganz natürlich die Verbindung her.“



Harte Arbeit.

Aus dem „Kleinen Nußknacker“. (Bremen. M. Heinsius Nachf.)

Fünf Jahre währten die arbeitsreichen Studienjahre in Weimar, und Gehrts wäre gern länger geblieben, wenn nicht sein Lehrer Baur im Herbst 1876 nach Düsseldorf gezogen wäre. Kurz entschlossen folgte ihm Gehrts dahin.

Selbstverständlich wollte der junge Künstler nun Ölbilder malen, schöne, große Gemälde aus dem deutschen Mittelalter. Für ein solches fand er denn auch in einem Hamburger Kunstfreund einen Besteller. Das heißt, gar so leicht ging das nicht: nicht weniger als acht Entwürfe legte er der Reihe nach, teils in Öl, teils in Aquarell ausgeführt, dem Mäcen vor, darunter ein „Gastmahl des Gero“, eine „Ankunft des Seeräubers Stoertebecker in Hamburg“ u. s. w., und der Kaufherr fand sie denn auch alle recht hübsch und talentvoll, aber viel zu düster, oder, wie er's ausdrückte, zu historisch. „Er wünschte etwas Verdauung Beförderndes, etwas das man, ohne Alp



Die Büsumer.

Aus dem „Goldenen Märchenbuch“. (Bremen. M. Heinsius Nachf.)

drücken zu riskieren, vorm Mittagsschläfchen fröhlichen Herzens anschauen könne. Und so entstand der ‚Minnesänger'." Man wird es begreiflich finden, daß dem jungen Künstler bei diesen ausgiebigen Vorarbeiten und Verhandlungen allerlei Gedanken kamen, z. B. der, daß man von zurückgewiesenen Entwürfen allein nicht leben könne, und daß es zwar eine große Kunst sei, große historische Ölbilder zu malen, aber eine noch größere, sie zu verkaufen. Wer weiß, wie es damals mit ihm gekommen wäre, wenn nicht abermals ein glücklicher Zu



Reinecke's Abschied von Frau und Kindern.
Aus den Illustrationen zu Goethe's „Reinecke Fuchs" (III. Gesang). Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

fall eingegriffen hätte, denn so pflegen wir es ja nicht allzu gedankenvoll zu nennen, wenn ein äußerer Anstoß eine reiche Kraft auf jenen Weg führt, auf dem sie sich glücklich und tüchtig, sich und Andern zur Freude, bewähren kann. Wie er einige Jahre zuvor deshalb, weil die Wände jener Jagdhütte bei Hamburg klein und rauh waren, seine Spezialität, das Gnomenleben gefunden, so brachte ihn nun der Umstand, daß sich für seinen vorher erwähnten Landsmann Seeräuber kein anderer Abnehmer fand, als die Xylographische Anstalt von Brendamour in Düsseldorf, auf den Weg zum Holzschnitt und zur Illustration. „Von da ab," berichtet er, „habe ich denn unmäßig darauf los illustriert. Hat mich in mancher Beziehung sehr gefördert, ist mir aber auch andrerseits von manchem meiner Kollegen gewaltig krumm genommen worden. — Hoffentlich nicht auf die Dauer . . . 's ist übrigens ein eigen Ding, wenn man am selben Tage Thomas a Kempis „Nachfolge Christi", Fliegende Blätter Humor und dergleichen illustrieren muß, aber's geht schließlich alles, — bloß das Bilderverkaufen, daß ist ein Ding für sich, sollte eigentlich auf jeder Kunstschule zuerst gelehrt werden."

Man sieht, Gehrts selbst sucht seine Thätigkeit als Illustrator gewissermaßen zu entschuldigen und sagt ziemlich unverblümt heraus, daß er's gethan, um eben leben zu können. Das ist auch psychologisch recht begreiflich. Ihm hat all' die Jahre, die er darauf gewendet, die große Kunst, das Ölbild und das Fresko Gemälde, wie ein Paradies vor Augen gestanden, welches er nur selten betreten durfte. Ihm war der Zwang, der ihm die Zeichenfeder und den Bleistift statt des Pinsels in die Hand drückte, immer lebendig, und über das Vorurteil, welches im Illustrieren eine Art Handwerksarbeit erblickt, kam er wohl innerlich hinaus, indem er es für sein Teil als echte und rechte Kunst übte, aber das Achselzucken seiner Kollegen ging ihm dabei doch recht nahe. Und rechnet man hinzu, daß er sich mit Recht sagen durfte, daß er die freie Bethätigung seiner Kraft so voll verdiene, wie irgend ein Anderer — denn er hat auch dies seither erwiesen — so wird uns die Art, wie er über seine Illustrationsthätigkeit spricht, vollends verständlich erscheinen.

Anders aber werden wir darüber urteilen müssen: wir werden uns jenes „Zufalls" freuen, und keinen besseren Wunsch für ihn haben, als daß er in Zukunft, trotz seiner jüngsten Erfolge auf andern Gebieten, nicht aufhören möge, dieses zu pflegen. Denn Karl Gehrts ist auch als Illustrator ein Meister, ein ganzer Künstler inmitten einer Gilde, die in ihrer ungeheuren Mehrheit aus biederen Handwerkern besteht.



Henning's des Hahns Klage vor dem König.

Aus den Illustrationen zu Goethe's „Reinecke Fuchs" (1. Gesang). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.



Aus den Zeichnungen zu Thomas a Kempis „Nachfolge Christi“. (Ulm. J. Ebner's Verlag.)

Das Letztere hat freilich auch seine guten Gründe. Rein äußerlich genommen, verhält sich die Kleinkunst der Illustration zur großen, wie der Journalismus zur Litteratur. Wer mit dichterischem Schaffen wirklich durchgreifen, geschweige denn gar von dessem Ertrage sorgenfrei leben will, muß neben einigem Glück auch ein großes Talent haben; der Journalismus bietet auch der geringeren Kraft Raum für ihre Bethätigung und genügenden, ja, wenn Glück und Marktverhältnisse es wollen, reichen Geldertrag. Ganz ebenso darf, wer heute den Pinsel aus der Hand legt und den Zeichenstift für die Buchsbaumplatte oder die Feder für die chemigraphische Vorlage in die Hand nimmt, eben weil der Bedarf an illustrierter Marktware für das große Publikum ein enormer ist, mit



Aus den Zeichnungen zu Thomas a Kempis „Nachfolge Christi“. (Ulm, J. Ebner's Verlag.)

einiger Sicherheit auf Absatz rechnen, und wo der Bedarf heischt, wird nach der Qualität selten gefragt und dann naturgemäß von Jahr zu Jahr seltener, weil die Dutzendware den Geschmack des Publikums herabdrückt. Es steckt also in dem Vorurteil, welches die Kunstgenossen dieser Bethätigung entgegenbringen, ein richtiger Kern. Übersehen wird hierbei nur, daß derjenige, der als Illustrator ein wirklicher Künstler ist und bleibt, doppelte und dreifache Anerkennung verdient, nicht bloß, weil an ihn die Verlockung zum Handwerk so dringend herantritt, sondern auch weil zur Künstlerschaft auf diesem Gebiete eine Vereinigung seltener Eigenschaften gehört. Es ist nur zum Teil richtig, wenn man sagt, daß der Illustrator des Blicks für koloristische Wirkung entraten könne; mit

der Farbe hantiert er allerdings nicht, aber sein Auge für Licht- und Schattengebung, für malerischen Effekt darf darum kein minder scharfes sein. Es ist gänzlich unrichtig, wenn man meint, daß seine Technik eine weitaus leichtere sei, als die des Ölmalers und Aquarellisten: will er es recht und gut machen, so ist sie ebenso schwer zu erlernen, und vollends ist es ein ungeheurer Irrtum, wenn man glaubt, daß dazu weniger Phantasie gehört, als für jene anspruchsvolleren Kunstgebiete.

Auch das Alpha und Omega der Illustrationskunst ist das Können, das Talent. Der Illustrator muß für alle großen und kleinen Dinge dieser Welt dasselbe scharfe Auge haben, wie jeder anderer Künstler, er muß komponieren und arrangieren können, wie jeder andere, und wenn er es zum Meister bringen will, so muß er nicht bloß erfinden, sondern sogar mehr erfinden können, als jeder andere. Dies Letztere freilich geht nun schnurstracks gegen die im großen Publikum übliche Ansicht. „Wozu," frägt man, „braucht der Illustrator Erfindungsgabe und Phantasie, er giebt jene Situation wieder, die der Dichter vorgezeichnet." Allerdings, muß die Antwort lauten, giebt er nur diese wieder, wenn er ein Stümper ist, welcher überflüssiger, ja unsinniger Weise noch einmal genau dasselbe schaffen will, was ohnehin schon da ist, das Werk des Dichters: unsinniger Weise, weil er dabei vergißt, wie verschieden die Mittel beider Künste sind. Der wirkliche Illustrator wird stets innerhalb der Grenzen seiner eigenen Kunst bleiben, ihm wird es — ich citiere, was an dieser Stelle einmal aus anderer Feder über Menzel zu lesen war, — „nie beifallen, den Dichter zu verdeutlichen oder gar mit ihm zu wetteifern. Seine Illustrationen werden stets die Erzeugnisse einer ganz selbständig thätigen Phantasie sein, welche sich wohl anregen, aber nicht bestimmen läßt, und darum auch den Beschauer in seinem Verhältnis zu dem Dichtwerk anregen, aber nicht bestimmen will." Daß der Illustrator ferner das Zeichnen aus dem Grund verstehen muß, ist ganz selbstverständlich; hingegen wird es wieder angesichts des Tiefstandes, wie ihn das Gewissen der Schaffenden und der Geschmack der Genießenden auf diesem Gebiete allmählig erreicht, etwas befremdlich erscheinen, wenn ich hier hinzufüge, daß er schier mehr Geist braucht, als der Ölmaler, nicht bloß genügend viel, um das Dichtwerk zu verstehen, sondern vor allem, um seine Mittel so zu wählen, daß er sein Ziel erreiche: ein dem Dichter kongeniales Kunstwerk zu schaffen.



Aus den „Bildern christlichen Lebens". (Leipzig, C. F. Amelang's Verlag.)
Verkleinerte Nachbildung einer Heliogravüre in Holzschnitt.

Karl Gehrts ist deshalb ein vortrefflicher Illustrator, weil er alles besitzt, was hier an notwendigen Erfordernissen aufgezählt, und alles vermeidet, was hier als unkünstlerisch bezeichnet worden. Nicht jedes Blatt von seiner Hand ist gleich gut, manches, wo er sich zu einem Stoff zwang, der seinem eigenen Wesen fremd war, ist sogar mittelmäßig, und hier allein streckt auch der traurige Zwang, der ihn trieb, seine harten Krallen hervor. Aber sein und unser Glück hat es gewollt, daß die große Mehrheit der ihm gestellten Aufgaben von der Art war, daß er sie mit aufrichtiger, künstlerischer Freude erfüllen konnte. Gehrts kann auch als Illustrator nicht alles, aber doch vieles, und nach vier Richtungen hat er Vortreffliches geschaffen, in den Zeichnungen religiösen Charakters, in jenen aus dem deutschen Mittelalter, der deutschen Sage, endlich in der humoristischen oder satirischen Illustration, namentlich dem Gnomen- und dem Tierbild.

Der Mann, den seine Genossen einst als Jüngling Sankt Gehrts genannt, hat heute in der Wiedergabe religiöser Motive kaum einen ebenbürtigen Rivalen; nirgendwo ist er gleich streng in der Zeichnung, von gleich unerschöpflicher Phantasie in der Erfindung, von gleichem Reichtum an Geist und Gemüt in der Auffassung. Wohl als sein Hauptwerk auf diesem Gebiete dürften seine Illustrationen zur „Nachfolge Christi" gelten. („Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis. Übersetzt von Albert Wolf, Dr. theol. Mit Originalzeichnungen

So, — das wäre nun wohl Alles; —
Nun machen Sie's schön, — und
lassen Sie mich nicht allzusehr loben.
Obgleich zwar, — daß ich nicht gerade
auf — den Kopf gefallen bin, —
aber, — daß ich's bis
zum Michel-Angelo
noch weit hab', — daß
weiß ich auch! — —
Also, —
Ihr sehr
ergebener
Carl Gehrts.
Düsseldorf:
11/Mai. 90.—

Aus einem Briefe von Gehrts an den Herausgeber.

von Karl Gehrts. Verlag von J. Ebner in Ulm.") Erscheint schon die Aufgabe, ein Erbauungsbuch zu illustrieren, schwer genug, so steigert sie sich bei diesem Buche voll völlig abstrakter Mahnungen und Gebete ins scheinbar Unüberwindliche, und vollends ist es fast undenkbar, wie ein Künstler, der mitten im modernen Leben steht, die Aufgabe einigermaßen kongenial lösen sollte. Nun, das scheinbar Unüberwindliche ist Gehrts ganz, das fast Undenkbare wenigstens insoweit gelungen, als sich das innerste Wesen des Buches und seines Ausschmückers nirgendwo störend entgegentreten. Das ist ungemein viel, und wie es Gehrts gelungen, verdiente des näheren dargelegt zu werden, als hier möglich ist. Zu jedem der 114 Hauptstücke hat der Künstler eine Illustration gezeichnet, selbst zu jenen, deren Inhalt die Umwandlung ins Konkrete scheinbar ausschließt; nirgendwo hat er sich die Aufgabe leicht gemacht, und sich nur höchst selten damit begnügt, einige vieldeutige allegorische Embleme hinzustellen; in der Regel bietet er ausgeführte figurenreiche Bilder voll Leben und Bewegung. Häufig glückt ihm dies, indem er irgend eine Bibelstelle, welche sich mit dem Inhalt der Ermahnung mehr oder minder deckt, heranzieht und illustriert. So erhalten wir zum 4. Hauptstück des I. Buches „Von der Vorsicht beim Handeln" das Bild Rehabeams, des Unvorsichtigen, welcher durch seine hochmütige Strenge den Abfall der zehn Stämme verschuldet; zum 7. Hauptstück desselben Buches „Fliehe eitles Hoffen und Selbstüberhebung" die Szene, wie der Heiland dem Petrus trotz dessen Sträuben die Füße wäscht; zum 12. Hauptstück „Vom Nutzen der Trübsal" wird uns Hiob, zum 14. „Meide unbedachtes Urteil" Nathan's Bußpredigt gegen König David II. Samuelis 2, 1—7) vorgeführt u. s. w., u. s. w. Ebenso groß ist die Zahl der frei erfundenen, den Inhalt der Betrachtung durch eine einzelne Gestalt oder durch eine Gruppe verbildlichenden Illustrationen. Als Probe sei herausgegriffen der Jüngling, der sich den Fesseln der Buhlerin zu entringen beginnt, welcher das 32. Hauptstück des III. Buches „Verleugne dich selbst und entsage aller Begierlichkeit" illustriert; das Bild der Muse, die den jungen Mönch aus der Zelle hinweglocken will, zum 43. Hauptstück desselben Buches „Wider die eitle und weltliche Wissenschaft"; der grimme, halb von Wolken umdeckte Engel mit der Wage des Gerichts, zum 58. Hauptstück „Allzu hohe Dinge und die geheimen Gerichte Gottes soll man nicht erforschen wollen" u. s. w., u. s. w. Aber

wichtiger als das Was ist das Wie, die Korrektheit und strenge Ausführung der Zeichnung, die ungemeine Innigkeit, Ruhe und Klarheit der Auffassung: gewiß, ein frommer Künstler hat diese Illustrationen geschaffen, aber zugleich einer, dem alles Menschliche nahe ist, und der jenem Höheren, an das er glaubt, dadurch am besten zu dienen bemüht ist, daß er Welt und Menschen liebt. Und dabei ein ehrlicher Mann, wollen wir beifügen, der niemals lügt, und da, wo zwischen seiner schlicht innigen, klaren Lebensauffassung und den asketischen Lehren des Buches ein unüberbrückbarer Riß klafft, Geist genug hat, ihn dadurch zu verdecken, daß er ein Höheres zu finden weiß, wo sich beide Anschauungen friedlich vertragen, sei es eine Stelle der Schrift, oder auch nur die rührende Gestalt des Gottessohnes. Mehr aber als alle Worte wird dem Leser die Betrachtung der beiden Illustrationen sagen, die als Proben beigefügt sind.

In der Grundanschauung verwandt, in der Ausführung völlig verschieden sind jene Blätter, welche Gehrts für den Amelang'schen Verlag gezeichnet (Bilder christlichen Lebens von Karl Gehrts. Herausgegeben von Gustav Gerok, Leipzig, C. F. Amelang's Verlag). Hier tritt die strenge Zeichnung zurück, die Figuren erscheinen in reicherer, malerischer Ausstattung. Im übrigen wechselt, wie in dem erstbetrachteten Werke, die Allegorie mit der Wiedergabe einzelner realistischer Szenen, die sich dann in ihrer Gesamtheit zur Illustration des Grundgedankens vereinen. Als Probe für die Blätter ersterer Art haben wir „Kampf und Versöhnung“ herausgegriffen.

Aus jenen Illustrationen, welche sich dem Leben des deutschen Mittelalters widmen, vermögen wir leider keine Probe zu geben, weil sie nicht im Holzschnitt erschienen sind. Rein zeichnerisch und an geistigem, wie seelischem Inhalt vortrefflich sind die Illustrationen zu deutschen Sagen und Märchen. Auch hier wollen wir uns auf des Künstlers Hauptwerk beschränken: „Das goldene Märchenbuch. Eine Auswahl der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke, mit 100 Bildern von Karl Gehrts, herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach“ (Bremen, M. Heinsius' Nchflgr.). Die Proben, die wir bieten, sollten uns eigentlich jedes Kommentars überheben. Dem Kundigen wird sofort klar, welche Stelle diese kleinen Kunstwerke in ihres Schöpfers Schaffen einnehmen; sie sind gleichsam das Mittelglied zwischen seiner ernst religiösen und seiner übermütig humoristischen Richtung. Mit der ersteren haben sie die liebevolle Vertiefung, die keusche Schlichtheit der Umrisse, mit der letzteren die sonnige Heiterkeit gemein. Der „Hans im Glück“, der fröhlich in den Brunnen blickt, in den die beiden schweren Feldsteine hineingeplumpt, das Schneiderlein, welches keck den Riesen den Rauch ins Gesicht bläst, nachdem es sie durch seine Zaubersalbe an den Stühlen festgeklebt, der bucklige Fiedler, den der Zwerg ins Zwergenschloß führt, die Büsumer, die neun Mann hoch zum Baden ausziehen und dann ein groß Gejammer darüber erheben, daß einer von ihnen ertrunken, weil jeder sich selbst nicht mitzählt, bis sie der weise Fremde dazu bringt, mit ihren Nasen in den Sand zu fahren und dann die Löcher zu zählen, deren nun richtig neun sind, sie alle brauchen keines Fürsprechers.

Als Proben des humoristisch-satirischen Tierbildes seien die Illustrationen zu Goethe's Reinecke Fuchs (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) genannt. Man weiß, wie heikel die Aufgabe ist, und daß sie trotzdem, oder vielleicht gerade eben darum so viele Künstler gelockt. Mit verschiedenem Glück; ein Meister wie Paul Meyerheim z. B. denkt von keiner seiner Arbeiten geringer, und zwar eben darum, weil er die Tiere so genau kennt. Wer sie kenne, meint er, vermöge ihrer Erscheinung nicht den widernatürlichen Zwang anzuthun, um sie für unser Auge als Parodie menschlichen Thuns und menschlicher Charaktere erscheinen zu lassen, und darum habe er die Aufgabe schlecht, und Wilhelm von Kaulbach, der nicht allzu viel Respekt vor der Natur und der Wahrheit gehabt, dieselbe weit besser erfüllt. Cum grano salis ist dies denn auch nicht bloß ein pikantes, sondern auch ein wahres Wort, und auch die Illustrationen von Gehrts erweisen es. Sie stehen etwa in der Mitte zwischen den frei parodistischen Zeichnungen Kaulbach's und den vortrefflichen Tierbildern Meyerheim's, die wieder nur zu wenig komische Kraft haben. So finden sich in unserm Künstler bis zu einem gewissen Grade allerdings die Vorzüge, aber auch die Schwächen seiner Vorgänger zusammen. Des Weiteren wollen wir auch hierüber nicht sprechen, da dem Leser das eigene Urteil ermöglicht ist. Am wenigsten aber bedürfen jene Kleinigkeiten, die wir den Kinder- und Gnomenzeichnungen des Künstlers entnehmen, viele Worte. Verraten dürfen wir, daß sich der Künstler seine Modelle für den „Geburtstag“ nicht allzu weit hat suchen müssen, es sind seine eigenen kleinen Mädchen.

Dies lenkt uns zu dem Lebenslauf des Künstlers und jenen Arbeiten zurück, die, obwohl wahrlich an künstlerischem Wert den Illustrationen ebenbürtig, hier gleichwohl nur eben erwähnt, nicht eingehend gewürdigt werden können. Der junge Historienmaler, den wir in dem Augenblicke verlassen, wo er durch jenes alten Seeräubers Vermittlung Illustrator geworden, hat es heute in jeder Beziehung stattlich vorwärts gebracht. Die Zahl der größeren und kleineren Werke, die der nun 37jährige Mann zwischen den Illustrationen geschaffen, ist fast unübersehbar. Wir können sie nur nach den Gattungen erwähnen: da ist zunächst eine große Zahl prächtiger Aquarelle, dann künstlerisch ausgeführter Widmungsblätter, eine lange Reihe von Wanddekorationen, endlich — es sei als das letzte, aber wahrlich nicht als das geringste aufgeführt — einige Ölgemälde großen Stils, unter welchen namentlich das „Gastmahl des Gero“ die ungewöhnlich warme Anerkennung der Kritik gefunden. Rechnet man zu alledem die tausend kleinen Illustrationsarbeiten hinzu, so gewinnt man das Bild einer überquellend, ja übermäßig reichen Thätigkeit. Derzeit arbeitet Gehrts an den Bildern einer Paul Heyse Gallerie und der Lösung einer Aufgabe großen Stils, um die er, wie Jakob um Rahel, sieben Jahre mit heißen Mühen gerungen: der Herstellung der Wandgemälde des Treppenhauses der Düsseldorfer Kunsthalle, welche die Schicksale der Kunst im Wechsel der Zeiten verbildlichen sollen. Die Ausführung erfolgt in der Fresko-Technik; Gehrts hat ihre Beherrschung in Rom erlernt. Auch dieser sauer errungene Erfolg wird den Künstler nicht übermütig machen; denn Karl Gehrts ist auch in dem Sinne ein Glücklicher dieser Erde, daß er, von Unter- und Überschätzung der eigenen Kraft gleich weit entfernt, tapfer und fröhlich vorwärts schreitet. Glückauf zu fernerem Schaffen!

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VIII. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juni 1890.

Turia.

Von
Robert Waldmüller-Duboc.

I. Umworben.

„Schüttelt immerhin die Locken,
Wehret mir der Liebe Pfand, —
Euren Atem hör' ich stocken,
Zittern fühl' ich Eure Hand.
Hundert holde Zeichen künden,
Daß ich endlich nah' dem Ziel!
Götter, wollt Euch mir verbünden!
Kürzt es ab, das lose Spiel!"

So der Römer. Eitles Mühen!
Da, ihr Aug', wohl ist es heut'
Wie ein Feuer, — Funken sprühen,
Wo sie nur die Blicke streut;
Ihres Busens wogend Beben,
Wie sie schweigt und wie sie spricht,
Alles birgt ein neues Leben, —
Doch dem Römer gilt es nicht.

Drüben neben den Kaskaden,
Von den Gästen schon getrennt,
Die ihr Vater heut' geladen,
Wandelt Der, für den sie brennt.
Heim gen Norden zieht er morgen,
Eben schied er, schwer betrübt, —
Und noch immer ihm verborgen
Ist's, daß Turia ihn liebt.

In ihr kämpft es, — Huldigungen
Schwirren lustig um ihr Ohr,
Und ihr Lob, es wird gesungen
Rings in vollem Schmeichelchor.
Aber nur, was er geredet,
Hört sie noch und hört's mit Schmerz,
Denn mit bitterm Weh befehdet
Ihren Römerstolz ihr Herz.

„Weil Barbar er! — O ich Feige!
Deshalb spröde, spöttisch, scharf,
Während hier die schalste Neige
Jeder mir kredenzen darf!
War ich's um des Vaters Willen?
Nein, der denkt zu groß! — Ich bin
— Kann ich's leugnen? — bin im stillen
Dieses Trosses Schmeichlerin!

„Weil Barbar er! — O ich Schwache!
Ja, aus Furcht, daß solch' ein Bund
Mich hier zum Gespötte mache,
Log' auch heut' mein Blick, mein Mund,
Sah auch heut' — zum letztenmale! —
Kühl' ich in sein tiefes Aug',
Würzt' ich auch die Abschiedsschale
Ihm mit keines Wort Hauch!"

Leise senken sich die Schatten,
Sänft' an Sänfte kommt und geht,
Leerer wird's, nur auf den Matten
Draußen plaudert's noch und schmäht,
Stichelt, weiß, für wen der Vater
Sie verspart, — „kein übler Plan!
Er, Lucilus, Rom's Berater
Und sein Eidam — Domitian!"

II. Besiegt.

Wenn die Vögel Nester bauen,
Und voll Blüten jeder Strauch,
Und der Wald, die Flur, die Auen
Nur ein einz'ger Balsamhauch,
O, da mag es wohl die Erde
So durchschauern, so durchglühn,
Wie wenn süßer Lieb' Beschwerde
Einer Menschenbrust verliehn.

Süße Lieb' hat triumphieret!
Mit der Botschaft: „weile noch!"
Eilt ein Sklav' ihm nach und führet
Ihn, der von dem Rosenjoch
Und den bannenden Gehegen
Amor's längst verzaubert ward,
Dahin auf verschwiegnen Wegen,
Wo sie bebend seiner harrt.

Süße Lieb' hat obgesiegt.
Curia's Herz, nun ist's verschenkt.
„Ach, wie rasch der Pfeil doch flieget,
Wenn der kleine Gott ihn lenkt!
Eben noch auf stolzer Zinne,
Spröd' und herb', nicht kalt, nicht warm,
Jetzt ein fügsam Kind der Minne
In des Überwinders Arm!“

Ja, des Überwinders! — Meiden
Wird um ihn sie Roma's Pracht,
Von dem Vater wird sie scheiden,
Fernhin ziehn, gen Mitternacht;
„Doch um Dich die Fremde lieben
Will ich und die Winter lang,
Alles, arg wie Du's beschrieben, —
Und den Göttern stammeln Dank!“

— „Nicht den Deinen!“ — „Hast Du andre?“
Eng wird ihr die Brust, — „und doch,
Wenn ich einmal mit Dir wandre,
Ziemt mir da denn Eignes noch?
Deine Götter sind die meinen,
Dir gehör' ich, bin Dein Teil,
Nur noch in dem Einz'gen, Einen
Suchet Curia ihr Heil!“

Und, berauscht vom jungen Glücke,
Mischen Himmel sie und Erd',
Und des Irisbogens Brücke
Überwölbt, was trennt und stört.
Vor dem Vater sei's verborgen
Diese Nacht, die erste, nur!
Morgen, — doch wer fragt nach morgen?
Gönn' Dir Ruhe, Sonnenuhr!

III. Zum Kaiser-Palast.

Armer Vater! Wird er's fassen?
Denn die Stichler sprachen wahr:
Für den Thron erziehen lassen,
Hat er sie so manches Jahr.
Einem Seherspruch vertrauend,
Träumte in der Einsamkeit
Gern er, auf die Tochter bauend,
Von dereinst'ger größrer Zeit.

Nicht aus Ehrgeiz; — Roma's Größe
War von jeher sein Gebet.
Rings ist alles Bettlerblöße,
Rom allein ist Majestät;
Rom ist Sonne; ihrem Prangen
Fern, hat seinen Phantasien
Er seit Jahren nachgehangen
Und die Flecken gern verziehn.

Arme Curia! Beklommen
Stockt ihr Blut, nun sie vernimmt,
— Endlich! — was zu Roma's Frommen
Götter-Ratschluß ihr bestimmt;
Was den Vater, seinen Würden
Zu entsagen, einst bewog,
Was ihn jetzt, von Hirt' und Hürden
Fort, zurück zum Hofe zog.

Bebend steht sie da. Zerspringen
Will der Busen ihr vor Qual.
Doch sie muß das Weh bezwingen,
Denn schon winkt der Kaisersaal,
Denn schon stehn sie auf der Schwelle
Jener Pracht des Palatins,
Die des Blutes scheue Welle
Bannt, inmitten ihres Fliehns.

„Sammlung, Kind!“ — „Und dies Gedränge?“ —
„Bittende, des Herrschers Zier.“ —
„Und der Sang dort, jene Klänge?“ —
„Preis ihm Spendende wie wir.“ —
„Und der Kerzenglanz, die Helle?“ —
„Spät noch Arbeit, spät noch Licht.
Sammlung, Kind! Wir sind zur Stelle.
Heil'gern Boden giebt es nicht.“

Wankend folgt sie ihm. Da schwirrt es
Leicht geschürzt und bunt geschminkt
Um den Thron, da kos't und girrt es,
Neckt und kichert, lockt und winkt.
Schier entartet tönt der Leyer
Tanzlied, das die Luft erfüllt,
Und was sonst sich birgt im Schleier,
Zeigt sich hier dem Blick enthüllt.

Wie vom Wetterstrahl getroffen
Steht Lucil; doch während er
Stumm noch starrt, das Aug' weit offen,
Flüstert's plötzlich rings umher:
„Nicht der Kaiser nicht? Ihr Dirnen,
Fort! Verhängt die Fenster dicht!
Frührot glänzt schon um die Firnen,
Und er liebt den Morgen nicht.“

Vom Palast tönt's in die Gassen,
In die Tempel, auf den Plan:
Rom soll von der Arbeit lassen,
Eingenickt ist Domitian.
Still, Du Ruderknecht im Hafen!
Kärrner, ausgespannt! — Wer spricht?
Domitian ist eingeschlafen,
Und er liebt den Morgen nicht.

IV. Ernüchtert.

Auf der Warte seines Hauses
Steht Lucil. „Da ziehn sie hin,
Die Genossen seines Schmauses,
Leer die Seele, wüst der Sinn.

Phöbus, lenke deine Rosse
Heim ins Meer, das du verläßt!
O dies Rom ist eine Gosse,
Und sein Odem ist die Pest!"

Eine Tafel aus dem Busen
Zieht er und er schreibt: „O Freund,
Dieses Rom, es gleicht Medusen;
Wer ins Aug' ihm blickt, versteint.
Des Avernus Dünste töten,
Heißt es, Vögel in der Luft;
Bei dem Klang von Roma's Flöten
Sinkt das Denken selbst zur Gruft.

„Seit ich Tilnbäum's Triften
Mit dem Sumpfe hier vertauscht,
Atm' ich nur noch unter Giften,
Ist mein Kopf wie mohnberauscht.
Der uns Titus sollt' ersetzen,
Domitian, mein Stern, – ich fand
Ihn inmitten feiler Metzen,
Und so stand mein Haus auf Sand.

„Ja, mit all' den großen Dingen,
Die wir Schwärmer einst geträumt,
Rom's Erstarken, Rom's Verjüngen,
Ward hier schmählich aufgeräumt;
Faule Früchte, wo man schüttelt,
Kaiser, Söldner, Volk, Senat, –
Unser Maß ist voll gerüttelt,
Und der Aschenregen naht."

Und am selben Nachmittage
Fügt Lucil die Worte nach:
„O der schnöden Niederlage,
O des Schimpfes, o der Schmach!
Nicht nur Rom hat mich betrogen,
Nicht mein Abgott nur, – o Schmerz!
Die ich für den Thron erzogen,
Ein Barbar gewann ihr Herz!

„Ein Germane! Mußt' ich leben,
Ums mit Augen noch zu sehn!
Wilde, die zur Herrschaft streben,
Während wir zu Grabe gehn!
Alles stürzt; des besten Gutes
Werden wir beraubt, – doch nein!
Turia ist edlen Blutes;
So kann sie sich nicht entweihn."

V. Ergebung.

Und in mitternächt'ger Stille
Fügt er nochmals bei: „O Freund,
Einsam ist's um mich; die Grille
Zirpt – und meine Seele weint;
Weint, daß, während neuen Bahnen
Zugewandt der Menschheit Fuß,
Ich mit einem bloßen Ahnen
Bessrer Zeiten scheiden muß.

„Turia ist mir entrissen,
Der Barbar hat obgesiegt,
Feucht ist noch von Beider Küssen
Diese Hand, – sie bebt, sie fliegt.
Denn der trotzig schöne Bube
Hat auch mir das Herz gewandt,
Und wie eine Krankenstube
Däucht mir jetzt des Südens Land.

„O, die kernhaft schlichte Weise
Jener unverdorbnen Welt, –
Kühl und würzig, wie im Eise
Sich des Bacchus Trunk erhält!
O des Blickes klare Helle
Ohne Falsch und ohne Arg,
Frisch und lauter wie die Quelle,
Drin Castalia sich barg!

„Soll die Menschheit noch nicht enden,
Hier ist Frische, hier ist Kraft,
Ohne Prunken, ohne Blenden,
Scharfer Speer an rohem Schaft;
Frei von niedrer Lüste Makel,
Für die Herrschaft wie gemacht, –
Freund, mir ahnet, das Orakel
War in tieferm Sinn erdacht."

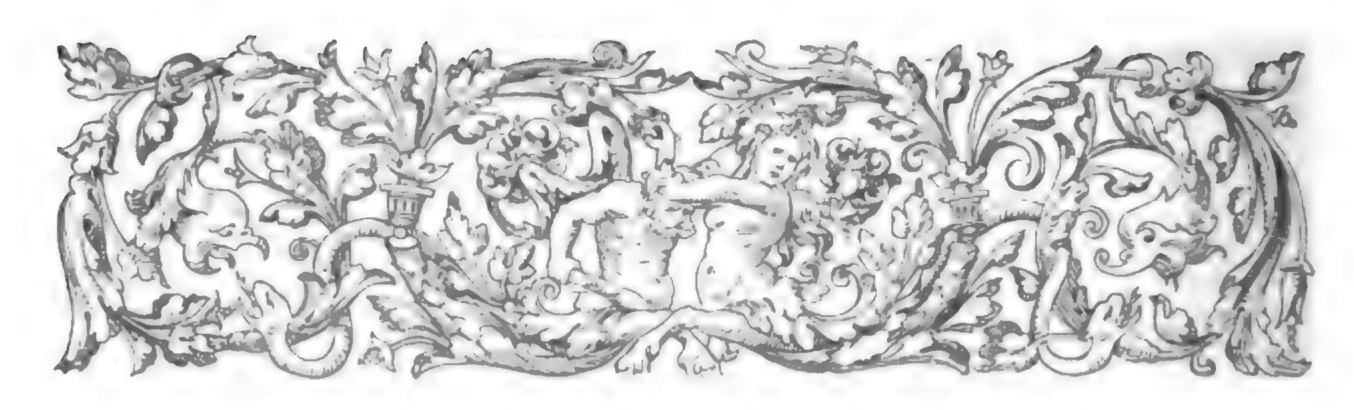
Am Genfersee.

Von Hermann Lingg.

Ein Dreigestirn, in einem Glanz vereint,
Schmückt dieses See's Geländ' und Fluten:
Rousseau und Voltair', und zuhöchst erscheint
Lord Byron's Ruhm in düstern Gluten,
Mir ist, ich höre einer Stimme Ton,
Die Jedem zuruft: Mutig, Erdensohn!

Ruh' aus, beleidigter und stolzer Geist,
Im Anblick dieser Berggiganten,
Und in dem Hoffen, das noch Sieg verheißt
Dem von der Feinde Haß Verbannten! –
Gewölk, das jene Höhen hüllt in Flor,
Hebt ihre Größe nur noch mehr hervor.

Gewaltig ragen Fels und Gletscherjoch
Und hart ist die Planetenrinde,
Ideen aber sind viel härter noch,
Sie dringen durch, und „Überwinde!"
Heißt ihre Losung; sanft umweht denn auch
Des Kämpfers Stirne hier ein Friedenshauch.



Am Kreuzweg.

Erzählung von J. Dery.

(Fortsetzung.)

„Sag', willst Du mich selig machen?" fragte mich meine Kousine in zärtlichem, leidenschaftlichem Ton. „So bewege Deinen Kollegen Kreibig" — sie nahm mich bereits als Abgeordneten — „nur einmal meinen Mittwoch mit seiner Anwesenheit auszuzeichnen und dadurch einer seiner innigsten Verehrerinnen einen stolzen Augenblick zu bereiten!"

Auf dem Heimweg begegnete mir der Perlmutterwarenfabrikant Flattig in Begleitung seines Schwiegersohnes. Herr Flattig kam aus einem Freimaurerverein, sein Schwiegersohn aus einem Kegelklub. Dieser war da, jener dort Obmann. Aber beide waren etwas angeheitert.

„Ich gratuliere, ich gratuliere!" rief Herr Flattig, mich unter dem Arm nehmend, „Sie haben uns schön überrumpelt. Umso besser! auch uns ist zu gratulieren."

Bin ich nur etwas älter und hab' ich erst einen stattlichen Bauch, so bewerbe ich mich auch um ein Mandat, schien die friedliche Miene des Schwiegersohns zu sagen.

Herr Flattig fuhr immer freundschaftlicher fort: „Sie können für Kreibig schon etwas ausrichten. Sind alle Leute seiner Partei Männer wie Sie, dann hat er gewonnenes Spiel. Einer macht den Andern. Er verhilft Ihnen zum Abgeordneten und Sie verhelfen ihm —"

„Zu was?" fragte ich.

Er schlug mir lachend auf die Schulter.

„Sie wissen es ja so! Einer macht den Andern und die Andern machen den Einen."

VII.

Am folgenden Morgen erwachte ich mit heftigem Kopfweh. Die Bemerkungen Flattig's spukten mir im Hirn. Ich ein Werkzeug Kreibig's! Ich vergaß, daß ich den Leuten nicht anders erscheinen konnte, auch hätte mir die Vorstellung, irrigen Verdacht erregt zu haben, eigentlich nur Spaß machen sollen, wäre ich von meinem Nervenübel verschont und zum Spaß aufgelegt gewesen. Auch war ich so übertrieben empfindlich und im ewigen Zittern um mein wehleidiges Selbstbewußtsein. So lächerlich es auch sein mochte, ich konnte es nicht verwinden, daß Herr Flattig, dieser harmlose Schwätzer, ein Wort hatte fallen gelassen, ich könnte Kreibig's Dienste einmal mit Gegendiensten lohnen!

Mit brennenden Schläfen ging ich zu einer Beratung des Wahlkomitees. Mir schien, als empfingen mich die Herren kühl und kleinlaut. Ohne Zweifel mußte Brenner's schlichtes, bestimmtes Auftreten den Leuten besser zusagen als mein schwankendes nun mit einem Mal verstörtes Wesen. Hie und da hörte ich Stimmen, die Kreibig's Absichten, ja sogar einige, die seinen Fähigkeiten mißtrauten, und da ich in seinem Schatten die politische Bühne betreten hatte, so trafen diese Zweifel auch mich. Gleich einer riesenhohen Schranke türmte sich plötzlich der Gedanke vor mir auf, ich sei doch nichts, gar nichts als Kreibig's Schützling. Offenbar erwartete man, daß ich mit einer anfeuernden, ausschlaggebenden Erklärung hervortreten werde, doch ich unterließ dies, obzwar ich eine solche vorbereitet hatte. Kreibig war der Versammlung ferngeblieben. Nun erst verstand ich seine Zurückhaltung. Er wollte sich einfach nicht zuviel vorwagen, um unter allen Umständen den Rückzug gesichert zu haben. Trotz und Verzagtheit drückten mich nieder, und ich verließ meine Freunde. Die

Einen spöttelten, die Andern waren erzürnt. Alle aber entmutigt.

Brütend schweifte ich in den Straßen umher. Mir bangte wieder einmal um das Gelingen meiner Wahl, noch mehr um meine Selbstachtung „Nie hätte ich die Hand Kreibig's erfassen dürfen, um mich aufzurichten," sagte ich mir. „Was hatte er vor? Was wollte er noch werden? Hatte er nicht schon alles erreicht? Oder war er so vermessen, mit seinem geringen Können an ein Ministerportefeuille zu denken? Und wie konnte ich ihm dabei behilflich sein? Dachte er vielleicht, mich meine Dankesschuld durch Arbeiten abtragen zu lassen, für die er Ehren und Erfolge einheimsen wollte, wie er das schon in seinen Studienjahren gethan?" Mich überkam mein alter Widerwille.

Unversehens geriet ich in die Gasse, wo Hedwig's Wohnung lag. Nun erst erinnerte ich mich meines Versprechens, vor ihre Eltern offen hinzutreten — und zwar mit jäher Bestürzung. Mein Kopfschmerz quälte mich immer unerträglicher. Nicht heute, nicht jetzt! dachte ich, während ich ihren Fenstern gegenüber wie gebannt auf und abging.

Da trat Brenner aus ihrem Hause Er erblickte mich, durchschritt die Straße und näherte sich mir.

„Erlauben Sie mir, mich Ihnen anzuschließen?" fragte er. Wir hatten nie früher ein Wort miteinander gewechselt, umso freudiger berührte mich seine Zuvorkommenheit.

Nichts machte mich glücklicher, als einen Menschen hochachten zu können; Brenner war endlich der Mann, bei dem Erfolge und Leistungen im Einklang standen. Er war weder ein ruhmsüchtiger Volksverführer vom Schlage Kreibig's, noch ein überschwenglicher Träumer meines Schlages, sondern eine gesunde, fernige Natur und ein Mann der werkthätigen Arbeit. Nicht bloß, daß er seinen Beruf vollständig ausfüllte, er fand auch sein Glück darin und verfügte über eine große Bildung. Da er ein in sich gefestigter, klarer, durchsichtiger Mensch, einer jener Wenigen war, die keine Rätsel mehr für sich zu lösen haben, darum mochte anderer Leute Schicksal in seinen Händen sicher aufgehoben sein, daher war er zumeist auserwählt, für das Gemeinwohl zu wirken. Ich, der in meinem Eigendünkel stets geglaubt hatte, in mir eine Welt von Begabung verkümmern zu sehen, kam mir neben ihm wie ein Schulknabe vor. Zumal in dieser Stunde der Selbstqual, die ich wieder einmal zu durchleiden hatte! Wenn Hedwig diesen Mann ausschlägt, um meine Frau zu werden — sagte ich mir — so ist dies unbegreiflich und vielleicht habe ich auch dies in gewissem Sinn nur Kreibig zu danken. Ihr erster Bräutigam hat ihr den Geschmack an lärmenden, untüchtigen Männern so gründlich verdorben, daß sie sich zu einem wunschlosen echten Talent, wofür ich mich ursprünglich gegeben, hingezogen fühlen mußte.

Brenner's ausdrucksvolle Augen hefteten sich etwas befangen und neugierig auf mich. Wir sprachen von den altertümlichen Bauten, die uns umgaben, von dem letzten Eisenbahnunglück und von ausländischen Neuigkeiten. Plötzlich blieb er stehen, streckte mir die Rechte entgegen und sagte mit veränderter Stimme: „Immerhin, werden Sie Ihres Glückes froh, hier meine Hand, ich gönne es Ihnen von Herzen!"

„Sie sind im Irrtum," sagte ich beschämt. „Nicht mir, sondern Ihnen ist zu gratulieren. Ich komme soeben aus einer Versammlung —"

„Ich spreche nicht von dieser Sache," unterbrach er mich „Ich habe Sie beglückwünscht — in diesem Augenblick -- das müssen Sie mir hoch anrechnen!" fuhr er mit Heftigkeit fort. „Aber ich halte Sie auf und lenke Sie von Ihrem Ziele ab — Adieu!" Ohne mir die Hand zu reichen, eilte er mit hastigem Gruß hinweg.

Kein Zweifel, er kam von Hedwig, und diese hatte ihm unser Geheimnis anvertraut. Und dies erfüllte mich in der Stimmung, in der ich nun war, mit neuer Pein. Die Brücken waren nun hinter mir abgebrochen; ich mußte um Hedwig werben. Aber war ich ihrer würdig?!

Waren meine Bestrebungen rühmenswert oder verwerflich? Der alte Zweifel, die alte Pein! Mein Ziel erschien mir nach wie vor würdig, doch nicht der Weg, den ich eingeschlagen. Denn war es auch unwahrscheinlich, daß sich Kreibig eine machtlose, selbst der Fürsprache bedürftige Persönlichkeit, wie mich, zum Helfershelfer ausgesucht, so lag es doch auf der Hand, daß er meine Wahl nur darum betrieb, um die Brenner's zu verhindern und meine Dienste dabei allenfalls mit in den Kauf zu nehmen. Wurde ich gewählt, was bei der momentanen Gestaltung der Dinge freilich zweifelhaft war, so war ich Abgeordneter von Kreibig's Gnaden und der Ersatzmann für einen Bessern, der diesem nicht in den Kram gepaßt. Ich verwünschte meine

Kandidatur. Furcht erfaßte mich, aber nicht die Furcht durchzufallen, sondern gewählt zu werden. Wenn ich doch gewählt werde! ängstigte ich mich.

Urplötzlich, gleichsam hinterrücks, packte mich die Entnüchterung im Augenblick, wo ich alles Glücksgefühl hätte empfinden müssen, fast ohne Übergang, gerade so wie sie mich vor Jahren einmal überfallen hatte, um in mir eine grauenhafte Verwüstung anzurichten und meiner ersten großen Liebe einen jähen Abschluß zu bereiten.

Eine ihrer Schönheit, ihres Geistes wegen vielgefeierte Dame hatte den Ehrgeiz des damals Dreiundzwanzigjährigen entfacht. Welch' eine Fülle von Leiden und wahnwitzigen Bestürmungen hatte es mich gekostet, um diese stolze Frau, welche ihre Ansprüche ans Leben, ihre tiefe Sittenreinheit scheinbar für ewig von mir getrennt hielten, endlich zu erobern! Und welchen Himmel hatte mir mein Glück aufgethan! Ich war zum Poeten geworden, zum schmachtenden Schäfer, zum Überseligen. Da — mit einem Mal — hatte mich eine Art Ekel aus dem Taumel herausgerissen, ein grundloser, unerklärlicher Ekel. Vergebens hatte ich den unseligen Widerstreit in mir zu unterdrücken, vergebens hatte die Geliebte, meine Treulosigkeit eifersüchtiger Laune zuschreibend, mich von meinem Irrtum, wie sie wähnte, zu befreien gesucht. Verzweiflungsvoll hatte ich mich ihr entrissen, hatte gelitten, entbehrt und war meiner Wandlung gleich einem fürchterlichen Schlag von außenhin beinahe erlegen. Nun, da das Erlebnis allmählig verschmerzt war und ich jener Tage zuweilen kaltblütig gedachte, erfüllte mich die Erinnerung merkwürdigerweise nicht mit Scham, sondern fast mit einer Art eitler Befriedigung. Ich nahm meinen Wankelmut als ein Stück meiner Eigenart, ich war eben ein Ausnahmsmensch.

VIII.

Als ich nach einer Stunde zwecklosen Hin- und Herirrens endlich meine Kanzlei aufsuchte, traf ich dort Kreibig an. Er war vom Verlaufe der Komitee-Beratung genau unterrichtet. „Du beginnst mich ungeduldig zu machen," herrschte er mich an und wollte mir Maßregeln vorschreiben. Es war das Zweckwidrigste, was er thun konnte. Mir selbst überlassen, hätte ich vielleicht die Gefahr abgewendet und die eingeschlagene Bahn, wenn auch mit geschwächter Lust, so doch standhaft bis an ihr Ende verfolgt. Aber nicht jetzt hätte mir Kreibig vor die Augen treten müssen und am allerwenigsten mit so offenkundiger Mißachtung, wie er es nun that und wie er es nie vorher zu thun gewagt haben würde.

„So harre doch aus! Du benimmst Dich wie ein Narr! Ich habe eine neue Mine gelegt, der Breuner nicht stand hält. Ist der einmal aus dem Wege geräumt, so giebt es Niemand mehr, der Dir gefährlich werden könnte. Ich will für Dich kämpfen! Den Gegenlohn wirst Du mir später entrichten!"

„Niemals!" rief ich. „Ich weiß nicht, was Du anstrebst, aber jedenfalls etwas, das Dir nicht zukommt. Mach' Dir ganz Wien zum Verbündeten, ich bin gegen Dich, ich, einer der Wenigen, die Dich durchschauen!" Rückhaltslos sagte ich ihm hierauf meine Meinung über ihn und seinen Ruhm, erklärte, daß sein Sinnen und Trachten wider das meinige sei, daß folglich niemals von einem Bunde, sondern nur von Feindschaft zwischen uns die Rede sein könne. Meine Erregung verlieh mir, wie immer, unbeugsame Entschlossenheit und ich ergötzte mich an meinen eigenen Worten, als bedeute ein jedes derselben die Wiederherstellung meiner verletzten Ehre.

Mit mitleidigem Lächeln ließ Kreibig meine Redeflut über sich ergehen. Nur überzeugte er sich ab und zu, ob meine Schreiber im Nebenzimmer nichts hören konnten. Das also war das einzige, was ihm in meinem Zornausbruch bedenklich erschien. Der Ausdruck der Kühnheit, das einzige in seinen Zügen, das Achtung einflößen konnte, war der spöttischen Gelassenheit gewichen und seine Haltung glich immer mehr der eines Schauspielers, der sich müde gespielt — so mußte er sich gegeben haben, als er seiner Braut die Augen geöffnet hatte.

„Breuner darf nicht gewählt werden!" murmelte er sorgenvoll. Aber mit rasch wiedergewonnener Fassung fügte er sofort in begütigendem Ton, als hätte mein Zorn nur dem ungünstigen Stand meiner Wahl gegolten, hinzu: „Was brauchst Du gleich die Flügel hängen zu lassen? Meine Partei tanzt, wie ich pfeife. Deine Feindschaft will ich schon hinnehmen. Undankbarer, in wenigen Tagen bist Du ein gemachter Mann!"

„Ich verzichte darauf!" brach ich los. „Ich werfe Dir Dein Mandat vor die Füße! Nun weiß ich erst, wie wahrhaft ehrlich, unbezwinglich meine Abneigung ist!"

„Mit dem geriebensten Schurken kann man eher fertig werden als mit einem Narren!" knirschte Kreibig, mit dessen Selbstbeherrschung es endlich vorbei war. Wütend bäumte er sich auf, als besänne er sich jetzt erst meiner Verwegenheit, und faßte sich am Kopf, als wolle er sich zur Verantwortung ziehen, einen Menschen, wie mich, ernst genommen zu haben. Dann aber rief er wieder: „Breuner darf nicht gewählt werden! Breuner darf nicht gewählt werden!" Es klang wie ein Angstschrei.

„Damit das Volk ja nicht erfahre, was ein wahrer Volksmann ist," wandte ich ein.

„Hier handelt es sich nicht um das Volk, sondern um mich! — Ich bin wahrlich nicht furchtsam," setzte er rasch hinzu: „Hab' ich Dich nicht aus Deinem Versteck hervorgeholt, Dich sozusagen entdeckt, um Dir den Wirkungskreis zu verschaffen, nach dem Tausende trachten, Dich, ein wirkliches Talent, einen Biedermann, einen wahren Cincinnatus? Wohlan, Du sollst den Wirkungskreis haben, nun aber bewähre Dich! Man soll uns „oberflächlichen" Leuten nicht nachsagen, daß wir auf den Vorzug Beschlag legen, dem Volk zum Recht und zum Glück zu verhelfen. Nun aber bewähre Dich! bewähre Dich!" fuhr er immer spöttischer, lustiger fort: „Lieber Freund, was nützt Eure Tugend und Gründlichkeit, wenn Ihr nie etwas thut? Wart Ihr, Mutlosen, Zaghaften, je zum Segen Eures Volkes, das Ihr anzubeten vorgebt? Und was würde dieses Volk ohne uns „Scheingrößen" beginnen, wie Ihr uns nennt und richtet? . . . Du wirst gewählt!" rief er gebieterisch. „Selbst gegen Deinen Willen! Und Du wirst Dich hüten, es auszuschlagen — Deiner Auserkorenen zu Liebe!"

Ich fuhr auf.

„Das Fräulein kennt in ihrem Ehrgeiz keine Grenzen, ich weiß ein Lied davon zu singen!" höhnte er immer zielbewußter.

Ich zuckte zusammen. Er sah, daß er mich getroffen und schloß, seiner Sache vollends sicher: „Willst Du oder willst Du nicht? Du stehst an einem Kreuzweg Wähl' Dir die Bahn. Dahin oder dorthin! Bleib ein Lump oder werde eine Größe, wenn auch nur ein Scheingröße."

Bei dem Wort „Kreuzweg" schreckte ich zusammen, als wollte es mich an einen geleisteten Eid mahnen. Nun gab's kein Ausweichen mehr, selbst wenn ich ernstlich daran gedacht hätte, es galt nun auszuharren! Ich sah mich mitten in einem Kampf auf Leben und Tod und der Sieg ward zur Gewissenssache. Nur daß mir die Freude am Kampf genommen worden und meine Begeisterung erstorben war, wie etwas, das nicht lebensfähig gewesen.

Als ich mich abends in die Wahlversammlung begab, trat mir beim Eingang der Reichsratsabgeordnete Ortner entgegen.

„Das Feld ist geräumt," begrüßte er mich freudig. „Breuner hat auf seine Kandidatur verzichtet."

IX.

Breuner's Rücktritt von seiner Wahl ließ mich nicht schlafen. Machte es doch den Eindruck auf mich, als hätte er diesen Schritt aus Geringschätzung gethan. Konnte es meinen Ehrgeiz locken, nach einer Stellung zu trachten, welcher ein Anderer freiwillig entsagt hatte?!

Überdrüssiger als je, aber mit dem festen Vorhaben, meine Schuldigkeit zu thun, besuchte ich am folgenden Abend eine Versammlung des Vereins „Einheit". Die mutig gewordenen Anhänger meiner beiden anderen Gegenkandidaten waren indessen rührig gewesen und einen Moment hatte es fast den Anschein, als müßte ein neuer Angriff zurückgeschlagen werden. Ich war abgespannt, übernächtig. Gleichgültig duldete ich das beflissene Entgegenkommen meiner Wähler, deren Zahl sich durch einen Teil der früheren Wähler Breuner's beträchtlich vermehrt hatte. Offenbar hatte dieser nach seiner Verzichtleistung seine Freunde aufgefordert, sich mir anzuschließen. Ich vermochte mir dies nicht zu erklären. Hatte Hedwig ihre Hand im Spiele?

Ich fürchtete vor allem, Kreibig's sieghafte Miene zu erblicken, doch war er nicht erschienen, wie er mir überhaupt seit unserer letzten Auseinandersetzung nicht wieder begegnet. „Das heißt Glück haben!" dachte ich bitter. „Endlich kommt Einer, welcher diesen Menschen aus seiner Ruhe aufzuscheuchen vermag — was bietet er nicht alles auf, um ihn beiseite zu drängen! Es scheint umsonst, und nun, da seine Furcht aufs höchste gestiegen, geht jener freiwillig, und der edle Kreibig bleibt Hahn im Korbe."

Übrigens war auch Breuner nun in meiner Achtung gesunken. Nach meiner Ansicht durfte ein eiserner Charakter, für den er galt, kein solches Beispiel der Mutlosigkeit geben und — etwa infolge von Zwistigkeiten im eigenen Lager —

vom Platze weichen, selbst dann nicht, wenn ihm der Sieg im vornherein verleidet worden war, wie mir! Ich wagte über einen Anderen den Stab zu brechen, während es doch auch mit meinem eigenen Heldenmute zur Neige ging. Meine Wahl erschien mir nun keinen Augenblick mehr als eine Auszeichnung. Die Männer, in deren Reihe ich treten sollte, flößten mir nicht die gehörige Achtung ein, meine tausend herrlichen Hoffnungen verwandelten sich in ebensoviele böse Vorahnungen. Auch war der Schlachtruf: „Es muß sein!" zumal für eine ungezügelte Natur, wie mich, ein Hemmnis, daran sich mein Wille unaufhörlich stieß.

Statt meine gewohnte Kandidatenrede mit den üblichen Abänderungen zu halten, brachte ich nun einmal all' die Ideen zum Ausdruck, die ich in den Jahren der Grübelei ausgeklügelt hatte. Gleich unzerstörbaren Bauten hatten sie in meinem Geiste dagestanden. Welchen Stolz hatte mir mein heimliches Kunstwerk bereitet, welche Verzweiflung der Gedanke, es vielleicht nie in Wahrheit aufbauen zu können. Geläufig floß nun aber auch die Rede von meinen Lippen und war schwungvoll vorgetragen, denn endlich war sie an eine Menge gerichtet, und nicht, wie sonst, nur ein unnützer Monolog.

Ich hatte Erfolg, aber welchen!

Aus den Zwischenrufen entnahm ich, daß meine Zuhörer, an Kreibig's Art gewöhnt, meine Worte in dem Sinne, in dem ich sie brachte, gar nicht faßten und meine Ausführungen, die nur das allgemeine Wohl im Auge hatten, sich für ihre jeweiligen selbstischen Interessen auslegten. Ich aber ließ mich von meinem eigenen Wortschwall hinreißen und trug das Bewußtsein eines großen Moments zur Schau, statt auszurufen: „Meine Absichten und Eure Absichten sind verschieden wie Tag und Nacht!" Ich ließ mir nichts merken, sie merkten nichts und wir vertrugen uns vortrefflich! — Eine Anfrage des Wählers Pucher, eines ehrsamen Schustermeisters aus der Langegasse, belehrte mich vollends, wie sehr ich mißverstanden worden war. Diese Wahrnehmung verwirrte mich schließlich und meine eigenen Worte hallten bedeutungslos an mein Ohr. Ich schmetterte die schönen Redensarten, wie: „Verminderung der Lasten", „Kampf gegen die rücksichtslose Konkurrenz" u. s. w. hinaus, allein ihr Inhalt, das Gefühl ihrer Berechtigung war mir entschwunden. In meinem Kopfe wirbelte es, aber ich dachte: „Was liegt daran? Wenn nur die Andern nicht sehen, daß ich den inneren Halt verliere!"

Der Herausgeber des Leibblatts Kreibig's näherte sich mir. Es war ein begabter, aber verkommener Mensch, der, von seinen Kollegen gemieden, sich von Kreibig dazu benützen ließ, für ihn unaufhörlich die große Trommel zu schlagen und seine Reden wörtlich zu bringen, worauf der Volksheld die betreffenden Nummern in großen Massen ankaufte und an seine Anhänger versendete. Mit grober Vertraulichkeit bot der Mann nun auch mir seine Dienste an. Ich mußte sein Wohlwollen straflos hinnehmen und mich eben gelten lassen, für den ich mich gab: für einen Aufdringling, der sich an Kreibig's Rockschöße gehängt hatte!

„Wer sich auf große Worte versteht, wird populär," sagte mir der unreinliche Mensch; es wäre mir unangenehm gewesen, mit ihm über die Straße zu gehen, hier ließ ich mich von ihm belehren. „Sie müssen populär werden. Haben Sie die Abschrift Ihrer Rede bei sich? Ihre Versprechungen sind sehr wirkungsvoll. Machen Sie nur ja immer so wirkungsvolle Versprechungen. Einzuhalten brauchen Sie sie als Abgeordneter nicht. Kennen Sie die schöne Geschichte vom Bauchredner?! Er läßt seinen Hund Kunststücke im Sprechen aufführen; ein leichtgläubiger Zuhörer bietet einen artigen Preis für das Wundertier. Der Handel wird abgeschlossen, der Hund folgt seinem neuen Herrn, sagt aber im Weggehen: ‚Von nun an red' ich kein Wort mehr'. Sehen Sie, das muß Ihr Vorbild sein!"

Verstört ging ich aus der Versammlung. Um nicht mit meinen Gedanken allein zu sein, vielleicht auch aus einer Art Heimweh, suchte ich das Kaffeehaus auf, wo ich früher mit meinen Freunden zusammenzukommen pflegte und das ich seit meiner Kandidatur gemieden hatte. Dort hatte ich einen guten Teil des Tages damit verbracht, über allerlei Zeitfragen zu streiten. Nur über die eine Frage waren wir einig gewesen, daß ein Mann von Ehre heutzutage keinen Ehrgeiz haben dürfe. Wir hatten uns in „freiwillige" und in „unfreiwillige Nullen" eingeteilt, jenachdem uns das unberühmte Dasein, das wir führten, als berechtigt oder unberechtigt erschien. Natürlich hatte ich mich zu den freiwilligen gezählt und mich dessen umso prahlerischer gebrüstet. Unsere Überzeugung war gewesen: „Wir könnten Hervorragendes leisten, wir brauchten

nur zu wollen, aber wir wollen eben nicht." Und ein Jeder von uns wußte einen mehr oder minder guten Grund dafür. Damals war ich ordentlich stolz auf mich gewesen, obzwar ich mir andererseits so verkannt erschienen war, so mißhandelt! Was half mir nun der Platz auf der Rednertribüne, der Wirkungskreis, ein, sei's auch nur äußerlicher Erfolg, wenn dabei meine Selbstachtung zu Schaden kam? Was meine Thatenlust, wenn sie sich auf die erste Enttäuschung hin in lauter Bitterkeit verwandelte?

Als ich in das Kaffeehaus trat, waren nur zwei meiner früheren Genossen, der Rechtsanwalt Langer und der Ratsekretär Heß anwesend. An einem Tisch in ihrer Nähe saß ein älterer, sehr freundlich aussehender Herr mit der Rosette des Ritterkreuzes der französischen Ehrenlegion im Knopfloch, der, sich zu meinen Freunden beugend, diese soeben versicherte: „Wien ist eine anmutige Großstadt, die anmutigste Großstadt, die ich je gesehen!" Außerdem befanden sich noch im Saal einige Zeitungsleser, die einander keine Aufmerksamkeit schenkten und aus dem Hintergrund erschollen laute verworrene Stimmen der Billardspieler.

Ich setzte mich zu meinen Freunden. Der Fremde zog sich sofort zurück und griff nach einer Zeitung. Bei meinem Anblick versuchte Langer verdutzt dreinzublicken, aber der beißende Spott ließ sich in seinen Zügen nicht verbergen. Heß sah mich aus seinen starren Augen in dem melancholischen großen Gesicht, darin selbst seine mächtige Nase verloren ging, durchdringend an. Ich erschien mir wie ein Abtrünniger.

„Weißt Du, warum Breuner von seiner Kandidatur zurückgetreten ist?" war Langer's erste Frage.

„Nein," sagte ich.

Beide sprachen in lebhaftem, wichtigem Ton über Breuner, seine Vorzüge und seine Bedeutung. Namentlich Heß, der sonst schweigsam war, wurde da ganz beredt. Er war tiefbrünett, wohlbeleibt, mit einem lüsternen, verzagten Ausdruck um die schlaffe Unterlippe, ein Mann von hochsinnigen Regungen, doch von weichlicher Gemütsart, der viel über sich nachdachte und stets mit seelenvoller Stimme sprach, zumal wenn er sich über seine eigene Person lustig machte. „Adolf Heß ist ein sehr großer Mann!" pflegte er zum Beispiel von sich zu sagen: „Alle Achtung vor einem solchen Zeitgenossen! Besonders hat er es in seinem Amte weit gebracht." Langer war untersetzt, blond, dickköpfig, sehr gut beanlagt; er machte nicht den Eindruck, guter Leute Kind zu sein, haßte weltmännische Formen und wenn ihn Einer fragte: „Ist der Staatsrat Langer ein Verwandter von Ihnen?" so antwortete er voll Unwillen: „Er ist mein Onkel, das Vieh, mein leiblicher Onkel."

„Also, wie schmecken nun die Trauben?" fragte er, zu mir gewendet.

„Vortrefflich," sagte ich.

„Und Du bist wirklich entschlossen, Dich den Interessen des Volkes zu widmen?"

„Versteht sich," sagte ich mit dem Trotz eines unschuldig Angeklagten, der, in die Enge getrieben, seinen Richtern ins Gesicht sagt: Gewiß will ich stehlen, morden und noch ganz andere Dinge begehen!

„Breuner's Rücktritt freut und — dauert mich," begann Langer von neuem. „Er hätte es mit Allen aufgenommen. Ein weißer Rabe! Er dünkte sich einfach zu gut."

„Das ist verkehrt," meinte Heß lächelnd. „Gehen mag, wer unfähig ist!"

„Was willst Du damit sagen?" rief ich gereizt.

„Sag' ihm doch, was Du damit sagen willst!" sagte Langer, bemüht, mir die Galle zu rühren.

„Ihr seid Narren!" murrte Heß.

„Die seid Ihr!" rief ich. „Ärger als Narren! Nullen, Nullen im wahren Sinne des Wortes! Ihr spuckt auf alles, was eine öffentliche Stellung heißt. Spuckt nur zu, spuckt in die Luft, der Speichel fällt Euch auf die eigene Nase. Wenn einer von Euch aus irgend welchen Gründen, wer weiß vielleicht aus stichhaltigen, hochwichtigen Gründen, die über Eure verschrobenen Begriffe vom Leben hinausgehen, wenn er solch' eine öffentliche Stellung, die man ihm aufdrängt, notgedrungen annimmt, weil er sie mit dem besten Willen unmöglich ausschlagen kann —" Ich bemerkte gar nicht, daß ich mich rechtfertigte und daß bloß das böse Gewissen aus mir sprach „— so werdet Ihr blau und grün vor Neid, reißt Augen und Ohren auf und tausend Bedenken überkommen Euch, ob der Glücksvogel auch fähig sein wird, der Stellung zu genügen? „Null" ist Euer Ehrenname? Es ist Euer wahrer Name! Was weiter, wenn ich wirklich Abgeordneter werde? Große Sache! Du bist ein Dummkopf, Heß, mein Lebtag ist mir kein so ausgemachter Dummkopf untergekommen, aber für einen Abgeordneten würdest Du immerhin

taugen. Dieser Höllenrespekt auf einmal! Nicht ich. Ihr allein wechselt die Fahne! Meine Überzeugung ist immer dieselbe geblieben!"

„Er hat recht," gab Langer zu. „Zweimal lügen heißt die Wahrheit sagen und sich selbst belügen gar ein verfluchter Kerl sein!"

„Du wagst —" rief ich und fuhr in die Höhe.

„Meine Herren —" sagte plötzlich eine höfliche Stimme und hinter mir stand der fremde Herr vom Nachbartisch, der, den Hut in der Hand, meine Freunde vor dem Aufbruch grüßen wollte.

„Herr Rajon, Naturforscher aus Genf, der hier weilt, um unser Wien kennen zu lernen," stellte Langer vor. „Advokat Doktor Neuberg."

Bestürzt verbeugte ich mich, während der Genfer, der trotz seiner Glatze und seines Knebelbartes mit seinen spitzen, verzwickten Gesichtslinien einem gelehrten alten Weibe glich, mich einen Moment mit einer Art sachlichen Interesses betrachtete, als überlegte er: Ei, so sieht also der Wiener politisierende Raufbold aus.

„Doktor Neuberg, der angehende Reichsratsabgeordnete, so gut wie gewählt," fügte Langer in erklärendem Ton hinzu.

Der Genfer stützte sich auf eine Sessellehne, zum Zeichen, daß er sich nicht lange aufhalten wollte und plauderte mit meinen Freunden, ohne meine Anwesenheit scheinbar zu bemerken. Man sprach von den Prachtbauten Wiens, und er gab beim Abschied die warmherzige Versicherung:

„Ihr Parlamentsgebäude ist ein Traum, ein Wunder, wie geschaffen, um Ciceros zum Rate zu versammeln."

Früher, ehe ich noch den Menschen aus dem Weg gegangen war, hatte ich nachzusinnen gepflegt, so oft ich aus einer Gesellschaft heimgekehrt war, was ich gesprochen, wie ich mich gegeben, und welchen Eindruck ich wohl hervorgerufen. Und eine Thorheit von den schlimmsten Folgen hätte mich nicht trostloser stimmen können, als irgend eine Ungeschicklichkeit im Umgang. Und soeben hatte ich mich wie ein rauflustiger Student geberdet! Was war mir nur eingefallen, mein Mütchen in Verleumdungen zu kühlen, die nur gegen mich selbst gezeugt hatten? Welch' maßlose Verkehrtheit in allem! Bisher war ich wie ein thronloser Fürst einhergeschritten, doch nun es meine Pflicht geworden, den äußeren Schein zu wahren, artete ich aus. Der „Cicero" des Naturforschers war vortrefflich angebracht! Redete denn alle Welt eine gemeinsame Sprache, um mich zu verhöhnen? Und welcher Plagegeist regierte mich denn, daß ich überall, wohin ich den Fuß setzte, Schande erntete? —

Langer sah mit jenem beredten Verstummen vor sich hin, das ausdrückt: „Ich schweige, Du bemerkst, daß ich schweige." Doch als er einen Blick auf mich geworfen, verging ihm plötzlich das Spotten und ein jäher Gedanke legte sich wie ein Schrecken über sein Antlitz. Heß, der sinnverloren dagesessen hatte, rief gleichzeitig in seiner tiefempfundenen, feierlichen Weise:

„Hohe Zeit, Dich aufzuraffen! Auf stolze Manier zu Grunde gehen, laß das unsere Sache sein! Nur eins bist Du uns schuldig: zu beweisen, daß wir Nullen unsern Mann stellen können, verspüren wir erst Boden unter den Füßen und daß wir nur Sündenböcke unserer Zeit sind."

Du wendest Dich an den Unrechten! wollte ich ausrufen. Ich bin ein Feigling, ein Stümper, sieh, der Fluch der Halbheit lastet auf mir!

Von dieser Erkenntnis niedergedrückt, kam ich zu Hause an. Ein Brief Hedwig's harrte da meiner. „Wo bleiben Sie?" schrieb sie, ich aber glaubte zu lesen: Warum lügen Sie? Warum begehen Sie eine Unwürdigkeit nach der andern?

X.

„Sie verstehen mich nicht, sie verdrehen mir das Wort im Munde," tröstete ich mich und mußte mir dann sagen: „Ich habe die Sache unrichtig angepackt." Welchen Standpunkt wollte ich nun Kreibig gegenüber einnehmen? Mußte ich nicht in jeder Beziehung eine jämmerliche Rolle spielen? „Ich tauge nicht dafür!" entschied ich. Und warum nicht gehen? War nicht auch Brenner gegangen?

Dieser Gedanke traf mich nun mit besonderer Wucht. Warum hatte er verzichtet? ganz unerwartet? im letzten Augenblick? Wirklich nur aus Verdruß über die Reibungen unter seinen Wählern? Mir war, als müßte ich ihn zur Verantwortung ziehen, als bedeutete sein Rücktritt eine Demütigung für mich. Ja, wenn er bloß zu meinen Gunsten aus Großmut abgedankt haben sollte, etwa nachdem ihm Hedwig gesagt hatte: „Sie sind gewiß der Würdigste von Allen, doch meine Hand gehört Neuberg, den ich liebe." — — Ich bin es nicht wert! ich bin es nicht wert! fuhr ich auf.

Als ich vor Jahren Kreibig, nachdem sein Ruhm einer Rakete gleich aufgeblitzt war, um

in wechselvollen Farben und Formen zu leuchten, einmal den Vorwurf gemacht hatte, er habe keinen Charakter, so hatte er wohlgemut geantwortet: „Ich brauch' auch keinen." Nun erfaßte mich das Bewußtsein meiner eigenen Halbheit und warf mich nieder. Allmächtiger Gott! Du gabst mir kräftige Glieder, einen offenen Kopf und warme Gefühle, alles, dessen ein ganzer Mensch bedarf — und ich trage das Haupt hoch, wünsche, streite, strebe, wie ein ganzer Mensch nur soll, bis ich zur Einsicht gelange, daß ich nur halb bin. Mir fehlt der Mut, ich sinke in mich zusammen wie ein markloser Baum. Zum Alltagsmenschen reichte es noch, beim ersten Versuch, mich zu erheben, versagen mir die Kräfte.

Ich wollte kein Abgeordneter werden nach der Schilderung jenes Zeitungsschreibers! Gleich einer häßlichen Fratze schwebte mir dies Bild vor Augen. Verworrene Bilder füllten mir das Gehirn, doch zu einer klaren, nützlichen Idee konnte ich mich nicht durchringen; Pläne zu schmieden und auszuschmücken, verstand ich vortrefflich, galt es aber, einen entscheidenden Schritt zu thun, so erstarrten mir Geist und Glieder. Doch ein erster Versuch ist nicht ausschlaggebend, würde sich vielleicht ein Anderer zum Trost gesagt und sich Zeit gelassen haben, neues Selbstvertrauen zu gewinnen. Aber eine tödliche Verzagtheit lähmte alles geistige Leben in mir. In diesem Moment hätte ich mir selbst die Fähigkeit nicht zuzutrauen gewagt, jenen schweigenden Abgeordneten nachzuthun. Wenn wenigstens die Nebenbuhlerschaft, diese tierische Anspornung, noch bestanden hätte! Doch ich war zur Wahl auserlesen, ihr geradezu preisgegeben. Und war mein Rücktritt nicht auch Hedwig's Wunsch gewesen?

So beschloß ich denn zu verzichten. Gleich morgen wollte ich meine Ablehnung unter irgend einem Vorwand kundgeben, etwa, daß ich meinen bürgerlichen Beruf nicht vernachlässigen durfte, was ja ohnedies die Wahrheit war. Dann konnte ich wieder zur Tafelrunde meiner versöhnten Freunde zurückkehren, mich noch heroischer aufblähen als ehedem, und Niemand würde zu vermuten wagen, daß mein Rückzug nichts als Feigheit gewesen.

Noch nie war ich so rasch entschlossen gewesen, noch nie hatte ich das Geschick so tollkühn herausgefordert und meinem Leben so ohne Weiteres den Prozeß gemacht, als in diesem Anfall der Hoffnungslosigkeit!

Auch die Erinnerung an Hedwig hatte ihren stärkenden Zauber eingebüßt und gleichsam, als ob mein Starrsinn meiner Schwachherzigkeit die Wage halten sollte, sagte ich mir beständig vor: „Ich bin ein Mensch, mit dem nichts anzufangen ist, es ist ein Verbrechen, an Hedwig zu denken, ich kann nur ihr Unglück sein." Aber hatte auch meine Jugendliebe mit Untreue geendet, an Hedwig hing ich mit aller Glut einer gereiften Neigung und mit allem, was mir an Lebensklugheit innewohnte. Drum war es kein gemeiner Verrat, der mich plötzlich mit Gewalt von ihr fortstieß, sondern nur der Drang, die Geliebte vor mir selbst zu beschützen Allerdings waren meine Härte gegen mich selbst, mein schneller Überblick von Thatsachen und Folgen, meine ungeheure Selbstaufopferung nichts als wahnsinnige Feigheit. Selbst zum Glücklichwerden gehört Mut. Ich aber fühlte mich so klein, so aller Rechte verlustig und fürchtete mich vor mir selbst.

Wohlan, einmal im Entsagen drin, warum nicht gleich Hedwig entsagen? Auch das gelingt. Mut, halber Mensch, Mut zum Verzichten, wie es Dir ziemt. Es gilt ja die vollständige Selbstvernichtung! Sie wird Deinen Unwert erkennen und sich dennoch an Dich klammern — Erbarme Dich ihrer! Laß sie! Werde ihr nicht zum Verderben! Reiß Dich los — bei Deiner Ehre!

Mitten in der Nacht schrieb ich an Hedwig, um ihr darzulegen, daß ich ihren Besitz verscherzt, daß ich sie betrogen, daß sie zum zweitenmal betrogen war. Als ich das Geschriebene überlas, faßte ich mich verzweiflungsvoll am Kopf: es war ein einziger heißer Schwur unbegrenzter Hingebung. Nein, kein Entsagen! Eine wilde zügellose Sehnsucht erfaßte mich Ich wollte sie anflehen, den Unglücklichen nicht zu verstoßen, ich wollte den Betrug fortsetzen und mir den Schein des Helden in ihren Augen bewahren, sie gewaltsam an mich reißen, an mich ketten! Weittragenden Pflichten, einer großen Arbeit zu entsagen, war Kinderspiel, zumal wenn die Feigheit die Beraterin war, aber hier handelte es sich ja nicht um Aufgaben und Pflichten, sondern um die eigene Leidenschaft. Da hatte die Selbstsucht mitzusprechen und eine große erbarmungslose Liebe!

(Schluß folgt.)

Die Schweden in Altorf.

Schauspiel in fünf Akten von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Vierter Akt.

Vorhalle im Rathause. Hinten offne Pfeilerstellung gegen den Markt zu. Rechts in der Halle eine Freitreppe, welche sich einarmig nach hinten zu absenkt, so daß die Hinaufsteigenden mit dem Gesicht nach dem Zuschauerraum gerichtet sind, und dann nach rechts in die Innenräume abgehen. Nach vorn schließt die Treppe mit grader Mauer ab, so daß sie mit der Wand einen Winkel giebt. Unten an der Treppe eine Steinbank. An der Wand rechts eine Pforte, daneben eine vergitterte Fensteröffnung.

Durch die Pfeiler des Hintergrundes sieht man das Treiben des Wochenmarktes; **Verkäufer** und **Käufer**, **Bürger** und **Landleute**. Das **Marktpersonal** ist in lebhafter Bewegung, steht in Gruppen, die sich wieder teilen. Verrichtungen werden pantomimisch kund gegeben. Die Bewegung vermindert sich, und geht gleich nach dem Auftreten **Wolff**'s zu Ende.

(**Cochius** und **Petermann** kommen durch die Mitte.)

Cochius (besorgt).
Ist's richtig, daß der General nach Bamberg
Geschickt, um zwei Schwadronen zum Entsatz
Zu rufen?

Petermann. Freilich! Oberst Holm hat mir's
Vertraut. Er war davon nicht abzubringen.
Und wie es scheint, gelangten seine Boten
Noch aus der Stadt, denn im Quartier ward ihnen
Vergeblich nachgeforscht.

Cochius. O schlimm und schlimmer!

Petermann. Man spricht mit viel Besorgnis in der Stadt
Davon. Der Markttag bringt uns aus den Dörfern
Genug des Volks herein, und damit neues
Gerücht und Furcht. Zwar ist die Ordnung ziemlich
Gesichert jetzt durch Hauptmann Eisenhut —

Cochius. Ja, ja, er ist ein Mann und setzt was durch!
Ich will ihn auch noch sprechen —

Petermann. Doch es kann
Dies Regiment unmöglich lange dauern,
So sagt auch Oberst Holm, der sonst ihn fast
Bewundert. Doch da kommt er ja. Ich habe
Mit Oberst Holm noch Wicht'ges zu besprechen.

(Ab nach hinten rechts.)

(**Wolff** ist rechts oben aufgetreten, kommt die Treppe herab.)

Cochius (für sich). Ich wag's! Er ist's allein, der helfen kann.
(Laut.) Herr Kommandant —!

Wolf. Dank für den großen Titel!
Was wünscht Ihr darauf hin?

Cochius. Ach — bitten wollt' ich
Recht dringend — Zwei Mann Einquartierung hab' ich
In meinem Hause — Offiziere sind es
Von den Dragonern —

Wolf. Habt Ihr über sie
Zu klagen?

Cochius. Über sie —? Nein, das noch nicht,
Nur daß ich überhaupt sie soll behalten.
Wär's denn nicht möglich, in ein and'res Haus
Sie zu quartieren?

Wolf. Wenn sie ordentlich
Sich halten — nein! Warum?

Cochius. Das Schicksal hat mich
Gesegnet mit fünf Töchtern —

Wolf. Nicht verborgen
Ist Eures Hauses Glück mir.

Cochius. Diese fünf
Hab' auf dem Bodenraum ich eingeschlossen,
Damit nicht etwa —

Wolf (lachend). Nun, bei dieser Ordnung
Laßt es nur bleiben, und die zwei Dragoner,
Nichts hörend vom Sirenenlied der Töchter,
Bestehn in aller Unschuld die Gefahr! (Ab nach hinten rechts.)

Cochius. Er hat gut spotten! Aber ich —! Was soll
An Ungemach noch kommen! Meine Fünf
Sind auf dem Boden nicht mehr festzuhalten,
Sie wollen absolut mit eignen Augen
Die Schwedenoffiziere sehn! Was thun?
Wüßt' ich nur, ob mein Brief dem Stadthauptmann
Von Nürnberg recht zu Händen kam? Der Bote —
Es geht ein schreckliches Gerücht! Was thun?

(Er setzt sich bekümmert auf die Bank rechts.)

(**Wendelin**, als Bauer verkleidet, tritt auf, links vom Markte her. Er trägt einen blauen Kittel, Quersack über die Schulter, dreikrempigen Hut und Stock, ein buntes Tuch um das Gesicht gebunden. Behutsam hereinlauschend.)

Wendelin. Bis hierher kam ich ungefährdet durch,
Und hier das Rathaus kenn' in allen Winkeln
Ich gut genug. Den Weg zum General
Wüßt' ich zu finden, doch bedenklich wär's,
Erkannt zu werden von den Schwedischen.
Laß sehn! — Wer sitzt denn da? Das ist ja ein
Bekannt Gesicht! Ich wag' es! (Halblaut.) Herr Magister!

Cochius. Wer rief?

Wendelin. Nur leis!

Cochius. Was will der Bauernknab'?

Wendelin. Erkennt mich, Herr Magister —!

Cochius. Unglückskind!
Was kommt Ihr wieder? Wißt Ihr, wie gefährlich
Ihr Euch gewagt! Und kennt Ihr das Gerücht,
Das von Euch ausgeht? Den Kurier aus Schweden
Habt Ihr beraubt und halb zu Tod geschlagen,
Und seid auf seinem Pferd davongeritten —

Wendelin. Um jetzt zu Fuß zurück zu kommen? Glaubt man
An solch Gerücht?

Cochius. In Eurem Hause nicht,
Allein die Schwedischen —

Wendelin. Es ist nicht Zeit,
Euch das jetzt aufzuklären. Wär' mir nur
Wolf Eisenhut zur Stelle —!

Cochius (bitter). Ja, der führt
Das große Wort jetzt, kommandiert die Stadt,
Nachdem er gestern noch im Loch gesessen!

Wendelin. Gesessen —? Was —?

Cochius. Um Euretwillen, weil
Er Euch entschlüpfen ließ, ward er, statt Eurer,
Drauf interniert —

Wendelin. Der Eisenhut? Weil er
Mich laufen ließ?

Cochius. Und dann kam die Revolte,
Der Aufruhr der Studenten — wißt Ihr's nicht?
Die Aula ward erstürmt, der Eisenhut
Befreit —

Wendelin. Das ging ja lustig her! O brave
Kameraden! Wär' ich doch dabei gewesen!

Cochius. Es kann noch lust'ger werden! Sagt mir nur,
Wo blieb der Brief?

Wendelin. Den trag' ich wohlverwahrt —
Allein, was wißt denn Ihr —?

Cochius. So gebt ihn mir
Zurück? Er ist in Eurer Hand gefährdet.

Wendelin. Ich bin durch ihn gesichert, wenn's gelingt,
Dem Schwedengeneral ihn eigenhändig,
Wie ich versprochen, abzuliefern. Könnt'
Ich nur —

Cochius. Dem General? Seid Ihr von Sinnen?
Den Brief, den ich nach Nürnberg Euch gegeben —

Wendelin. Ach, den —! Den hab' ich freilich ganz
vergessen.

Cochius. Nun, so erinnert Euch, und gebt ihn mir
Zurück!

Wendelin (heiter). Das ist nicht möglich! Euer Brief
Steckt in der Tasche meines Rockes, den ich
Im Dorf zurückließ und mit dieser Tracht
Vertauschte.

(Er sieht sich um, wie durch entfernte Stimmen zur Vorsicht gemahnt und thut ein paar Schritte nach hinten.)

Cochius (für sich). Heil'ger Gott! Ich bin verloren!
Wenn er den Schweden in die Hände fällt —!

Wendelin (kommt zurück).
Der Brief wird sich ja wiederfinden. Laßt mich
Allein jetzt, Herr Magister, denn ich wittre
Dort das Herannahn schwedischer Offiziere.

Cochius. Zwar steht mein Name nicht darunter — doch
Die Handschrift! — Fassung! Fassung! Überlegung!

(Schnell ab nach hinten links.)

Wendelin (nachdem er sich überzeugt hat, daß Cochius abgegangen).
Hier weiß ich ein Versteck aus alter Zeit
Ein Holzstall, auch gelegentlich ein Käficht
Für kleine Marktverbrecher — laß doch sehn!

(Er öffnet die Pforte rechts.)

Ein hübsch Gelaß — jetzt für zerbrochne Fässer
Und alte Bretter — immer für den Notfall
Noch ein Asyl. Den Schlüssel zieh' ich ab,
Verrostet wie er ist, und steck' ihn ein.

(Sieht sich um.)

Ob es wohl thunlich, jetzt die Stieg' hinauf
Zu schlüpfen? (Er geht spähend nach der Mitte.)

(**Hannibal** und einige andre **Offiziere** treten auf, vom Markte her. Hannibal mit einem derselben kommt rasch vorwärts, die übrigen bleiben im Hintergrunde. Zu ihnen tritt gleich darauf **Niels** mit einer Mitteilung, welche unter ihnen lebhafte Bewegung hervorruft.)

Wendelin. Ha, die Schweden! Ist der Weg
Mir hier verrannt, so helfe mir Verstellung!

(Er zieht das Tuch mehr um das Gesicht.)

Hannibal. Verfluchte Wirtschaft! Wären die Schwa-
dronen
Nur erst im Anmarsch! Wahrlich in die Glieder
Ist mir die Wut gefahren. Mußten wir
Vor ein paar hundert lausigen Studenten
Uns meistern lassen! Und der Bube, der
Sich wie ein Feldherr vor uns aufgespielt —
Pfui Teufel!

Niels (rufend). Hauptmann Brömsebro!

Hannibal. Was soll's?

(Er wendet sich, und erblickt Wendelin, der versucht hat, hinter ihm herum, auf die andere Seite zu gelangen.)

Was will der Bauerlümmel? Hat er uns
Behorcht? Warum verbirgst Du Dein Gesicht?
Den Lappen weg!

Wendelin. Ach — Reißen in den Zähnen!
Will mir den Zahn vom Bader ausziehn lassen.

Hannibal. Thut man das hier zu Land' im Rat
haus? Ruft
Mir einen Bader her! Dem Buben laß ich
Den Zahn ausziehn — zum Zeitvertreib und Spaß
Auf all' den Ärger! Halt!

Wendelin (zurückweichend, für sich). Da komm' ich schön an!
(Laut.) Das Reißen ist vorbei schon!

Hannibal. Was? Dahinter
Steckt noch was anderes! Laß mich Deine Fratze
Mal näher ansehn!

Niels (rufend). Hannibal! Das Geld
Aus Schweden ist in Sicht!

Hannibal. Das Geld! Oho!

(Er wendet sich schnell und geht nach dem Hintergrunde, der andre Offizier folgt.)

Wendelin. Jetzt gilt's, verschwinden! (Hastig nach rechts.)
Schnell ins Mauseloch!

(Ab durch die Pforte.)

Hannibal (mit Niels in den Vordergrund kommend).
In Sicht, in Sicht! Doch ist es noch nicht da,
Und darum hat man es noch nicht, und bleibt's
Die alte Leier! — Doch wo blieb der Bauer,
Der hier herumgelungert?

(**Wolf** tritt auf, vom Markte her, links.)

Wolf (zu der Gruppe von Offizieren im Hintergrunde).
Seid gegrüßt!

(Die Offiziere treten ohne Gegengruß zurück.)

Hannibal. Aha! Da ist ja der berühmte Führer
Der akademischen Legion, der Feldherr
Des Rittertums vom Federkiel! Der keck
Sein Wort verpfändet hat, den Mordgesellen,
Der den Kurier beraubt, herbei zu schaffen!
Wenn er den saub'ren Burschen fand, was gilt's,
So half er selber ihm wohl mit der Beute,
Halbpart — davon!

Wolf. Ans Beutemachen denkt
Ein so erfahrner Kriegesheld, wie Hauptmann
Von Brömsebro, zuerst, und ich verzeih' ihm,
Daß er nicht anders denken kann!

Hannibal. Verzeihen?
Er — mir verzeihn? Bei allen Teufeln, Herr,
Ich hätte Lust, mit ihm mal anzubinden,
Daß das Verzeihen ihm vergehen sollt'!

Niels. Macht's nicht zu ernst!
Wolf. Ich wäre wohl bereit
Mit meinem Rittertum vom Federkiel
Euch aufzuwarten und zu zeigen, daß ich
Die Kameradschaft, wenigstens der Waffen,
Noch nicht vergaß. Allein — wer sagt Euch denn,
Daß meine Forschung so vergeblich war?

(**Holm** tritt rechts auf dem Treppenabsatz auf, und kommt während des Folgenden herab.)

Hannibal. Ja, Finten, Finten! Weiß man doch, der Schuft
Nahm Reißaus auf dem Pferde des Kuriers
Auf Nimmerwiedersehn!
Wolf. Herr Hauptmann, wägt
Die Worte besser, wenn von meinem Freund
Ihr redet! Ein Gerücht nur wiederholt Ihr,
So abgeschmackt, als thöricht von Erfindung.
Hannibal. Die Worte wägen? Pah! Ihr sollt's noch derber
Von mir erfahren! Und ich sag's Euch hiermit,
Daß Ihr verhaßt mir seid, verhaßt von grundaus,
Und mit der Klinge will ich das noch schriftlich
Dem schönen Herrn durch die Visage geben!
Holm. Wär' das nicht beizulegen?
Wolf. Oberst Holm,
Ihr würdet mich verpflichten, wolltet Ihr
Das zwischen Hauptmann Brömsebro und mir
Zum Austrag bringen!
Holm. Herr, und hoffe sehr,
Sogar Euch zu versöhnen!
Hannibal. Ho! Das wäre —!
Holm (zu Wolf). Ihr wolltet Eure alten Kameraden
Vom Regiment, so hört' ich, noch einmal
Bewirten durch ein Gastmahl —? (Leise.) Geht drauf ein!
Wolf (verstehend).
Gewiß — das wollt' ich — ehbevor die Dinge
Sich hier gestaltet, wie mir selbst es wenig
Erfreulich ist, und wider Plan und Absicht.
Ich wünschte damals, da der Zufall günstig,
Mit alten Kameraden mich zusammen
Geführt, ein Fest zu feiern — doch, wie darf ich jetzt
Noch hoffen, sie als Gäste zu empfangen?
Holm. Versucht es immer! Überwinden wird
So mancher die Verstimmung, und beim Wein
Vergißt sich allerlei.
Wolf. So lad' ich gern sie
Auch jetzt noch ein. Doch werd' ich freilich wohl
Den wackren Hauptmann Brömsebro vermissen,
Der mir so feindlich ist. Sein Fehlen werd' ich
Beklagen. Hab' ich etwas Gutes doch
Aus Holland mitgebracht zum Abendschmaus!
Mein Rheinwein ist vorzüglich, darf ich sagen.
Hannibal (für sich). Wie? Was? Potz Wetter —!
Niels (leise zu Hannibal). Seid nicht unversöhnlich!
Der läßt was draufgehn.
Holm. Alle werden gern
Dem Rufe folgen.
Hannibal (für sich). Beinah' dürft' ich's nicht!
Niels. Ich sage gut für mich.
Wolf. Für Kennerzungen
Hab' einen Malvasier ich aufgetrieben
Zu Amsterdam, wie man ihn selten findet.
Hannibal. So — hol's der Teufel! Kamerad, ich komme
Zu Eurem Schmause! Als ein Unmensch will
Sich Hannibal von Brömsebro nicht geben.
Was hier geschehn — es ist ja zum Erboßen,
Doch mag's drum sein! Und was mir von den Lippen
Gesprudelt — na! Ihr kennt mich ja! Beim Wein
Spült man's hinunter. Sagt' ich es doch immer,
Ihr seid ein ganz verfluchtes Kerlchen, habt
Verstand und wißt zu leben. Und ich war Euch
Auch stets gewogen, hab' Euch stets geschätzt.
Und hättet Ihr den einen Fehler nicht,
Daß Ihr so ganz perfid und niederträchtig
Moralisch denkt und thut, wir konnten immer
Ein Herz und eine Seele sein. Na, lassen
Wir's gut sein! Also — Malvasier, mein Jungchen,
Und Rheinwein? Nun, so straf' mich Gott, wenn ich
Als Kamerad und Bruder nicht dabei bin!
Niels. Der General!

(Der **Pfalzgraf** tritt auf im Hintergrunde rechts.)

Pfalzgraf (im Gespräch mit einem Offizier).
Noch nichts entdeckt von dem Entflohnen — wohl,
So bleibt es sicher, daß er den Kurier
Beraubt, und mit den Briefen sich davon
Gemacht!
Wolf. Erlaubt, Herr Pfalzgraf —!
Pfalzgraf (Wolf mit einem flüchtigen Blicke streifend).
Wer den Burschen
Zurück mir brächte — durch die Stadt, in Ketten
Geschlossen — ja, verzeihn wollt' ich dem Bringer
Das Schwerste, was er selber je verschuldet!
Wolf. Dies zu verhüten, wär' ich selbst noch da.
Allein —
Pfalzgraf (heftig). Ich habe jetzt nicht Zeit für Euch.
Wenn es mir von Belang noch scheinen sollte,
Euch zu vernehmen, werd' ich zur Audienz
Euch rufen lassen. Oberst Holm, mit Euch
Hab' ich zu sprechen.

(Geht mit Holm die Treppe hinauf und rechts ab. Die übrigen Offiziere im Hintergrunde ab.)

Hannibal. Da ist schlechtes Wetter!
Doch brauchen wir den Kopf nicht drum zu hängen.
Der Malvasier soll uns nur lustiger
Beisammen sehn. Und — laß es reichlich sein!
Ich lieb' es aus dem Vollen, kann auch was
Vertragen — ho, das weißt Du, Brüderchen!

(Ab durch die Mitte.)

Wolf (allein). Mag's um des Friedens willen sein, daß ich
Mit dem verlorenen Gezücht noch einmal
Gemeinschaft heuchle! — Gern doch löst' ich bald
Mein Wort, und wär's allein um Argula,
Den lieben Bruder ihr von schimpflichem
Verdachte zu befreien. Leitet doch
Die Spur von ihm hierher zurück nach Altorf!
Er ward erkannt, und mir allein verriet man —
Wendelin (wird rechts durch das Gitter sichtbar. Mit gedämpfter Stimme). He, Eisenhut!
Wolf. Wo kam das her?
Wendelin. He, Wolf!
Wolf. Um Gotteswillen — Wendelin! Wer hat Dich
Dort eingesperrt?
Wendelin. Das that ich selbst, und führe
Den Schlüssel auch, mich wieder frei zu lassen.

Wolf. Wie war's denn möglich —?

Wendelin. Alles sag' ich Dir,
Doch mein Quartier ist nicht zur Gastlichkeit
Geeignet, sonst erbät' ich mir die Ehre
Dich zu empfangen — darum käm' ich lieber
Hinaus zu Dir. Doch schau' Dich um, ob der
Verwünschte Schwed' auch weg, der mir zum Spaß
Und Zeitvertreib den Zahn will ausziehn lassen?

Wolf. Den Zahn —? Was redest Du?

Wendelin. Bist Du allein?

Wolf. Im Augenblick allein — doch sei behutsam!

Wendelin (tritt aus der Pforte, ohne Hut, Tuch und Quersack).
Laß Dich umarmen! Ich war nah' genug,
Zu hören, was hier vorging. Wer, in Ketten
Geschlossen mich ihm bringt, so sprach der Pfalzgraf,
Dem soll das Schwerste auch verziehen sein!
Ich schenke mich Dir jetzt! Schließ mich in Ketten
Und führe mich zu ihm! Dir wird verziehn,
Wenn etwas zu verzeihen ist, und ich —

Wolf. Du nimmst es leicht — nun wohl, Du wirst es dürfen,
Denn wes man Dich beschuldigt, weißt vielleicht
Du nicht einmal —?

Wendelin. Den schwedischen Kurier,
Ich hört' es schon, den hab' ich umgebracht —
So gut wie umgebracht! Er wird ja selbst
Erzählen, wie es dabei zugegangen.

Wolf. Und hoffentlich erzählt er nichts, was Dir
Zum Schaden wäre? Wendelin, wir haben
Auf Dich vertraut — verbirg mir nichts, was man
Dir deuten könnt' in bösem Sinn! Die Lage
Ist ernst hier —

Wendelin. Eben ward mir's kund. Du Braver
Hast selbst für mich gebüßt!

Wolf. Das laß beiseite!
Das Eine nur bekenne: Was verflocht
Dich mit dem Schicksal des Kuriers? Was trieb
Nach Altorf Dich zurück?

Wendelin. So höre denn:
Es war — doch still! Vernahmst Du da nicht Tritte?

Wolf. Nein, nein! Erzähl'!

Wendelin. Ach, die Geschicht' ist lang!
Doch kurz: Der arme Schwed' ist übel dran,
Er kann nicht von der Stelle, liegt im Dorfe,
Gezwungen, den Kurierdienst einzustellen.
Ich aber bin jetzt des Kuriers Kurier
Mit einem Briefe, den er mich beschwor,
Dem General zu bringen. Da, sieh her —!
(Er zieht aus seinem Kittel ein großes Schriftstück hervor.)

Wolf. Das Siegel ist's der Krone Schweden, und
Die Handschrift — so! Der Königin Christine!

Wendelin. Die Handschrift — so! Du kennst sie?

Wolf. Oft genug
Hat sie der Pfalzgraf mir gezeigt. Dies ist
Für ihn ein wichtiges Dokument, vermut' ich.

Wendelin. Das sagt auch der Kurier. Darum geschwind
Verschaff' Dir Ketten, mich damit zu fesseln,
Und bringe mich zu ihm!

Wolf (lächelnd). Ich denk', es geht
Auch ohne Ketten. Fühlst Du im Gewissen
Dich rein und sicher, wohl, so siegen wir
Noch einmal. Nimm den Brief zurück. Bewahr' ihn!
Ich hole Dich, wenn's Zeit. Doch unsern Sieg
Genießen doppelt wir, wenn — er verdient's —
Wir ihn noch eine Weile zappeln lassen!

Wendelin. Das Zappeln gönn' auch ich ihm — aber weißt Du,
Ich selber, zappelte nicht gern noch lange
Da drinnen!

Wolf. Nur noch kurze Zeit, mein Wendel!
Ich sende Botschaft gleich an Argula,
Daß ich Dich aufgefunden. Schließe Dich
Noch einmal ein!

Wendelin (seufzend).
Noch einmal? Wenn's denn sein muß —

Wolf. Geschwind, geschwind! Nur fort! Und halt' Dich still!
(Wendelin durch die Pforte ab.)

(**Petermann** tritt auf durch die Mitte.)

Petermann (atemlos).
Herr Eisenhut — Ihr seid jetzt Kommandant
Der Stadt — nehmt unsrer Sache wahr! Die zwei
Schwadronen, heißt es, sind schon auf dem Weg,
Vor Abend können sie in Altorf sein!

Wolf. Wie oft denn soll ich es Euch wiederholen?
Sie werden nicht in Altorf sein! Ich steh'
Dafür, sie werden nicht!

Petermann. Die Bürgerschaft
Ist aufgeregt. Es schwirrt von allerlei
Gerüchten, Sorgen —

Wolf. Wollt Ihr, daß ich es
Vom offnen Markt durch alle Gassen rufe?
Die Bürgerschaft — ich kenne sie — ist ruhig,
Und glaubt mir auf mein Wort. Nur Euch,
Ihr Herrn vom Rate, treibt die Furcht umher,
Um Sorgen auszustreu'n!

Petermann. Ihr thut uns Unrecht,
Herr Eisenhut! Doch steht vielleicht uns viel noch
Bevor. Man bringt den schwedischen Kurier
So eben — zwar der Sprache noch beraubt,
In Ohnmacht — Doch ich muß zu Oberst Holm,
Es ihm zu künden.

Wolf (hart). Ihr seid zu geschäftig,
Herr Ratsherr, habt in dieser Sache nichts
Zu thun mit Oberst Holm! Bin ich,
So wie Ihr sagt, der Kommandant der Stadt,
So überlaßt das mir!

Petermann (erschrocken). Gewiß — verzeiht!
(Ab nach hinten.)

Wolf. — Der Sprache noch beraubt? Bis er zum Wort
Genesen, will die Zeit ich nützen! (Wendet sich zum Abgehen.)

Wendelin (am Gitter). Wolf —!

Wolf. Was ist —?

Wendelin. Vergiß nicht —! Laß mich nicht zu lang'
In diesem Loch! Schön ist es garnicht hier,
Und überdies — ich hab' noch nicht gefrühstückt!

Wolf. Bezähme Deine Morgenregung! Bald
Soll Base Judith alle Vorratskammern
Für Deine Fütt'rung öffnen. Fort! Man kommt!

(Der Vorhang fällt.)

(Der fünfte Akt folgt.)

Glaubenslose Zeit.

Und da uns nun der Glaube fehlt,
Da nicht mehr jenes Sehnen, Drängen
Nach Ewigkeiten uns erfüllt:
Woran denn sollen wir uns hängen?

Soll Wissenschaft, soll Forschung nur
— Wie ihr es wollt -- uns ganz erfüllen? —
Umsonst! Dem Götterbild Natur
Entreißt ihr nie die letzten Hüllen!

Wenn ihr dem Kinderglauben flucht,
Der euch so lange hielt im Zaume,
Und wenn ihr ruft: „Verbotne Frucht
Hängt nirgends mehr am Lebensbaume“ —

So gebt wohl acht, die ihr bekriegt
Und schmäht den holden Wahn des Frommen'
Ein Vorurteil habt ihr besiegt,
Und sieben neue werden kommen.

Der Pfad ist dunkel, fern das Thal,
In dem der Quell entspringt: das Wahre.
— Gebt acht, daß ihr nicht fleht einmal
Gleich jenem ersten Menschenpaare,

Das aus der Pforte schreu entwich,
Vor Seiner grimmen Zorngeberde —
Das Gärtlein Eden hinter sich,
Vor sich, öd, wegelos die Erde.

Alfred von Ehrmann.

Auf der Gräberstraße.

Die Steppe todeseinsam; graues Zwielicht
Der Spätherbstdämm'rung webt mit müdem Fittich
Um gelblich-braune Hügelwellen; duftig
Verschwimmen fernhinaus in zartem Umriß,
Wie hingehaucht nur, der Albanerberge
Geschwung'ne Linien, in den düstern Himmel
Sich zeichnend; auf der Straße Lavapflaster
Hallt noch mein Schritt unheimlich durch die Stille.
Rundum kein Laut, als in Cypressenwipfeln
Ein Windgestöhn noch dann und wann. Zu Seiten
Des Weges aber ragt in ernster Größe
Uralt Gemäuer auf, zerbröckelnd bald,
Und bald in festgefugtem Trotz, umwuchert
Von schlingendem Gerank, von Marmortrümmern
Umstreut, geborsten; einem Festungsturme
Aus grauer Vorzeit ähnelt's hier und wieder
Ein Mausoleum scheint's, und immer neu
Aus Schutt und klammerndem Gestrüppe wächst's
Herauf bei jedem neuen Schritt, — schier endlos
Und unablehbar: eine Gräberstraße — —
Wie lautlos Dunkel tiefer nun und dichter
Rings um mich braut und geisterhaft, gigantisch
Die Totenmale nur zum sternenlosen
Nachthimmel sich, wie drohend, vor mir recken,
Kommt mir's, daß dieser Straße gleich des eignen
Umdunkelt-traur'gen Lebens Pfad sich dehnt.
Zu seinen Seiten auch, da nahem Endziel
Entgegen nun mein Fuß mich trägt im Wandern,
Seh' Grab an Grab gereiht ich, ernst und still,
Und wehmutschauernd grüß' ich ihre Male.
In ihnen, die den Weg mir zeichnen, schlummern
Die toten Hoffnungen verlor'ner Jugend,
Versunk'ne Träume und erstorb'nes Wünschen,
Was es an Hohem und an Köstlichem
Nur giebt im Leben, — alles tot, begraben —
Und zwischen soviel Gräbern wall' ich einsam
Den öden Pfad, der sich in nächt'ges Dunkel
Verliert und endet in dem großen Schweigen.

Konrad Telmann.

Das verlassene Schloß.

Es blickt aus kahlen Bäumen
Das düstre Schloß hervor,
Zwei steinerne Löwen wachen
Am festverschloss'nen Thor.

Die Fenster sind verhangen,
Und alles ist öd' und leer;
Der Wind nur jagt im Hofe
Das welke Laub umher.

Kein Lachen erklingt im Schlosse
Und keiner Laute Schall,
Kein Fähnlein weht vom Turme,
Es wiehert kein Roß im Stall.

Des Schlosses holdselige Herrin
Weilt im italischen Land,
In rosenumblühter Villa
Fern an Neapels Strand.

Auf schattiger Altane
Sie traumverloren ruht,
Leis wallt zu ihren Füßen
Die veilchenblaue Flut . . .

Heinrich Maurer.

Am Mittag.

Müdigkeit schleicht übers Land,
Blinzt mit halbem Auge kaum,
Und was nur ihr grau Gewand
Leise streift, verfällt dem Traum.

Kommt ein Lüftchen lau geweht,
Schaukelt sich auf losem Strauch;
Was auf schwankem Halme steht,
Nickt dazu und wiegt sich auch.

Schwül ist's und so still ringsum,
Merkst kaum eine Lebensspur.
Selbst der Mücken leis Gesumm
Macht die Stille stiller nur.

Müdigkeit auf lahmem Fuß
Holt dich ein mit ihrer Krück',
Blinzt mit halbem Aug' den Gruß
Und du blinzelst müd' zurück.

Lüftchen schaukelt, Mücke summt,
Träumend nickt der Halm dazu;
Stiller wird's, die Welt verstummt —
Und nun schläfst und träumst auch du.

Gustav Falke.

„Sturm bedeckt . . .“

Sturm bedeckt, ein wildbewegter,
Unsre Bahn mit welkem Laub,
Zu derselben Wolke fegt er
Blüten- wie Verwesungsstaub.

Traugeläut und Totenglocken
Stimmt er zu demselben Chor;
Myrten weht er aus den Locken
Und vom Arm den Trauerflor . . .

Rudolf Knuffert.

Frage.

Die Sonne ist hinabgesunken,
Der Abendstern verglimmt gemach. —
Dahin mein Glück! Ein blasser Funken,
Glimmt die Erinn'rung ihm nach.

Bald übt, den jungen Tag zu künden,
Der Morgenstern sein himmlisch Amt.
Wird sich auch mir ein Stern entzünden,
Der neuem Glück als Herold flammt?

Ernst Behrend.

Hoffnung.

Der Jugend Hoffen — loderndes Morgenrot
Hinspringt's ins Blau, ein glühender Jubelruf,
Ins All versprühend sein Begehren,
Selig zu sterben in seinen Flammen.

Der Reife Hoffen — Sichel des Mondes, du
Am Abendhimmel dorten so still und klar;
Nur schmal dein Licht und übermächtig
Dunkelndes Ahnen die Scheibe füllend.

Franz Herold.

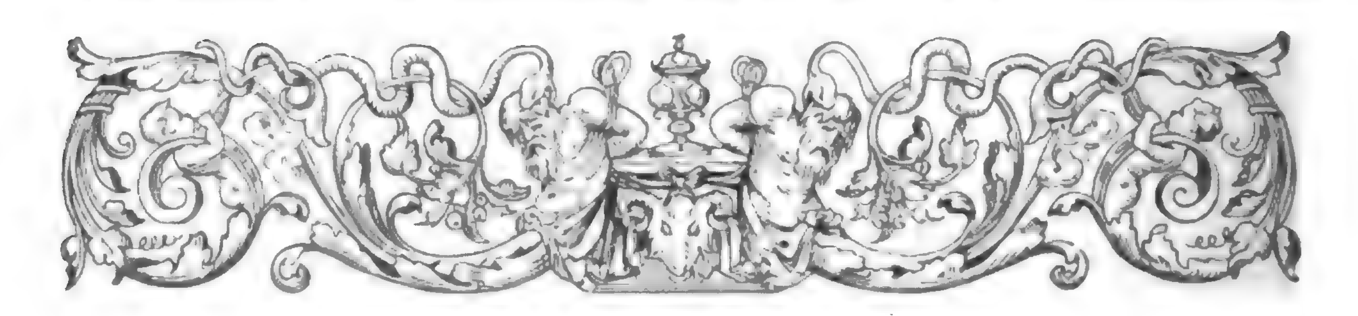
Alpenflora.

Auf des Berges Felsgestein
Bin ich froh gestiegen,
Sehe nun im Sonnenschein
Thal und Hügel liegen.
Edelweiß dort in der Fern'
Eil' ich froh zu pflücken,
Um mit seinem Silberstern
Meinen Hut zu schmücken.
Wanderlust! Jugendmut!
So mir diese bleiben,
Ei, wie läßt sich da so gut
Die Botanik treiben!

Eine Alpenhütte steht
In des Berges Schatten.
Dorthin nun die Wand'rung geht
Über grüne Matten.
Senn'rin ist gar herzig-traut,
Gleich den Blumen prangend.
„Alpenröslein“, ruf' ich laut,
Sie zum Kuß umfangend.
Frauengunst! Liebesglut!
So mir diese bleiben,
Ei, wie läßt sich da so gut
Die Botanik treiben!

Weiter geht's; am Bergeshang
Thät' ein Wirtshaus winken,
Wo mit fröhlichem Gesang
Traute Freunde trinken.
Durst ist groß und purpurklar
Glänzt der Saft der Reben.
Schließlich hat's bei mir sogar
Almenrausch gegeben.
Froher Durst! Rebenblut!
So mir diese bleiben,
Ei, wie läßt sich da so gut
Die Botanik treiben.

Fritz Glauming.



Zur Affaire Meißner — Hedrich.

Von Karl Emil Franzos.

Jeder praktische Jurist kennt und fürchtet die Repliken. Nachdem beide Teile alles an Thatsachen und Rechtsanschauungen vorgebracht, worüber sie irgend verfügen, müssen sie es unter dem Zwange der Prozeßordnung noch einmal sagen. Daneben werden die Ausführungen des Gegners nach Kräften entwertet, durch Thatsachen, wenn solche zur Hand sind, durch Grobheiten, wenn diese fehlen. Der gewissenhafte Richter liest auch diese Schriftstücke; sein Urteil, wie er es sich aus Klage und Einrede gebildet, vermögen sie selten zu erschüttern. Beschränkt sich die Replik nur auf Wiederholungen und nur auf Grobheiten, so schadet sie dem Kläger mehr als dem Beklagten.

Eine Replik dieser letzteren Art ist Franz Hedrich's neueste Schrift*). Sie war seit Monaten angekündigt, und wahrhaftig pomphaft und geräuschvoll genug, um gespannte Erwartungen zu erregen. Herr Hedrich werde, ließ er verkündigen, alles widerlegen, was in Robert Byr's Broschüre „Die Antwort Alfred Meißner's" oder anderwärts gegen seine Behauptungen gesagt worden, und zwar auf Grund neuen Materials und bis zur Evidenz. Daß es daneben in der Schrift nicht an unsachlichen Kampfmitteln, an Invektiven gegen Meißner und Byr fehlen werde, ließ jene vorläufige Reklame allerdings auch schon erkennen, und zwar so deutlich, daß sie sofort ein sehr ernsthaftes Vorspiel hervorrief. Robert Byr, der in seiner Broschüre lediglich soweit gegangen, als ihm seine Pflicht als Schwager und Freund des Toten gebot, und dieser Pflicht — es kann darüber unter Unbefangenen keine Meinungsverschiedenheit geben — in loyalster und maßvollster Weise nachgekommen, ließ am 25. Januar d. J. durch zwei Kartellträger von Herrn Hedrich, welcher bei seiner Schwiegermutter in Edinburgh lebt, Genugthuung verlangen. Herrn Hedrich's Antwort verweigerte dieselbe und drohte mit dem Gericht. Damit war die Sache für Byr erledigt, und es hätte vielleicht nicht einmal jenes weiteren Schrittes bedurft, den er nun that, der gerichtlichen Klage gegen jene Zeitung, welche zuerst die Hedrich'sche Reklame gebracht, da ja die Redaktion offenbar nicht in beleidigender Absicht gegen Byr gehandelt. Indes ist auch diese Angelegenheit seither in befriedigender Weise erledigt worden, und ebenso konnte Herr Hedrich, obgleich er in diesem Vorspiel keine besonders vorteilhafte Rolle gespielt, mit demselben zufrieden sein: seiner Broschüre waren, wenn sie endlich erschien, nun weit mehr Leser sicher als sonst, und was er an neuen Beweisen vorzubringen hatte, verhallte gewiß nicht ungehört.

Aber die Broschüre enthält nichts an solchen neuen Beweisstücken, gar nichts, auch nicht eine Zeile. Sie enthält nicht einmal, was Viele, darunter ich selbst, angesichts der Sachlage mit voller Bestimmtheit darin erwartet. „Hedrich hat," schrieb ich in meinem Schlußartikel, „eine Replik auf Byr's Broschüre in Aussicht gestellt, erschienen ist sie bisher nicht. Daß es ihm in einzelnen Punkten gelingen wird, Meißner's Angaben zu widerlegen, ist zweifellos — diese fragwürdigen Punkte finden sich schon in den vorliegenden Aufsätzen hervorgehoben — aber ebenso steht schon heute für jeden Unbefangenen fest, daß er seine Ansprüche unmöglich wird voll aufrecht erhalten können." Statt diese Kritik im einzelnen zu üben, wiederholt Hedrich lediglich seine Behauptungen nochmals, ja, womöglich erweitert er noch seine Ansprüche. Den Hauptinhalt aber bilden Invektiven gegen den Toten, in einer Tonart vorgebracht, die fast unglaublich ist und alles rechtfertigt, was die entschiedensten Parteigänger Alfred Meißner's über den Menschen Franz Hedrich, seine Handlungsweise und die Beweggründe derselben geurteilt.

Es wäre unter diesen Umständen nicht bloß unerquickliche, sondern auch nutzlose Arbeit, den neuen Ausführungen Hedrich's Schritt für Schritt zu folgen. Ich beschränke mich auf das wenige, was den Handel und die beiden Beteiligten indirekt näher charakterisiert. Denn direkte Beweise, sagte ich schon, giebt es nicht.

Es stimmt zu jenem Bilde, welches meine Aufsätze an dieser Stelle von Herrn Hedrich und seiner Kampfesweise entworfen, daß er sich so stellt, als hätte er den Prozeß glänzend gewonnen, als glaubte die Welt ihm alles und seinem Gegner nichts. Richtig aber ist eher das Gegenteil. Einige haben unkritischen Blicks und von Mitleid geführt, Meißner alles, Hedrich nichts geglaubt; sie haben also mit Meißner ihm nur eine, zum Teil allerdings nennenswerte Mitarbeit an einzelnen Werken, und lediglich die Autorschaft der „Schätze von Sennwald" ganz zuerkannt. Wieder Andere, und ihre Zahl ist weit aus größer, gestehen ihm mit Byr intensivere Mitarbeit an einzelnen Romanen, und neben der Autorschaft der „Schätze" auch jene der „Prinzessin von Portugal" zu. Kritiklos auf Hedrich's Standpunkt hat sich meines Wissens nur eine bei dem Verleger seiner ersten Broschüre

*) „Alfred Meißner — Franz Hedrich. Replik von Franz Hedrich." Verlag von Alexander Danz. Leipzig. o. J.

erscheinende Zeitschrift gestellt; von den selbständigen und kritischen Untersuchungen aber bedeutet das in dieser Zeitschrift abgedruckte Votum das Äußerste, was Hedrich zugestanden worden ist. Dies die Wahrheit — und unrichtig, wie seine gegenteilige Behauptung, ist auch die Versicherung: „Die dokumentarischen Beweise, auf welche sich meine Autoransprüche stützen, haben in keinem einzigen Punkte eine Widerlegung gefunden, weil sie eben unwiderleglich sind.“ Sie sind widerleglich, haben in den meisten Punkten Widerlegung gefunden, und rechnet man neben den beiden obengenannten Werken auch noch das Romantische an „Norbert Norson“ ab, so hat sich kein einziger ernsthafter Beurteiler gefunden, welcher Hedrich's Versicherung, der ausschließliche Autor der andern Romane zu sein, Glauben geschenkt hätte.

Auf gleicher Stufe steht Hedrich's Behauptung bezüglich der Anzahl der bisher beiderseitig vorgelegten Beweisstücke. Er hat bekanntlich in seiner Broschüre eine große Zahl Meißner'scher Briefe mitteilen können, jedoch beigefügt, daß ihm viele andere gleichwertige verloren gegangen. Das klingt glaubhaft, ist auch geglaubt worden. Byr hingegen konnte nur relativ wenige Briefe Hedrich's mitteilen, weil Meißner nach seiner Angabe „vor seiner Übersiedelung von Prag nach Bregenz einen großen Teil seiner alten Papiere vernichtet,“ und auch daran muß vernünftigerweise jeder Zweifel ausgeschlossen sein, ebenso an der Aufrichtigkeit von Byr's Bedauern darüber, daß ja thatsächlich jedes der erhaltenen Schriftstücke ein Beweis gegen Hedrich's Anspruch der ausschließlichen Autorschaft ist. Wie aber verfährt nun Herr Hedrich? Er erklärt bündig, Meißner habe seine (Hedrich's) Briefe absichtlich vernichtet, fährt fort: „Welche Beweise meiner Autorschaft müssen diese hundert und hundert Briefe enthalten haben, da Meißner keinen derselben aufzubewahren wagt und alles vernichten muß!“ — und schließt daraus: „Mein Buch bleibt dastehen, wie ein Fels im Meere.“ Wahrlich ein starkes, ein sehr starkes Stück!

Neben dieser kühnen Behauptung von der absichtlichen Vernichtung seiner Briefe durch Meißner zieht Hedrich auch das tragische Ende des einstigen Freundes als Beweis für dessen Schuldgefühl heran. Dem ist natürlich nicht zu widersprechen; mit welchen Empfindungen immer man es lesen mag, wenn gerade Herr Hedrich nun folgert: „Meißner hätte nicht Hand an sich zu legen versucht, wenn er nicht schuldig gewesen wäre,“ so muß doch die Richtigkeit dieses Schlusses, die Wucht dieses grauenhaften Beweises zugegeben werden. Nachdem Herr Hedrich jedoch auf diese Weise seine Folgerungen aus Meißner's Selbstmordversuch gezogen, greift er Byr an, weil dieser die schreckliche Thatsache nicht verschwiegen, und wirft ihm sogar vor, dieselbe, „wie in einem Romankapitel breit und weit ausgemalt“ zu haben. Daß Byr dies nicht gethan, daß er nun, wo er nicht länger schweigen konnte, lediglich mitteilte, was er als Ehrenmann mitteilen mußte, dies alles braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber man erwäge die Situation: Derselbe Herr Franz Hedrich, der unmittelbar vorher triumphierend ausgerufen: „Und so hat auch noch Meißner's Tod die unangreifbare Rechtmäßigkeit meiner Autoransprüche besiegelt,“ klagt nun Robert Byr der Frivolität an, weil bei diesem „alle Familienrücksichten und alle Pietät ihr Ende hatten.“ Wahrlich, dieser neueste deutsche Poet, der sich ja seit dem Herbst vorigen Jahres unzweifelhaft einen Platz in unserer Litteraturgeschichte erkämpft, ist in psychologischer Beziehung keine alltägliche Erscheinung ...

Es ist aber damit nicht genug. Nachdem Herr Hedrich den Selbstmordversuch in dieser Weise für seine Ansprüche ausgenutzt, stellt er gleich darauf in Abrede, daß Meißner daran gestorben; die Todesursache sei ja „eine akute Gehirnhautentzündung“ gewesen. Das bedarf hier nicht mehr der Klarstellung, da Byr's authentischer Bericht über Meißner's letzte Tage den Lesern bekannt ist.

Ebenso wenig ist hier auf die Glaubwürdigkeit von Hedrich's Versicherung einzugehen, er habe Meißner nicht verfolgt, ihm nicht gedroht, ihm niemals gesagt: „Ihre Bücher müssen meine Bücher werden — Ihr Geld mein Geld,“ er habe überhaupt niemals etwas anderes von ihm verlangt, als eben Nennung seines Autornamens. Dies alles hat ja Hedrich schon früher behauptet, mit gleicher Sicherheit wie jetzt, und die sorgsamste Prüfung aller Umstände hat uns ermöglicht, festzustellen, was davon zu halten ist. Nur der beiden „Beweise“, welche Hedrich als angeblich neu beibringt, muß hier der Vollständigkeit wegen gedacht sein.

Wie bekannt, enthält Meißner's „Geschichte meines Lebens“ keine Silbe über Hedrich. Daß er dadurch weder klug, noch richtig gehandelt, wie sehr dies Verschweigen aller Beziehungen zu dem intimsten Gefährten seines Lebens gegen ihn spricht, daß Hedrich hierüber in Zorn geriet, dies alles wissen wir gleichfalls schon. Hedrich setzt es uns noch einmal vor, nur um die überaus wichtige Thatsache mitzuteilen, daß es damals seine Frau war, welche über Meißner's Bitte seinen Zorn begütigt. Habeat sibi, so war es denn seine Frau. Weil aber diese, so fährt er fort, schon einmal interveniert, so habe sich Meißner auch nun in seinen letzten Lebenstagen an sie gewendet. Auch dies war bereits bekannt, ist auch von mir (Bd. VII, S. 294) erwähnt worden. Der Wortlaut dieses Briefes war von Hedrich gleichfalls schon mitgeteilt, er wiederholt ihn neuerdings als ein für seine Sache unschätzbares Dokument. Der Brief lautet:

„Bregenz, 9. Mai 1885. Verehrte Frau! Es ist zwischen Ihrem Gatten und mir ein widriger Conflikt da, wie er zwei Leuten am Abende Ihres Lebens nicht wohl ansteht. Solcher Streit führt immer weiter. Er zehrt an unser Beider Gesundheit. Treten Sie ein, vermitteln Sie. Auch England und Rußland haben den Frieden als das Bessere erkannt und sich einander genähert. Verehrungsvoll Ihr Meißner.“

Was soll dieser Hilferuf des gefolterten Mannes beweisen? Nach Hedrich's Versicherung dreierlei. Erstens: „daß ich (Hedrich) schon den Lebenden und nicht erst den Toten zur Rechenschaft gezogen habe.“ Das hat wahrlich Niemand bezweifelt; man weiß, daß Hedrich Meißner von 1858 bis 1885 fast ununterbrochen „zur Rechenschaft gezogen“ — und wie! Zweitens: „daß unserer abermaligen Aussöhnung nichts entgegenstand, als mein Wille, keine Geldentschädigungsansprüche, die das Vermögen von Meißner's Kindern verschlingen würden.“ Das soll aus jenem Briefe hervorgehen! Nun wissen wir aber, durch Meißner's und Hedrich's übereinstimmende Mitteilungen, daß Meißner Hedrich zuletzt am 6. Mai 1885 im Lindauer Hotel „Helvetia“ „einen neuen Vorschlag gemacht“. Meißner deutet an, er habe ihm

damals so viel Geld angeboten, als dies irgend mit der Sorge für seine Kinder verträglich gewesen, Hedrich **verschweigt** völlig, worin jener Vorschlag bestanden! . . . Drittens sollen die Worte: „Der Streit zehrt an unser Beider Gesundheit“ besagen: „Das heißt, ich und Hedrich leiden gleichmäßig darunter, kurz, Meißner stellt sich mit mir auf eine und dieselbe Stufe.“ Meißner soll also Hedrich's Frau dadurch zur Intervention entflammen, daß er dieser sagt, nur er, Meißner, leide unter dem Streite! Nebenbei bemerkt, pflegt eine derartige Verhandlung thatsächlich für beide Teile recht unangenehm zu sein.

Zweitens aber versichert Hedrich, es sei bei jenen Verhandlungen gar nicht so unbehaglich zugegangen, selbst jene letzte Unterredung vom 6. Mai „war nicht ganz und gar ernst“:

„Wir hatten Zeit genug, auf alle möglichen Dinge das Gespräch zu lenken, ja, es fehlte nicht an Späßen . . . Ich sah Meißner zum **letzten** Mal auf der Treppe, als ich ihm hinunterleuchtete. Auf einer der letzten Stufen stolperte er, daß er beinahe gefallen wäre und ich rief **lachend**: ‚Ein alter Römer würde sagen, **das ist ein böses Omen!**‘ Meißner erwiderte nichts und eilte auf die Eisenbahn, um den Zug zu erreichen.“

Ich habe seit Edgar Poe's „Nachtstücken“ nichts gelesen, wobei mich ein stärkeres Grauen erfaßt hätte, als bei dieser Stelle . . . Ihre Wahrheit vermag Niemand zu kontrollieren — daß sie für Hedrich's Behauptungen nichts beweist, braucht keiner Ausführung.

Fast gleich stark werden auf den feinfühligen Leser die folgenden Blätter wirken, in welchen Herr Hedrich eingehend erzählt, wie er die Todesnachricht empfangen. Alle Welt kondolierte ihm, der Hotelier, der Geldwechsler, die Zollaufseher, die Kondukteure des Zuges: „Man kann es kaum fassen! Wie muß es erst Ihnen gehen, solche alten Freunde!“ Hedrich antwortete darauf „mit nichtssagendem Gemurmel und Achselzucken“, wollte zuerst nach Bregenz gehen, reiste jedoch statt dessen nach Rorschach und von da nach England zurück. Und nun fasse man den Sachverhalt nochmals ins Auge, erwäge, unter welchen Umständen Alfred Meißner am 21. Mai 1885 seinen Selbstmordversuch gemacht, unter welchen Umständen er am 29. Mai in Byr's Armen verschieden, und lese darauf in Hedrich's neuester Broschüre folgenden Vorwurf gegen Byr: „Warum kam Byr nicht an dem verhängnisvollen 21. Mai oder kurz darauf zu mir oder warum rief er mich nicht zu einer Unterredung nach Bregenz, als Meißner noch lebte und seiner Sinne mächtig war? Warum wurde mir der Tod, nicht aber die Erkrankung angezeigt?“ Ich gestehe, ich finde kein Wort, was ich da beizufügen wüßte.

Zu seiner Entschuldigung beruft sich Hedrich ferner darauf, daß nach Meißner's Tode alle seine Bestrebungen dahin gerichtet gewesen, einen friedlichen Ausgleich zu stande zu bringen. Das ist richtig: Er war, wie die Leser wissen, bereit, mit dem Vormund der Meißner'schen Kinder dasselbe Abkommen zu treffen, welches er Meißner proponiert, vielleicht sogar zu gelinderen Bedingungen. Wenn er aber bemerkt: „Geldansprüche habe ich nicht erhoben: der Geist und Wortlaut meiner drei Briefe lassen nicht den Schein einer solchen Annahme aufkommen,“ wenn er Byr mit dem Vorwurf belädt, seinen friedlichen Vorschlägen ein starres Nein entgegengesetzt zu haben, so muß man sagen, daß kein Unbefangener jene Briefe anders verstehen wird, als sie Byr verstand, der schrieb, was und wieviel Hedrich denn eigentlich fordere, und daß Byr Niemand Unrecht geben wird, wenn er, als er auf diese klare Frage nur die unklare Andeutung erhielt: „Sie werden auch fühlen, daß das Geheimnis Meißner teurer als das Leben war,“ die Verhandlungen abbrach. Erwägt man, daß Meißner das Opfer seines Lebens gebracht, um das Vermögen seiner Kinder intakt zu erhalten, so wird man zugeben müssen, daß Byr als Vormund derselben unmöglich anders hat handeln können.

Zum weiteren Beweise seiner Uneigennützigkeit beruft sich Hedrich darauf, daß sein Anwalt ihm geschrieben: „Wenn Sie in Ihrem Schreiben an mich auch bemerken, daß Ihr Rechtsfall rein litterarischer Natur ist, so weiß ich doch nicht, ob ich annehmen kann, daß Ihre Absicht bloß darauf gerichtet ist, daß Ihre Autorschaft durch ein richterliches Urteil festgestellt werde, oder ob Sie hieraus auch vermögensrechtliche Ansprüche ableiten wollen,“ und daß er darauf geantwortet: „Ich will nichts als den Namen.“ Hierauf aber ist zweierlei zu bemerken. Jener Satz des Anwalts steht, wie Hedrich selbst sagt, „in einem lichtvollen, überzeugenden Rechtsgutachten, welches zur Folge hatte, daß ich **alle** Gedanken an einen Prozeß **fahren** ließ.“ Es knüpft sich also an den mitgeteilten Satz wahrscheinlich der Nachweis von der Aussichtslosigkeit solcher Ansprüche. Zweitens aber ist es ja klar, daß Hedrich, wenn er wirklich zum Prozesse entschlossen war, allen Grund hatte, nun, nach Meißner's Tode, allen vermögensrechtlichen Ansprüchen weit aus dem Wege zu gehen. Ich erinnere an das Bd. VII, S. 296 und 297, Gesagte. Angenommen, daß das Gericht seinen Anspruch auf die Hälfte aller Honorare Meißner's als rechtsgiltig anerkannt hätte, so hätte er von den Erben 142 Mk. 75 Pfg. einfordern können, welcher Bagatelle der Gegenanspruch der Erben auf jene 8000 Mk. entgegenstand, welche Hedrich von Meißner als Vorschuß auf die „Schätze von Sennwald“ erhalten. Bei solcher Sachlage auf die Erörterung der vermögensrechtlichen Fragen zu verzichten, ist wahrlich kein Beweis von Uneigennützigkeit.

Byr hat mit einer Zurückhaltung, die nicht Viele an seiner Stelle geübt hätten, nur durch einige wenige Briefstellen aus dem Beginn der fünfziger Jahre den Beweis erbracht, daß es Alfred Meißner's Verdienst ist, wenn Hedrich nicht verhungerte. Hedrich sagt den Dank für diese Zurückhaltung durch die Worte: „Die Vorliebe, in rein nebensächlichen Privatangelegenheiten zu wühlen, hat auch diese Briefe ans Tageslicht gefördert. Denn,“ meint er, „da damals unser litterarisches Verhältnis noch nicht bestanden hat, gehört es (nämlich die ihm von Meißner erwiesenen Wohlthaten) gar nicht zur Sache, es hat mit der Autorschaftsfrage gar nichts zu thun.“ Das schreibt derselbe Herr Hedrich, welcher in seiner ersten Broschüre versichert, er sei der eigentliche Verfasser des „Prätendent von York“, und habe auch an den Tragödien „Reginald Armstrong“ und „Das Weib des Urias“ einen sehr großen Anteil! Alle diese Werke fallen in jene Zeit, von der er nun selbst sagt, daß das litterarische Verhältnis damals noch nicht bestanden. Im übrigen stehe in diesen Briefen nicht etwa eine Anerkennung jener Wohlthaten, sondern „gerade das Gegenteil!“ „Ich dankte bei jeder Gelegenheit auf eine überschwengliche Weise und

meist in einer hyperbolischen Redeform, da ja doch alle erwiesenen Gefälligkeiten bei Meißner's höchst beschränkten Mitteln nur klein gewesen sein können." Das soll also das Gegenteil sein, und wir sollen von der Thatsache, daß Meißner Hedrich Jahre lang ernährte, deshalb geringer denken, weil Meißner damals selbst nicht viel hatte! Gleich darauf versichert er aber, jene Dankworte seien „ironisch" gemeint gewesen. Ich meine, das zu widerlegen wäre überflüssige Arbeit ...

Ebenso widerstrebt es mir, die Invektiven zu wiederholen, mit denen er den Toten überhäuft. Sachlich geht er auf Meißner's hinterlassene Aufzeichnungen nur in drei Punkten ein. Meißner hat bekanntlich von Hedrich gesagt, daß er „nur Dichter sein wollte" und „kein einziges Buch im Zimmer hatte, wie er auch später mit Ausnahme einiger römischer Klassiker nie eines besessen." Hedrich giebt dies durch den Satz wieder: „Meißner wagt es, mich als einen ungeschulten, unbelesenen Ignoranten hinzustellen." „Die unzähligen Leute, die mich kennen," fährt er fort, „werden dazu nur den Kopf geschüttelt und gelacht haben." Da irrt Herr Hedrich sehr. Die Leute, die ihn kennen, Prager und Wiener Schriftsteller, die über sein Buch geschrieben, haben, gleichviel wie sie sonst darüber geurteilt, Meißner's Angaben durchweg als wahr bestätigt, und zu dem gleichen Ergebnis, ihm die nötige Bildung abzusprechen, sind auch jene gelangt, die ihn nicht kennen, aber seine Werke gelesen. Wenn also Herr Hedrich schreibt: „Keine der Wissenschaften, die den besonderen Stolz unserer Zeit bilden, ist mir fremd," so ist darauf nur zu erwidern, daß weder seine Schriften, noch dieser geschmackvolle Satz selbst sonderlich dafür sprechen, und wenn er hinzufügt: „Sowohl in der neueren Geschichte, als im klassischen Altertum bin ich wie zu Hause," so bekundet auch dieser Satz an sich noch keine historischen Kenntnisse, wohl aber geringe Sattelfestigkeit im deutschen Stil. Als Gegenbeweis dafür, daß Meißner die ihm eingesendeten Arbeiten in eine künstlerische Form umgegossen, beruft sich Hedrich auf die in seinem Besitze befindlichen Bruchstücke der Urmanuskripte. „Es zeigt sich, daß keine Zeile verändert und alles von Meißner's nachhelfender Künstlerhand verschont geblieben ist." Dazu wäre zu bemerken, daß Niemand diese Urmanuskripte gesehen, und daß Derjenige, der sie einsieht, sich auch vergewissern müßte, ob es Urmanuskripte sind. Ich meinerseits halte auf Grund meiner sorglichen Vergleichungen des Meißner'schen und Hedrich'schen Stils Meißner's Versicherung im wesentlichen für richtig: er hat Hedrich's „gehackten, spröden, nicht selten undeutschen und inkorrekten Stil" allerdings nicht überall mit gleicher Sorgfalt geglättet, aber es sollte mich sehr wundern, wenn thatsächlich, und zwar auch nur bezüglich einer einzigen Seite, der Beweis erbracht werden könnte, daß er gar nicht an dieselbe gerührt. Drittens endlich entrüstet sich Herr Hedrich nicht wenig über Meißner's Satz: „Es galt, viel und rasch zu produzieren," und versichert, daß Meißner es gewesen, der ihn, den sorglich schaffenden Künstler Hedrich, vergeblich zu überstürzter Arbeit zu verführen gesucht. Demgegenüber hat bereits Byr in seiner Broschüre (S. 38) den Beweis erbracht, daß es recht häufig auch Hedrich war, welcher drängte, und wer unbefangen das ganze Verhältnis überblickt, wird sich sagen müssen, daß Niemand weniger berechtigt ist, gegen Meißner den Vorwurf unkünstlerischer Buchmacherei zu erheben, als eben sein Genosse. Wenn übrigens Hedrich meint, daß bisher diesen gemeinsam verfaßten Romanen der Vorwurf hastiger und unkünstlerischer Faktur „nicht von den bittersten Gegnern gemacht worden," so bleibt nur die Annahme übrig, daß er sehr wenige Rezensionen über diese Werke gelesen.

Den Schluß von Hedrich's Broschüre bildet der Kampf gegen seine beiden Schwäger, die Herren W. Horn Henderson in Linlithgow und Alexander Wright in Musselburgh. Die beiden Herren hatten bekanntlich begründete Zweifel daran, daß Hedrich's Mitteilung an ihre gemeinsame Schwiegermutter, Frau Barron, er habe gegen Meißner's Erben jene 10 000 Pfund eingeklagt, um welche ihn Meißner angeblich hintergangen, und dieselben bereits ersiegt, ganz wahrheitsgetreu sei, und waren auch einigermaßen an der Sache beteiligt, da sich Herr Hedrich inzwischen von der alten Dame daraufhin „eine große Summe Geld verschafft". Sie erkundigten sich daher sowohl bei Leipziger Verlagsbuchhändlern, als auch bei dem Vertreter von Meißner's Erben, und warfen Herrn Hedrich, als sie die Wahrheit erfuhren, vor, daß er die alte Dame getäuscht. Es ist Herrn Hedrich nicht zu widersprechen, wenn er meint, daß ihm diese „Familienepisode" einen „ungeheuren moralischen Schaden" zugefügt habe. Jedenfalls lag es aber nun in seiner Hand, diesen Schaden zu mildern, indem er den Beweis erbrachte, daß er die Geschichte von den ersiegten und demnächst eintreffenden 10 000 Pfd. Sterl. gar nicht vorgebracht, daß die alte Dame keineswegs „entirely deceived" gewesen und daraufhin keine großen Summen geopfert. Von alledem steht aber in der Broschüre kein Sterbenswörtchen. Herr Hedrich begnügt sich, einige ungeheuer grobe Briefe mitzuteilen, die er zum Dank für jene Nachfrage an seine Schwäger gerichtet. Da Herr Hedrich also über den Hauptpunkt völliges Schweigen bewahrt, hingegen in den mitgeteilten Briefen seine Schwäger noch immer von dem Prozeß unterhält, den er anstrengen wird, obwohl er an anderer Stelle seiner Broschüre gesteht, daß er nicht mehr daran denkt, so ist auch dieser Teil der Angelegenheit vollständig klar. Jenen, die sich für Herrn Hedrich freundlich interessieren, wird übrigens die Notiz tröstlich sein, daß zu dem „ungeheuren moralischen Schaden" kein pekuniärer getreten, denn der vorletzte Satz in seiner Broschüre bringt die für ihn erfreuliche Kunde:

> „Meine Schwiegermutter, Frau Barron, ist über ihre Schwiegersöhne Herren Henderson und Reverend Wright, die eine von Alters her angesehene Familie einem solchen Skandal ausgesetzt haben, höchst entrüstet und hat ihre Entrüstung höchst entschieden kund gethan."

Alles in Allem, Herrn Hedrichs Broschüre schadet nur ihm selbst, soweit sie ihm schaden kann, sie verschärft nur noch das Urteil über seine Handlungsweise und deren Beweggründe. Sachlich ist sie für die Streitfrage nicht von der allergeringsten Bedeutung, sie erhöht nicht den Anspruch, den die unbefangene Prüfung dem höchst unsympathischen Manne an Meißner's Werken hat einräumen müssen, aber sie verringert ihn auch nicht. Allerdings wird es einer streng sachlichen Denkweise und eines besonders lebhaften Gerechtigkeitsgefühls bedürfen, um auch angesichts der Tonart dieser Replik an dem früher gefundenen Resultat festzuhalten, und es wäre dies viel-

leicht der öffentlichen Meinung kaum zuzumuten, wenn nicht gleichzeitig ein Kämpe für Alfred Meißner auf der Wahlstatt erschienen wäre, welcher der Sache Hedrich's durch seine Tonart beiläufig denselben Dienst erweist, wie Hedrich selbst der Sache Meißner's.

Dieser Kämpe heißt P. W. Heinrich und auch sein Buch ist dem Publikum zunächst durch eine vielverheißende Recension bekannt geworden. Es hieß darin, daß der Autor Meißner und Hedrich persönlich kennen gelernt, und auf Grund neuer Materialien ein unabhängiges Votum abgebe. Kein Wunder, daß ich — und mit mir sicherlich viele Andere — mit Interesse und einem günstigen Vorurteil nach dem stattlichen Bande gegriffen.

Dieses Vorurteil ist zunächst durch den Titel noch nicht erschüttert worden, obwohl er weder allzu kurz noch allzu geschmackvoll ist*). Im Gegenteil, da auf diesem Titel ausdrücklich die Titel der beiden Kampfbroschüren von dem Briefwechsel zwischen Meißner und Hedrich getrennt erscheinen, so kann man denselben kaum anders verstehen, als daß der Verfasser in der Lage ist, uns neue Stücke dieses Briefwechsels vorzulegen. Dieser schöne Glaube geriet zunächst schon beim Lesen des Vorworts ins Schwanken, weil dasselbe nicht ausdrücklich von neuen Quellen spricht, andrerseits aber verstärkte dies Vorwort doch wieder die Hoffnung auf ein wichtiges Quellenwerk. Schon hier stellt Heinrich fest, Hedrich verlange „für nur geringe Mitarbeiterschaft an einigen der Meißner'schen Werke den unbegrenzten Autorruhm sämtlicher, unter Meißner's Namen erschienenen Romane." Dieses Resultat weicht aber nicht bloß von jenem Byr's ab, sondern sogar von dem Meißner's selbst. Der unglückliche Mann hat auch in seiner letzten Verteidigungsschrift Hedrich in und zwischen den Zeilen etwas mehr zugestanden. Es ist ganz unmöglich, sagt sich der denkende Leser, daß Herr Heinrich eine so überraschende, von allen bisherigen Feststellungen abweichende Behauptung ohne genügende Beweise gewagt haben sollte, und die 286 enggedruckten Seiten des stattlichen Bandes scheinen auch wahrlich Raum genug für neue Beweisstücke zu bieten. Daß auch in diesem Vorwort schon einige Sprachwidrigkeiten, wie z. B. „unbegrenzter" statt „gesammter" Autorruhm, ja sogar grammatikalische Schnitzer unterlaufen, ändert natürlich nichts an dieser Erwartung. Man kann schreiben wie ein Quartaner und doch Neues bieten.

Diese Hoffnung, daß ich es gleich von vorherein sage, trügt völlig: das Buch enthält nicht eine einzige neue Briefzeile, nicht eine einzige bisher unbekannte Thatsache. Es ist, um es klar und deutlich zu bezeichnen, lediglich eine recht unverblümte Spekulation auf die lebhafte Teilnahme, welche dieser litterarische Streitfall in weiteren Kreisen erweckte und steht schon deshalb unter der Kritik, weil es in einer Weise kompiliert erscheint, wie dies auch bei ähnlichen Schriften selten in Deutschland der Fall zu sein pflegt. Nicht um des Buches, sondern um des Prinzips willen gebe ich einige ziffernmäßige Angaben, die ich freilich nicht selbst festzustellen die Muße hatte, die aber absolut verläßlich sind. Von den 286 Seiten sind 52 von Herrn P. W. Heinrich selbst geschrieben, 234 mit der Schere ausgeschnitten, und zwar 86 Seiten aus der Broschüre von Hedrich, 95 Seiten aus jener von Byr, 53 Seiten aus Meißner's „Geschichte meines Lebens", einem Artikel von Karl Frenzel u. s. w. Von den 52 Seiten aber, die Herr Heinrich selbst beigesteuert, sind höchstens 10 Seiten selbständige Arbeit, das übrige ist lediglich Paraphrase aus den genannten Schriften, namentlich aus Meißner's Selbstbiographie, zum Teil unter sehr genauer Anlehnung an das Original! Füge ich noch bei, daß aus Hedrich's Broschüre etwa die Hälfte, aus Byr's Broschüre etwa drei Vierteile entnommen sind, so wird man zugeben, daß derlei wohl schwerlich schon dagewesen ist.

Unter der Kritik steht das Buch auch im Stil. An Belegstellen wäre kein Mangel, aber das gehört im vorliegenden Fall weiter kaum zur Sache. Unter der Kritik steht aber das Buch auch deshalb, weil es, um Meißner zu entlasten, sogar solche Thatsachen, die er selbst, geschweige denn gar Byr und vollends jeder unbefangene Prüfer zugegeben, einfach negiert und ins Gegenteil verkehrt. Wie wird Herr Heinrich z. B. mit der Thatsache fertig, daß Hedrich und Meißner sehr viel beisammen gewesen? Er klammert sich an Hedrich's Behauptung eines „beinahe ununterbrochenen Zusammenlebens" und stellt ihr als stärkstes Argument entgegen, daß Meißner in seiner Selbstbiographie Hedrich's nicht erwähnt. Das „wundert" Herrn Heinrich, im übrigen aber kann er nur zugeben, „daß", um eine Stilblüte zu zitieren, „ab und zu Meißner sowohl als auch Hedrich zusammen an einem und demselben Orte, oft auch im gleichen Hotel gelebt." Wie weiß sich Herr Heinrich darüber hinwegzuhelfen, daß Meißner's Briefe fortwährend der sehr beträchtlichen Summen gedenken, die er Hedrich übersendet? Er schreibt wörtlich: „Was nun die Behauptung Hedrich's betrifft, daß die angedeuteten Gelder Honorare seien, ist ebensolcher krasser Unsinn, als alles Übrige. Aus allen Briefen, Beobachtungen und dergleichen geht zur Genüge hervor, daß Meißner nur helfend seinem Freunde Hedrich pekuniär unter die Arme gegriffen. Leider hat Meißner nur Undank hierfür geerntet." Daß Meißner in seinen Briefen förmliche Abrechnungen giebt, daß Byr sogar nicht widerspricht, daß das Abkommen auf die Hälfte der Honorare gelautet, und sich in seiner Verteidigung gegen Hedrich darauf beruft, dies alles kümmert natürlich Herrn Heinrich nicht. Wer es so genau mit der Richtigkeit seiner Angaben nimmt, dem kommt es auch nicht darauf an, glattweg auszusprechen, daß „sich auch fast alle litterarischen Vereine und Institute gegen Franz Hedrich ausgesprochen haben," obwohl meines Wissens auch nicht ein einziger litterarischer Verein in dieser Sache irgendwie sein Votum abgegeben hätte. Daß er von diesem Standpunkt als einzigen Gegenstand, „der schwerwiegend gegen Alfred Meißner fällt", die „unverzeihliche Unvorsichtigkeit" gelten läßt, „wonach er sich durch Hedrich verleiten ließ, die „Schätze von Sennwald" Redak-

*) „Für" und „Wider" Alfred Meißner. Klarstellung des litterarischen Verhältnisses zwischen Alfred Meißner und Franz Hedrich auf Grund des Briefwechsels zwischen den Beiden vom Jahre 1854 bis zu dem im Jahre 1885 erfolgten Tode Meißner's, und unter Zugrundelegung der Broschüren: „Alfred Meißner — Franz Hedrich" von Frz. Hedrich, Berlin, Otto Janke's Verlag und „die Antwort Alfred Meißner's" von Robert Byr, München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung von P. W. Heinrich. Berlin 1890. Sauernheimer's Verlagsbuchhandlung.

tionen und Verlegern zum Druck unter seinem eigenen Namen anzubieten", mag noch hingehen; hingegen sei aus der Entschuldigung, welche Heinrich für Meißner findet, falls ihm Hedrich wirklich helfend beigestanden, die folgende Stelle zitiert:

„Und gehen wir endlich über zu dem Punkte, ob es für einen Schriftsteller unstatthaft sei, sich durch Mitarbeiter an seinen Werken unterstützen zu lassen, so gestehe ich, daß dies allerdings in Deutschland nicht Sitte sei, daß jedoch Alexander Dumas der Ältere stets den größten Teil seiner Werke durch Mitarbeiter nach seinen Plänen fertigen ließ. Ist der Name Dumas darum weniger gefeiert? Niemals! Ja, man nennt sogar als die Mitarbeiter von Alexander Dumas einen Fiorentino und Auguste Maquet. Es wäre auch garnicht möglich gewesen, daß Dumas allen seinen Verpflichtungen hätte allein nachkommen können."

Ich denke das spricht für sich selbst. Was aber die eigenen Beobachtungen des Herrn Heinrich betrifft, so beschränken sie sich auf die folgende Stelle:

„Mit großartigen geistigen Gaben, mit einer lebhaften bilderreichen Phantasie und fließendem Erzählungstalent ausgestattet, habe ich Meißner kennen gelernt, habe ihn in Bregenz in seinem Hause (welches sich den Namen Dichterwinkel erworben hat) unter Manuskripten und Entwürfen vergraben gefunden. Ich achtete ihn stets als edlen und erhabenen Geist, dessen Andenken sich nie aus meinem Innern wird erlöschen lassen. Ganz anders verhält es sich mit Franz Hedrich. Während meines Aufenthaltes in der Schweiz kam ich oft nach Lindau, wo ich auch Gelegenheit fand, den von Meißner „so hoch gepriesenen Mitarbeiter" seiner litterarischen Geistesprodukte zu sehen. Inmitten einer Gesellschaft von Herren sah ich Herrn Hedrich mit dem stets unstät blickenden Auge und erst nach Befragen und als unfreiwilliger Zeuge der gepflogenen Gespräche erfuhr ich, daß es der Verfasser von „Valbina" sei."

Ich schließe. Sachlich steht die Angelegenheit genau so, wie sie vor dem Erscheinen der beiden Bücher gestanden, und es ist kaum anzunehmen, daß die Zukunft darin irgend welche nennenswerte Änderung herbeiführen wird.

Litterarische Notizen.

— „Die Kalenberger. Zur Geschichte der Hofnarren", betitelt Friedrich E. Ebeling, der Verfasser der „Geschichte des Grotesk-Komischen" eine Übertragung der beiden Schwank-Dichtungen, welche unter dem Titel „Geschichte des Pfarrers von Kalenberg" aus dem 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts erhalten sind, dieses „Mittelglied zwischen dem Pfaffen Amis, Neidhart und dem Eulenspiegel", wie Goedeke die derben Schwankbücher litterarhistorisch bestimmt hat. Der Verfasser verfolgt zunächst die Absicht, die beiden Dichtungen in neuer Gestalt wieder zu dem zu machen, was sie durch nahezu zwei Jahrhunderte gewesen, einer vielbeachteten humoristischen Lektüre der Gebildeten; daneben will er auch einen Beitrag zur Geschichte der Hofnarren geben. Den letzteren Zweck verfolgt er durch eine Einleitung, welche nach der bekannten Art des Verfassers ziemlich Vielerlei in buntem, nicht immer geschmackvollem Wechsel bringt. Der Gewohnheit, mit seinen Vorgängern, den Germanisten, die ähnliche Ausgaben geliefert, und den Dichtern, welche vor ihm eine Erneuerung der alten Schwänke versucht, unglimpflich umzuspringen, bleibt Herr Ebeling auch diesmal treu. Höchst ungerecht erscheint uns namentlich, was er über Anastasius Grün's Nachdichtung des Stoffes sagt, da der österreichische Poet eben ein selbständiges Gedicht schaffen und keineswegs eine getreue Nachdichtung geben wollte. Wertvoll sind hingegen, wie bei Ebeling immer, die bibliographischen Nachweisungen. Die Nachdichtung thut in der Beibehaltung des Altertümlichen und Veralteten entschieden des Guten zu viel, einzelne Seiten werden trotz der vielen Erläuterungen des Verfassers dem Leser ohne germanistische Vorbildung bezüglich des Verständnisses Schwierigkeiten bereiten, was gewiß nicht in der Absicht Ebeling's liegt. Über die Schwänke selbst wäre nichts Neues zu sagen; es ist derbe, gesunde Komik, deren bester Wert allerdings in ihrer kulturhistorischen Bedeutung liegt. Die Ausstattung, welche die Verlagshandlung Hans Lüstenöder in Berlin dem Buche gegeben, verdient besonderes Lob, sie hält zwischen dem Bestreben, eine Nachbildung des alten Drucks zu bieten und den Anforderungen an ein modern ausgestattetes Buch geschmackvoll die Mitte, auch die Faksimile-Reproduktion der alten Holzschnitte verdient alles Lob.

— Ein warmes Geleitwort verdient die neue Ausgabe von G. A. Bürger's sämtlichen Gedichten, welche Eduard Griesebach soeben im Verlage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin in zwei Bänden hat erscheinen lassen, denn sie ist nicht bloß äußerlich auf das Geschmackvollste ausgestattet, sondern auch so sorglich redigiert und von so absoluter Vollständigkeit und Verläßlichkeit, wie bisher keine andre Bürger-Edition. Der erste Band, welcher sich als „Hundert Jahrs Jubelausgabe" bezeichnet, enthält einen getreuen Abdruck der von Bürger selbst 1789 bei Johann Christian Dieterich in Göttingen in zwei Teilen herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte, und zwar „mit diplomatischer Treue; namentlich ist auch die Bürger'sche Orthographie, auf die er ganz besonderen Wert legte, auf das Strengste eingehalten." Den Schluß des Bandes bildet ein Varianten-Verzeichnis, welches nicht bloß dem Litterarhistoriker von Beruf, sondern jedem denkenden Leser, den ein Einblick in die Werkstätte eines Dichters interessieren kann, willkommen sein wird. Der zweite Band enthält die nachgelassenen Gedichte, das erste Buch bringt jene 21 Gedichte, welche Bürger zwar vor der Ausgabe von 1789 veröffentlicht, aber in diese nicht aufgenommen hat, ein zweites Buch 57 vom Erscheinen jener Ausgabe bis zu Bürger's Tode (1789—1794) veröffentlichte Gedichte; mehrere derselben haben in allen bisherigen Ausgaben, auch in der Sauer'schen, gefehlt. Ein drittes Buch endlich bringt 60 Gedichte aus Bürger's handschriftlichem Nachlaß: viele waren bisher nur in Zeitschriften erschienen und haben in den bisherigen Ausgaben gefehlt; eines (Wechselgesang, S. 137) war bisher ungedruckt. Daß Griesebach nur solche Anmerkungen unter dem Text bringt, die vom Dichter selbst herrühren, und alle sonstigen Erläuterungen und bibliographischen Nachweisungen in den Anhang verweist, ist besonders dankenswert. Der Leser bekommt so zunächst nur zu lesen, was ihm der Dichter selbst zubestimmt hat, und hat doch Gelegenheit, näheres zu erfahren, sofern es ihn danach gelüstet. Weite Kreise mögen immerhin auch ferner nach den billigen Ausgaben greifen, der Bibliophile, sowie der Litterar-Historiker werden von nun ab die Griesebach'sche Ausgabe jeder andern vorziehen, und zwar nicht bloß für die nächsten Jahre, denn das Verdienst, die sorglichste und vollständigste zu sein, wird ihr voraussichtlich von keiner folgenden mehr entrissen werden können. Es ist eine im vollen Sinne des Wortes abschließende Arbeit.

— „Die Poesie aller Völker in Form ganz kurzer Übersichten", tabellarisch gereiht, hat Dr. Adolf Brodbeck kürzlich im Verlag von Adolf Lang in Eßlingen erscheinen lassen. Für den Leserkreis, an welchen sich diese Zeitschrift wendet, ist das Werkchen nicht bestimmt, denn es soll nach des Verfassers eigener Ansicht nur „das Minimum dessen bieten, was jeder Höhergebildete von der allgemeinen Weltlitteratur heutzutage wissen muß." Wohl aber erscheint es uns unter andern Gesichtspunkten erwähnenswert. Brodbeck hat als Docent

an einer Kunstschule, sowie an einer technischen Hochschule reichlich Gelegenheit gehabt, zu erkunden, welche humanistische Vorbildung seinen jungen Hörern in den Mittelschulen zu teil geworden ist: aus dem Munde dieses erfahrenen Mannes klingt es uns also doppelt bedeutungsvoll, wenn er feststellt, daß das Wissen von unserer Litteratur, welches der „allgemein Gebildete" mit ins Leben nimmt, geschweige denn jenes, welches er zur Hochschule mitbringt, von diesem Minimum noch weit entfernt ist! Und das will etwas sagen, wenn man erwägt, daß selbst Brodbeck von dem allgemein Gebildeten unserer Tage zunächst nur fordert, daß er als Vertreter des deutschen Romans und der deutschen Novelle fünf Namen kennt: Goethe, Scheffel, Freytag, Ebers und Heyse! Neben dem Zweck, das Allerwichtigste dem Gedächtnis einzuprägen, verfolgt das Schriftchen den weiteren, zur Lektüre anzuregen, denn, meint Brodbeck nicht mit Unrecht, dies sei doch die Hauptsache, das Lesen dickleibiger Litteraturgeschichten mache es noch nicht. Angesichts der jammervollen Dürftigkeit der litterarischen Bildung weitester Kreise wäre es überflüssig, mit Brodbeck darüber streiten zu wollen, ob er nicht viel zu wenig verlangt; schlimm genug, daß ein Mann von so reicher Lehrerfahrung zunächst nicht mehr verlangen zu können glaubt. . .

— Ein pietätvoller Jünger Richard von Volkmanns, Prof. Dr. Fedor Krause in Halle, hat kürzlich im Verlage von August Hirschwald in Berlin einen warm geschriebenen Nekrolog des im November verstorbenen vielbetrauerten Gelehrten und Dichters erscheinen lassen, auf welchen wir an dieser Stelle, da sein Hauptinhalt die Würdigung der Verdienste Volkmanns um die medicinische Wissenschaft ist, freilich nur kurz hinweisen können. Aber auch des Poeten gedenkt Krause mit Wärme und Verständnis, und seine authentische Darstellung bestätigt unter anderm auch die bereits einmal in dieser Zeitschrift des näheren beleuchtete merkwürdige Thatsache, wie ein Mann, der seit den Liedern in der Jünglingszeit nichts mehr geschaffen, nun in seinem vierzigsten Jahre, von Arbeiten des Berufs erdrückt, jählings wieder den Dichter in sich erwachen fühlte, und als Erstlingswerk kein geringeres schuf, als die „Träumereien an französischen Kaminen". Die Bibliographie, welche Krause im Anhange giebt, gewährt das Bild einer geradezu erstaunlichen Thätigkeit, und nun war es kein freier Mann, der diese kleine Bibliothek geschrieben, sondern wohl der meist beschäftigte Chirurg und akademische Lehrer unserer Tage. „Sein Leben ist köstlich gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen", sagt Krause, köstlich aber auch, weil diese Mühe und Arbeit für Andere zum Segen war, fügen wir hinzu. Möge dem Dichter und Gelehrten der Dank, den er sich von uns Allen verdient, dadurch werden, daß die Beiträge für das Denkmal, welches ihm in Halle aufgerichtet werden soll, recht reichlich fließen.

— Max Hesse's Verlag in Leipzig hat unsere Zeitschrift unter jene gezählt, die ihrem Programm nach den von ihm herausgegebenen „Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte" eingehend zu kritisieren vermögen. Das ist nun allerdings nicht der Fall, da uns aber das Büchlein nun einmal vorliegt und wir in demselben geblättert, so mag konstatiert sein, daß die Verfasserin, Constanze von Franken, ihrer Aufgabe in recht geschmackvoller Weise nachgekommen ist und daß das Kapitel: „Wie lese ich Bücher?" eine sehr löbliche Bereicherung ihrer Arbeit ist. Mit wünschenswertester Deutlichkeit sagt z. B. Frau von Franken: „Schäme Dich als feine Dame den abgerissenen, unsaubern Band einer Leihbibliothek in die Hand zu nehmen!" und auch die Mahnung: „Einen Schriftsteller ehrst Du, indem Du seine Bücher kaufst, nicht indem Du sie von ihm zu leihen suchst", ist lange nicht so überflüssig, als es scheinen möchte. Auch über die Autographen-Manie wäre an dieser Stelle ein kräftig Wörtlein zu sagen gewesen; dies Abzwingen von gleichgiltigen Sprüchen samt Unterschrift ist für das Opfer lästig und kann doch auch dem Empfänger, sofern er vernünftig ist, nur eine sehr bescheidene Freude machen; was das Autograph wertvoll macht, ist doch nur sein Inhalt. Vielleicht finden sich unter den Leserinnen des Büchleins einige, welche auch diese Ratschläge der Verfasserin beherzigen; nur jener Spruch, mit dem sie das Kapitel eröffnet, ist nutzlose Verschwendung von Tinte und Druckerschwärze gewesen: „Lies einen Dichter, statt über ihn zu lesen!" Du lieber Himmel, wie sollte man da wohl in Gesellschaft durchkommen, wo man über alle Dichter sprechen muß!

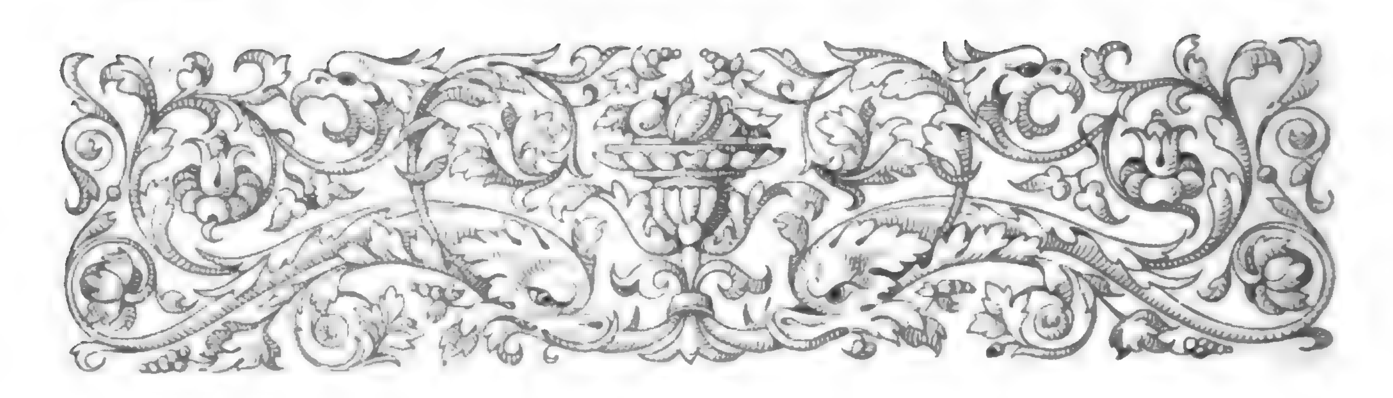
— Diese Zeitschrift hat in den Jahren ihres Bestehens nicht viele Aufsätze gebracht, welche in ihrem Leserkreise gleich lebhafte Beachtung gefunden, wie der kleine Essay: „Zum Jubiläum eines Unbekannten", welcher in Heft 10 des VII. Bandes vom 15. Februar d. J. abgedruckt war. Dies darf getrost gesagt werden, denn das Interesse galt ausschließlich den thatsächlichen Mitteilungen über Lebensgang und Wesen des merkwürdigen Poeten, der bis dahin der Welt unbekannt geblieben, und seinen Gedichten, die als Proben eingeflochten waren. Von allen Seiten kamen Anfragen, ob die Zeitschrift nicht noch Anderes von Josef Mauthner bieten wolle und ein hervorragender Dichter fragte nach seiner näheren Adresse, weil er diesem echten und wirklichen Poeten die Freude an seinem Schaffen ausdrücken und ihn zu weiteren Veröffentlichungen ermutigen wollte. Ob er dazu gekommen, wissen wir nicht; wenn ja, so hat er in die immer dichteren Schatten, welche dies Leben umhüllten, noch ein wenig Licht gebracht und einem Verzweifelten die letzte Freude bereitet. Am 24. April hat sich Josef Mauthner in seiner Wohnung in der Kärntnerstraße zu Wien durch einen Revolverschuß getötet. Es traf alle, die ihn gekannt und geliebt, gleich plötzlich und unvorbereitet, und darum doppelt schmerzlich. Wohl hatte er, der im Leben mehr als einmal Millionen besessen und verloren, in letzter Zeit schwere Geldverluste erlitten, aber er trug sie so leicht, wie all' die anderen Wandlungen seines bewegten Lebens, mit der Zuversicht des Sanguinikers und dem Gleichmut des Mannes, dem nach seiner ganzen Weltanschauung Gelderwerb und Geldbesitz niemals Selbstzweck gewesen. In der That ist, wie uns aus Wien im Gegensatze zu den Meldungen dortiger Blätter geschrieben wird, nicht darin der Grund zu seiner That zu finden, sondern in körperlichen Leiden, die ihn in letzter Zeit immer heftiger heimsuchten. Dem Manne, der von scheinbar unerschöpflicher Kraftfülle gewesen und der durchs Leben gebraust wie ein Sturmwind, scheint der Gedanke an ein langsames Hinsiechen unerträglich gewesen zu sein. Nur engherzige Thoren dürfen es wagen, ihrem Nächsten die letzte Rechnung nachzuzählen und eine solche That, aus solchem Grunde geübt, blindlings zu verdammen, wir wollen weder dies thun, noch wollen wir sie verherrlichen, indem wir hinzufügen, daß nicht Wenige mit gleicher Entschlossenheit aus der Welt gegangen sein mögen, wie er. Er that alles, was in seiner Kraft stand, sein Haus zu bestellen, schrieb ein ergreifendes Gedicht, in welchem er das Facit seines Lebens zu ziehen, seine Hinterbliebenen zu trösten suchte, schloß sein Tagebuch mit der Schilderung seiner letzten Stunden, schrieb „Ende" darunter und jagte sich eine Kugel in die Schläfe. Käme dies Tagebuch je in die Hände eines Romanschriftstellers, er fände hier den Stoff für eine Dichtung, die ebenso psychologisch interessant, als ein getreues Spiegelbild unserer Zeit wäre, denn Josef Mauthner war als Dichter wahrlich keine alltägliche Erscheinung, aber noch ungleich bedeutsamer und merkwürdiger war er als Mensch. Den Menschen haben wir, die ihn geliebt, verloren, und vielleicht vermöchte ihn Niemand so hinzustellen, wie er wirklich war — mindestens könnte dies gewiß nicht versucht werden, ohne den Vorwurf der Übertreibung oder der Schönfärberei zu erwecken und scheinbar zu verdienen —, der Dichter sollte nicht sang- und klanglos vergehen. Hoffentlich kommt es nun zu einer Sammlung seiner ausgewählten Gedichte, von der er selbst freilich nie hat hören wollen. Erscheint das Bändchen, so wird es nicht spurlos verwehen, dafür bürgt uns sein Inhalt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VIII. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juli 1890.





Gedichte
von
Felix Dahn.

Die Wahrhaftige.
Ballade.

I.

Als Gesandter Barbarossa's
Kam zu Saladin dem Großen
Einst der tapfre Tempelritter
Sigiswalt von Hohenstolz.

Unbefleckt, gleichwie der weiße
Mantel seiner Schuppen-Brünne,
Deckte Namen ihm und Seele
Unbefleckter Ehre Glanz.

Und da Treuepflicht des Ritters,
Treuepflicht des Templereides,
Des Gesandten Treuepflicht ihn
Dreifach band mit stärkstem Band,

Schenkte Saladin ihm volles,
Beispielloses Zutrau'n, daß er
In den Wochen der Verhandlung,
Die der Gast bei ihm verbracht,

Seines Frauenhauses Perle,
Seine wunderschöne Tochter,
Fatme mit den klaren Augen,
Oft zum Mahl mit ihm beschied.

Denn er traute sehr dem Deutschen,
Und er traute mehr der Tochter,
Der noch nie, so lang sie lebte,
Auf die Lippe Lüge trat.

„Ja, sie kann mir gar nicht lügen,
Fatme mit den klaren Augen!"
Sprach der stolze Vater zärtlich
Und er strich ihr golden Haar.

II.

Aber stärker als des Ritters
Und des Templers und Gesandten
Dreifach starke Pflicht der Treue, —
Stärker war der Liebe Macht,

Welche Sigiswalt und Fatme
Zu einander zwang mit Blicken,
Dann mit Worten, dann mit Küssen
Und mit Sehnen bis zum Tod.

Klug geplant ist die Entführung:
Um die Mitternacht am Garten-
Pförtlein wird sein Schwarzroß harren
Und ein Kahn im nahen Strom.

Alles günstig! Keine Merker!
Keine Möglichkeit der Hemmnis. —
Nach dem Nachtmahl, wie allnächtig,
Naht dem Vater sich das Kind:

Seinen Schlummersegen heischend
Kniet sie vor ihm auf den Teppich.
Aber während sonst ihr Auge
Nach des Vaters Auge sucht, —

Nieder beugt sie heut' das Köpfchen
Und des dichten Schleiers Falten
Zieht sie vor die klaren Augen
Und der zarte Busen wogt. —

An dem Kinn — mit einem Finger —
Das Gesicht ihr hebt der Vater
Aufwärts: „Sage, liebe Tochter,
Warum senkst die Wimpern Du?“

Gluten schießen ihr ins Antlitz
Und das Pochen ihres Herzens
Hebt empor ihr seid'nes Brusttuch:
„Tochter, sag' die Wahrheit mir!

Was erschüttert so die Brust Dir?
Sollt' es wahr sein, was sie zischeln?
Sigiswalt? — Ich frage Fatme,
— Fatme, die noch niemals log: —

Liebst Du diesen Tempelritter?
Sprich die Wahrheit, Du Wahrhaft'ge!“
Seufzend schlug da, schmerzlich stöhnend,
Schlug sie da die Augen auf:

„Lügen kann ich nicht, ich lieb' ihn!“
„Und er liebt Dich?“ „Und er liebt mich.“
„Und Ihr sagtet's Euch?“ „Wir sagten's.“
„Und er küßte Dich?“ „Er that's.“

„Und Ihr wolltet fliehn? Lüg' nicht!“
„Und wir wollten fliehen.“ „Heut' noch?“
„Heute noch.“ „Um Mitternacht?“ „Ja!“
„Aus der Gartenpforte?“ „Ja.“

„An der Pforte harrt sein Schwarzroß?“
„An der Pforte harrt sein Schwarzroß.“
„Und im Jordan harrt sein Nachen?“
„Und im Jordan harrt sein Kahn.“

„Dreimal schlägt er in die Hände?“
„Dreimal schlägt er in die Hände: —
Und nun hab' ich ihn vernichtet,
Weh', weil ich nicht lügen kann.“

III.

Um die Mitternacht am Garten-
Pförtlein harrt des Deutschen Schwarzroß:
Dreimal schlägt er in die Hände,
Wie's genau beredet war.

Und es thut sich auf die Pforte
Und er breitet aus die Arme,
Seine Fatme zu umfangen — —
Und er taumelt jäh zurück.

Denn ein Troß von zwanzig Kriegern
Bricht hervor und zwingt dem Starken
Fesseln auf. „O Fatme!“ seufzt er,
„Wer verriet uns?“ — „Fatme selbst!

Fatme selbst hat Dich verraten,“
Rief der Sultan, „denn sie lügt nicht.“
„Fatme selbst hat mich verraten!“
Stöhnt er — „Fatme! Fatme selbst!“

Und sie reißen ihm den weißen
Templermantel von den Schultern
Und sie brechen ihm das tapfre,
Heißgeliebte Ritterschwert.

Und ins Antlitz schlägt der Fürst ihm:
„Dies für des Gesandten Treubruch!
Dreifach brachest Du die Ehre — —
Dreifach ehrlos bist Du nun.“

IV.

Und am frühen Morgen führen
In den Hof sie den Gefang'nen,
An dem Frauenhaus vorüber,
Ragendem Schaffotte zu.

Da durchs goldne Ladengitter
Ruft es laut hernieder: „Teurer!
O, vergieb mir! Denn nicht leben,
Auch nicht sterben kann ich sonst.

Für Dich sterben — doch nicht lügen!
Sigiswalt, kannst Du's begreifen?“
In die klaren Augen sah er
Und er sprach: „Die Schande brennt!

„Aber Dank Dir, daß die Schande
Du auf mich allein gehäuft hast,
Daß mein Mantel nur befleckt ward,
Deine reine Lippe nicht.

Alles, was Du mir verschuldet,
Alles, was ich hab' erduldet,
Alles, alles sei vergeben —
Heil Dir, mein wahrhaftig Lieb!“

Und sie schlugen ihm das Haupt ab,
Daß sein rotes Blut emporsprang.
Fatme sah's und schrie: „Mein Werk! — Doch
— Wehe mir! — ich thät's nochmal!“

Hochzeitsgedicht.

Es singt die deutsche Sage
Seit altersgrauer Zeit
Von todeskühnem Helden,
Von todestreuer Maid.

Vom Mann, der seinen Willen
Durchkämpfte bis zum Tod;
Nicht brach die Not sein Eisen, —
Sein Eisen brach die Not! —

Vom Mädchen, das die Liebe
Tief in dem Herzen barg,
Ihr Kleinod und ihr Weihtum
Vom Jawort bis zum Sarg.

In solchem Liebespaare
Treu, heldenstark und mild,
Sah unsres Volkes Seele
Das eigne Spiegelbild. —

Heil uns! — Noch ward solch' Bildnis
Bei uns nicht sagenhaft:
Noch lebt in unserm Volke
Die Reinheit und die Kraft.

Schaut hin auf unser Brautpaar:
Wie prangt des Mannes Kraft!
Wie blitzt sein blaues Auge
So stolz, so siegfriedhaft.

Und lieblich wie sie blicket, —
In dieser Jungfrau ruht
Nicht nur der Liebe Zartheit,
Glüht auch der Liebe Mut,

Darum Heil, uns wie ihnen:
Denn Deutschlands Wohl und Wehe, —
Sie birgt in heil'gem Schoße
Die Zucht der deutschen Ehe!

Schaut her, ihr schlimmen Nachbarn,
Ihr Hasser links und rechts:
So blüht die stolze Zukunft
Germanischen Geschlechts.

Ihr aber hebt die Becher
Und jubelt froh und laut:
„Hoch, diese deutsche Ehe!
Hoch Bräutigam und Braut!“

Blumenloos.

Von Hermann Lingg.

Kaum aufgeblüht, ist auch
Die Rose schon zerfallen,
Ein Duft nur war, ein Hauch
Ihr kurzes Erdenwallen.

Wie manches holde Glück
Ist auch so bald entschwunden
Und das nur bleibt zurück,
Was wir in ihm empfunden.

Der Rose letztem Blatt
War solch' ein Loos gegeben,
Ein freundlich Lächeln hat
Geschmückt ihr kurzes Leben.

Der Edle von Klebansky.

Klebrig tragische Ritterballade.

Von

Friedrich Theodor Vischer.

(Ungedruckter Nachlaß.)

War ein Edler von Klebansky,
Seßhaft an der Weichsel Strand,
Für das Ritterfräulein Minka
Ritterlich in Lieb' entbrannt.

Liebte sie noch erst von Ferne,
Doch man schrieb sich Brieflein,
Und in seiner Sehnsucht wagt er
Eine Bitte kühn und fein.

Fleht sie an um eine Locke
Von des Haarschmucks braunem Wald,
Und die holde Jungfrau liest es
Und erhört ihn alsobald.

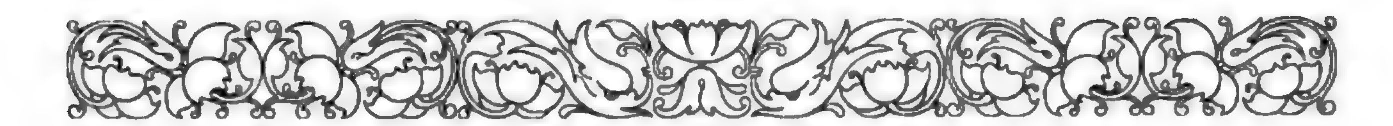
O, wie fühlbar, Gott Cupido,
Ist doch Deine Herrschermacht,
Da der Edle von Klebansky
Handelte so unbedacht.

Minka, die sich ihrer Locke
Hat so minnevoll beraubt,
Wünscht sich item eine Locke
Von dem teuren Ritterhaupt.

Ist er nun nicht hochbeglücket?
Nein! Er schüttelt trüb den Kopf,
Denn der Edle von Klebansky
Hatte einen Weichselzopf.

* * *

Hieraus schöpfe man die Lehre:
Sei in Wünschen nicht zu frech!
Pech ist klebrig. Gerne hängt sich
Neues Pech an alles Pech.



Melusine.

Novelle von Wilhelm Berger.

I.

Es war in einer Vorstellung des „Tannhäuser". Elisabeth hatte die Sängerhalle, die so lange verödet gestanden, mit neu aufkeimenden süßen Hoffnungen begrüßt; jetzt zogen die Gäste des Landgrafen ein, die Ritter und Edeldamen, in den besten Stücken der Garderobekammer prunkend.

Kurt von Hagen verzog spöttisch die Lippen. Er wandte sich zu seinem Nachbar: „Ist es nun wahr, daß Kleider Leute machen? — Was sagen Sie zu dieser Herde Schafe in bunten Röcken?"

„Als Einzelne sollen sie nicht beachtet werden," versetzte der Andere. „Wenn erst alle ihren Platz eingenommen haben, wirkt das Gesamtbild doch."

Plötzlich führte Kurt sein Glas an die Augen. „Sehen Sie die schlanke junge Person in weinrotem Sammetkleide, die soeben eingetreten ist und nun die Stufen herabschreitet? — Beim ewigen Zeus: das Mädchen ist schön! — Etwas verlegen bewegt sie sich, das ist freilich wahr; doch ist die natürliche Anmut ihrer Haltung unverkennbar. Es muß eine Neue sein, Radegast."

Dieser erwiderte, nachdem er einen Augenblick hingeschaut: „Es scheint so. Dieser Kopf würde mir jedenfalls schon aufgefallen sein. Solch' einer sitzt selten auf germanischen Schultern. Vielleicht eine Italienerin."

„Sie werden recht haben," sagte Kurt, noch immer durch das Glas schauend. „Nun hat sie sich gesetzt. Schade: sie verschwindet fast hinter den hohen Rücklehnen jener Galastühle, die das Mittelalter zum Fluche für die Gegenwart erfunden hat. — Halt! da ist ihr Gesicht wieder, jetzt im Profil. Sie staunt, sie lächelt — mit halbgeöffneten Lippen . . . Entzückend! — Wie ein Kind, das in einer scheinbar fremden Welt plötzlich wohlbekannte Züge entdeckt. Wahrscheinlich hat irgend ein Hanswurst von Statist eine komische Grimmasse geschnitten; nun fühlt sie sich wie zu Hause, — versetzt in eins der Vorstadtgäßchen, worin sie alle hausen, diese verirrten Kinder des sonnigen Südens . . . Sie wird noch keine siebenzehn Jahre zählen. Wahrscheinlich ist der Vater Modell und die Tochter wird es auch sein oder werden. — Wär' ich doch Maler! Dieses Gesicht, diese Figur müßten mir auf die Leinwand — für mich!"

Radegast legte dem Enthusiasten die Hand auf den Arm; die Handlung hatte wieder begonnen. Kurt schwieg, aber er ließ nicht ab, jenes Mädchen zu betrachten. Und nach dem Fallen des Vorhangs litt es ihn nicht mehr im Zuschauerraum; er entwich in das Freie, zündete eine Zigarre an und verfügte sich in die Nähe der kleinen Seitenthüre, aus welcher die junge Statistin kommen mußte.

Was ihn dorthin trieb, was er dort wollte — er wußte es selbst nicht. Am allerfernsten lag ihm der Gedanke, ein galantes Abenteuer zu suchen. Dergleichen war nicht seine Art. Aber er war ein Mensch, der sich gewöhnt hatte, plötzlichen Eingebungen, seltsamen Launen zu folgen, — ein Mensch, der ohne Rücksichtnahme auf die Thaten und Meinungen Anderer seinen Weg ging.

Von seinen wenigen Bekannten wurde Kurt von Hagen für einen Sonderling gehalten. Sie wußten wenig mehr von ihm, als daß er, ein wohlhabender Junggeselle, ohne Beruf lebe, und seine Wohnung, außer Mittags und Abends, fast niemals verlasse. Nur Radegast, der ihm näher getreten war, wußte, daß er sich zu Hause mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, — Arbeiten, die Niemand zu Gesicht bekam.

Kurt war von jeher in sich gekehrt gewesen, ein stiller Knabe, ein schweigsamer Jüngling. Frühe schon versuchte er, den Eindrücken, die er empfing, dichterischen Ausdruck zu geben. Vor der Welt indessen verbarg er seine Verse; er fühlte die Unvollkommenheit seiner Versuche und fürchtete sich, Dilettant gescholten zu werden. Erst wenn er sich selbst genug gethan, wollte er vor seine Zeitgenossen treten.

Inzwischen hatte er sich für einen praktischen Beruf entscheiden müssen. Er wählte die Rechtswissenschaft, als diejenige Fakultät, gegen welche

er nicht geradezu Widerwillen empfand. Neben der Gabe leichter Orientierung in fremden Gedankenkreisen, mit einem vortrefflichen Gedächtnisse ausgerüstet, fiel es ihm nicht schwer, das erste Examen zu bestehen, obgleich er mannigfaltige Nebenstudien getrieben hatte, die sämtlich mit seiner niemals unterbrochenen dichterischen Produktion in Zusammenhang standen. Dann, während seines Referendariats, starb sein Vater, ihn als einzigen Erben hinterlassend. Nach kurzem Bedenken nahm Kurt sich die Freiheit, die er sich immer gewünscht hatte, — die Freiheit, ausschließlich seiner inneren Neigung zu leben.

Fünf Jahre lang hatte er jetzt still für sich gearbeitet, der Meisterschaft zustrebend, wie er sie sich dachte. Alles in allem waren es genußreiche Jahre gewesen. Allerdings blieb auch ihm nicht erspart, nach dem Hochgefühle des Schaffens durch Perioden der Ernüchterung mutlos hinschleichen zu müssen, durch lange, schreckliche Wochen des Zweifels an seiner Begabung, an der Ausgiebigkeit seiner Phantasie; doch trieb ihn immer wieder verhältnismäßig rasch die unermüdete Kraft seiner Jugend zu neuen Versuchen.

Zuweilen wandelte dem Einsamen doch das Bedürfnis der Zerstreuung an. Er besuchte die Theater und gute Konzerte; auch hatte er in dem Restaurant, worin er regelmäßig verkehrte, einige Bekannte gewonnen, mit denen er zuweilen leichthin über die Ereignisse des Tages schwatzte. Verkehr in Familien suchte er nicht, und da er keinerlei Beziehungen in der Residenz hatte, wurde ihm ein solcher auch nicht entgegengetragen. Unter diesen Umständen kam er mit dem schöneren Geschlecht kaum in Berührung und malte deshalb seine Frauengestalten in den lichtesten Farben, ohne von dem Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit gestört zu werden. —

Nicht sehr lange hatte Kurt vor der Seitenthüre des Theaters auf das Mädchen zu warten, zu dem es ihn hinzog. Freilich erkannte er sie nicht auf den ersten Blick wieder, als sie in das schwache Licht der kleinen Straße hinaustrat. Sie war nicht länger die Edeldame im lang herabwallenden Staatsgewande. In ihren gewöhnlichen Kleidern erschien sie kleiner, gedrungener. Erst als Kurt, im Zweifel näher tretend, mit naiver Zudringlichkeit unter den breiten Rand ihres grauen Filzhutes blickte, erkannte er sie wieder. Aber die schmeichelnde Beleuchtung fehlte. Sie war es und schien doch eine andere. Kurt war enttäuscht; er sagte sich, der Dichter in ihm habe ihn verführt, in Töpferware, günstig zur Schau gestellt, kunstvolle Fayence zu sehen.

Inzwischen war das Mädchen vorübergegangen, ohne ihm Beachtung zu schenken. Da regte sich, während er ihr nachsah, lebhaft der Wunsch in ihm, zu erfahren, wes Geistes Kind sie sei. Mit wenigen langen Schritten hatte er sie erreicht Höflich den Hut abziehend, brachte er stotternd die einzige italienische Phrase hervor, deren er sich im Augenblick zu entsinnen vermochte: „Parlate italiano?“

Die Schöne, ohne ihre Schritte zu hemmen, sah ihn von der Seite an. Sie entdeckte an dem Fremden, der sie mit unverständlichen Worten ansprach, nichts, was ihr mißfiel. Seine Haltung war ehrerbietig; sein Äußeres schien ihr dasjenige eines Mannes in mittleren Jahren aus dem bessern Mittelstande.

Als das Ergebnis ihrer Prüfung ein so zufriedenstellendes war, sagte sie, langsamer gehend: „Was wünschen Sie?“

Verwundert erwiderte Kurt: „Sie sind also keine Italienerin, mein Fräulein? — Das ist sehr merkwürdig. Ich hätte darauf geschworen, als ich Sie in der Oper sah.“

„Dann wären Sie der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Mein Vater stammte aus Ravenna, meine Mutter indessen war eine Deutsche.“

„Also elternlos sind Sie? — Das ist traurig.“

„O, ich habe einen Pflegevater. Als meine Mutter starb — ich war noch ganz klein — hat mich ein Nachbar zu sich genommen. Ich habe es immer gut bei ihm gehabt. Er ist ein kleiner drolliger Mann und ein bißchen sonderbar; aber für mich hat er alles übrig.“

„Und der hat Sie auf die Bühne geschickt — als Figurantin?“ rief Kurt hitzig. „Konnten Sie denn nichts — nichts besseres werden?“

„Doch nicht gleich,“ belehrte ihn das Mädchen. „Alle Kunst müsse einen kleinen Anfang haben, sagt mein Pflegevater. Auch der General habe zuerst lernen müssen, die Füße im Winkel zu setzen und den Kopf gerade zu tragen.“

Während sie dies mit komischer Ernsthaftigkeit vorbrachte, blitzte ihr ein Gedanke auf.

„Sie sind wohl ein Theateragent, mein Herr?“ fragte sie neugierig.

„Ein Theateragent — ich? — Wie kommen Sie darauf?“

„Ich meinte nur. Sie haben mich im Theater gesehen und mir dann aufgelauert... Sie könn-

ten mir doch die Hand bieten wollen, damit ich rasch aufrückte. Wissen Sie: ich möchte Schauspielerin werden."

„Und dazu soll ich Ihnen helfen — als Theateragent?"

„Freilich. Wissen Sie denn nicht, daß es das Geschäft dieser Leute ist, Anfängerinnen zu entdecken, die etwas zu leisten versprechen?"

„Um die Ärmsten eine Reihe von Jahren zu ihren Sklavinnen zu machen, nicht wahr? — durch Auslagen, durch Unterricht, durch Vorschüsse! — Nein, in der That, das wußte ich nicht. — Schauspielerin! Also das ist der Traum der Zukunft, der Sie heimlich beseligt: eine Ernte von Lorbeerkränzen! Und wahrscheinlich auch das Gehalt einer Berühmtheit! — Und eben erst haben Sie den Fuß zaghaft auf die Bühne gesetzt! Wahrhaftig, diese Bretter sind ein verzauberter Boden. Wer ihn betritt, verfällt dem Dämon des Ehrgeizes. Klein oder groß, dumm oder klug — sie alle langen nach den Sternen!"

Das Mädchen blickte den aufgeregten Redner groß an.

„Es wird langsam gehen mit mir," gab sie kleinlaut zu. „Gar zu viel bleibt mir noch zu lernen. Man muß doch verstehen können, was man zu sprechen hat. Ich habe nur eine Volksschule besucht; mit meiner Bildung sind Dichterworte nicht zu ergründen. Mein Pflegevater freilich sagt, wenn ich nur im Theater Augen und Ohren gehörig offen hielte, dann käme allmählig die Aufklärung ganz von selbst."

Kurt mußte lächeln. „Durch unbewußte Aneignung erwirbt man sich vieles," versetzte er. „Doch muß gehörige Unterweisung nebenher gehen."

„Woher sollte die mir wohl kommen?" sagte das Mädchen traurig. „Zahlen kann ich nicht dafür, und aus gutem Herzen wird sich kein Lehrmeister um mich bemühen. Es ist ein Unglück, arm zu sein."

Kurt von Hagen hatte einen seiner tollen Einfälle.

„Wenn ich mich Ihrer ein wenig annähme!" schlug er vor. „An Zeit dazu gebricht es mir nicht."

Die Figurantin blieb stehen und betrachtete ihren Begleiter mit plötzlich erwachtem Mißtrauen.

„Sie? — Ja, wer sind Sie denn eigentlich?"

„Ein Mensch, der den größten Teil seiner Zeit im Reiche des schönen Scheins zubringt," entgegnete Kurt mit Humor. „Oder deutlicher gesprochen: weil ich nicht nötig habe, Geld zu verdienen, schreibe ich zu meinem Vergnügen Gedichte, Theaterstücke und dergleichen."

Das Mädchen war beruhigt.

„Das muß ein angenehmer Zeitvertreib sein," meinte sie. „Aber nicht leicht. Sie haben gewiß studiert."

„Zwölf Jahre Schule, vier Jahre Universität macht zusammen 16 Jahre. Stellen Sie sich nur einmal den Berg Bücher vor, durch den ich mich während dieser Zeit habe arbeiten müssen! — Und was ich seitdem noch hinzugelernt habe, das ist auch nicht wenig."

Langsam weiter gehend, überlegte das Mädchen eine Weile.

„Ja, worin wollten Sie mich denn unterrichten?" fragte sie endlich.

„In allem, was Geist und Gemüt bildet und veredelt."

Wieder war sie eine Zeitlang still. Dann begann sie lebhaft: „Sonderbar ist's doch! Heut' Abend im Ankleidezimmer haben mir die Kolleginnen gute Lehren gegeben. Und auch über meine Aussichten haben sie gesprochen. Schließlich ist Eine zu mir gekommen und hat gesagt, unsereine müsse einen Gönner haben, wenn sie es zu etwas bringen wolle. Sehen Sie, das hat mir sofort eingeleuchtet. Und nun gleich, da ich heim geh', find ich einen auf der Straße!"

Kurt mußte über die naive Einfalt seiner neuen Bekannten lächeln. Ein Kind der Großstadt und noch so arglos! War es denn möglich?

„Nun möchte ich auch gerne den Namen meiner Schülerin wissen," sagte er.

„Franziska Tonelli heiß' ich. — Und Sie?"

Kurt gab ihr seine Karte. „Meine Wohnung steht darauf. Ich bin jeden Morgen bis Zwei zu Hause."

„Und ich darf kommen, wann ich will?"

„Wann es Ihnen paßt. Ein Stündchen für Sie kann ich mir immer abmüßigen. Mit meinen Dichtungen hat es nie so große Eile."

„Das kann ich mir denken," bemerkte Franziska treuherzig. Und dann, wie aufjubelnd: „Ach, Herr von Hagen, was müssen Sie für ein guter Mensch sein!"

„Es geht, Fräulein Franziska. Ich bin nicht immer so zufrieden mit mir selbst wie in diesem Augenblicke."

Sie waren allmählig in ein Stadtviertel geraten, worin Kurt unbekannt war. Er blieb stehen und bot seiner Begleiterin die Hand.

„A rivederci!“ sagte er lächelnd, indem er seines Irrtums gedachte. Und als sie ihn fragend ansah, erläuterte er: „Es ist die Sprache Ihres Vaterlandes und heißt: Auf Wiedersehen!“

„Vielleicht morgen schon,“ versicherte sie eifrig, mit leichtem Händedruck Abschied nehmend.

Da ging sie hin auf dem schmalen, höckerigen Bürgersteige, — rasch, elastisch, hoffnungsvoll! — Wie unerhört der Glücksfall war, der ihr zu teil geworden, davon hatte sie keine Ahnung. Sie hielt die Gönner für eine besondere Menschenart, von der Vorsehung mit der Mission auf Erden betraut, ihresgleichen den beschwerlichen Weg zu Ruhm und Ehre zu ebnen und zu glätten. Einer dieser irdischen Engel hatte sie zu seinem Schutzengel erkoren. Und wie ein Kind, fromm vertrauend, griff sie nach der Hand, die ihr der unbekannte Mann bot, nichts sehend, nichts erwägend, als daß ihre stillen Wünsche durch ihn erfüllt werden sollten.

„Verrückter Streich!“ murmelte Kurt vor sich hin, als er sich seinen Weg in die innere Stadt suchte. „Was habe ich mir da aufgeladen! — Franziska Donelli! — Sie wird zu mir kommen in dem berückenden Zauber ihrer Unschuld, mit der rührenden Unbehilflichkeit ihres Denkens, in dem zaghaften Bewußtsein der tausendfachen Lücken ihres Wissens. Und ich — ich soll sie hinüberleiten aus dem glücklichen Dämmer ihres Knospendaseins in den strahlenden Tag erkennenden Geisteslebens — ich! — Welch' ein Unterfangen! — Wie beginnen? wie fortfahren? wo enden? — O ich Thor!“

Ärgerlich über sich selbst betrat Kurt die Speisewirtschaft, worin er seinen Abendimbiß zu nehmen pflegte. Radegast rief ihm entgegen: „Nun? Wirklich aus Rom?“

„Ich kann Ihnen keine Auskunft erteilen,“ versetzte Kurt unwirsch. „Die Lust, eine so gewagte Bekanntschaft zu machen, verging mir, als ich fünf Minuten gewartet hatte. Ich habe einen längeren Spaziergang unternommen.“

II.

Am nächsten Morgen, während Kurt von Hagen versuchte, sich auf sein Schulmeisteramt vorzubereiten, wurde er durch die Anmeldung eines Besuchers gestört, der seinen Namen nicht hatte angeben wollen. Der Herr möge eintreten, bestimmte Kurt verdrießlich. Gleich darauf erschien ein kleiner, etwas verwachsener Mann, mit einem großen Kopfe zwischen hohen Schultern. Seine Gesichtszüge, obgleich grob und eckig, verrieten Intelligenz; die hellgrauen Augen blickten scharf und listig. Die fahle Hautfarbe ließ auf einen Stubenhocker schließen, das spärliche Haar auf einen Fünfziger. Es war leicht zu sehen, daß die schwarze, altfränkisch zugeschnittene Kleidung, die das Männlein trug, nur bei besonderen Veranlassungen aus dem Schranke hervorgeholt wurde; er bewegte sich ängstlich darin, als ob er besorgt sei, sie zu schädigen.

Kurt blieb sitzen, die Feder in der Hand; er hatte den Eindruck, daß dieser Besuch ihm nicht gelten könne. „Sie wünschen?“ fragte er barsch.

Das Männlein räusperte sich leise, während es die Augen in dem reich ausgestatteten Zimmer umherspazieren ließ. Dann sagte es bedächtig, mit einer dünnen, trockenen Stimme: „Ich bin der Schneider Pankratius Mütze, zu dienen.“

Noch war Kurt nicht klüger als zuvor.

„Und welches Anliegen möchten Sie an mich haben?“ erwiderte er unfreundlich.

„Ich wollte mich erkundigen, was der Herr von Hagen mit meiner Franziska vorhat. Weiter nichts.“

Kurt sprang auf. Der Ton, worin der Kleine gesprochen, trieb ihm das Blut in die Wangen. Doch beherrschte er sich.

„Ich verstehe,“ gab er zur Antwort. „Sie sind der Stiefvater meiner Bekannten von gestern Abend her — des Fräulein Donelli“.

„Pflegevater,“ verbesserte der Schneider. „Ganz richtig.“

„Nehmen Sie Platz. Hier, wenn ich bitten darf.“

Kurt hatte das keineswegs angenehme Vorgefühl, daß ein Verhör über die Lauterkeit seiner Absichten mit ihm angestellt werden sollte. Zugleich war ihm klar, daß er sich demselben nicht entziehen konnte; dieser verwachsene Handwerker, der Vaterstelle an Franziska vertrat, hatte unstreitig nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, das Mädchen vor Versuchung zu schützen.

Mütze saß, den Hut auf den Knieen, und betrachtete den vornehmen Gönner Franziska's mit unverhohlener Neugier.

„Es ist ja ein sehr dankenswertes Anerbieten, das Sie der Franzi gemacht haben,“ begann er endlich, als Kurt keine Neigung zeigte, die Unterhaltung zu eröffnen. „Indessen werden Sie uns nicht verdenken, daß wir nicht so ohne weiteres zugreifen. Ich kenne die Welt. Wenn Einer Ihres Standes sich an ein Mädchen vom Theater

herannaht, einerlei unter welchem Vorwande, — entschuldigen Sie, Herr von Hagen — dann ist immer das größte Mißtrauen am Platze."

„Wie können Sie mir das sagen?" brauste Kurt auf.

„Das größte Mißtrauen," wiederholte der kleine Schneider kaltblütig. „Wir kennen Sie nicht. Wie vom Himmel heruntergeschneit sind Sie gestern vor der Franzi erschienen und haben sich ihr gegenüber zu Dienstleistungen erboten, die Ihnen große persönliche Opfer auferlegen würden. Das ist doch so, nicht wahr?"

„Allerdings, wie Sie es ansehen," versetzte Kurt. „Verständlich ist das nur Demjenigen, der gute Regungen des Herzens für möglich hält."

„Das thu' ich, Herr Ich setze nicht überall Schlechtigkeit voraus, — Gott soll mich davor bewahren! — Doch weiß ich, daß Uneigennützigkeit eine seltene Ware ist. Was dafür ausgegeben wird, fordert erst recht zu einer genauen Prüfung auf."

„Es ist viel verlangt, daß ich mich über meine Berechtigung, Gutes zu stiften, erst ausweisen soll," rief Kurt unmutig aus.

„Vielleicht ist bei Ihnen meine Vorsicht übel angebracht," sagte der Schneider einlenkend. „Jedoch: ich hänge sehr an dem Kinde. Ich hab's aufgezogen, ich allein. Ein kleines Würmchen war's, als ich's vom Bette seiner toten Mutter herabholte: nur, weil sonst Niemand im Hause war, der sich seiner annahm. Behalten wollt' ich's nicht; ich dachte nicht daran. Ich war Witwer und lebte allein in Stube und Kammer. Was sollte ich wohl mit so einem hilfsbedürftigen Geschöpf anfangen? — Aber da sah ich, wie hübsch es war und wie artig, ganz verschieden von anderen Kindern. Eben hatte es angefangen zu sprechen. Ein grimmiges Kauderwälsch war's, doch wir Beide verstanden uns. Es war nun nicht mehr so einsam bei meiner Arbeit. Und, um es kurz zu machen: als es weggeholt werden sollte ins Waisenhaus, ging mir's auf einmal auf, daß ich ein Narr wär', wenn ich's ziehen ließ. Ich wollte für den Schwarzkopf sorgen, so lange ich lebte, erklärte ich. Da gab's noch allerlei Hin- und Herreden, weil die Sache noch nicht dagewesen war, daß ein einzelner Mann so ein Waisenkind aufbringen wollte. Schließlich meinten die Herren von der Kommission, mit mir könnten sie es wohl wagen, da ich solch ein seßhafter Mensch sei. So sind wir denn bei einander geblieben, die Franzi und ich, und sie hat nicht anders gewußt, als daß sie mein Kind wär', bis ich's ihr vor kurzem gesagt hab', wie sie eigentlich mit Zunamen heißt und woher sie stammt."

„Sehr schön, Meister Mütze," versetzte Kurt. „Aber: was ich jetzt für Franziska thun will — ist es denn etwas anderes, als Sie damals gethan haben? — Der zweite Abschnitt ihres Lebens hat eben angefangen. Wieder bedarf sie einer Hand, die sie führt. Ich biete ihr die meinige. Was ist denn weiter dabei? — Und ferner: auch ich bin ein einsam lebender Mann. Es wird mich glücklicher machen, wenn in dieser meiner Einsiedelei zuweilen ein helles Wort erklingt."

Das Schneiderlein fuhr sich mit der Hand etwas verlegen durch die dünnen Haare.

„Der Fall liegt doch wohl etwas anders, Herr. Die Franzi ist kein zweijähriges Kind mehr."

„Nein. Ihre Franzi ist inzwischen zu einer stattlichen, hübschen Jungfrau herangewachsen. Das geb' ich bereitwillig zu. Dagegen sehen Sie mich einmal an. Glauben Sie, ich könnte einem jungen Dinge den Kopf verdrehen, — ich, mit diesem Gesicht? — Sie haben durchaus nicht nötig, Meister, mir aus Artigkeit zu widersprechen. — In dieser Beziehung besteht wirklich nicht die geringste Gefahr."

Der Schneider enthielt sich taktvoll einer weiteren Erörterung dieses heiklen Punktes. Dafür aber kam er mit einem andern Bedenken hervor.

„Wenn es nur zu der Franzi Bestem ist!" meinte er. „Sie wird zu gebildet. Ergiebt sich schließlich, daß sie für die Bühne kein ausreichendes Talent hat, dann ist sie für das Leben, wie sie es führen muß, verdorben. Über ihren Stand schaut sie hinaus, und zu einem höheren bleiben ihr die Pforten verschlossen."

Kurt zuckte die Achseln. „Es muß gewagt werden, Meister," erwiderte er. „Keiner, der einen Beruf ergreift, kann mit Sicherheit erkennen, ob er etwas darin leisten wird. Verfehltes Studium führt immer Nachteile mit sich. Diejenige Bildung indessen, die Ihre Pflegetochter von mir empfangen wird, brauchen Sie nicht zu fürchten. Ich hoffe, ihre Natur zu veredeln, ihren Geist zu entwickeln Daraus entspringt keine Unzufriedenheit."

„Und wie lange glauben Sie — im günstigen Falle, mein' ich — die Franzi unterrichten zu müssen, bis sie auftreten kann?" erkundigte Meister Mütze sich vorsorglich.

„Auf diese Frage muß ich leider die Antwort schuldig bleiben," versetzte Kurt lächelnd. „Ich habe noch keiner Theaterschule vorgestanden. Und wenn ich's auch hätte: hauptsächlich kommt es doch auf das Talent der Schülerin an. An mir soll's nicht fehlen. Merke ich aber, daß ihr die Begabung fehlt, dann werde ich dies offen erklären und mich von weiteren Bemühungen dispensieren."

„Nun ja; dagegen ist wohl nichts einzuwenden," gab der Schneider zu. „Dann denke ich, wir wollen es wagen. Wenn's einschlägt, ist's doch eine schöne Karriere für die Franzi; meinen Sie nicht auch?"

„Wenn Sie auf die Einnahmen einer Schauspielerin anspielen — davon weiß ich nichts. Meine Aufgabe ist, Ihre Franzi für die Kunst auszubilden, nicht für den Erwerb. — Und nun noch eins, da wir so weit einig sind. Fernerhin wünsche ich, ausschließlich mit Fräulein Donelli zu thun zu haben. Es ist mir zwar sehr angenehm, Sie kennen gelernt zu haben und ich habe eine aufrichtige Hochachtung vor Ihnen gewonnen; doch wünsche ich, nachdem Sie mir das Mädchen einmal anvertraut haben, die — wie soll ich sagen? — die diskreteste Zurückhaltung Ihrerseits. Verstehen Sie wohl den Grund zu dieser Forderung: der Boden, auf dem ich Fräulein Franziska begegne, muß für sie ganz außerhalb der Sphäre ihres gewöhnlichen Lebens liegen. Nur dann darf ich erwarten, Ersprießliches zu leisten. Draußen das Leben, bei mir die Kunst. Franziska's Privatverhältnisse kümmern mich nicht weiter; ich werde kein Wort mit ihr wechseln, was nicht mit der Aufgabe in Verbindung steht, die ich freiwillig übernommen habe."

„Sehr wohl," sagte der Schneider etwas gekränkt, indem er sich erhob. „Sie haben das Recht, Vorschriften zu machen, und es ist an uns, sie gebührend zu respektieren. — Entschuldigen Sie, daß ich Sie belästigt habe!"

Kurt bot ihm lachend die Hand. „So war es nicht gemeint, mein werter Meister!"

Doch das bucklige Männlein nahm nur die Fingerspitzen.

„Ich empfehle mich gehorsamst, Herr v. Hagen," sagte es in einem Tone, der würdevoll klingen sollte. Und dann verließ es, gravitätisch ausschreitend, das Zimmer.

Als Kurt sich wieder allein befand, schüttelte er nachdenklich den Kopf.

„Kann wohl ein thörichter Streich mit größerer Wichtigkeit in Szene gesetzt werden als dieser?" fragte er sich. „Und am Ende taugt dieses Mädchen aus dem Volke, das ich mir da aufgehalst habe, am allerbesten zum Kartoffelschälen! — Heilige Musen, vergebt mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Wanderstab.

Her von der Straße tönt ein helles Lied,
Als wär's von Einem, der ins Weile zieht ...
O frischer Klang, o lauter Jubelschrei,
Hell wie der Lenz und duftig wie der Mai,
Mit goldnem Zauber füllst du mein Gemach
Und rufst die traumentschlaf'ne Seele wach!

Und der im Winkel liegt, der Wanderstab,
Raunt leisen Wort's: Entreiße mich dem Grab!
Nicht frommt der Staub des Zimmers meinem Holz;
Gieb mich der Straße, die vordem mein Stolz!
An deiner Hand, wie war das Wandern schön
In stillen Thälern und auf steilen Höh'n!

Komm, laß uns ziehn, du gramgefurchter Mann!
Uns blüht das Glück in winddurchrauschtem Tann:
Auf weiter Haide gleißt und blinkt ein Quell,
Der macht die Seele wieder sonnenhell ...
O komm! ... Du zagst, du zögerst, senkst das Haupt?
Ach, hat ein Gott die Jugend dir geraubt?

Bruno Salmer.

In der Bergklamm.

Graue Wolken, Sturmgefeg;
Die bemoosten Tannen stöhnen;
In der Klamm der schmale Steg
Zittert von der Wasser Dröhnen.

Hochgeschwellt vom Wetterguß,
Wälzt die Ache mit Geschmetter
In den Abgrund Schuß auf Schuß
Heu und Schindeln, Fichtenbretter.

Hirtenstege, Stadel riß
Wie zum Spiele fort sie heute,
Doch der Wilden ist gewiß
In der Ferne reichre Beute.

Ungeduldig stürmt sie fort,
Sehnend sich nach Riff und Klippen;
Stolzen Schiffen will sie dort
Brechen ihre Teakholzrippen!

Reinhold Fuchs.

Abschied.

In die düstern Totenbrände
Rosen warf ich ohne Zahl,
Daß der Anfang und das Ende
Eines werden noch einmal.
Ob vom Tag, von Nacht sie stamme,
Unsre Freude sank zur Gruft;
Doch das Weh steigt aus der Flamme,
Selig, wie der Rose Duft.

Du, vom Anbeginn mir eigen,
Ewig du verloren mir,
Leidvoll laß das Haupt mich neigen,
Laß mich sterben ganz in dir.
Dich umfass' ich, dich verlang' ich,
Öffne deine Arme weit.
Dürstend dir am Herzen hang' ich,
Mich zu lösen von der Zeit.

Denn es ist mir nichts geblieben,
Seit ich dir die Seele gab.
Alles Hassen, alles Lieben
Sucht' und fand in dir sein Grab.
Aber, ach der Sonne Funkeln
Tilgt des Herzbluts ganze Macht,
Und ich harre dein am dunkeln
Schattenthor der ew'gen Nacht.

Joseph Winter.

„O fragt nicht lächelnd ...“

O fragt nicht lächelnd, was mir fehle,
Seht ihr mich weltvergessen stehn,
Ihr wißt ja nicht, daß meiner Seele
Ein wunderbares Leid geschehn.

Sonst lieh der Lenz ihr Lerchenschwingen
Und einen Blütenkranz der Mai.
Sie flog mit Wind und Schmetterlingen,
Ihr klang des Vogels Jubelschrei.

Ach, wenn ich nun die Flur durchschreite
Und mich die Lerche grüßen will,
Winkt mir ein Bild aus blauer Weite
Und wie im Traume steh' ich still.

Anna Klie.

„Des Menschen Seele ist ein Meer.“

Des Menschen Seele ist ein Meer —
Friedvoll erglänzt zur guten Stunde
Auf ihm des Himmels Sternenheer,
Und Perlen ruhen auf dem Grunde.

Des Menschen Seele ist ein Meer —
Jach fährt hinein des Himmels Feuer,
Sturm peitscht die Wellen obenher
Und unten scherzen Ungeheuer.

Otto Sutermeister.

Vor einem Palma Vecchio.

Ich stehe still, dem Anblick hingegeben.
Das große Aug' der Venezianerin,
Erleuchtet von der Lust am hellen Leben,
Blickt hold verlangend in die Ferne hin.
Die Lippe üppig voll, das Haar rotblond,
In dem sich mild das weiße Antlitz sonnt.
Und eine Flechte, keck sich schlängelnd, fällt
Hinab zum Busen, der nur leicht verschleiert:
Noch sitzt die Knospe halb versteckt und feiert,
Doch kündet sie von Wonnen eine Welt.

Vergessen ist der Klang von ihrem Namen,
Und auskunftkarg sind Katalog und Rahmen.
Dem Tod ward lange ihre Zeit zum Raube.
Doch ewig glüht aus Blick der selige Glaube,
Der heimlich in dem schönen Auge glomm.
Und vor der namenlosen Schönheit fromm
Anbet' ich ungewelkten Reiz des Weibes
Und preise dich mit voll entzückten Sinnen,
Die Menschenhand erschuf auf diesem Linnen,
Du herrliche Unsterblichkeit des Leibes!

Friedrich Adler.

Zur Dämmerstunde.

Zur Dämmerstunde träumt's sich gut,
Wenn tief des Tages Treiben ruht
Und es wie leises Klagen klingt,
Wenn müd' das Feuer singt.

Noch lugt ein Stückchen Abendschein
Durch düstre Giebel hoch herein,
Ins Stübchen aber ist die Nacht
Schon eingeschlichen sacht.

Das Feuer in der Ecke dort,
Verschlafen singt es seltsam fort,
Und Schatten spielen an der Wand,
Wie aus dem Geisterland.

Bin ich allein im finster'n Raum?
Ich fühle selbst das Dasein kaum.
Als ob es sich besinnen will,
Ruht alles Leben still.

Martin Beck.

Die Schweden in Altorf.

Schauspiel in fünf Akten von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

Fünfter Akt.

Saal im Rathause, wie im dritten Akte. (**Argula** tritt schnell von linksher auf.)

Argula. Noch Niemand da? Ich hofft' ihn schon zu finden,
Und mit ihm Wendelin. Nicht lange fragt' ich,
Warum er diesen Ort zum Wiederseh'n
Gewählt — ? Die Base zögerte zu lange.
So eilt' ich ihr voraus. Kam doch der Ruf
Von ihm! Doch nun? Was hat er vor?

(**Pfalzgraf** tritt aus der Thür rechts.)

Pfalzgraf. Das Fräulein
Von Kroneck — ?

Argula (für sich). Ha! Wenn ich mich täuschen ließ — !
War's eine Falle? Kam der Ruf von Jenem?
Entfliehen? Nein! Ich werde Worte finden.

Pfalzgraf. Was es auch sei, das Euch hierher geführt,
Den Augenblick laß ich mir nicht entgehen!

Argula. Wolf Eisenhut erwart' ich, unsres Hauses
Bewährten Freund und meinen künft'gen Gatten,
Sowie den Bruder.

Pfalzgraf. Den erwartet nicht!
Denn schwerlich bringt der — Freund ihn schon Euch wieder.

Argula. So wird er von ihm wissen.

Pfalzgraf. Und wenn nicht?

Argula. Der Groll, den Ihr ihm hegt, erweckt den Wunsch Euch,
Mit Hohn ihm zu begegnen und ihm ferner
Zu grollen.

Pfalzgraf. Muß ich nicht? Ihr ahnt es längst,
Was er mir angethan. An meinem Herzen
Beging er einen Raub! Ein Glück, das ich
Gesucht —

Argula. Nicht weiter! Ich, Herr Pfalzgraf, habe
Zu grollen, ja, zu hassen! Einen Blick —
Nur einen flücht'gen Blick hab' ich gethan
In eine Welt des Niedrigen und Bösen,
Und Ihr — Ihr wart es, der sie mir enthüllte!
In reiner Achtung bürgerlicher Sitte
Steht unser Haus. Daß Ihr in jener Stunde
Zudringend über unsre Schwelle tratet,
Das war Beleidigung!

Pfalzgraf. Das sollt' es nicht!

Argula. Beleidigung, die niemals ich verzeihe!
Was Ihr seit jenem ersten Schritt gethan,
Wo Euch Enttäuschung und Beschämung ward,
Entsprang nur dem Gefühl der Rache. Nicht
Als edlen Mann, der sich von fremdem Glück
Entsagend wendet, fand Euch jene Stunde.
Gewaltsam hofftet Ihr in unser Glück
Zu greifen, um, wenn Ihr die Herzen
Nicht von einander reißen konntet, doch
Zu trennen Hand von Hand, die eben nur
Zum Lebensbunde sich vereint. Wie Ihr
Unziemlich, würdelos, der Frauen Ehre
Verletztet, so, mit Willkür und Gewalt
Verfuhrt Ihr gegen Den, der unsre Ehre
Und unser Recht vertreten gegen Euch!

Pfalzgraf. Ihr wißt nicht, Fräulein —

Argula. Und ich will nichts wissen!
Auch Worte wünscht' ich nicht zu richten mehr
An Euch, der im Bewußtsein seiner Macht
Sich losgelöst von dem Gefühl des Rechten.

Pfalzgraf. Dem Euer Herz gehört, er wußte doch
Vergeltung auch zu üben, und mit Lust!
Ich bin in seiner Macht.

Argula. O, dankt dem Schicksal,
Das Euch in s e i n e Macht gegeben, und
Euch so bewahrt vor Eurem eignen Handeln!
Denn übtet I h r noch über i h n die Macht,
So ungefährdet ging' er nicht umher
Wie Ihr, und jedes Harte wär' zu fürchten
Denn was Verblendung, Leidenschaft des Hasses,
In Eurer Brust vermag — Ihr habt's gezeigt!

Pfalzgraf. O, Ihr seid bitter!

Argula. I h r habt mehr des Bittren
U n s angethan! Denn alles, was geschehen,
Uns Sorgen schuf, die Tage uns verwirrte,
Ihr brachtet es, vom ersten Schritt, den Ihr
In unsern Kreis gethan. Ihr tragt allein
Die Schuld, die folgenschwere! Wohl, so tragt auch
Das Urteil Derer, die den Mann nicht achten,
Der, selbst nicht achtend, nur der Eigensucht
Geboten folgt. Ich stehe reines Herzens
Vor Euch, Herr Pfalzgraf — Ihr nicht vor mir!
So sprech' ich aus, was meine Lippen sonst
Mit Scheu verschlossen hielten. Und ich weiß,
Er wird mich drum nicht tadeln, Er, der Einz'ge,
Der hier das noch Verworrne lösen kann!
Und lösen wird er's. Das Vertrau'n der Seinen
Ist auf Gewalt nicht, nein, es ist gebaut
Auf seines Denkens Hoheit, reinen Willen,
Es ist gebaut auf seinen Manneswert!

(Schnell ab nach links.)

Pfalzgraf. O, sie hat recht! Und dennoch widerstrebt
Mein Inneres, ihn so beglückt zu wissen.
Und was er that — ich kann's ihm nicht vergeben!

(**Niels** tritt auf.)

Niels. Eu'r Gnaden —

Pfalzgraf. Fort! Was stört Ihr mich schon wieder?
Hat man nicht einen Augenblick — ?

Niels (zurücktretend). Verzeiht — !

Pfalzgraf (einlenkend).
Nun gut! — Wie geht es unserm kranken Landsmann?
Niels. Um Vieles besser, sagt der Arzt — wie wohl
Erschöpfung ihm die Lippen noch verschließt.
Doch dieser Brief hat in den Kleidern des
Studenten sich gefunden, die im Dorf er
Zurückgelassen.
Pfalzgraf (die Aufschrift betrachtend).
An den Stadthauptmann
Von Nürnberg? Ginge freilich mich nichts an,
Allein in diesem Falle — laß doch sehn!
(Öffnet den Brief und liest.)
Nun wahrlich, etwas Tolleres hab' ich nie
Gelesen! Aufgefordert wird der Kommandant,
Mit einem Korps uns aus der Stadt zu jagen!
Und welche Sprache! Wem in Altorf ist
Dergleichen zuzutrauen? (Wirft den Brief auf den Tisch.)
Bis auf weiteres!
Was habt Ihr sonst?
Niels. Wolf Eisenhut ersucht
Eu'r Gnaden um Audienz — er macht es dringend.
Pfalzgraf (verstimmt). Was will er?
Niels. Einen Mann vom Dorfe wünscht er,
Vor Euch zu bringen, der Genaueres weiß
Von dem Studenten Kroneck.
Pfalzgraf. So? Vom Dorfe?
Nun denn — Doch warten soll er hier im Vorsaal.
Ihr meldet ihn. (Ab durch die Thür rechts.)
(Niels ab im Hintergrunde rechts. **Judith, Argula, Semler** treten auf von links.)
Judith. So komm doch nur! Ich kann es nicht erwarten,
Ins Auge wieder ihm zu sehn!
Argula. Warum
Muß es an dieser Stelle sein? Der Ort
Ist mir verhaßt!
Judith. Ei, Ort ist Ort! Du warst
So ungeduldig erst, entliefst mir gar,
Nur zeitig hier zu sein, und nun —? Hierher
Hat unser Hauptmann uns gerufen, und
Mir ist es gleich, wo ich von ihm erfahre,
Ob er den Wendel fand?
Semler. Ich sag' es Euch,
Es wird nicht gut — nicht gut! Der General
Hat seinen Zorn und Ingrimm auf den Wendel
Geworfen! Und wenn Eisenhut verrät,
Wo er jetzt steckt, so ist's um ihn geschehn.
Vielleicht sogar um uns! Ich hab's gesagt,
Der Junge wird uns alle noch verderben!
(**Niels** tritt auf und geht durch die Thür rechts zum Pfalzgrafen. Es folgen **Wolf** und **Wendelin.** Dieser bleibt im Hintergrunde, den Hut tief in das Gesicht gezogen.)
Argula (Wolf entgegen).
Du kommst mit heit'rem Antlitz, kannst von ihm
Nicht schlimme Nachricht haben!
Wolf. O, die beste,
So hoff' ich!
Judith (leise). Ist er sicher aufgehoben?
Wolf. Still — still noch!
(**Pfalzgraf** und **Niels** treten auf.)
Pfalzgraf. Einen Boten bringt Ihr mir
Mit Kunde von — nun wohl, ich will ihn hören!

Wolf (zu Wendelin). Tritt näher!
(Wendelin wirft Hut, Tuch und Quersack ab, tritt vor und verneigt sich lächelnd nach allen Seiten.)
Argula und **Judith** (erschreckend). Wendelin —!
Pfalzgraf (für sich). Noch einmal, höhnend
Mir überlegen!
Wolf. Zwar in Ketten nicht,
Wie Ihr's gewünscht, doch bring' ich ihn, und löse so
Mein Wort. Doch daß ich's kann, nur ihm verdank' ich's,
Denn Opfermut und gut Gewissen führten
Ihn selbst zurück.
Pfalzgraf. Wozu die Mummerei?
Wolf. Das sagt er selbst Euch, wenn Ihr ihn befragt.
Pfalzgraf. Werd' ich die Wahrheit hören?
Wendelin. Warum zweifelt
Ihr dran? Nichts zu verschweigen hab' ich, was
Verstieße gegen Ehr' und Pflicht.
(**Holm** tritt auf, hält sich noch zurück, verfolgt aber Wendelin's Bericht mit Aufmerksamkeit.)
Pfalzgraf. So sprecht!
Wendelin. Vor dreien Tagen lief ich durch die Nacht,
Um in der Frühe Nürnberg zu erreichen.
Da hört' ich aus der Ferne Rosseshuf,
Ein Reiter kam in sausendem Galopp
Entgegen mir gesprengt. Doch nicht vorüber
Sah ich ihn jagen, denn bevor er mich
Erreichte, stürzt das Pferd und überschlägt sich,
Scheint wieder aufzukommen, doch verschwindet's
Im Dunkeln meinen Augen. Irgendwo
Wird man's ja wieder eingefangen haben.
Ich aber sah mich nach dem Reiter um,
Den, arg zerschlagen, ich am Wege fand.
Leicht war da nicht zu helfen. Doch ich lief
Ins nächste Dorf, um Beistand mir zu holen.
Man war in solcher Stunde nicht sehr willig,
Doch setzt' ich's durch, und gegen Morgen bracht' ich
Im Dorf ihn unter, den als Schweden jetzt
Ich erst erkannte. Schwer lag er darnieder,
Den Tod erwartend. Da gestand er mir,
Daß als Kurier er wicht'ge Botschaft bringe,
Und er beschwor mich, sie an seiner Statt
Euch zu vermitteln. Nun, es war gefährlich
Für mich, da ich der Stadt nur erst entflohen,
Doch wagt' ich's —
Holm (schnell vortretend). Was der junge Mann berichtet,
Ist Wahrheit. Eben nur hat der Kurier,
Von Ohnmacht und Erschöpfung sich erholend,
Das Gleiche ausgesagt. Auch daß er, weil
Zu sterben er vermeint, dem wackren Boten
Den Brief vertraut —
Pfalzgraf (rasch). Der Brief — wie ist es möglich,
Daß solch ein Schriftstück der Kurier Euch gab?
(Nimmt den Brief, welchen er auf den Tisch geworfen, zur Hand.)
Das Blatt, das man in Euren Kleidern fand,
Nach Nürnberg ist es, an den Stadthauptmann
Gerichtet!
Wendelin (lachend). O! Das hat man aufgefunden?
Das gab mir der Kurier nicht!
Pfalzgraf. Wer denn sonst?
Wendelin. Magister Cochius von hier. Und da
Von s e i n e r Hand ich es empfing, erschien es
Mir ungefährlich.

Pfalzgraf. Ist der Mann verrückt?

Wendelin. Verrückt? Zwar im Kathedervortrag etwas Konfus, doch sonst —

Pfalzgraf. Man schicke nach dem Manne!

(Niels ab.)

Wendelin (sein Briefpaket langsam aus dem Kittel hervorziehend, lächelnd).
Das richt'ge Schriftstück des Kuriers verwahrt'
Ich besser. Hier — leg' ich's in Eure Hand!

Pfalzgraf (greift hastig danach, für sich).
Christinen's Handschrift! Was verbirgt dies Blatt —?

(Wendelin, Wolf, Argula, Judith treten zurück, und in eine Gruppe nach dem Erker hin. Wendelin wird von den Frauen begrüßt. Holm und Semler im Hintergrunde rechts.)

Pfalzgraf (zögert einen Augenblick, dann erbricht er das Schriftstück, nimmt mehrere Briefschaften aus der Umhüllung, deren einige er auf den Tisch legt. Dann liest er das letzte Blatt und zeigt eine wachsende Überraschung. Für sich.)
Das — war nicht zu erwarten! Steht das wirklich
Geschrieben da? — O, ein vertrautes Auge,
Das mir bestätige, was, halb verwirrend,
Und lockend doch, aus diesen Zeilen spricht!
Was such' ich lange? — Wolf, mein Freund, komm' her!

Wolf. Der altgewohnte Freundeston —?

(Er tritt zu ihm.)

(Wendelin, Argula und Judith gehen im Gespräch nach links, wo sie für kurze Zeit verschwinden.)

Pfalzgraf (halblaut). Was meinst Du,
Daß dieser Brief enthält?

Wolf. Ich seh' Euch heftig
Erregt — ist's Freude?

Pfalzgraf. Selbst noch weiß ich's nicht.
Mir schreibt die Königin —

Wolf. Und bietet Euch
Die königliche Hand zum Ehebunde?

Pfalzgraf. Nein, nein! Das ist es nicht. Nimm hin und lies!
Ob ich nur träume —? Sage mir den Inhalt!

Wolf (nachdem er mit Überraschung gelesen hat).
Die Königin Christine legt freiwillig
Die Zügel der Regierung nieder, um
In Rom der Kunst und Wissenschaft zu leben.
Und sie beruft auf Schwedens Königsthron
Den nächsten Anverwandten, ihren Vetter
Karl Gustav von Zweibrücken. Adel
Und Stände sind gewonnen, ihm zu huld'gen.

(Das Blatt zurück reichend.)

Ich gratuliere Eurer Majestät!

Pfalzgraf. Noch nicht! Noch nicht! Und laß es unter uns
Geheim noch bleiben! Wenn mein Schiff gelandet
An Schwedens Küste, dann erst mag verlauten,
Was hier mir noch so fremd: Ist meine Lage
Im Augenblick doch wenig königlich!
Und mit Bestürzung seh' ich einer Pflicht
Mich gegenüber — Freund! — und mit Verdruß
Und Reue blick' ich auf die Gegenwart,
Und die Verwirrung, die ich Euch erschuf!
Verzeih' mir! Sei der erste, der im Herzen
Vergebung für mich hat!

Wolf. Hier meine Hand!
Doch auszugleichen giebt es noch gar viel.
Denn was des Heeres Oberhaupt geduldet,
Des Mannes Leidenschaft gefährdet hat,
Der — König darf es ungeschlichtet nicht
Verlassen, wenn er seine Straße zieht.

Pfalzgraf. Ja, Du hast recht! Du sollst mich willig finden.
Du bist bewährt, drum leih' mir Deine Hand!
Ich brauche jetzt den Freund — zu bess'rer Hilfe.

(Niels und Cochius sind schon etwas früher aufgetreten.)

Niels (näher tretend). Magister Cochius —

Pfalzgraf (unwillig, zerstreut). Was begehrt — wer ist das?

Niels. Den Ihr befohlen.

Pfalzgraf. Ich? Warum —?

Niels. Der Brief
Nach Nürnberg —

Pfalzgraf. Ich vergaß! Wo ist er denn?

(Findet den Brief auf dem Tische.)

Magister Cochius, Ihr seid ein starker
Politikus! Ich bitte, lest uns doch
Dies Schreiben vor!

Cochius (für sich). Mein Brief! Ich bin des Todes!

Pfalzgraf. Nur schnell! Wir wollen Eu'r Kollegium
Noch hören, ehe wir von Altorf scheiden.

Cochius (liest, in großer Angst, häufig stockend).
Als einst die Söldnerscharen des Tyrannen
Agathokles, genannt die Mamertiner,
Sizilien durchzogen, plündernd und
Verheerend, da erwählten sie die Stadt
Messina, die eroberte, sich aus
Zum Hauptquartier, und übten Schreckensherrschaft.
Doch die Bewohner von Messina wandten
Sich bittend an den edlen Hieron
Von Syrakus. Der kam mit einem Heer,
Und trieb die Mamertiner aus der Stadt.

Pfalzgraf. Nur weiter, weiter!

Cochius. So beschwör' ich Euch,
Herr Stadthauptmann, kommt uns in Altorf schnell
Mit einem Korps zu Hilfe, und verjagt
Die Schweden, diese neuen Mamertiner —!

Pfalzgraf. Ihr wählt das Beispiel schlecht, mein Herr Magister!
Denn Eure Mamertiner wandten sich
Nach Rom um Bundsgenossenschaft, und so,
Vom schlecht ergriffnen Anfang, schrieben sich
Drei Kriege zwischen Römern und Karthago,
Genannt die Punischen. Nicht wahr? Ihr hört,
Durch Eure Schulen bin ich auch gelaufen.
Schreibt solche Briefe nicht mehr!

Cochius (für sich). Ganz gewiß nicht!
Inzwischen steht mein Kopf noch, und es scheint,
Als sollt' ich ihn behalten.

(Er tritt zurück und geht demnächst ab. Petermann tritt auf, gleich nach ihm Hannibal.)

Petermann. Gute Botschaft,
Herr Pfalzgraf! Und ich fühle mich beglückt,
Als Erster sie zu bringen. Angekommen
So eben, von berittnem Zug begleitet,
Ist das erwartete —

Hannibal (herein rufend). Die Schwedenthaler
Sind da! Ein Wagen, voll von Kasten
Und Truhn, viel Zentner schwer! Es ist ein Staat!

Pfalzgraf. So wär' die Heimkehr uns gerüstet! Schnell auch
Soll sie von statten gehn. Wir brechen heut'

Noch auf! (Zu Wolf, lächelnd). Doch wie? Du läßest hoffentlich
Aus Deiner Macht mich? Giebst auch meine Leute
Mir frei, die Du im Carcer eingeschlossen?

Wolf. Sie sind's, wenn von der Aula gradeswegs sie
Die Stadt verlassen. Doch erlaubt — wie ist es
Mit den Schwadronen, die von Bamberg her —?

Pfalzgraf. Gleich send' ich ihnen den Befehl entgegen,
Umkehren sollen sie —

Wolf (lächelnd). Thut nicht mehr Not.
Es stehen keine Schweden mehr um Bamberg,
Sie sind schon weit voraus marschiert gen Erfurt.
Und Eure Boten, Lars und Erik, Herr,
Gelangten garnicht aus der Stadt. Man griff
Am Thor sie auf, und bracht' in aller Stille
Sie nach der Aula, wo sie wohlverwahrt sind.

Pfalzgraf (erstaunt).
Nun wahrlich —! Gingst Du mit mir übers Meer,
Für Deine Umsicht macht' ich Dich zum Chef
Der ganzen schwedischen Armee! Doch jetzt
Sei nur so gut, und laß uns bald aus Altorf!

Wolf. Ich geh', o Herr, das Nötigste zu ordnen. (Ab.)

Pfalzgraf. Komm' bald zurück! — Frei sind wir, wackrer Holm!
Den Sold laßt eiligst zahlen, und befriedigt
Die Gläub'ger, daß wir ehrlich weiter kommen!

Holm. Ich wüßte mir kein froheres Geschäft! (Ab.)

Pfalzgraf. Ihr, Hauptmann Brömsebro und Niels, verlaßt
In einer Viertelstunde schon die Stadt
Mit den Soldaten.

Hannibal. Schon in einer Viertel —?
Eu'r Gnaden — mit Verlaub — (Für sich.) Das wär' verwünscht!
Wo bleibt mein Abendschmaus, mein Malvasier?

Pfalzgraf. Was zögert Ihr?

Hannibal. Ich meinte nur, es wär'
Ein wenig früh. In einer Viertelstunde —

Pfalzgraf (stark). Ihr hörtet den Befehl!

Hannibal (für sich). Ich merke, frisches Geld
Macht stark den Willen und verschärft's Kommando!
Soll mir umsonst das Maul gewässert haben?
Der Schmaus, der Malvasier —! Verflucht, daß so was
Mir hier zum Abschied noch entgehen muß! (Ab.)

Pfalzgraf (hat inzwischen Semler und Petermann zu sich gewinkt).
Die Last, die wir Euch schufen, werdet Ihr
Nun los. Sie konnte schwerer Euch nicht drücken,
Als ich sie selbst empfand.

Semler. Es ist ja alles
Noch gut genug verlaufen! Aber freilich,
Es hätt' auch alles schlimmer werden können,
Viel schlimmer —!

Petermann (schnell einfallend).
Uns zur Ehre schätzten wir's,
Daß wir Euch dienen konnten. Wußten wir doch,
Mit welchem Herrn wir zu verhandeln hatten!

Pfalzgraf. Was an Geschäften abzuthun noch bleibt —
In allem wendet Euch an Oberst Holm.

(Semler und Petermann ab. **Wolf** kommt zurück. Gleich darauf werden **Wendelin**, **Argula** und **Judith**, langsam von links kommend, im Hintergrunde wieder sichtbar.)

Wolf. Der Weg ist für die Euren wieder frei.

Pfalzgraf. Ich danke Dir! Doch sei Vermittler jetzt mir
Auch der Verzeihung Deines jungen Freundes!

Wolf. Die läßt sich wohl gewinnen. Wendelin —!

(Wendelin tritt vor. Wolf geht den Frauen entgegen, und kommt im Gespräch mit ihnen langsam in den Vordergrund.)

Pfalzgraf (zu Wendelin).
Ich that Euch großes Unrecht, junger Mann,
Und bin zu größ'rem Dank Euch jetzt verpflichtet,
Als Ihr noch wißt.

Wendelin. Wenn in dem Brief was Gutes
Für Euch gestanden, ist mir's recht. Ich habe
Ein Abenteuer dabei mitgenommen,
Das auch was wert ist.

Pfalzgraf (wendet sich). Und wie viel auch dank' ich,
Mein edles Fräulein, Euch! Verzeiht — ich schweige!
Ihr wähltet einen Mann zum Gatten Euch,
Der mir ein Freund zeitlebens bleiben soll.
Seid glücklich — glücklich! Lebt denn wohl, Ihr Frauen!
(Zu Wolf.)
Dich hoff' ich noch zu sehen vor dem Abschied.
(Ab durch die Thür rechts.)

(Trompeten und Marsch in der Entfernung bis zum Schluß.)

Wolf. Vernehmet Ihr? Zum Abmarsch rüsten sich
Die fremden Kriegsgesellen, die als Geister
Der Zwietracht uns gekommen. Wären sie
Die letzten nun auf Deutschlands Boden, daß
Des Friedens Segen endlich uns gedeihe!
Wir hoffen ihn. Und was uns Jene brachten,
Mag uns verschwinden, wie ein wirrer Traum!

Argula. Nein, Liebster, nein! Ich habe nicht geträumt.
Ein Wachen war mir's in bewußtem Glück.
Du tratest vor mich als des Lebens Bild,
Dich fand ich, Dich, um ewig Dich zu halten!

Wolf. Geliebtes Weib! Ihr Teuren! Ja, wir sind
Vereint nun, uns das Leben neu zu bauen,
Froh jeder innern Kraft, die wir in uns
Erkannt, bewußt des Besten, was wir haben,
Und was uns bleiben soll!

Judith. Ein mut'ger Sinn
Voll Gottvertrau'n in jeder Fahr und Not!

Wendelin. Ein brüderliches Herz!

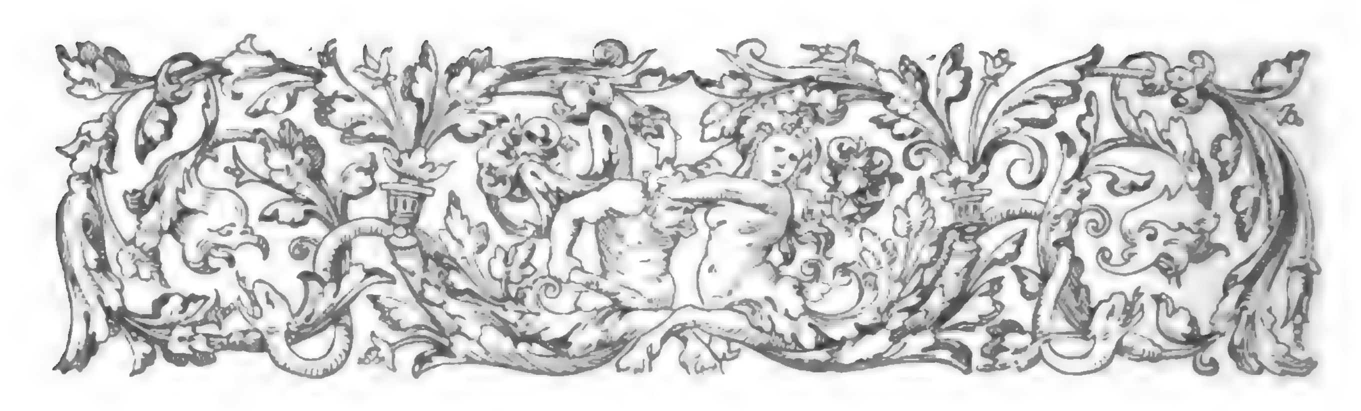
Argula. Ein Herz voll Liebe,
Das alles giebt, um alles zu empfangen!

Wolf. O goldne Zuversicht! Den nenn' ich glücklich,
Der solcher Schätze stolz sich rühmen kann!

(Der Vorhang fällt schnell.)

Ende.





Am Kreuzweg.

Erzählung von J. Dery.

(Schluß.)

Doch darauf kam der Morgen und mit ihm folgendes Erlebnis für mich: Eine Frau aus dem Arbeiterstand erschien bei mir mit der Bitte, die Vormundschaft bei einem neugeborenen unehelichen Kind und die Vertretung der verlassenen Mutter zu übernehmen. Von einem mir selbst auffälligen Mitleid getrieben, ließ ich mich von der Frau zu der Wöchnerin führen. In einer dürftigen Kammer im Erdgeschoß eines überfüllten Hauses lag im Bett bleich und leblos ein bildschönes Mädchen von kaum achtzehn Jahren gleich einer Toten, einer Getöteten. Ihr gesunder Knabe ruhte schlafend neben ihr. Sie war ein Ladenmädchen, erzählte die Wohnungsinhaberin, dieselbe Frau, die mich hergeführt hatte, schuldete noch den Mietzins und sollte im Laufe des Tages in ein Krankenhaus geschafft werden. Ihr Verführer, der stadtbekannte junge Graf Z. hatte großmütigerweise 20 Gulden gespendet. Ich drückte der Frau meine Barschaft in die Hand und begab mich dann geradewegs zu Hedwig.

Das Schuldgefühl meines ganzen Geschlechtes im Herzen eilte ich, ein neues Unheil zu verhüten. Der Weltschmerz hatte mir nur noch gefehlt, um meine selbstmörderische Thatkraft zu entflammen! Nun suchte ich sogar Entschädigung im Leide. Was war natürlicher als meine Handlungsweise?

XI.

Das Dienstmädchen bei Eschemann's führte mich in dasselbe Zimmer, wo ich einmal mit Hedwig verweilt hatte. Es war ein lichter Vormittag. Die Glasschränke mit ihren kleinen Museen blinkten in der Tageshelle, die zahllosen Porträts, die in allen Arten und Größen die Wände schmückten und die ich damals gar nicht bemerkt hatte, schauten mich befremdet an und ein dürftiges Feuer knisterte im Ofen. Beklommen sah ich nach der Thür, die nach den Wohnräumen führte. Der Landesgerichtsrat war in sein Amt gegangen, setzte ich voraus, aber die Mutter! die Mutter! Die Thür öffnete sich und in der That erschien Hedwig's Mutter in Gesellschaft einer stattlichen jungen Frau.

„Das ist Herr Doktor Neuberg," sagte die Mutter mit heiterem Lächeln zu der fremden Dame und in einer Weise, als sei soeben von mir die Rede gewesen und dann auf diese deutend: „Meine ältere Tochter, Frau Heinrich aus Graz."

Zweifach entmutigt nahm ich den Damen gegenüber Platz. Die junge Frau glich Hedwig, nur war sie gereifter, stattlicher und machte durchaus den Eindruck einer wohlhabenden, glücklichen und etwas stolzen Frau. Auch ihre Augen hatten die selbstbewußte Art, Einen gerade anzublicken und waren ungescheut, gleichsam Aufschluß forschend auf mich gerichtet, als wollten sie sagen: Meine Schwester ist mir teuer, was bist du für ein Mann? Die Mutter lächelte still vor sich hin.

„Meine Tochter hat uns gestern mit ihrer Ankunft überrascht," erzählte sie in vertraulichem Ton; „das war eine Freude! Mein Mann ist augenblicklich abwesend, Sie wünschen ihn zu sprechen? Ich wollte nur sagen, daß er sicherlich bedauern wird, nicht zu Hause gewesen zu sein. Ich gratuliere, Herr Doktor, ich gratuliere Ihnen von Herzen!"

Ich murmelte etwas, daß mir keineswegs zu gratulieren sei und mußte dabei recht kläglich dreingesehen haben. Die Augen der jungen Frau bekamen einen so ernsthaften Ausdruck!

„Wir sind sehr glücklich, Sie bei uns zu sehen," versicherte die Mutter. „Schon gestern und vorgestern hofften wir, Sie begrüßen zu dürfen — mein Gott, wenn man auf dem Sprung ist, eine bedeutende Stellung zu erobern, ist man nicht Herr seiner Zeit, nicht wahr, Henriette?" — Sie wissen alles! sie billigen alles! dachte ich erschreckt. — „Wie wird mein Mann seine Abwesenheit bedauern! Er ist Ihnen sehr gewogen, müssen Sie wissen, wir alle, alle — wo bleibt nur Hedwig?"

Das Mädchen mußte lautlos eingetreten sein, es stand an der Thür und näherte sich uns langsam. Ich hatte mich erhoben und that unwillkürlich einen Schritt vor. Sie schien so befangen, so weich, so bräutlich! Mein Entschluß war gebrochen. Ich konnte sie nicht aufgeben, unmöglich! Was hatte ich mir nur zugemutet? Ich liebe dich und ich versündige mich an dir! wer wagt mein Recht zu bestreiten? Das war mein einziges Gefühl in diesem Augenblick. Daß ich ihr selbst das Leid nicht anthun dürfte, fiel mir weder jetzt, noch in der Folge ein.

Wir setzten uns. Nun scheute ich die Blicke der Schwester nicht mehr. Die Mutter lächelte und lächelte.

„Der Herr Doktor will von meinem Glückwunsch nichts wissen," beeilte sie sich fortzufahren. „Brenner versicherte mir doch am Tage seines Rücktritts, die Sache würde sich zu Ihren Gunsten entscheiden, und wenn er es behauptet, wird es schon seine Richtigkeit haben. Er ging damals so niedergeschlagen von uns — hast Du es nicht auch bemerkt, Hedwig? — so eigentümlich bewegt — warum?"

Weil ihm Hedwig damals eröffnet hatte, daß sie mich ihm vorzöge, mich — einem Brenner! Also der Vater hatte gegen unsere Verbindung auch nichts einzuwenden? Diese Gedanken berauschten mich, während ich belanglose Redensarten zur Antwort gab. Trotz der Anspielungen der Mutter dachte ich nicht mehr an die Wiederaufnahme meiner Kandidatur, nicht nach dieser Richtung hin wuchs mir der Mut. In so inniger Zusammengehörigkeit fühlte ich mich mit Hedwig verbunden, daß ich meinte, äußere Angelegenheiten brauchten mich nicht weiter zu kümmern. Sie schien etwas unruhig, sprach nichts und bewachte mich mit den Blicken.

Plötzlich ertönten helle Kinderstimmen. Zugleich wurde die Thür aufgestoßen und ein etwa vierjähriges blondköpfiges Mädchen kam hereingestürzt, von einem noch jüngeren Blondkopf gefolgt. Die junge Frau erhob sich lebhaft.

„Laß die Kleinen!" rief Hedwig's Mutter mit strahlender Miene. „Meine Enkelchen," erklärte sie mir und ermunterte diese: „Sagt dem Herrn guten Tag, er hat Euch lieb." Das Jüngere verbarg sich flugs hinter den Röcken der Mutter, das Ältere bot mir mit trotzigem Gesichtchen die Hand. Ich streichelte seinen goldigen Scheitel, doch litt es nicht lange meine Liebkosung, denn scheu riß es sich von mir los, flüchtete sich zu Hedwig und umhalste sie ungestüm.

Hedwig's Mutter, die mir in diesem Moment zum erstenmale nicht altjüngferlich, sondern ehrwürdig vorkam und sogar an Leibesfülle zuzunehmen schien, nickte mir zu und eine jede Falte in ihrem guten Gesicht drückte den einen Gedanken aus: „Ja, wir sind eine glückliche Familie, und Du sollst fortan zu uns gehören."

Das junge Mädchen und das Kind auf ihrem Schoß bildeten eine gar anmutige Gruppe. Die blühenden Wangen berührten sich, die hellen Augen versanken ineinander — das Mädchen erschien selbst wie ein Kind. Da flog ein Gedanke über sein Antlitz, sein Blick wurde tiefer, grübelnder, zärtlicher, die Lippen lächelten seltsam — es glich einer Mutter.

Frau Heinrich nahm die Kinder an der Hand, um sie aus dem Zimmer zu führen, die alte Frau folgte ihr, Hedwig und ich blieben allein.

Meine erste Eingebung war, zu ihr zu eilen und sie als meine Braut in die Arme zu schließen. Rasch hatte ich mich erhoben, doch betroffen sank ich wieder auf meinen Stuhl zurück. Mein Entschluß, mein qualvoll gefaßter, unerläßlicher Entschluß! Nicht etwa, daß die soeben empfangenen sonnigen Eindrücke vergessen waren, im Gegenteil, heiß und schmerzlich empfand ich sie nach, wie man ein Glück nachempfindet, das man durch eigne Schuld verloren. Ich sah Hedwig nicht frisch und bezaubernd, wie sie wirklich vor mir saß, ihr Antlitz in innigem Aufleuchten auf mich geheftet, als erhoffte sie von mir die Erfüllung all' ihrer Wünsche, sondern bleich und erstarrt, jenem bemitleidenswerten Mädchen gleich, das ich vorhin auf seinem

Schmerzenslager gesehen, ja als ein vernichtetes, verratenes Leben, durch mich mit Überlegung ins Verderben gestürzt.

„Was ist Ihnen?" fragte sie.

„Nichts, nur fürchte ich, daß ich verrückt werde!" stieß ich hervor.

„Sie sind — leidend?" rief sie fast freudig, wie man etwa sagte: Du bist also wahnsinnig, nichts weiter? Du hast bloß den Verstand verloren, aber sonst bleibt alles beim alten? Und abermals sah sie mich flehend und hoffnungsfroh an.

Ich raffte mich zusammen. Mein Vorhaben war erbärmlich, abscheulich, teuflisch — ich vollführte es als eine Pflicht, eine Ehrensache, verzweifelnd, aber selbstbewußt. Während ich noch vor wenigen Minuten bei dem Gedanken aufgeatmet hatte, daß ja noch nichts geschehen sei und alles ungeschehen bleiben könne, erfaßte mich nun eine fieberhafte Hast, alles rasch, nur rasch abzuthun! Wenn sich Einer zum Tod verdammt hat, so vollstreckt er auch das Urteil. Er zaudert, will den Einfall los werden, hat ihn aufgegeben, vergessen, da plötzlich besinnt er sich, geht hin und erhenkt sich am ersten Baum. Mich kostete die That nicht einmal wahren Schmerz, erst hernach trug ich diesem meine Schuld ab.

„Sie sind ein Wesen, mit dem man sich für immer oder gar nicht verbindet," sagte ich. „Ich kann Sie nicht heiraten, ich bin zu feige dazu!"

Sie starrte mich an und lächelte ungläubig. Doch plötzlich schreckte sie zusammen. Erschüttert wollte ich ihre Hand erfassen, doch glaubte ich, nach meinem Geständnis nicht mehr das Recht zu haben, diese zu berühren und ließ darum den erhobenen Arm langsam wieder sinken.

„Da wir uns also nicht für immer angehören können — niemals!" sprach ich nachdrücklich, „so ist es notwendig, daß wir uns trennen, umso notwendiger, da ich Sie liebe. Sie wissen genau, daß ich dieses Wort nicht über die Lippen brächte, würde es mir nicht ein starkes Gefühl in den Mund legen. Ich liebe Sie! ich liebe Sie!" rief ich klagend. „Sie sind jung, bestrickend, in jeder Beziehung begehrenswert . . . Ich darf meine Schuld gegen Sie nicht noch mehr aufhäufen und wenn ein Mann eine mächtige Leidenschaft für ein Weib empfindet . . . Ich will kein Spitzbube an Ihnen werden."

Mitleid und Bewunderung für mich selbst linderten meine Pein; der Gedanke an ihre Angehörigen und sonstige Vernunftgründe, die vor meinem Bewußtsein plötzlich von allen Seiten her auftauchten, ließen mir mein Ansinnen vollends als eine tapfere, beispielswürdige Handlung erscheinen und gekräftigt fuhr ich fort:

„Erinnern Sie sich unserer Begegnung vor einigen Jahren? Wir gingen gemeinsam über die Ringstraße, es war ein schöner, stiller Winterabend, Sie waren sehr, sehr hübsch und ich war übermütig. Wissen Sie noch? Da ließen Sie sich ein Wort entschlüpfen, vielleicht ganz unbewußt, ein Wort, das mich aufschreckte und in die Flucht jagte. Und damals liebte ich Sie noch nicht!"

„Welches Wort? Was sprechen Sie da?" fragte sie gequält, doch im nächsten Moment besann sie sich und errötete heftig.

Mein freches Andrängen an das unbekannte kaum erblühte Mädchen, mein Übermut, ihre ungesuchte jungfräuliche Abweisung, unsere ganze kleine Begegnung vor vier Jahren, die fast eindruckslos an mir vorbeigegangen war, trat mir nun wie ein bedeutungsvolles Ereignis vor das krankhaft bewegte Gemüt. Einmal schon hatte sie ihr Schutzgeist vor meiner Begehrlichkeit bewahrt, ich durfte ihr auch ein zweites Mal nicht zum Verhängnis werden! Von meinen Anschlägen mehr betäubt als gekränkt sah sie mich erglühend an, wie die hehre Reinheit selber, die sich streng bewacht und von ihren Gebräuchen nicht um Haaresbreite abweichen möchte.

„Gestehen Sie, daß Sie mit mir fühlen!" rief ich ergriffen. „Schaudert Ihnen nicht vor dem Abgrund zu Ihren Füßen? Freilich, Sie sehen ihn nicht, doch ich muß Sie davor warnen, denn bin ich auch feige, so will ich wenigstens ehrlich sein. Wir sind an einem Kreuzweg angelangt. Viel früher als ich sind Sie dessen in Ihrer weiblichen Feinfühligkeit inne geworden. Sie finden aber auch für alles die richtige Bezeichnung. Ja, wir stehen an einem Kreuzweg, von wo es uns vorwärts drängt, von wo aus verschiedene Wege führen. Nun heißt's beisammenbleiben fürs Leben oder auseinandergehn! Da mir aber der Mut fehlt, den ersteren Weg einzuschlagen," — ich betonte absichtlich meine Feigheit und nur diese allein, aus Bedürfnis, mich herabzusetzen — „da mir der Mut fehlt, Sie zu erringen, so muß ich die Kraft haben, Ihnen zu entsagen. Ich entsage Ihnen! Ich bin ein halber Mensch! Erfahren Sie denn, daß ich auf meine Wahl verzichte!"

„Das ist's also!" Sie fuhr sich über Stirn

und Augen wie um einen erhaltenen Schlag zu verwinden und streckte mir dann mit einem schwachen Versuche zu lächeln beide Hände entgegen. Wiederum erschien mir das Bild jener Unglücklichen. Ängstlich wich ich zurück und als gelte es, mich meiner eigenen Haut zu wehren, sagte ich rauh, heftig:

„Ich bin kein Mann, den man heiratet. Ich kann für kein Glück einstehen. Ein Feigling, der sich sein Leben lang mit Selbsttäuschungen abgefunden hat, darf nicht Ihr Mann werden. Dafür sind Bessere da. Sie müssen mich vergessen. Ihr Gefühl für mich ist bloß Einbildung. Ich habe mir ja auch einreden wollen, ein ganzer Mann zu sein. Wissen Sie, was ich bin? Ein mittelmäßiger Mensch, den sein Größenwahn selbst zum mittelmäßigen Menschen verdorben hat. Oder vielleicht geht meine Begabung um einen Gedanken über das Mittelmaß hinaus und das ist mein Unglück! Das konnte ich mir nicht über das Gewissen bringen, daran bricht sich nun mein Hochmut Hals und Beine! Bei Gott, ich hab' mit mir schon die Geduld verloren!"

Sie hatte ihre Hände langsam in den Schoß fallen lassen und nachdem sie eine Weile in einer Art Verachtung geschwiegen hatte, begann sie in bitterem, verhörendem Ton:

„Es ist also das letztemal, daß wir uns sehen?"

„Es muß sein."

„Sie verschmähen mich, sagen Sie, weil Sie eine so große, mächtige Leidenschaft für mich gefaßt?"

„Ja!"

„Weil ich aus guter Familie bin?"

„Darum."

„Weil ich jung bin und Ihnen nicht häßlich erscheine?"

„Sie sind schön!" rief ich qualvoll.

„Ich mache Sie aufmerksam," sagte sie „daß ich kein Zeug dazu habe, unglücklich zu sein."

„Ich aber alles, um unglücklich zu machen!" rief ich erregt und sprang auf.

Soeben wurde im Nebenzimmer eine Kinderstimme laut und zugleich die Mahnung der Großmutter: „Still, still! Was wird der Herr drin sagen?"

Ratlos ging ich einige Augenblicke auf und ab, dann griff ich entschlossen nach meinem Hut.

„Befehlen Sie noch etwas?" fragte ich, nur um etwas zu sagen, indem ich mich Hedwig ein letztes Mal näherte.

Die Augen halb geöffnet, die Zähne aneinandergepreßt, blickte sie unter den zusammengezogenen Brauen hilfesuchend zu mir empor.

„Sie werden doch — meine Briefe zurücksenden?" stammelte sie, als hätte diese Frage allein in ihr gestürmt.

„Das ist Pflicht von mir," sagte ich und floh aus dem Zimmer, aus dem Hause.

Mir war als hörte ich Feuerrufe hinter mir, als sähe ich lichterlohe Flammen über den Dachstuhl emporschlagen und als müßte ich wie ein Brandstifter fliehen.

Unterwegs begegnete mir der Gemeinderat Meidinger, ein genauer Kenner in Wahlsachen, der sich früher zweifelnd über meine Wahl ausgesprochen hatte, der mir aber jetzt versicherte, daß diese nicht bloß entschieden sei, sondern daß ich durch den Rücktritt Brenners sogar mit einer an Einhelligkeit grenzenden Stimmenzahl würde gewählt werden.

XII.

Diese Voraussage machte mich in meinem Entschluß nicht schwankend, noch weniger der Brudergruß, den mir Kreibig mit der Zusage, Abends bei mir vorzusprechen, übersendete.

Mit der Unerbittlichkeit eines Menschen, der sein eigener Richter sein will, schrieb ich an den Obmann des Wahlkomitees folgende Zeilen:

„Gründe zwingender Natur, die sich einer öffentlichen Diskussion entziehen, veranlassen mich, auf das mir angebotene Mandat zu verzichten. Indem ich Sie und die andern Herren des Wahlkomitees bitte, meinen Dank für Ihre Mühe, die Sie sich um meinetwillen gegeben, zu empfangen, zeichne ich hochachtungsvoll 2c."

Ich wählte mit Absicht die knappe, fast unhöfliche Form, um ein jedes Abkommen von meinem Entschluß unmöglich zu machen, indem ich darauf rechnete, daß auf eine so kühle Ablehnung hin keiner meiner einflußreichen Gönner daran denken würde, mich von meinem Vorhaben abzubringen, daß mich vielmehr alle um meines Undanks willen für immer fallen lassen würden.

Erst nachdem auch dies erledigt war, verfiel ich in Raserei. Der Gedanke an Hedwig, an meine Wähler, an Brenner, an meine Freunde — all' die Gedanken umtosten mich: Was nun? was nun? Zuletzt erfaßte mich ein unbändiger Zorn, aber nicht gegen mich selbst, sondern gegen jene andern: gegen Hedwig, weil ich fühlte, daß ich sie nimmer würde aus dem Herzen reißen

können, gegen meine Freunde, weil sie Mitwisser meiner Feigheit waren, gegen Breuner, meine Wähler und alle Welt, weil ich vor ihnen in den Boden hätte sinken mögen. Zugleich stand mir das Schreckbild der Zukunft vor Augen: ein Leben ohne Ziel und Zweck, voll Vereinsamung und Reue.

Es war Abend geworden, meine Schreiber hatten sich entfernt, ich war allein in meiner Kanzlei. Plötzlich klingelte es. Auf Kreibig's Kommen gewärtig ging ich, um zu öffnen. In der Thür stand eine dunkelgekleidete, leichtverschleierte, junge Dame — „Hedwig!“ rief ich bestürzt.

Ich hatte nur den einen Gedanken: Sie kommt zu mir! Die besonnene Hedwig kommt zu mir, in mein Haus!

„Sie dürfen diese Schwelle nicht übertreten!“ rief ich mit fast übermenschlicher Selbstverleugnung, indem ich ihr den Weg vertrat.

„Neuberg, wenn Sie mich lieben —“

„Ich liebe Sie nicht und habe Sie nie geliebt. Genügt Ihnen das? Nun gehen Sie! gehen Sie!“

Sie war zurückgetaumelt, ich schloß die Thür und floh in mein Arbeitszimmer zurück. Ohne zu atmen hörte ich unten einen Wagen vorfahren, einen andern hinwegrollen. Abermals erscholl die Klingel. Sie ist's! sie kehrt zurück! dachte ich mit hervorbrechendem Entzücken, das alle selbstlosen Bedenken über Bord warf, eilte hinaus und riß die Thür auf. Kreibig trat ein. Er hatte Hedwig aus meinem Haus treten sehen!

Während unseres heftigen Wortwechsels, der nun erfolgte, umfaßte meine Hand heimlich den geladenen Revolver im Schubfach meines Schreibtisches, in meinen Fingern zuckte es und die Versuchung flüsterte mir zu: Wenn du diesen Mann jetzt niederschössest, so gäbe es einen Unwürdigen weniger auf der Welt und die Ehre eines edlen Mädchens bliebe ungefährdet. — Nur daß die Feigheit sich selbst zu keinem Verbrechen aufzuraffen vermag . . . .

Ich eröffnete ihm meinen Rücktritt. Er erbleichte.

„Du hast es gewagt?“

„Ja! ja!“

„Darum hab ich mir so viele Mühe gegeben! Darum hab ich Breuner beiseite geschafft!“

„Das war Dein Werk?“ rief ich.

Er lachte zornig auf.

„Ein Meisterstreich war es von mir! Der Zufall machte euch zu Rivalen bei der Werbung um die Braut sowohl, als bei der Wahl. Ich nützte diesen Zufall. In einer Weise, daß es Breuner unbedingt zu Ohren kommen mußte, Du es aber unmöglich erfahren konntest, ließ ich das Gerücht aussprengen, Fräulein Eschemann würde denjenigen ihrer beiden Bewerber begünstigen, der beim Wahlkampf als Sieger den Platz behauptete. Ich kenne meine Leute. Breuner zog sich zurück. Deiner glaubte ich sicher zu sein, indem ich auf den Einfluß Deiner Auserwählten rechnete. Die Ärmste! trotz Deines Verrates ist sie doch so liebenswürdig mit Dir, daß sie Dir sogar ins Haus nachläuft. Oder war sie nur darum hier, Dich anzuflehen, daß Du auf das Mandat nicht verzichten mögest?“

Die Waffe in meiner Hand schien unruhig zu werden.

„Höre!“ begann ich, den Revolver hervorziehend, „ich besitze bloß einen Revolver, wir aber sind unser Zwei. So laß uns denn morgen gleichbewaffnet einander gegenüberstehen!“

Er verwarf meinen Vorschlag, er schlüge sich grundsätzlich nicht. Ich wußte genau, daß dieser Grundsatz von ihm wirklich ernstlich genommen wurde, darum drang ich nicht länger in ihn, sondern öffnete die Thür und sprach:

„Geh! und wenn Du es wagst, ein Wort verlauten zu lassen, daß Du Fräulein Eschemann aus diesem Hause treten gesehn, so erkläre ich aller Welt, daß ich Dich aus meinem Hause gejagt wie einen elenden Wicht, der Du bist, großer Kreibig, Liebling und Beglücker der Wiener!“

Er sah es mir an, daß ich zum Äußersten entschlossen war, schlich hinaus, schlug die Thür hinter sich zu und stürzte die Treppe hinunter.

Etwa nach einem halben Jahr vermählte sich Breuner mit Fräulein Eschemann.

Wieder der Alte kehrte ich in den Kreis meiner Freunde, der „Nullen“ zurück. —

Drei Freunde.

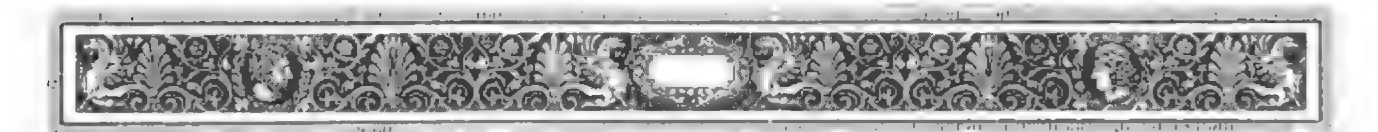
Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

I.

In einsam, stiller Schlucht des Odenwalds
Gelegen war das Haus. An seiner Thür
Begegneten zwei junge Männer sich
In Wandertracht. Mit frischem Grün des Frühlings,
Der eben rings die Höh'n und Thäler schmückte,
Umwunden hatte Jeder sich den Hut.
Und froh, wie diese Zeichen, leuchteten
Die Blicke beider, wie sie in die Arme
Einander sanken. „Nun, wir hielten Wort
Auf Tag und Stunde." Jedem sein Gemach
Wies an der Wirt, und neben dem Klavier
Bald im bekannten Saal einander saßen
Sie gegenüber. „Ist es nicht ein Traum,"
So nahm das Wort der Eine, „drei der Jahre
Vergingen, seit am Pfingsttag, sowie heut'
Wir hier gesessen, wie in jener Frühe
Blitzt durch den Riß der Berge dort der Rhein
Herüber zu den Fenstern hier; wie damals
Rankt duftend sich das junge Geisblatt auf.
Und in der Morgenfrühe hallt vom Turme
Der Glocke Läuten. Dir auch, teurer Paul, ist,
Spurlos, wie Allen hier, die Zeit vorbei
Geglitten, keine Falte hat sie auf die Stirn
Gelegt, und auch in Deinem Auge hat
Der heiteren Strahlen keiner sich gelöscht."
„Dich selber schilderst Du," so fiel ins Wort
Ihm Jener, „und die Wange, tiefgebräunt,
Giebt Kunde, daß in Sonnenbrand und Wildnis
Du viel umhergestreift, indessen ich
In meiner sand'gen Mark, das enge Stübchen
Des Vaterhauses kaum verließ. Allein,
Wo bleibt der Dritte unsres Bundes nur,
Der liebe Max. Seit hier er von uns schied
Nicht eine Kunde kam von ihm zu mir,
Indessen wir doch Grüße hie und da
Uns zugesandt."
„Auch mir verschwunden ist er,
Seitdem er schied, doch ist's gewiß, er kommt.
Schon hör' ich seiner Stimme frohes Lachen.
Wie da mit uns er das Gebirg' durchstreifte,
Und von der burggekrönten Felsenhöhe
Hinunter in die Thäler jubelte.
Da sieh' den Wandrer, der dort einsam schreitet,
Sollt' er es sein?"
Ans Fenster treten schnell
Die Zwei, und: „Ja, er ist's," rief Theodor,
„Allein gesenkten Haupts, nicht blickt er auf."
Entgegen schritten ihm die beiden Freunde
Und boten ihm den Willkommgruß. Bald dann
Mit ihnen an der Tafel saß er wieder
Und in den Bechern perlte goldner Wein.
Von frohen Tagen, die am Neckarstrand
Gemeinsam sie verbracht, ging ihre Rede,
Und von der Rheinfahrt, als im Mondenschein
Im Nachen sie gezecht, bis auf den Felsen
Die Loreley und Nixen, Gnomen, Elfen
Doppelt und dreifach sie geschaut. Auf einmal
An den Zuletztgekomm'nen wendete
Sich Theodor: „Doch Du, ein andrer ganz
Als den wir sonst gekannt, bist Du geworden.
Wo blieb die Heiterkeit von ehedem?
Was Deine Seele drückt, vertrau' uns, Freund!"
Allein das Glas hob Max: „Nicht doch, der Alte
Bin ich, erproben, Freunde, sollt Ihr bald!
Wenn so, wie wir, beim Scheiden uns gelobt,
Vereint der Tage drei wir hier verlebt,
Das ist der Alte, sagen werdet Ihr."
Auf einem Zug, nachdem er so gesprochen,
Den randgefüllten Becher leerte Max.
„Nun denn, laßt die geplante Tagesordnung
Beginnen uns sogleich," rief Theodor.
„Der erste Tag, so ward vorherbestimmt,
Ist Deiner, Paul! Wohlan, die Mappen her!
Ich sah die mächt'gen, die Dein Führer trug.
Welch' Fest ist uns bereitet! Wenn Du, Freund,
So hoch und höher auf der Bahn geschritten,
Wie sie begonnen worden, jenseits noch
Des siebenten der Himmel mußt gelangt
Du sein. Denkst Du des Morgens noch
Als auf dem Gardasee von Riva wir
Dein Bild, noch trocken nicht nach Desenzano
Hinüberführten? Hoch stand nächst dem Steuer
Vom Sonnenglanze wie vom Glorienschein
Umleuchtet die Madonna. In den Dörfern
Des Ufers, wie das Boot vorüberglitt,
Versammelten die Bauern sich erstaunt,
Und Manchen sah'n wir auf die Kniee sinken.
Noch heute lebt die Sage von der Fahrt
Der heil'gen Jungfrau fort am ganzen See."
„Ein elend Bild war's," unterbrach ihn Paul,
„In tausend Fetzen ließ die Leinwand ich,
Drauf es gemalt, in alle Winde flattern.
Denn als ich in Venedig, in Florenz
Die Wunderwerke all' der Kunst gewahrte,
Schwand mir auf lang' der Mut zu weiterm Schaffen;
Wem, wenn er Raphael's Cäcilie schaut,
Entsänke an des hohen Meisters Bild
Nicht Pinsel und Palette, wie der Heil'gen
Die Orgel vor der Engel Himmelschören?

Das unermeßlich, unergründlich Schöne,
Das schon geschaffen ward, ist's nicht genug
Für alle Folgezeit sich dran zu laben,
Dacht' ich, und unersättlich im Genuß
Durch Kirchen hin, Paläste, Galerien
Trieb's von den Alpen bis zum Meere mich.
Allein was ist das Leben ohne Ringen?
Ob Du auch nie das Ziel erreichst, glorreicher
Als thatlos ruhn, doch ist's danach zu ringen.
So, daß Entmutigung mich nicht sogleich
Zu Boden würfe, das, was meiner Kraft
Erreichbar schien, nur steckt' ich mir als Ziel.
Anstatt der hehren, ewigen Gestalten,
Zu denen, wie sie ihre hohe Bahn
Hinschreiten, schwindelnd nur der Blick empor
Zu schauen wagt, was lieblich und was stark
Auf Erden die Natur beut, wählt' ich mir
In meine Mappen es zu bannen. — Wohl,
Seht Freunde her, verwerft, wenn Ihr es wollt,
Als Stümperwerk, doch was ich konnte, that ich.
Allein Genüsse mir, Entzückungen,
Um welche mich ein Gott beneiden könnte,
Bereitet hab' ich, das ist mir genug."
Mit Blättern bald bedeckt war Tisch und Boden
Drauf hingebannt mit seiner Thäler Grün,
Mit seinen Nordlicht überflammten Gletschern
Ganz Skandinavien schien. „O, seht es hier,"
Sprach Theodor, „lang so vor meinem Geist
Gestanden hat das Wunderland der Edda;
Der Riesenbaum, der aus dem Felsen hier
Den Stamm erhebt, die Schicksalsesche scheint er
Die, in den höchsten Götterhimmel ragend,
In ihrem Flug die Adler hemmt; doch hier
Quillt Mimers Brunnen aus dem Felsgestein,
Die Nornen, die des Schicksals Fäden knüpfen,
Glaub' ich an jener düstern Flut zu schauen."
Paul fiel ins Wort ihm: „Freund, hier wird's mir klar,
Ein Jeder sieht in Bildern und in Büchern
Das eigne Innre wie in einem Spiegel;
Vielleicht ein Andrer würde Gneis und Quarz
Und Glimmerschiefer einzig hier erblicken,
Gebilde der tertiären Formation."
Indes er's sprach, der andren Blätter viel
Hatt' er hervorgeholt, und Theodor,
Sie sorglich musternd, sprach: „Wie reich Du bist!
Dein Pinsel ist ein Zauberstab, Du scheinst
Mit ihm der Erde Länder aufgerollt,
Und mit Dir fortgeführt in Deinen Mappen
Zu haben. Hier sind Spaniens düstre Sierren,
Die kahlen, sonnverbrannten und den Räubern
Geweihten Stätten; stets der Polizei
Hab' ich gegrollt, sie abgeschafft zu haben.
Verpflichtet scheint der Staat mir, sie aufs neue
Des Pittoresken wegen einzuführen."
Noch eine andre Reihe; die Nevada,
Die übers Meer bis hin zu Libyens Küsten
Den Schatten ihrer Riesengipfel wirft!
An ihrem Hang Limonenhaine, auch
Im Bild mit ihrer Blüten Duft den Sinn
Berauschend! Wie? so hat noch nicht genügt
Dir unser Weltteil? Dort den Atlas, sieh
Den alten Himmelsträger, der weithin
Die Wüste, die sich ihm zu Füßen lagert
Mit seiner Schattenkühle noch erfrischt!
Welch' Bild, o Freund, so malte unser Rottmann,
So muß die echte Landschaft sein. Treu spiegelt
Sie die Natur zurück und Höh'res giebt
Sie doch als sie."
Als bis zum Ende dann
Der Schatz gemustert war, sprach so der Maler.
„Zuviel nicht preiset Freunde mich. Wenn Gott
Noch soviel Jahre, wie mein braunes Haar
Es hoffen läßt, mir schenkt, verdienen, denk' ich,
Werd' ich's. Doch wenn die erste Staffel ich
Auch kaum erklomm, zufrieden laßt mich sein.
Auch Tadel sei einstweilen mir willkommen,
Der nützen kann. Du, Max, so ernst und streng
Hast über meiner Mappen Inhalt Du fürwahr
Das Auge schweifen lassen, daß beinah'
Mir bange wird. Wohlan, den kritischen
Dreifuß besteig!"
„Wie ganz verkennst Du mich" —
Brach Max das Schweigen, während mit den Andern
Hinaus er in den Abend schritt, der rot
Die Höh'n mit seinem Lichtglanz übergoß.
„Daß ich von dem, was in der Dichtung ich
Versucht nur, sagen könnte: Der Beginn
Ist gut, und unter günst'gen Sternen nun
Dem Ziel, nachdem seit früh ich rang, bin ich
Um ein'ge Schritte näher schon gekommen!
Doch unerreichbar, wie der lichte Fixstern
Der überm Sonnengrab dort funkelt, steht
Es vor mir da. Fruchtlos war all' mein Ringen
Das mir den Schlaf der Nacht vom Lager wälzte;
Selbst Preis und Lob, das mir von Andern wurde,
Bestechen meinen eignen Richterspruch
Nicht konnten sie."
„Die schwarze Kugel stets
Warfst über Deine eignen Werke Du,"
Sprach lachend Theodor, „geblieben bist Du
Seitdem der Alte! ‚Laune des Verliebten'
‚Mitschuld'ge', so begann der junge Wolfgang
Und was Du, fast noch Knabe, schufst, kaum minder
An Wert erschien es uns. Nun laß uns seh'n,
Wenn Dich am dritten Tag die Reihe trifft,
Ob nicht ein Götz, ein Werther Dir gelungen:
Uns aber laß die Richter sein statt Deiner."
Indessen plaudernd Paul und Theodor
Noch durch die Dämmerung schritten, neben ihnen
Ging schweigend Max, und in sich selbst versunken
Bis sie bei Nacht das Einkehrhaus erreicht.

(Fortsetzung folgt.)



Felix Dahn.

Von Franz Muncker.

Die Dichtkunst ist selten die Freundin einer einzelnen Fachwissenschaft; wer sich jener widmen will, darf es in der Regel nicht wagen, auch dieser auf Lebensdauer treu zu dienen. So haben auch, seitdem uns Deutschen eine neue, große Litteratur erstand, unsere Dichter sich meist von einem bestimmten fachmännischen Lebensberufe fern gehalten, und forderte die Sorge für das tägliche Brot von ihnen, daß sie ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und Studien in einem Amte verwerteten, so fanden sie sich mit den Aufgaben dieses Amtes gewöhnlich äußerlich so weit ab, als es die Not und die Pflicht heischte; aber nicht leicht teilte sich ihr Amt mit ihrer Poesie in die Gunst ihres Herzens. Vorübergehend versenkte sich wohl mancher unserer Dichter mit allem Eifer des Forschens und Grübelns in irgend ein fachmännisches Studium; hernach aber — und meistens schon sehr bald — entsagte er der Fachgelehrsamkeit als solcher für immer: statt sich an einen eng begrenzten Beruf zu binden, sind die meisten deutschen Dichter der letzten Generationen freie Schriftsteller geworden. An einzelnen glänzenden Ausnahmen hat es nicht gefehlt: aber viel öfter noch schienen die, welche von der allgemeinen Regel abwichen, die Meinung zu bestätigen, daß eine berufsmäßig mit Fleiß und Liebe gepflegte fachwissenschaftliche Thätigkeit das dichterische Talent allmählig ertöte.

Wie viel Wahrheit auch immer in dieser Anschauung liegen mag, dafür, daß sie nicht unbedingt und in allen Fällen richtig ist, bietet in der gesamten gegenwärtigen deutschen Litteratur Felix Dahn's Beispiel den besten Beweis. Dahn ist ein echter, hochbegabter Dichter; niemand, der seine Schöpfungen kennt, wird es leugnen. Als wirklichen Dichter erweisen ihn seine jüngsten poetischen Werke nicht minder als seine ältesten; mag hie und da seine künstlerische Manier mit den Jahren einseitiger geworden sein, seine dichterische Kraft ist doch nicht schwächer geworden. Und Dahn ist zugleich ein Gelehrter, dessen Verdienste die deutsche Wissenschaft mit stolzer Freude rühmt. Als Universitätslehrer und als Fachschriftsteller gleichmäßig thätig, hat er auf dem Gebiete der deutschen Rechtslehre und der deutschen Rechtsgeschichte, überhaupt aber in der ältesten germanischen Staaten- und Kulturgeschichte die eindringendsten und vom reichsten Erfolge begleiteten Forschungen angestellt. Das sechsbändige Werk: „Die Könige der Germanen; Wesen und Geschichte des ältesten Königtums der germanischen Stämme" (München und Würzburg 1861—71), die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" (Berlin 1881—84, 3 Bände), die „Geschichte der deutschen Urzeit bis 843" (Gotha 1882 ff.), die neue, vollständig umgearbeitete Ausgabe von Wietersheims „Geschichte der Völkerwanderung" (Leipzig 1880—81, 2 Bände), ferner westgotische, langobardische, rechtsphilosophische, völkerrechtliche und staatsrechtliche Studien und zahlreiche andere Schriften von größerem oder kleinerem Umfange, die Fülle der kürzeren juristischen, historischen, ästhetischen Aufsätze nicht zu vergessen, die Dahn unter dem Titel „Bausteine" seit 1879 in mehreren Bänden sammelte, sind die Früchte jener ernsten wissenschaftlichen Arbeit. Aber gerade diese Werke des gelehrten Eifers wurden für Dahn zugleich der Grund, auf dem, und das Material, aus dem er seine künstlerischen Schöpfungen aufführte. Wenn die strenge Fachgelehrsamkeit aus manches anderen Seele die dichterische Phantasie verscheuchte, so entzündete sich bei ihm gerade an den wissenschaftlich genau erkannten Thaten und Geschichten der deutschen Vorzeit die heilige Flamme der poetischen Begeisterung; die Gestalten, die der historische Forscher aus dem Schutt der Vergessenheit hervorgegraben hatte, belebte die Phantasie des Dichters aufs neue, und die Gedanken und Empfindungen, die den Geist und das Herz des modernen Sängers durchzogen, sah er nunmehr, indem er aus der Gegenwart in jene ihm vertraut gewordene Vergangenheit zurückblickte, bereits in jenen alten kraftvollen Recken wühlen und stürmen und sie zu heldenhafter Siegesthat oder in Verzweiflung und Untergang treiben. So entstanden seine epischen Versuche, seine historischen Romane, seine Balladen und Dramen.

Frühzeitig trat der Dichter Felix Dahn vor die Öffentlichkeit. Aus einer Künstlerfamilie entsprossen, in einer durchaus künstlerisch gearteten Umgebung aufgewachsen, zuletzt noch im Verkehr mit den edelsten Dichtern Deutschlands, die den reinsten Idealen der Poesie nachstrebten, gebildet, fühlte er sich selbst bald stark genug, die künstlerischen Schwingen zu regen.

Ludwig Sophus Felix Dahn sah in Hamburg am 9. Februar 1834 das Licht der Welt. Dorthin war wenige Jahre vorher sein Vater, der treffliche Schauspieler Friedrich Dahn, als Nachfolger Emil Devrients berufen worden. In die künstlerichen Lorbeeren Friedrichs teilte sich seine Gattin Konstanze, geb. Le Gay, seit dem April 1833 mit ihm vermählt. Bald nach der Geburt ihres Sohnes, noch 1834, wurde das Künstlerpaar an das Münchner Hof- und Nationaltheater berufen. Die bayrische Hauptstadt wurde ihnen und ihrem Felix eine neue, liebe Heimat. Der Jüngling besuchte hier das Gymnasium und seit 1849 die Universität, an der er sich juristischen, philosophischen und geschichtlichen Studien widmete. Nachdem er auch an der Berliner Hochschule einige Semester zugebracht, promovierte er 1855 als doctor juris und habilitierte sich 1857 in München mit der rechtsgeschichtlichen Schrift „Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile". Zu wissenschaftlichen Arbeiten hielt er

sich 1861—62 in Italien, meist in Ravenna und Mailand auf; was er hier sah und erfuhr, brachte seiner Dichtung nicht minder reiche Früchte. 1863 wurde Dahn zum außerordentlichen, 1865 zum ordentlichen Professor in Würzburg ernannt, 1872 als ordentlicher Professor für deutsches Recht, Staatsrecht und Rechtsphilosophie nach Königsberg, 1888 von hier in gleicher Eigenschaft nach Breslau berufen; 1885 wurde ihm Titel und Rang eines geheimen Justizrates verliehen.

Es war der Münchner Dichterkreis gewesen, in welchem Dahn als einer der jüngsten Genossen seine künstlerische Ausbildung empfing. Emanuel Geibel war der Mittelpunkt, um den sich die dichterischen Freunde Hermann Lingg, Bodenstedt, Joseph Victor Scheffel, Graf Schack, Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Hans Hopfen, Heinrich Leuthold scharten; reine Pflege echter Poesie, die durch keine der Kunst fremde Tendenz getrübt wird, höchste Schönheit der Form, Tadellosigkeit der Sprache und des Verses, wie namentlich Platen sie vorgebildet, war die Lehre, die Geibel sich und den Gefährten stets einprägte. Auch für Dahn galten diese Grundsätze, und wie er noch spät Zeugnis von seiner persönlichen Verehrung Geibel's gab, so rief er schon 1857 in der ersten Sammlung seiner Gedichte im Sinne dieses Meisters den Verächtern der Form mahnend das Bekenntnis zu:

Beruft euch nur auf eure innre Glut
Und Schöpferkraft, die sich nicht fassen kann:
Der Muse Herd brennt nicht in Lavawut,
Und wo die Schönheit kommt, geht Maß voran.
Ihr wollt der Brandung Gischt, wie er im Tanz
Der Wellen funkelt als ein flücht'ger Dunst;
Ich aber will den Regenbogenglanz,
Der in den ew'gen Perlen strahlt der Kunst.

Und fast unmittelbarer noch und mehr als von Geibel lernte er von Scheffel und Lingg. Die Geschichtsbilder, die Lingg gleich in der ersten Sammlung seiner Gedichte (1854) entrollte, zeigten eine ganz neue Kunst der poetischen Behandlung welthistorischer Erscheinungen; die gleichfalls hier mitgeteilten Bruchstücke des Epos „Die Völkerwanderung", das zwölf Jahre darnach vollständig ans Licht trat, wiesen dem jüngeren Dichter den speziellen Stoffkreis, in welchem er sich bald mit Vorliebe bewegte. Scheffel aber hatte schon 1856 in seinem „Ekkehard" das erste, unübertroffene Muster eines der altdeutschen Geschichte entnommenen Romans aufgestellt. Doch nicht ihm und seinen Münchner Genossen allein eiferte Dahn nach. Seit 1859 hatte auch der ältere Meister deutscher Erzählungskunst, Gustav Freytag, seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" erscheinen lassen; 1872 begann er die Reihe der Romane, die, unter dem Titel „Die Ahnen" zusammengefaßt, das Leben einer deutschen Familie von der germanischen Urzeit bis in die Gegenwart darstellten. Zwei Jahre nach Freytag's „Ingo und Ingraban" veröffentlichte Dahn seine erste Geschichte aus dem germanischen Altertum.

Vorher war er fast nur mit jugendlichen Versuchen in der Lyrik und im Epos hervorgetreten und sie wiesen doch noch auf andre Muster zurück. „Friedrich Rückert, dem Menschen und Dichter, in liebender Verehrung" war das Erstlingswerk Dahn's gewidmet, das kleine Epos aus dem vierten Jahrhundert „Harald und Theano" (Berlin 1855). Mit Recht begrüßte der greise Dichter in Neuseß die Gabe als eine „liebliche Blüte, die noch reichere Früchte verheißt". Echt epische Anschauung, gepaart mit lyrischer Wärme, kräftige Gestaltungskraft, buntes Kolorit, Reinheit, Frische und einfache Würde der sprachlich-metrischen Darstellung zeichnete die Dichtung aus; in der lebhaft entwickelten Handlung aber waren schon die Grundmotive zu erkennen, die in Dahn's gesamter Poesie immer wiederkehren sollten, die vaterländische Gesinnung, die es auf den Preis altdeutscher Heldenkraft und Seelengröße abgesehen hat, die Gegenüberstellung des Germanentums und des spätantiken Griechen- oder Römertums, der heidnischen Religionen, die auf heiteren Genuß oder trotzige Eroberung der irdischen Welt hindeuten und der christlichen Lehre, die stille Weltentsagung von ihren Anhängern fordert. Und vorzüglich wußte schon in diesem Jugendversuche Dahn die drei verschiedenen Tonarten des Antik-Heidnischen, des Urgermanischen und des Christlichen zu treffen. Mehr aber noch als hier verriet sich Rückert's Einfluß in der Sammlung der lyrischen Gedichte Dahn's von 1857. Für die didaktischen Strophen darin zumal bildete die „Weisheit des Brahmanen" mit Recht das hauptsächliche Muster. Und neben Rückert's Einfluß war besonders stark die Einwirkung Uhland's. Sie war bisweilen schon äußerlich deutlich wahrnehmbar. Wie ein absichtlicher Nachhall des Uhland'schen „Lobes des Frühlings" klang es z. B., wenn Dahn sang:

Frühlingswinde, Frühlingsluft,
Finkenschlag und Maienduft,
Vogelsang und Sonnenschein,
Menschenjubel froh darein,
Ziehen im Triumph voran,
Frühling, deiner Siegesbahn!

Wie Uhland, lehnte auch Dahn sich gern an altdeutsche Volkslieder an; er ließ sich sogar durch die Anfänge mehrerer alter Volkslieder, die er in einer germanistischen Fachzeitschrift zusammengestellt fand, verlocken, eine Reihe von schlichten Weisen zu dichten, welche gleichfalls mit jenen Anfangsworten begannen und den darin angeschlagenen Ton mitunter sehr stimmungsvoll festhielten. Eine kräftige Eigenart und rein lyrische Anlage bekundeten diese Gedichte allerdings nicht, wohl aber eine große Fähigkeit und Fertigkeit des Verfassers, die mannigfaltigsten Empfindungen, Gedanken und Erfahrungen in Verse umzusetzen. Die einzelnen Erscheinungen und Gestaltungen der Natur wurden dabei mit Vorliebe als Symbole des menschlichen Seins und Sinnens betrachtet, das didaktisch-sententiöse Element gewann einen ziemlich breiten Raum und die Reflexion über das Empfinden ließ es nur höchst selten zu einem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung selbst kommen. Aber dabei gelangen einzelne Gedichte dem jungen Verfasser vortrefflich, namentlich solche, in welchen er seine durchweg auf die edelsten Grundsätze gebaute Weltanschauung, sein Verhältnis zu dem Stifter des Christentums und dessen Lehre, seine eigne etwas pantheistische Auffassung des Weltgesetzes aussprach.

Doch glänzend unterschieden sich schon in jener ersten Sammlung die Balladen und Romanzen von den übrigen Gedichten Dahn's. Hier lag zweifellos die ursprüngliche, eigenartige Stärke seines Talentes. Gleichviel, woher er die Stoffe nahm, aus der Volkssage oder

In wachen Nächten, fleiss'gen Tagen
Gedeiht der Lorbeerbaum allein:
Die Wurzel fusset im Entsagen, —
Den Wipfel küsst der Sterne Schein.

Felix Dahn.

aus dem Anekdotenschatze der wirklichen Geschichte, aus dem römischen Altertum, dem deutschen oder provenzalischen Mittelalter, den späteren Jahrhunderten, aus der deutschen, englischen, schottischen, spanischen Litteratur, ziemlich überall traf er den rechten Ton, wußte kraftvoll die Hauptmomente herauszuheben, die handelnden Gestalten mit wenigen, starken Strichen anschaulich zu zeichnen, die Handlung selbst spannend vorzutragen, die Nebenumstände nicht reichlicher und nicht kärglicher, als es eben die Ballade erfordert, stimmungsvoll auszumalen. Ohne sich etwa einseitig auf düstere oder gar unheimliches Grauen erregende Stoffe zu beschränken, blieb er doch immer ernst und vermied vollständig das Komische; obwohl er von eigentlich künstlichen Versarten, besonders von den romanischen oder morgenländischen Strophenformen eines Rückert und Platen wenig wissen wollte, verleugnete er doch niemals im Stil den Kunstdichter, der sich bewußt ist, nach dem prägnantesten, eindringlichsten Ausdruck, zugleich aber auch nach einer rhetorisch gehobenen, schmuckreichen Darstellung zu streben.

Der Dichter erkannte selbst alsbald, daß er für diese Kunstgattung vor allem berufen sei; ihr räumte er weitaus den größten Platz in den späteren Sammlungen seiner Gedichte (1873, 1878 und 1883) ein. Der Charakter seiner Balladenpoesie blieb auch hier der gleiche: seinem künstlerischen Ideale kam aber Dahn in den einzelnen Versuchen jetzt noch näher. Farbenpracht, sinnliche Glut, echte Leidenschaft, wahre Kraft und heller Glanz der Poesie zeichnete seine späteren Balladen in noch höherem Grade als die von 1857 aus. Seine Stoffe aber suchte sich Dahn mit stets wachsender Vorliebe in der deutschen oder nordischen Sage und Geschichte; das patriotisch-nationale Element seiner Dichtung überhaupt wurde auch in dieser besonderen Gattung von Jahr zu Jahr wichtiger. Selbst in der metrischen Form zeigte sich dies. Während Dahn früher nur äußerst spärlich und fast bedeutungslos den Stabreim angewendet hatte, brauchte er jetzt diese altgermanische Versform häufiger, um auch durch sie poetisch zu charakterisieren. In der Art, wie er die Alliteration modern als Bindemittel freirhythmischer Strophen verwertete, war er der Schüler Wilhelm Jordan's und Richard Wagner's; noch kühner als sie häufte er hie und da seine Stabreime und mit diesen die altertümlichen Worte und Wortformen.

Der vaterländische Geist, der in Dahn's lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten weht, durchhaucht ebenso seine dramatische Poesie. Auch seine Dramen, ja selbst die Operntexte, die er entwarf, sind der deutschen oder nordischen Sage oder Geschichte entnommen. Unter allgemeinen dichterischen Gesichtspunkten betrachtet, verdienen diese Dramen manches Lob; auch der äußere technische Aufbau ist bei einzelnen, so besonders bei dem Trauerspiel „König Roderich“, fast tadellos. Die geistige oder sittliche Idee, die in ihnen zum Ausdruck kommt, verdient immer die unbedingte Billigung des modernen Lesers oder Zuschauers. Aber eine eigentlich dramatische Kraft vermißt man doch meistens in ihnen. Selbst in den besten Stücken Dahn's werden die einzelnen Gestalten nicht recht lebendig; sie sind mit zu großen Strichen mehr skizziert als wirklich ausgeführt; es fehlen zu oft die feineren Schattierungen, die unerläßlich sind, wenn wir an eine besondere Individualität der Figuren, die man uns zeigt, glauben sollen. Auch häufen sich die verschiedenen Momente der Handlung oft so stark, daß der Dichter nicht genügend Raum und Zeit zur psychologischen Motivierung gewinnt. Im poetischen Vorwort zu seinem Schauspiel „Skaldenkunst“ hat Dahn dieses „Allzuviel der Handlung“ selbst zugestanden; indem er sich aber hier von dem einen Fehler frei machte, geriet er in den andern, auf jegliche dramatische Handlung überhaupt zu verzichten. Ganz und gar episch geartet trotz des kunstreichen Dialogs ist dieses Schauspiel, wie die meisten Dahn's, von seinem ersten Trauerspiel „Markgraf Rüdeger von Bechelaren“ an, in welchem der Dichter die zweite Hälfte unsres Nibelungenliedes vergeblich dramatisch zu bearbeiten suchte: ein unmögliches Beginnen! Alle tüftelnde Kunst des modernen Dichters vermag diesem Rüdeger keine tragische Schuld aufzuladen oder das letzte grause Morden zwischen den Scharen Etzels und der Burgunder uns dramatisch glaublich zu machen. Ja, die Versuche, hier neu und genauer zu motivieren, verursachen höchstens einen weiteren Mißstand: sie führen zu einer befremdlichen Mischung von alter Reckenkraft und modern-schwächlicher Empfindsamkeit in den Charakteren. Und stehen auch die Schauspiele „Deutsche Treue“, die Verherrlichung des deutschen Reichsgedankens und seines Sieges über den Partikularismus, „Sühne“, einen bedeutsamen Umschwung im rechtlichen und sittlichen Bewußtsein der ältesten Germanen darstellend, und die frisch bewegten Lustspiele „Die Staatskunst der Frauen“

und „Der Kourier nach Versailles“ hoch über jener Nibelungentragödie, die echte dramatische Wirkung, die das unverkennbare Zeichen der rechten dramatischen Anlage ist, bringen sie doch nur in einzelnen Stellen und selbst hier selten, niemals aber im ganzen hervor.

Viel mehr Gelegenheit zur Entfaltung seiner eigentümlichen Schaffungskraft fand Dahn im Roman. Hier ist es ihm, wie in seinen Balladen, fast immer gelungen, Menschen, wirklich lebende Menschen, deren Wesen, Handeln, Denken und Empfinden uns ungemein anzieht, anschaulich uns vor das Auge zu stellen, uns zu spannen und zu fesseln, selbst wo die Fäden der Handlung ziemlich einfach durch einander gewoben sind, ein merkwürdiges Kulturbild aus vergangener Zeit und darin öfters ein bedeutsames philosophisches Problem uns zu zeigen. Fast ausnahmslos hat sich Dahn im historischen Roman versucht, und auch er ist der Gefahr nicht immer entgangen, allzu reichlich und zu wissenschaftlich-genau die geschichtlichen Zustände, Sitten und Anschauungen alter Zeiten zu schildern; den Kern seiner Romane jedoch bilden stets seelische Probleme; jene kulturhistorischen Schilderungen ordnen sich bei ihm stets der Erzählung menschlicher Schicksale unter, während im eigentlichen gelehrt-archäologischen Roman diese Erzählung nur als nebensächliche Illustration der wissenschaftlichen Darlegung dient. Mit einer angeblichen nordischen Sage aus dem zehnten Jahrhundert, der im wesentlichen aber frei erfundenen Geschichte „Sind Götter?“ betrat Dahn das Gebiet des Romans. Die Nachahmung des altnordischen Erzählungstones führte hier freilich zu mancherlei Künstelei und manierierter Übertreibung; nichtsdestoweniger bekundete der Versuch überall ein hervorragendes Talent, zugleich freilich eine bedenklich trübe, an philosophisch-religiösen Nihilismus streifende Weltanschauung als Ergebnis heftigster Geisteskämpfe. Der zweite Roman, in welchem Dahn die altnordische Welt neu zu beleben versuchte, „Odhins Trost“, zeigte die formale Manieriertheit der vorigen Erzählung zu einem noch höheren Grade gesteigert; aber wie die Phantasie des Dichters sich hier in kühn gestaltender Freiheit schön erging, so erfreute den Leser zugleich die reinere und bei allem Ernst heitere Lösung, welche hier für das früher so pessimistisch erfaßte Welträtsel gefunden war: an Stelle des halt- und endlosen Zweifels war jetzt der Glaube an die unerschöpflich gestaltende Unendlichkeit des Alls getreten. In frühere Jahrhunderte und zu südlicheren Gefilden, auf den Boden der Völkerwanderung führt Dahn's Hauptwerk, der vierbändige Roman „Ein Kampf um Rom“ (Leipzig 1876). In großen Zügen, die immer aufs neue die meisterliche Darstellungskunst des Verfassers bewähren, werden die heldenhaften Kämpfe uns vorgeführt, unter denen das Ostgotenreich in Italien seinen Untergang fand. Ein in der Geschichte weit ausgedehnter Zeitraum wird künstlerisch in den engen Rahmen des Romans zusammengedrängt und trotz des widerstrebenden Stoffes wenigstens äußerlich eine gewisse Einheit erzielt. Aber viel stärker als in diesen Grundlinien der Komposition tritt die dichterische Kraft des Erzählers in der farbenprächtigen Ausmalung der einzelnen Szenen und in der großartigen, lebendigen Charakteristik der zahlreichen Gestalten auf germanischer und römischer Seite hervor. Was Dahn in seinen Dramen so selten erreichte, den Eindruck gewaltiger, unentrinnbarer Tragik, zugleich höchste, straffste Spannung des Interesses, das vermochte er hier öfter als einmal vollständig zu bewirken. In der Zeit der Völkerwanderung blieb Dahn von diesem Roman an heimisch. Zwar suchte er auch noch einige Male das spätere Mittelalter, die Zeit der Kreuzzüge und selbst noch modernere Zeiten in seinen Erzählungen poetisch darzustellen, so besonders in der durch leidenschaftliches Empfinden und warme Schilderung ausgezeichneten Novelle „Reinhard und Fatme“ aus dem Ende des elften Jahrhunderts, in der zweibändigen Erzählung „Die Kreuzfahrer“ aus dem dreizehnten Jahrhundert und in seinem neuesten Roman „Weltuntergang“, der die allgemeine Erwartung des Weltendes um das Jahr 1000 zur historischen Voraussetzung hat; die Mehrzahl seiner späteren Geschichten aber kündigte sich schon auf dem Titelblatte als Romane aus der Völkerwanderung an, so „Felicitas“ (um 476 nach Christus), „Bissula“ (um 378), „Gelimer“ (um 534), „Die schlimmen Nonnen von Poitiers“ (um 589), „Fredigundis“, „Attila“. Hier kehren manche Motive, Situationen und Gestalten aus dem „Kampf um Rom“ wieder; die gewaltige Kraft und die tragische Größe dieses Werkes ist aber nirgends mehr erreicht. Selbst wo der geschichtliche Vorwurf ein durchaus ähnlicher wie dort war, z. B. in „Gelimer“, mahnt der kürzere Roman nur wie ein schwächerer, zwar immerhin noch großartiger Nachklang an jenes gewaltige Werk. Sonst dringt aber auch mitunter allzu moderne Empfindung und selbst Empfindsamkeit in die Darstellung jener reckenhaften Zeit und ihrer Menschen ein, und die vaterländische Begeisterung verleitet den Verfasser hie und da zu einer leichten Idealisierung der germanischen Helden und Heldinnen. Der engere Zeitraum, den alle diese Romane umspannen, gestattet dem Dichter meistens eine straffere Einheit der Komposition als in seinem Hauptwerke. Ein wirklich neues Element weisen „Die schlimmen Nonnen von Poitiers“ auf: hier treibt manchmal auch ein gesunder, frischer Humor, der sonst der Dahn'schen Poesie ziemlich fremd ist, sein munteres Spiel.

Als patriotischen Dichter vor allem schätzen wir Dahn; aber wie heiß auch die vaterländische Begeisterung in seinem Herzen glüht, eben weil er ein echter Dichter und ein echter Deutscher ist, ist er kein einseitiger Patriot, der ungerecht alles Nichtdeutsche verachtet. Das alte Lob Deutschlands „gerecht gegen das Ausland“ gilt auch für ihn; um so schöner klingt nur aus seinem Munde das Bekenntnis, daß ihm deutsche Weisheit, Kunst und Sitten über alles gehen, daß er es für den höchsten Menschenruhm achtet, in seines Volkes Herrlichkeit das edelste Gut des Mannes zu finden, dafür zu lehren, zu schaffen, zu leben und zu sterben.



Litterarische Notizen.

— Wie alljährlich zur Frühlingszeit hat sich auch diesmal das Goethe-Jahrbuch als stattliche und willkommene Gabe eingestellt, nicht bloß für den Goethe-Philologen, sondern auch für den allgemein Gebildeten. In diesem letzteren Umstand wurzelt ein gut Teil seiner Bedeutung, es ist so ziemlich das einzige litterarhistorische, nach streng wissenschaftlichen Prinzipien geleitete Unternehmen in Deutschland, dem es gelungen ist, sich trotz dieser Abkehr von aller überflüssig leutseligen Tonart einen Freundeskreis von Tausenden und Abertausenden zu schaffen und eine Verbreitung zu erringen, welche jene gelehrter Zeitschriften oder etwa des Shakespeare-Jahrbuchs um das zehn-, ja mehrfache übertrifft. Mag allerdings ein Teil dieses äußeren Erfolges in der mächtigen Hilfe zu suchen sein, welche die Goethe-Gesellschaft dem Jahrbuch durch die Verteilung an ihre Mitglieder gewährt, so ist doch auch das Verdienst des Herausgebers Ludwig Geiger nicht zu unterschätzen, der sich auch hier als tüchtiger Redakteur bewährt hat, der ganz genau weiß, worauf es bei solchen Dingen ankommt. Eine Kritik des gesamten Buchs und der Prinzipien, nach welchen Geiger verfährt, wäre überflüssig, sie dürften jenen Lesern, an welche sich diese Zeitschrift wendet, wohl durchaus bekannt sein. Wohl aber sei kurz auf den Inhalt dieses neuesten, XI. Bandes hingewiesen. Unter den Mitteilungen aus dem Goethe- und Schillerarchiv ist das „Ghasel auf den Eilfer“ die weitaus interessanteste Gabe. Vermutlich am 10. Oktober 1815 niedergeschrieben, ist es eines der ersten Gedichte, in welchen sich Goethe der ihm neuen Ghaselenform bedient. Die Form ist ungeglättet, das Ganze sichtlich ein erster Entwurf, aber der Inhalt sehr frisch, lebendig und charakteristisch, ungleich lebendiger und dichterisch wertvoller, als jene Umarbeitung, welche zuerst Herr von Loeper nach einer im Besitze des Senators Culemann in Hannover befindlichen Handschrift 1868 mitgeteilt hat (Hempel IV, S. 178). Vergleicht man diese Umarbeitung mit dem nun vorliegenden ersten Entwurf, so kann man nicht verkennen, daß diese erstere eigentlich ein neues Gedicht war, im Inhalt viel blasser und kälter, als jenes bacchantisch dahinflutende Ghasel von 1815. Der Mitteiler, Konrad Burdach, hat der Versuchung nicht widerstanden, das Gedicht stark zu überschätzen — er vergleicht es wirklich und wahrhaftig mit „Wanderers Sturmlied“! — immerhin muß die Gabe auch bei kühlerer Prüfung als eine durchaus dankenswerte erscheinen. Von den sonstigen Gaben aus dem Archiv sei noch der Briefwechsel zwischen Goethe und von Dietz in Berlin, welcher Orientalist den Dichter bei Abfassung des Westöstlichen Divan mit seinen Fachkenntnissen unterstützte, genannt; ebenso können die Briefe von Reinhard an Kanzler Müller einiges Interesse gewähren. Hingegen möchten wir bezweifeln, ob eine Gabe, wie die Mitteilung des Ausgabebuchs von Goethe's Diener auf der schlesischen Reise von 1790 selbst dem eingefleischtesten Goethe-Philologen an dieser Stelle willkommen ist. Enthält ein derartiges Büchlein neue Angaben, die von irgend welchem Belange sind, so teile man das Resultat in wenigen Zeilen mit, der Raum des Goethe-Jahrbuchs scheint uns für derlei Lapalien zu kostbar. Weggewünscht hätten wir auch die Mitteilung der beiden apokryphen Gedichte, da der Mitteiler selbst nicht im Zweifel ist, daß sie nicht von Goethe herrühren. Unter den ungedruckten Briefen — es sind deren nicht weniger als 49 — finden sich wie immer, und wie dies ja auch gar nicht zu vermeiden, wichtige und unwichtige durch einander. Immerhin ist die Auswahl an charakteristischen Stücken diesmal eine reiche; wir erwähnen nur die Berichte über die beiden unmündigen Waisen von Mandelsloh, aus welchen Goethe's Mildherzigkeit und Fürsorge spricht, ein sehr interessantes Briefchen an Schiller, eine Reihe von Briefen an Frau von Eybenberg und eine solche an das Handlungshaus von Lämel in Prag, allerdings nur ein gleichgiltiges Geldgeschäft betreffend, aber durch die Tonart und die daraus ersichtliche Weise der Geschäftsgebahrung sehr dankenswert. Das gleiche gilt von den beiden Briefen an August von Goethe aus dem Jahre 1830, während aus den Briefen an Goethe jener von Lavater, sowie ein kurzes Schreiben von Schiller interessant sind. Goethe wollte im Herbst 1802 sein kleines Vorspiel „Was wir bringen“, mit welchem am 26. Juni jenes Jahres das Lauchstädter Theater eröffnet worden, bei Cotta erscheinen lassen, und fragte bei Schiller an, was man mit Billigkeit fordern könnte; Schiller benahm sich auch diesmal, wie in allen derartigen Fragen, zugleich gewandt und loyal gegen beide Teile. Dem Freunde bezeichnete er 50 Karolin als ausreichenden Preis, dem Verleger sprach er von 60 Karolin, zu welchem Preise denn auch der Abschluß erfolgte. Unter den Abhandlungen erscheint eine solche von Suphan, „Karlsbad 1785“, durch Mitteilungen aus dem bisher unbekannten Tagebuch des Grafen Moritz von Brühl besonders frisch und lebendig. Das unbekannte Liedchen von Goethe, das da mitgeteilt wird, wird des Dichters Ruhm freilich nicht mehren noch mindern. Ganz speziell für den Goethe-Philologen geschrieben sind die Anmerkungen Loepers zu den Sprüchen in Prosa, während M. Büsgen's Essay über Goethe's botanische Studien auch jedem andern Leser des Jahrbuchs erfreulich sein wird. Durch scharfsinnige, wenn auch nicht auf Wesentliches gerichtete Kombination bemerkenswert ist auch Hermann Dechend's kurzer Aufsatz „Die Seelsorger der Goethe'schen Familie“. Eine reiche Auswahl von Miscellen und eine wie stets mit aufopferndem Fleiße zusammengestellte Bibliographie beschließen den Band, dessen künstlerischer Schmuck diesmal ein besonders reicher ist: es sind die Lichtbilder Goethe's, Christianen's und August's nach den von Rabe in Weimar 1811 gemalten Miniaturen.

— Wenn es ein sicheres Merkzeichen des Idealismus ist, sich um Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Prämissen, von denen man ausgeht, nicht im geringsten zu kümmern, und jene Ziele, denen man zustrebt, durch möglichst vieldeutige und abgegriffene Schlagworte auszudrücken, dann ist der anonyme Verfasser der Broschüre „Die Herrschaft der Spekulation in der Litteratur“ (Neue litterarische Volkshefte 10, Berlin, Richard Eckstein Nachf.) ein Idealist vom reinsten Wasser; anders freilich werden Jene über ihn urteilen, welche vom Idealismus etwas differierende Begriffe haben. Er beginnt zunächst mit der Klage über die Überproduktion an belletristischer Litteratur, wie sie derzeit in Deutschland herrsche, und sucht dies dadurch zu beweisen, daß im zweiten Halbjahr 1889 879 derartige Schriften in Buchform erschienen seien. Die Klage ist nicht neu, aber sie wird durch die häufige Wiederholung nicht berechtigter. Thatsächlich ist die Überproduktion in Deutschland, wenn man die Ziffern aus den Achtziger und Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit den heutigen vergleicht und dabei in Rechnung zieht, wie ungeheuer die Zahl der Leser durch die Vermehrung der Kopfzahl, den höheren Grad der Volksbildung, vor allem aber auch durch den größeren materiellen Wohlstand gewachsen, allmählig nicht größer, sondern geringer geworden. Ebenso unrichtig ist, daß heute „neben den eigentlichen Dichtern ein eigentlich undichterischer Schriftstellerstand aufgeblüht, und mit ihm eine von vornherein auf Gelderwerb gerichtete Litteratur.“ Die Wahrheit ist vielmehr, daß sich ein derartiger undichterischer Schriftstellerstand in dem Augenblick in Deutschland entwickelte, wo eben die materiellen Voraussetzungen zu demselben gegeben waren, wo es einen zahlenden Verlagsbuchhandel und ein kaufendes Publikum gab, also etwa seit Gottsched's Tagen. Nun ist es ja allerdings Ansichtssache, wie weit man den Zustand, in

dem wir seit etwa anderthalb Jahrhunderten stecken, als ein Zeitalter der Überproduktion charakterisieren will oder nicht, aber es ist ein Beweis großer Unkenntnis und heißt der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagen, wenn man diese Bezeichnung etwa nur auf die Gegenwart anwendet und der Vergangenheit gegenüber aus demselben Anlaß als laudator temporis acti auftritt. Ebenso ist das, was der Verfasser über die Korruption der Presse sagt, nur cum grano salis oder vielmehr mit einem ganzen Scheffel Salz als richtig aufzunehmen. Daß der Journalismus der Litteratur auch Abbruch thut, indem er dieser viele talentvolle Kräfte entzieht, welche sich sonst dem dichterischen Schaffen zuwenden würden, daß er manches Buch im Absatz schädigt, ist richtig. Aber ebenso richtig ist, daß er der Litteratur auch wesentlich nützt, indem er die Kenntnis von ihrem Schaffen in Kreise trägt, die sich noch vor zwei Generationen nicht träumen ließen, daß es auch Dichter und Dichtungen gäbe, und ebenso richtig ist ferner, daß mancher Schriftsteller, ohne irgendwie aus seiner künstlerischen Bahn zu weichen, gleichwohl gerade durch den Abdruck seiner Werke in Zeitungen und Zeitschriften die Möglichkeit, weil die Muße gewinnt, künstlerisch zu schaffen, während er sonst, von der Sorge ums Brot getrieben, überaus hastig schaffen müßte. Die bewegliche Geschichte, welche der Herr Anonymus von den Leiden des jungen Schriftstellers erzählt — er muß zunächst die Herstellungskosten seines ersten Werkes bezahlen und gerät dann in den Journalismus — hat sich in derselben Weise, seit wir überhaupt eine Litteratur haben, unzählige Male abgespielt, nur daß es in früheren Zeiten nicht der Journalismus war, welcher den Autor ruinierte, sondern die Notwendigkeit, zu jeder Messe ein dickleibiges Buch fertig zu stellen. „Die bloßen Thatsachen des litterarischen Weihnachtsmarktes", heißt es ferner, „und der Illustrationswut sind Kennzeichen der litterarischen Spekulation." Man hört dies sehr oft und es steckt auch ein richtiger Kern in der Behauptung, aber als allgemein giltige Wahrheit wie hier darf man sie beileibe nicht aufstellen. Die Illustrationswut, die übrigens sehr alt ist und auch in der Zeit der Kupferstich-Almanache recht kräftig blühte, nahm dann allerdings in demselben Maße als die Errungenschaften der modernen Technik die Reproduktionsmittel verbilligten, immer mehr zu, ist aber heute bereits stark im Abnehmen begriffen und hat mit der litterarischen Spekulation nur insofern etwas zu thun, als eben auch sie zum Gegenstand solcher Spekulation gemacht werden kann, wie so ziemlich alles Andere auch. Der litterarische Weihnachtsmarkt aber blüht lange nicht so herrlich mehr wie noch vor einem oder zwei Lustren, und ist zudem bei einem Volke, welches noch nicht gewohnt ist, eine Bibliothek unter die nötigen Bedürfnisse zu zählen, sondern nur eben Bücher zum bestimmten Geschenkzweck kauft, eine durchaus natürliche Erscheinung, die sich übrigens auch in solchen Ländern wiederholt, wo die Kauflust an sich ungleich reger ist, als in Deutschland, z. B. in Dänemark. Auf die Frage: Ist auf dem heutigen Markt der Produzent, der Konsument oder der Zwischenhändler Ausschlag gebend, hat der Verfasser natürlich die Antwort bereit: „der Konsument, das Publikum", was aber freilich nur insofern wahr ist, als es naturgemäß und berechtigt ist. Thatsächlich ist das deutsche Publikum in seinem Geschmack noch immer recht leicht lenkbar und zwar auch zum Guten, wie die buchhändlerischen Erfolge der Heyse, Keller und C. F. Meyer erweisen, die in einzelnen Fällen weitaus größer sind als die der Mode-Autoren. Mit den Redakteuren der Zeitschriften ist der Verfasser rasch fertig: „Alle setzen ihren Stolz darein, in erster Linie möglichst viele Abonnenten zu gewinnen; die notariell beglaubigte Auflage von 10 000 schwebt vor ihnen als höchstes Ideal; in den Dienst dieser Aufgabe stellen sie ihre redigierende Kraft, ihren Geschmack, ihre Ansichten, ihre Begeisterung! Begeisterung? Pah, lächerlich!!" Alle! Man höre wohl, es giebt keine Ausnahme von dieser Regel! Und das wagt man zu derselben Zeit drucken zu lassen, da es in Deutschland eine Reihe ernsthaft und nach ehrlichsten litterarischen Grundsätzen redigierter Zeitschriften giebt, welche ohne alle Rücksicht auf äußeren Erfolg stets jenen Zielen nachstreben, welche sie sich gesteckt. Mit der gleichen Berechtigung spricht der Autor der modernen Kritik den Charakter und die Unabhängigkeit ab, in Wahrheit ist es auch nach dieser Richtung, wenn man die Zustände der Saphir und Rellstab mit denen von heute vergleicht, in Deutschland ungleich besser geworden. Soweit die Kritik — nun das Positive. Hier geht der Autor vollends ganz und gar in der Phrase auf. „Hebung des sittlichen Ernstes und der Charakterkraft im Volke werden gleichmäßig im stande sein, die Litteratur von der Herrschaft der Spekulation zu befreien". Gewiß ist sowohl die Charakterkraft unseres Volkes, als „der Humanismus unserer Dichter" einer Steigerung fähig, ob aber damit etwas genützt ist, wenn man diese abgegriffenen Schlagworte wieder einmal gesperrt drucken läßt?! Ebenso abgedroschen und tausendmal gesagt sind die Phrasen gegen die Denkmalswut und die Musiksimpelei, wie gegen den Theaterluxus. All' dies ist einem Offizier in den Mund gelegt, welcher an einen deutschen Marine-Offizier in Ostafrika schreibt. Ein bißchen Ostafrikanisch macht sich nämlich jetzt auf einem Büchertitel ganz gut und bewegt vielleicht Den und Jenen, 50 Pfennige für eine Broschüre zu opfern, was er sonst unterließe. Besagter Marine-Offizier erklärt in seiner Antwort, es bedürfe eines kritischen Litteraturorgans ersten Ranges, dann werde alles besser werden. Es ist erfreulich, daß man auch in Ostafrika sich für die Schäden unserer Litteratur interessiert, und es ist ferner ganz begreiflich, daß ein Offizier dort über seinen sonstigen Beschäftigungen nicht die Zeit findet, sich in der Geschichte unseres geistigen Lebens, wie jener unserer Nachbarvölker etwas umzuthun. Denn in welcher Epoche unserer Litteratur haben wir ein solches kritisches Organ ersten Ranges gehabt, welches mit voller Unbefangenheit und Gerechtigkeit alle Erzeugnisse, gleichviel welcher künstlerischen Richtung beurteilte, und welches Nachbarvolk hat ein solches Organ aufzuweisen?! Im übrigen mißverstehe man uns nicht. Daß auch in unserer Litteratur die Spekulation vielfach die Herrschaft führt, bestreiten wir nicht, aber neben vielem Anderen scheint uns auch diese Broschüre ein Beweis dafür.

— In einem kleinen Schriftchen: „Die deutsche Druckschrift" (Weimar, G. Weißbach, 1890) stellt Dr. Emil Pfeiffer in Wiesbaden jene Gründe, welche die Frakturschrift als völlig unberechtigte Eigentümlichkeit erscheinen lassen, kurz und übersichtlich zusammen. Er erinnert daran, daß die Germanen allerdings, wenn auch nicht Erfinder der kleinen Buchstaben, der Minuskeln, so doch der Minuskelschrift gewesen, daß aber diese „urgermanische, zur Zeit des größten Glanzes des Deutschen Reichs herrschende und als Buchschrift einzig gebräuchliche Minuskelschrift genau und Zug für Zug unsere lateinische Druckschrift gewesen." Zur „gotischen" (Fraktur) Schrift, die sich in Frankreich ausgebildet, sind wir in Nachahmung der Franzosen zu einer Zeit geraten, „da wir künstlerisch und litterarisch in völliger Abhängigkeit von Frankreich waren", und mit uns nahm sie ganz Europa an; nur behielten wir sie dann leider, als sie alle anderen Nationen (am spätesten die Skandinavier) wieder ablegten. Dies und anderes ist ja nicht neu, aber es findet sich in Herrn Pfeiffer's Schriftchen gut und klar zusammengetragen, und darum mag dasselbe Jenen, die noch an dem Vorurteil festhalten, „daß unserer sogenannten deutschen Druckschrift irgend etwas Deutsches oder Nationales nachzurühmen wäre", empfohlen sein. Da Vernunft und praktisches Bedürfnis auf die Dauer doch immer Sieger bleiben, so sind wir unsererseits fest überzeugt, daß unsere Enkel sich vorwiegend, unsere Urenkel ausschließlich der Antiqua bedienen und über unser erfolgreiches Bemühen, den Leserkreis des deutschen Buches und des deutschen Blattes auch noch künstlich durch den Gebrauch einer sonst für Niemand lesbaren Schrift einzuengen, höchlich verwundert sein werden.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VIII. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juli 1890.

Die Hitzköpfe.

Lustspiel in einem Akt von Eduard von Bauernfeld.

Personen:

Herr v. Malrepos.
Kapitän Saint Amand.
Celine } seine Schwestern.
Annette }
Marquis d'Aubusson de la Feuillade.
Die Marquise.
Malrepos' Hauswirt.
Ein Notar.
Kammerdiener bei den Saint Amands.

Schauplatz: Paris unter Ludwig XIV.
Rechts und links von der Bühne aus.

(Saal bei den Saint Amands. Im Hintergrund links die Eingangsthüren, gegenüber rechts eine Thür, mit Portieren verhängt. An einer Wand das Bildnis Ludwig's XIV. in Lebensgröße.)

Erste Szene.

Malrepos. Der Kammerdiener (treten ein).

Malrepos. Das Fräulein macht Toilette? Gut. Ich warte.
Kammerdiener. Ihr Hauswirt, gnäd'ger Herr, steht vor der Thür —
Malrepos. Was rennt er mir in fremde Häuser nach?
Kammerdiener. Er scheint pressiert.
Malrepos. So soll er kurz sich fassen!
(Kammerdiener ab.)

Zweite Szene.

Malrepos (allein). Dann der **Hauswirt.**

Malrepos (allein blickt nach den Portieren).
Ein Bräutigam muß sich gedulden lernen —
(Geht unruhig auf und ab.)
Hauswirt (tritt ein).
Mein gnäd'ger Herr befindet sich? Vortrefflich!
Das Ausseh'n frisch, gesund —
Malrepos. Nur schnell! Was wollt Ihr?
Hauswirt. Es heißt, mein Gnädigster will sich verändern —
Malrepos (fährt ihn an).
Wer sagt Euch das? Zum Henker —
Hauswirt. Nicht? Ist auch gut —
Sie haben Ihre Wohnung mir gekündigt.
Malrepos. Sie ist voraus bezahlt bis Ende dieses!
Hauswirt (überhörend).
So hab' ich mich, voll Schmerz um des Verlustes
So edlen Herrn und meines hohen Gönners
Um einen andern Mietsmann umgesehn —
Malrepos. Das war sehr klug —
Hauswirt. Es ist ein Herr Vicomte,
Der morgen oder übermorgen schon —
Malrepos. Mich aus dem Hause werfen will?
Hauswirt. Sei Gott für!
Doch über-übermorgen —
Malrepos. Werd' ich bleiben!
Hauswirt. In drei, vier Tagen also?
Malrepos. Bleiben!
Hauswirt. Bleiben?
Bemerken muß ich noch, mein Herr Vicomte
Ist Richter bei dem Ober-Tribunal!
Malrepos. Und wär' er Richter in der Unterwelt,
Ich halte auf mein Recht und damit holla!
Hauswirt. Sie wollen einen armen Mann ruinieren?
Ihr Gnaden, das ist boshaft!
Malrepos. Boshaft?
Hauswirt. Ja!
(Mit Insolenz.)
Und wenn wir nicht in Güte uns vergleichen,
So werd' ich ans Gericht mich wenden müssen!
Malrepos. Ihr ans Gericht?
Hauswirt. Ich zahle meine Steuern,
Bin Bürger, Patriot, mein Vetter ist
Hof Lieferant —
Malrepos. Ihr aber seid ein Schuft!
Hauswirt. Sie schimpfen einen Bürger von Paris?
Das kostet zwanzig Franken!
Malrepos. Und was kostet's,
Wenn ich die Ohren Dir vom Kopfe schneide?
Hauswirt (retirierend).
Das ist nun eben gar nicht zu berechnen —
Malrepos. Hinaus mit Dir —

Dritte Szene.

Vorige: Celine (bereits früher zwischen den Portieren sichtbar).

Celine (tritt vor). Mein lieber Malrepos —
Malrepos. Fräulein Celine, gleich zu Ihren Diensten —
(Gemäßigt zum Hauswirt.)
Geht, guter Freund! Wir sprechen uns zu Hause —
Hauswirt (boshaft). Das Fräulein Braut vielleicht?

Malrepos (stampft mit dem Fuß). Hinaus!
Hauswirt. Empfehl' mich — (Rasch ab.)

Vierte Szene.

Celine. Malrepos.

Celine. Mein Schwager war ein wenig hitzig?
Malrepos. Schwager?
Ich bin's noch nicht —
Celine. Sie müssen's sich's gewöhnen!
(Geht zu ihrem Arbeitstischchen zur Seite links).
Malrepos. Sie sind in Gala?
Celine. Auch Annette. Weil wir
Besuch erwarten —
Malrepos. So, Besuch? Schon wieder?
Celine. Ein neues Ehepaar voll Zärtlichkeit,
Ein Musterpaar für Heiratskandidaten,
Marquis von Aubusson samt Frau Marquise.
(Setzt sich zu ihrer Stickerei.)
Malrepos. Er ein Hanswurst, sie eine Modedame.
Celine. Sie sind heut' guter Laune?
Malrepos. Ich? Warum?
Celine. Ich hätte eine Bitte —
Malrepos. Sie befehlen. (Tritt näher.)
Celine. Wir haben, daß Sie Bräutigam, verschwiegen
Vor aller Welt — nach Ihrem Willen —
Malrepos. Bis mein Hotel erst völlig eingerichtet,
Mein schönes Bräutchen würdig zu empfangen.
Celine. Doch das Geheimnis länger zu bewahren
Vor unsern lieben Eltern auf dem Lande — (Hält inne.)
Malrepos. Des Bruders Jawort hab' ich zwar —
Doch sei's!
Ich reise morgen zu den lieben Eltern,
Begehr' Annetten's Hand nach Väter Sitte. (Sitzt zu ihr.)
Celine. Sie sind ein gold'ner Schwager!
Malrepos. Will mir's merken!
So darf auch ich jetzt eine Bitte wagen?
Celine. Im vornhinein gewährt!
Malrepos. Sie sind gebunden!
Doch erst ein Wort von mir und über mich.
Auf unsern Gütern in der Normandie
Verlebt' ich meine Jugend ziemlich einsam,
Schlug mit Verwaltern mich herum und Pächtern,
Und unter Bauern war ich halb verbauert,
Dacht' an nichts weniger als an — (Hält inne.)
Celine. An Heirat?
Malrepos. Doch da verlor ich meine liebe Mutter
Und ward der Einsamkeit bald überdrüssig.
So kam ich nach Paris, wo mich Ihr Bruder,
Mein Jugendfreund, mit Herzenswärme aufnahm.
Hier fand ich Eure Schwester —
Celine. Seinen Liebling!
Die Eltern hatten sie ihm anvertraut —
(Nimmt ihre Arbeit wieder auf.)
Malrepos. Dem Kapitän besorgte sie das Haus
Mit reizend emsiger Geschäftigkeit.
Ihr sanftes Wesen, ihre Herzensgüte
Wird meinen heftigen Charakter mildern.
So meint der Kapitän. Auch Sie?
Celine. Gewiß!
Malrepos. Drauf kamen Sie vom Land, vom Elternhause,
Mein Bräutchen und mich selbst zu überwachen —
Celine. Der jungen Schwester bin ich treu zur Seite!
Malrepos. Jetzt aber überfällt mich schier ein Bangen,
Denn ich verstehe nichts von Hauswirtschaft,
Ich bin ein eingefleischter Junggesell.
Nun kommt mir da ein wunderschönes Kind
Wie eine Fee aus Zauberland geflogen
In mein Palais.
Celine (arbeitet ohne aufzusehen). Es ist bald fertig?
Malrepos. Nächstens!
Wie aber soll die Göttin ich empfangen?
Sie einquartieren? Ihr's behaglich machen?
Ich weiß mir nicht zu raten noch zu helfen —
Celine (wie oben).
Annett' ist praktisch, wird sich bald d'rein finden.
Malrepos. Ich aber bin es nicht! (Rückt näher.)
D'rum müssen Sie,
Celine, unsern jungen Haushalt teilen,
Die stillen Mauern unsers neuen Heims
Durch Ihre frische Gegenwart beleben.
Sie schweigen? Sinnen nach? Sie überlegen?
Celine. Mein lieber Malrepos, da sag' ich nein!
(Steht auf.) Die Ehe ist zu Zweien. Jedes Dritte
Kann sie nur schädigen.
Malrepos (springt auf). Doch eine Schwester!
Und wenn Annette es wünscht!
Celine. Das wird sie nie!
Sie denkt wie ich; ich kenne meine Schwester.
So jung sie ist so eisern ist ihr Wille —
Besonders in dem Punkt —
Malrepos. So jung sie ist, so —
Celine (geht nach rechts, wirft einen Blick hinter die Portieren).
Malrepos (folgt ihr). Sie kommt?
Celine. Noch nicht! Wenn wir Toilette machen —
(Geht wieder nach links.)
Malrepos. Sie meinten in dem Punkt?
Celine. Da bleibt sie fest!
Bei uns daheim zerschlug sich eine Heirat,
Weil er, der Bräutigam, die eig'ne Mutter
Ins Haus und in die Wirtschaft wollte nehmen,
Das hat sie sich gemerkt und darauf hält sie.
(Geht wieder nach links.)
Malrepos (lacht).
Ja, eine Schwiegermutter! Das begreift sich!
Doch eine Schwägerin — das ist ein And'res!
Celine. Es ist ein Fremdes, Drittes, und es taugt nicht.
(Wendet sich wieder zur Arbeit.)
Malrepos (fährt sie an). Das ist Ihr Eigensinn!
Celine. Schon wieder hitzig? (Setzt sich.)
Malrepos. Seit vierzehn Tagen bin ich wie ein Lamm
Und lass' von den Besuchern mich betrachten
Und mich begaffen wie ein selt'nes Tier,
Als ahnten sie in mir den Bräutigam —
Und sie verweigern mir die kleine Bitte!
Celine. Ich folge meiner innern Überzeugung.
Malrepos. Sie haben Ihren Kopf!
Celine. Wie meine Schwester —
Malrepos (geht herum, tritt zu ihr).
Sie werden uns bisweilen doch besuchen?
Celine. Als Schwägerin? Natürlich —
Malrepos. Auch als Freundin!
Ich kann mein Bräutchen ohne Sie nicht denken!

Fünfte Szene.

Vorige. Annette (von der Seite rechts).

Annette. Vergebung, wenn ich warten ließ —
Malrepos (eilt auf sie zu). Die Fee!
Annette. Gefall' ich Ihnen? (Weist auf ihr Halsgeschmeide.)
Ihr Geschenk, es sitzt mir?
Malrepos. Als Folie Ihrer Jugend, Ihrer Schönheit!
(Ergreift ihre Hand.)
Annette. Sie schmeicheln mir?
Malrepos. Nein, ich bewundere Sie!
(Sitzt mit ihr zur Seite rechts.)
Annette. Ich war befangen erst in unserm Umgang,
Doch faßt' ich später Mut, sprach frei und offen,
Wie mir's die Schwester riet —
Malrepos. Die Schwägerin?
Annette. Sie aber kamen freundlich mir entgegen,
So daß sich meine Schüchternheit verlor,
Ich Ihnen herzhaft jetzt ins Auge blicke!
So kamen wir uns näher, Tag für Tag —
Malrepos. Bis zu der Stunde, die uns ewig bindet —
Annette. Ich eine Frau! So jung! Kaum — ja
kaum achtzehn!
Malrepos. Und ich ein alter Mann!
Annette (lacht). Sie?!
Malrepos. Fünfunddreißig!
Annette. Das Alter unsres Bruders! Gelt, Celine?
(Naiv pedantisch.)
Ein Mann ist niemals alt.
Malrepos. Man hört das sagen.
Annette. Ein Weltmann Sie und ich ein einfach
Mädchen
Vom Lande her, doch ich versteh' die Wirtschaft
Und werde mich als Frau nicht spotten lassen!
Und Sie sind gut! Das haben Sie bewiesen,
Als Sie mein krankes Hündchen sorgsam pflegten,
Das Tierchen Ihnen dankbar schmeichelte.
Ein guter Mensch, das lass' ich mir nicht nehmen,
Wer Tiere liebt und wen die Tiere lieben.
Malrepos (mit Humor).
Die Pferde geh'n mir zu, sogar die Katzen,
Ich bin beliebt bei allen Quadrupeden.
Annette. Doch vornehm wie Sie sind und im Verkehr
Auch mit der großen Welt, die ich nicht kenne,
Bedarf ich Ihrer Weisung und Belehrung,
Daß ich in allem Ihren Willen treffe.
Malrepos. Sie sind ein liebes, gutes Kind! So sanft —
(Schlingt den Arm um sie, sie sprechen leise.)
Celine (für sich). Ich bin zu viel! (Steht auf, ordnet ihre Arbeit.)
Malrepos (im Gespräch mit Annetten).
Und Sie versprechen mir,
Bin ich Ihr Mann —
Annette. Ja doch! Dann will ich Ihnen
Gehorsam sein — (Macht sich langsam los.)
Celine (tritt hinzu). Versprich nur nicht zu viel!
(Im Abgehen.)
Was ist denn Großes, einen Mann zu nehmen?
Malrepos (will auffahren).

Sechste Szene.

Vorige. Kapitän Saint Amand.

St. Amand. Kinder, Ihr müßt nach Haus!
Celine. So plötzlich?
St. Amand. Krieg
Mit Flandern vor der Thür!
Malrepos. So ist's beschlossen?
St. Amand. Die Herrn Minister sitzen und beraten,
Doch bis zum Abend wird es sich entscheiden,
Der große König, heißt es, will den Krieg,
Und wir Soldaten folgen seinem Stern.
(Streicht den Bart.)
Malrepos. Mars ist kein Glücksplanet für uns
Franzosen!
Das Land bedarf des Friedens und der Ruhe.
St. Amand. So sprechen die Minister und Philister,
Doch König Sonne, wie wir gern ihn nennen,
Fragt nichts nach den Planeten und Kometen.
Der Kriegesgott, vor dem Europa zittert,
Deutschland und Österreich und Spanien!
Malrepos (zu Celine).
Der Bruder ist Soldat mit Leib und Seele —
St. Amand (tritt zu Annette).
Wie geht's Dir, Püppchen? (Tätschelt sie.) Seid Ihr einig?
Annette (mit ihrem Anzug beschäftigt). Freilich!
Celine (zu St. Amand).
Freund Malrepos will zu den Eltern reisen —
St. Amand. Herr Bruder! Wirklich?
Malrepos. Zweifelst Du?
Celine (tritt zu Annette). Was fehlt Dir?
Annette (ängstlich). Ein Riß! Du siehst —
Celine. Ein Stich macht's wieder gut. Komm'!
(Beide ab zur Seite rechts.)

Siebente Szene.

Saint Amand. Malrepos.

St. Amand. Vergieb mir, Bruderherz! Doch Dein
Geheimthun,
Dein langes Zögern ließ mich fast bezweifeln,
Ob Dir die Sache Ernst, und falls Dich's reut —
Ich bin kein Glückssoldat, der seine Schwestern
An Mann zu bringen sucht — das wäre mir —
Malrepos (ungeduldig).
Du weißt, als Bräutigam zu paradieren
Und aller Welt Glückwünsche einzuheimsen,
Liegt nicht in meiner Art. Doch Wort ist Wort!
Annette wird mein Weib — es bleibt dabei.
St. Amand. Zwar ganz Paris wird dieser Heirat staunen,
Ein Malrepos und eine Saint Amand,
Ein armes Landfräulein, ein Güter-Krösus —
Malrepos. Vergiß, woran ich nie gedacht! Du bist
Ein Edelmann wie ich. Sag' an, wann soll ich
Dich Schwager nennen?
St. Amand (mit offenen Armen). Jetzt!
Malrepos. Mein Schwager also!
St. Amand. So hör'! Schon morgen geht's vielleicht
ins Feld.
Du bringst die beiden Mädchen zu den Eltern,
Dort haltet stille Hochzeit, während wir
In Flandern 'rum uns schlagen. Eins noch, Bruder,
Du mußt Dich heute noch verloben —
Malrepos. Heute?
(Zu dem Porträt gewendet.)
Vor unsres Königs Augen! Das bringt Glück.

Achte Szene.

Vorige. Celine. Annette. Dann der **Kammerdiener.**

Celine (im Auftreten).
Nun bist Du ganz in Ordnung, liebe Schwester —
Kammerdiener (tritt ein).
Herr Marquis d'Aubusson de la Feuillade
Und Frau Marquise.
Lakaien (richten Armsessel zurecht).
St. Amand (streicht den Bart). Gehn wir.
Celine. Nein, Ihr bleibt!
Soll ich allein die Lästigen empfangen?

Neunte Szene.

Vorige. Marquis. Marquise.

Celine (den Eintretenden entgegen).
Die Ehre, Frau Marquise, Herr Marquis —
Marquise. Ein neues Paar begrüßt die Saint Amands.
(Küßt Celine auf die Stirn.)
Von Malrepos! Herr Kapitän!
St. Amand. Ergebenst —
Marquise (zu Malrepos). Sie sind hier heimisch?
Malrepos (fährt auf). Ich?
Celine (zum Sitzen einladend, rasch). Gefällig? Bitte —
Marquise (ohne sich zu setzen, besieht Annette durch das Lorgnon).
Wer ist die Dame?
Celine. Meine jüngere Schwester.
Marquise. Ich kannte sie als Kind. Und jetzt! So groß!
Annette. Ja, auf dem Lande wächst sich's, Frau Marquise.
Marquise (knixt).
Ein liebes Kind! (Berührt Annettens Kleid.)
Und dieser hübsche Stoff!
Marquis, ich wünsch' solch ein Negligé.
Marquis (der die Mantille seiner Frau auf dem Arme trägt, zieht seine Tabletten hervor und schreibt).
Marquise (zu Celine).
Der jungen Schönheit wird es in Paris
Nicht an Verehrern fehlen —
St. Amand (heimlich zu Malrepos).
Hörst Du's, Schwager?
Celine (wiederholt einladend).
Sie werden länger in Paris verweilen?
Marquise. Nein, liebes Kind, wir haben uns're Pflichten,
Der Adel folgt dem Hofe nach Versailles.
(Heimlich zum Marquis.)
Die Frage klang so recht nach der Provinz!
(Will sich setzen, sie gewahrt das Porträt.)
Ah, unser allergnädigster Monarch!
(Sie macht drei tiefe Kniebeugungen vor dem Bildnis. Der Marquis desgleichen).
St. Amand (zu Malrepos.)
Du siehst, man ehrt den König.
Malrepos. Aber wer?
(Die Marquise setzt sich im Vordergrund rechts, der Marquis stellt sich hinter ihren Armsessel, Celine sitzt neben der Marquise, dann Annette, Malrepos und Saint Amand etwas weiter links.)
Marquise. Wir sind hier, seh' ich, unter Patrioten —
Marquis. Sie sind erhitzt, mein Täubchen!
(Will ihr die Mantille umlegen.)
Marquise. Laß mein Herz!
Marquis. Sie werden sich verkühlen, lieber Engel
Marquise (zu Celine, die neben ihr sitzt).
Der liebe Mann, wie er um mich besorgt ist!
St. Amand (zu Malrepos).
Ich halt's nicht länger aus — (Steht auf.)
Malrepos (desgleichen). Nur ruhig, Schwager!
Marquis, wie steht's mit unserm Pferdehandel?
Marquis (mit einem Blick auf seine Frau).
Die Falben, ja —
Malrepos. Die Sie verkaufen wollten!
Marquise. Die Falben? Meine Falben? Böser Mann!
Mein liebstes Zweigespann in unserm Marstall!
Marquis. Verzeihen Sie, das wußt' ich wirklich nicht!
Marquise. So schlimmer, wenn Sie es vergessen haben!
Marquis. Vergebung.
Marquise. Nein, ich schmolle —
Marquis. Nehmen Sie
Die Falben und mich selbst in Gnaden auf.
(Küßt ihr die Hand.)
Marquise. Strafbarer Mann! Man kann ihm doch nicht zürnen —
(Giebt ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer.)
Marquis (zu Malrepos).
Es thut mir leid, mein Herr, allein die Falben —
Malrepos. Verdienen gold'nes Futter, denn sie gaben
Anlaß zu rührend zarter Ehestandsszene.
(Setzt sich zu Celine und Annette.)
Marquis. Ja, uns're Zärtlichkeit ist ohne Grenzen!
Marquise. Mein liebes Männchen trägt mich auf den Händen!
Marquis. Ich habe keinen Willen als den Ihren!
Marquise. Und ich will nur, was Ihnen Freude macht!
Marquis. Sie pressen mir die Thränen in die Augen!
Marquise. Ich bin bereit, sie Ihnen abzutrocknen!
Marquis. O welche Süßigkeit liegt in der Ehe —
(Will sie umarmen.)
Marquise. Gemach, Sie ruinieren mir die Robe. —
Nun, meine Herren, keine Neuigkeiten?
St. Amand. Das Allerneuste ist der Krieg mit Flandern!
Marquise. Klopf' er nur nicht an uns're Thore!
Marquis (nimmt seine Tabletten zur Hand). Sehr hübsch
Bemerkt!
Marquise (zu Malrepos gewendet).
Nichts And'res, Froheres?
Malrepos (im Gespräch mit Celine).
Doch, doch!
Molière hat ein neues Stück geschrieben.
Marquise. Tartüff! Gott Lob, der ist verboten.
Malrepos. Das thut mir leid!
Marquise. Ich wollte, man verböte
Den ganzen Molière! Er ist ein Spötter,
Ein Possenreißer, er verfolgt den Adel —
St. Amand (tritt hinzu).
Auch die Doctores, werte Frau Marquise,
Mit ihren Aderläßen und Purganzen!
Fast schlimmer noch ergeht es den Marquis,
Der Spötter bringt sie paarweis auf die Bühne,
Und macht sie lächerlich aufs Unerlaubte,
Stellt sie als Tröpfe dar — 's ist himmelschreiend!

Marquis (tritt zu ihm).
Endlich ein Ehrenmann, der uns verteidigt,
Ich danke, Kapitän. (Drückt ihm die Hand.)
St. Amand. Ist gern gescheh'n!
Marquise (mit Strenge).
Marquis (ihm ins Ohr). Sie sind ein Tropf!
Marquis (erschrocken). Ich, Frau Marquise?
Malrepos (neben Celine sitzend).
Mein Lieblingsdichter ward mir hart verunglimpft!
Ein Wort zu seinen Gunsten sei vergönnt. —
Er, der der Lüg' und Heuchelei ein Feind,
Der Wahrheit Pfade wandelt, der Natur,
Er nennt die Dinge bei dem rechten Namen,
Er stellt den Menschen hin und sagt: So ist er!
So nackt und bloß, so schwach, so reich an Fehlern,
So arm an Mitteln, Fehler los zu werden!
Sein feiner Spott verfolgt nicht nur den Adel,
Den Bürger auch, der sich zum Edelmann
Empor zu blähen sucht und hoch erstaunt ist,
Daß er in nie erlernter — Prosa spricht.
(Steht auf, mit einer leichten Verbeugung gegen die Marquise).
Die Frauen auch entgeh'n nicht der Satire —
Marquise (hält während der nächsten Rede bisweilen den Fächer vor die Augen).
Malrepos (zur Gesellschaft gewendet).
Harmlos naiv, doch listig und verschlagen,
Und halb gelehrt mit halb gelehrten Männern
Beherrschen sie das Haus und den Salon,
Und eine vornehm adelige Dame
Schont nicht des bürgerlichen Gatten Ehre,
Und einen misanthropischen Alceſt
Umgaukelt die galante Celimene
Und jagt den Menschenhasser aus der Welt.
Der Dichter, seelenkundig, kennt die Schwächen
Der menschlichen Natur — vom derben Bauer
Bis zu dem Himmelsstürmer Don Juan.
Hoch oder Niedrig, Menschen sind wir alle,
Und die Gebrechlichkeit ist unser Erbteil.
Das malt er frei und heiter und wir lachen.
Doch dem Gelächter folgt Bewunderung,
Des Dichters Kunst und weisem Sinn gezollt,
Wie seiner Sprache Wohllaut und Gewalt.
So ruf' ich vollen Herzens: Hoch Molière!
Er ist der Dichter der Humanität,
Der größte Dichter Frankreichs, des Jahrhunderts.
Celine (steht auf, eilt zu ihm).
Sie haben aus der Seele mir gesprochen!
Malrepos. Es war für Sie, die eine Seele hat.
Marquise (steht auf).
Zwei schöne Seelen haben sich gefunden!
Vielleicht zwei Herzen auch?
Celine (fährt auf). Wie das, Marquise?
Marquise. Da kommt mir eine Stelle ins Gedächtnis
Aus einer spanischen Komödie.
Mit Herr von Malrepos' Vergunst, sie lautet:

> Bleibt ja doch in keinem Falle
> Ein Geheimnis lang verhehlt,
> Keinem Einz'gen ward's erzählt,
> Und am Ende wissen's Alle.

Marquis (applaudiert mit den Fingern).
Charmant, charmant!
Malrepos. Höchst geistreich in der That!
Doch mein Geheimnis ward nur halb erraten!
(Ergreift Annetten's Hand.)
Annette Saint Amand ist meine Braut.
Marquise. Das schöne Kind? Ich gratuliere Beiden!
(Heimlich zum Marquis.)
Der reichste Mann im Land und dieses Gänschen!
Doch Zeit zu scheiden ist's —
Marquis (giebt ihr rasch die Mantille um, stolpert dabei).
Marquise. Wie ungeschickt! —
Auf Wiedersehen, Fräulein Saint Amand!
(Spricht mit beiden Schwestern.)
Marquis (nimmt Abschied von den Herren, drückt dem Kapitän die Hand). Herr Kapitän, ich werde nie vergessen —
Marquise. Marquis, nun, soll ich warten?
Marquis (reicht ihr den Arm). Bin schon da!
Von Malrepos, viel Glück zu Ihrem Bräutchen!
Sie richten sich nach Ihrem Molière,
Der reife Mann erwählt sich die Agnese! (Beide ab.)

Zehnte Szene.

Malrepos. Saint Amand. Celine. Annette.

Malrepos. Herr Marquis d'Aubusson de la Feuillade,
Und Frau Marquise d'Aubusson de la —
Hol' Euch der Teufel Beide!
St. Amand (lacht). Einverstanden! —
Doch Abend wird's, wie steht es mit dem Krieg?
(Nimmt den Hut.)
Und komm' ich wieder, feiern wir Verlobung,
Mein Püppchen da wird eine große Frau,
Und morgen geht's, trara trara nach Flandern!
(Ab. Celine begleitet ihn.)

(Schluß folgt.)

Und Ruhm und Liebe.

Und Ruhm und Liebe sind nur Wellenschaum,
Zerstiebt, verweht im Element, dem feuchten,
Und Ruhm und Liebe sind nur Wahn und Traum,
Und Ruhm und Liebe sind nur Meeresleuchten.

In stillen, schwarzen Nächten nur den Glanz
Siehst du, den gleißenden, den schwülen, feuchten,
Da schimmert er, der tausendfunk'ge Kranz,
Denn Ruhm und Liebe sind nur Meeresleuchten.

Da schillert dir das phosphorblaue Licht,
Die Sehnsucht will dein Kinderauge feuchten,
Im grellen Tag besteht das Wunder nicht,
Denn Ruhm und Liebe sind nur Meeresleuchten.

Und doch: wenn du auch weißt, es ist nur Lug,
Die Tagesarbeit wird die Stirn dir feuchten,
Umsonst — begierig haschst du nach dem Trug,
Dein Leben scheint dafür dir nicht genug,
— Und Ruhm und Liebe sind ein Meeresleuchten.

Hermine von Preuschen.

Drei Freunde.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

(Schluß.)

II.

„Der Arbeit sei der Morgen stets geweiht."
Die Losung hatte Theodor gegeben;
Und so am Mittag trafen erst beim Mahl
Die Freunde sich; und als der Rebensaft,
Der klassische, dran an der Wormser Tafel
Schon Siegfried sich gelabt, den trüben Max
Selbst heiterer gestimmt, an das Klavier
Schritt Theodor.
„Nichts Unerhörtes," sprach er,
„Dürft Ihr von mir erwarten. Weil ich mußte,
Nicht weil ich wollte, früh die Stimme schon,
Die schweigend noch in meiner Seele schlief,
Erweckt' ich in Gesang und Saitenspiel;
Ob Andre aus der tausend Stimmen Chor,
Die uns umtönen, Ähnliches erlauscht,
Danach nie fragt' ich."
Ihm ins Wort fiel Paul:
„Und recht hast Du gethan. Originell sein
Was heißt das? Das gehöckerte Kameel —
Origineller als das edle Roß,
Ist es gewiß; der eitle Geck, der Pfau,
Der krächzende, mit dem gespreizten Schweif,
Daß er originell sei, läßt sich nicht
Bestreiten; aber was ist dieser Geck,
Verglichen mit der holden Nachtigall,
Der braungefiederten, in deren Brust
Ein ganzer Himmel voll von Wohllaut ruht?
Originell ist türkische Musik,
Bei deren Klang das Trommelfell zerbirst;
Beethoven's, Mozart's Werke aber, wer
Wird sie entweih'n, indem er so sie heißt?"
Dann fortfuhr Theodor: „Du denkst wie ich,
Doch höre weiter; noch als wir zuletzt
Uns sah'n, des Vaters Willen folgend,
Zu Tübingen als Stiftler, wie einst er,
Studieren mußt' ich, daß im Chorrock später,
Wenn der Gesang verhallt, andächt'ge Seelen
Durch meine Predigt ich erbauen könnte.
Allein ich brach das Joch, der teuren Kunst
Mich voll zu weih'n. Zwei Jahre ernsten Mühens
Dem Kontrapunkt ganz lag ich ob, und fest
Wie auf die Satzungen des Pentateuch,
So lernt' ich bauen auf die Grundbaßregeln,
Die, wie das Newton'sche Gesetz der Schwere,
Auf ihren Bahnen die Planeten lenkt,
In ihren ew'gen Banden so die Welt
Der Töne halten. — Bang noch war mir erst,
Ob eignen Schaffens ich getrau'n mich sollte,
Allein ich wagt' es, und, gestrenge Richter,
Vor Euer Tribunal heut' tret' ich hin.
Ein Schattenriß nur ist es meiner Kunst,
Was ich zu bieten Euch vermag: kompakt
In meinem Kopf gehäuft, mitbringen muß
Ich meine Partituren. Am Klavier
Ein mattes Schattenbild nur dessen geb' ich,
Was ich gewollt; wie könnten seine Hämmer,
Die hölzernen, die an die Saiten klopfen,
Wetteifern mit dem schmelzenden Sopran,
Mit dem sonoren Alt; wie wohl vermöchten
Sie für den Kontrabaß, ja die Trompete
In Es Ersatz zu bieten, von der Geige,
Der Allbeherrscherin im Reich der Töne,
Zu schweigen, von der seelenreichen Flöte,
Dem schwermutsvollen Cello, von dem Gaukler,
Dem Harlekin, den Piccolo man heißt."
So sprechend, setzt er sich ans Piano hin,
Und unter seinen Fingern regen sich,
Wie zitternd, daß verstimmt sie sei'n, die Saiten,
Doch bald ermutigte der Klang den Klang,
Das Scherzo hüpft im Menuettenschritt,
Bis des Allegro Wirbel ungestüm
Es fort in seinen Strudel riß. „Nie dacht' ich" —
So raunte leise Max — „daß unser Freund,
Der wie ein Kind mit Seifenblasen, so
Sonst mit den Tönen harmlos nur gespielt,
Dem Schlachtenlenker gleich, im dichtesten
Gewühl, in Händen den Kommandostab,
Der Töne kommende und flieh'nde Massen
So wie ein Heer von Sklaven lenken könne.
Schon seh' ich mit dem Dirigentenstabe
Gebieterisch ihn im Orchester stehn."
Ein Lied folgt dem heroischen Allegro,
Gesungen nicht und doch so voll Gesang,
Daß sich die Luft in Melodien berauscht.
Ein Marsch dann, wert bei eines Kaisers Einzug
Zu rauschen in der Siegesbanner Falten.
Die Freunde traten, als der Marsch verklungen —
Auch Max, der wiederum der Alte schien —
An Theodor hinan.
„Doch nur nicht Weihrauch
Streut mir; bestechlich ist der Freunde Urteil,"
Sprach er, „und das der Freunde nicht allein.
Ihr selbst habt oft erlebt, was sich am Theetisch

Allabendlich begiebt. Beim Eintritt schon
Gefeiert wird der Komponist, der Dichter,
Und die Mazurka, der gehätschelte
Liebling des Tages, die geziert er spielt,
Das Drama, die Novelle, welche Dieser
Vorträgt, als ein Insult würd' es von Beiden
Empfunden, wenn im Kreis von Herr'n und Damen
Sie nicht verhimmelt würden."
Paul fiel ein:
„Nichts ist des Tages Beifall, Du hast recht,
Kaum ein Dezennium kann ich rückwärts denken,
Und doch, wie vielen Tagesruhm erblassen,
Verschwinden sah ich schon! Wo sind die Bilder,
Als Titian's würdig angestaunt? Wo nun
Die Phantasie'n, Etüden, Serenaden,
An deren Schluß der Komponist auf Schultern
Der Menge aus dem Saal getragen ward,
Und die Romane all', die, nicht gelesen
Zu haben, zum Barbaren stempelte,
Wo sind sie? Und der Damen Lieblinge,
Wo blieben sie? Wo die rhachitischen,
Süß himmelnden Gedichte, mit den Gliedern,
Die einzurenken kein Chirurg vermag?
Und dann das Drama! Von nicht dagewes'ner
Erhabenheit, wird ausposaunt, soll nächstens
Ein Trauerspiel das Schaugerüst betreten,
Das von dem Donnerschritt der Wirklichkeit
Die Bretter widerhallen läßt. Und kommt
Der Tag, das Wunder anzuschau'n, so ist's
Iffländische Familienväterei,
Neu aufgebrüht. Nur konkurrieren nicht
Mit solcher Ware möcht' ich. Wahrer Ruhm
Reift langsam, wenn des Tags Geschrei verhallt,
Und dessen Helden längst vergessen sind."
„Wohl dacht' ich," sagte Max, als Jener schwieg,
„Daß Beifall nichts Dir gilt, den feile Mode
Nach allen Seiten spendet. Aber giebt's
Nicht echten Ruhm auch, welchen jede Zeit
Dem Würdigen erteilt?"
„An Mozart denk',
Wie seinen Don Juan in Prag man auspfiff!"
Sprach Theodor. „An Weber denk', wie er
Den Geist aushauchte, weil beim Oberon,
Der Sterbenden noch neuen Lebensmut
Einhauchen könnte, keine Hand sich regte.
An Schubert denk', für wenig Kupferstücke,
Zu spärlich, um sein Frühstück zu bezahlen,
Der Lieder köstlichste, die je die Welt
Entzückt, verhandelt er, die Not zu stillen,
Indes sein Nebenbuhler, der die Kunst
Als Bankgeschäft betrieb, zum Millionär ward.
Wenn einst in meines Lebens Abendrot
Die Klänge, die aus meiner Seele quollen,
Ich schüchtern ihren Flug von Mund zu Mund,
Von Seele hin zu Seele nehmen sähe,
Zufriedner würd' ich sein, als wenn sich jetzt
Von London und Berlin, Paris und Rom
Das Publikum vor meinen Wagen spannte,
Und im Triumph mich in den Festsaal zöge,
Wo bei dem Knallen der Champagnerkorke
Festredner mich verherrlichten. — Genug!
Wird mir dereinst ein Kranz nach langem Ringen,
Willkommen heiß' ich ihn, doch auch wenn nie
Er mir die Stirne schmückt, zufrieden bin ich.
Ich weiß, ruhmlos zu Grab sind Bessere
Als ich gegangen. Wir genügen mag's,
Daß einer nur der Chöre, die ich schuf,
Zur Frühlingszeit im grünen Buchenwald
Von frohen Jünglingen gesungen werde,
Daß in der Mondnacht auf der Linden Wipfel
Ein Lied von mir sich wiege, das ein Mädchen
Durchs offne Fenster in den Wind verhaucht."
Er sprach's. Die Freunde drückten ihm die Hand,
Doch starr dabei zu Boden blickte Max.

III.

Am nächsten Tage, früher als bestimmt,
Bat Max die Freunde, ihm Gehör zu geben:
„Verzeiht, daß ich in dieser frühen Stunde,
Die ernstem Schaffen sonst Ihr weiht, Euch störe.
Allein nach ruhelos verbrachter Nacht
Fühl' ich, daß ich Euch ein Bekenntnis schulde.
Früh schon, als von des Kindes Seele kaum
Der Schleier sank, der im Beginne sie
Umhüllt, floh ich in dichte Einsamkeit,
Ein Buch in meiner Rechten und zum Takt
Des Stroms, den neben mir die Wellen schlugen,
Las ich, entzückt von ihrer Melodie,
Der Dichter mir noch unverstand'ne Lieder.
Selbst, als wie Windesweh'n, wie Wellenrauschen
Noch ein Geheimes mir die Worte waren,
Entzückte mich der Lieder Klang, und ruhlos
Mich müht' ich, bis beseligend der Sinn
Sich mir erschloß. Bald auch, sobald die Hand
Vermochte durch die Schrift sie festzuhalten,
Quoll auf Gedicht Gedicht mir aus der Seele.
Gegeben glaubt ich mir, durch mächt'ges Ringen,
Indem die Kraft bei jedem Schritt sich stählte,
Zu einem großen Werk könnt' ich empor
Durch Spannung aller Kräfte meines Seins
Mich raffen. Was dem Ohr vernehmbar kaum
Die Bäche flüstern, wie, was um die Klippen
Im donnernden Choral die Wogen brausen,
Der Himmelssphären Harmonien, in Stunden
Entzückter Ahnung unserm innern Ohre
Vernehmbar, wie der Menschheit großes Leben
Vom leisen Schlag des Kinderherzens an,
Bis zu der Leidenschaften wüstem Streit,
Der an des Weltalls Riesensäulen rüttelt,
Mir war, als könnt' ich Ruhe nicht auf Erden
Und nicht dereinst im Grabe finden, eh'
Ich in der Dichtung ihm Gestalt verlieh'n.
Des Völkerlebens, der Geschichte Kampf,

Den nimmer ruhenden, der endlich doch
Zu heil'gem Frieden sich verklären soll,
All' das in einem großen Werk zu einen,
So wie der Ozean die Ströme alle
In seinem weiten Bett empfängt, ruhlos
Wälzt' ich in mir den Plan. Mir selbst darin
Genug zu thun, wohl schien's das Erste mir.
Doch was gab Bürgschaft, daß ich mich nicht trüge?
Erst wenn, was selber mir genügte, auch
Von Deutschland wert — was sag' ich, von der Welt
Befunden würde, in den großen Schatz
Gereiht zu werden, welchen Volk dem Volk
Vererbt, glaubt' ich der bangen Zweifel Ziel
Erreicht zu haben. So gesteh' ich Euch,
Nach Ruhm, nach jenem Ruhm, den Ihr verachtet,
Rang ich, wie nach dem Vließ die Argonauten.
Mit falschen Namen, den ich Euch und Allen
Verhehlte, manches gab ich schon der Welt;
Nicht wollt' ich, daß die Freundschaft Den und Jenen
Für mich besteche. Doch kein Widerhall
Auch nur von einer Stimme gab mir Antwort.
Todstumm blieb alles. So erschüttert ward,
Vernichtet meine stolze Zuversicht,
In der ich auf der Stirn den Siegskranz schon
Gefühlt. Was gut, was groß ist, kann es sein,
Daß echolos es so verhallt? Entbindet
Mich des Versprechens drum; was diese Jahre
An Früchten mir gereift, darbringen wollt'
Ich's Euch als dieses Tages Weihgeschenk,
Der nach so lang von neuem uns vereint.
So reich war's, was Ihr mir geboten habt,
Und ärmer, als wenn nichts ich brächte, würde
Ich vor Euch steh'n mit meinem Stümperwerk.
Nicht Tröstung bieten, Theodor, wie Dir,
Kann der Gedanke mir, daß mir die Zukunft
Reiche den Kranz, den diese Zeit mir weigert,
Genügen kann mir nicht die Fee Morgana,
Die ferne, trügerisch auf Wolken schwebt.
Die Saiten meiner Leier drum zerreiß ich.
Und wie, um die zerriss'nen sollt' ich klagen?
Sind in der Unermeßlichkeit der Zeit,
Die schon gewesen, Sonnen mit den Erden,
Die sie umkreisten, nicht in Nacht erloschen?
Nicht klagen darf ich, wenn derselbe Fuß,
Der Weltsysteme, Funken gleich, zerstampft,
Des Glühwurms Licht im niedern Gras zertritt."
 Erstaunt sah'n ihn die beiden Freunde an.
„Dein Mund nur spricht, wovon Dein Geist nichts weiß,"
Rief Theodor. „Schon viel der Jahre sind's,
Daß mich, was Du als Jüngling schriebst, entzückt.
Des Stumpfsinns achte nicht, der es verkannt."
 Noch sprach er, als ein Zeitungsblatt der Wirt
Ins Zimmer brachte. „Seh'n die Herren doch!" rief er,
Indem er auf die letzte Seite wies.
„Wie?" sagte Paul erstaunt, „verhehlt hast Du
Daß im Theater heut' ein Trauerspiel
Von Dir erscheint?"
 Und tief bestürzt rief Max:
„Wer wagt ein Stück zu geben, das ich selbst
Zurückverlangte." Aber kaum noch sprach er's,
So ward ein Brief ihm von der Post gebracht.
Er las: „Vergeben Sie der Intendanz,
„Daß Ihrer Forderung sie nicht sich fügt!
„Auf eig'ne Faust setzt die Tragödie
„Die Sie zurückverlangt, sie in die Szene
„Und birgt für vollen, glänzenden Erfolg."
 Max rief hinaus zum Fenster: „Auf! Sogleich
Postpferde! In die Hauptstadt muß ich eilends."
Die Freunde sprachen: „Ja, wir auch. Noch können
Wir da sein, eh' das Stück beginnt." Da er:
„Einhalt, bei Gott, will ich dem Spiele thun."
Doch Theodor: „Sei thöricht nicht! Du weißt,
Was vom Erfolg ich denke. Ausgezischt
Ward Homburgs Prinz — der Heut'gen viele noch
Erlebten es — indes der Wildnis Sohn
Beim Glorienschein bengalischer Beleuchtung
Am nächsten Tag verhimmelt ward. Mißfällt
Dein Trauerspiel, nicht schämen darfst Du Dich.
Und da es einstudiert, da schon die Stadt
Gespannt des Stückes harrt, nicht mehr kannst Du,
Ein Rasender, des Spieles Anfang hemmen."
 Der Wagen rollte vor, und bald durchs Thal
Am Waldgebirg' hin ging die Fahrt der Drei.
Achtlos für alles um ihn her, in sich
Versenkt saß Max. Schon länger wurden
Die Abendschatten, aus der Eb'ne stiegen
Der Hauptstadt Türme auf, und am Theater
Herab vom Wagen schwangen sich die Freunde.
Auf allen Sitzen Haupt an Haupt gedrängt
Schon war die Menge; mühsam ward ein Platz
Erobert, als sich schon der Vorhang hob,
Und in antiker Toga traten vor
Die Spieler. Zagend dachte Theodor
Und Paul, wie Ungunst unsre Zeit den Griechen
Und Römern schenkt; modern muß alles sein
Bis auf den Kleiderschnitt. Sie sehen zagend,
Wie neben ihnen ein bebrillter Herr
Den Bleistift zuspitzt. Sicher ein Reporter,
Der für die Morgennummer des Journals
Den kritischen Artikel schon verfaßt,
In dem das Stück zerrissen wird, so dachte
Wohl in der Stille Mancher. Aber kaum
Vorüber war die zweite Szene noch,
So dröhnte donnernder Applaus ringsher,
Und als des ersten Aktes Vorhang fiel,
Aus Logen und Paterre von hundert Stimmen
Erklang's: „Der Dichter!" Regungslos blieb Max.
Dem Ruf zu folgen, mahnten fruchtlos ihn
Die Freunde. Endlich legte sich der Sturm.
Allein wie beim Gewitter, wenn auf kurz
Der Donner schweigt, zu mächtigerem Rollen
Er dann hervorbricht, so von Akt zu Akt

Wuchs der Applaus, das weite Haus durchhallend,
Und in dem Beifallssturm erzitterten
Die Rührungsthränen an der Damen Wimpern.
Am Schlusse durch zehnmaligen Hervorruf
Der Spieler rächte sich das Publikum
Am Autor, daß er nicht erscheinen wollte.
Aufs neue scholl der Sturmruf nach dem Dichter,
Und während Kränze niederregneten,
Vortrat, für den Abwesenden zu danken,
Der Regisseur. Im Gehen sagte Paul:
„Nicht Einer kennt Dich; führen will ich Euch
An eine Stätte, wo bei goldnem Wein
Von Chios, wert im Trilogienkampf
Der Dionysien Äschylus zu feiern,
Verherrlichen wir Dich als Sieger wollen!"
Auffahrend da rief Max: „Hinweg von hier,
Daß in der Einsamkeit, aus der wir kamen,
Dem Blick der Welt ich meine Schmach verberge!"
„Im Fieber sprichst Du," fielen ein die Andern,
„Schon morgen über Deutschlands Grenzen weit
Hinweg von tausend Zeitungsblättern wird
Getragen Dein Triumph, und hin von Bühne
Zu Bühne wird Dein Stück den Festzug halten.
Du aber" — Eben fiel ein heller Lichtschein
Beim Gehen auf des Dichters Angesicht,
Und in dem strengen Ernst, der auf ihm lag,
Erkannten wohl die Freunde, daß umsonst
Der Widerstand. Im Wagen wieder bald
Fortrollten sie. Zuerst lang schwiegen Alle,
Zuletzt nahm Max noch tiefbewegt das Wort:
„Nicht Eurer einer faßt, wie mir zu Sinn.
Ganz nun erst sank mir der Bethörung Schleier
Vom Geist, durch den mein kindisch Stümperwerk
Ich lang geschaut. Wie hundert Andre bald
Vergessen war's, wenn es mit Spott und Hohn
Empfangen wurde, aber nun posaunt
In alle Welt die Fama seinen Ruf,
Und für die Nachwelt wie die Trauerspiele
Von X und Ypsilon dastehen wird's,
Dran unsre Enkel noch erkennen werden,
Wie Kunst, Geschmack noch unter Null gesunken.
Verbunden mit der Poetaster Namen,
Die Börne, Platen einst gerechtem Spott
Geweiht, wird meinen nun die Zukunft nennen.
Kann ich empor noch schau'n? Erlebt ich nicht —
Wie meines Freundes Drama — himmelhoch
Stand über meinem es — nach kärglichem
Beifall am Abend, wo's der Lampen Licht
Erblickte, wieder schon verschwand?
Hat nicht die Nachwelt erst nach fünfzig Jahren
Gesühnt, was seine Zeit an Kleist verbrach?
Noch ungeboren mir im Geiste drängen
Entschlüsse sich; wenn sie gereift, vernehmt
Ihr mehr von mir."
Der Wagen rollte vor.
Umsonst, indes in den bekannten Raum
Sie traten, sprachen zu dem Freund die Zwei:
„Du siehst zu schwarz; wo viel des Guten ist,
Macht Thorheit nur auf Fehler Jagd. So liegt's
Mit Deinem Stück. Dem ganzen Kotzebue
Hat man nicht so viel Fehler vorgerückt
Wie jedem Akte Shakespeare's; doch wie zum Himmel
Schnellt jede seiner Szenen alles auf,
Was Fehlerloses kleine Dichter schufen!"
Erst lang schwieg Max, drauf sprach er: „Bis zur Frühe
Laßt mich allein, dann will ich kund Euch thun,
Was ich beschloß." So trennten sich die Drei.
Und als der Morgensonne Strahl längst hell
Durchs Fenster fiel, erwachte Theodor,
Mit einem Brief für beide Freunde trat
Der Wirt in das Gemach. Geweckt ward Paul
Und Beide lasen: „Wenn Ihr dies empfangt,
Schon bin ich fern. Auf Eure Freundschaft bau' ich,
Daß weiter nicht mein Quasi Trauerspiel
Noch auf den Bühnen meinen Namen schände.
Den Flammen selbst hab' ich geweiht, was ich
Die letzten Jahre schrieb. Könnt' ich auch das
Vernichten, was schon in die Welt gedrungen!
In fremde Länder unter fremdem Namen
Nun reis' ich. Wenn nach Jahren, nach Jahrzehnten
Ein Werk mir glückt, zu welchem ohne Rot
Der Scham ich zu bekennen mich vermag,
Sollt Ihr mich wiedersehn, sonst nie! —
Eu'r Max."

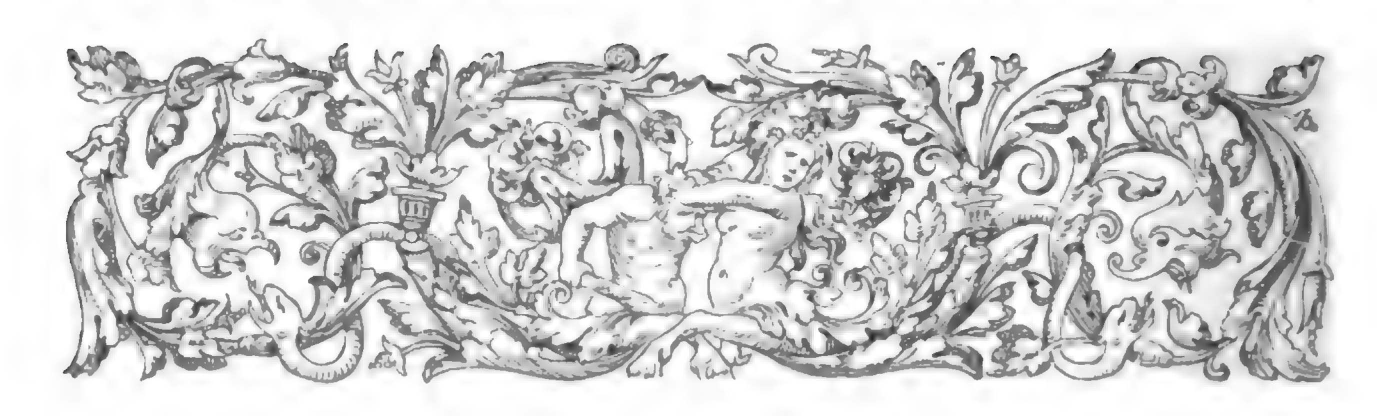
Von jedem Wort.

Von jedem Wort aus deinem Mund
Dem roten, wunderlieben,
Ist tief mir in des Herzens Grund
Ein Klang zurückgeblieben.

Wenn in des Lebens Sturmeslauf
Das Herz erlahmt im Ringen,
Dann schwebt aus seiner Tiefe auf
Dein Wort auf Tröstungsschwingen.

So denkt wohl auch des Schiffes Mast,
Vom Sturme wild geschwungen,
Ans Lied, das süß von seinem Ast
Ein Vogel einst gesungen.

K. Bienenstein.



Melusine.

Novelle von Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

III.

Wie Mancher schon, der geglaubt hat, daß ihm in einer neuen Verbindung die Rolle des Gebenden zufallen müsse, hat hernach zu seinem Erstaunen erfahren, daß er in ungeahnter Weise zum Empfangenden gemacht wurde!

So erging es auch Kurt. Jedesmal, wenn Franziska, unbefangen wie ein kleines Schulmädchen, in sein Arbeitszimmer hereingewandelt kam, quoll es in ihm auf wie ein Strom süßen Behagens. Ihr frisches, fröhliches: „Guten Morgen, Herr von Hagen!" klang ihm ins Ohr wie Lerchengeschmetter und Finkengesang. Der künstliche Dämmer in dem Raume erhellte sich; freundlicher blickten die Bilder aus ihren Rahmen; leuchtender strahlten die Farben auf von Teppich und Vorhängen, von Tapeten und Geräten.

Und dann bewunderte er den feinen Takt dieses ungebildeten Mädchens. Schwerlich hatte sie jemals ein Zimmer betreten, das so luxuriös ausgestattet war, wie dasjenige ihres Lehrers. Und ferner enthielt es eine Menge von Kunstgegenständen der mannigfaltigsten Art. Jede Andere ihres Geschlechts würde eine genaue Betrachtung all' dieser Herrlichkeiten sich nicht haben versagen können. Franziska jedoch schien keinen Blick dafür zu haben, nicht das erstemal, nicht später. Diese Vasen, diese Bronzen, diese Gipsabgüsse waren Dinge, die sie nichts angingen. Sie kam, um sich belehren zu lassen; vorwitzige Neugier ziemte ihr nicht. Dies empfand sie; danach handelte sie.

Kurt hatte ihr einen Platz am Fenster angewiesen; ihr gegenüber saß er; ein Tischchen stand zwischen ihnen. Seinen Unterricht begann er damit, daß er sie Schiller's „Jungfrau" vorlesen ließ. Sie las, wie er erwartet hatte: eintönig, unfrei, schülerhaft; doch war ihre Stimme edel und biegsam. Er erläuterte ihr die Gesetze des Rhythmus im Versmaß; er zeigte ihr das blitzende Geschmeide des Wohlklangs, womit unsere Sprache geschmückt ist. Er ließ sie hören, wie Schiller'sche Verse gesprochen werden müssen, und sie ahmte ihn nach, bis auf Accent und Tonfall. Dann ruhte das Buch eine Weile; Kurt, an irgend eine Stelle anknüpfend, erteilte seiner aufmerksam lauschenden Schülerin Belehrung über das Geschichtliche des Stoffs, über die alte Gestalt der Sage, über den Aufbau der Dichtung als Kunstwerk. Und dann, von dem besondern zum allgemeinen übergehend, nahm er die Gelegenheit wahr, sich über manches auszusprechen, was ihn im Laufe der letzten Jahre innerlich beschäftigt hatte, stets bemüht, sich der Fassungskraft seiner Zuhörerin anzupassen. Es war eine Arbeit, die ihm manchmal warm machte. Aber er merkte dabei, daß sich seine Ansichten in eigentümlicher Weise klärten und befestigten. Einerlei, was Franziska heimtragen mochte: der Gewinn, den ihm diese Stunden brachten, war ein ungeheurer. Er hatte gesammelt und gesammelt, Thatsachen und Gedanken bunt aufeinander häufend; nun staunte er über den Reichtum seines Geistes, den er jetzt erst kennen lernte, jetzt erst sich wirklich aneignete.

Und noch etwas anderes gewahrte Kurt: seine dichterischen Schöpfungen gewannen ein kräftigeres Aussehen; etwas von dem Blute des Lebens trat in sie hinüber und pulsierte in ihnen.

„O, dieses Mädchen!" rief er aus. „Wenn ich nicht wüßte, woher sie stammt, — wenn ich

nicht das Schneiderlein, bei dem sie haust, mit meinen leiblichen Augen gesehen hätte: wahrlich, ich könnte glauben, sie sei eine gute Fee, die mich besucht ... Und ist sie es nicht? Brauche ich mich darum zu kümmern, woher sie kommt und wohin sie geht? — Für mich lebt sie nur hier, nur in diesem Raume."

Und Franziska?

Je nun: ihr schwindelte anfangs bei alle dem neuen, das auf sie eindrang. Aber was sie begriff, hielt sie fest und verarbeitete es in sich. Und jeder Tag brachte ihr neue Erkenntnis. Bald dehnte sich ihr geistiger Horizont mit überraschender Schnelligkeit aus. Hatte sie sich bisher meist schweigsam verhalten, aus Furcht, etwas Dummes vorzubringen, so hielt sie jetzt mit Bedenken und Anmerkungen nicht mehr zurück. Sie begann, selbstthätig zu forschen; sie sah die Rätsel, die im Verfolg des Weges um sie auftauchten und bemühte sich um ihre Lösung — unverdrossen, stets mit dem nämlichen sinnenden Ernst, dem nämlichen suchenden Blick in den dunkeln Augen.

Nie blieb sie länger als eine Stunde, genau eine Stunde. War diese vorüber, dann klappte sie das Buch zu, stand auf und verabschiedete sich. Kurt ließ sie gewähren; ihre Hast, fortzukommen, stimmte so gut zu seiner phantastischen Vorstellung, daß sie ein Wesen aus einer anderen Welt sei und sich daraus nur auf kurze, streng bemessene Zeit entfernen dürfe, um ihn zu beglücken. Eine Art Melusine. Und als solche erschien sie auch in seinen Liedern.

Seltsam war es auch, daß Franziska nie ein Wort von dem verlauten ließ, was sie draußen trieb. Als ob in dieser Beziehung ein Schwur sie bände. Wohl erinnerte sich Kurt daran, daß er ihrem Pflegevater gesagt hatte, der Boden, auf dem er ihr begegne, solle abseits vom gewöhnlichen Leben liegen. Ohne Zweifel waren ihr diese Worte berichtet worden, und nach ihnen hielt sie sich mit ängstlichster Gewissenhaftigkeit. Aber es war ihm nun doch nicht recht, daß sie es so genau nahm. Und einmal, als sie ging, fragte er: „Wie werden Sie jetzt im Theater beschäftigt, Fräulein Franziska?" — Da blickte sie ihn groß und vorwurfsvoll an: „Verlangen Sie Auskunft darüber?" — Und er beeilte sich, zu erwidern: „Nein, nein. Sie haben recht. Ich will nichts wissen. Rein bleibe unser Heiligtum."

Tag reihte sich an Tag. Mitten im Lärm der rastlos arbeitenden Maschinen, rings umspült von den Wogen eines fieberhaft bewegten Verkehrs, unter dem täglich wachsenden Gewebe der Telephondrähte spann sich dieses seltsame Idyll weiter. Monate lang. Wie auf einer verzauberten Insel trafen sich der Poet und seine Schülerin. Alles war groß und edel und schön darauf. Nur im Spiegel der Kunst erschien das Leben. Es war zu himmlisch, um dauern zu können.

Kurt hatte in seiner gewöhnlichen Lebensweise nichts verändert. Nur etwas geselliger war er geworden und nachsichtiger gegen fremde Art, weil er jetzt ein Gefühl der Befriedigung in sich trug, das er früher nicht gekannt hatte. An den abendlichen Gesprächen in seinem Bekanntenkreise, bei denen er häufig nur ein stummer, gelangweilter Zuhörer gewesen war, nahm er heiter Anteil und ärgerte sich nicht mehr wie sonst, wenn sich philisterhafte Anschauungen breit machten und die Borniertheit das große Wort führte.

Einmal that Radegast plötzlich die Frage an ihn: „Haben Sie jemals die hübsche Italienerin wiedergesehen, die wir im ‚Tannhäuser' entdeckten?"

Ausweichend erwiderte Kurt: „Ich bin seitdem in keinem Stücke gewesen, worin sie hätte beschäftigt sein können."

Dies war der Wahrheit gemäß. Er wollte Franziska nirgendwo anders sehen als nur bei sich, aus Furcht, in seiner bewußten Illusion gestört zu werden.

Radegast versetzte lachend: „Und ich habe das Gegenteil gethan. Ich habe keine Oper, kein Schauspiel versäumt, worin stummes Volk zu agieren hatte. Vergebens. Jenes erste Debüt muß dem Mädchen die theatralische Laufbahn verleidet haben."

Diese Nachricht erfüllte Kurt mit Staunen. Franziska hatte genau so gehandelt, wie er ihr geraten haben würde. Lernen konnte sie nichts, während sie als lebendiger Zierrat hin und her geschoben wurde; wohl aber lief sie Gefahr, über der technischen äußeren Seite der dramatischen Handlung, mit deren Ausbildung sich jede Regie, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend beschäftigt, den Sinn für den geistigen, den idealen Gehalt der dargestellten Kunstwerke zu verlieren. Doch verkannte andererseits der gewissenhafte Lehrer auch nicht, daß seine Schülerin sich dem Theater entfremdete, auf dem zu wirken sie doch gesonnen war und für welches sie vorzubereiten

er sich bemühte. Dies war unstreitig ein Übelstand. In der Vorbildung für jede Kunst darf das Beispiel, das Muster nicht fehlen. Kurt wußte es aus eigener Erfahrung. Jeder Schaffende beginnt mit Nachahmung; Viele kommen niemals darüber hinaus. Die eigene Individualität kann erst nach Kenntnis der Kunstmittel hervortreten.

Es war diese Erwägung, welche Kurt bestimmte, fortan zu jeder Vorstellung eines guten Schauspiels Franziska eine Eintrittskarte zu überreichen. „Zur notwendigen Ergänzung meines Unterrichts," erklärte er, als dies zum erstenmale geschah.

Franziska errötete vor Vergnügen. „O, Herr von Hagen, wie gut Sie sind!" rief sie aus und haschte nach Kurt's Hand. Er zog sie nicht zurück; mit einer Empfindung, gemischt aus Scheu und Wonne, duldete er den herzlichen Druck der weichen Hände, deren zierliche Form ihm jetzt erst auffiel.

„Passen Sie nur gut auf!" erwiderte er, unter einem scherzhaften Tone seine Verlegenheit verbergend.

Das that Franziska. Und merkwürdig: sie sah und hörte wie mit Kurt's Augen und Ohren. Er fühlte, daß ihr Urteil auch das seinige gewesen sein würde. Einigemale besuchte er zugleich mit ihr das Theater, um eine Probe auf diese Übereinstimmung anzustellen. Und in der That: gegen Franziska's Kritik am nächsten Morgen fand er nichts einzuwenden. Mit sicherem Takte schied sie Gelungenes von Mißlungenem. Nur bei Begründung ihrer Eindrücke ließ ihre Einsicht sie noch im Stich.

Nach einigen Wochen indessen erstattete Franziska ihre Berichte nur noch mit auffallend verminderter Lebhaftigkeit. Und Kurt, der sie mit scharfem Auge beobachtete und für jede Regung in ihr sympathisches Mitgefühl hatte, bemerkte etwas Gedrücktes in ihrem Wesen, das ihn bekümmerte. Eine Zeitlang schwieg er, seines Versprechens eingedenk; dann aber, als Franziska's Stimmung sich zusehends weiter verdüsterte, hielt er's nicht länger aus, und eines Morgens, gleich nachdem sie eingetreten war, begann er mit raschem Entschluß: „Es drückt etwas auf Ihr Gemüt, Fräulein Franziska. Schon länger hab' ich's bemerkt. Was es sein kann, davon hab' ich keine Ahnung. Mich, Ihren Lehrer, geht es schwerlich etwas an. Aber als Freund möcht' ich Ihnen helfen, wenn ich kann."

Gütig, fast väterlich hatte er gesprochen. Bei den ersten Worten schrak Franziska zusammen; dann traten Thränen in ihre Augen und ein Zittern lief über ihren Körper.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen?" fuhr Kurt auf, nunmehr ernstlich besorgt. „Kommen Sie — setzen Sie sich — dies ist viel schlimmer, als ich dachte —"

Und einem natürlichen Impuls gehorchend, legte er den Arm um sie und führte sie sachte zu ihrem gewöhnlichen Sitze.

Franziska, mit gesenktem Kopfe, schritt schweigend neben ihm her. Auch als sie sich niedergelassen hatte und Kurt ratlos vor ihr stand, blieb sie noch eine Weile stumm.

Endlich blickte sie auf zu ihm, mit einem schmerzlichen Zuge in dem holden Antlitz.

„Ich hab' es Ihnen ja schon sagen wollen, weil es meine Pflicht ist," sagte sie. „Nur war mir's zu schwer; ich konnt' es nicht über die Lippen bringen. Nun muß es sein, da Sie mich fragen."

„Nicht, weil ich frage — Gott bewahre, Franziska. Ich habe kein Recht, in Geheimnisse zu dringen, die nur Sie angehen, nicht auch mich . . ."

„Dies aber geht auch Sie an, Herr von Hagen," erwiderte Franziska, die ihre Fassung wiedererlangt hatte. „Ich prelle Sie um Ihre kostbare Zeit; Schauspielerin kann ich niemals werden."

Kurt atmete erleichtert auf. „Weiter also ist es nichts!" rief er aus. „Nur ein Anfall von Mutlosigkeit gegenüber den Schwierigkeiten, die jetzt immer deutlicher hervortreten! — Es ist der erste, und weitere werden wahrscheinlich folgen. Aber sie haben nichts zu bedeuten; sie gehen vorüber. Mit der Kraft wächst das Selbstvertrauen."

„Mit mir ist es anders," versetzte Franziska kopfschüttelnd. „Ich habe eingesehen, daß mir ein starkes Talent fehlt. Zu einer mittelmäßigen Schauspielerin würd' ich es vielleicht bringen; weiter nicht. Das aber genügt mir nicht, — jetzt nicht mehr."

„Wie sind Sie zu diesen Gedanken gekommen?"

„Durch Beobachtung und Selbstprüfung. Im Theater habe ich mich an die Stelle der Spielenden versetzt. Da merkte ich bald, wo es mir fehlt. Ich kann nicht flüssig genug werden für die Form, in die ich mich gießen müßte; ich würde immer Franziska Donelli bleiben."

„Das denken Sie jetzt. Mit der Übung stellt sich auch die Inspiration ein.“

„Nicht bei mir. Diese Inspiration, ohne die keine Kunstleistung möglich ist, fehlt mir gänzlich; es ist kein Boden in mir, worauf sie wachsen könnte.“

„Merkwürdiges Mädchen!“ sagte Kurt, indem er sie sinnend betrachtete. „Sie gleichen einem Krieger, der vor der Schlacht die Waffen streckt.“

„Noch etwas anderes ist mir deutlich geworden, das mich von der Bühne zurückschreckt,“ fuhr Franziska leiser fort, den Blick senkend. „Ich kann meine Person nicht zur Schau stellen. Darin hatte ich früher nichts Schreckliches gefunden; ich hatte wohl gar nicht darüber nachgedacht. In der letzten Zeit sind mir die Augen aufgegangen, ich weiß nicht, wie. Ich sagte mir dann, es sei albern von mir, mich daran zu stoßen, was doch Tausende meines Geschlechts thäten, ohne Schaden zu nehmen. Aber die Empfindung in mir war stärker als die Vernunft. Ich schauderte, wenn ich mir vorstellte, daß ich mich den Blicken der Männer preisgeben müßte ... Ach, Herr von Hagen —“ sie erhob wie flehend ihre Augen zu ihm — „Sie werden mich verstehen, Sie werden mich entschuldigen. Ich kann ja nicht dafür, daß ich einmal so bin.“

Seltsam wurde Kurt durch dies kindlich offene Bekenntnis seiner Schülerin erschüttert. In dem Genuß der Gegenwart befangen, ein Gedicht lebend, hatte er niemals der Zukunft gedacht, die er doch selbst emsig vorbereiten half. Jetzt trat das Bild, welches Franziska heraufbeschworen, auch vor sein Auge. Sie, seine Melusine, sollte in hundert auf sie gerichteten Doppelgläsern die zarte, keusche Knospe ihrer mädchenhaften Gestalt bis auf den letzten Umriß enträtseln lassen? — Die Gespräche der Kenner, deren frivolen Ton er gut genug kannte, rauschten ihm in den Ohren. Er selbst würde vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, in die Lage kommen, Bemerkungen anhören zu müssen, die ihn mit Scham und Zorn füllten, und zu denen er doch zu schweigen gezwungen war.

Dies alles stürmte in einem Augenblick an ihm vorüber. Und wie von Entsetzen erfaßt, sagte er hastig: „Erhalten Sie sich, wie Sie sind, Franziska ... Von dieser Seite habe ich die Kunst der Menschendarstellung niemals betrachtet, wenigstens nicht im Hinblick auf Sie ... Nein, nein: mögen Andere thun, was sie, als durch den Brauch sanktioniert, für unverfänglich halten — ich will mit Keiner darum rechten — Sie jedoch, Sie — es würde mich peinigen, wenn die Blüte Ihrer Schönheit zu einem Thema der öffentlichen Diskussion werden könnte ... Sie haben Recht, Franziska: entsagen Sie einer Laufbahn, die ein solch unmögliches Opfer von Ihnen fordert!“

In seinem Eifer hatte Kurt der Schülerin ihre Entlassung gegeben. Er merkte dies erst, als Franziska nunmehr unumwunden diese Folgerung zog.

„Ich dachte mir, daß Sie meinen Entschluß billigen würden,“ erwiderte sie. „Nur bekümmert mich, daß die viele Mühe, die Sie sich um mich gegeben haben, vergeblich gewesen ist. Jetzt hat Ihre Unterweisung keinen Zweck mehr; dieser mir so vertraut gewordene Raum wird mich nicht wiedersehen; nichts mehr habe ich darin zu suchen.“

Ihre Stimme hatte eine schmerzliche Färbung angenommen; feucht schimmerten ihre Augen.

Kurt verbarg seine Bestürzung. „So schwer wird es Ihnen, Franziska, auf weiteren Unterricht zu verzichten?“ fragte er in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte.

„O nein,“ entgegnete sie mit treuherzigem Freimut. „Es ist nicht der Unterricht, den ich so sehr entbehren werde; aber daß ich Sie nun nicht mehr sehen soll — das schmerzt mich mehr, als ich sagen kann. Vor acht Tagen schon wollte ich's Ihnen mitteilen, daß es mit dem Theater niemals etwas werden könnte; doch habe ich geschwiegen, um mir noch ein paar Stunden bei Ihnen zu stehlen. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse darum?“

„Wie sollt' ich? — Sind doch auch mir diese Stunden eine tägliche Erquickung gewesen!“

„Wirklich?“ — Ihre Augen leuchteten auf. — „Das freut mich.“

„Müssen sie denn ein Ende haben, Franziska?“

„Jetzt doch. Gewiß. Ich müßte möglichst geschwind alles wieder vergessen, was ich bei Ihnen gelernt habe, sagt mein Pflegevater. Aber wie kann ich das? — Wie ich damals war, als Sie mir vor dem Theater entgegentraten, so kann ich doch niemals wieder werden. Niemals. Ich will mich ja in alles fügen — in das enge, dumpfe Leben, das mich umgiebt. Nur meinen Schatz an Erinnerungen — nur Ihr helles, freundliches Bild — nur die hohe, reine Welt, die Sie mir erschlossen haben — das alles muß ich behalten dürfen. Daran will ich mich trösten, wenn ich zu tief im Staube waten muß.“

Bewegt stand Kurt. — Erhalte Dir Deine Melusine um jeden Preis! rief es in ihm. Ewiger Winter wird es in Dir werden ohne sie!

Aber das einzige Wort, das sie ihm hätte für immer gewinnen können – noch lag es ihm zu fern. Nur wie ein Wetterleuchten schimmerte es einmal vor ihm auf. Da fuhr er zusammen. Nein: das war unmöglich. Melusinen's Mann! – Sie, wenn auch in weihevollen Stunden ein Geschöpf mit Engelszügen, war doch außerhalb derselben nur ein Ungeheuer, aus dem Sumpfe stammend, das mit ererbter Mißgestalt das empfindliche Feingefühl des geborenen Aristokraten bis zur Erregung von Widerwillen verletzen mußte! — Die Tochter des Drehorgelmannes aus Ravenna, das Ziehkind des Schneiders Pankratius Mütze seine Gattin! — Undenkbar!

Zögernd sagte er: „Wir nehmen keinen Abschied für immer, Franziska. Wir werden uns wiedersehen."

„Schwerlich," versetzte das Mädchen. „Es wäre gegen die Abrede."

„Ich möchte Ihr Freund bleiben."

„Sie sind sehr gütig, Herr von Hagen. Ich werde dieses Anerbieten nie vergessen. Aber meine Sphäre, in die ich jetzt zurückkehre, ist nicht die Ihrige. Suchen Sie mich nicht auf, ich bitte inständigst darum. Forschen Sie auch nicht nach meinem ferneren Schicksal. Wollen Sie mir, dem armen Mädchen aus dem Volke, das sich, für kurze Zeit beflügelt, zu glücklichen Höhen hat erheben dürfen — wollen Sie mir ein freundliches Andenken bewahren — dies zu wissen, wird mir lebenslang eine Freude sein."

Sie reichte ihm die Hand. Ihre Lippen zuckten; aber tapfer bezwang sie sich.

„Leben Sie wohl! — Ich danke Ihnen von ganzem Herzen . . . Möge es Ihnen wohl gehen! In allem, was Sie unternehmen! — Ich will für Sie beten. Mehr kann ich ja nicht thun. O Gott! und ich möchte doch alles hingeben, alles —"

Weiter kam sie nicht. Kurt hatte die Empfindung, daß sie im nächsten Augenblick sich an seine Brust werfen würde. Aber plötzlich riß sie sich los und floh aus dem Zimmer.

Vorüber war der schöne Traum, so jäh endend, wie er begonnen hatte. Melusine war gegangen, hinter sich den Weg zerstörend, der zu ihr führte. Ein dunkles Los wartete ihrer; wohl mochte sie mit Thränen sich ihm entgegenwenden . . .

Doch nicht die Niedrigkeit, in die sie wieder hinabsank, war der tiefste Grund ihres Schmerzes. Bebend fühlte es Kurt: sie liebte ihn. Die Trennung von ihm schuf ihr die bitterste Qual — nicht der Verzicht auf frühere hochfliegende Pläne, nicht die Zukunft an sich, die ihr bevorstand.

Du hättest sie nicht von Dir gehen lassen sollen! ließ sich die innere Stimme vorwurfsvoll wieder vernehmen. Täglich wirst Du sie entbehren! Sinken wirst Du fortan — zurück in den Nebel, den sie hinweggesonnt hatte!

Da wuchs in der Brust des Einsamen ein ungestümes Sehnen empor. Seine Arme streckten sich der Entschwundenen nach. „Melusine!" rief er verzweifelnd.

Die Erkenntnis kam zu spät.

In wildem Schmerze sich niederwerfend, umfing er den Stuhl, worauf sie so oft gesessen, und verwünschte seine erbärmliche Zaghaftigkeit.

IV.

Langsam schlich die Sonne weiter. Zu keiner Beschäftigung hatte Kurt Lust. Er nahm ein Buch zur Hand und verstand nicht, was er las; er versuchte zu schreiben und vermochte nicht, einen einzigen Satz zu bilden. Die Zeit, worin er sein Mittagsmahl zu nehmen pflegte, ging vorüber, ohne daß er daran dachte. Wie betäubt und zerschlagen irrte er in seiner Wohnung umher, seine Habseligkeiten der Reihe nach stumpfsinnig betrachtend. Einmal klang die Schelle, da flogen zuckend seine Glieder. Endlich sank er erschöpft auf den Divan nieder, und der Schlaf erbarmte sich seiner.

Es war dunkel, als er erwachte. Er fühlte dumpf im Kopfe; es verlangte ihn nach frischer Luft. Indem er ein Licht anzündete, besann er sich, was eigentlich mit ihm geschehen sei. Und auf einmal überfiel es ihn wieder, das Gefühl gänzlichen Verlassenseins, fürchterlicher Einsamkeit. Nun rannte er hinaus auf die Straße; er mußte Menschen sehen, er wollte vergessen, daß er die irdische Seligkeit verscherzt hatte, die ihm von den Göttern dargeboten worden war.

Lange irrte er umher und zwang sich, in die erleuchteten Läden zu schauen und mit Aufmerksamkeit die tausenderlei Bedürfnisse der Menschen zu studieren, die mit ihm lebten, und die ihm alle so unendlich fern standen. Bitter lächelte er über sich selbst. Dahin war es mit ihm gekommen: als schiffbrüchiger Idealist klammerte

er sich an die allererbärmlichste Realität, um nicht in das Bodenlose zu sinken!

Endlich, gleichsam unwillkürlich, nach seinem Stammlokal hinlenkend, erspähte er Radegast auf der andern Seite der Straße. Er eilte hinüber und hakte ihn ein: „Unser Weg wird derselbe sein. Nehmen Sie mich mit!"

„Sie sind es, Hagen! — So früh! Haben Sie Ihr Pensum schon abgedichtet?"

Kurt zwang sich, zu lachen. „Sie glauben wohl, das ginge wie am Webstuhl," erwiderte er. „Zu geistiger Arbeit gehört mehr wie ein Kopf und ein paar Hände, nämlich eine besondere Disposition, die leider nicht immer vorhanden ist. Auch bei dem Berufensten nicht. Ich habe keine Feder angerührt heute."

Der Andere hatte kaum auf ihn gehört. „Ich habe eine Neuigkeit für Sie, Hagen," begann er vertraulich. „Denken Sie: durch einen Zufall bin ich jener Italienerin auf die Spur gekommen — Sie wissen ja, wen ich meine —"

Ob Kurt es wußte! — Doch that er, als ob er sich besänne. „Italienerin?" wiederholte er. „Ah — von jener Statistin der Oper sprechen Sie. Gott, wie lange ist das nun schon her!"

„Sie stammt wirklich aus dem Lande, wo die Zitronen blüh'n," fuhr Radegast fort, „obgleich sie einen abscheulich unmusikalischen Namen führt: Franziska Mütze. Und sie ist in der That nur ein paarmal aufgetreten — wenn man ihre Thätigkeit auf der Bühne so nennen darf."

„Und woher ist Ihnen diese Kunde gekommen?"

„Unter uns: von einer reizenden kleinen Balleteuse, mit der ich gestern soupierte. Ich fragte sie aus. Was sie mir erzählte, war interessant genug. Ein geheimnisvoller Unbekannter hat diese Franziska Mütze unter seine Fittiche genommen. Er soll ihr versprochen haben, sie zu einer Schauspielerin ersten Ranges auszubilden. Das zog bei dem Mädchen; denn Ehrgeiz hatte sie, viel Ehrgeiz. Der Unbekannte ist also schlau genug zu Werke gegangen. Und vorsichtig ist er auch gewesen. Er hat sie nicht zu sich genommen oder unterhalten, sondern ruhig zu Hause gelassen. Sie wird ihn besucht haben, um — sich die versprochenen guten Lehren zu holen."

Kaum konnte Kurt sich beherrschen. So also stellte sich in den Augen der Welt dar, was er gethan hatte, reinen Herzens und in bester Absicht!

„Und was ist daraus geworden?" fragte er möglichst gleichgültig.

„Das Ende vom Lied ist nicht gerade erbaulich. Der Unbekannte muß ihrer überdrüssig geworden sein. Sie soll sich entschlossen haben, zu heiraten, — schnell zu heiraten. Nun: an einer reichlichen Aussteuer wird's ihr nicht fehlen, und damit ist ja in ihren Kreisen immer ein Mann zu haben."

Kurt blieb stehen. „Entsetzlich!" keuchte er.

„So ist die Welt nun einmal," versetzte der Andere leichthin. „Sie sind zu sehr Idealist, mein lieber Freund. Dergleichen muß nicht tragisch genommen werden. Seien Sie überzeugt: die Beteiligten thun es auch nicht."

In Kurt kochte es. Er fühlte, daß er sich verraten würde, wenn er dieses Gespräch fortsetzte.

„Entschuldigen Sie mich," sagte er hastig, indem er sich von dem Gefährten löste. „Ihre Erzählung hat mich, mehr als ich sagen kann, erschüttert. Ich muß den Eindruck in mir verarbeiten ... Vielleicht komme ich noch später."

Damit ließ er den verduzten Radegast stehen, drehte sich um und ging mit großen Schritten davon.

„Sonderbare Käuze sind diese Dichter doch," murmelte Radegast, gemütlich seinen Weg fortsetzend. „Regen sich bis zur Fieberhitze auf über Dinge, die sie nicht das mindeste angehen! — Eine mehr oder weniger — als ob das auf die Statistik des Leichtsinns von Einfluß wäre!"

Und Radegast genoß sein Bier in dem erhebenden Bewußtsein, auf der Höhe der Zeit zu stehen.

Auf Kurt von Hagen indessen wartete er vergebens. Dieser, durch die Mitteilungen des leichtlebigen Bekannten auf das äußerste erregt, eilte zunächst blindlings vorwärts, mit dem Stocke vor sich hin fuchtelnd. Dann, etwas ruhiger geworden, lenkte er seine Schritte dem Park zu. Dort warf er sich auf eine Bank, stützte den Kopf in die Hand und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen.

„Also heiraten will sie," murmelte er. „Das war des Pudels Kern! Und das andere — die Entdeckung des künstlerischen Unvermögens, das Hindernis einer hochgesteigerten Schamhaftigkeit — diese Dinge waren nur Finten, um mit guter Manier von mir loszukommen! — Und dabei noch, als Meisterleistung raffinierter Verstellungskunst, die Komödie des herzzerreißenden Abschieds!"

Er lachte wild auf und blickte um sich. Hell strahlte der Mond hinab auf die langsam aufgrünende Erde. An den hochragenden Spitzen der Zweige zeichneten sich die geschwollenen, bis zum Bersten gefüllten Blattknospen gegen den lichten Abendhimmel; das Gebüsch prangte schon teilweise im jungen Laub. Lind war der Abend; ein feiner, herber Duft würzte die Luft. Allüberall emsigstes geheimes Schaffen und Bilden, den Sinnen verborgen und doch mit süßem Grauen geahnt und empfunden.

Kurt fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Wahrhaftig: es wird Frühling! — Welche Überraschung! — In der Stille sind die Vorbereitungen vollendet und das schönste Schauspiel beginnt, das uns die Erde zu bieten vermag. Zur Liebe drängt alles, was die Sonne bescheint —"

Er hielt inne. „Zur Liebe," wiederholte er langsam. Und vor seinem beruhigten Gemüte stieg Franziska's Bild empor, hell und glänzend, frei von dem verzerrenden Schatten der Verleumdung.

„Wenn sie lügen könnte, wo wäre dann Wahrheit auf Erden zu finden?" sagte er sich. „Nur verborgen hat sie mir, was sie nicht sagen durfte. Steht sie wirklich im Begriff, eine Ehe einzugehen, dann wird sie entweder dazu gezwungen, oder sie glaubt, ihre Liebe für mich leichter zu überwinden, wenn sie zwischen sich und mir eine unübersteigliche Schranke aufgerichtet hat. Darin aber muß ich klar sehen. Jetzt noch sie ihrem Schicksal überlassen, ohne einen Finger zu rühren, — jetzt noch mich von ihr abwenden: nein, ich kann es nicht."

Was er aber zu thun beabsichtigte, als er nun aufsprang und den Weg in die Vorstadt einschlug, — darüber nachzudenken unterließ Kurt gänzlich. Der Entschluß allein, die Bewegung in der Richtung des Ortes, wo Franziska weilte, machte ihn froh und glücklich.

(Schluß folgt.)

Die Schecken.

Alter Köhlerglaube lehrt:
Was dein Herze wünscht im stillen,
Wird sich ganz gewiß erfüllen,
Wird vom schönsten Glück gesegnet,
Wenn durch Zufall dir begegnet
Just ein buntgescheckter Pferd.

Kauft' ein herrliches Gespann
Jüngst der Vogt; auf allen Wegen
Unverhofft kommt mir's entgegen
Mit den weißen, goldnen Flecken,
Und die lieben beiden Schecken
Strahlen mich wie Zauber an.

Wie aus jener Welt ein Ruf,
Wo Sybillen und Propheten
Wahnsinnsdunkle Weisheit reden,
Wo Chaldäer in den Bahnen
Der Planeten Künft'ges ahnen,
Klirrt mir ins Gehör ihr Huf.

Schönster Schatz, zu keiner Zeit
Weiß ich, wann das Spannwerk komme;
Doch, daß dir sein Zauber fromme,
Wünsch' ich stets und allerwegen
Dir der Götter reichsten Segen;
Schönster Schatz, sei benedeit.

A. Fitger.

Frühlingstag.

Die Luft durchzieht ein Veilchenhauch,
In Knospen steht der Fliederstrauch;
Blüh' auf in meinem Herzen tief,
Du Sehnsucht, die so heimlich schlief.
O Veilchenduft, o Lerchenschlag!
Mein Herz, es kommt dein Frühlingstag!

Mir schien ins Herz ein Lächeln traut,
Hat Sorg' und Qual hinweggetaut,
Und heimlich spürt' ich und verstand
Den leisen Druck der liebsten Hand.
O Veilchenduft, o Lerchenschlag!
Mein Herz, es kommt dein Frühlingstag!

Anna Ritter.

Singe Mädchen!

Singe Mädchen! Dein Gesang
Ist ein flüchtig Schleierheben,
Deine scheue Seele zeigt
Unverhüllt ihr Blumenleben.

Seelen sind wie stille Seen,
Wer mag in die Tiefe dringen?
Nur vereinzelt sich ans Licht
Ihre weißen Rosen ringen.

Aus den lichten Kelchen steigt
Eine holdverschämte Kunde
Von den Schätzen, die sich keusch
Bergen auf dem stillen Grunde.

Gustav Falke.

Der Markt zu Lübeck.

(1190—1890.)

Ein Krieger stieg vom Schiff zum Strand
Vor siebenhundert Jahren,
Der kam zurück aus Morgenland
Von Kaiser Rotbarts Scharen.
Und als er durch die Straßen ritt,
Lief Jung und Alt zum Markte mit;
Laut scholl aus Aller Munde:
„Gieb uns vom Kaiser Kunde!

Der Kaiser, dem zu eigen wir
Die Stadt und uns ergeben,
Konnt' er des Kreuzes Siegspanier
Auf Zions Zinnen heben?
Hat er gebeugt der Heiden Trutz?
Kehrt er zurück zu unserm Schutz?
Schirmt er des Reiches Ehre
Im Feld und auf dem Meere?"

„„Der Kaiser Rotbart kehrt nicht mehr
Zum lieben Vaterlande.
Zerstoben ist sein tapfres Heer
Verwaist im Wüstensande.
Ob ihn verschlang des Stromes Flut?
Ob er in fremder Erde ruht?
Laßt ab, laßt ab zu fragen,
Nicht weiß ich's Euch zu sagen.""

Und Totenstille wird im Kreis,
Und Blut und Atem stocken.
Da hebt das Haupt ein hoher Greis
Mit silberweißen Locken:
„Und ob er unserm Blick entschwand,
Der Kaiser lebt im Vaterland,
Es stark und treu zu leiten
Auch durch die schwersten Zeiten.

So lang' ihr Treue ihm bewahrt,
Weilt er in eurer Mitte
Als Schützer deutscher Eigenart
In Zucht und Recht und Sitte.
Und ob zur Stund' zu Tode wund
Das Reich ihr seht erliegen,
Dem Kaiser treu erwächst ihm neu
Die Kraft, im Licht zu siegen."

Und herrlich ward das Wort zur That
In siebenhundert Jahren:
Hoch ragt das Reich durch Kraft und Rat
Vor aller Völker Scharen.
Stolz schwingt das mächt'ge Flügelpaar
Im Sonnenflug der deutsche Aar
Und schirmt des Reiches Ehre
Bis in die fernsten Meere.

Albert Benda.

Gleiches Loos.

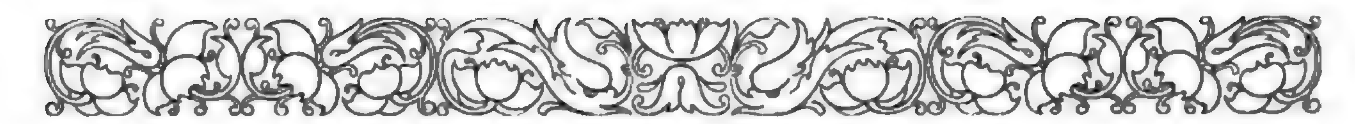
Rotkelchen mit Augen von Edelgestein,
Du einsamer Sänger im laubigen Hain!
Wie du in den Strauch,
So drück' ich mich auch
Recht ins Dunkel zurück,
Recht ins verborgene Glück,
Und mein Lied nur dämmerhell
Ziehe daraus, ein sehnender Quell.
Aber kommt nur die Wanderzeit,
Spannen die Flügel, das Herz sich weit;
Über Berge sich schwingen,
Durch Wälder dringen,
Wo unter den Tannen noch schläft die Nacht,
Und draußen ist doch der Tag erwacht,
Und wieder ins Licht hinein,
Sich baden im Strahlenschein
Die tauig feuchte, die klopfende Brust —
O das ist Leben, o das ist Lust!
Dann vor der Ferne schimmerndem Glanz,
Vor der Weite lockendem Bilderkranz
Sich in sich versenken,
Still der Heimat denken,
An die heimliche dunkle Enge zurück:
O du mein Loos, o du mein Glück!

F. Herold.

Myrte.

Das war der Tag der Myrten und der Liebe,
Der uns allein ließ nach des Festes Lärm,
Im Traum erlebt. Im Traume gingen wir,
Bang atmend wie in einer fremden Welt,
Der Häuser dunkle Reihen stumm entlang.
Es wies verheißend uns der volle Mond,
Mit mattem Schein von Dach zu Dache spähend,
Den Weg hin durch die unbekannte Stadt.
Nicht enden wollte dieser Wonnegang,
Und immer wieder irrten sich die Schritte
Und scheuten vor der heißersehnten Rast,
Als käm' des Traumes Ende noch zu früh.
O, ihre tiefen Wunder hat die Nacht,
Sie lebt und wirkt in einem andern Lichte.
In ihres Dunkels himmlischer Versenkung
Giebt sie das lieblichste Geheimnis preis,
Das streckt uns hin erschüttert und verwandelt.
So führ' auch uns in deine stillen Schatten,
Wir sind Geweihte, schweig, und laß uns ein.

Rudolf Reuße.



Thekla.

Aus Ernst Schulze's Tagebüchern.

Vorbemerkung. Die Leser der „Deutschen Dichtung" haben bereits so viele Mitteilungen über den Dichter der „Bezauberten Rose" entgegengenommen, daß ihnen derselbe auch als Mensch kein Fremder mehr ist. Ebenso haben sie aus seinen ungedruckten Tagebüchern wiederholt Proben gelesen und sich überzeugen können, welch ungemeiner psychologischer Wert diesen Aufzeichnungen zukommt. Sicherlich wird auch das nachstehend veröffentlichte Blatt ihre Teilnahme finden. Wohl hat Hermann Marggraff bereits große Bruchstücke daraus in seiner Biographie des Dichters (Leipzig 1855) mitgeteilt, aber in derselben Weise, in welcher er die Briefe und Tagebücher überhaupt benutzt: mit zahlreichen Auslassungen und stilistischen Änderungen, die allerdings keineswegs etwa in bösem Willen, sondern in der nicht ganz zutreffenden Auffassung von den Pflichten eines Herausgebers derartiger Dokumente, und nicht etwa im Mangel an Pietät, sondern in dem Uebermaß dieses, nur freilich nicht an richtiger Stelle angewendeten Gefühls ihren Grund haben.

Die Episode, welche Schulze schildert, ist an sich so erschütternd und mit so eindringlicher Kunst und Kraft vorgetragen, daß sie ein rein menschliches Interesse zu erwecken vermag, auch wenn wir von dem Verfasser sonst nichts wüßten. Hierzu kommt aber auch noch der biographische Wert dieser Aufzeichnung. Sie ist das letzte Blatt im Tagebuch und stammt aus der Feder eines Mannes, der, ohne es freilich genau zu wissen, schon selbst den Tod im Herzen trug: nicht ganz ein Jahr später (29. Juni 1817) ist Ernst Schulze gestorben. Aber nicht dieser Umstand allein erklärt die Stimmung, welche über der meisterhaften Schilderung liegt und ihre Wirkung erhöht, sondern auch das tiefe Leid, von welchem damals das Herz des Dichters erfüllt war. Seit vier Jahren hatte er nun um Adelheid Tychsen, die Schwester seiner Caecilie, geworben. Wie sich seine Beziehung zu der Familie des Göttinger Professors gestaltet, spricht er selbst so eindringlich aus, daß uns nichts zu sagen übrig bleibt. Soweit Erläuterungen im Einzelnen nötig sind, finden sie sich in den Noten beigefügt.

Göttingen, den 17. Julius 1816.

Noch nie habe ich den Tod so plötzlich in die Mitte des heitersten Lebens treten sehen, als in diesen Tagen. Die Begebenheiten, die sich äußerlich so wunderbar verketteten, scheinen auch auf mein Inneres eine tiefe Wirkung gehabt zu haben, deßhalb will ich sie mir noch einmahl klar vor Augen stellen.

Am Freytage vor sechs Wochen kam der Bauinspektor Schieck aus Hildburghausen, der jetzige Besitzer unsres Hauses,*) in Begleitung seiner Frau, seiner Mutter, seiner Schwiegermutter und seiner Schwester Thekla zu uns, um seine hiesigen Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ich fand in ihm einen jungen, schönen, rüstigen und lebenslustigen Mann, mit dem mich anfangs mein Wunsch, mich von langem Trübsinn zu zerstreuen, und meine Freude an kräftigen und gewandten Naturen, später seine zuvorkommende Gastfreyheit, seine ungezwungene Geselligkeit und ähnliche Erinnerungen, denn auch er war Soldat gewesen,*) recht traulich verband. Seine Mutter hatte viel von jenen Eigenschaften, wodurch ich mich so gern an Karoline Egloffstein**) erinnern lasse, dieselbe Milde und Kraft, dieselbe Wärme und Besonnenheit, dieselbe Gemüthlichkeit und Klarheit, die den weiblichen Charakter mehr zieren als den männlichen, weil man jenem zur Tugend anrechnen muß, was bey diesen nur Pflicht scheint. Thekla war ein heitres, argloses, gesprächiges und geschäftiges Wesen, mit einer hübschen Gestalt, einem frischen Geiste und einem warmen Herzen, das ohne Gefallsucht jeden erfreute, ohne Absicht sich jedem traulich näherte. Sie schien mir manche Ähnlichkeit mit Auguste Egloffstein zu haben.

Die heitre Gesellschaft fand bey ihrer Ankunft den Tod im Hause. Ein Herr v. Schwarzhof aus Kurland, ein junger liebenswürdiger Mensch und unser Hausgenosse, erhielt einen gefährlichen Stich im Duell und starb, als sie kaum die Schwelle betreten hatten. Sonderbar ist eine Vorbedeutung dieses Antreffens, die indeß vielleicht weiter hinausdeutete. Als die Reisenden Mühlhausen, ihr letztes Nachtquartier vor Göttingen, verlassen wollten, und die Mutter und Thekla bey Anbruch des Tages, während sie die Pferde erwarteten, auf die stille menschenleere Straße hinaussahen, war das erste menschliche Wesen, das sie bemerkten ein Todtengräber mit einer Leichenbahre. Man hat den Glauben, daß der, dem zuerst am Morgen dergleichen aufstoße, im Verlauf des Tages eine Leiche antreffen werde, und diesesmahl bestätigte sich dieser Glaube. Auf die Bitte meines Freundes Becker aus Kurland, der, wie man sagte, schon seit vorigem Sommer mit Thekla in einem mehr als freundschaftlichen Verhältnisse stand, flocht sie den Kranz aus Lorbeern, Myrten und Cypressen, der aufs (!) Sarg gelegt und dann von den Verwandten oder Freunden des Verstorbenen aufbewahrt zu werden pflegt. Sie wußte nicht, daß sie ihren eigenen Leichenkranz geflochten hatte.

Als sich das düstre, das der Tod über jedes Haus verbreitet, worin er einen wenn auch uns nicht Angehörigen traf, sich etwas zerstreut hatte, verband sich ein Theil der Hausbewohner, Becker mit seinem Bruder, ein Herr von Saß, ein Rittmeister Heise mit seiner Frau, einer Engländerin, und ich, mit der angekommenen Familie zu einem recht angenehmen, geselligen Kreise. Der kleine hübsche Garten hinter dem Hause bot uns die Gelegenheit zum fast beständigen und doch für keinen

*) Des Hauses, wo Schulze in Göttingen zu Miete wohnte.

*) Schulze hatte die Kämpfe gegen Davoust (Frühling 1814, Harburg und Hamburg) als Freiwilliger Jäger im Grubenhagen'schen Bataillon mitgemacht.

**) Karoline Gräfin von Egloffstein, die ältere Schwester der mit Goethe befreundeten Malerin Julie und der Dichterin Auguste v. E. Schulze war mit der Familie sehr befreundet.

Theil lästigen Beysammenseyn, und manche heitre Feste, die sich oft bis tief in die Nacht ausdehnten, schienen ein immer engeres Verhältniß zwischen Becker und Thekla zu begünstigen und auch begünstigen zu sollen. Wir bildeten endlich nur eine Familie, und auch ich, den man sehr lieb gewonnen hatte, erhielt grade aus dieser Ursache die Gewalt über mich, die Nachwehen eines tief verletzten und weder freundlich noch völlig geheilten Herzens zu vergessen und mich einer lebensfrischen Fröhlichkeit zu überlassen, die ich bey dem Mangel an Theilnahme und Nachhülfe in Tychsens Hause vergebens zu heucheln gesucht hatte. Ich war gern in Theklas Gesellschaft, weil sie keinen großen Aufwand von Geist forderte und doch auf eine milde und angenehme Art den Geist befriedigte. Solche Verhältnisse sind wie laue heilsame Bäder, die dem Kranken nicht durch plötzlichen Reiz später erschlaffen, sondern ihn allmählig aber sicher kräftigen und wieder herstellen.

Trotz dem häufigen Regen benutzten wir doch mit fröhlicher Genügsamkeit jeden heitern Augenblick, uns im Freyen zu treffen, und ich hatte mich ganz daran gewöhnt, in jeder geschäftsfreyen Stunde irgend einen aus unserm Kreise, und am häufigsten Thekla, im Garten zu finden. Dieses gab ein angenehmes Gleichgewicht zwischen Arbeit und Zerstreuung, bey welchem ich anfing, mich sehr wohl zu befinden, so daß ich, als die Trennung näher kam, fühlte, diese Zeit sey seit fünf Jahren für mich die erste ruhige, heitre und ganz leidenschaftlose gewesen. Es war ein verderbliches Gewitter in dieser Stille verborgen und ich fühle, daß ich kein Glück im Leben haben soll, wenn ich es nicht mit doppeltem Schmerz verzinsen will.

Wie der menschliche Leichtsinn oft die hellen und leichten Umrisse freundlicher Verhältnisse mit den dunkelsten Farben interessant zu schattiren sucht und das Ernste zum Spiel macht, um dem Spiele den Ernst der Harmonie zu geben, mischten auch wir oft in der Unterhaltung Tod und Leben untereinander, wozu manche Beziehungen uns Veranlassung gaben. Eine Zigeunerin hatte schon vor langer Zeit Thekla in diesem Jahr den Tod verkündigt; auch sollte nach der Vorhersagung eines Italiänischen Astronomen am 18. dieses Monats der Untergang der Welt eintreffen. Ueber diese und ähnliche Gegenstände scherzten wir im fröhlichen Gefühl der Gesundheit und des heitern Lebens; aber man sollte darüber nicht scherzen, da der Abend den folgenden Morgen nicht kennt. So wurde nicht einmahl das erfüllt, das ich neulich gegen Adelheit äußerte, als ich von meiner fröhlichen Stimmung und den Ursachen derselben sprach. Ich sagte, es würde mir lieb seyn, am 18. mit der Welt unterzugehen, weil der Tod mich dann in voller Freude treffen würde. Nur anderthalb Tage nachher und noch drey Tage vor dem bedingten Termin, war alle diese Freude schon in den bittersten Schmerz verwandelt. So thöricht ist jede Hoffnung und so gerecht jede Furcht, selbst die des Traurigen mitten im Freudigsten.

Seit einiger Zeit war unsre Gesellschaft durch eine neue interessante Erscheinung vermehrt und verschönert. Eine jüngere Schwester Theklas, die mit dem geistreichen Sickler verheirathet ist,*) eine Frau, die durch Schönheit, Zartheit, Jungfräulichkeit und lebendiges Gefühl anzog und durch trauliche Unbefangenheit den sich Nahenden viele Stufen der Annäherung auf einmahl überschreiten ließ, brachte jene anmuthige Lebendigkeit in unsern Kreis, wenn jeder ohne Eifersucht zu gefallen, nicht bloß eigennützig zu genießen sucht. Sie sollte unsrer Heiterkeit den höchsten Glanz geben, damit uns die Nacht desto schwärzer erscheinen möchte.

Am Montag Morgen um sieben Uhr war die Abreise bestimmt. Die ganze vorige Woche hatten wir uns fast gar nicht getrennt und besonders jeden Abend sehr vergnügt auf dem Zimmer mit einander gefeyert, da das veränderliche Wetter die vielen Landparthien und Spaziergänge hinderte, die wir uns vorgesetzt hatten. Besonders beklagte sich Thekla, daß sie nicht einmahl auf den Kirchhof gekommen wäre, um Schwarzhof's Grab zu sehen, da sie doch täglich hätte hingehen wollen. Hierzu konnte indeß noch Rath werden, denn es war oft die Rede davon, daß sie hier bleiben sollte, weil der Rittmeister und seine Frau sie so lieb gewonnen hatten, daß sie sie bey sich zu behalten wünschten. Auch ich redete zu und versicherte ihr scherzhaft feyerlich, daß sie uns nicht verlassen würde. Sowohl ihr Wunsch als auch meine Versicherung ist eingetroffen, anders als wir es meinten.

Am Freitage vertheilte ich Stammblätter, denn es ist ja möglich, sagte ich, daß wir uns niemahls im Leben wiedersehen. Wir waren den Abend sehr fröhlich und ich suchte die Wehmuth, worin mich der Gedanke an die baldige Trennung versetzte, unter Scherzen zu verbergen. Deßhalb schlug ich vor, daß wir Alle, die zugegen wären, bey der Abreise der Freunde uns Wagen miethen und schwarzgekleidet, mit langen Trauerflören, wie hinter unsrer begrabnen Freude, hinterherfahren wollten. Alle, die zugegen waren haben, heute auf die Art, wie ich es bestimmte, Theklas Sarg begleitet.

Am Sonnabend Nachmittag waren wir im Garten und pflückten Rosen. Ich rühmte ihre Schönheit und die Sickler sagte: „Schade, daß sie so kurz blühen." Sie blühten noch, als ihre Schwester verblüht war. Am Abend konnte die Fröhlichkeit Anfangs nicht rechten Raum gewinnen, weil fremde Gesellschaft uns störte. Später wurden wir heitrer und endlich ausgelassen. Auch sang Thekla, und ihr letztes Lied war Schillers „Thekla. Eine Geisterstimme." Die Guitarre stand eben so, wie sie sie hingesetzt hatte, und das Musikblatt lag noch daneben, als sie schon als eine Leiche auf dem Ruhebette lag. Als wir uns trennten, versprachen wir bey der Abreise keinen Abschied von einander zu nehmen. Wir alle haben ihr und sie uns dies Versprechen gehalten.

Am Sonntag kam ich gegen ein Uhr in ihr Zimmer. Sie blühte wie eine Rose, klagte aber über Kopfschmerz und Uebelkeit. „Das freut mich," sagte ich, „denn dann können Sie morgen nicht reisen." Der Himmel hüte uns vor unglücklichen Worten, denn sie erinnern das schlummernde Schicksal, oder sie reizen es zum Zorn, weil es ihm scheint, als wolle der Mensch mit ihm scherzen. Becker verschrieb ihr einige Pulver und ich sagte: „Wohlan, jetzt kannst Du Dein Meisterstück machen." Dann wollte auch ich mein Heil in dieser Kur versuchen und dictirte ihr zum Rezept einige Stunden Nachmittagsschlaf und einen starken Caffe. „Sie sollen sehen, daß ich Alles verschlafe," sagte sie. Ja wohl, sie hat Alles längst verschlafen.

*) F. K. L. Sickler (1773—1836), Archäologe, zuletzt Gymnasial-Direktor in Hildburghausen.

Als wir sie um ein Uhr verließen um zum Herrn v. Humboldt zu gehen, der uns zum Mittagsessen eingeladen hatte, fand sie sich fast ganz wiederhergestellt, und Becker rieth ihr, deshalb die Arzney gar nicht zu nehmen, oder wenn sie es doch wollte, nur den vierten Theil. Wir gingen fort und sie ermahnte uns, so bald wie möglich wieder zu kommen, damit wir den Abend noch recht fröhlich mit einander genießen könnten. Ihr letztes Wort zu mir war, sie könne nicht glauben, daß ich jemahls ernsthaft, viel weniger traurig aussehen könnte. Sie hat es nicht gesehen, daß ich am andern Morgen bey ihrer Leiche weinte.

Der Mittag verging in militairischer Lustigkeit. Becker und Schieck entfernten sich früher, und als man ihre Abwesenheit bemerkte, kam das Gespräch auf die Abreise der Familie und dann auf sie selbst. Man brachte Muthmaßungen über das Verhältniß zwischen Becker und Thekla vor; der Rittmeister redete viel zum Lobe dieser und ermahnte mich im Scherz, meinem Freunde nicht ins Gehege zu gehen. „Wahrhaftig," sagte er endlich, „wenn ich noch nicht verheyrathet wäre, so suchte ich sie lieber heute als morgen zu gewinnen." Morgen hätte er sie nicht mehr zu besitzen gewünscht: so schnell kann uns der Wunsch zur Furcht werden.

Nach 5 Uhr kam ich zu Hause. Man sagte mir, Thekla habe nach Mittag Beckers Arzney trotz seinem Verbot in kurzen Zwischenräumen ganz genommen und befinde sich vom häufigen Erbrechen, das darauf gefolgt sey, etwas ermattet. Man muthmaßte indeß nichts als eine kleine Unpäßlichkeit und setzte die Anstalten zur Reise fort. Ich erhielt meine Stammblätter; die Mutter hatte auf das ihrige geschrieben: „Zur Erinnerung an so viele fröhliche Stunden im Kreise unsrer hiesigen Freunde."*) Es waren kaum zwölf Stunden vor dem Tode ihrer Tochter.

Oben bey dem Bruder waren die Freunde zum Abschiedsmahle versammelt; die Frauen kamen und gingen, weil noch manches zu besorgen war, Becker hielt sich meistens bey Thekla auf und hatte schon durch Gegenmittel ihre Uebelkeit gestillt, obgleich die Mattigkeit zurückblieb. Ich befand mich häufig unten und half der Mutter und der Sickler beym Einpacken, weil ich traurig und für die Gesellschaft nicht gestimmt war. Die Sickler warf mir mehrmahls mein stummes Wesen vor und bat mich recht freundlich, am letzten Abend doch noch vergnügt zu seyn. Es war mir aber unmöglich, meinen Trübsinn zu erheitern.

*) Das Stammbuchblatt ist noch erhalten, die Eintragung lautet nur:

„Zur Erinnerung
von
Louise Köhler
geb. Dietrich.
Göttingen, den 14. Julius 1816."

Bei Schulze's großer Wahrheitsliebe liegt gewiß nur ein unbeabsichtigter Irrtum vor. Die Eintragung der Frau Sickler lautet:

„Jedem wohnet die Kraft in der Tiefe der Brust,
Dem nur gehorcht sie, der ernst und herrschend ihr ruft.
Göttingen, den 14ten July 1816.
Möchten Sie doch zuweilen sich erinnern an
Ihre Freundin Sickler aus Hildburghausen."

Zwei andere Tagebuchblätter vom selben Datum hat Frau Rittmeister Wilhelmine Heise mit englischen Versen beschrieben.

Gegen 10 Uhr befand ich mich mit der Mutter allein im Zimmer, als die alte Französin*) mit einem ungeheuren Haufen Kleider hereintrat, und ihn auf ein nahestehendes Bett warf. Nach einigen Minuten hörten wir ein dumpfes Geschrey; ich wußte nicht, woher es kam, aber die Mutter sprang schnell hinzu und fand, als sie die Kleider fortgenommen hatte, die kleine Inche, die zweyjährige Tochter der Sickler im Bett, die unter dem Drucke hätte ersticken müssen, wenn niemand im Zimmer gewesen wäre. Wir zitterten über das Unglück, das hätte entstehen können, und wußten nicht, daß der Tod schon im Hause umherwandle und sich nur in seinem Opfer geirrt habe.

Ich blieb bis um Mitternacht bey der Sickler und sah auch Thekla noch, die man aus einem andern Zimmer hereingebracht hatte. Sie war aus Ermattung ein wenig eingeschlummert, und ich konnte deßhalb nicht mehr mit ihr sprechen. Wir trennten uns indeß ohne alle Besorgniß, und als ich hinaufging, klangen noch die Gläser ganz fröhlich auf dem Zimmer des Bruders. Ich mochte nicht mehr trinken und entfernte mich, um mich zur Ruhe zu legen. Mit mir ging auch die übrige Gesellschaft.

Als ich ungefähr um halb fünf Uhr erwachte, hörte ich ein durchdringendes Geschrey, konnte aber, da ich noch halb im Schlaf war, nicht unterscheiden, ob es Lachen oder Wehklage war. Und doch kam mir wie ein Blitz vom Himmel ungerufen und plötzlich erscheinend und eben so schnell und fast vergessen wieder entschwindend der Gedanke: „Das ist ein Geschrey, als ob Thekla todt wäre." Daß er ohne Reflexion, ohne Folgerung, ja fast ohne Bewußtseyn entstanden war, zeigte sich auch darin, daß er ohne Wirkung, ohne den mindesten Eindruck von andern gleichgültigen verdrängt wurde und mir erst später wieder wie ein Traum vor die Seele trat. Zugleich sah ich mit Wohlgefallen einen frühen, matten, aber milden Sonnenschein auf den Dächern ruhen, der sich allmählig und leise wieder verlohr. Gleich darauf trat das Mädchen in meine Kammer und sagte: „Erschrecken Sie nicht, Fräulein Thekla ist eben gestorben." Mein erster Gedanke war nur ein verwirrtes, allgemeines Bild des ganzen Jammers, mein zweyter fiel auf Becker. Von seiner Hand hatte seine Geliebte den Tod empfangen. Ich sprang auf und warf mich in die Kleider, ungewiß, ob ich hinuntergehen oder bleiben sollte. Endlich ging ich und erfuhr die näheren Umstände. Sie hatte wenig schlafen können und über immer zunehmende Ermattung geklagt. Um drey Uhr waren Hände und Füße kalt geworden, nach einem Fußbade hatte sie sich aber wieder wohler gefühlt. Bald darauf waren Beängstigungen und Verwirrungen der Sinne eingetreten, ohne Verlust des Bewußtseyns. Jetzt hatte man schnell Becker heraufgerufen. Ihn hatte sie noch erkannt, mit ihm gesprochen und Arzney von ihm gefordert. Er hatte sie ihr gegeben und sie war gleich darauf in seinen Armen gestorben. Die übrigen Ärzte, die herzu gerufen wurden, fanden sie schon todt.

Es war ungefähr eine halbe Stunde nach ihrem Tode, als ich sie sah, und doch hatte sie sich schon so verändert, daß ich keinen Zug von ihr wieder erkannte. Ihre Farbe und die Form des Gesichts erregten in mir

*) Die Kinderfrau in Diensten der Frau Sickler.

den fürchterlichen Verdacht eines Mißgriffs bey der Mischung der Arzneyen, denn nach Beckers Vorschrift war es nicht möglich, daß selbst die ganze Dosis, auf einmahl genommen, von tödlichen Wirkungen hätte seyn können. Ich saß lange an ihrem Bette und betrachtete sie mit unverwandten Augen, und da konnte ich deutlich sehen, wie von Minute zu Minute ihr Gesicht sich immer mehr verwandelte und meinen Verdacht zu bestätigen schien.

Es wird mir das Herz nicht weicher machen, als es schon ist, wenn ich mir noch einmahl alle die verschiedenen Gestalten dieses großen Schmerzes einzeln und deutlich vorüberführe, denn auch ich fühlte durch diesen Schlag meine alten Wunden geöffnet. Die Verschiedenheit des ganzen Hergangs bey Ceciliens*) und Theklas Tode konnte die Ähnlichkeit mancher Verhältnisse nicht aufheben; ja sie diente noch dazu, meinen Kummer vielfacher und unausweichbarer zu machen. Cecilie starb langsam und schon lange vorher beweint, Thekla schnell und so unerwartet, daß unsre Thränen sie nicht mehr im Leben erreichten. Bey jener, die im trüben Winter nach vielen Schmerzen allmählig hinwelkte, schien der Tod das Werk einer grausamen aber berechnenden Nothwendigkeit, bey dieser, die er mitten im fröhlichen Sommer aus dem Kreise einer stillen, aber gemüthlichen Heiterkeit plötzlich fortraffte, das unbesonnene Spiel eines gesetzlosen Zufalls. Die Eine berechnete vorausahnend nach den zersprungenen Saiten ihrer Harfe die Tage, die ihr übrigblieben,**) aus der Andern sang die Stimme des Schicksals, ihr selbst unbewußt, wenige Stunden vor ihrem Tode, das bedeutungsvolle Grablied. Ceciliens Grab ist mitten unter den Ihrigen, die ihr vorangingen oder folgten, und die Zurückgebliebenen pflegen es mit sorgfältiger Liebe, Thekla hat dort, wo sie ruht, keinen Freund, keinen Bekannten außer dem, den sie erst dann sah, als sie den Kranz für seinen Sarg schon geflochten hatte. Aber Beyde starben von Vielen geliebt und am meisten von einem Einzigen, dessen ganze Hoffnung mit ihnen unterging, Beyde glichen sich im Alter, denn Cecilie, wenn sie lebte, würde so alt seyn als Thekla war, wie sie starb.***) So wurde ich doppelt, hier durch die Uebereinstimmung, dort durch den Kontrast, an mein eigenes Unglück erinnert.

Wenn uns Jemand plötzlich entrissen wird, ohne vorbereitende Furcht, ohne genügende Ursache, dann entsteht ein schrecklicher Kampf von Zweifel, Hoffnung und Verzweiflung, der in wenigen Stunden nicht minder zerrüttet, als ein allmählig zunehmender langsam verzehrender Schmerz. Wir konnten kaum den gewissesten Zeichen des Todes Glauben beymessen. Die Mutter war um das geliebte Kind ängstlich besorgt, sie deckte es warm zu, sie lauschte, ob der Athem nicht wiederkehren würde, sie kämpfte mit ohnmächtigen Mitteln gegen den Frieden des Todes. So starb ihr bei jeder vergeblichen neuen Bemühung auch die Tochter von neuem, und der durch die Beschäftigung gehemmte Schmerz brach wieder frisch und lebendig hervor, bittrer durch die getäuschte Hoffnung, mannigfaltiger durch mancherley erst allmählig sich ordnende traurige Beziehungen und Verknüpfungen, furchtbarer durch gerechte Besorgnisse nicht minder schrecklicher Folgen. Der Bruder, der seine Schwester sehr geliebt hatte, war wild und leidenschaftlich selbst in erzwungener Stille und Ergebung; so oft er das bleiche Gesicht der Todten ansah, wich alle seine Gewalt über sich selbst; er warf sich laut weinend über sie, küßte und umarmte den kalten Körper und rief laut den Namen der Geliebten, die ihn nicht mehr hörte. Die Schwester zeigte sich still und mild; sie weinte viel, aber selten laut; sie saß oft lange sinnend und schweigend vor der Gestorbenen, als wolle sie die verschwindenden Züge sich noch zuletzt tief in die Seele drücken; dann schmückte sie fast freundlich, wie uns jeder schöne und milde Gedanke selbst im tiefsten Schmerz macht, den Körper mit Blumen und forderte mit zartem Gefühle mich und Becker auf das Gleiche zu thun, als wüßte sie es würde ihrer Schwester lieb seyn, von denen die letzten Gaben zu empfangen, die sie im Leben lieb hatten. Es giebt kein gewisseres Zeichen eines schönen Gemüths, als wenn der Schmerz verschönert. Becker war verstört und betäubt; er weinte und schwieg und zeigte seinen Schmerz mehr in stiller Sorgfalt für die Todte als in nutzlosen Klagen. Vor dem Schrecklichsten, welches ich für ihn fürchtete, vor ungerechten Vorwürfen, die in einer solchen Lage, wo jeder sich selbst anklagt, so leicht den Unschuldigen treffen, bewahrte ihn das Zartgefühl der Familie, die selbst neben ihrem eignen Schmerz noch genug Mitleiden in sich fand, um auch ihn zu bedauern.

Das Unglück verbindet noch schneller und enger als das Glück, weil in einer Theilnahme an unerfreulichen Dingen jeder Egoismus verschwindet, und wenn auch Freude und Gram das mit einander gemein haben, daß sie offen und vertraulich machen, so fühlt sich doch zugleich bey jener das Herz frey und in sich fest, da es bey diesem weich und hülfsbedürftig wird. So konnten nun auch wir, die früher die Annehmlichkeiten des heitern Kreises getheilt hatten, uns jedes Recht anmaßen, das einem Familienmitgliede gebührt, und wir mußten es um so mehr, da uns allein bey wirklichem Mitgefühl dennoch die Besonnenheit geblieben war. Ich setzte mich bey die (!) Leiche und suchte die Mutter und den Bruder zurückzuhalten, die alle Augenblicke kamen, um ihrem Schmerze an dem Anblicke der geliebten Gestalt neue Nahrung zu geben. Die Schwester hinderte ich nicht, denn ihr stiller, sie innerlich verzehrender Gram suchte eine Befriedigung, und so konnte das lange, wehmüthige Anschauen der ihr so theuern Züge nur wohlthätig auf sie wirken.

So verging der Montag. Gestern hatte sich die erste Heftigkeit des Schmerzes schon etwas abgestumpft und die vielen Zurüstungen, die erforderlich waren, da man dennoch heute reisen wollte, zertheilten den Geist auf

*) Cäcilie Tychsen starb am 3. Dezember 1812, nach langen Leiden, 18 Jahre alt an der Schwindsucht.

**) In seinem Tagebuche (12. November 1812) erzählt der Dichter: „. . . Heute früh ist sie (Cäcilie) sehr matt gewesen, aber sie hat sich plötzlich aufgerichtet und ihre Wärterin gebeten, ihr eine Bitte zu erfüllen, nur müsse sie heilig versprechen, ihr die Wahrheit zu sagen. Sie hat sie darauf gebeten, die Saiten an ihrer Harfe zu zählen und ihr aufrichtig zu sagen, wie viele gesprungen wären. Als die gute Frau nicht recht damit hat zu stande kommen können, hat sie die Harfe sich vors Bett bringen lassen, die Saiten selbst gezählt und heiter gesagt: „Ich freue mich, ich dachte, es wären schon mehrere gesprungen“. Ein so zarter Zug der reinsten Weiblichkeit ist ein Kleinod für die, die ihn zu schätzen versteht.“

***) Cäcilie war am 18. März 1794 geboren; Thekla stand also im 23. Lebensjahre.

eine heilsame Weise in mannigfaltige Richtungen. Nach manchem Widerspruch erlaubte die Familie die Section, theils um sich selbst, theils um Becker und die übrigen Aerzte zu beruhigen. Becker unterzog sich in Verbindung mit dem Hofrath Stromeyer diesem für ihn fürchterlichen Geschäft, da es ihm nicht minder fürchterlich schien, den Körper einer geliebten Person fremden Händen anzuvertrauen. Sie hatte die Augen halb offen, und als dieser erloschene Blick, der sonst immer so lebendig und freundlich war, ihn starr angesehen hatte, war er bey seiner traurigen Beschäftigung in Ohnmacht gefallen. Man erhielt wenigstens den Trost, daß sich durchaus keine Spuren der Vergiftung zeigten, obgleich sich eben so wenig andre genügende Ursachen des plötzlichen Todes fanden. Man hatte nur bemerkt, daß die deutlichen Keime einer von Erkältung entstandenen Krankheit früher oder später hätten aufbrechen müssen. Diese Nachricht beruhigte uns Alle etwas, noch mehr aber die sonderbare Veränderung, die schon seit gestern Abend dem Gesichte der Leiche seine ganze Ähnlichkeit und einstige Freundlichkeit wiedergegeben hatte. Jetzt wurde sie geschmückt und mit frischen Rosen bestreut. Manche von denen, die wir ihr gestern brachten, hatte sie selbst gepflückt.

Heute begruben wir sie. Herzzerschneidend war der Anblick, als die Familie sich von der Leiche trennen sollte, denn erst dann tritt der ganze Gedanke des Todes ohne alle Täuschung und Schonung vor unsre Seele, wenn mit dem sichtbaren Bilde die körperliche Nähe verschwindet, und den Zurückgebliebenen nichts bleibt als die geistige ohne fühlbare Erwiederung. Die Mutter war gefaßter, aber die Schwester brach fast zum ersten Mahl in laute Klagen aus. Sie lehnte sich an Beckers Brust und ergriff mich krampfhaft bey der Hand, als wolle sie wenigstens uns festhalten, die wir jene lieb gehabt hatten. Wir konnten sie nicht trösten. Als wir ans Grab gekommen waren, warfen wir die erste Erde auf den Sarg und kehrten schweigend zurück. Sie ruht zwischen Schwarzhof und Cecilien, nur durch wenige Gräber von Beyden getrennt. Den Kranz, den sie selbst für Schwarzhof geflochten hatte, gaben wir ihr in das Grab mit. Er war schon welk: aber wo hätten wir einen schönern finden können?

Nach dem Begräbnisse, während man unten die letzten Reisezurüstungen machte, hatte ich mich auf meinem Zimmer verschlossen, als ich leise klopfen hörte. Ein wunderbares Ahnungsvermögen, das ich besonders in diesen Tagen sehr oft und sehr deutlich erprobt habe, sagte mir sogleich, es sei die Sickler. Ich öffnete, und die schöne Frau, noch schöner durch ihre Trauer, stand halb jungfräulich schüchtern, halb offenherzig vertrauend in meiner Thür. „Warum kommen Sie nicht ein wenig zu uns herüber," sagte sie, indem sie meine Hand ergriff, „warum sind Sie so traurig? Sie weinen ja mehr als wir." — „Ach ich habe viel verlohren," antwortete ich wehmüthig. — „Das weiß ich," sagte sie gerührt, „deßhalb können Sie auch unsern Verlust ganz empfinden." Dann umarmte und küßte sie mich und legte ihr Haupt weinend lang an meine Brust. „Wollen Sie zu uns kommen?" fragte sie endlich. Ich versprach es und sie ging.

Das Mitleiden mit meinem eignen Unglück, dessen Schmerz durch das ihrige erneuert wurde, hatte die herrliche Frau so zu mir hingezogen. Wie kann sich ein schönes und reiches Gemüth besser bewähren als durch Mitgefühl am fremden Schmerze im eignen. Schon gestern Abend näherte sie sich mir sehr freundlich, und sie, der ich keinen Trost anzubieten wagte, wollte mich trösten. Sie versprach, sie wolle mir ein Andenken von Thekla schicken und bat mich, für den Schmuck und die Pflege des Grabes zu sorgen. Auch heute vor ihrer Abreise wiederholte sie diese Bitte mehrmals und sie kann versichert seyn, daß, so lange ich in Göttingen lebe, es dem Grabhügel nie an Blumen fehlen wird. Dann gab sie mir zwey Vasen voll Blumen, die Thekla noch selbst gepflückt und geordnet hatte. Erst die wenigsten waren verblüht, und doch war es schon der dritte Tag nach ihrem Tode. Auch sie werde ich unter so vielen andern verwelkten Zeichen eines verschwundenen Glücks sorgfältig aufbewahren.

Um Mittag reiste die Familie ab. Wir alle hatten Becker überredet mitzufahren und einige Wochen in Hildburghausen zuzubringen. Ich begleitete sie mit traurigen Blicken, denn schon am Morgen hatte ich die Nachricht erhalten, daß der Regierungsrath Schieck, der Vater der Familie, den schon vor mehreren Jahren der Schlag gelähmt hatte, während der Abwesenheit der Seinigen zum zweyten Male von demselben Unglück getroffen sey. Noch wußte es Niemand, und da ich nicht erfahren hatte, von welcher Wirkung der wiederholte Anfall ist, scheute ich mich es ihnen in ihrer jetzigen Lage zu entdecken. So kommt nie ein Unglück allein. Wer weiß es, wen sie bey ihrer Ankunft dort zu beerdigen haben.

Die Wirkung dieser ganzen Zeit auf mein Gemüth wage ich kaum mir selbst zu gestehen, weil eine klare Anschauung derselben das Ziel, worauf sich so lange Zeit alle Gedanken und Handlungen meines Lebens richteten, zu verrücken und meiner ganzen Existenz ein neues Wesen und einen neuen Zweck zu geben droht. Und doch muß ich zuerst aufrichtig gegen mich selbst seyn, wenn ich nicht Gefahr laufen will, die zu täuschen, die ich so viele Jahre mit so uneigennütziger Treue, so unsäglichem Schmerz und so rücksichtsloser Aufopferung liebte. Zuerst nehme ich den Himmel zum Zeugen, daß ich in jener ganzen Zeit die kälteste Gleichgiltigkeit mit freundschaftlicher Wärme, die bittersten Kränkungen mit biegsamer Geduld, den grausamsten Undank mit neuen Bemühungen und Aufopferungen vergolten, den reizendsten Lockungen schönerer Verhältnisse auf eine fast beleidigende Weise widerstanden habe, um mich unverändert und ungetheilt Verhältnissen hinzugeben, die mir für Belohnung Schmerz, für Anhänglichkeit Zurückstoßung, für Ehre Verachtung, für Hoffnung Verzweiflung anboten. Aber wenn ich sehe, daß Andre mich lieben, mich achten, und die Ansprüche erkennen, die Charakter und Talente mir auf eine freundliche Auszeichnung geben, während dort mein gerechtes und nie unbescheidenes Selbstgefühl ungerecht und unzart gedemüthigt, meine Anhänglichkeit zur Erleichterung einer schonungslosen Vernachlässigung gemißbraucht wird, wenn ich fühle, daß in einem theilnehmenden Kreise mein Wille frey, meine Kraft gehoben, mein Geist heiter, meine Seele ruhig wird, während dort in dem Streite vielfacher Leidenschaften Zweifel, Furcht, Hoffnung und Kränkung alle Fähigkeiten meines Innern fesseln, trüben, verwirren und zerrütten, dann erkenne ich,

daß ich lieblos gegen mich selbst, ungerecht gegen Andre und undankbar gegen Gott handeln würde, wenn ich für einen Wahn, für einen Wunsch, für eine Täuschung, so fest sie auch in den Tiefen meines Herzens gewurzelt ist, ferner solche Verhältnisse verschmähen wollte, die mich fähig mach n, was mir erlaubt ist, zu genießen, was man vor mir hoffte, zu erfüllen, was ich vermag, zu beweisen.

In diesen Tagen habe ich von neuem lebhaft den großen Unterschied empfunden, welcher zwischen einer herzlichen, vertraulichen, ungezwungenen und doch anständigen Gesellschaft ist und einem Kreise, worin die selten aus innerm Wohlbehagen entsprungene, meistens von der Langeweile erheuchelte Fröhlichkeit noch außerdem unter den kalten und steifen Gesetzen einer unnatürlichen Convenienz die letzten Funken von Wärme, Leben und Wahrheit gänzlich einbüßen muß. Wie kann man je seines Daseyns froh werden, wenn man mitten in der Freude gezwungen ist, ängstlich zu untersuchen ob dieses oder jenes nicht vielleicht, nicht dem innern sittlichen Gefühle, sondern jener kleinlichen und oft lächerlichen Norm zuwider sey, welche die engherzige Geselligkeit unsrer Zeit nur für solche erfand, bey welchen jene moralische Zartheit des Geistes entweder von jeher fehlten, oder später verlohren ging! Warum freuen wir uns, wenn selbst die Freude uns zur Arbeit werden soll? Grade in der Vergessenheit der engen Schranken, womit die moderne Weichlichkeit und Verzärtelung des Gefühls den freyen und kräftigen Geist umgeben hat, liegt der größte Reiz der Freude, weil sie sich dann als eine reine Blüthe aus dem Schönsten am Menschen, aus seiner Individualität, ungezwungen, ungeziert und vielfarbig entfaltet. Mein Charakter ist zu frey, zu offen, an Liebe zu reich und ihrer zu bedürftig, als daß es mir lange möglich wäre, in Verhältnissen zu leben, die jenen äußern Zwang nicht einmahl durch innere Herzlichkeit vergüten. Ich habe Alles für jenes Haus hingegeben, mein inneres und äußeres Glück, meine ganze Liebe und die ganze Kraft und Thätigkeit meines Geistes, ich habe allen Hoffnungen entsagt, die den Entwürfen der Familie hindernd oder lästig scheinen konnten, und doch war es nur eine kurze Zeit, wo sie fühlte, ich sey ihr etwas näher als ein ganz Fremder. Hier, wo ich mehr empfing als gab, ward ich gleich anfangs ungeprüft und unbewährt mit der freundlichsten Aufmerksamkeit empfangen und in die engste Vertraulichkeit aufgenommen, da man mir doch billig wegen früherer Vernachlässigung hätte zürnen können. Wann hat man mir dort seit den zwey letzten Jahren die geringste Theilnahme an meinen Verhältnissen bewiesen, wenn sich über meine Freude gefreut oder meinen Schmerz mit empfunden, wann mich nur mit der äußerlichen Achtung behandelt, die selbst jene Gesetze der Convenienz, denen man sonst so unbedingt dort huldigt, verlangen? Hier, wo man mir gar keine Rücksicht schuldig war, weil meine Verhältnisse keinen auch nur entfernt berührten, hat man mir anfangs die größte Schonung und Zartheit, später das innigste Mitgefühl gezeigt und mich dadurch daß man mich in seinem Kreise als Etwas gelten ließ, fähig gemacht auch wirklich darin etwas zu seyn. Diese Gedanken drängten sich mir schon unwillkührlich während unsres fröhlichen Zusammenlebens auf und gaben mir mehr Stärke den Entschluß durchzusetzen, den ich Adelheit in meinem letzten Briefe eröffnet hatte.

Litterarische Notizen.

— „Columbus.“ Ein Drama in fünf Aufzügen von Hans Herrig. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt, 1887. Der Verfasser der an glücklichen reformatorischen Gedanken reichen Schrift „Luxustheater und Volksbühne“ und des Lutherfestspiels bietet als dritten Teil seiner „Gesammelten Schriften“ dies Drama dar, in welchem er sich, wie in den meisten seiner früheren Dramen, wieder durchaus den Verhältnissen und Erfordernissen des herkömmlichen Theaters anbequemt. Sein Vorwort rechtfertigt dieses Verfahren in überzeugender Weise, ohne natürlich die Möglichkeit auszuschließen, daß auch ein Held wie Columbus gut für die Volksbühne verwertet werden könne. Für die künstlerische Würdigung seines Stückes selbst kommt übrigens die prinzipielle Frage „Luxustheater oder Volksbühne?“ wenig in Betracht; der echte Dichter zeigt sein Talent in jeder Form. So beweist denn auch Herrig's „Columbus“ ein wirklich dichterisches Vermögen und eine hohe Reife der künstlerischen Ausbildung. Der Stoff ist richtig erfaßt: die Columbus-Idee, die That des Entdeckers selbst ist der Ausgangspunkt und das Ziel des Dramas, nicht etwa die späteren leidvollen Schicksale des mit Undank belohnten Genuesers. Nicht minder glücklich ist die eigentliche Fabel des Stücks in fünf Aufzügen entwickelt: Akt für Akt ist mit dramatischem Geschick wirkungsvoll aufgebaut. Die Haupthandlung wird von Episoden umrankt, die zwar nie bloße Episoden bleiben, deren Verbindung mit jener Haupthandlung aber doch durchaus fester, weniger äußerlich, organischer sein dürfte. Das gilt sogar von dem Zwist zwischen König Ferdinand und seiner Gemahlin Isabella, mehr noch von der zum ganzen Stoffe des „Columbus“ wenig passenden Liebesepisode des Ojeda und der Anna de Mendoza und stellenweise von den mit einem gekünstelten Humor ausgestatteten Szenen zwischen dem Fischer Gomez und seinem Weib Inez. Charakterisiert zwar sind diese beiden Personen aus dem Volke recht gut mit wenig Worten, wie überhaupt alle jene Nebenfiguren des Stücks, bei denen sich der Dichter auf skizzenhaft kurze Andeutungen beschränken mußte. Die breiter geschilderten Nebenpersonen hingegen sind meistens — nur etwa König und Königin ausgenommen — nach der Schablone und ziemlich farblos gemalt. Bedeutend dagegen hebt sich die Charakteristik des Titelhelden heraus. Er ist geschichtlich richtig und zugleich dichterisch wahr und eigenartig gezeichnet: unbedingtes Vertrauen auf seine Sache, das halb aus wissenschaftlichen Gründen, halb aus traumhaften Ahnungen herfließt, Entschlossenheit alles zu wagen, qualvolles, fast verzweifeltes Anklammern an den Einen, seine ganze Seele erfüllenden Gedanken, dabei höchster Stolz sind seine hauptsächlichen Eigenschaften; durch sein gewaltiges Wort, das bald sarkastisch reizt, bald hell begeistert, entzückt und überzeugt, aber nie zur langatmigen Rede wird, lenkt er die Geister. Verzeichnet ist in diesem Charakter nach unserer Meinung nur Eines, der Wutausbruch des Wahnsinns und besonders die Stimmung unmittelbar nach diesem Anfall im dritten Akt, vielleicht überhaupt dem schwächsten Teil des ganzen Stückes. Die Sprache des Dramas ist meistens schön, charakteristisch, individuell wahr, die Behandlung des Verses wie auch des gelegentlichen Reimes recht gewandt; dagegen war der (allerdings innerlich halb und halb begründete) Wechsel zwischen fünffüßigen Jamben und vierfüßigen Trochäen in den verschiednen Szenen des Dramas kein glücklicher Einfall des Verfassers: er zerstört zu sehr die rhythmische Harmonie seines Werkes. Wo frühere Dichter, z. B. Calderon, Ähnliches versuchten, ist die formale Einheit des Kunstwerks in Wirklichkeit viel besser gewahrt.

— Ein guter Einfall liegt der „Graphischen Litteratur Tafel“ zu Grunde, welche Dr. Caesar

Flaischlen kürzlich im Verlage von G. J. Göschen in Stuttgart hat erscheinen lassen. Die Arbeit soll, wie der Autor sagt, „zunächst nur ein Versuch sein, die Geschichte unsrer deutschen Litteratur und den Einfluß fremder Litteraturen auf ihren Verlauf vom Beginne einer schriftlichen Überlieferung an, durch graphische Darstellung übersichtlich zu machen“. Es geschieht dies durch eine dreigeteilte lithographierte Tafel, welche die deutsche Litteratur in Form eines Flusses darstellt, die Einwirkung des Auslands aber in Form von verschieden gefärbten Nebenflüssen, die sich im Hauptstrom verlaufen. Ihre Mächtigkeit also tritt durch die größere oder geringere Intensität hervor, mit welcher sie die Wellen des Hauptstroms färbt, hingegen hat der Autor davon abgesehen, die wechselnde Bedeutung des Stromes durch seine Breite graphisch anzudeuten und das Hin- und Herwogen dieses Stromes soll nur „im Großen die zeitweilige Neigung unserer Dichter zu Volks- oder Kunstpoesie andeuten“. Schon daraus geht hervor, daß die Tafel nur nach einer Richtung einigermaßen zu orientieren vermag: über die Einflüsse auswärtiger Litteraturen auf unser nationales Schrifttum; sie zeigt nicht einmal, was sich sehr leicht und mit mindestens derselben Sicherheit, wie das Dargestellte, hätte verbildlichen lassen, wann der Strom geistigen Schaffens reicher, wann minder reich gequollen. Auch hätte der Verfasser selbst innerhalb jener Grenzen, die er sich gesteckt, eine viel lehrreichere und nützlichere Arbeit schaffen können, wenn er für die neuhochdeutsche Litteratur einen größeren Maßstab gewählt hat, als für die früheren Perioden, während jetzt die armseligen und uninteressanten Zeiten, z. B. die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts einem in gleicher Weise vor die Augen treten, wie z. B. die letzten 50 Jahre: an der ersten Stelle hat der Autor zu viel, an der letzten zu wenig Platz. Solcher Einwendungen ließen sich noch viele machen und wollten wir sie insgesamt anführen, so bliebe dann vielleicht nicht viel zum Lobe der Arbeit übrig. Wenn wir dies unterlassen, so geschieht es, weil es sich eben um die erste Ausführung eines, wie bereits bemerkt, unseres Erachtens guten Einfalls handelt. Das Interesse für unsere Litteratur ist ein vergleichsweise so geringes, die Kenntnis ihrer Entwickelung in weiten Kreisen eine so überaus dürftige, daß jedes Bestreben, dieses Interesse und diese Kenntnis durch besondere Reizmittel zu erhöhen, willkommen geheißen werden muß. Es sollte uns wundern, wenn Herr Dr. Flaischlen, der nach dieser Tafel und der beigegebenen „erklärenden Einleitung“ zu schließen, ein anstelliger und wohl orientierter Mann ist, bei diesem Versuch stehen bleiben oder wenn ihn nicht Andere zu übertreffen bemüht sein sollten — so mag denn das große Publikum durch Buntdrucktafeln in die Geschichte unserer Litteratur eingeführt werden — wenn es anders nicht geht!

— Auf zusammen 20 Seiten handelt Dr. J. Eisner über „Die Lektüre als Mittel zur Bildung“ ab und versieht sein Schriftchen auch noch mit dem Nebentitel: „Ein Beitrag zur Kulturgeschichte“ (Prag, Jakob B. Brandeis, 1888). Ebenso anspruchsvoll ist die Tonart der Darstellung; unter Aufbietung recht zahlreicher gelehrter Zitate und mit dem sichtlichen Behagen an der eigenen Überlegenheit zählt der Verfasser die Gründe auf, warum Lesen nützlich ist und den Menschen nicht genug als Mittel zu ihrer Fortbildung empfohlen werden darf. Neues wird man da nicht finden und die Freude am guten Alten, was Herr Eisner wiederholt, verdirbt der zwischen Trivialität und Bombast schwankende Stil. Weß Geistes Kind der Herr Verfasser ist, mag folgendes, auf gut Glück herausgegriffenes Zitat erweisen: „Haman ist der Vater des Humors (des Deutschen), von diesem ging er auf Herder über und von diesem auf Jean Paul. Letzterer ist zwar der größte deutsche Humorist, aber sein Witz ist zu philosophisch, und sein Ernst erschüttert oft die vorher in tiefe Schwermut eingewiegte Seele bis zur völligen Ermattung. Sehr gelungene humoristische Figuren sind: Der Naar im Lear; Fellstoff, Mercantin Göthe's Jahrmarkt von Plundersdorf, Juvenal, Rabener u. s. w.“ Wir haben buchstabengetreu zitiert und wenn wir auch gerne geneigt sind, nicht bloß für den „Naar“, sondern auch für den „Fellstoff“, ja sogar für „Plundersdorf“ nicht Herrn Eisner, sondern den Setzer verantwortlich zu machen, so bleibt doch in diesem Urteil genug übrig, um so recht ad oculos zu erweisen, daß Lesen allein doch noch keine Bildung macht. Im übrigen ist der Verfasser der edelsten Absichten voll und hat es sichtlich sehr gut gemeint.

— K. Th. Gaedertz hat seinen „Fritz Reuter-Reliquien“ ein Bändchen: „Fritz Reuter-Studien (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1890) folgen lassen, die ähnlichen Inhalts sind: sie bringen allerlei wenig oder gar nicht bedeutende Briefe, Aufsätze, Reime des Dichters und allerlei Anekdoten und Berichte über ihn. Viel Wesentliches ist ja nicht darin zu finden, doch ist das Meiste so lustig und charakteristisch, daß man es immerhin gerne lesen mag; auch als Bausteine einer künftigen umfassenden Biographie werden die mit großem Fleiß und Eifer zusammengetragenen Sächelchen nicht zu verwerfen sein. In dem Aufsatz „Fritz Reuter als Burschenschafter“ werden uns eine Polemik mit einem Herrn Würlitzer aus dem Jahre 1853, die im „Camburger Wochenblatt“ ausgekämpft wurde, dann aus einer verschollenen Broschüre eine Ballade: „Der Burggeist auf der Rudelsburg“, ferner einige Auszüge aus den Untersuchungs-Akten gegen Reuter wegen Hochverrats, dann Beiträge zur Geschichte seiner Gefangenschaft, endlich einige Briefe mitgeteilt, welche ausweisen, daß er sich auch noch in seinen alten Tagen als Burschenschafter gefühlt. Das Wichtigste darunter sind die Excerpte aus den Akten; leider hat Gaedertz grade mit diesen sehr gespart. Recht herzlich sind die Briefe Reuters an seinen Freund und Schicksalsgenossen Wuthenow, welche in dem zweiten Abschnitt: „Fritz Reuter und Anmarick Schult“ mitgeteilt werden; die Dame, Wuthenows Gattin, war Dichterin in plattdeutscher Mundart und arbeitete an Reuters „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ eifrig mit; auch hat dieser 1857 eine Sammlung ihrer Gedichte herausgegeben. Wir können dieselben nicht ganz so hoch stellen, wie Gaedertz, aber selbst wenn dem so wäre, so würden wir auch dann die Zahl der mitgeteilten Proben eine unverhältnismäßig große finden; man hat unwillkürlich den Eindruck, daß sie das dünne Bändchen stattlicher zu machen bestimmt sind. Auch der nächste Abschnitt: „Fritz Reuter und die Gebrüder Boll“, die Neubrandenburger Zeit unseres Dichters behandelnd, hätte durch eine knappere Fassung sehr gewonnen; immerhin ist Vieles in den neu mitgeteilten Briefen Reuters erquicklich und interessant — ein Prachtmensch, trotz aller Not unverbittert, gütig, liebevoll! — man wiederholt sich's auf jeder Seite mit neuer Freude. Schwächeres Interesse bieten die Schlußkapitel („Fritz Reuter auf Thalberg“; „Fritz Reuters Hausbuch“; „Bernhard Afinger und seine Beziehungen zu Arndt und Reuter“): einzelnes Beachtenswerte findet sich immerhin auch da.

— Einen bisher ungedruckten amtlichen Brief Goethe's hat Herr Ludwig Pollak in Prag in wenigen Exemplaren als Manuskript drucken lassen. Da derlei Privatdrucke oft genug spurlos verwehen, so sei der Brief an dieser Stelle weiteren Kreisen mitgeteilt:

„Da sich nunmehr nöthig macht die Gemälde Restaurations Anstalt nach früheren Anordnungen aus dem von Koppenfelsischen Hause in den Thorpavillon zu versetzen, so wird der Bau Revisor Herr Klein hierdurch aufgefordert sich mit dem Zeichenlehrer Lieber zu benehmen, denselben daselbst einzuführen und ihm die Schlüssel des Quartiers zu übergeben. Was die Versetzung der lithographischen Maschinen betrifft, so wird deshalb nächstens weitere Verfügung geschehen.

Weimar, den 1. July 1828.

Großherzogl. Sächs. Oberaufsicht
über die unmittelbaren Anstalten
für Wissenschaft und Kunst.
J. W. v. Goethe.

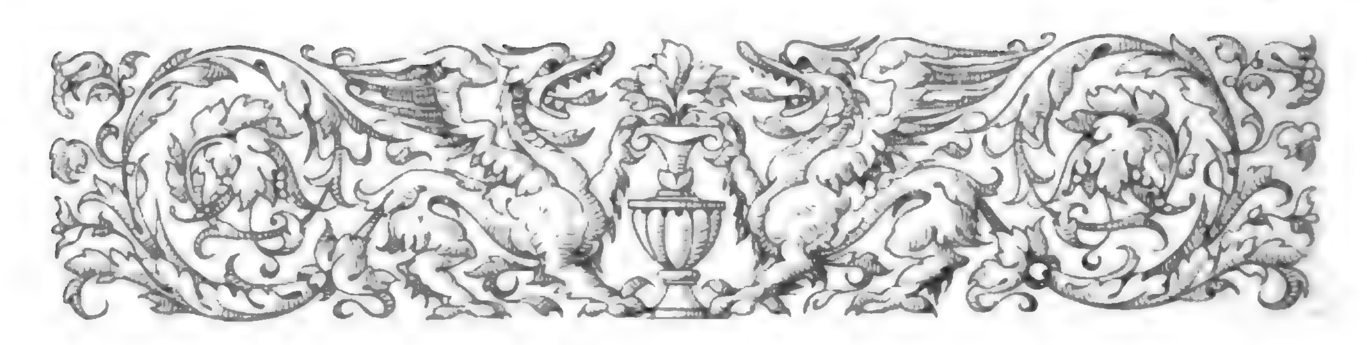
An den Bau Revisor Herrn Klein dahier.
Das Quartier im Thorpavillon betr.“

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VIII. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. August 1890.





Gedichte

von

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Wahrsagende Träume.

I. 1823.

Sie hält zum Glauben, daß in Traumgesichte
Der Zukunft Bilder sich prophetisch kleiden,
Und daß ein Seherschlaf ihr künft'ge Leiden
Und künft'ge Freuden ahnungsvoll berichte.

So träumt' ihr jüngst, sie kränz' im Mondenlichte
Ein frisches Grab, umweht von Trauerweiden,
Und bald that einer Spielgenossin Scheiden
Ein Brief ihr kund, den schwarzer Lack verpichte.

Wenn, Mädchen, das, was Nachts du träumst, am Tage
Sich dir erfüllt; dann nicht zu träumen säume,
Zu eigen sei ein Hüttchen uns am Hage,

Wir säßen dort im Dufte blüh'nder Bäume
Glückselig Hand in Hand. — O eile, schlage
Die blauen Augen zu, und träume, träume! —

II. 18**.

Doch, ach! sie hat die Augen nicht geschlossen,
Ich nur, ich schloß die meinen, hold zu träumen,
Saß selig mit ihr unter Blütenbäumen
Von Düften süß, von Schatten lind umflossen.

Rings prangten Rosen, die dem Hag' entsprossen,
Der Lerche Triller klang aus Ätherräumen,
Ein blauer See mit zarten Perlenschäumen
Lag weltabwehrend um uns ausgegossen.

Und solch ein höchstes Glücksloos zu erstreben
In Wirklichkeit, hat mich mein Herz getrieben,
Mein ganzes Ich als Einsatz hinzugeben.

Doch, als ich mir die Augen wach gerieben,
War eine Niete mein Gewinn im Leben,
War nur ein Traum mein schöner Traum geblieben.

Des Wanderburschen Abschied.

1857.

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt!
Auf deiner großen Stadtuhr
Geschlagen mein Stündlein hat.

Mein Stündlein hat geschlagen,
Jetzt muß ich auf der Stell'
Nach Deutschland heimwärts wandern,
Ich armer Schneidergesell.

O Straßburg, o Straßburg,
Hat schlimm der Welsche gehaust,
Und dich von Reich und Kaiser
Zuletzt gar weggemaust.

Jedoch dein Volk scheint noch sehr
Fürs Deutsche interessiert,
Und meines Meisters Tochter
Hat viel mit mir charmiert.

Auch hab' ich in dir belappet
Manch' alte Bluf' und Hos',
Daß mir verpflichtet zum Danke
Ist mancher deutsche Franzos.

Ich hätte so gern erobert
Dich wieder mit Nadel und Scher';
Allein, ich hab's erprobet,
Es braucht doch etwas mehr.

*) Die Gedichte kamen uns im Mai d. J. von dem Dichter selbst für das ihm zum 90. Geburtstage zugedachte Heft zu. Das Gedicht „Sehnsucht nach den Bergen" ist das letzte, welches Leitner geschrieben.
Die Redaktion der „Deutschen Dichtung."

Ja, wär' ich deutscher Kaiser,
Mit Schwertern schlüg' ich drein;
Doch weil ich nur bin ein Schneider,
So laß ich's dermal sein.

Gern hätt' ich beim Scheiden geschoben
Dein Münster ins Ränzel hinein
Und heim mit Turm und Glocken
Getragen es über den Rhein.

Da hätte durchs Reich geklungen
Gar mächtig das heilige Erz,
Und aufgeweckt aus dem Schlummer
Vielleicht manch deutsches Herz.

Der Waldsee.

1887.

Lieblich ruhet der See in der Bucht des schattenden Waldbergs
Und es wandeln vergnügt Scharen von Menschen um ihn.
Während der Sommerszeit durchrudern sie Nachen an Nachen
Unter Klang und Gesang fröhlich die spiegelnde Flut.
Ward sie zu Eis, dann gleiten sie heiter, beflügelt mit Schlittschuh'n,
Leicht wie im Tanze dahin auf der kristallenen Bahn.
Glücklich zu preisen, fürwahr! ist Der, der im Wechsel des Lebens
Harmlos des, was es beut, sich zu erfreuen versteht.

Die Rosen.

1887.

Welch anmutiges Bild im Busche die knospende Rose,
Wenn mit Erröten sie scheu lächelt aus grünem Versteck!
Lieblicher noch erscheinen verschwisterte Rosen, die traulich
Wang' an Wange geschmiegt, hold sich zum Kranze vereint.
Diesem jedoch wird zu teil die schönste Weihe, wenn sanft ihn
Zärtlicher Liebe Hand drückt auf ein lockiges Haupt.

Die Schlacht bei Granson.

(1889.)

Mit seinem Heere von Burgund
Stand Herzog Karl auf Schweizergrund,
Und machte mit seinen gepanzerten Rittern
Und Harnischrossen die Erde zittern.

Bevor noch vollends gewichen die Nacht,
Ließ wach er posaunen das Lager zur Schlacht,
Und schwang auf den Hengst sich, den riesigen, grauen,
Um seine Mannen zuvor zu beschauen.

Weit schallend dann rief er: „Jetzt haltet Euch gut!"
Und fügte noch bei voll Übermut:
„Zwar ist bei den Bauern kein Ruhm zu erringen,
Doch müssen wir Bern auch und Freiburg bezwingen."

Jetzt trieb von Granson's Gebirg' und Geheg'
Ein Morgenlüftchen den Nebel hinweg,
Und durch die fahlen, zerflatternden Wölklein,
Ward sichtbar das hirtliche Kriegervölklein.

Manch Einem mußte sein friedlicher Hut,
Die Mütze für einen Helm sein gut,
Und manche der Landverteidiger schwangen
Nur Sensen, nur Stachelkeulen und Stangen.

Dagegen, wie über die Gletscher rot
Steigt auf die Sonne, da seh'n sich bedroht
Die Schweizer mit vielen tausend Blitzen
Von blanken Schwertern und Lanzenspitzen.

Jetzt werfen sich Alle, Schar um Schar,
Mit Eins auf die Kniee, die Häupter bar,
Erheben gefaltet mit Demutgeberde
Die Hände und schlagen die Blicke zur Erde.

„Seht!" — ruft der Herzog, „die Feiglinge dort!
Tröst' Einer die armen Tröpfe sofort.
Nun willig sie meiner Macht sich ergeben,
Sei ihnen geschenkt das erbettelte Leben."

Die Schweizer aber rafften sich auf,
Und stürmten heran im Lawinenlauf.
Bald wälzten im Blute sich Ritter und Knappen,
Und reiterlos sprangen die Schimmel und Rappen.

Und Karl von Burgund, der Kühne genannt,
Hat erst auf der Flucht vor den Bauern erkannt,
Daß, flehend um Schutz und Waffensegen,
Sie nur vor Gott auf den Knieen gelegen.

Sand.

1890.

Wertlos achte du nicht, was klein dir erscheinet und niedrig,
Selbst nicht, welchen du trittst, unter dem Fuße den Sand.
Füll' ihn ins Stundenglas, und er mißt die Zeit dir, und ordnet
Dir das Geschäft und die Rast. Dünkt er dich nichtig dann noch?

Sehnsucht nach den Bergen.

1890.

Nach den Bergen geht mein Sehnen,
Wo zuerst das Frührot glüht,
Edelweiß die Kuppen kränzet,
Und die Alpenrose blüht.

Nach den Höh'n, wo mit dem Ausblick
Sich das Herz erweitert auch,
Nicht verderbt die reinen Lüfte
Gräberduft und Essenrauch.

Flüchten will ich aus den Gründen
Wo nur Klageruf erschallt,
Dort hinauf, wo froh das Almlied
Von der Felswand wiederhallt.

Heiter will ich steh'n dort oben,
Mild vom Sonnenstrahl umkost,
Während in der finstern Tiefe
Grau'nvoll das Gewitter tost.

Oben, wo die Herdenglocke
Traut in Frieden lullt die Welt,
Wenn indes zum blut'gen Kampfe
Sturmgeläut' im Flachland gellt.

Oben, wo die blum'gen Triften
Silbern säumet Schnee und Eis,
Und der Senn vom tollen Treiben,
Tief zu Füßen ihm, nichts weiß.

Nach den Bergen geht mein Sehnen,
Wo schon nah' der Sterne Schein,
Und von Denen, kommt's zum Sterben,
Kurz der Weg empor wird sein.

Nächtliche Fahrt.

Des letzten Leuchtturms Licht erlischt; —
Herz, was am Land dich schwer gemacht,
Begrab' es in der Wogen Gischt,
Der Meeresnacht!

Umsonst! — Wie schnell des Schiffes Lauf,
Wie hoch die Woge rauscht und schwillt,
Stets starrt aus dunkler Flut herauf
Dasselbe Bild.

Es hält dich wie mit Geisterbann
Und regt die Hand, bewegt den Mund,
Gleich Einem, der nicht sterben kann,
Doch todeswund.

Dann ringt ein Stöhnen sich am Bug
Empor aus kalter, wilder See:
„Ist alle Liebe Wahn und Trug?
O weh uns, weh!

Wohin du wanderst, was die Welt
An Wonnen fürder dir verleiht,
Auf jedes Glück ein Schatten fällt: —
Vergangenheit" . . .

Reinhold Fuchs.

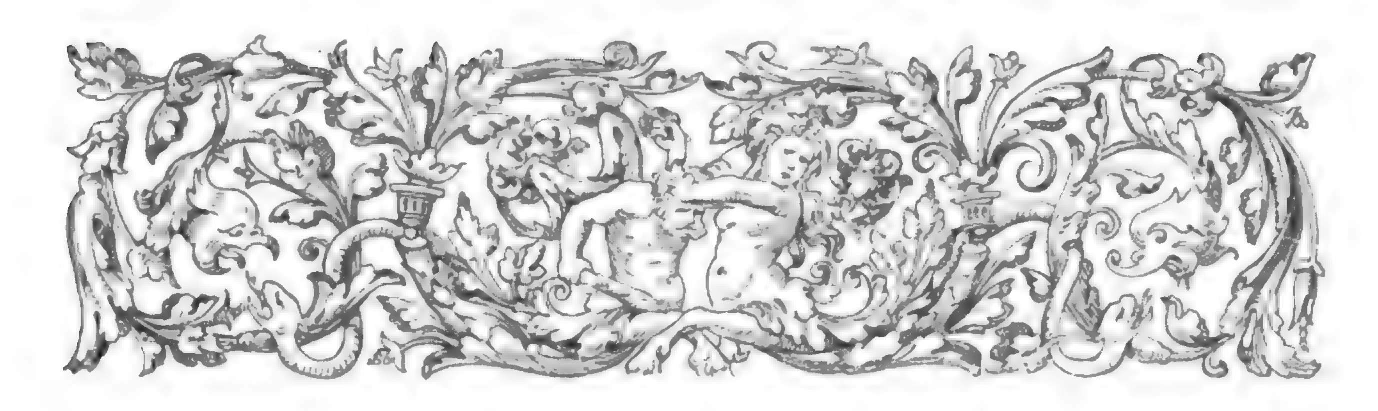
Ein Kuß vom Glück.

Der Rest ist Schweigen, — daß wir uns geliebt,
Es ist ein Traum nur, der nun auch zerstiebt.
Es muß so sein, nur die Erinnrung webt
Zusammen noch, was wir so süß durchlebt.

Glückauf, daß ich sie rosig nennen kann,
Ich war in deinem Arm ein sel'ger Mann,
Das einzig Trübe nur der Abschied war,
Auch der nicht allen Rosenschimmers bar.

Wir hofften ja auf frohes Wiederseh'n, —
Es soll nicht sein, so laß ihn drum verweh'n,
Den holden Traum, und denkst du einst zurück,
So denk: Es war ein flücht'ger Kuß vom Glück!

Gottfried Doehler.



Melusine.

Novelle von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Jetzt stand Kurt wieder an jener Stelle, wo Franziska ihn am ersten Abende ihrer Bekanntschaft verlassen hatte. Er verfolgte den Weg, den er sie hatte einschlagen sehen, um sich spähend, ihres plötzlichen Erscheinens gewärtig. Doch öde blieb die enge Straße. Aus Kellerschenken drang gedämpft wüster Lärm empor. — Das ist die Gesellschaft, der Franziska durch ihre Geburt und Erziehung angehört, dachte Kurt mit leichtem Schauder. Zögernd ging er weiter, nach den Hausthüren schauend. Da, gegenüber, tauchte die gesuchte Inschrift vor ihm auf: Pankratius Mütze, Schneider. — Sollte er eintreten, sollte er umkehren? — Ein ärmliches Haus mit abbröckelndem Putz; ausgetretene Steinstufen; eine schiefhängende Thüre. Ja, wenn noch Kletterrosen ihm entgegen genickt hätten, wenn auch nur eine Epheudecke über einen Teil der Wand gebreitet gewesen wäre! — Diese Wirklichkeit war gar zu häßlich, gar zu niederschlagend!

Kurt mußte sich Gewalt anthun, als er öffnete. Eine Schelle erklang über ihm, schrill, lange nachhallend. Kurt, höchst empfindlich gegen jedes plebejische Geräusch, fuhr zusammen. Rechts zeigte sich ihm eine Thür, durch deren Fugen Licht drang. Er klopfte. Es war das Schneiders Stimme, die „Herein!" antwortete.

Meister Mütze thronte mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Arbeitstische; eine Hängelampe über seinem Kopfe beleuchtete das Revier seiner Thätigkeit. Das Männlein, in Hemdsärmeln sitzend, eine große Brille mit runden Gläsern auf der Nase, sah aus wie ein Gnom, halb drollig, halb bösartig.

Er erkannte den Eintretenden sofort. „Sie entschuldigen wohl gütigst meine mangelhafte Bekleidung," rief er ihm grinsend entgegen. „Ich hatte keine Ahnung, daß mir die Ehre eines so hohen Besuchs zuteil werden würde."

Kurt merkte, daß er auf kein Entgegenkommen zu rechnen habe, und gewann außerdem die Empfindung, daß er sich in eine unwürdige und lächerliche Situation begeben habe. Es gelang ihm deshalb nicht, sogleich einen angemessenen Ton für die Eröffnung der Unterhaltung zu finden. Um Zeit zur Sammlung zu gewinnen, trug er einen Stuhl an den Tisch des Kleinen und ließ sich umständlich nieder.

Der Schneider behielt ihn scharf im Auge. Er hatte die Tuchstücke, an denen er arbeitete, beiseite gelegt und saß nun, die Hände auf die Kniee gestemmt, den Kopf nach links übergeneigt.

„Sie kommen wegen der Franzi," begann er, dem Zögernden das Stichwort gebend.

Nun fand Kurt die Sprache. „Ganz richtig, Meister," sagte er. „Wegen der Franzi. Pflichtgemäß. Sehen Sie: Sie haben das Mädchen gewissermaßen zu mir in die Schule gethan. Jetzt, nach Franziska's Abgange, scheint mir's in der Ordnung, daß ich Ihnen Rechenschaft ablege und mich gleichzeitig erkundige, wie Sie über diese Wendung denken."

„Sehr gütig," versetzte der Schneider, nickend wie eine Pagodenfigur. „Sie hätten sich nicht zu bemühen brauchen."

Diese kühle Abfertigung reizte Kurt. „Ich fange an, zu bedauern, daß ich den weiten Weg gemacht habe," sagte er. „Nur noch eine Frage, da ich einmal hier bin. Sie erinnern sich zweifelsohne unseres Gesprächs in meiner Wohnung. Damals fürchteten Sie, daß Ihre Pflegetochter sich durch Aufnahme von Bildung zu

ihrem Nachteil verändern könnte. Ich hoffe, von Ihnen zu hören, daß dies nicht der Fall gewesen ist."

Meister Mütze langte nach seiner Schnupftabaksdose und nahm mit Bedacht eine Prise.

„Na, was soll ich sagen?" erwiderte er. „Das ist, wie man's nimmt. Was ich noch an ihr versteh', scheint grade wie sonst. Und worin sie anders geworden ist, das liegt hinter meinem Horizont. Aber anders geworden ist sie. Ganz allmählig. In der letzten Zeit war's am auffälligsten. Manchmal war sie weitab mit ihren Gedanken und sah mich an, als ob ich eine ihr ganz fremde Person sei. Wenn ich sie dann zurückrief, zeigte sie eine Verwirrung, als wäre sie auf schlimmen Wegen ertappt worden. Vielleicht, da Sie einmal hier sind, Herr von Hagen, können Sie mir eine Erklärung dieser Erscheinung geben. Ich, in meiner Dummheit, weiß keine dafür."

Kurt mußte vor dem stechenden Blick des Buckligen die Augen senken. „Was weiß ich von den Geheimnissen eines jungen Mädchens?" entgegnete er ausweichend. „Ich bin kein Gedankenleser und Herzenskundiger. Fragen Sie doch Franziska selbst!"

„Ein scharfsinniger Rat!" spottete Mütze. „Darauf verfällt unsereiner natürlich nicht aus eigenen Mitteln!"

Voll Ärger über die Unverschämtheit des kleinen Schneiders sprang Kurt auf. Bitter sagte er: „Ich bin sehr rasch überflüssig geworden, wie ich merke. Natürlich: zur Förderung der neuen Pläne von Fräulein Donelli bin ich nicht zu gebrauchen!"

Er wandte sich entrüstet ab und that einen Schritt der Thüre zu. Mit seiner dünnen Stimme krähte ihm der Schneider nach: „Die Wahrheit zu sagen, Herr von Hagen, Sie am allerwenigsten!"

Kurt blieb stehen und drehte sich um.

„Was haben Sie mit Franziska vor?" fragte er drohend.

„Entschuldigen Sie gütigst," versetzte Mütze in höhnischem Tone, „daß ich auf diese Frage keine Antwort erteile. Ich hab' es nicht nötig, nach unserem Kontrakt nicht. Die Privatangelegenheiten der Franzi haben Sie von vorn herein beiseite geschoben; mit dergleichen kleinlichen und miserabeln Dingen wünschten Sie nicht behelligt zu werden. Erinnern Sie sich nur! — Oder ist es etwa nicht so?"

Betroffen schwieg Kurt.

„Sehen Sie wohl!" triumphierte der Schneider. „Und noch eins. Ich habe mich um Ihren sogenannten Unterricht nicht bekümmert; es ist nicht mehr wie billig, daß Sie Ihrerseits mich in demjenigen gewähren lassen, was in mein Departement fällt. — Nichts für ungut, gnädiger Herr!"

„Wie Sie wollen!" sagte Kurt in Wut und schritt zur Thüre.

Dem Kobolde auf dem Schneidertisch schwoll der Kamm. „Sie haben mir damals Ihr Haus verboten," fuhr er giftig fort. „Im Interesse der Franzi, wie Sie zu behaupten beliebten. Es war gut; ich habe mich ohne Murren gefügt. Jetzt wendet sich das Blättchen." — Und Kurt parodierend, schlug er den Ton ironischer Höflichkeit an. „Es ist mir zwar sehr angenehm, Sie kennen gelernt zu haben und so weiter; doch möchte ich mir für fernerhin die diskreteste Zurückhaltung von Ihnen erbitten." — Er lachte unmäßig auf, wie über einen vorzüglich gelungenen Witz. — „Ich denke, wir Beide verstehen uns!" schloß er und schwang mit einer wilden Grimmasse die Schneiderschere über dem großen Gnomenkopfe.

Ohne ein Wort zu erwidern, entwich Kurt aus dem Zimmer. In dem dunklen Flur blieb er stehen und besann sich. Was hatte er gewollt und was hatte er erreicht? — O, es war, um vor Zorn und Scham aus der Haut zu fahren! Von diesem elenden Schneider war er behandelt worden, als ob er ein nichtswürdiger Halunke, ein wortbrüchiger Betrüger sei, und er hatte sich's gefallen lassen müssen! Nicht den moralischen Mut hatte er aufbieten können, trotz des Bewußtseins seiner Unschuld, die versteckten Beschuldigungen des gereizten Buckligen zurückzuweisen! — Darüber kam er zunächst nicht hinaus; seine Entdeckungsfahrt verwünschend, tappte er der Hausthüre zu.

V.

Auf einmal legte sich eine weiche Hand auf seinen Arm. „Stille!" flüsterte es neben ihm. „Ich bin es; ich muß Sie sprechen. Nicht hier — draußen! — Lassen Sie sich führen ... Kein Wort jetzt!"

Es war Franziska's Stimme.

Überrascht gehorchte Kurt. Sie zog ihn mit sich auf die Straße und ging dann mit raschen Schritten vor ihm her bis zur nächsten Ecke, wo sie einbog und ihn erwartete. Sie war zum

Ausgehen angekleidet; der breitrandige, graue Filzhut, dessen Kurt sich noch sehr wohl erinnerte, bedeckte ihr Haupt.

„Lassen Sie mich Ihren Arm nehmen; wir fallen dann weniger auf," sagte Franziska. Und darauf, zu ihm aufblickend, mit freimütiger Vertraulichkeit: „Ich habe alles gehört, was da drinnen in der Stube der häßliche, gute Mensch zu Ihnen gesagt hat. Seien Sie ihm nicht böse! Es ist alles meine Schuld; ich will nicht thun, was er verlangt, und dafür macht er Sie verantwortlich."

Wunderbar rasch hatte sich der Sturm in Kurt's Innern beruhigt.

„Man will Sie wohl verheiraten, meine arme Franzi?" fragte er weich.

Sie zuckte leicht zusammen bei seiner zärtlichen Anrede; er fühlte es mit heimlicher Freude. Verschleiert war der Ton ihrer Stimme, als sie antwortete: „Mein Pflegevater wünscht es; er möchte mich gerne versorgt sehen."

Kurt versuchte, sie zu necken. „Darin folgt er nur einer sehr berechtigten Empfindung," sagte er. „Er ist gewiß der Gesündeste nicht und hat überdem ein cholerisches Temperament, wie ich ja gewahr geworden bin. Wird er Ihnen einmal plötzlich genommen — was soll aus Ihnen werden? Ist es da nicht besser, Sie sitzen möglichst bald als Hausfrau am eigenen Herd?"

Mit ruhiger Bestimmtheit wandte Franziska sich gegen ihn: „Ich mag Sie nicht so reden hören, Herr von Hagen. Solche Sprache in Ihrem Munde ist unnatürlich."

„Es ist eine gut bürgerliche Auffassung, die ich vertrete."

„Aber nicht die Ihrige. Freie Selbstbestimmung des Einzelnen innerhalb der Schranken des Sittengesetzes — ist das nicht der Inhalt Ihrer Lehre gewesen?"

„Ich habe Sie, fürchte ich, für die Welt, wie sie ist, verdorben, Franzi."

„Und mich in eine andere eingeführt, die besser ist. Lassen Sie meine Zukunft auf sich beruhen. Darüber mit Ihnen zu plaudern, hab' ich mich nicht weggestohlen."

„Weshalb denn?"

„Weil ich mußte," brach das Mädchen leidenschaftlich aus. „Weil ich hörte, daß Sie um meinetwillen beleidigt wurden — weil ich Ihre Stimme hörte — weil ich — O, ich weiß nicht, wie es über mich kam, unwiderstehlich, trotz meines Entschlusses, Sie nie, nie wiederzusehen! — Fragen Sie mich nicht weiter! Nur stille hingehen lassen Sie mich neben Ihnen, so lang' ich Ihnen nicht lästig falle — mehr will ich nichts."

Kurt schwieg gerührt. Nach einer kurzen Weile begann sie wieder: „So froh, so frei fühle ich. Näher den Sternen, wissen Sie. Tief unter mir all' das Widerwärtige, was das Leben belastet — mir belastet. Es ist ja auch nur ein Trugbild, mit der Zeit verknüpft ... O, ich hab' es wohl begriffen, ich bin sehr aufmerksam gewesen Einige Wahrheiten sind mir gleich besonders hell aufgegangen und an die hab' ich mich gehalten, wenn mich's mal anwandelte wie Verzagen. Eine von der ewigen Liebe, die da bleibt, wenn alle Formen verschwinden, und alle Wissenschaft und alle Kunst ... War es nicht so?"

Staunend hörte Kurt der gelehrigen Schülerin zu. Welch' hohen Flug hatte ihr Geist genommen! — Und dennoch lief nebenher in seinen Gedanken die martervolle Frage: ist sie deiner wert?

Zu seinem Unheil hatte er Melusinen's Reich betreten, — das dunkle Reich der Armut, der Laster, der Rohheit, — den Aufenthalt der Mißgestalten und Ungeheuer. Sie freilich — sie hatte menschliche Gestalt angenommen und prangte in Reinheit und Schöne. Wer aber bürgte ihm für die Beständigkeit dieser Verwandlung? — Wenn sie nun, wie ihre märchenhafte Namensgenossin, den Fluch in sich trug, von Zeit zu Zeit die Form ihrer Vorfahren annehmen zu müssen?

Ein seltsamer Einfall schoß ihm durch den Kopf. Wenn sie im stande war, sich für ihn zu opfern, Leib und Leben ihm hinzugeben, — das sollte ihm das Zeichen sein, daß sie sich gänzlich losgelöst habe von den Regionen, denen sie durch Geburt und Erziehung angehörte.

Und sofort, ohne sich die Gefahr seines Unternehmens zu vergegenwärtigen, ließ er der Idee die Ausführung folgen.

„Schöne Worte, Franzi," sagte er trübe. „In höchster Not verlieren sie den Inhalt. Ich hab' es erfahren, heute erst."

Erschrocken hielt Franziska ihn an und blickte ihm forschend ins Angesicht. „Was hat sich ereignet?"

„Etwas sehr Gewöhnliches. Eine kleine Zuckung auf dem großen Geldmarkte. Die Besitzverhältnisse haben sich etwas verschoben. Zu meinen Ungunsten. Heute Morgen noch durfte ich mich reich glauben; jetzt bin ich ein Bettler. Mein Bankier hat alles verspielt, was mein war."

„Der böse Mann!“ rief Franziska. Doch war sie gar nicht sonderlich bestürzt. „Da müssen Sie am Ende aus der hübschen Wohnung heraus. Ach, wie gern war ich dort! Wie im Himmel war's darin.“

„Wenn's nur das wäre!“ erwiderte Kurt melancholisch. „Aber nun wird die ganze gemeine Not des Lebens auf mich eindringen. Auf mich, der ich nie die Sorge um das tägliche Brot gekannt habe! — Und ich kann nicht erwerben; der bloße Gedanke an eine unfreie Thätigkeit erweckt in mir kaltes Grauen. Ich um Lohn schreiben! Ich sollte mich erniedrigen zum Sklaven des Vorurteils, zum Diener der konventionellen Lüge, zum Schmeichler der bornierten Menge? — Nimmermehr. — Und was bliebe mir sonst? Franzi, für mich ist kein Platz mehr auf der Welt!“

Eine Weile blieb Franziska stumm. Dann sagte sie: „Ich habe mir's überlegt, ich kann doch zur Bühne gehen. Jetzt kann ich's.“

„Warum denn jetzt?“

„Sie sollen nicht darben. Keinesfalls. Es wird schon gehen, ganz gewiß. Ich habe nicht die mindeste Furcht mehr.“

„Sie wollen mich ernähren, Franzi?“

„Abtragen, was ich Ihnen schuldig bin. Weiter nichts.“

Kurt hätte das herrliche Mädchen an seine Brust ziehen sollen. Noch war es Zeit, das frevelhafte Spiel mit der Lüge einzustellen. Aber der unselige Gedanke, die hingebende Liebe Franziska's auf die äußerste Probe zu stellen, trieb ihn weiter und weiter.

„Als ob ich ein solches Opfer annehmen könnte!“ versetzte er, unwillig den Kopf schüttelnd. „Ein verächtlicher Mensch würde ich sein, wenn ich's thäte. Am allerletzten von Ihnen, Franzi. Dazu sind Sie mir denn doch zu teuer.“

„Bin ich Ihnen teuer? wirklich?“ jubelte Franziska auf. „Dann ist ja alles gut, dann müssen Sie! Denn ein Opfer ist es nicht, wahrhaftig nicht. Eine Wonne wird es mir sein, für Sie —“

Sie vollendete nicht; es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie im Begriff stand, ihres Herzens Heimlichkeit zu enthüllen. Befangen, gesenkten Blickes ging sie weiter.

Leise begann Kurt wieder: „Warum sollte ich es jetzt noch länger verbergen? — Ich habe Sie lieb gewonnen, Franzi. Wie sehr, das ist mir erst klar geworden, als Sie heute von mir gegangen waren. Ich fand, daß ich Sie in meinem Leben fernerhin nicht entbehren könnte. Und da, gerade da langte die schreckliche Kunde zu mir. Wie niederschmetternd sie wirkte — jetzt erst vermögen Sie es zu ermessen. Nichts mehr hatte ich Ihnen zu bieten —“

„Als Dich selbst, Du herrlicher Mann!“ unterbrach Franziska ihn stürmisch. „So frage mich doch, ob ich mehr verlange!“

Kurt drückte sie an sich; eng umschlungen gingen sie weiter, in den Park hinein, wo noch immer, wie vorhin, der Frühling brütete und das Mondlicht zwischen den Baumstämmen flimmerte.

„Höre mich an, Franzi,“ sagte Kurt. „Diesen Nachmittag, in langen Stunden, habe ich meine Rechnung für die Zukunft aufgestellt. Sie war nicht zum Stimmen zu bringen, auf keine Weise. Ohne Dich nicht, und mit Dir noch weniger. Zu dem brutalen Kampf um das Dasein habe ich das Zeug nicht. Begänne ich ihn — ich würde zollweise getötet werden. Dazu habe ich keine Lust. Dich neben mir zu haben, als Genossin meines Elends, als Gefährtin meines Untergangs, würde unerträgliche Qual sein. Du würdest mir an jedem Ersten des Monats Dein Säckelchen Gage in die Hand drücken. Dies ist Deine Absicht jetzt. Daß Du sie hast — laß Dich küssen dafür! — Aber wie lange wird es dauern und ich murre, daß es so wenig ist. Und ich fordere mehr und immer mehr, den Tyrannen hervorkehrend, der in jedes Mannes Brust ist. Erst leidest Du still, dann zeigst Du Thränen. Und endlich hassest Du mich, nach Verdienst. Willst Du auch noch das Letzte wissen? — Du fliehst von mir, weil ich Dich mißhandle. — O, sage nicht, das sei unmöglich! Nichts entfesselt die Bestie im Menschen so unfehlbar, früher oder später, als ein naturwidriges Verhältnis. Ein guter Geist entweicht nach dem andern, und aus dem zunehmenden Kitzel des Bösen entspringen Thaten der Finsternis ...“

Wie verzaubert hing Franziska an des Redenden Munde. Sie glaubte ihm unbedingt und ohne Einschränkung — ihm, ihrem Herrn und Meister.

Bange kam es von ihren Lippen: „Was aber soll aus uns Beiden werden?“

„Was aus mir werden wird, ich will es Dir sagen, Franzi,“ fuhr Kurt fort. „Gerade vor uns, noch unseren Blicken durch die Biegung des Weges verborgen, breitet sich der Spiegel

eines Sees aus. Er ist klar und tief, bis zu den Sternen. Dort gedenke ich zu enden, auf der Höhe des Daseins. Dich noch einmal zu sehen — zum letztenmale — wanderte ich hinaus zu Dir. Das Glück ist mir hold gewesen; zu dem schmählich Abgewiesenen trieb Dich Dein mitleidiges Herz. Und endlich — auf diesem meinem letzten Wege — haben sich unsere Lippen geöffnet, zu spät für mein Glück, das auf Erden keine Stätte mehr zu finden vermag Eines nur ist uns noch vergönnt: Abschied nehmen zu können im heißen Kuß der Liebe. Es ist mehr, viel mehr, als ich erwartet hatte. Aus Deiner Umarmung in das Nichts — Franzi, ich glaube, es wird ein wonniges Gleiten sein . . ."

Vor den beiden Wanderern blinkte die helle Fläche des Sees auf. Still blieb es ringsumher; keine Störung verhinderte die Liebenden, sich ihr Geschick frei zu bestimmen.

Franziska betrachtete scheu das glitzernde Wasser und schauerte zusammen. „Können wir uns nicht zum Leben zurückwenden, wir Beide miteinander?" fragte sie zaghaft.

„Du wohl; Dich hat es nicht ausgestoßen wie mich. — Geh' jetzt, Liebste. Gieb mir den letzten Kuß . . . Gedenke meiner als eines Seligen, der allem Weh auf ewig entronnen ist . . . Und nun wende Dich zurück und fliehe, so rasch Deine Füße Dich zu tragen vermögen . . ."

Sie indessen klammerte sich an ihn. „Ich gehe mit Dir, ich kann nicht leben ohne Dich. Hätte ich Dich nicht wiedergesehen — nicht erfahren, daß Du mich liebst — ich würde Dich beweint haben — doch Dir zu folgen hatte ich kein Recht. Anders jetzt. Ich darf, ich muß mit Dir vereinigt bleiben."

„Wirklich? Du wolltest mich in den Tod begleiten?"

„Komm'," sagte Franziska hastig und riß ihn mit sich fort. „Laß mich mit Dir selig werden!"

Sie standen am Ufer des Weihers. Da hemmte Kurt die Vorwärtsdrängende. „Halt' ein, Geliebte! Der Wille genügt für die That. Lassen wir die Nixen ungestört, die dort im Grunde wohnen!"

Franziska löste sich von ihm und sah ihn befremdet an, mit starren, weit geöffneten Augen.

„Nur eine Erfindung von mir war die Geschichte meiner Verarmung," erklärte Kurt lächelnd. „Überzeugen wollte ich mich, daß Deine Liebe bis in die tiefsten Wurzeln Deines Wesens reichte. Glänzend hast Du die Probe bestanden. Nun bist Du mein, Du Einzige, Du Teure — mein für ein Leben voll Wonne!"

Er breitete die Arme aus, überzeugt, Franziska werde im Taumel höchsten Glückes sich an seine Brust werfen.

Dies jedoch geschah keineswegs. Das Mädchen rührte sich nicht.

„Verstehst Du nicht, Franzi?" rief Kurt. „Die Sonne wird uns weiter leuchten, auf vereinter Bahn. Als mein Weib sollst Du mit mir teilen, was ich habe. Keine Trennung mehr, kein Leid!"

Sie hob langsam die Hände gegen die Schläfen. „Nein, ich verstehe nicht. Erfindung, sagst Du? Eine Probe? Für mich?"

Kurt wurde betroffen von dem Ausdruck des Entsetzens in ihren Zügen. „Verzeih' mir, Liebste, wenn ich zu weit ging," bat er.

„Zu weit! — Herr des Himmels! Schon mit der ersten Lüge, die das Mißtrauen aus Dir gebar, hast Du mich beleidigt. O, das ist das Wort nicht: Du hast mich gedemütigt, niedergetreten. Mein Gott, mein Gott! womit habe ich das verdient? — Ich liebte ja nur, liebte blind und thöricht. Ohne Wunsch, ohne Hoffen. Nichts wollte ich für mich. Und mir eine solche Prüfung — bis zu den Schauern des Todes! Mich mit kalter Grausamkeit zu martern, bis mir das zuckende Herz offen lag! — Nein: darüber komme ich nicht hinweg, niemals! Dies liegt zwischen uns für alle Zeit."

„Franzi!" schrie Kurt auf.

Aber Franziska blieb unerschüttert. „Du liebst mich nicht," sagte sie hart. „Nicht, wie ich Dich liebe. Ich kann nicht Dein werden. Es ist entschieden in mir."

Kurt stürzte vor ihr nieder und wollte ihre Kniee umschlingen. Sie trat zurück. „Rühre mich nicht mehr an! — Der letzte Kuß ist zwischen uns gewechselt; Du selber hast es so gewollt. An diesem See trennen sich unsere Wege: Du hast meine Liebe getötet; dort liegt sie versenkt und die Nixen mögen sich damit belustigen. Sie war echt und wahr — mein bester, mein einziger Besitz. Vielleicht weine ich ihr noch einmal nach, wenn diese bittere Stunde mir fern liegt, fern im mildernden Dämmer der Erinnerung. Aber Niemand wird je diese Thränen sehen, Niemand je erfahren, wie mir der Becher höchsten Glückes dargeboten und gleich darauf von den Lippen gerissen wurde."

„Vergebung!“ flehte Kurt, noch immer auf den Knieen.

„Ich bedauere Dich. Doch wird Dich die Dichtkunst trösten — laß' es mich hoffen. Und nun lebe wohl! — Begleite mich nicht; ich will allein sein.“

Sie ging. Als er dennoch Miene machte, ihr zu folgen, winkte sie ihn zurück. „Bleib'!“ sagte sie. „Das Märchen ist aus. Melusine kehrt in ihr Reich zurück; niemals wirst Du sie wiedersehen.“

Sie hatte die Wahrheit gesprochen. Schon am nächsten Abende stand Kurt wiederum vor der Thüre des Schneiders Mütze. Doch das Haus war dunkel, die Thüre verschlossen. Der bucklige Schneider und seine schöne Pflegetochter waren, wie er in der Nachbarschaft erfuhr, plötzlich verzogen. Wohin, hatten sie mitzuteilen unterlassen; man meinte, nach einer andern Stadt. Und mit dieser Auskunft mußte Kurt vorlieb nehmen.

Frühling im Süden.

Wie oft im Wehen blauer Lüfte
Hast schmeichelnd du mich hier gegrüßt,
Mir mit dem Atem deiner Düfte
Die kummerheiße Stirn geküßt!

Nicht bist du mir im Sturmestosen
Voll ungestümen Drangs genaht,
Du streutest Veilchen mir und Rosen
Verschwendrisch, lächelnd auf den Pfad.

Du spannst mich ein in Blütenketten,
Umwogtest mich mit weichem Hauch,
Aus Winter-Schwermut mich zu retten,
Und leise mich zu wandeln auch.

Ich aber war von andrem Stamme,
Von nordisch-wilder, trotz'ger Art,
Verwandt dem Sturmwind und der Flamme,
Zog einst ich auf die Südlandsfahrt.

Mein Weh nicht schmeichelnd konnt'st du teilen,
Dein Atem war zu lind und hold, —
Das kann nur wilde Woge heilen,
Die zornentbrannt den Fels umrollt;

Das lindert nur des Sturmes Wüten,
Der heulend durch die Lüfte fegt
Und in das Reich der jungen Blüten
Mit Hagelschauern niederschlägt.

Doch heut, da wieder du die Schwingen
Berauschend mir zu Häupten spannst,
Frag' ich dich neu, ob Trost du bringen,
Ob lindern du und heilen kannst.

Nahst du doch heut, ob selig lächelnd,
Von Blütenflocken überstreut,
Mir nicht mit lindem Atem fächelnd,
Mit Sturmesschwingen nahst du heut.

Du trägst zu mir durch Duftgefilde
In ungebändigt herber Kraft
Siegreich die heiße, todeswilde,
Die urgewalt'ge Leidenschaft.

Sie braust mit dir gleich Schloßenwettern,
In Meeresbrandung stürmt sie an,
Den Trotz mir jauchzend zu zerschmettern,
Den schmeichelnd sie nicht beugen kann.

Sie reißt mein Herz aus dumpfen Qualen
In neuen Zweifel, Kampf und Streit,
Mit Hoffnung will sie mir durchstrahlen
Die glaubenslose Dunkelheit.

Und ich? Wie soll ich dich besiegen,
Du Lenz, der eig'ner Brust entstieg?
Schon fühl' ich jubelnd mein Erliegen,
Schon wein' ich heiß um deinen Sieg!

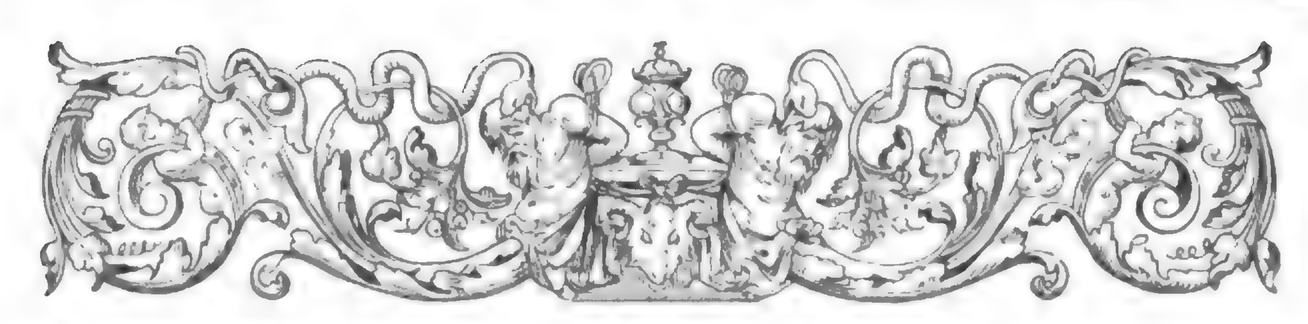
Konrad Telmann.

Wunsch.

Könnt' ich dir einmal Kunde nur geben,
Wie mir so lieb, so lieb ist das Leben,
Seit ich dich gesehn!
Wär's auch ein Wandern auf dornigem Pfade,
Ich empfänd' es wie göttliche Gnade,
Dürft' ich nur immer neben dir gehn.

Hörte ich ein Wort der Liebe dich sagen,
Wollt' ich die Arme um dich schlagen
Und ein Leben lang,
Süßer Mann, in jeglichem Leide
Fröhlich und selig machen uns Beide
Mit meiner Liebe Jubelgesang.

Rosa Rübsaamen.



Den Bühnen gegenüber Manuskript. Aufführungs- und Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Hitzköpfe.

Lustspiel in einem Akt von Eduard von Bauernfeld.

(Schluß.)

Elfte Szene.

Malrepos. Annette.

Malrepos. Jetzt sind Sie meine Braut vor aller Welt.
Annette. Die spitze Dame schien nicht einverstanden —
Malrepos. Nichts von dem lächerlichen Ehepaar!
Die Frau der Herr, der Mann ihr erster Sklave.
Annette. Ist das die Ehe, bleib' ich lieber ledig!
Malrepos. In Eurem Elternhaus war's anders?
Annette (mit Überzeugung). Freilich!
Der Vater unser aller Oberhaupt,
Die gute Mutter ihm getreu zur Seite,
So leben sie in Eintracht vierzig Jahre
Und wir Geschwister folgen ihrem Beispiel.
Malrepos. Patriarchalisch also? Das gefällt mir!
So will ich's auch in meinem Hause halten.
(Setzt sich, winkt sie zu sich.)
Annette (nähert sich langsam).
Ich darf die Wirtschaft führen, wie daheim?
Malrepos. In Haus und Hof, auf allen meinen Schlössern.
Annette. Allein und unbeschränkt?
Malrepos. Sie sind die Herrin,
Im Hause frei zu schalten und zu walten!
Annette (sitzt zu ihm, ergreift seine Hand, gerührt).
Sie sind so gut — so gut —
Malrepos (scherzend). Wie der Marquis?
Annette. Wer denkt an Den?
Malrepos. Wenn Sie die Häuslichkeit,
Nach der ich längst mich sehne, mir verschaffen,
Dann will ich Ihnen ewig dankbar sein!
(Küßt ihr die Hand.)
Annette (will ihm wieder die Hand küssen).
Malrepos (entzieht ihr die Hand).
Was soll das, Kind?
Annette. So sah ich's von der Mutter —
Malrepos. Das war so in der guten alten Zeit!
Doch weiter nun in unserm Ehe-Texte!
Ich freue mich des trauten Heims — allein
Bisweilen werd' ich Reisen machen müssen —
Annette. Ich reise mit!
Malrepos. Nun ja, wenn's eben angeht —
Annette. Die Frau gehört zum Mann!
Malrepos. Der Mann nicht immer
Zur Frau, mein Kind! Wir haben oft Geschäfte
Verdrießlichster Natur —
Annette. Drum braucht's der Frau,
Den Mann in seinen Sorgen aufzuheitern,
Die Mutter ließ den Vater nie allein —
Malrepos. Wir reisen also mit einander? Sei's!
Doch heimgekehrt verleben wir die Stunden
In Eintracht, wie in Euerm Elternhause,
Sie, ich, die Schwägerin —
Annette (fährt auf). Was für —? Die Schwester?
Malrepos. Ich weiß, wie Ihr Euch liebt, wie schwer die Trennung —
Kurz, unsere Hausgenossin soll sie werden!
Sie sollen sie dazu bereden!
Annette. Ich?
Ist das Ihr Ernst?
Malrepos. Es ist mein Wunsch, mein Wille,
Dem Sie sich fügen werden —
Annette (springt auf, ausbrechend). Nun und nimmer!
Malrepos (desgleichen).
Oho! Das der versprochene Gehorsam?
Und das die vielgerühmte Sanftmut, Kind?
(Will ihre Hand ergreifen.)
Annette (aufgeregt).
Ich bin kein Kind, ich kenne meine Pflichten —
Nein, lassen Sie mich reden, mich erklären!
Vater und Mutter soll das Weib verlassen
Und seinem Manne folgen — gut, ich will's —
Von Schwestern ist da aber nicht die Rede!
Sie wollen mich zu Ihrer Frau erheben?
Und bin ich Ihre Frau, was soll die Zweite?
Mich überwachen? Oder mich belehren?
Worin? Wohl in der Wirtschaft, die mein Fach ist?
Wovon die Schwester weniger versteht —
Ja, weit, weit weniger als ich, fast gar nichts! —
Sie hat mehr Geist, als ich? Das geb' ich zu!
Und suchen Sie Gespräch und Unterhaltung,
Sind Sie wohl gar verliebt in meine Schwester?
Gleichviel, Celine im Haus, so weicht Annette!
Das ist's, worauf ich fest bestehen muß!
Sonst folg' ich gern in allem Ihrem Willen,
Bin sanft, man kann mich um den Finger wickeln,
Will Ihre Dienerin und Ihre Magd sein,
Auch Ihre Frau — (mit erstickter Stimme) wenn Sie durchaus es wollen —
Doch ich allein und keine neben mir!
(Knixt, rasch ab zur Seite rechts.)

Zwölfte Szene.

Malrepos (allein). Dann **Celine**.

Malrepos (allein, der Abgehenden nachblickend).
Sieh' doch! Das sanfte Täubchen hat auch Galle!
Celine hat sie richtig mir geschildert:
So jung sie ist, so eisern ist ihr Wille! —
Wie hat der Umgang mit den beiden Schwestern
In diesen vierzehn Tagen mich verändert.
Ich ließ mein Bräutchen toben und verstummte.
Bin ich noch Malrepos? Wo ist mein Hitzkopf?
Noch drückt das Ehejoch nicht meinen Nacken,
Und schon empfind' ich seine schwere Wucht
Und hätt' nicht übel Lust es abzuschütteln.
Was hilft's? Kann ich zurück? Ich bin gefangen,
Ein Mädchen — nein ein Kind hält mich gefesselt,
Und seine Schönheit, seine falsche Sanftmut,
Das war der Köder, der den Thoren lockte! —
Wie sagte sie? Verliebt in ihre Schwester?
Und wenn ich's wär'? Und wenn ich's bin? Was dann?
Hab' meine Sklaverei voraus verkündigt,
Kein Gott giebt meine Freiheit mir zurück!
(Die Bühne hat sich verdunkelt.)

Celine (von der Seite rechts rasch auftretend, aufgeregt).
Mein Herr von Malrepos —

Malrepos (ihr entgegen). Warum nicht Schwager?

Celine. Annette schwimmt in Thränen —

Malrepos. Thut mir leid.

Celine. Sie warf den Schmuck von sich —

Malrepos. Seht mir den Hitzkopf!

Celine (fährt ihn an).
Ich lasse meine Schwester nicht mißhandeln!

Malrepos (ebenso).
Hitzköpfe beide! Was hab' ich verbrochen?

Celine (mäßiger).
Bewohnen Sie Ihr Heim mit Ihrer Frau,
Doch ohne mich, die Schwägerin! Verstanden?
Damit ist Euer böser Zwist entschieden.
(Setzt sich zur Seite links.)

Malrepos. Ein Spruch, der mich verurteilt in die Kosten!

Dreizehnte Szene.

Vorige. Annette (zwischen den Portieren sichtbar).

Malrepos. Mein Bräutchen Hitzkopf aber, das auf mich
Wie eine wilde Katze losgefahren —

Annette (macht eine drohende Bewegung).

Celine. Verzeihen Sie der aufgeregten Jugend —

Annette (stimmt zu).

Malrepos. Ja, sie ist jung, vielleicht zu jung für mich!
Ein reifer Mann und sie ein halbes Kind —

Annette (fährt auf).

Celine (rasch).
Das hätten früher Sie bedenken sollen! (Steht auf.)
Es dunkelt fast. Wo bleiben nur die Lampen?
(Geht zur Tischglocke.)

Malrepos. Sonst plauderten wir gern in diesem Zwielicht —

Celine. Annette, Sie und ich! Geh'n wir zu ihr?
Ein gutes Wort macht alles wieder gut.

Annette (zustimmend).

Malrepos. Es bleibt dabei, Annette wird mein Weib!
Was ist's denn Großes, eine Frau zu nehmen?

Celine. Mein leichter Scherz beleidigte den Schwager?

Malrepos. Ist sie die Frau für mich? Nein sie ist's nicht!
Ich bin ein ausgemachter Hagestolz:
Kann mich — kann ich je eine Frau beglücken?

Annette (stimmt bei).

Celine. Der Unmut spricht aus Ihnen, lieber Schwager,
Und läßt Sie Ihren eig'nen Wert verkennen,
Den ich zu schätzen weiß, wie meine Schwester —
Geh'n wir zu ihr —

Malrepos. Nein, bleiben Sie, Celine!
So bin ich Ihnen etwas?

Celine. Zweifeln Sie?

Malrepos. Wenn Sie mein Haus für immer meiden wollen?

Celine (unwillkürlich). Wer sagt das?

Malrepos. Nicht? Sie werden uns besuchen?

Celine. Als Gast. Nun ja. So ab und zu.

Malrepos. Mit Jubel
Wird die geliebte Schwägerin begrüßt,
Es soll ein Festtag sein für uns're Herzen —

Celine. Genug, mein Freund! Ich will nichts weiter hören —

Malrepos. Bin ich Ihr Freund und sind Sie meine Freundin,
So ist es Ihre Pflicht, mich anzuhören!
In diesen Tagen kamen wir uns näher,
Ich lernte Ihre schönen Eigenschaften,
Ihr ganzes Wesen kennen, Ihre Seele!
Annette meint — (Hält inne.)

Celine. Wo bleiben uns're Leute?
(Sucht die Tischglocke.)

Malrepos. Annette meint, ich sei in Sie verliebt —

Celine. Genug! (Ergreift die Glocke).

Malrepos (ergreift ihre Hand mit der Glocke, die er am Schellen verhindert). Ich liebe Sie, nur Sie, Celine!
Allein ich bin ein Mann, ich bin gebunden,
Annette wird mein Weib! (Läßt ihre Hand los.)

Celine (drückt heftig und wiederholt auf die Glocke, Lakaien kommen eilig mit Lampen).

Celine (wie befreit). Die Lichter!

Annette. Luft!
(Huscht hinein.)

Vierzehnte Szene.

Celine. Malrepos. Dann **Saint Amand**.

Celine (aufgeregt, tritt auf Malrepos zu).
Nach meiner Schwester Hochzeit kehr' ich wieder
Ins Elternhaus zurück. Dann dürfen wir
Uns nicht mehr seh'n, nein niemals, Schwager! Niemals!

St. Amand (tritt ein).
Krieg, Kinder, Krieg und morgen geht's ins Feld!

Malrepos. Ich geh' mit Dir!

St. Amand. Recht, Bruder! Aller Adel
Wird unserm großen König Folge leisten,
Auch Frau von Maintenon mit allen Damen
Und einem Bataillon von Kammerzofen,
Und Marketender, Gaukler, Musikanten!
Auch eine Wagenburg mit dem Gepäck,
Impedimenta nennt es Julius Cäsar!
Flandern verspeisen wir auf flacher Hand,

's ist nur ein militärischer Spaziergang! —
Jetzt ans Geschäft, an die Verlobung, Bruder!
Ich hab' Euch den Notar bestellt — da kommt er!

Fünfzehnte Szene.

Vorige. Ein Notar (in Amtstracht).

Notar. Herr Kapitän, da bring' ich den Kontrakt.
Ich les' ihn vor — (Richtet die Augengläser.)
St. Amand. Wir kennen ihn! Nicht nötig!
Die Brautleut' und wir Zeugen unterschreiben —
(Rückt einen Tisch zurecht.)
Hier vor dem großen König!
Notar (hilft ihm dabei). Cum respectu!
Ich habe Tinte mitgebracht und Feder —
(Man hört einen lebhaften Marsch. Rufe von außen.)
Hoch König Ludwig!
St. Amand. Hoch der König Sonne!
Hört Ihr's! Des Königs Truppen!
Notar. Gutes Omen! —
Das ist das Fräulein Braut? (Richtet die Augengläser.)
Celine. Nein, meine Schwester.
Ich hole sie —
St. Amand. Laß nur. (Lüftet die Portieren.) Heraus Annette!

Sechszehnte Szene.

Malrepos (eilt auf sie zu, sie sprechen heimlich miteinander).

St. Amand (zum Notar).
Das ist die Braut und hier der Bräutigam!
Notar (mit Bücklingen).
Wer kennt nicht Herrn von Malrepos! Besitzer
Der halben Normandie, so reich als vornehm!
Ex imo gratulor —
St. Amand (ungeduldig). Nun, lieber Schwager?
Malrepos. Ich bin bereit —
Notar. Hier der Kontrakt. Gefällig?
Malrepos (blättert den Kontrakt durch, mit Seitenblicken auf Celine und Annette).
Notar. Sie stimmen bei?
St. Amand. Nun freilich! Vorwärts, Doktor!
Malrepos (setzt sich, schreibt, steht auf).
Es ist geschehn.
Notar. Jetzt Fräulein Braut!
Annette. Da bin ich!
Notar. Hier, wertes Fräulein, neben Ihren Herrn —
Annette. Ein wenig weiter unten kann nicht schaden.
(Liest das Geschriebene.)
„René von Malrepos, als Bräutigam" —
(Winkt Malrepos' wie zustimmend, setzt sich, schreibt.)
„Annette Saint Amand" — (Hält inne.)
St. Amand (tritt hinzu). Nur rasch!
Annette. Du störst mich!
(Hält die Hand über das Blatt, dann schreibt sie, steht auf, tritt zu Malrepos.)
So rächt ein Hitzkopf sich, ein halbes Kind!
(Sie übergiebt ihm die Blätter mit einem Knix.)
Malrepos (liest).
Annette, Herzenskind — (Umarmt sie stürmisch.)
Annette. So feurig? (Wischt den Mund.)
Malrepos (giebt St. Amand die Blätter). Lies!
(Eilt zu Celine.)
St. Amand (liest).
„Annette Saint Amand als Schwägerin" —
Was? Schwägerin?
Annette. Drum ist die Schwester Braut!
St. Amand. Ja so, ein Tausch?
Notar. Ein error in persona!
Annette. Ihr lieben Beiden, hab' ich's recht gemacht?
St. Amand. Ist morgen Krieg, muß heut' Verlobung sein!
(Vereinigt Beide.)

Ende.

Kriegsbeute.

„Ins Dorf hinein! Dort winkt der Sieg,
Die Feinde zu Paaren getrieben!"
Und sie stürmen heran von Begeist'rung entfacht,
Das blitzt und wettert, das donnert und kracht,
Hochauf die Funken stieben.

Wo's sonst so friedlich, da wogt der Kampf,
Auf allen Straßen und Gassen.
Die Kugel pfeift, es zuckt das Schwert,
Nun kämpfen sie Alle „um Haus und Herd",
Die wutentfesselten Massen.

Da sprengt ein Reitertrupp heran;
Und wie um die Ecke sie streichen,
Ein Kind verloren im Wege steht,
Das weinend nach seiner Mutter fleht.
— Und ringsum Trümmer und Leichen.

Da beugt sich der erste Reitersmann
Mitleidig hernieder vom Rosse;
Er hebt das Mägdlein zu sich empor,
Und mutig dringen sie weiter vor
Durch Brand und Kugelgeschosse.

Umklammert die Linke auch das Kind,
Gehüllt in des Mantels Falten,
Doch frei ist die Rechte! Den Degen er schwingt,
Es flieht der Feind, seine Fahne sinkt,
Und er greift sie und weiß sie zu halten.

Der Kampf ist aus. Von Mund zu Mund
Wird laut sein Lob gesungen:
„Heil ihm! der heute der Menschlichkeit
Und dem Ruhme zugleich seinen Dienst geweiht,
Nun zeige, was Du errungen!"

Und wie den Mantel zurück er schlägt,
Zu schau'n nach dem lieblichen Kinde,
Da quillt's ihm entgegen blutigrot,
In die Brust getroffen liegt bleich es und tot.
— Doch flattert die Fahne im Winde.

J. Loewenberg.

Der Trommler von Arcole.

Von Frederi Mistral. Aus dem Provençalischen von August Bertuch.

I. Die Schlacht.

Beim Heere für Italien
Ein kleiner Trommler stand
Für Vaterland und Freiheit
In heißer Lieb' entbrannt.

Ein Erdwurm nur, entkroch er
Zu Cadenet dem Berg;
Doch jetzt marschieren Alle,
Der Riese wie der Zwerg.

Die ganze Welt bedroht sie
Mit Haß und Grimm und Trutz;
Sie aber schreiten aufrecht
Zu ihrer Freiheit Schutz!

Die Raben haben Hunger,
Drum krächzen sie so sehr ...
Es klingen die Trompeten
Und Heer zieht gegen Heer.

Die Streiter sind geschieden
Durch Berge, Thal und Fluß;
Bei Arcole an der Brücke
Da fiel der erste Schuß.

Es wehren vier Kanonen
Dem Brückenübergang;
Doch giebt es tapfre Herzen,
Vor keinem Feuer bang.

Die erste Kämpferreihe
Will über den Kanal:
O weh, sie stürzt, zerschmettert
Von wildem Wetterstrahl ...

Die zweite Sturmbrigade
Am Brückenkopf erscheint:
O weh! sie wird, zerrissen,
Dem Totenheer vereint.

Napoleon, unerschüttert,
Ergreift der Fahne Schaft:
— „Wir müssen da hinüber!"
Er ruft's mit Heldenkraft.

— „Auf! Vorwärts, Grenadiere!"
Die rücken lautlos vor:
Wie viele da der Tapfern
Das Vaterland verlor!

So beugst du denn den Nacken,
So weichst du dem Geschick,
Du, Schrecken der Tyrannen,
Du, Volk der Republik!

O nein! Ein Kind der Truppe,
Umtost von Feuers Wut,
Greift, seht! nach seiner Trommel
In heller Kampfesglut;

Das Knabenantlitz leuchtend
Von der Begeist'rung Strahl
Eilt er, zum Angriff schlagend,
Zur Front, zum General ...

Er ist der Kleinsten einer,
Ein armes, junges Blut,
Doch seine Trommel donnert
Von Freiheit, Ehre, Mut,

Von Greisen und von Kindern,
Vom heil'gen Vaterland:
Sie treibt das Haar zu Berge,
Sie tobt wie wutentbrannt.

Und sieh! Ein Schluchzen, Weinen,
Durchbebt der Jungen Schar
Und manch bezopfter Graubart
Sieht plötzlich nicht mehr klar.

Es trommelt Generalmarsch
Der Kleine ohne Rast;
Er treibt, er schnellt die Truppe
Zu wilder, blinder Hast.

Von fürchterlicher Salve,
Die auf der Brücke kracht,
Stürzt Front und Hintertreffen
In Abgrund, Graus und Nacht;

Durch Pulverrauch und Flammen,
Bei Röcheln, Wundennot,
Durch Dampf von Strömen Blutes,
Getümmel, Wehruf, Tod,

Beim Klang der Marseillaise,
Bei jener Trommel Klang
Nahm Frankreichs Heer die Brücke,
Der Heldensturm gelang!

*) Der Trommler von Arcole, André Etienne, war gebürtig aus dem Flecken Cadenet, in dem von der Durance durchflossenen Felsenthale der Vaucluse in der Provence. Er trat, fünfzehnjährig, als Freiwilliger unter die Fahnen, machte als Tambour der 51. Halbbrigade die Feldzüge der Republik und des Kaiserreiches mit und starb, durch Strapazen und Entbehrungen vorzeitig gealtert, zu Paris am 2. Januar 1838.

II. Das Pantheon.

Ja! Unserm Trommler war das Glück erblüht!
Vor allem Heer, im vollen Sonnenscheine,
Die Stirn verklärt von einem Ruhmesstrahl,
Vom großen General empfing der Kleine
Zwei Schlegel, ganz aus Elfenbein und Gold,
Ein sichtbar Zeichen der erkämpften Ehre,
Und überall, in Zeitung, Schule, Haus
Sprach man von ihm als Vorbild und als Lehre.
Es flog sein Name über Meer und Land,
Ein Zwilling fast der größten der Geschichte;
Den Trommler, der bei Arcole geführt,
Verherrlicht man im Bild und im Gedichte.

Dann zog die kriegerische Zeit herauf,
Es bebt die Welt beim Brüllen der Kanonen,
Es schwebt vom Tajo bis zum weißen Meer
Der Kaiseradler über den Nationen;
Des kleinen Trommlers Stern erblaßt, verlischt
In seines großen Feldherrn Ruhmesflammen ...
Dann lief viel Wassers noch den Fluß hinab
Und plötzlich brach das Kaisertum zusammen;
Wer alles schlucken will, wird schlecht verdau'n,*)
Manch großes Königreich fiel da in Scherben,
Und in dem Strudel, der den Thron verschlang,
Mußt' unsres Trommlers Schifflein auch verderben.

Und eines Tags durchwandelt er Paris,
Voll Narben, lahm und grau. In müdem Schreiten
Schleppt er straßauf, straßab den siechen Leib
Und denkt an seiner Jugend Ruhmeszeiten:
Des Jahres Neunundachtzig, Mirabeau's,
Deß flammend Wort wie Donnerhall erklungen,
Der Republik Geburt, des Königs Tod
Und wie Paris die Marseillaise gesungen,
Des Massenaufgebotes Wirbelsturm
Und wie sie siegreich dann, in heißen Tagen,
Der Deutschen, Russen und der Britten Macht
Zugleich zerschellt und in die Flucht geschlagen.

Er sieht sich selbst und hört den dumpfen Klang,
Das Flammenlied von seiner Trommel Rollen,
Wie es mit Kraft die Männer einst getränkt
Und hört des Vaterlandes Stimme grollen;
Den Hilferuf, der in der Heldenschar
Bei Keinem ohne Wiederhall geblieben! —
Er denkt, daß er die Liebe nie gekannt,
Um nur sein Land bis in den Tod zu lieben ...
Die seine kühne That zum Sieg geführt
Mit Ehren überhäuft, mit Gold und Orden:
Masséna, der Nizzarde, ruhmgekrönt
Und der Gascogner Lannes ein Fürst geworden;
Und Murat aus Cahors und Bernadotte,
Die beiden Könige auf alten Thronen,
Napoleon Kaiser, mit dem Reitersporn
Die Länder tretend, Könige und Nationen,
Und er, der arme Trommler, nach dem Fest
Ein Trommler wie zuvor ... Ja, das ist bitter,
Vergessen, alt! Vom Hoffen nur genarrt
Und alles Glück zerschellt in eitel Splitter.
Bei rauher Kost so einsam wie ein Mönch,
Entmutigt vom beständigen Entsagen ...
— „O!" rief er schmerzlich, „Ruhm, du bist ein Traum,
Ein toller Rausch in eitlen Jugendtagen!"

„O, hätt' ich dir den Rücken nie gekehrt,
Mein Cadenet, an der Durance Gelände,
Und hätte, Erde grabend, Weib und Kind
Ernährt vom stillen Fleiße meiner Hände,
Den Andern gleich, dort unten, wo mein Nest,
Wo Gottes Friede war, die ich verlassen!"
Da rann ihm eine Thräne in den Bart
Und weiter, durch die langen, fremden Gassen
Im lärmenden Gewoge von Paris,
Mit kranker Seele, schritt er viele Stunden,
Bis er sich endlich, traurig, müd' und matt
Vor dem berühmten Pantheon gefunden.

Hoch oben in den Lüften, großer Gott!
Mit stolzem Giebel prangt der Tempelriese,
Damals noch neu, in reichem Bildwerkschmuck
Und golden glänzt es von dem hohen Friese:
Den Großen als des Vaterlandes Dank!
„Wie ungleich teilt das Schicksal seine Gaben!"
Da winkt ihm aus der Menge Jemand zu:
„Der Trommler dort muß Dir das Herz doch laben?"
Und zu des Ruhmestempels Herrlichkeit
Erhebt geblendet seine Stirn der Alte ...
Die frohe Sonne schüttelt eben jetzt
Ihr Goldhaar, dessen Glanz Paris umwallte.

Als der Soldat das Pantheon erschaut,
Mit seiner Kuppel in den Himmel ragend,
Und dann sich selbst, die Trommel umgehängt,
Ein Knabenbild, im Sturm zum Angriff schlagend,
Wie er, zur Seite seines Generals,
Am Tag von Arcol' in die Feinde rannte,
Berauscht ihn plötzlich seiner Jugend Wahn ...
Als in des Tempels Fries er sich erkannte,
Hoch über Erdenjahren, Wolken, Stürmen,
Im Ruhm, im Himmelslicht, im Morgenrot,
Da fühlt' im Herzen er ein süßes Schwellen
Und sank zu Boden jählings. Und war tot.

*) „Qu vôu tout engouli, fau que n'ien cose". Provençalisches Sprichwort.



Zur Biographie Anastasius Grün's.

Von Karl Gottfried Ritter von Leitner.*)

Man wird kaum ein Jahrhundert finden, in welchem in allen Bereichen der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Wirkens überhaupt so viele bedeutende Männer wie in dem unsern aus der Menge hervorgetreten sind; aber auch keines, in welchem alle Berühmtheiten in so kurzer Zeit an ihrem ursprünglichen Glanze eingebüßt oder diesen beinahe ganz wieder verloren haben.

Diese Zeitschrift erwirbt sich daher um das Fach der Dichtkunst ein sehr anerkennungswertes Verdienst, indem sie dem deutschen Volke nicht nur neue auftauchende poetische Talente wohlwollend vorführt, sondern auch die hervorragendsten der Vergangenheit wieder in Erinnerung bringt.

So möge es denn auch den nachfolgenden Zeilen vergönnt sein, das Andenken an Anton Alexander Grafen von Auersperg, der sich als Dichter Anastasius Grün nannte, durch die Erzählung einiger Thatsachen aus seinem Leben zu erneuern, die ich als sein Zeitgenosse, der mit ihm seit seinen Studienjahren bis zu seinem Hinscheiden in freundschaftlicher Verbindung stand, anspruchslos zu Papier brachte.

Schon im Jahre 1826 wollte Graf Auersperg mich, der ich im Jahre vorher ein Bändchen Jugendgedichte veröffentlicht hatte, auf seiner Heimreise von Wien nach Thurn am Hart in Krain gelegentlich in Cilli aufsuchen. Ich hatte jedoch damals die Lehrstelle am dortigen Gymnasium bereits verlassen und war am Archive des steiermärkischen Landesmuseums Joanneum in die Dienste der Landstände getreten. Er leitete aber später durch ein Schreiben aus Thurn a. H. unsere nachherige lebenslange Freundschaft ein, kam, wenn ich nicht irre, 1827 nach Graz und ließ sich als Hörer der Rechte an der Universität einschreiben. Jetzt lernten wir uns persönlich kennen und trafen häufig bei dem damals am städtischen Theater als jugendlicher Held angestellten Schauspieler Karl Rettich zusammen. Dieser junge Mann, später Gemahl der berühmten Tragödin Emilie Gley und Mitglied des Hofburgtheaters in Wien, war seiner feinen Bildung und seines soliden Charakters wegen allgemein beliebt und geachtet und daher auch uns sehr wert. Im nächsten Winter lud er uns, Auersperg und mich, für die Abende, an denen er nicht auf der Bühne zu thun hatte, zu sich ein, um gemeinsam mit unter uns verteilten Rollen sämtliche Dramen Shakespeare's zu lesen. Dies wurde auch durchgeführt, und es ist wohl selbstverständlich, daß bei dieser Gelegenheit viel über das Gelesene, sowie über dramatische Litteratur überhaupt gesprochen wurde; aber es ist charakteristisch für den ausgezeichneten Lyriker und Epiker, daß er weder damals noch jemals in seinem ganzen Leben die Absicht oder auch nur die Neigung geäußert hat, sich auch dieser Gattung der Poesie zuzuwenden.

Unrichtig ist es, daß Auersperg in Graz, wie man hie und da lesen konnte, in einem Privat-Institute untergebracht gewesen sei. Er hatte sich ganz selbständig im zweiten Stocke eines Hauses auf dem Hauptplatze als Nebenpartei eingemietet, und bewohnte dort ein, mit einem kleinen Vorgemache versehenes, einfensteriges, tief zurückreichendes Zimmer, an welches sich an der Südseite ein Kabinettchen anschloß, welches eigentlich nur ein kleiner Raum für eine Bettstelle war, und auf der Überwölbung eines sehr engen Seitengäßchens ruhte.

Sein Wandnachbar, auch als sogenannter Zimmerherr, war der damalige Gubernial-Konzipist Josef Fellner, ein ausgezeichneter Beamter von vielseitiger Bildung, welcher trefflich Klavier spielte, malte und die Litteratur aller Kulturvölker kannte. Mit diesem schloß Auersperg bald Freundschaft, die allmählig so innig wurde, daß er ihm mit Versetzung der dessen Namen bildenden Buchstaben sein erstes bedeutendes Werk „Der letzte Ritter“ widmete; und daß Fellner, der nach Jahren als Vizepräsident des k. k. Guberniums starb, dem dichterischen Freunde seine ganze sehr wertvolle, an den vorzüglichsten Werken aller Völker der alten und der neuen Zeit reiche Büchersammlung als Legat vermachte.

Auersperg lebte als Student sehr zurückgezogen und verkehrte mit seinen Kommilitonen nur wenig. Wie an Fellner schloß er sich überhaupt mehr an Männer an, die ihm an Lebensjahren, Erfahrung und Reife etwas voraus gingen, wie denn auch Rettich und ich um 5 bis 6 Jahre älter waren als er, und bereits einem bestimmten Berufe angehörten. Er war eben schon in früher Jugend mit ernsten Dingen beschäftigt. Sein Schreibtisch war schon zu jener Zeit mit einer Menge alter Folianten bedeckt, unter welchen der in Schweinsleder gebundene „Ehrenspiegel Österreichs“ hervorragte. Er studierte nämlich damals eifrigst die Behelfe zum „Letzten Ritter“ und entwarf bereits einzelne Balladen zu diesem bald berühmt gewordenen Heldenliede, welche er mir allmählig wie sie entstanden, vorlas. Einen großen Teil derselben schrieb er in einer Sommerwohnung, die er sich in einem, am erhöhten Raine der Straße nach Maria-Trost stehenden, einfachen Häuschen gemietet hatte, welches mit der Rückseite einem harzduftigen Bergwalde und dem damals noch in stiller Einsamkeit ruhenden Hilmteiche zugekehrt war, welcher jetzt ein vielbesuchter Vergnügungsort der Grazer Welt geworden ist, wo diese bei rauschender Musik in Kähnen über die erweiterte Wasserfläche oder, wenn diese beeist ist, auf Schlittschuhen dahin gleitet.

Damals stellte Auersperg auch seine „Blätter der Liebe“ zusammen, deren einige schon in Zeitschriften und Almanachen mit seinem altberühmten Geschlechtsnamen veröffentlicht worden waren. Als er mir das dünne handschriftliche Heft zeigte, wies er dabei auf das Titelblatt, las mit komischem Pathos: „von Anastasius Grün“ und lächelte vergnügt dazu wie zu einem gelungenen Scherze. Es machte den Eindruck, als freue er sich durch die Wahl des etwas mönchisch gemahnenden Namens „Anastasius“ einen prickelnden Gegensatz zu

*) Die letzte Prosa-Arbeit des Dichters. Er überschickte sie uns wenige Wochen vor seinem Tode.
Die Red. d. „D. D.“

den im Büchlein enthaltenden Liebesliedern gefunden zu haben. Damals und gleich nach der Herausgabe dieser harmlosen Jugendgedichte hatte wohl er selbst keine Ahnung von der ernsten Bedeutung, die man, nachdem seine späteren Freiheitsgesänge so großes Aufsehen gemacht hatten, diesem Wahlnamen als dem eines Heroldes naher geistiger Auferstehung und eines bereits aufgrünenden Völkerfrühlings sinnig beilegte.

Wie sehr man damals noch in der Zwangsjacke des härtesten Geistesdruckes steckte, beweist folgendes Schreiben an mich:

„Mein theurer Freund!

Dießmal nur ein paar Worte! Nächstens aber ein Mehreres! Vorerst herzlichen Gruß und Kuß und alles Glück in's neue Jahr! *) Meine „Blätter der Liebe“ sind nun endlich erschienen. Gerne würde ich Ihnen ein Exemplar senden, doch die leidige Censur hat alle meine Exemplare zurück behalten. Mit Mühe gelang es mir, ein einziges Exemplar aufzutreiben. Das Büchlein ist nett gedruckt, der Preis mäßig, die Gedichte, wie Sie wissen, sind nicht ganz schlecht. Von Ihrer Freundschaft und Theilnahme hoffe ich, Sie werden meine Bitte nicht zurückweisen und nach Möglichkeit in dem Kreise ihrer Bekannten und Freunde zur Verbreitung des Büchleins mitwirken. In Österreich hoffe ich den meisten Absatz zu Grätz, wo die Buchhändler doch noch etwas risquiren können. Hier (Wien) ist durch die Strenge und Wachsamkeit der Censur alle Aussicht gesperrt!

Schicken Sie mir doch etwas für Hormayr's Taschenbuch pro 1831!! Bitte! Bitte! Gott befohlen! Herzlichen Gruß und Kuß von Ihrem

unveränderlichen Freunde
Auersperg.“

Als Auersperg nachher, um seine juridischen Studien zu beendigen, nach Wien übersiedelt war, kam er doch noch von Zeit zu Zeit nach Graz; und auch in den folgenden Jahren, als er nach Erreichung der Großjährigkeit die Verwaltung seiner Güter selbst angetreten hatte, brachte er den Winter dort oder in Wien zu, während er im Sommer zu Thurn a. H. auf dem Lande verweilte. Wenn er nach Graz kam, las er mir jedesmal seine inzwischen neu entstandenen Gedichte vor, wobei er, wie ich oft bemerkte, sich nicht gern von anderen Besuchen überraschen ließ. Er warf nämlich, sobald er Schritte näher kommen hörte, sein Manuskript mitten im Vorlesen in die Tischlade. Dies scheint fast unglaublich, mir aber erschien es bei den damaligen politischen Verhältnissen ganz natürlich. Besonders schien er, seitdem um das Jahr 1837 die polizeilichen Nachforschungen über den pseudonymen Dichter Anastasius Grün eifriger betrieben wurden, noch behutsamer geworden zu sein, und zu glauben, bei seinem Briefwechsel die größte Vorsicht nötig zu haben; indem er seine Briefe an mich durch das Bankhaus Arnstein und Eskeles in Wien oder durch den damaligen Bankier Alois Eisel in Graz vermitteln ließ.

Bei der gegenseitig üblichen Mitteilung unserer dichterischen Erzeugnisse gelangte ich auch zur genauen Kenntnis der stilistischen Eigenheiten Auersperg's, und so erkannte ich auch beim Erscheinen der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ sogleich, daß nicht Grillparzer, nicht Zedlitz, auf welche man anfangs riet, sondern Auersperg der Verfasser dieser, für jene Zeit kühnen, patriotischen Gedichte sei, welche ihn von seiten der damaligen Regierung, die jede freiheitliche Regung streng niederzuhalten bemüht war, nicht nur mit der Zensurbehörde, sondern sogar mit dem Strafgerichte in Berührung bringen konnte. Ich äußerte daher meine Überzeugung gegen Niemanden, und verhielt mich auch eines Tages bei einem diesen Gegenstand betreffenden Gespräche in der Universitäts-Buchhandlung auf gleiche Weise, da trat, eben unvermutet von Thurn a. H. angekommen, Auersperg in die Geschäftsstube. Nach den ersten Begrüßungen wandte sich der Buchhändler nun auch an ihn mit der Frage, wen denn er für den Verfasser dieses so großes Aufsehen erregenden Buches hielte: ich aber übernahm schnell deren Beantwortung und sagte, indem ich Auersperg bedeutsam anblickte: „Wenn ich dessen Autor wäre, so würde ich es Niemanden, selbst nicht meinem besten Freunde, kund thun; denn ich würde ihn, wenn er in dieser Sache vor eine Behörde gerufen würde, dadurch in die peinliche Lage versetzen, den Freund verraten oder, vielleicht gar eidlich, eine Lüge aussagen zu müssen, was man ihm doch, weder das Eine noch das Andere, zumuten dürfe. Auersperg erwiderte hierauf ernst: „Sie haben ganz recht,“ und begann, indem er mir die Hand drückte, ein anderes gleichgültiges Gespräch. Die Autorschaft dieses in ganz Österreich das höchste Interesse wachrufenden Buches blieb dann noch lange Zeit zweifelhaft.

Am 11. Juli 1839 feierte Auersperg in Graz seine Vermählung mit Marie Gräfin von Attems, Tochter des allgemein hochverehrten Landeshauptmann von Steiermark Ignaz Maria Grafen von Attems. Die Trauung fand in der Kirche zu Maria Hülf statt. Der Bräutigam erschien dabei in der blauen Kampagne-Uniform der Landstände von Krain, welche mit den scharlachroten Aufschlägen, den goldenen Epauletten und den goldbordierten Beinkleidern von gleicher Farbe dem schlanken jungen Mann stattlich kleidete. Und als die Braut im weißen Atlasgewande, den Myrtenkranz auf dem blonden Haupte in blühender Jugendfrische anmutig schüchtern mit ihm vor den Altar trat, mußte Jedermann sich an dem Anblicke dieses schmucken Brautpaares erfreuen. Zur Beglückwünschung der Neuvermählten fand dann im Palais des Vaters der Braut eine glänzende Soiree statt, bei welcher eine zahlreiche Gesellschaft des steiermärkischen Landesadels erschienen war; und darauf fuhr das Brautpaar noch an demselben Abende nach Thurn a. H. ab.

Nicht lange nachher gründete sich Auersperg auch in Graz ein zweites Heim. Zuerst kaufte er sich ein Haus in der Zinsendorfgasse, dann eine am Fuße des Rosenberges auf einer mäßigen Höhe gelegene, eine reizende Fernsicht gewährende Villa, und erbaute sich zuletzt, dem herrlichen Stadtpark nahe, ein in edler Einfachheit gehaltenes Palais in der Elisabethstraße, das er fortan mit seiner Familie bewohnte.

Im Jahre 1843 nahm er an der Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in der steiermärkischen Hauptstadt teil, und wurde bei dieser Gelegenheit die

*) 1830.

unschuldige Veranlassung, daß diese ihren Jahrhunderte alten deutschen Namen „Grätz“ in den slavisch anklingenden „Graz“ umtauschen mußte. Er begegnete, wie er mir später selbst erzählte, am Tage vor der ersten allgemeinen Versammlung dem ihm befreundeten Hofrate Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall auf dem Hauptplatze, und der berühmte Orientalist rief ihm alsogleich in seiner gewohnten Lebhaftigkeit entgegen: „Nun, Du wirst doch morgen auch bei der Eröffnungsfeier der Naturforscher Versammlung zugegen sein?“ — „Das versteht sich von selbst,“ erwiderte der Gefragte, und um den leicht erregbaren Freund mit seiner schon bekannten hartnäckigen Behauptung, „Graz“ sei die richtige Schreibweise, scherzweise ein wenig aufzuziehen, fügte er lächelnd bei: „Es ist nur schade, daß wir nicht wissen, ob diese Gelehrten Versammlung in „Grätz“ oder in „Gratz“ stattfindet.“ — „Gut! Du hast recht!“ rief Hammer-Purgstall leidenschaftlich aus, „ich werde morgen darüber einen Vortrag halten!“ — Sofort eilte er davon, um diesen auszuarbeiten, trat damit des nächsten Tages vor die Versammlung, die dem hochberühmten Manne das Wort doch nicht füglich verweigern konnte, und erntete von dieser, zur Entscheidung einer historisch-philologischen Frage sich gewiß selbst nicht berufen fühlenden Versammlung von Naturforschern und Ärzten, sowie vor dem durch die vom Redner eingemischten witzigen Ein- und Ausfälle belustigten Publikum rauschenden Beifall. Der damalige Landes-Gouverneur Math. Const. Graf von Wickenburg, ein fortschrittlich gesinnter und daher allem Neuen zugeneigter Kavalier, welcher ebenfalls anwesend war, beglückwünschte ihn und erklärte sogleich laut, vom nächsten Morgen an werde keine „Grätzer“, sondern eine „Gratzerzeitung“ erscheinen. Wie einflußreich die Ausführung dieser Erklärung sein mußte, ist leicht begreiflich, wenn man weiß, daß diese Zeitung damals das einzige Tageblatt im ganzen Lande, und zwar das offizielle Organ war. Dem Beispiele des Landeschefs folgend führten bald die Vorstände der übrigen Behörden die Schreibweise „Gratz“ in allen Ämtern ein, und die im Lande anwesenden Slovenen benützten diese Gelegenheit sogleich eifrig, den deutschen Namen der Hauptstadt zu slavisieren. Man kümmerte sich wenig darum, daß in der Litteratur von den mittelhochdeutschen Dichtern Steiermarks: Ulrich von Lichtenstein, Herrant von Wildon u. s. w., zwischen 1200 und 1300 angefangen, und nicht minder in den kaiserlichen Urkunden bisher Grez, Gräcz, Gräz, Grätz und Grätium geschrieben und gedruckt wurde, sowie daß das älteste Siegel der Stadt v. J. 1440 und das erste der 1573 gegründeten Universität den E-Laut nachweisen. Höchst bezeichnend für die damalige Regierungsweise ist es aber, daß ein Gouverneur die durch sieben Jahrhunderte auch von amtswegen gebrauchte Benennung einer Kronlandshaupt- und ehemaligen Residenzstadt kurzweg abzuändern vermochte, ohne sich im mindesten um den Landesfürsten und den Landtag zu kümmern. Auersperg ergriff in dem heftigen Federkriege, welcher in dieser Sache nun entstand, öffentlich keine Partei; blieb aber bei den Ausgaben seiner Werke noch mehrere Jahre bei der Schreibweise „Grätz“ und ging erst später zu jener von „Gratz“ über, nachdem im allgemeinen die, einer breiteren Mundart bequemere „Graz“ landläufig geworden war.

Auersperg's politische Haltung und sein Eingreifen in die Ereignisse des Jahres 1848 ist ohnehin bekannt, und ich kann nur beifügen, daß er auch im Privatleben stets ein lebhafter Verteidiger der Staatseinheit Österreichs war, für welche Idee er bei thunlicher Berücksichtigung der Eigentümlichkeiten der einzelnen Kronländer auch den endlichen Sieg hoffte; bis der allmählige Niedergang des Deutschtums in der Monarchie ihn einer pessimistischen Anschauung näher brachte.

In letzterer Zeit beschäftigte er sich nun eifrig mit der Ordnung seiner neueren, teils schon hie und da gedruckten, teils noch nicht veröffentlichten Gedichte, die er unter dem Titel: „Unter der Veranda“ herauszugeben vorhatte. Bei dieser Veranlassung bat den Unermüdlichen eines Tages sein Sohn Theodor: „Aber lieber Vater! strenge Dich doch nicht so sehr an.“ Dieser aber, im Bewußtsein, daß er nächstens sein siebenzigstes Lebensjahr abschließen werde, erwiderte dem Besorgten: „Wenn man alt ist, hat man nicht mehr viel Zeit übrig; da muß man fleißig sein.“

Noch war die Drucklegung dieses letzten Werkes des berühmten Dichters nicht vollendet, so trat der auf den 11. April 1876 fallende bedeutende Zeitabschnitt seines Lebens bereits ein, und nun konnte er aus den großartigen Huldigungen, die ihm von nah' und ferne zu teil wurden, ersehen, wie teuer und verehrenswert er durch seine Freiheitsliebe atmenden Poesien, sowie durch sein von gleichem Geiste beseeltes patriotisches Wirken dem ganzen großen Vaterlande geworden war. Von der Residenzstadt Wien und von den Hauptstädten aller österreichischen Kronländer und deren verschiedenen Körperschaften trafen in Zuschriften und Drahtbotschaften die wärmsten Beglückwünschungen bei ihm ein. In seinem Wohnorte Graz fand am 10. April vormittags im geräumigen Parktheater eine Festakademie statt, bei welcher der Jubilar durch begeisterte und begeisternde Reden, durch die Tarsprache und den gesangsweisen Vortrag einiger seiner Gedichte und eine erhebende Schlußhymne gefeiert wurde. Abends hielt die Studentenschaft ihm zu Ehren einen Festkommers ab, bei welchem alle Burschenschaften in vollem Wichs erschienen waren und seine Dankrede mit jubelndem Profit erwiderten. In Wien hatte der dortige Schriftsteller Verein Concordia eine Denkmünze anfertigen lassen, von welcher zwei Exemplare in Gold ausgeprägt waren, deren eines dem Gefeierten, das andere dem Kaiser überreicht wurde, der es mit der Bemerkung huldreich entgegennahm, das Bildnis sei sehr ähnlich.

Die große Aufregung, in welche den Jubilar all' diese vielen und großartigen Ovationen versetzten, und die Bemühungen, die ihm die, in deren Folge erforderlich gewordenen, persönlichen und schriftlichen Danksagungen verursachten, führten bei ihm das dringende Bedürfnis nach Ruhe und Erholung herbei. Er zog sich daher mit seiner Familie schon ein paar Tage darauf nach Thurn a. H. zurück, und verweilte dann einige Zeit auf dem schönen Schlosse Tornau, einem Besitztum seiner Gemahlin, in friedlicher Abgeschiedenheit. Mittlerweile hatte sich bei ihm allmählig ein mit einem Augenübel verbundenes Nervenleiden ausgebildet, und so reiste er am 15. August mit den Seinen zur Kur nach Karlsbad, und von dort dann nach Zell am

See. Allein auch das Stillleben in dem herrlichen Alpenthale Salzburgs vermochte nicht seine tief erschütterte Gesundheit wieder herzustellen, und nach wenigen Tagen sah er sich bereits veranlaßt, in die Heimat, zunächst nach Thurn a. H., zurückzukehren. Aber schon am 4. September befiel ihn bei der Ausfahrt aus dem Schlosse plötzlich ein Unwohlsein, welches einen Schlaganfall anzudeuten schien. Er erreichte glücklich noch Graz, aber schon zwei Tage darauf brachten die Zeitungen die ärztliche Meldung von seiner schweren Erkrankung. Die zuerst an der linken Seite eingetretene Schwäche der Gliedmaßen ging bald auch auf die rechte Seite über und ergriff endlich auch die Sprachwerkzeuge, wobei jedoch das Bewußtsein noch lange vollkommen klar blieb. Mit großer Anstrengung brachte er in der Nacht vom 10. zum 11. noch die Worte hervor: „Nicht fertig, nicht fertig!“ wobei er wohl begonnener oder noch geplanter Werke gedenken mochte; und später schrieb er noch, — es blieben seine letzten Schriftzüge, — auf einen Zettel die alle Umstehenden schmerzlich berührenden Worte: „Möchte noch leben!“ Aber trotz der natürlichen Sehnsucht, mit welcher der thateifrige, und vor Kurzem noch so thatkräftige Mann am Leben hing, ertrug er all' seine schweren Leiden und die Gewißheit seines nahen Todes mit großer Fassung. Am elften nachmittags, aus zeitweiliger Betäubung zu einem lichten Augenblicke erwacht, nahm der Sprachlose von seiner Gemahlin stummen Abschied, segnete dann mit der noch beweglichen linken Hand seinen geliebten Sohn, und in der darauf folgenden Nacht verabschiedete er sich mit den rührendsten Zeichen des Dankes auch von der um ihn beschäftigten Dienerschaft. In der Nacht vom 12. zum 13. September lag er bereits rettungslos im Todeskampfe und nachmittags um 3 Uhr 45 Minuten hatte er ausgerungen.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Todesnachricht durch die ganze Stadt und mittelst des Telegraphen in alle Weiten. Wie vor wenigen Wochen erst Glückwünsche so trafen jetzt Beileidsbezeigungen von nah' und ferne ein. Deutsche Mitglieder des österreichischen Herren- und Abgeordnetenhauses, Deputierte des steiermärkischen Landtages, Minister, Abgesandte verschiedener Städte und Vereine der Kronländer, Schriftsteller und patriotische Gesinnungsgenossen eilten zur Leichenfeier herbei, und legten prachtvolle Kränze am Sarge des Tiefbetrauerten nieder. Am fünfzehnten setzte sich der imposante Leichenzug durch das Gedränge der herbeigeströmten Volksmasse in Bewegung. Dem mit acht Rappen bespannten, von Fackel- und Wappenträgern umgebenen, prachtvollen Leichenwagen folgte ein hoch mit Kränzen beladenes Gefährte und ein die Orden des Verblichenen auf einem schwarzen Sammtpolster tragender Lakai, unmittelbar schlossen sich dann die Trauerwagen der nächsten leidtragenden Verwandten an, und diesen folgte unabsehbar das nicht enden wollende übrige Leichengeleite, das die Vorstände der sämtlichen Behörden des Landes und der Stadt samt den fremden Trauergästen eröffneten und dem sich eine ungeheuere Menge von Personen aus allen Berufsklassen teilnehmend beigesellte. So bewegte sich dieser großartige Zug, der trotz seiner Düsterkeit einem wahren Triumphzuge des Verewigten glich, zwischen der massenhaft hingereihten Bevölkerung durch die schwarzbeflaggten Straßen, wo in den beflorten Laternen die Gasflammen brannten, feierlich dem Südbahnhofe zu. Dort wurde der Sarg von der Geistlichkeit nochmals eingesegnet, und dann ging er, begleitet von der Witwe und dem Sohne des Verstorbenen, wie dieser es gewünscht hatte, zur Bestattung nach Krain ab, wo er vorläufig in der heimatlichen Pfarrkirche in Haselbach beigesetzt wurde.

Die Witwe ließ ihrem Gemahl aber auf einem, seinem Heimatschlosse benachbarten Hügel in einem freundlichen Wäldchen ein würdiges Mausoleum erbauen und nun ruhen dort dessen irdische Überreste. Sie selbst folgte ihm in kurzer Zeit dahin nach und bald auch sein einziger Sohn, der infolge eines Sturzes vom Pferde, welchen der kühne junge Reiter beim Überspringen eines Grabens erlitt, einen frühen Tod gefunden hat.

Durch diese rasch aufeinander gefolgten Unglücksfälle war nun am Stammbaume dieses altberühmten Adelgeschlechtes Inneröstereichs ein hoffnungsreicher Zweig abgestorben, der in der letzten Zeit noch einen der edelsten Sprossen getrieben hatte, auf welchen es für immer mit gerechtem Stolze wird hinweisen können.

Aber auch ganz Österreich wird sein Andenken treu bewahren. In Graz trat schon kurz nach seinem Ableben unter dem Vorsitze des damaligen Landeshauptmanns, des edlen Moriz von Kaiserfeld, ein Komitee zusammen, um dem Allverehrten ein würdiges Denkmal zu setzen, und nach wenigen Jahren stand es im Stadtparke der steiermärkischen Hauptstadt bereits aufgerichtet. Die stattliche Mannesgestalt des Unvergeßlichen, von Professor Kundmann aus reinem, weißen Marmor nachgebildet, steht, etwas mehr als lebensgroß, die rechte Hand leicht ausstreckend, auf einem mäßig hohen Piedestale vor dem Beschauer, als wollte er zu ihm sprechen. An der Vorderseite des Sockels befindet sich die einfache Inschrift:

Dem Dichter
Anastasius Grün,
dem Staatsmanne
Anton Alexander
Grafen von Auersperg.

Darüber ist ein kleiner Genius in halberhabener Arbeit angebracht, und an den drei übrigen Seiten des Sockels erscheint, — allerdings etwas zu oft, — der nämliche kleine Genius mit einer aufgeschlagenen Schriftrolle in den Händen. Das Denkmal ist rings von niedlichen Blumenbeeten umgeben und mit einem zierlichen Eisengitter eingefriedet. Den Hintergrund bildet unmittelbar eine Gruppe von Wildkastanien-Bäumen, und über diese erhebt sich in weiterer Entfernung der mit Gebüsch und Gehölz üppig bewachsene Schloßberg. Und so ist das Ganze nun eine Zierde des anmutigen Stadtparkes, auf welchen die Bewohner von Graz nicht ohne Berechtigung stolz sind.

Ein schöneres Denkmal, als dem patriotischen Dichter seine Mitbürger widmen konnten, hat er sich selbst errichtet nicht nur durch seine im deutschen Volke fortlebenden Dichterwerke, sondern auch durch seine letztwillige Anordnung vom Januar seines Todesjahres. Er bestimmte darin nämlich die ganze Summe der Ehrensolde, welche ihm seine litterarischen Werke eingetragen hatten, und die sich auf 30 000 Gulden be-

lief, dazu, daß aus deren Zinsen vier Stipendien für Studierende gegründet werden und von denen je zwei an krainerische und steiermärkische Jünglinge verliehen werden sollen.

Sein Testament enthält auch die schönen pietätvollen Worte: „Mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt und auf mein bisheriges Leben zurückblickend, muß ich vor allem der göttlichen Fügung danken, daß sie dieses im ganzen ein glückliches werden ließ. Ich wünsche nach christlichem Gebrauche ohne Gepränge zur Erde bestattet zu werden. Am liebsten möchte ich in der an der Pfarrkirche von Haselbach zugebauten Kapelle, in welcher mein Vater ruht, zur ewigen Ruhe gelegt werden, und einen dem seinigen ähnlichen Denkstein zu erhalten. Sollte dieser Wunsch unerfüllt bleiben, so möge mir die Erde auch anderwärts leicht sein.“

Es ist nicht alles seinem bescheidenen Wunsche gemäß geschehen, sondern in jener Weise, wie es denen, welche ihn geliebt und verehrt hatten, die Gefühle ihrer Herzen vorschrieben.

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Von Anton E. Schönbach.*)

Siebzig Jahre alt zu werden, ist zwar ein Schicksal, aber kein Verdienst,“ so sprach allzu bescheiden Anastasius Grün, als er bei seiner Jubelfeier inmitten einer begeisterten Studentenschaft zu Graz auf die Festreden zu erwidern begann. Das ist ja gewiß an sich richtig; allein, bedenkt man, wie das Schicksal dem Einzelnen sein Leben doch nur zuweist als Rahmen und als fadengefüllte Spulen, indes er selbst ein verworrenes Pfuscherstück damit flechten kann oder ein farbenreiches Kunstwerk, — wir rechnen ihm das eine zu oder das andere — dann merkt man leicht, daß in einem thätigen Leben, welches über eine weite Flucht von Jahren sich erstreckt, auch ein gutes Teil Verdienst beschlossen ist. Hat aber der Mensch sich gemüht, sein Pfund verwertet oder, nach einem anderen schönen Bibelworte, durch die Hitze des Tages bis an den Abend gewirkt, so fällt ihm das schönste Los: in der wohlerworbenen Ruhe des Greisenalters, mit dem Segen der Jahre zugleich die Ernte der eigenen Arbeit froh zu überschauen.

Siebzig Jahre, in Lernen und Schaffen verbracht, machen schon eine volle Garbe, aber dem trefflichen Manne, dessen Leben und Dichtung diese Zeilen knappstens darstellen sollen, ist ein gehäufteres Maß beschert: er schreitet mit den Zahlen des neunzehnten Jahrhunderts, wir durften ihn vor einem Dezennium zu seinem achtzigsten Jahre begrüßen, der kommende Herbst vollendet sein neunzigstes. Wer sich bei dieser Fülle der Zeit nicht nur das helle Auge, den klaren Blick gewahrt hat, sondern auch fort und fort thätig bleibt, nach wie vor der Poesie seine Kraft schöpferisch zuwenden kann, der ist sichtbarlich ein auserlesener Günstling des Geschickes.

Karl Gottfried Ritter von Leitner stammt aus einem adeligen Geschlechte der Steiermark und ist am 18. November 1800 zu Graz geboren. Fünf Jahre alt verlor er den Vater, brachte dann, als die Mutter sich wieder vermählte, einige Zeit in dem Schlosse Rothenfels zu, das vordem der Sitz des „Hauptmannes“ der bischöflich Freising'schen Stadt Oberwölz in einer nordwestlichen Ecke des Landes gewesen war, jetzt aber die Amtswohnung des kaiserlichen Kameralverwalters der Herrschaft Oberwölz abgab. Bald begann der Knabe seine Gymnasialstudien in Graz, trat dort 1813 in das kaiserliche Konvikt ein und blieb ein Zögling dieser Erziehungsanstalt bis zur Vollendung seiner juristischen Studien an der Universität. Nach einer kurzen Thätigkeit als Gymnasiallehrer trat Leitner in den Dienst der steirischen Landstände, zu denen er selbst schon durch seine Geburt gehörte, stieg im Konzeptdienste bis zum ersten Sekretär auf und ließ sich 1854 pensionieren. Noch wirkte er etliche Jahre als Kurator der vom Erzherzog Johann begründeten wissenschaftlichen und Bildungsanstalten, dann aber (1864) zog er sich gänzlich in den Ruhestand zurück. 1846 hatte sich Leitner mit Karoline Beyer verheiratet, einer liebenswürdigen Dame von echtester Herzensbildung, aber schon 1855 wurde sie ihm nach längerem Leiden zu Pisa, wo sie vergebens Heilung gesucht hatte, entrissen. Ihr Verlust war der große und tiefe Schmerz im Leben des Dichters, das sonst friedlich verfließt. Graz ist Leitner's ständiger Aufenthalt gewesen; in früheren Jahren hat er verschiedene Reisen unternommen und besonders die Alpenländer immer wieder durchwandert, häufig bringt er etliche Sommerwochen, wie einst sein Freund Grillparzer, im Wildbad Gastein zu. —

Die feste Grundlage für die ruhige Entfaltung dieses Lebens wurde jedenfalls durch die tüchtige Erfüllung der Amtspflichten gelegt, welche Leitner frühzeitig übernommen hatte. Alle Geschäfte besorgte er, wie uns reichlich bezeugt wird, mit äußerster Pünktlichkeit und Sorgfalt. Nun finden sich bei dem Sekretär der steirischen Stände gar viele und wichtige Angelegenheiten zusammen und erfahren durch ihn die erste und oftmals maßgebende Bearbeitung. Wer in dieser Stellung am Wohle des Landes und seiner Bewohner herzlichen Anteil nimmt, der hat manchen Anlaß, seine Gesinnung zu bethätigen. So hat Leitner schon dem Inhalte seiner schriftlichen Ausfertigungen seine Fürsorge gewidmet, und mit Erfolg: wir wissen z. B., daß es seiner Betriebsamkeit hauptsächlich zuzuschreiben war, wenn nach langem Streite ein ansehnliches Stück oststeirischen Bodens den Ansprüchen, welche Ungarn darauf erhob, entzogen und somit für die deutsche Gesittung bewahrt worden ist. Auch die Form der amtlichen Berichte und Aufsätze Leitner's wird uns gerühmt, und wir mögen wohl denken, daß sich darin seine ruhige, sachliche Auffassung der Dinge geltend machte, welcher deren idealer Zu-

*) Der Aufsatz ist vor des Dichters Tode geschrieben. Vgl. die Nachschrift. Die Red.

Hältst du Wort und Treue,
Sparst du dir die Reue.
Graz am 18. April 890.
K. G. Ritter v. Leitner

sammenhang nicht entging und die auch die rechte Wärme besaß. Vielleicht haben gerade die Berufsschriften dazu beigetragen, Leitner's Prosa auszubilden. Man erinnert sich nicht uneben, daß auch die Darstellungen von Grillparzer und Halm in ungebundener Rede dieselben Vorzüge, dieselbe klare Gegenständlichkeit aufweisen, welche gewiß in der reinen und einfachen klassischen Bildung dieser Dichter ihre hauptsächliche Erklärung findet, deren Erhaltung und Fortbildung jedoch durch den Zwang einer für die meisten übrigen Menschen unfruchtbaren Amtsübung gefördert wurde.

Wir besitzen einige Abhandlungen von Leitner im Druck. Sie erschienen in steiermärkischen Zeitschriften und handelten von steirischen Dingen. Unter ihnen scheinen mir zwei besonders hervorzuheben. Zunächst der Aufsatz über den „Einfluß der Landstände auf die Bildung in Steiermark“ (1835). Darin stellt der Verfasser übersichtlich zusammen, was die steirischen Stände für die Volkserziehung, für Wissenschaft und Kunst gethan haben. Er verweilt dabei, wie es nicht wohl anders angeht, auf der Glanzepoche der Stände, nämlich auf der Zeit, da sie überwiegend protestantisch waren, bis die Gegenreformation ihre Bestrebungen vernichtete und sie selbst zur Unbedeutendheit herabdrückte. Erst in unserem Jahrhundert gelangt der „Landtag“, wie die umgeformte Ständeversammlung jetzt heißt, wieder zu einigem Einfluß und schafft viel Gutes durch zweckmäßige Verwendung seiner Mittel. Selbstverständlich schildert Leitner mit Vorliebe die hellen Seiten dieser Volksvertretung, soweit die Zensur es ihm gestattete. Welche Grenzen Leitner's schriftstellerische Freiheit einengten, davon ist es ein belehrendes Zeugnis, daß ein anderer historischer Aufsatz von ihm: „Die Erbhuldigung im Herzogtum Steiermark“, der uns in politischer Beziehung gänzlich harmlos scheint, wegen des darin vorgetragenen Berichtes über die Bedingungen, welche die Stände den Erzherzögen vor der Huldigung auferlegten, gar nicht zum Druck zugelassen wurde, und erst viele Jahre später (1850) erscheinen durfte. In diesen Essays tritt eine sehr achtungswerte Sachkenntnis zu Tage, die Darstellung ist gemessen und der Verfasser sichtlich bemüht, parteilos zu urteilen. Und doch bricht allerorts die Anhänglichkeit vor, welche Leitner an sein Land fesselt. Sie hat es ihm auch eingegeben, die Wirksamkeit mehrerer verdienter Steiermärker zu beschreiben, und ihn ferner zu einer schönen, in gemütvolles Lob auslaufenden Biographie des Erzherzogs Johann (1860) veranlaßt. Überhaupt versagte sich Leitner keiner Aufforderung, im Interesse des Gemeinwohles seiner engeren Heimat thätig zu sein. Er hat selbst Unternehmungen geschaffen und schaffen helfen, welche einem allmählig wieder aufblühenden geistigen Leben der Steiermark als Eingangspunkte dienen sollten, so die „Steiermärkische Zeitschrift“, den „Historischen Verein“. Die Errichtung des Joanneums durch den volksbeliebten Erzherzog, eines Komplexes von wissenschaftlich-praktischen Sammlungen und Instituten, fand Leitner's begeisterte Zustimmung und Unterstützung.

Gelegentlich finden sich schon unter den kleinen prosaischen Aufsätzen einzelne Stücke, — z. B. eine Beschreibung der damals noch in ihrer Schönheit vereinsamten Gebirgsseen Obersteiermarks — in denen der Dichter das Wort führte, Skizzen, deren Inhalt teils aus sorgsamer Beobachtung, teils aus freier Erfindung geschöpft ist, Aufzeichnungen volkstümlicher Sagen. An diese Versuche schließen sich die Erzählungen von Leitner, welche ihrer Mehrzahl nach ziemlich früh in Zeitschriften und Almanachen erschienen. Der Verfasser wagte es einmal, diese kleinen Geschichten in einen Band zu sammeln; die Schwierigkeiten bei der Zensur*) türmten sich jedoch dermaßen auf, daß er der Veröffentlichung entsagte, und so sind die „Novellen“ erst 1880 ans Licht gekommen. Trotz manches Altmodischen in ihrer Technik sind sie heute noch lebensfähig, und das bezeugt wohl aufs Beste, wie viel mehr sie es vor zwei Menschenaltern waren. Sie behandeln fast alle düstere Stoffe, deren Gegensatz zu der klaren, lichten Behandlung oft seltsame Wirkungen hervorruft. Eine der hübschesten ist „Das Hausaltärchen“, die Geschichte eines jungen Mannes, der durch seine fromme Mutter über die Treue des geliebten Mädchens getäuscht wird, damit er sich leichter zum Eintritt in den Jesuitenorden bewegen lasse. Unmittelbar nachdem dieser Erfolg gewonnen ist, wird die Gesellschaft Jesu aufgelöst, die Verlobten finden sich wieder, jedoch nur, um bleibend getrennt nebeneinander her zu gehen, bis das Fräulein stirbt. Der Priester aber erlebt ein hohes Alter als trüber, in sich gekehrter Mensch, welcher in einem wunderlichen Hausaltärchen das Andenken der Geliebten ehrt, um die er gebracht worden ist. „Monsieur Français“

*) Wir hören von der vormärzlichen Zensur immer sprechen wie von einem unpersönlichen, selbstwirkenden Apparat. Die Zensur war aber ein Amt, das Menschen aufgetragen wurde. Ich dächte, es wäre an der Zeit, daß einmal in aktenmäßiger Darstellung ein spätes und strenges Gericht über die Leute gehalten würde, welche ihre Kenntnisse und Fähigkeiten als Schergen der geistigen Arbeit mißbraucht haben.

führt ausnahmsweise durch allerlei Schrecken zu einem guten Ende, dagegen ist „Meister Kunbert“ gräßlich in der leidenschaftslosen Art des Erzählens. Der Künstler hatte einen metallenen Turmhahn verfertigt, der stündlich aus einem Pförtchen trat, um durch sein Krähen die Zeit zu verkünden. Der grausame Bürgermeister läßt an Kunbert den versprochenen Lohn bezahlen, ihn aber auch gleichzeitig blenden, damit er nicht etwa noch für eine andere Stadt ein ähnliches kostbares Werk bilde. Nachdem der Gräuel berichtet ist und der Jammer des blinden Meisters geschildert, tritt der Dichter plötzlich mit den Worten dazwischen: „Aber lieber Meister, hätte ich ihm geantwortet, wo steht es denn geschrieben, daß Ihr gerade außerordentliche Erfindungen und geniale Kunstwerke machen sollt? — Windet Garn ab, schleißt Federn, oder treibet andere dergleichen nützliche Beschäftigungen; thun es doch auch andere ehrliche Leute und sind dabei gesund und zufrieden. Und überdies, was schreit Ihr denn? Seid Ihr denn nicht ein seltener Prophet im Vaterlande? Hat man Euch nicht aus bloßer Anerkennung Eures Talentes die Augen ausgebrannt? Was wollt Ihr denn noch mehr? Hätte man Euch etwa noch die Hände abschlagen sollen, um Euren Ehrgeiz zufrieden zu stellen?“ Diese Sätze dringen aus der tiefsten Bitterkeit des Herzens über die Zustände Altösterreichs, es ist, als rissen sie plötzlich den Schleier idyllischen Friedens hinweg, mit dem sich die Geistesknechtung jener Zeit vor uns verhüllt, und man braucht sich auch gar nicht an das Geschick von Grillparzer's „Ottokar“ und „Treuen Diener seines Herrn“ zu erinnern, um zu wissen, daß diese eingeschobenen Zeilen die traurigste Wahrheit enthalten. — Die kleine heitere Skizze „Der Asternkranz“ ist erfreulicher zu lesen, sie klingt fast wie eine der heutigen short stories, welche von Sarah Orne Jewett oder Paul Deming geschrieben werden. Die meisten Erzählungen Leitner's bearbeiten balladenartige Stoffe, die für poetische Gestaltung in Versen wegen ihres Umfanges oder anderer Umstände nicht geeignet sind; sie weisen also schon auf die Lieblingsgattung des Dichters. Ihrem Stil ist eine schöne Schlichtheit und Sachlichkeit verliehen, die nirgends trocken wird und gerade die Effekte des Entsetzlichen und Schaurigen recht heraustreibt. Wir begegnen derselben Art in Grillparzer's „Kloster von Sendomir“, wo der leidenschaftlich stürmische Inhalt und der eintönige Vortrag sich bizarr verbinden, insbesondere aber in Halm's „Auge Gottes“ und in seinen größten Leistungen, der „Marcipanliese“ und dem „Haus an der Veronabrücke“. In diesen Stücken, welche ich zu dem auserlesenen Dutzend deutscher Meisternovellen rechne, ist gleichfalls die Sprache anscheinend unbewegt, schreitet ruhig wie ein Gerichtsprotokoll, es werden jedoch in ihr die furchtbarsten Geschicke vor uns erschütternd aufgerollt. So haben die großen alten Italiener geschrieben, die uns immer Muster bleiben, so schrieben Goethe, Tieck, Heinrich von Kleist, so giebt sich Gottfried Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, so strebt Konrad Ferdinand Meyer in seinen kunstvoll stilisierten Erzählungen zu schreiben. Die stärksten Eindrücke durch die simpelsten Mittel hervorzurufen, ist das Ziel und Merkmal dieser Kunst, welche sich heute so selten findet. Der Dichter verbirgt sich hinter dem Stoff, er will diesen allein wirken lassen. So verfährt auch Leitner: diese Weise zu arbeiten liegt seinem künstlerischen Naturell, der anspruchslosen Natürlichkeit seines ganzes Wesens besonders nahe.

Dieselben Eigenschaften zeigt jene Gruppe seiner Gedichte, welche dem größeren Publikum am bekanntesten ist, die man am häufigsten genannt und citiert findet: Leitner's Balladen. Ihrer ist eine große Zahl, auch sie bevorzugen wie die Prosastücke das Ernste, Düstere, Grausige. Darum wird die Szene öfters in den skandinavischen Norden verlegt und werden die Motive nordischen Sagas entnommen, z. B. König Hakon's letzte Meerfahrt, der Herr des Meeres, die Wettfahrt, König Haus von Falster u. s. w. So hatten auch die jüngeren Romantiker, Uhland an der Spitze, anfangs ihre Stoffe gern aus dem Norden geholt, dessen fahle Dämmerung besonders poetisch schien. Gewiß die Mehrzahl von Leitner's Balladen beschäftigt sich mit historischen Gegenständen und darunter wieder am liebsten mit solchen aus der Geschichte der heimatlichen Alpenländer. Dahin gehören z. B. Friedrich von Tirol und der Türmer zu Bludenz, Ulrich von Lichtenstein, das vortreffliche Stück Ritter Weißeneck, die Bergknappen zu Zeising, Herzog Inguo's Wahl, die Hunde von Kuenring, der Friedenskuß, Lintwinde von Silberberg, der Hirsch am schwarzen See. Das Mittelalter ist für unseren Dichter, ebenso wie für die übrigen Spätromantiker stets das „ritterliche Mittelalter“ im engeren Sinne des Wortes, mit Burgen, Rittern und Knappen, schönen Frauen, die von Zinnen und Söllern blicken, Waffengetös und Harfenklang. Wie sehr diese Vorstellungen Leitner's Phantasie gefangen halten, zeigt sich am besten in jenen Balladen, welche eigentlich ganz ohne Zeit und Ort nur in eine Ferne ohne jede Lokalfarbe gestellt sind, so in „Des Greises Schlaflied“, „Des Harfners Meisterspruch“, ferner in den „Zwillingen“, der „Erbteilung“, dem „Lied vom Schmerze“, dem „alten Harfner“; da entnimmt er überall das Zubehör aus dem idealisierten Mittelalter. Man kann nicht sagen, daß Leitner das altdeutsche Wesen tiefer gefaßt hat als seine Vorgänger und Genossen, hat es doch selbst Uhland erst im Laufe langjähriger wissenschaftlicher Studien zu größerer Klarheit über den wirklichen Charakter dieser Zeit gebracht. Die alten Sagen, welche an einem verfallenen Gemäuer hafteten, oder ein verstürztes Bergwerk, einen einsamen Waldsee umspannen, besaßen häufig gerade den Beischmack des Schaurigen und Furchtbaren, der für das Kennzeichen der Ballade galt. Dazu kam ein Anderes. Es ist ein gewisses allgemeines Interesse an Geschichten, die Grauen erregen, in den gebildeten Kreisen Deutschlands und Österreichs während der zwanziger und dreißiger Jahre vorhanden gewesen. Man merkt das am deutlichsten, wenn man belletristische Zeitschriften aus jenen Jahrzehnten oder etliche Stöße der damals herrschenden Taschenbücher durchblättert. Da finden sich die kleinen Erzählungen und Novellen dieser Art sowohl als ein immer wiederkehrendes Füllsel zwischen größeren Stücken wie auch als Hauptteil der Lektüre. Es muß der Reiz, welchen sie ausübten, in dem Gegensatz zu dem einfarbigen Quietismus gelegen haben, in welchen die Zeit langsam zu versinken drohte, nirgends mehr als in Österreich.

Dieser Beschaffenheit der Stoffe entspricht bei Leitner auch ihre Behandlung. Keine seiner Balladen ist umfangreich, die ältere Art der weitläufigen Dichtungen, wie Bürger sie begonnen hatte, wie sie von Langbein und anderen ermüdend gepflegt wurde, findet sich bei Leitner gar nicht. Er giebt nirgends breite Einleitungen, er malt selten aus und wenn, so nur sparsam und mit kräftigen Farben, er führt die Handlung in raschem Zuge vor, faßt die Reden der auftretenden Personen in kurze gedrängte Sätze zusammen und eilt mit zweckmäßigen Steigerungen zum Schlusse, der oft jählings abbricht und dem niemals langsam ausklingende Strophen folgen. Das Ende seiner Balladen ist immer zugleich ihr Höhepunkt und die Darstellung schließt in dem Augenblicke, wo sie am stärksten wirkt. Es muß dies geradezu als eine Eigentümlichkeit von Leitner's erzählenden Gedichten bezeichnet werden. Sichtlich hat auch in dieser Beziehung Uhland's Vorbild auf ihn eingewirkt: Stücke wie „Die Rache" mit dem klassischen Schluß:

„Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt:
Der schwere Panzer ihn niederzwingt."

beeinflußt Leitner, allein er hat diese Art zu seiner Besonderheit gemacht und für sich ausgebildet. Ein Beispiel: im Ritter Weißeneck (die Burg lag in der Nähe von Graz) wird mit lebhaften Zügen der Frevel des Ritters erzählt, der mit seiner Jagdmeute übermütig während der Messe in die Kirche eindringt und dem greisen Priester den Becher voll des heiligen Gnadenweines entreißt; die letzten Strophen lauten:

„Nun leer' ich, Gott und Teufel
Zum Trotz, den gold'nen Krug,
Bis rein der Boden blinket."
Und trinket
Und trinket Zug um Zug.

Doch mehr stets dünkt zu schwellen
Der Wein ihm dunkelrot,
Er neigt den Goldkelch über
Und über,
Und stürzt sich rücklings tot."

Man kann die Katastrophe nicht kürzer schildern, aber auch schwerlich wirksamer. Nun weiß Leitner gar wohl, daß sich nicht für alle Stoffe dieselbe Darstellung schickt, er wechselt also und schildert z. B. recht reichlich in den langgestreckten Versen von Herzog Inguo's Wahl, wie er denn überhaupt die mannigfachen Strophen mit feinem Künstlersinn verwendet. Ganz vorzüglich trifft er in den Legenden — leider sind ihrer nicht viele — jenen behaglich erzählenden Ton, welchen Goethe seinem Liebling Hans Sachs abgelernt und mit dem „Hufeisen" in die Litteratur wieder eingeführt hatte. Ich will hier nur nennen: Vergißmeinnicht Blau, die Erschaffung der Preißelbeeren und das reizende: „Maria spinnt". Da kommt auch eine gedämpfte Schalkhaftigkeit zum Vorschein, die von dem düstern Graus der Balladen anmutig absticht. Der heitere Beisatz in dem Wesen des Dichters, ohne welchen er ja gar nicht das dauernde Gleichgewicht in den Fährlichkeiten des Lebens hätte bewähren können, und ein gewisser trockener Humor, der ihm sehr gut steht, zeigt sich am hübschesten in einigen Balladen, deren Inhalt aus unserer Zeit geschöpft ist. Dahin zähle ich z. B. Der Freiherr und der Schreiner, Der Bürger zu Hildesheim. Zuweilen greift der Dichter mit fester Hand in das moderne Menschenleben und überrascht uns dann durch die Kraft realistischer Schilderung, wie etwa in folgenden Stücken: der Meßner, die Seiltänzerin, der Kampfhahn, die rührenden Verse in dem Kleinen Holzsammler und das beste von allen „Der Bauerntod", ein Stück, das ich ungemein hoch stelle. Kein zweites Gedicht unserer heutigen Litteratur kommt Uhland's „Mähderin" so nahe wie dieses von Leitner. Aus solchen Arbeiten begreift sich seine zeitweise Neigung zum Drama, die sich freilich nur in wenigen älteren Werken, wie einer teilweise gedruckten Tragödie König Tordo, die Grillparzer lobte, und zwei Festspielen Styria's Huldigung, Styria und die Kunst entfaltete; doch hat Leitner, dem Vernehmen nach, vor Kurzem ein Trauerspiel in Versen Der Richter von Galwey vollendet. —

So sehen wir unsern Dichter in dem ganzen weitgezogenen Kreise der Balladendichtung schaffen. Schließt er sich dabei an die Gruppe der schwäbischen Romantiker, zu denen er als ein kraftvoller östlicher Sproß gehört, so steht auch seine Lyrik mit ihnen im nächsten Zusammenhange. Die eigenartige Energie, welche Leitner in seinen Balladen kundgiebt, findet sich sehr selten in seiner lyrischen Poesie. Seine Empfindungen sind einfach, schmelzend, die schlichte Sprache ist ihnen angemessen. Eben darin liegt auch ein Vorzug: moderne Dichter bedürfen so vieler rauschender Worte, neuer Bildungen und Zusammensetzungen, sie häufen die schmücken den Beiwörter und zwingen diesen durch unerhörte Verbindungen einen fremdartigen Sinn auf — alles das, um unsichere Stimmungen zu schildern —, so daß es uns wohlthut, bei Leitner dem simplen und poetisch-wahren Ausdruck des Gefühls zu begegnen. Uns ist, als träten wir aus den heutigen Prunkzimmern, deren unechte Renaissance den Geschmack des Besitzers verwischt und alles Persönliche austilgt, in das saubere Landhaus wohlhabender Menschen aus den Zeiten unserer Väter und Großväter: geradlinige Möbel, weiße Vorhänge und Bettdecken, Kupferstiche in schwarzen Rahmen, Bücherbretter, Blumen, zu den Fenstern hinaus der Blick in freundliches unbestaubtes Grün, und um uns herum ein unbeschreiblicher Duft, aus Lavendel, frischer Wäsche und trockenen Rosenblättern gemischt, dazu der Atem der Pflanzen von Garten und Wiese, wie der leise Lufthauch ihn hereinträgt. Dieses wohlige Behagen, unmodern, aber reizvoll, strömt uns aus Leitner's Liedern entgegen. Es gebricht ihnen keineswegs an Leidenschaft, das bezeugen die Liebessonette an Karoline, die schönen Widmungen an die Verstorbene von 1857 und 1870, aber es liegt dem Dichter jedenfalls näher, eine tiefe Gemütsbewegung erst dann in Worte zu fassen, wenn sie schon zum Teil überwunden ist. Er freut sich an der Welt und ist unerschöpflich in der Beschreibung landschaftlicher Schönheit; sein Schmerz über schlechte Zustände und den Verfall des Guten äußert sich besonders in elegischen Klagen, fast nie durch scharfe zornige Zuchtworte. Darum ist auch die „Liebe" im Sinne einer edlen Humanität für ihn die Losung der Welt, das „Grundgesetz" der Menschheit. Diese Anschauung des Lebens ist auf das innigste mit seiner echten Religio-

sität verknüpft. Der „Glaube“ als ein ganz bestimmtes Christentum ist für Leitner ein hohes Gut, das er bei allem Streben nach Erweiterung der menschlichen Kenntnisse und bei aller Achtung vor den Naturwissenschaften doch festhält, das ihm die Schlüssel des Daseins gewährt und ihm Zufriedenheit, das Gleichmaß der Stimmung, sichert. Ganz wie Grillparzer, so hält auch Leitner „den stillen Frieden des Inneren“ für den Inbegriff irdischen Glückes und preist ihn durch die verschiedensten poetischen Wendungen und Bilder. Selbst in seinen Jugendgedichten, wo man doch am ehesten lebhaftes Kraftgefühl, den Drang nach Bethätigung im großen erwartete, herrscht eine weiche Friedseligkeit. Sie war durch die politischen Verhältnisse aufgezwungen worden, den besten Männern Österreichs waren zu jener Zeit die Schwingen der Seele gelähmt, und Resignation, die sich mit den wenigen polizeilich erlaubten Genüssen abzufinden suchte, trat an Stelle der Energie, des naturgemäßen Handelns und Schaffens. Leitner empfand den Druck, welcher auf dem gesamten Geistesleben lastete, sehr tief, er hat seiner Empfindung darüber selten Worte geliehen, dann aber sind sie herbe. So in folgendem schönen Sonett:

In eine schlimme Zeit fiel, ach! die meine;
Jed' mannhaft Wort ward kerkerwert zum Fehle,
Und Häscher fragten streng, wenn's kaum aus Kehle
Und Feder trat, nach seinem Kundschaftsscheine.

So schwieg ich denn und fröhnt' am Aktenschreine,
Ein Dienstknecht, unbefragt, ob's ihn nicht quäle;
Doch nicht vertrocknet noch ist mir die Seele
Wie meinem Schreiberkiele hier die seine.

Allein verfrohnt ist doch das schöne Leben,
Der Früchte bar die lange, herbe Mühe,
Und Niemand mehr vermag Ersatz zu geben.

Bald werd' ich in die Gruft hinab auch steigen,
Die Dich, geliebtes Weib, mir barg so frühe,
Und uns bedeckt Vergessenheit und Schweigen.

Und doch liebt Leitner sein Vaterland und seine patriotischen Lieder kommen aus warmem Herzen. Er ist ein Österreicher in allen Fasern seines Wesens, auch in der Sprache, in einer gewissen Ungelenkigkeit des Satzbaues, in der bisweilen unebenen Wortstellung und in dem Wortschatz, der sich aus der Mundart bereichert. Wie weit sein Blick schweifen mag in die Ferne, am liebsten weilt er auf den heimischen Bergen, am wohlsten fühlt sich der Dichter in seiner Steiermark. Aber er weiß dabei doch auch, daß er ein Deutscher ist, er empfindet sich als Angehörigen des einen großen deutschen Volkes und, wie bei vielen seiner Landsleute, ist dieses Bewußtsein mit den späteren Jahren immer klarer und deutlicher geworden und hat er es immer bestimmter ausgesprochen. Auf 1866 bezieht sich keines seiner Gedichte, wohl aber läßt er den Rhein über die Siege von 1870 in Jubelrufe ausbrechen und verkündet er das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich zu einer Zeit voraus, wo nur Wenige den Glauben daran zu zu fassen vermochten.

Leitner hat sich stets für einen Dichter gehalten, kein Zweifel an seinem Beruf hat ihn je überkommen, er hat immer die sichere Haltung besessen, welche die Echtheit der Begabung gewährleistet. Seine Art ist bescheiden, und nirgends spricht sie sich hübscher und herzgewinnender aus als in dem schönen Gedicht, womit er für die Ehrenbezeugungen dankt, welche ihm am siebzigsten Geburtstage (1870) erwiesen wurden. Da heißt es:

Wo so Großes sich begeben
Vor dem froherstaunten Blick,
Was kann da ein Einzelleben
Gelten und sein arm Geschick?
Strenger wird die Zeit nur messen
Manneswert und Manneschuld;
Aber liebvoll deß vergessen
Habt Ihr heut' in Eurer Huld.

Kleiner Pflichten treu Erfüllen,
Eines schlichten Reimes Klang,
Das ist Alles, was im Stillen
Manchmal mir vielleicht gelang.
Seid Ihr, Theure, doch zufrieden
Mit dem Thun so schwacher Kraft,
Nun, dann kann getrost hienieden
Enden ich die Wanderschaft.

Dieser Gesinnung entspricht die Sorgfalt, welche Leitner seinen Arbeiten widmete. Vergleicht man die erste Auflage seiner „Gedichte“ von 1825 mit der zweiten von 1857, so wird man nicht ohne Rührung gewahren, wie sehr und wie erfolgreich der Dichter darnach strebte, die älteren Fassungen zu verbessern, den Ausdruck farbiger zu gestalten, die Unbeholfenheiten wegzuschaffen, die Einstimmung von Sinn und Klang zu fördern. Das hat sich denn auch belohnt. Immer reiner ist die Sprache des Dichters geworden, immer reifere und gediegenere Lebensweisheit erfüllt seine Strophen. Die Schwächen des Alters zeigen sich nirgends, ja es sind stetige Fortschritte in seiner Poesie anzuerkennen. Das zeugt von der unverwüstlichen Lebenskraft Leitner's, der heute nahe vor der Vollendung des neunzigsten Jahres steht. —

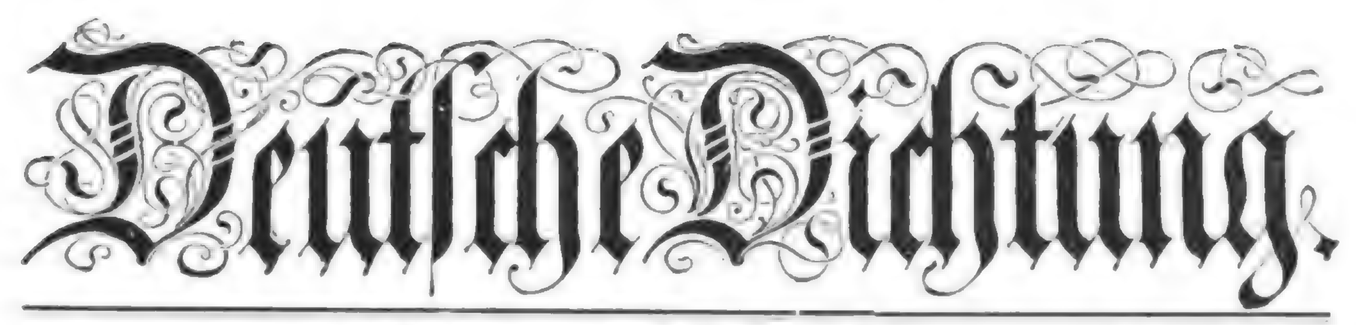
Möge es uns gegönnt sein, uns noch lange seiner zu freuen als eines edlen Führes der deutschen Poesie in Österreich, eines Dichters romantischer Ideale, eines reinen, warmherzigen und liebenswerten Menschen!

Graz, 15. Juni.

Nachschrift: Der hoffnungsvolle Wunsch, den diese schließenden Zeilen aussprechen, ist nicht in Erfüllung gegangen: Freitag, den 20. Juni, ist K. G. von Leitner nach kurzer Krankheit schmerzlos entschlummert. Als Sonntag den 22. die Begräbnisfeier begann, tobte ein arges Unwetter über die Stadt, noch indem man den Sarg in die Erde senkte, verhallte gedämpft das letzte Grollen des Donners; da erklang hell aufsteigend vom Gipfel einer nächsten Cypresse das reine und liebliche Lied einer Amsel, die so den toten Sänger zur Ruhe geleitete: ein schönes Bild auch für das Wirken des Geschiedenen, der, ein schlichter und bescheidener Mann, während langer trüber Jahre unentwegt einem Ideale der Dichtung und des Lebens diente. Mit ihm sei der Friede und unser dankbares Gedächtnis!

3. Juli.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Pässler in Dresden.



VIII. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. August 1890.

Gedichte und Epigramme

von

Friedrich Theodor Vischer.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Lenzeswonne.

Alles keimt und treibt und knospet
In der Frühlingslüfte Segen,
Auch das menschliche Geblüte
Spürt ein wunderbares Regen.

Blümchen öffnen ihre Kelche,
Prangen bunt in Farbenprismen
Und es spuken in den Gliedern
Alt und neue Rheumatismen.

Bienen fliegen, aus den Blüten
Süßen Honigsaft zu saugen,
Und so eigentümlich brennen
Nase, Lippen, Ohren, Augen.

Fast schon stechend scheint die Sonne,
Wahrhaft südlich ist das Klima —
Und mir krakt im hintern Schlunde
Ein Katarrh von Sorte prima.

Stolz empören sich die Ströme,
Um das Eisjoch zu zerschlagen,
Und mit Jugendfeuer weigert
Seinen Dienst der alte Magen.

Schau, da grüßen rasch entwickelt
Schon Narzisse und Ranunkel
Und am Knie, just am Gelenke
Schwillt ein prächtiger Furunkel.

Jener Flor wird wie gebräuchlich
Bald wohl über Nacht erfrieren,
Dieser andre Flor wird reichlich
Und gemütlich fortflorieren.

Sorge um die Geliebte.

I.

Oberschwäbisch.

Wenn mei Schatz krank will sei,
Lauf' i zur Badere nei:
Lauf mei Badere,
Spring mei Badere,
Laß meim Schatz zur Adere!

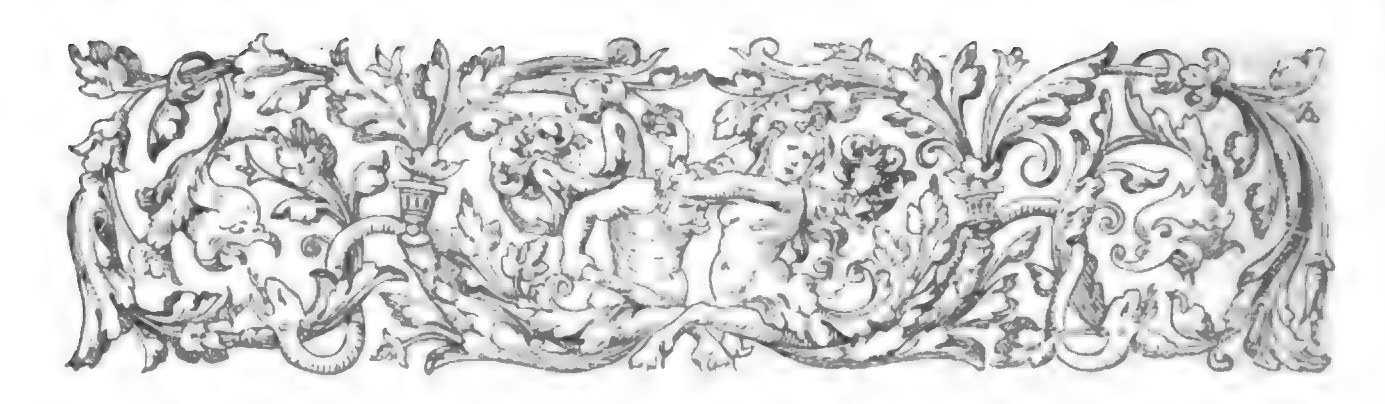
II.

Moderne Paraphrase.

(Zur Wahl für Dumme.)

Du leidest, holdes Kind? Ihr Balsamsäfte
Der Pflanzenwelt im Wald und auf der Flur,
O, alle deine milden Heilungskräfte,
Geheimnisvolle Zauberin Natur,
O, all' ihr Feen, die um Quellen schweben,
Heilt, labet dieses edle, teure Leben!

Als weicher Zephyr möcht' ich kühlend fächeln,
Umwehen dieses holde Angesicht,
Als guter Stern möcht' ich von oben lächeln
Mit sanftem Strahl, der Tröstliches verspricht.
Ich möchte — o beseligendes Dürfen! —
Mit einem Kuß dir all' dein Weh entschlürfen!



Blinde Liebe.

Novelle von Konrad Telmann.

Ich habe die seltsame Geschichte von einem jungen, deutschen Arzte gehört, der eines beginnenden Brustleidens halber nach Sizilien gekommen war und sich winterlang in Palermo aufhielt. Er war eigentlich Spezialist für Augenleiden und mit ebensoviel Geschick als Begeisterung diesem seinen medizinischen Sonderfache ergeben. An einem Winterabend vor dem Kamin, da eine gute Flasche dem sonst Schweigsamen die Zunge gelöst hatte, erzählte er mir das merkwürdige Erlebnis, das ich auf diesen Blättern mit seinen Worten aufgezeichnet:

Ich war auf meinen Streifzügen durch die Insel, teils von meiner Begeisterung für eine große und eigenartige Natur, teils von meinem Drange geleitet, mich der Leidenden, in Elend und Schmutz oft verkommenden Bevölkerung nützlich zu erweisen, — Sie wissen, daß gerade Augenleiden in Sizilien auffallend häufig vorkommen, — nach Castiglione hinaufgelangt. Der Ort liegt überaus malerisch an der Südostküste der Insel. Das kleine Städtchen klettert mit seinen dicht zusammengedrängten, schwärzlichen Häusern, die mit ihren Fensterluken aufs blaue Jonermeer herabstarren, die steile Felswand hinauf, als wäre es droben in der schwindelnden Höhe festgeklebt, und die Mauern der Häuser sind so übereinander aufgetürmt, daß man von drunten nicht zu begreifen vermag, wie man zu den oberen einen Zugang erlangen kann. Ist man an Ort und Stelle, so entdeckt man ein Gewirr von schmalen Gäßchen, düsteren Hausdurchgängen, Bogen und steinernen Straßenbrücken, welche alle dem Verkehr der Ortseinwohner untereinander dienen, in denen aber ein Uneingeweihter sich nicht zurechtfindet.

Heute haust hinter diesen himmelhohen, altersgeschwärzten Mauern, in den lichtlosen, feuchtmodrigen Gelassen ein blutarmes Geschlecht, das sich mühevoll durch den kärglichen Ertrag von etlichen Vignen und Oliveten das Leben fristet. Die Männer ziehen meist aufs Meer hinaus oder verdingen sich in ihren jüngeren Jahren in den größeren Ortschaften des Distrikts, um erst später mit ihren geringen Ersparnissen wieder in die Heimat zurückzukehren. Denn die Liebe zu ihr stirbt bei ihnen allen nicht aus, so traurig und erbarmungswürdig ihr Dasein dort sich auch abspielen mag. So erscheint der Ort eigentlich nur von Greisen und Weibern bewohnt, und unter dem kümmerlichen Weinlaub, mit dem die engen, dunklen, gepflasterten Gassen zumeist überspronnen sind, treiben zerlumpte, lärmende Kinder ihr Wesen, die etwas seltsam Scheues und Unkindliches an sich haben, auch zumeist bleich und kränklich dreinschauen oder in Schmutz zu Grunde gehen.

So können Sie sich denken, daß der Ort gerade keinen erfreulichen Aufenthalt für mich bot, obgleich ein Maler da sicherlich eine Reihe der herrlichsten und eigenartigsten Motive gefunden hätte und ich auch durch manch' wunderreiche Schau aufs Meer hinaus und in die Felswildnis hinein für die Wahl meines einsamen, weltentlegenen Asyls belohnt ward. Es lag etwas unendlich Trauriges darüber, das ich nun meiner Natur nach nicht so ohne weiteres abschütteln konnte, wie hell und freudig auch die Sonne aus der wolkenfreien Klarheit des südlichen Himmels niederbrannte. Ich mußte, schon um jenes gewisse, seelische Gleichgewicht herzustellen, das man zum Leben so notwendig gebraucht, mich wacker an die Arbeit machen.

Man kam mir aber mit einer Art von Mißtrauen entgegen, auf das ich auch wohl an anderen Orten gestoßen war und das sich genugsam daraus erklären läßt, daß diese armselige Bevölkerung es nicht gewöhnt ist, sich aus bloßer Menschenliebe geholfen zu sehn. Man hat sie immer nur ausgesogen und verbraucht, wie man ihrer gerade bedurfte, oder doch in ihrem Elend verkommen lassen, ohne ihnen einen anderen Trost zu spenden, als die Hoffnung auf eine Entschädigung im Jenseits für alles über sie gekommene Erdenleid. Von einem Arzt hatte man in Castiglione natürlich noch nie etwas gewußt. Daß sich nun aus freien Stücken einer dahin sollte verbannt haben, und noch dazu ein Ausländer und — was weit schlimmer als alles, — ein Ketzer, bloß um kranken Menschenbrüdern Hilfe zu bringen, erschien Niemandem glaubhaft. Nur daß ich selber kränklich und hilfsbedürftig aussah und aus solchem Grunde meinen im übrigen unerklärbaren Aufenthalt unter der warmen, sizilischen Sonne zu rechtfertigen vermochte, machte mich den Leuten weniger verdächtig und brachte mich ihnen menschlich näher. Wirkliches Vertrauen aber trug mir Keiner eher entgegen, als bis der Kurat sich endlich entschloß, für mich einzutreten. Das aber währte einige Zeit, trotzdem er mich gleich von vornherein gastfreundlich in seinem Hause aufgenommen, dem einzigen, wo ich mangels eines auch noch so bescheidenen Albergo in Castiglione wohnen konnte. Wir verabredeten damals einen sehr mäßigen Pensionspreis, gegen den ich an der pfarrherrlichen Tafel teilnahm, welche die wackre Brigida mit freilich recht zweifelhaften, kulinarischen Genüssen versorgte, und ein einfaches aber wohnliches Gemach in voller Südlage, dessen der Kurat nicht bedurfte, inne hatte. Auch vertrugen wir Beide uns vortrefflich. Der Kurat war ein alter, biederherziger Priester, der selbst nicht viel reicher war als seine Gemeindeglieder, und ihnen gewiß gern geholfen hätte, wenn er nur gekonnt. Mit der Zeit war er wohl ein bißchen stumpf geworden über dieser Unmöglichkeit und ließ die Dinge gehen, wie sie mußten, war auch mit der Welt da draußen nicht mehr vertraut. Er war ein Feind jedweder Aufregung und ließ in ruhiger Gottergebenheit alles an sich herankommen, ohne es sich allzuschwer zu Herzen zu nehmen.

So trefflich wir Beide uns nun jedoch miteinander einlebten, wollte Padre Martino von meinen Wünschen, mich in meiner unfreiwilligen Muße der Kranken im Orte anzunehmen und vor allem meine Spezialkunst daselbst auszuüben, lange Zeit hindurch nichts hören. Immer redete er mir meine Absicht aus und meinte, die Leute brauchten hier keinen Arzt, würden auch nur doppelt unglücklich werden, wenn ich nachher abreiste. Schließlich, als ich ihm dann doch gar keine Ruhe mehr ließ, kam's heraus, daß er des Glaubens war, es könne sündhaft sein, in die göttlichen Fügungen aus menschlichem Eigenwillen einzugreifen. Da ich nun dazu ein Ungläubiger war, war es ihm bedenklich, ob er es in seiner Gemeinde dulden dürfe. Ohne das aber gelang es mir nicht, mich in das Vertrauen der Leute zu stehlen.

So hätte es leicht dahin kommen können, daß ich unverrichteter Dinge wieder von Castiglione hätte fortziehen müssen, — wäre mir nicht der Zufall zu Hilfe gekommen. Der braven Brigida nämlich geschah es, daß sie eines Tages auf einer schmalen und steilen Steintreppe ausglitt, und sich dabei im Falle den rechten Arm ausrenkte. Nun war aber der Padre an ihre Fritti misti und an ihre Pampana di Lavagna seit zwei Jahrzehnten derart gewöhnt, daß er unter der Entbehrung jetzt unsäglich litt. Zwar hatte er sofort versucht, den ausgerenkten Arm der Pfarrköchin wieder zurechtzudrehn, dazu aber mußten seine chirurgischen Kenntnisse und Erfahrungen wohl nicht ausreichen, denn er hatte es nur dahin gebracht, daß Brigida noch heftigere Schmerzen bekam.

In solcher Not wandte er sich endlich an mich und bat mich, ihm und der armen Leidenden zu helfen, wenn ich könne. Nun war das nicht eben schwer, und es währte garnicht lange, bis ich Brigida's Arm glücklich wieder eingerenkt hatte. Da war nun des Padre Dankbarkeit noch größer als die Brigida's, und nachdem er schon ohne mein Zuthun meine Kunst allen teilnehmend Nachfrage haltenden Gevattern und Gevatterinnen über die Gebühr gepriesen hatte, war es mir ein Leichtes, ihn dazu zu bewegen, nun auch alle Anderen im Orte, die ärztlicher Hilfe irgend bedürftig waren, vertrauensvoll gegen mich zu stimmen. Das fügte sich nun wie von selbst. Und es währte garnicht mehr lange, so hatte ich Arbeit in Hülle und Fülle.

Seltsam war es mir nur, daß sich die Leute niemals mit solchen Krankheiten an mich wandten, welche in mein eigentliches Fach schlugen. Und

doch hatten mich meine Wanderungen durch die Gassen darüber belehrt, daß es hier Augenleidende und Blinde genug gab. Als ich dann endlich solch' ein augenleidendes Weib, das bei mir für ein andres, weit geringfügigeres Gebreste Heilung nachsuchte, befragte, weshalb sie mich nicht vor allen Dingen wegen ihren Augen um Rat frage, erhielt ich die Erwiderung, so dumm sei denn doch keiner in Castiglione, um nicht zu wissen, daß kein Mensch auf der Welt Blinde wieder sehend machen könne; das sei eben allein Gottes Wille.

Erst als es mir gelungen war, ihr wirklich Hilfe zu bringen, gewährte sie es mir als eine besondere Gunst, auch ihre Augen zu behandeln. Nun mußte sie es aber erleben, daß meine Mittel ihr wirkliche Linderung brachten, und dann faßten auch andere ein ähnliches Vertrauen zu mir, bis ich nach einer glücklichen Kur an einem beinahe erblindeten Kinde vollends in den Ruf eines Wundermannes geriet. Mehr als einmal mußte ich es erleben, daß die Leute ein Kreuz schlugen, wenn ich vorüberging, manche machten sogar das Schutzzeichen gegen den bösen Blick und ich mußte erfahren, daß man mir zutraute, wenn ich Krankheiten heilen und Blinde sehend machen könne, so werde mir aller Voraussicht nach auch die Kraft innewohnen, andrerseits Menschen und Vieh beliebig alle nur erdenklichen Gebreste anzuheften.

Ich selber verfolgte ganz unentwegt indessen meine Ziele. Von meinem Wunsche getrieben, endlich einmal zu einer großen Augenoperation schreiten zu dürfen, um wirklich einem völlig erblindeten Menschenkinde das Licht des Tages wiederzuschenken, wanderte ich fleißig in den Gassen umher und spähte nach Blinden aus, bei denen ich mein Heil hätte versuchen können. Leider fand ich lange Zeit hindurch keinen Fall, dessen erfolgreiche Behandlung ich mir hätte zumuten wollen. Auf mein Befragen, ob unter der Bevölkerung nicht Fälle von plötzlicher Erblindung durch Naturereignisse oder als Folgen andersartiger Krankheiten vorgekommen seien, erfuhr ich endlich durch eine zutrauliche Alte, Sora Ersilia, die, glaube ich, als halbe Hexe, wofür sie galt, mich mit einer Art von kollegialischer Zusammengehörigkeit betrachtete, da draußen in ihrer Vigne lebe eine junge Frau, die als Kind durch einen Blitzschlag um ihr Augenlicht gekommen sei. Übrigens sei sie aber glücklich verheiratet und lebe so zufrieden mit ihrem Manne, daß man kaum glauben könne, sie wünsche sich einen noch schöneren und glückseligeren Zustand in der Welt, denn die Beiden würden von aller Welt um ihr Zusammenleben beneidet und eine musterhaftere Ehe könne es nicht geben als die ihre. Ich möge jedoch selber gehn und schauen, mich aber wohl in acht nehmen, denn Don Tobia, der junge Ehemann, wache eifersüchtig über sein schönes Weib und sei ein heißblütiger Mensch, dem man gern ein paar Schritte vom Leibe bleibe.

Dieser Bericht verlockte mich, die Blinde aufzusuchen. Sie wohnten ziemlich weit draußen. Man mußte die steile Hauptgasse des Orts verfolgen, bis man oberhalb der höchstgelegenen Häuser desselben in die mühsam durch kunstvollen Terrassenbau angelegten Weingärten und Zitronenplantagen gelangte, zwischen deren Ummauerung ein schmaler Felsweg in südlicher Richtung auf das kleine, einsame Haus zuführte, das mitten unter Reben und kürbisumkletterten Feigenbäumen traulich und idyllisch dalag.

Der Tag war sonnenhell, klar-frisch die Luft, und die Berge leuchteten in bläulichem Schimmer; tief unten blitzte ein golddübergleißter Streifen des Meeres. Rundum war es ganz still, auch schlug kein Hund an, als ich mich dem kleinen Hause näherte. Mein Schritt scheuchte auch das junge Weib nicht auf, das vor der steinernen Hausschwelle am Spinnrocken saß, aber so unbeweglich, daß ich alsbald gewahrte, sie sei über ihrer Arbeit in der nachmittägigen Sonnenstille eingeschlafen. So schlich ich mich denn doppelt leise näher heran und weidete mich stehenbleibend an dem anmutigen Anblick, der etwas unendlich Rührendes zugleich für mich hatte. Die eine Hand der schönen Schläferin hielt die Spule noch, während die andere unthätig im Schoß ruhte. Ein Ausdruck holden Friedens lagerte auf dem Antlitz, dessen Züge von seltener Reinheit und Formenschöne waren. Dickes, blauschwarzes Haar rahmte sich in üppigen, kranzartig aufgesteckten Flechten um das feine Oval des bräunlichen Gesichts, aus dem unter einer stark gewölbten Stirn eine edel gebogene Nase, ein kleiner Mund mit schwellenden Lippen und ein paar weiß sie durchschimmernden Zähnen hervortraten. Die Lider unter den starken, schwarzen Brauen waren fest geschlossen, der herrlich gerundete Busen hob sich in tiefen, regelmäßigen Atemzügen. Sie mußte schön und friedvoll träumen.

Ich dachte nicht daran, sie aufzuwecken, denn

der eigentümliche Zauber der Stunde übte seinen Reiz auf mich aus und ich war fern davon, ihn zu durchbrechen. Aber die Schläferin mußte meine Nähe wohl ahnen, so ruhig ich mich hielt. Denn plötzlich hob sie die Lider empor, ganz ohne einen Übergang vom Schlafe erwachend, lächelte in einer Art von Verwirrung und Scham vor sich hin und sah mich dann an — oder vielmehr konnte sie mich nicht ansehn, weil ich beim ersten Schauen in die aufgedeckten Pupillen gewahrte, daß die Sehkraft in diesen schwarzen Augensternen erloschen war. Aber genau in die Richtung, in welcher ich mich befand, wandte sie ihre Augen, gerade als ob sie mich wirklich sehen könne. Mich erfüllten Rührung und Mitleid, als ich den halb verlegenen, halb zutraulichen Ausdruck in dem Antlitz der Blinden wahrnahm, die mich gleichsam wegen ihrer Hilflosigkeit um Verzeihung zu bitten schien. Ich grüßte sie mit freundlichen Worten, sagte ihr, ich sei auf einer Wanderung hier vorübergekommen und bäte sie, mir zu erlauben, daß ich mich eine Weile bei ihr ausruhe.

Sie nickte lächelnd, ging ins Haus zurück und trug einen Stuhl für mich herbei. Dann verschwand sie abermals, um ein Tischchen zu holen, daß sie vor mich hinsetzte, und endlich brachte sie Graubrot und Wein herbei und bat mich zuzulangen. Alle ihre Bewegungen waren hierbei von großer, natürlicher Anmut und gleichzeitig von einer staunenswerten Sicherheit.

Als ich nun saß und ein paar Brocken von dem harten Brot in meinen Wein tauchte, ließ sie sich wiederum neben mir nieder und, während sie das Spinnrad ganz leise in Bewegung setzte, begann sie mit mir zu plaudern. Sie hatte ein seltsam tiefes, wohlklingendes Organ, das sich mir wie Musik ans Ohr schmeichelte. „Ich habe mir gleich gedacht, daß Sie ein Fremder sein müßten," sagte sie, „und nicht wahr? Sie sind der Inglese, der so ein großer Doktor ist? Nun, bei uns giebt es nichts zu kurieren; wir Beide, Tobia und ich, sind Gottlob immer frisch und gesund und brauchen keine Pillen oder Mixturen. Aber es freut mich doch, daß Sie sich einmal hierher verirrt haben und man Sie auch zu sehen bekommt, denn wir gehn so selten in die Stadt hinunter, haben da garnichts zu thun, sind soviel lieber hier oben in der guten Luft und allein miteinander — Schade nur, daß der Tobia gerade nicht daheim ist, der hätte sich auch so gefreut, Sie zu sehn. Er ist nach Orta hinüber, will ein Barriele Wein dort verkaufen. Aber Sie kommen bald einmal wieder zu uns herauf, nicht wahr?"

Es fiel mir kaum mehr auf, daß sie davon sprach, mich zu *sehen*, ihr schweres Siechtum schien ihr garnicht mehr zum Bewußtsein zu kommen. Ich wurde nicht müde, ihr zuzuhören. Aber während ich es that, betrachtete ich unermüdlich die Augen der jungen Frau, um mir klar darüber zu werden, ob sich meine ärztliche Kunst wohl erfolgreich an ihnen würde versuchen können. Ich wagte selbst kaum, von ihrer Blindheit zu ihr auch nur zu sprechen, aber doch mußte es geschehen, wenn ich allmählig zum Ziel gelangen wollte. „Ihr seid nicht blind geboren, nicht wahr?" fragte ich sie endlich.

Der Fuß, der das Rad des Spinnrockens in Bewegung setzte, stockte für ein paar Sekunden, aber ich hatte mich umsonst gefürchtet: kein schmerzlicher Zug war in dem schönen, stillen, friedvollen Antlitz erkennbar. Nur ehrliches Erstaunen klang aus ihrer Frage auf, während das Rädchen schon wieder summte: „Haben Sie es denn gleich gemerkt?"

„Ich bin ja ein Arzt," sagte ich. „Andre würden es nicht wahrnehmen können. Und Sie sind noch nicht lange blind, nicht wahr?"

„O doch, — ich glaube: es werden zwölf Jahre sein."

„Zwölf Jahre! Sie waren ein Kind damals —"

„Freilich. Und ich bin durch einen Blitzstrahl erblindet, der dicht neben mir einschlug. Es war die schrecklichste Nacht meines ganzen Lebens, und ich rede nicht gern davon. In derselben Nacht starb mein Vater, — mein armer, lieber Vater —"

Es legte sich bei ihren letzten Worten nun doch ein trauriger, ja sogar düsterer Zug über ihr Antlitz. Ich glaubte, selbst einen Ausdruck finsterer Entschlossenheit in ihren Mienen zu gewahren, der mir plötzlich dies schöne, friedsame Gesicht wunderlich entstellte. So setzte ich nach einer Weile das Gespräch nur mit der Frage fort: „Haben Sie niemals daran gedacht, daß eine Heilung für Ihre Augen möglich sein könne?"

Sie schüttelte jetzt wieder mit einem rührend-harmlosen Lächeln den Kopf. „Wie sollte ich wohl?"

„Es giebt doch berühmte Augenärzte an der Universität zu Catania."

„Aber wenn man ganz blind ist —"

„Auch die ganz Blinden können manchmal wieder sehend werden. Wußten Sie das nicht?"

„Nein," erwiderte sie mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens, „es klingt ja auch wie ein Wunder. Übrigens hätten wir auch gewiß kein Geld dafür gehabt, wir sind arm und spielen nicht einmal im Lotto —"

„Von den Armen verlangt ein rechter Arzt keinen Soldo für seine Kuren. Und wenn Ihre Augen wirklich zu denen gehörten, die noch zu retten sind — zu spät wäre es noch immer nicht. – Möchten Sie denn Ihr Augenlicht gern wieder haben, Sora Angiolina?"

Sie hatte bei meiner letzten Frage die großen, erloschenen, schwarzen Augensterne wieder gerade auf mein Gesicht gerichtet, und auf den ihrigen malten sich hintereinander Zweifel, Schreck, Freude und Betrübnis. Dann mußten die ihr aufsteigenden Bedenken doch wohl die Oberhand gewinnen, denn sie schüttelte leise den Kopf und kreuzte die Arme über der Brust. „Ich weiß nicht," sagte sie sinnend, „ich kann mir das garnicht mehr denken. Manchmal fällt es mir freilich wieder ein, wie schön es war, als ich noch alles sehen konnte: die Berge, das Meer, den Himmel und die Sonne. Und dann ist es mir auch, als sähe ich es wirklich wieder. Aber dann die Menschen — wenn ich die Menschen auch wieder sehen würde und ich sähe dann ihn, — ihn — es wäre entsetzlich, Herr. Denn wenn ich ihn sähe, nur ein einziges Mal, würde ich ihn wiedererkennen, obgleich ich ihn nicht länger als eine halbe Minute gesehen habe in meinem ganzen Leben — den Anblick hab' ich nicht vergessen. In zwölf Jahren meiner Blindheit hab' ich ihn bei mir bewahrt, Herr, und weil ich all' die Zeit hindurch nichts andres gesehn habe, ist er so lebendig in mir geblieben, als hätt' ich ihn gestern gehabt. Diese Augen, Herr, diese furchtbaren, großen, braunen Augen! Nein, nein, ich möchte sie nie wiedersehn" — sie schüttelte sich, wie von Grauen angepackt — „denn dann müßte ja etwas Furchtbares geschehn. Er müßte sterben. Tobia müßte ihn niederschießen oder ich selber; leben dürfte er nicht länger — zwölf Jahre hat er ja schon gelebt, sorglos und sicher, — bloß weil ich blind bin!"

Es brach plötzlich etwas wie verhaltener, ohnmächtiger Groll aus ihren letzten Worten, und ihre Mienen waren finster zusammengezogen. Ich verstand kein Wort von allem, was sie gesagt hatte, aber ich war betroffen über die kaum bezähmte Wildheit, die unter dem milden, rührenden Frieden im Wesen dieser Frau verborgen lag und die mir nun doch wieder verriet, daß ich es mit einer Sizilianerin zu thun hatte. In der Absicht, ihre Gedanken von dem Schreckensvollen, das plötzlich vor ihr aufgestiegen war, abzulenken, sagte ich: „Sie würden dann auch Ihren Gatten sehen, Sora Angiolina."

Da flog ein Lächeln über ihre Züge, die sich gleichsam darunter zu glätten schienen, und sie nickte ein paarmal glückselig vor sich hin. „Ja, ja," flüsterte sie, allmählig ganz verklärten Antlitzes, „das wäre schön, das wäre herrlich. Denken Sie doch nur: ich habe ihn ja noch nie gesehn im Leben. Und wie schön er sein muß! Ich fühle es ja immer nur, wie schön er ist. Wenn ich ihm nun ins Gesicht, — in die Augen blicken könnte, — nur ein einziges Mal — großer Gott im Himmel!" Sie schlug sich die Hände vors Gesicht; es erschütterte sie mächtig, nur daran zu denken. Dann fragte sie plötzlich, während ihr ein verschämtes Lächeln über die Lippen glitt und ihre Finger an den Enden ihrer Schürze zupften: „Finden Sie eigentlich, daß — daß ich schön bin, Herr?"

„Ganz gewiß finde ich das," versetzte ich erstaunt.

Das befriedigte sie sichtlich. „Ich frage das nicht aus Eitelkeit oder Gefallsucht, Herr," sagte sie mit treuherziger Ehrlichkeit, „wirklich nicht. Ich möchte ja keinem Menschen in der Welt sonst weiter gefallen als meinem Tobia. Aber der muß mich auch schön finden, wenn ich nicht furchtbar traurig sein soll. Was hat er denn an einer blinden Frau, wenn sie nicht einmal schön ist? Und ich mußte nun eben daran denken, wenn ich wieder sehen könnte und sähe mich dann im Spiegel und käme zu der Überzeugung, daß ich garnicht schön bin und es nie gewesen bin, — wie schrecklich das sein müßte, und daß es besser wäre, das nie zu erfahren. Also Sie können mich versichern, daß ich schön bin?"

„Darüber können Sie ganz ruhig sein, Sora Angiolina."

Sie blieb wieder eine Weile in Nachdenken versunken, die Hände im Schoß gefaltet. „Ich kann mich immer noch garnicht dahineindenken," sagte sie kopfschüttelnd vor sich hin. „Vielleicht wäre es sogar eine Sünde. Und gefährlich wär's auch. Denn wir sind ja so glücklich, wie Menschen nur sein können. Schöner kann es ja nicht werden. Glauben Sie denn wirklich,

daß ich wieder sehend werden könnte, Herr? Wirklich?"

„Ich möchte es nicht mit voller Bestimmtheit versprechen," entgegnete ich, „aber ich glaube es."

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich muß es mir überlegen, Herr. Es hat mich alles so übermannt. — Und dann muß ich es doch vor allen mit Tobia besprechen."

„Freilich," sagte ich. „Und in den nächsten Tagen komm' ich wieder und hole mir Ihren Bescheid."

„Sie haben schon blinde Augen wieder sehend gemacht?" fragte sie.

Das bejahte ich mit stolzem Selbstbewußtsein. Darauf ließ sie den Kopf wieder auf die Brust sinken und saß in stilles Sinnen verloren da. Endlich reichte sie mir ihre Hand hin. „Sie sind so gut. Aber ich kann es nicht anders sagen: es graut mir doch davor — trotz alledem. Man sieht soviel Häßliches und Schlechtes in der Welt, fürcht' ich. Wenn man blind ist, bleibt man ein viel besserer Mensch. Wenn ich denke, was ich früher alles habe sehen müssen, und wie das traurig und schrecklich war, und wie friedlich mein Leben dann geworden ist, seit ich blind wurde — glücklicher hätt' ich ja mit sehenden Augen niemals werden können —"

Sie versank ganz in Nachdenken und murmelte die letzten Worte nur noch vor sich hin. „Ich will Sie nicht drängen," sagte ich, von ihrem inneren Kampf erschüttert. „Für heute haben Sie Dank und leben Sie wohl! Auf Wiedersehn!"

So ging ich von ihr und stieg in die Stadt hinab.

Das Schicksal der schönen, blinden, jungen Frau beschäftigte mich begreiflicherweise aufs lebhafteste. Ich fragte meinen Wirt nach Sora Angiolina und nach dem, was er etwa über dunkle Ereignisse ihrer Kindheit wisse.

Padre Martino kraute sich in seinem weißgrauen Borstenhaar und erwiderte brummig: „Ja, das waren üble Geschichten damals. Den Vater haben sie tot gestochen oder geschossen, und das Kind ist in derselben Nacht erblindet. Der Mörder ist niemals entdeckt worden. Denn kein Mensch war bei der Schreckensthat zugegen gewesen als der alte Checco, der keinen Laut mehr von sich geben konnte und die halbwüchsige Dirne, die den Mörder nur eine halbe Minute lang gesehn hatte und dann vom Blitz geblendet worden war. Sie wußte nach ihrer Erblindung zur Kennzeichnung des Mörders weiter nichts anzugeben, als daß es ein junger, schlanker Bursche gewesen sei mit zwei furchtbaren, großen, braunen Augen. Da sollte einmal Einer suchen! Auf wen sollte man den Verdacht lenken? Der alte Checco war drüben in Orta zu Hause und lebte recht und schlecht, wie andre auch und hatte nach der Meinung der Leute gar keine Feinde. So ist man denn schließlich auf den Gedanken gekommen, er werde wohl einem Irrtum allein seinen Tod zu verdanken haben. Denn es war damals recht eine Nacht für die Schmuggler, die ja immer noch da droben auf den Felsstegen ihr Wesen treiben, und Checco hatte sich bei einem Sonntagsbesuche oben in Vela, wo er bei seiner Schwester mit dem Kinde gewesen war, verspätet und war erst mitten in der Nacht und zwar auf dem Schmugglerpfade, weil er der kürzeste war, auf den Weg nach Orta gekommen. Da mögen ihn denn wohl ein paar Contrabandieri, die sich überrascht sahen und einen Zollwächter in ihm vermuteten, kurzer Hand niedergeschossen haben, ehe er ihnen noch zurufen konnte, er sei der Checco Strazzeri von Orta und kein andrer. Der Mörder wird wohl erst am jüngsten Tage erkannt und bestraft werden."

„Hat der Mörder sich auch nicht im Beichtstuhl genannt?" fragte ich.

„Mir nicht," versetzte der Priester, „und ich glaube auch nicht, daß es anderswo geschehen ist, denn meine Amtsbrüder alle würden ihm gleicherart ins Gewissen geredet haben, sich der irdischen Gerechtigkeit zu stellen. Dagegen ist nichts zu machen." Er seufzte ein Weniges. „Der Angiolina, mit der Jeder Erbarmen hatte, ist es dann merkwürdig gut geworden, so gut, wie es keiner hätte erwarten können. Der Tobia ist ein vortrefflicher Bursch und sie sind Beide die glücklichsten Leutchen in meiner ganzen Gemeinde. Das hat Gott wahrlich zum Besten gekehrt."

„Es ist aber doch seltsam," fiel ich ein, „daß man niemals daran gedacht hat, das erblindete Kind wieder sehend zu machen, Padre."

Der Priester zuckte die Achseln. „Was wollen Sie? Wir sind arme Leute, Herr, wissen nichts vom Arzt und nehmen hin, was Gott schickt. Wer weiß denn auch, ob die Angiolina je so glücklich geworden wäre mit zwei gesunden, sehenden Augen. Der Tobia war von Hause aus ein wilder, jähzorniger und heißblütiger Mensch, der vielleicht gar zu einer Plage für die Gegend

herangewachsen wäre, hätte er das blinde Mädchen nicht liebgewonnen und wäre von ihr allmählig und unmerklich gezähmt worden, so daß er zuletzt zu einem so sanften, stillen und tüchtigen Menschen wurde, wie man ihn sich irgend nur wünschen kann. Sie sehen, Herr: unser himmlischer Vater wußte schon, warum er es that."

Da ich einsah, daß ich den Priester schwerlich würde zu einer andren Anschauung bekehren können, gab ich die Unterredung mit ihm auf und horchte am nächsten Tage nur hier und dort in der Stadt umher, wie man unter den Leuten über das glückliche, junge Paar da draußen eigentlich dachte. Die Beiden wurden allgemein als glückliche Menschen angesehn. Und Angiolina's Blindheit, — du lieber Gott! Wer hatte denn nicht sein Gebreste hier zu Lande, der Eine dies, der Andre jenes? Und wenn man sein Unglück so trug, wie die Angiolina und so dafür entschädigt wurde, wie sie, hatte man wahrlich kein Mitleid nötig. Ich hätte durch solche Reden vollkommen an der Heilsamkeit meines Vorsatzes irre werden können, hätte ich mich nicht des rührenden Glanzes erinnert, der bei der von mir angedeuteten Möglichkeit einer Heilung über das schöne Antlitz der Blinden sich ausgebreitet hatte.

Bei meinem Heimgange in das Pfarrhaus begegnete ich auf der Gasse einem großgewachsenen und schönen, jungen Manne, den ich bisher in Castiglione noch nicht gesehn hatte. Er wäre mir schon deshalb aufgefallen, weil er ein paar Augen im Kopfe trug, wie man deren nicht eben häufig zu sehen bekommt. Diese großen, leuchtenden Augensterne hatten etwas von einem phosphoreszierenden Glanz, und ich hatte sofort den Gedanken, sie müßten auch in der Dunkelheit sehen können und würden wahrscheinlich dann glimmern wie die der Katzen, obwohl von Falschheit oder Hinterlist in ihnen nichts zu lesen war. Seltsam aber war es mir, daß der Mann mich mit haßerfülltem Blick betrachtete, er machte sogar Miene, auf mich loszukommen; als ich jedoch stehen blieb, um ihn zu erwarten, besann er sich wieder eines anderen und wandte sich rasch um, um in einem der dunklen Thorgänge zu verschwinden.

Diese seltsame Begegnung war mir schon fast wieder aus dem Gedächtnisse geschwunden, als ich mich an einem der folgenden Tage auf den Weg zu der Vigne machte.

Als ich mich dem einsamen, kleinen Hause näherte, gewahrte ich zu meinem Erstaunen dort den schönen, jungen Mann mit den glänzenden Augen vor der Thür sitzen, dem ich neulich begegnet war, und ihm auf dem Schoße, von seinen Armen umfaßt, saß Angiolina und spielte mit ihren braunen Händen in seinem lockigen, kurzen, schwarzen Vollbart, der ihm weich um Kinn und Wangen krauste, während ein glückseliges, zärtliches, verliebtes Lächeln auf ihren Zügen lag. Das also war Tobia gewesen, ihr Gatte!

Als er mich bemerkte, runzelte er sichtlich unmutig die Brauen, raunte dann seiner Frau ein paar Worte zu, worauf diese von seinen Knieen herabsprang und ins Haus eilte und kam mir alsbald, sich ein wenig in die Brust werfend, entgegen. Auch jetzt hatte sein Blick etwas Feindseliges.

„Sie sind der fremde Arzt," sagte er nach der ersten kühlen Begrüßung, „der den Blinden ihr Augenlicht und den Stummen ihre Sprache zurückgiebt. Das ist gewiß ein sehr verdienstvoller Beruf, Herr. Aber was meine Frau betrifft, die will so blind bleiben, wie Gott sie gemacht hat. Hören Sie wohl: sie will nicht sehend werden. Und das sag' ich Ihnen an ihrer Statt, weil es ihr selber schwer wird, es Ihnen abzuschlagen, denn sie meint, Sie seien so ein gutherziger und hilfbereiter Mensch. Sie ist in ihrer Blindheit eben glücklich und zufrieden und will nichts andres auf der Welt. Und damit sag' ich: schön Dank und Gott lohne Ihnen Ihren guten Willen, Herr!"

Jetzt begriff ich, woher die feindselige Gesinnung des Mannes da vor mir stammte. Er fürchtete offenbar, daß ich seiner Frau ein Leid anthun könne; vielleicht war sogar durch die Hoffnung, die ich in ihr geweckt, ein erster Mißklang in die seitherige Harmonie ihres Zusammenlebens gekommen, sie waren zum erstenmale verschiedener Meinung gewesen, und es bangte ihnen davor, daß durch mich und mein Vorhaben dies Glück, das im Munde ihrer Landsleute schon beinahe sprichwörtlich geworden war, weiter Schiffbruch erleiden könne. Ich verstand das alles, aber es berührte mich um deswillen doch ebenso bitter.

„Es thut mir leid, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben," sagte ich, „und ich kann nicht begreifen, wie Sie auch nur schwanken können, Ihrer Frau das Augenlicht wiedergeben zu lassen. Aber ich bin nicht berufen, Ihnen

dieserhalb ins Gewissen zu reden. Ich habe mit meinem Anerbieten eine natürliche Menschenpflicht erfüllt, – das war alles. Leben Sie wohl!"

Es klang wahrscheinlich viel Empfindlichkeit aus meinen Worten und die gutmütige Saite im Inneren Tobia's, die ihm so wenig wie irgend einem Sizilianer fehlen konnte, wurde dadurch angeschlagen. Denn als ich mich zum Gehen wandte, legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte in verändertem Ton: „Sie sollten uns nicht gram sein, Herr. Wir sind nun einmal glücklich so wie wir sind. Und die Angiolina — eigentlich wir alle Beide würden uns herzlich freuen, wenn Sie manchmal zu uns kämen. Nur das Eine müssen sie mir versprechen, um unserer aller Ruhe willen: von der Operation darf nie — hören Sie: nie! — mehr die Rede sein — sonst könnt' es einmal ein Unglück geben —"

Die letzten Worte sprach er in einem eigentümlichen, dumpfgrollenden Ton, sah mich aber dabei bittenden Blicks aus seinen seltsamen, glanzschimmernden Augen an und that so besorgt, mich wieder freundlich zu stimmen und zur Einkehr in seinem Hause zu bewegen, daß ich zuletzt dem wunderlichen Menschen wirklich nicht mehr grollen konnte und mich bestimmen ließ, eine kleine Weile bei den Beiden zu rasten.

Angiolina, die auf den Ruf ihres Mannes erschien und mich begrüßte, auch Wein herzutrug, den er eilfertig einschenkte, erschien mir trotz der milden Freundlichkeit, mit der sie mir wieder entgegenkam, befangen, auch wollte es mir vorkommen, als ob ein Ausdruck von wehmütiger Entsagung in ihren Zügen zu lesen sei. Sie sprach heute auch sehr wenig, während Tobia eine wahrhaft krampfartige Beredsamkeit und Lustigkeit an den Tag legte. Er schwatzte unaufhörlich von tausend Dingen, trank mir dazwischen zu, und war so munter und aufgeräumt, als sei dies heute der festlichste Tag seines ganzen Lebens. Und Angiolina lächelte nur immer freundlich zu ihm herüber, ohne, glaube ich, eigentlich bei der Sache zu sein.

Zuletzt wurde der gute Tobia unter fortdauerndem Trinken, Lachen und Schwatzen so aufgeregt, daß ich besorgen mußte, er werde sich einen Rausch verschaffen und aufbrach, ohne mit Angiolina noch ein Wort geredet zu haben. Tobia schüttelte mir mit einem Überschwang von Freundschaftsversicherungen beide Hände zum Abschied, während seine Augen jetzt wie in einem Meer von Seligkeit schwammen. Mein Abschied von Angiolina war um vieles kürzer. Sie drückte mir die Hand und wandte mir ihr Antlitz mit dem gerade durch ihre Blindheit doppelt rührenden und ergreifenden Ausdruck milder Herzlichkeit zu, um mir, da ich mich wortlos entfernen wollte, zuzuraunen: „Kommen Sie wieder, Herr, ja? Kommen Sie wieder!"

„Das will ich," gab ich zur Antwort „und gern. Leben Sie wohl!"

Als ich ging, scholl mir das Lachen und Singen des trunkenen Tobia noch eine geraume Weile nach. Mir aber war nachdenklich zu Sinne geworden, und ich konnte mich der Annahme nicht mehr verschließen, die Entscheidung sei nicht von Angiolina selber ausgegangen. Woher aber diese Abneigung seinerseits und diese auffallende, festliche Freudigkeit darüber, daß sein Wille durchgedrungen? Was fürchtet er, wenn Angiolina sich anders entschieden hätte? War das alles wirklich nur der Ausfluß jener unbestimmten Angst vor etwas Neuem und Unbekanntem?!

Ich hatte keine mir genügende Antwort auf alle diese Fragen, aber ich war fest entschlossen, sie mir bei Angiolina selber zu holen. Sie wissen ja wohl, in welchen heiligen Zorn und in welchen Feuereifer ein Jünger unserer Wissenschaft gerät, wenn er fest durchdrungen davon ist, Hilfe und Rettung bringen zu können, um sich dann durch blinden Unverstand und verbrecherischen Eigensinn daran gehindert zu sehn. Was ich vorher nur bedauert hatte, sowohl um Angiolina's wie um meinetwillen, das erschien mir jetzt als eine Sünde, die ich um keinen Preis so ohne weiteres zu dulden gesonnen war.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Woran dein Herz im stillen hängt,
Laß es nur Niemand hören:
Du sprichst es aus, und alles drängt
Dein Glück dir zu zerstören.

Otto Roquette.

*

Wenn neues Lied nicht flugs entsprüht,
Laß die grübelnden Sorgen;
Getreulich heg' es im Gemüt,
Und über Nacht,
Eh' du's gedacht,
Ist es erstarkt, erwacht, erblüht
Und grüßt den jungen Morgen.

Ludwig Fulda.

Die Heimat.

Verdunkelt hatt' ich mein Gemach,
Weil meine Seele dunkel war,
Und weil sie mir gebietend sprach:
Ich will zur Nacht, die mich gebar.

Und sieh, da drang durch einen Riß
Ein Strahl ihr doch zur Dunkelheit;
Der sprach: O weißt du so gewiß
Um deine Heimat denn Bescheid?

Franz Herold.

Bischof Thilo's Ring.

Sie führten den Sünder zum Richtaltar,
Gefolgt von der Menge wogender Schar,
Dumpf tönt der ehernen Glocke Klang,
Und ernst des Chores Grabgesang:
„Du hast gestohlen des Bischofs Ring,
Das mußt mit dem Tode Du büßen."

Dort unter der Linde halten sie an,
Sie führen den Greis das Gerüst hinan.
Still kniet er nieder, er betet zu Gott.
Da blitzt das Beil! — — Blut färbt das Schaffot.
Du hast gestohlen des Bischofs Ring,
Mit dem Tode mußtest du's büßen.

Da heult der Sturm durch des Baumes Geäst,
Er wirft herab ein Rabennest;
Darinnen glänzt es wie Gold so klar:
Des Bischofs Ring gefunden war.
Weh' stolzer Bischof, was hast du gethan!
Das wirst vor dem Höchsten du büßen!

F. Langbein.

In der Dämmerung.

Birgst du in deiner Seele Grunde
Ein nagendes, ein stummes Leiden,
So hüte wohl dich vor der Stunde,
Wo von der Welt der Tag will scheiden!
Der Menschen Nähe mußt du tragen,
Und Andrer Freud' und Andrer Leid,
Mit starkem Willen dir versagen
Das süße Gift der Einsamkeit —
Will auch dein Gram nie wirklich feiern,
Mag etwas, das dem Frieden gleicht,
Die dumpfe Qual in dir umschleiern,
Genug, wenn sie für Stunden schweigt!

Doch weh dir, läßt du dich verleiten,
Einmal im Dämmer auszuruhn,
Und, wie die Glücklichen es thun,
Zu schweifen in vergangne Zeiten!
Der Traum, den du nicht träumen solltest,
Vernichten und zerstören wolltest,
Regt sich — dem Steine gleich, der lange
Gebettet lag am Felsenhange,
Bis achtlos eines Fußes Stoß
Ihn trifft — nun rüttelt er sich los
Und rollt zur Tiefe, wie getragen
Vom Sturmeswehn, in wildem Jagen
Abwärts von Fels zu Felsenspitzen,
Und jedes Blümchen, das aus Ritzen
Sein Leben drängt, reißt er hinab
Mit sich in der Vernichtung Grab!

A. Godin.

Nach dem Regen.

Regen hing an Blättern noch und Garben,
Als die Sonne stand in Mittagshöhn.
„Perlen, die ihr spielt in allen Farben,"
Frug ich, „warum funkelt ihr so schön?"

„Weil wir holden Blumen zugeflogen,"
Sprachen Einige, „nicht dem trüben Kot."
„Weil wir gestern noch dahingezogen,"
Riefen Andre stolz, „als Abendrot."

„Weil der Iris wir zu nahe kamen,"
Klang es leis am fernen Horizont
Und zu Füßen mir: „Ich war der Rahmen,
Den du Hof nennst, um den Silbermond."

Eine glänzte matt, schon fast verglommen,
Eine glänzte hell, noch im Entstehn;
Diese sprach: „Weil wir vom Himmel kommen,"
Jene sprach: „Weil wir zum Himmel gehn."

Rudolf Knauffert.

Dichterlohn.

Schick' sie aus, der Seele Strahlen,
Ob sie zünden, frage nicht.
Trafst du's, lohnt dich hundert Male
Stillverklärt ein Angesicht.

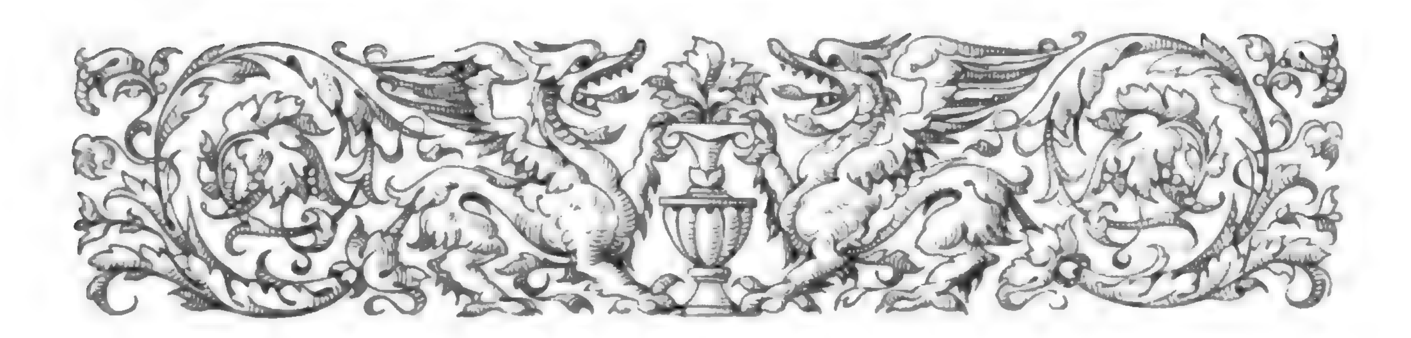
Gustav Pückert.

Wert des Lebens.

Ihr habt nach langem Denken, Grübeln
Unwiderleglich festgestellt,
Wir seien nur umringt von Übeln,
Und wertlos diese ganze Welt.

Doch wenn auch manche schlimme Gaben
Der Weltenschöpfer uns beschert:
Nur einmal recht geliebt zu haben,
Das ist allein des Lebens wert.

Wilhelm Kunze.



Meister Kunbert.

Von Karl Gottfried Ritter von Leitner.*)

In der uralten, freien Reichsstadt *burg hatte man vor Kurzem -- eigentlich schon vor ein paar hundert Jahren — ein neues, ganz kleines Gänglein rings um den alten gotischen Stadtturm angebracht, kaum so groß, daß eine mäßige Ohreneule oder ein junger Geier, deren es daselbst ganze Gehege soll gegeben haben, darauf bequem hätte lustwandeln können. Die ehrsamen Bürger wußten sich daher nicht zu erklären, zu welchem Zwecke die Herstellung dieses zierlichen, neuen Zubaues von dem Herrn Bürgermeister und dem wohlweisen Stadtrate war anbefohlen worden. Für einen Turm- und Feuerwart schien dieser Rundsteig allerdings zu schwach und zu enge, sogar wenn er ein Nachkomme der bekannten Nibelungenzwerge gewesen wäre. Daher sah man denn ganze Scharen von Neugierigen auf dem Marktplatze stehen, mit offenem Munde den Turm hinangaffen und, von der Sonne geblendet, tausenderlei komische Gesichter schneiden. Fast alle schüttelten am Ende den Kopf, zuckten die Achseln und trösteten sich im Weitergehen mit dem Gedanken, der hochpreisliche Magistrat habe ja schon Mancherlei angeordnet, wobei die ganze Stadt, ihn selbst mit eingeschlossen, nicht recht wußte, wozu und warum? — Dieses Mal that man ihm aber Unrecht. Sehen Sie nur, dort steht die dürre, hochbeinige Gestalt seines Oberhauptes hinter dem hohen Spitzenbogenfenster der großen Ratsstube. Der dort ist es mit dem hellroten Rocke und der schwarzsammtenen Klappenweste, der sein schmales, pockennarbiges Gesicht eben wieder zurückzieht. Er hat heute die gerichtsämtliche Aufgabe, zwei Hexen, die mit dem Satan einen Frühlingsausflug auf den Blocksberg unternommen haben sollen und einen alten Bauersmann, der mehrere Male Nachts mit einem unheimlichen Lichtlein, angeblich um Raupennester auszubrennen, auf seinem Kirschbaume hockend, ertappt worden, zu examinieren, zu torquieren und, will's Gott! — zu kondemnieren. Nichtsdestoweniger schleicht er sich doch jederzeit, so oft bei den leugnenden Malefikanten die Daumschraube angewendet wird und mittlerweile für ihn eine kurze Pause der Erholung eintritt, an das stattliche Erkerfenster der Amtsstube, ergötzt sich an der Neugierde und der Gedankenverwirrung seiner Gemeinde und lächelt selbstgefällig in die steife Brustkrause hinein, die er sich dabei stolz zurecht rüttelt. Denn außer ihm und seinen zur Verschwiegenheit beeideten Räten weiß nur ein einziges menschliches Wesen, wozu das bewußte Turmgänglein, welches so viele Köpfe schwindeln macht und so viele Hälse verrenkt, eigentlich vorhanden sei. Dieses einzige menschliche Wesen ist niemand anderer als Meister Kunbert in der Brückengasse Nr. 132 zu ebener Erde. Die Leute wissen nicht recht, was sie aus diesem sonderbaren Menschen machen sollen. Sein kleines Erdgeschoß ist mit allerlei wunderlichem Holz-

*) Wenn wir, von dem streng gewahrten Prinzip dieser Zeitschrift, nur völlig Ungedrucktes zu bringen, abgehend, dieser 1826 geschriebenen, aber erst 1880 in Leitner's „Novellen und Gedichten" (Wien, Hartleben) veröffentlichten Skizze Raum geben, so geschieht es aus mehreren schwerwiegenden Gründen. Zunächst entsprechen wir damit einem Wunsche, den uns der greise Dichter in seinem letzten Schreiben, fast unmittelbar vor seinem Tode, herzlich und dringend ausgesprochen. Auch haben wir bereits jetzt, fast unmittelbar nach Ausgabe des Leitner-Heftes, mehrere Zuschriften aus unserem Leserkreise erhalten, welche, durch Prof. A E. Schönbach's warme Empfehlung dieser Skizze angeregt, den gleichen Wunsch ausgesprochen. Endlich aber hat das treffliche Buch leider bisher so geringe Verbreitung gefunden, daß wir kaum zu befürchten brauchen, auch nur einem geringen Bruchteil unserer Leser bereits Bekanntes zu bieten. D. Red.

und Eisengeräte vollgeräumt und dazwischen sitzt er oft tagelang einsam, zirkelt, feilt und schabt, rechnet und studiert, schmilzt, hämmert und raspelt. Einige *burger meinten, er sei ein Mechanikus und wolle einen Wagen mit fünf Rädern erfinden, andere aber, worunter viele sehr verständige Höferweiber, hielten dafür, er verstehe geheime schwarze Künste, wasmaßen mehrere Bauernkerle, welche bei ihm ihre Holzuhren ausbessern lassen wollten, an seiner Thür mit unsichtbaren Maulschellen überrascht worden waren. In Wahrheit war er aber nur ein ganz still und für sich lebender, ältlicher Mann. Ehemals ein geschickter Uhrmacher, nährte er sich eigentlich auch jetzt noch durch diese Kunst, brütete aber gern über allerlei seltsamen mechanischen Erfindungen, und wenn er gerade bei der Ausführung einer solchen Lieblingsidee war, so ließ er sich nicht gerne stören und scheuchte die Leute durch manchen kleinen Schabernack von seiner Schwelle, wenn er gleich dafür einige Tage hungern mußte. Gerade jetzt ist er wieder in seinem stillen, künstlerischen Eifer. Welch' ein hübsches niederländisches Bild giebt es nicht, wenn man so durch das ziemlich breite Rundbogenfenster in seine ärmliche Erdgeschoßstube guckt. Der ernste, alte Mann, mit der absonderlichen Pelzmütze auf dem grauen Kopfe, sitzt behaglich im hohen, halbverrissenen Ohrenstuhle und betrachtet durch das Vergrößerungsglas, das eine Auge zublinzelnd, eben aufmerksam die feine, blaue Stahlfeder, an welcher er kurz vorher gearbeitet hatte. Dabei schreitet auf seinem Arbeitstische mitten unter den feinen Feilen, Zänglein und Hämmern ein alter Haushahn ganz zutraulich umher und schüttelt von Zeit zu Zeit das metallisch bunt schillernde Gefieder und die hohen, krummen Steißfedern. Der alte Meister selbst aber lächelt so wohlgefällig vor sich hin, als freue er sich heimlich, daß er diesmal auch wisse, was Bürgermeister und Rat wissen und noch ein gutes Stück mehr.

Endlich war der Tag erschienen, an welchem alles an die Sonne kommen sollte, was so geheimnisvoll gesponnen worden war. Der große Marktplatz stand voll gaffender, drängender und lärmender Leute, welche alle das neue Wunder auf dem Ringgänglein des Turmes sehen wollten. Nun trat der Herr Bürgermeister, umgeben von sämtlichen Ratsverwandten, im ämtlichen Prunkkleide mit Haarbeutel und Degen auf die Steinaltane des altergrauen Rathauses hervor, und darunter lief gleichzeitig Meister Kunbert, in der Rechten ein kleines Bündel tragend, rasch zum Thore heraus, schob sich damit behutsam durch die Menschenmenge und eilte dann hastig zum Thore des gegenüberstehenden Münsters hinein. Der Herr Bürgermeister setzte bald darauf ein ellenlanges Fernrohr an das mit Borsten überwölbte Auge und suchte mit dem dergestalt verlängerten Sehnerve die Höhe des Uhrturmes zu erreichen.

Ganz *burg war in gespannter Erwartung der Dinge, die nun kommen sollten. —

Da schritt auf das geheimnisvolle Turmgänglein ein schmucker Haushahn hervor, schwenkte zuerst den rotlappigen Schnabel, dann den hoch befiederten Steiß und krähte einigemal recht stolz und hell in das Blaue hinein. Alsobald lachte auch die ganze Volksmasse laut über den schnakischen Zufall, daß der Gockelhahn des Stadttürmers sich eben jetzt heraus verirrt und vor der ganzen Stadtgemeinde so wacker produziert habe. Der Herr Bürgermeister ließ vor Freude seinen dreieckigen Klapphut fallen, hüpfte frohlockend mit den dünnen Spindelbeinen und klatschte mit den dürren Händen so gewaltig, daß ihm der Zopf wackelte, während er unmäßig: „Bravo, bravo!" schrie. — Des wunderten sich die versammelten Bewohner von* burg höchlichst; denn derselbe war sonst ein gar ernster und mürrischer Mann, in dessen Kalender nur gar selten der Sonnenschein guter Laune stand.

Nun kam der Hahn gravitätisch an die andere Turmecke geschritten und krähte dort wieder. Der Herr Bürgermeister trieb es jetzt noch ärger als zuvor, so daß der Herr Stadtchirurg wirklich schon nach seinen Lanzetten griff, besorgend, der hochweise Herr benötige wegen plötzlichen Blutdranges nach dem Gehirne eines schleunigen Aderlasses. Dieser aber reckte sich mit zornfunkelnden Augen über die Altane heraus, knirschte unvernehmlich in sich hinein: „Dummes Volk!" und schrie dann mit lauter, ganz überschnappender Stimme: „Das ist ja eben das Kunststück!" Darüber platzte erst alles in ein schallendes Gelächter aus, der Vorsteher des hohen Stadtrates aber brüllte ganz heiser: „O! ihr — ihr! geehrtes Publikum! der Hahn, welcher da oben spaziert und kräht, ist ja kein Hahn, sondern nur ein Automat, pures Eisen, Eisen, nichts als Eisen."

Da blieb allen der Mund offen stehen und die Augen glotzten zum Turme hinauf. Der Hahn krähte nun an der dritten Ecke zum drittenmale — Alles klatschte.

„Man zähle doch!“ rief jener voll Siegesfreude, „er kräht die Stunde.“ Indessen war das Wundertier an die vierte Ecke herübergeschritten, und alle Welt zählte nun sein Gekräh. „Richtig! der Herr sei bei uns! Wahrhaftig: neun Uhr!“ —

„Und das hat unser Meister Kunbert gemacht!“ proklamierte triumphierend der Herr Bürgermeister zum Schlusse und schritt erhobenen Hauptes von der Altane in die Ratstube zurück.

„Meister Kunbert?“ zischelten nun haufenweise die ehrlichen *bürger zu einander. „Meister Kunbert in der Brückengasse? — Ja, Nr. 132. — Ei was nicht noch! — Der, dessen Schwester die lange Margaret war? — Sein Vater war ja ein Käsekrämer. — Macht er nicht auch Mäusefallen und Fliegenklatschen? Ja? — Nein! — Woher muß er denn das haben? — Ich wüßte nicht! — Etwas steifbeinig schreitet der Hahn doch. — Er kräht etwas zu hell, zu grell. — Nein, zu heiser. — Freilich, freilich.“

Der ehrliche Meister aber hörte zum Glücke von all' dem ungewaschenen Zeuge kein Wörtchen. Er lag in dem alten, ehrwürdigen Dome demütig auf den Knieen und weinte vor Freude und Rührung darüber, daß der liebe Herrgott ihm sein Werk so glücklich vollbringen ließ. Und als er sich durch ein Hintergäßchen nach Hause geschlichen hatte, wie selbstzufrieden und unschuldigstolz warf er sich da in seinen schadhaften Lehnstuhl, schob die struppige Pelzmütze auf das linke Ohr und schaute behaglich lächelnd nach seinen lieben Wandbildern hin! Er sah sich nun auch schon leibhaftig daneben hangen, nämlich in effigie, neben Robert Grotest, dem Bischofe von Lincoln, und Roger Baco, welche schon im dreizehnten Jahrhunderte eherne Köpfe ohne Rümpfe verfertigten, die reden konnten und vernünftiger als manche mit Ober- und Unterleibern; oder neben Kaspar Schott und Athanasius Kircher, welche im fünfzehnten Jahrhunderte hölzerne Figuren machten, die auf das zierlichste zu walzen oder die Flöte zu spielen verstanden, so daß die eine nicht selten tanzte, wie die andere pfiff; kurz, die sich gerade so geberdeten, wie es wirkliche Menschen zu thun pflegen.

Und Meister Kunbert hatte sich in seiner stillen Hoffnung auf Ruhm und Ehre nicht getäuscht. Allmählig verbreitete sich der Ruf von dem krähenden eisernen Hahne rheinauf- und abwärts durch das ganze heilige römisch deutsche Reich, und viele fremde Reisende fanden sich nun zu *burg ein, um das unerhörte Kunstwerk mit eigenen Augen und Ohren zu würdigen, so zwar, daß Meister Kunbert es für nötig fand, seine geheime Maulschellen-Verteidigungsanstalt gänzlich einzustellen, absonderlich seit ein äußerst gelehrter Professor aus Bologna, welcher unsern Wundermann besuchen und eben mit ernstem, erwartungsvollem Gesichte in die Stube treten wollte, so höchst befremdlich war bewillkommt worden.

Auch der Amtsbote des hohen Magistrates mochte eines Tages einen ähnlichen Empfang besorgt haben; denn er trat nicht an die Thür, sondern nur an das bewußte Straßenfenster hin, pickte mit gekrümmtem Zeigefinger dort an und meldete mit einem höflichen Scharrfuße, der Herr Bürgermeister wünsche noch diese Stunde mit Meister Kunbert zu sprechen.

Meister Kunbert zog sofort seine Brille von der Nase, schüttelte die Feilspäne von der grünen Schürze, fuhr eilig in seinen Sonntagrock, vergaß statt seiner borstigen Mütze den Filzhut aufzusetzen und rannte — seine Hauspantoffeln noch an den Füßen — so schnell er konnte, auf das Rathaus.

Als er nun, sich mehrmal verneigend, bescheidenlich in die Amtsstube trat, blickte der Herr Bürgermeister behutsam um sich, winkte ihm darauf mit der schmalen, langfingrigen Hand huldvoll näher und erhob sich selbst, ganz eigen lächelnd, vom damastenen Ehrenstuhle. — „Werter Meister,“ begann er. „Euer Werk hat sich nun bedungener Weise durch drei Jahre vollkommen bewährt, und Ihr habt nun von rechtswegen Euern Lohn zu fordern. Er soll Euch auch werden und reichlich.“ Somit schüttete er einen Zwilchsack voll neuer Reichsthaler auf den steinernen Zahltisch aus: „Es sind zweihundert Stücke. Seid Ihr zufrieden?“

„Ei, wie sollt' ich nicht?“ rief überrascht der arme Meister und begann unter vielen ehrfurchtsvollen Bücklingen den blanken Silberschatz wieder in dem Säckel zu verbergen.

„Schaut die schönen, funkelnden Stücke lieber noch einmal an,“ sagte der Bürgermeister. Kunbert hielt inne, drehte ein lichtes Thalerstück, es wohlgefällig beäugelnd, nach beiden Seiten hin und her und wollte dann fortfahren, den Rest einzupacken. — „Habt Ihr sie denn schon genug betrachtet?“ fragte jener wieder mit einem schlauen, fast höhnischen Lächeln um die eingekniffenen Lippen. — Kunbert starrte ihn

mit unheimlichem Erbangen an. — „Nu, es ist nur, damit Ihr nicht vergeßt, wie Thaler aussehen. — Blickt auch dort zum Fenster ein wenig hinab und merkt Euch, wo der Münster mit Euerem Hahne, das Rathaus, die Börse und dieses und jenes Haus steht. Nu schaut nur, schaut! — So, Meisterchen! — und nun, Meister Freißhart! stecht ihm gleichwohl die Augen aus."

„Großer Gott!" rief der Künstler zusammenschreckend.

„Ihr seid ein großes und wunderbares Genie, Herr Kunbert. So ein Kunstwerk wie das Euere, dessen sich nun unsere Stadt als ihres Eigentums rühmen darf, besitzt keine einzige Stadt in der ganzen Christenheit."

„Und dennoch . . . ."

„Ja, eben deshalb. Glaubt Ihr denn, der hohe Rat unserer freien Reichsstadt hätte nicht erfahren, daß Ihr die landesverräterische Absicht habt, den Amsterdamern auch solch' einen Hahn, Kauz oder Uhu zu verfertigen? Das soll aber, weiß Gott, nicht geschehen! Man wird Euch übrigens schoppen und stopfen bis an Euer seliges Ende, was wollt Ihr also mehr? Vielen Tausenden von Euerem Schlage geschieht das nicht. Oder ist es Euch nicht recht? — Gut, so lass' ich Euch als einen Hexenmeister und Schwarzkünstler publice braten, als wäret Ihr eine Drossel."

„Um Gotteswillen!" jammerte der arme Meister, auf die Kniee niederstürzend, „nur nicht die Augen! Schlagt mir ein Bein ab, oder beide, oder reißt mir die Zunge aus, nur laßt mir die Augen, — Eines, nur Eines wenigstens. O Gott! Ihr raubt mir ja alles! Feld Wald und Wiese werden vor mir verschwinden, Hügel und Berge werden versinken, Sonne und Mond werden sich verfinstern, die Sterne werden vom Himmel fallen, ja, die ganze schöne weite Welt um mich her wird untergehen, aber ich lebe, lebe dann noch! O entsetzlicher Gedanke, furchtbare endlose Todesnacht ohne Tod!"

„Uebertreibt nur nicht so, Meisterchen!" beschwichtigte ihn wohlmeinend der Herr Stadtvorsteher. — „Ihr werdet noch immer manch' hübsches Glied behalten, zum Exempel: Eure Ohren. Ihr werdet täglich zu Eurem Stolze den eisernen Hahn krähen und Euern Ruhm verkünden hören!"

„Grausamer Mann! woran erinnert Ihr mich! meine Kunst — o Gott, o Gott!" — knirschte der Verzweifelnde, schüttelte das graue Haupt und ballte die Faust an die Stirn, während er wilden Blickes emporstarrte.

Der Herr Bürgermeister aber winkte mit den hohen Bogen seiner schwarzen Augenbrauen und die Henkersknechte rissen den todblassen Mann fort in ein finsteres Gemach, zwangen ihn auf ein kleines Stühlchen nieder und holten aus dem Winkel eine Pfanne mit glühenden Kohlen.

Doch blicken wir über diesen Gräuel hinweg und wieder in das stille Kämmerlein des Hauses Nr. 132 in der Brückengasse. Dort sitzt unser Meister nun wieder im alten, gewohnten Lehnstuhle, die blutige Binde um das greise Haupt geschlungen. Das letzte Bild, welches ihm von der Außenwelt noch vorschwebt, sind die zwei roten Feuerpunkte der glühenden Brenngabel und das gräßliche, grell beleuchtete Gesicht des Henkers. Sonst war alles tiefe Nacht um und in ihm. So saß er viele Wochen hindurch stumm und bleich. Seine Uhren begannen stehen zu bleiben, zuerst die vierundzwanzigstündigen, dann die Wochen- und endlich die Monat-Uhren, nur die große Jahres-Uhr pickte noch einsam fort. Wozu sollten ihm auch alle diese Zeitmesser, für ihn war ja nur noch eine einzige unendliche Nacht. Indessen strömten ihm tausend neue Ideen zu, die kühnsten und seltsamsten, welche seinen Namen unsterblich zu machen verhießen. Schon sah er im Geiste seine neuen Schöpfungen, selbst jubelnd und vom Volke umjubelt, vollendet vor sich, rasch langte er nach seinen Werkzeugen; doch er streckte die kunstfertige Hand nur in dichte Finsternis hinaus. Oft sprang er dann ergrimmt auf und rannte in seiner Stube von einer Wand zur anderen auf und nieder; oft sank er tief aufseufzend in den zerrissenen Armstuhl zurück und begann still zu weinen, daß der alten Nachbarsfrau, die ihn mitleidig ätzte und sonst pflegte, schier das Herz im Leibe brach.

„Können und doch wieder nicht können, daß ist ein furchtbarer, vernichtender Gedanke!" so stöhnte er manchmal vor sich hin.

„Aber, lieber Meister!" hätte ich ihm an der Stelle des alten Weibes geantwortet, „wo steht es denn geschrieben, daß Ihr gerade außerordentliche Erfindungen und geniale Kunstwerke machen sollt? — Windet Garn ab, schleißet Federn oder treibet andere dergleichen nützliche Beschäftigungen; thun es doch auch andere ehrliche Leute und sind dabei gesund und zufrieden. Und überdies, was schreit Ihr denn? Seid Ihr denn nicht ein seltener Prophet im Vaterlande? Hat man Euch

nicht aus bloßer Anerkennung Eures Talentes die Augen ausgebrannt? Was wollt Ihr denn noch mehr? — Hätte man Euch etwa auch noch die Hände abschlagen sollen, um Euren Ehrgeiz zufrieden zu stellen?"

Die *burger hörten wohl von dem Elende ihres Mitbürgers, auf den sie alle stolz waren, und Viele bemitleideten ihn heimlich; aber, weil sie den Herrn Bürgermeister fürchteten, mochte keiner mit dem blinden Narren etwas zu thun haben. Und so war die ganze Geschichte schon fast vergessen, als es auf einmal hieß, Meister Kunbert habe beim hochpreislichen Stadtmagistrate die Bitte eingelegt, an dem Turme auch einen eisernen Frosch anbringen zu dürfen, der durch sein Gequak jede Veränderung des Wetters anzeige. Das Wahre an der Sache aber war, daß er bei dem Herrn Bürgermeister bittweise anfragen ließ, ob es ihm nicht vergönnt wäre, der Stimme seines Hahnes wieder ein wenig nachzuhelfen, denn sie scheine ihm durch die Witterung etwas verrostet und rauh geworden zu sein. Jener erteilte hierzu sogleich mit Freuden seine Genehmigung; denn der Hahnenruf auf dem Turme hatte auch ihm schon seit geraumer Zeit höchst widerlich geklungen, ja, ihm ordentlich durch Mark und Bein geschnitten, so daß er schon mehrmals ernstlich willens gewesen war, den biblischen Schreihals wieder seines Türmeramtes zu entsetzen.

Meister Kunbert wurde also mit einer Sänfte abgeholt, in den Dom getragen und behutsam die enge Wendeltreppe des Turmes hinangeführt, so hoch und in so vielen Windungen, daß schier alle — den Blinden ausgenommen — vom Schwindel befallen wurden.

Als man diesem endlich die tastende Hand auf seinen eisernen Hahn gelegt hatte, zuckte ein ganz eigenes Lächeln der Rührung über sein Gesicht, welches aber gleich in einen tiefen, schmerzlichen Ernst überging.

Er holte nun ein gar feines, kleines Instrumentlein aus seiner Brust und fuhr damit dem geduldigen Automaten in den Schlund. Dann steckte er selbes wieder zu sich, legte den Zeigefinger an den Mund und blieb in schweigender Erwartung davor stehen.

Endlich begann es nebenan zu brausen und zu rasseln, das Uhrgewicht rollte ab und die Stunde schlug, daß der Turm erzitterte und die ganze Gesellschaft in ihm.

Nun harrten alle in lautloser Erstarrung auf den ersten Ruf des ausgebesserten Wundervogels. Es währte schon ziemlich lange, man ermahnte sich gegenseitig mit deutenden Fingern zum Stillschweigen und mit jeder Sekunde stieg die Spannung, da platzte endlich Meister Kunbert in ein helles gellendes Spottgelächter aus und schrie:

„Der kräh-he-he-he-he-he-äht Euch nimmermehr!"

Da fuhren alle voll Unwillen gegen ihn auf und überhäuften den Verstummenden mit wirren Fragen, Vorwürfen und Schmähungen. „Und wird der Hahn auch nicht mehr so schön herumspazieren?" fragte traurig das kleine Mädchen des Turmwächters. Meister Kunbert schüttelte den grauen Kopf, und er und das Kind begannen bitterlich zu weinen.

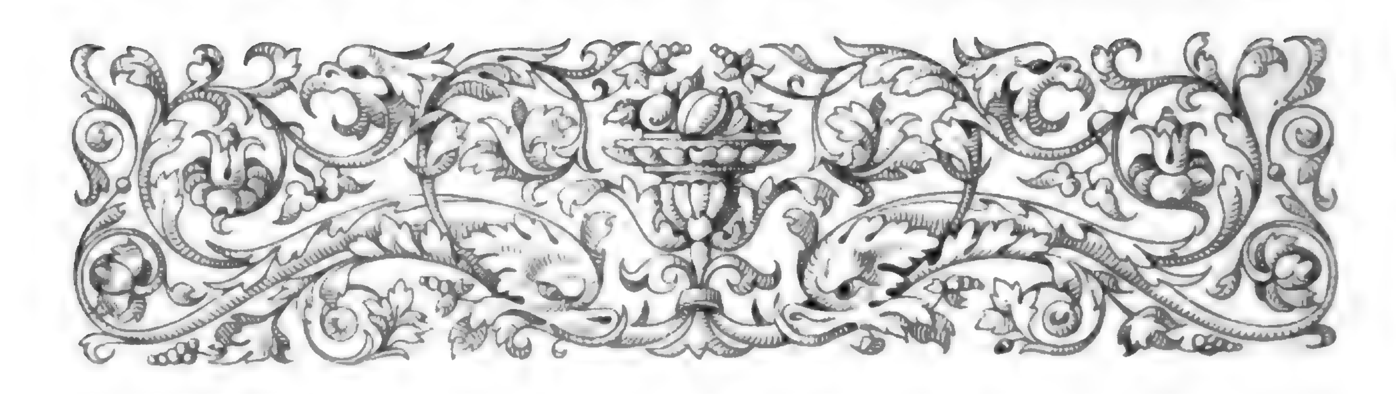
Bis hieher gehen die sicheren Nachrichten von Meister Kunbert und dem eisernen Hahn zu *burg. Die folgenden, den Schluß dieser beweglichen Geschichte betreffenden Notizen lauten sehr verschieden. Einige sagen, man habe den Alten, als man das große Kunstwerk zerstört sah, in der ersten Wut zum Turme hinabgestürzt; Andere dagegen behaupten, man habe ihn noch mehrere Jahre hindurch an der *brücke betteln sehen. In den hundert und hundert eselhäutigen Urkunden, die ich deshalb sorgfältig durchbuchstabiert habe, konnte ich aber von allem dem nichts auffinden; und so ist denn meine unmaßgebliche Meinung, der Gram habe ihm allmählig still das Leben aufgezehrt und man habe ihn darauf in irgend einem vergessenen Winkel verscharrt, übrigens habe kein Hahn nach ihm gekräht.

Dämmerung.

Es hat das Abendrot sich leis verblutet,
Nur auf den Höhn liegt noch verstreuter Glast,
Und wehmutweiche Dämmerung durchflutet
Das All und träufelt nieder süße Rast.

Und alles will nun schlummern und ermatten. —
Da ist es drin heißlodernd aufgewacht — —
Schweig' still, mein Herz! Schon tiefer ziehn die Schatten
Bald ist es Nacht, todstille, schwarze Nacht.

H. Bienenstein.



Aus der Tragödie des Aeschylos „Die Perser“.

Deutsch von H. Gravenhorst.

Vorbemerkung.

Im Oktober vorigen Jahres wurden zu Athen gelegentlich der Hochzeitsfeier des griechischen Kronprinzenpaares „Die Perser“ des Aeschylos in altgriechischer Sprache aufgeführt. Der Erfolg war ein außerordentlicher. Das konnte niemand überraschen: hat doch in diesem Drama der größte tragische Dichter des Altertums das gewaltigste Ereignis der griechischen Geschichte, die siegreiche Zurückweisung des Angriffs asiatischer Barbaren auf griechische Freiheit und Kultur, in ergreifender Weise zur Anschauung gebracht.

Durch jene Aufführung wurde auch das Interesse des deutschen Publikums in weiten Kreisen auf die Tragödie gelenkt. Nun teilen aber die bisher in Deutschland veröffentlichen Übersetzungen der „Perser“ mit andern „wortgetreuen“ Übertragungen griechischer Tragödien die Eigenheit, daß sie in ihren lyrischen Teilen für den Leser fast völlig ungenießbar sind, aber auch in den erzählenden Partien, infolge des befremdenden Gepräges in Form und Gedanken, meist der dichterischen Wirkung ermangeln. Diese Beobachtung legte die Frage nahe, ob nicht durch eine freiere Bearbeitung die hohe Schönheit des Originals wenigstens teilweise nachgebildet werden könnte. Das unerreichbare und unvergängliche Muster einer solchen Bearbeitung hat der größte deutsche Dramatiker uns gegeben. Schiller's Übertragungen des Euripideischen „Iphigenie in Aulis“, sowie einzelner Szenen der „Phönissen“ haben diese Werke zum bleibenden Eigentum des deutschen Volkes gemacht. Durch diesen Vorgang war der einzuschlagende Weg klar gewiesen. Der für das deutsche Ohr zu schwerfällige und feierliche Trimeter mußte dem durch unsere klassischen Dichter geweihten fünffüßigen Jambus weichen, die künstlichen metrischen Systeme der Chorlieder waren durch gereimte jambische und trochäische Verse wiederzugeben.

Aus dieser Arbeit biete ich nachstehend einige Proben. Über ihren Platz in der Dichtung mag die nachstehende kurze Inhaltsangabe orientieren.

Der Perserkönig Xerxes ist schon seit längerer Zeit an der Spitze eines ungeheueren Heeres abwesend, um Griechenland zu unterwerfen. Für die Zeit dieses Feldzuges hat er die Fürsorge für Herrschaft und Thron einer Anzahl bejahrter persischer Fürsten, „die Treuen“ genannt, anvertraut. Diese „Treuen“ bilden den Chor. Schauplatz des Stückes ist der Platz vor dem Königspalast in Susa. Hier tauscht der sich versammelnde Chor in der ersten Szene seine Hoffnungen und Befürchtungen bezüglich des Feldzugs aus, als Atossa, die Mutter des Xerxes, erscheint, um wegen eines beängstigenden Traumgesichts, das sie in der letzten Nacht gehabt, die „Treuen“ zu befragen. Der Chor hat ihr kaum Antwort erteilt, als ein Bote von der Niederlage des Xerxes ausführlichen Bericht erstattet. Der Trauer über dies Unglück giebt ein Chorlied Ausdruck. Während die Klänge des Liedes verhallen, kehrt Atossa, welche inzwischen im Hause verweilt, mit Spenden zurück, schmückt das Grabmal des Darius und bringt ihm Totenopfer dar, nachdem sie an den Chor die Mahnung gerichtet, den Geist des verstorbenen großen Königs aus der Unterwelt herauf zubeschwören, damit er durch seinen Rat das bedrängte Reich vor völligem Untergang schütze. Dieser Weisung folgend, richten die Greise ein immer dringender flehendes Gebet an den Toten, bis derselbe auf dem Grabhügel erscheint. Darius, dem seine Gemahlin das Geschehene mitteilt, prophezeit die noch bevorstehende und nicht minder schwere Niederlage bei Platää, erklärt den thörichten Übermut seines Sohnes für die Ursache des ungeheuren Unglücks und ermahnt die Perser, jeden Gedanken an einen neuen Krieg gegen Hellas aufzugeben. Nun eilt Atossa in den Palast, um Xerxes, dessen bevorstehende Ankunft der wieder in die Unterwelt zurückkehrende Geist vorausgesagt, einen liebevollen Empfang zu bereiten, worauf der Chor das Glück und die Macht Persiens unter der Regierung des Darius feiert. In der letzten Szene erscheint, von wenigen Kriegern begleitet, der besiegte Xerxes, beklagt im Wechselgesang mit dem Chor das hereingebrochene Unheil und begiebt sich schließlich in den Palast, gefolgt von den „Treuen“.

Eingangslied.

(Auf der Mitte der Bühne, die einen freien Platz vor dem Königspalast in Susa darstellt, befindet sich ein Altar des Apollo, rechts davon in einiger Entfernung das Grabmal des Königs Darius. Während der Vorhang sich hebt, schreitet von links her der Chor herein, Greise in persischer Fürstentracht. Sie stellen sich in einem Halbkreise auf, so daß die beiden Sprecher, die Führer der beiden Halbchöre, den Zuschauern zunächst stehn.)

Der Chor.

Erster Greis.

Dir tönt mein Sang, ruhmreiche Halle!
Dich preist mein Lied, goldstrahlend Haus!
Aus dem mit kriegerischem Schalle
Fürst Xerxes jüngst, dem Erdenballe
Verderben drohend, zog hinaus.

Wir Greise sind zurückgelassen,
Des Thrones Hüter allezeit.
Doch Bangen will mein Herz erfassen,
Vor Furcht und Angst muß ich erblassen,
Weil keine Botschaft mich erfreut.

Aus Susa sind sie ausgezogen,
Aus Medien, von dem nord'schen Meer,
Bewehrt mit Lanzen und mit Bogen,
Zu Schiff, zu Roß hinausgeflogen,
So zahllos wie der Sterne Heer.

Auch aus Ägyptens weiten Gauen
Zog manche reis'ge Schar heran,
Aus Lydiens früchtereichen Auen;
Die Baktrier, dem Feind ein Grauen,
Sie folgten Xerxes' Heeresbann.

Wie, wenn dies stolze Heer verloren,
Im fernen West Verderben fand,
Zu grausem Untergang erkoren?
Wenn Götter wider sie verschworen,
Sie nimmer sehn der Heimat Land?

Die Frau'n, sie klagen Nächt' und Tage,
Seit ihr Geliebter Abschied nahm.
Ganz Asien ist voller Klage,
Ich selbst, ich zitt're und ich zage,
Weil nichts vom Heer mein Ohr vernahm.

Zweiter Greis.

Der Hellespont trägt schon, bezwungen,
Der Brücke viel umklammert Band.
Der Wurf ist Xerxes schon gelungen,
Zu brechen in des Feindes Land.

Und willig folgen unsre Scharen,
Von kühnen Feldherrn angeführt,
In Schlacht und Kriegen viel erfahren,
Sie, denen Ehr' und Ruhm gebührt.

Jetzt stürmt wohl unser tapf'res Heer
Der Feinde Scharen kühn entgegen,
Die bald, nach schwacher Gegenwehr,
Dem mächt'gen Gegner sind erlegen.

So wie das sturmempörte Meer
Den stärksten Damm jählings zerschellt,
So vor der Perser stolzem Heer
Der Griechen Macht in Trümmer fällt!

Erster Greis.

Doch Trug, vom Schicksal selbst bereitet,
Wer dürfte dem jemals entgehn?
Wenn Schmeichelrede ihn begleitet,
Wer wird die Probe dann bestehn?

Ein alter Spruch: „Zu Land allein
Mögt, Perser, Städte ihr zerstören
Und hoch zu Roß in wilden Reihn
Das feindliche Gefild verheeren!"

Doch jetzt vertrauten wir dem Meer,
Dem leichtbeschwingten Schiff uns an;
Drum bangt mein Herz um unser Heer,
Das Unheil plötzlich nahen kann,

Daß Susas goldumstrahlte Pracht
Ein unerhörtes Weh erlebe,
Das Volk, vom Siegestraum erwacht,
Des Todes Klagruf rings erhebe!

Schilderung der Schlacht von Salamis.

Ein Bote (tritt auf). **Atossa. Der Chor.**

Der Bote.

Schlimm ist's, als Bote Unheil zu verkünden,
Dennoch sei alles Leid euch kund gethan:
Die Blüte Persiens sank dahin, vernichtet;
Das stolze Heer, es ward des Todes Raub!

Erster Greis.

Weh! Schweres Unheil traf das Land,
Ganz Asien fühlt des Schicksals Hand!

Der Bote.

Vernichtet Xerxes' ganze Heeresmacht,
Ein Wunder, daß ich noch die Sonne seh!

Zweiter Greis.

Ach, hätte mich der Tod entrafft
Früh, in der Blüte meiner Kraft!

Der Bote.

Nur zu gewiß ist diese Trauerkunde;
Als Augenzeuge kann ich sie berichten.

Erster Greis.

Ein gottbegnadet, heilig Land
Mit feindlicher Gewalt bekriegen,
Vermessen ist's! Der Götter Hand
Läßt nur die gute Sache siegen!

Der Bote.

Unzähl'ge Opfer würgtest du, o Tod,
An Salamis' und Attikas Gestaden.

Zweiter Greis.

Gestoßen in des Meeres Schoß,
Treibt mancher Tote jetzt umher;
Ein nasses Grab ward dort sein Los,
Die Heimat sieht ihn nimmermehr!

Der Bote.

Ganz nutzlos war der Waffen stolze Wehr;
Hinsank das Heer, besiegt im Kampf zur See.

Erster Greis.

Des Jammers Klage laut ertöne:
Vernichtet ganz ist Persiens Macht,
Das Vaterland beraubt der Söhne,
Gemordet in der blut'gen Schlacht.

Der Bote.

O Salamis, wie hass' ich deinen Namen!
Athen, wie seufzt mein Herz, gedenk ich dein'

Zweiter Greis.

Die Frau'n zerreißen die Gewande,
Weil ach! ihr Gatte nimmer naht.
Der Mütter Wehruf tönt im Lande:
Ihr Sohn beschritt des Todes Pfad.

Atossa.

Entsetzen hat die Zunge mir gelähmt.
So schwer ist dieser Schlag! Doch muß der Mensch
Der Götter Willen still ergeben tragen.
So gieb gelassen denn genauer Kunde!

Der Bote.

Ein Grieche aus dem Heere der Athener
Kam zu uns, diese Kunde überbringend:

„Wenn über Land und Meer die dunkle Nacht
Die Schatten breitet, werden die Hellenen,
Zu Schiffe eilig fliehend, Rettung suchen,
Um sich zu schützen vor der Perser Wut."
Kaum hat des Königs Ohr das Wort vernommen,
Arglosen Sinnes und von Trug nichts ahnend,
So giebt er unsern Führern diese Weisung:
„Sobald der Sonne Ball ins Meer getaucht,
Und Dunkel rings den Sieg errungen hat,
Dann stellt die Schiffe, dreigeteilt, so auf,
Daß ihr des Meeres Pfade scharf bewacht,
Und andre sendet um des Ajax Insel
Herum, daß dort die Enge auch versperrt
Den Griechen sei. Denn wißt! Gelingt es ihnen
Dennoch, dem Tode fliehend zu entgehn,
So büßet ihr's mit euerm Haupte mir!"
So kündet' er, das Herz voll Zuversicht.
Die Zukunft lag verschleiert seinem Sinn.
Gehorsam zeigten alle Mannen sich,
Und, wie befohlen, an die Pflöcke band
Die Ruder schnell der Schiffer muntre Schar.
Als dann der Sonne Licht entwichen war,
Bestiegen sie die Schiffe allesamt,
Die Rudrer, wie die Krieger, stolzbewehrt.
Und freud'ger Zuruf scholl von einem Schiffe
Zum andern; alle hegten frohen Mut.
Wir fuhren dann in vorgeschriebner Ordnung,
Und unablässig kreuzte unsre Flotte
Die Nacht hindurch im Sund. Die Zeit verstrich.
Es zeigte sich kein fliehend griechisch Schiff.
Nun ging am Himmel Helios leuchtend auf,
Und silbern schien des Meeres weite Fläche.
Da scholl Gesang her von der Griechen Flotte,
Gar laut, wohltönend, und vom Felseneiland
Erklang Entgegnung. Furcht befiel uns jetzt,
Da unsre Hoffnung schmählich war getäuscht:
Denn dieser laute Siegesgesang der Feinde,
Er schien auf Flucht uns nimmer hinzudeuten,
Auf trotz'gen Mut vielmehr und Kampfbegier,
Gewaltig angefacht von der Trompeten
Schmetternder Stimme, die sich jetzt erhob.
Sogleich auf ein Befehlswort trifft das Ruder
Des Meeres tiefe Flut in gleichem Takt,
Und dicht vor uns der Feinde Macht erscheint,
Voran der rechte Flügel, wohl geordnet,
Gleich hinter ihm die andern Schiffe alle.
Ein lauter Ruf erscholl sogleich weithin:
„Herbei, ihr Söhne Griechenlands, herbei!
Nun gilt's, den Kampf fürs Vaterland zu wagen!
Für Weib und Kinder kämpft nach Väterart!
Die Götterbilder auch, der Ahnen Gräber,
Laßt sie nicht fallen in der Feinde Hand!"
Doch auch von unsrer Seite dumpf Geschrei
Erbrauste als Entgegnung auf den Ruf.
Sogleich schlug Schiff an Schiff den ehrnen Schnabel,
Den Anfang machte ein hellenisch Fahrzeug.
Von einem tyr'schen Schiffe warf der Stoß
Die Krone jäh herab. Hierhin und dorthin
Ward dieses, jenes Fahrzeugs Stoß gekehrt.
Zuerst nun widerstand der Perser Macht.
Doch als der Schiffe ungezählte Menge
Dicht in dem engen Sund sich drängt' und stieß,
Sie keine Hilfe, keinen Beistand fanden,
Das eine vor dem andern, überall
Des einen Schnabel hart das andre traf:
Da brachen alle Ruder, Reih auf Reih.
Doch der Hellenen Schiffe, wohlbedacht
Im Kreise hatten schnell sie uns umringt,
Und Stoß auf Stoß, Verderben bringend, dröhnte.
Ein Schiffsrumpf nach dem andern sank hinab.
Vom Meere war bald nichts mehr zu erspähn:
Das Blut der Perser färbt' es rot: die Trümmer
Der Schiffe schwammen überall umher.
Die Klippen waren dicht bedeckt mit Leichen
Und die Gestade. Schmachvoll flohn in Eile
Hinweg die Schiffe, die noch nicht vernichtet.
Die Feinde aber schlugen auf uns ein
Mit Rudern, Trümmern, was sich ihnen bot,
Wie Fischer oft, wenn ihnen reicher Fang,
Ein großer Zug von Fischen, schwimmt entgegen,
Des Meeres Brut hinmorden mitleidlos.
Von Sterbenden erscholl rings Weheruf
Und Jammern herzerschütternd, bis die Nacht
Erschien, in Dunkel hüllend allen Graus.
Wie viel des Jammers mußten wir ertragen!
Wenn ich zehn Zungen hätte statt der einen,
Ich könnte doch nicht alles euch berichten.
Es starben so viel Menschen an dem Tage,
Wie nie an einem andern sind verblichen!
Ein kleines Eiland liegt vor Salamis.
Der reigenfrohe Pan besucht gar oft
Sein Felsgestade, wo nicht leicht für Schiffe
Zu landen ist. Hierher entsendet Xerxes
Die auserlesne Schar und weist sie an,
Wenn nach der Seeschlacht unsrer Feinde Menge
Sich flüchtete nach jener Insel Strand,
Auflauernd ihnen, ganz sie zu vernichten,
Den Freunden aber hilfreich beizustehn,
Aus Meeresfluten sich ans Land zu retten.
Wie sehr war ihm der Zukunft Schoß verschlossen!
Denn als ein Gott den Griechen Sieg verliehn,
Da legten schwere Rüstungen sie an
Und sprangen aus den Schiffen an den Strand,
Die Perser schnell umzingelnd. Anfangs zwar
War ihre Lage mißlich. Schwirr'nde Pfeile
Und Felsgestein, von kräft'ger Hand geschleudert,
That ihnen vielfach Abbruch. Doch zuletzt
Von einer Seite vorgestürzt, begannen
Sie zu erschlagen, was sie lebend fanden,
Bis alle Perser waren umgebracht.
Der König klagt' im tiefsten Schmerze laut.
Er thronte, weithin sichtbar für das Heer,
Auf einem Hügel, nahe dem Gestade.
Das Kleid zerriß er jammernd. Dann sogleich
Gebot er schnelle Flucht dem ganzen Heer,
Selbst eilig fliehend. Dies ein zweites Leid,
Worüber Thränen Du vergießen magst!
In wirrer Eile wandten sich zur Flucht
Der Schiffe Führer, die gerettet waren.
Die Segel schwellte eine günst'ge Brise.
Das Landheer aber, ach! wie vielen Kriegern —
Des Durstes Qual löscht ihres Lebens Licht —
Ward nicht Böotien ein frühes Grab!
Wir andern, atemlos vor Angst, enteilten

Nach Phocis, Doris, nach dem mal'schen Golf,
Wo des Spercheus breiter Silberstrom
Das reiche Land befruchtet; und von dort
Gelangten — Hunger quälte uns und Durst —
Wir nach Achaja und Thessaliens Städten.
Auch dort war deine Ernte reich, o Tod!
Drauf der Magneten und der Macedonier
Gepriesne Länder streifte unsre Flucht.
Des Axius tiefe Flut durchschwammen wir.
Der schilfbekränzte Bolbesee sah dann
Uns eilig fliehn, wie auch Pangäons Höhn.
Durch Götterfügung herrscht' in dieser Nacht
Gerade grimm'ge Kälte. Strymons Flut
War schon gefroren. Wer nun unter uns
An Götter nie geglaubt, er lernt' es jetzt
Und flehte brünstig Erd' und Himmel an.
Als drauf das Heer die Götter angerufen,
Beschritt es das krystallne Bett des Stroms,
Und glücklich kam ans Ziel, wer früh genug,
Bevor der Sonne Feuerkreis erschien,
Die Bahn betrat. Denn bald erhob sich Helios
Und sandte glüh'nde Pfeil' auf uns herab:
Das Eis grad' in der Mitte berstend brach.
Wie viel hat da das nasse Grab verschlungen!
Noch glücklich, wer das Leben schnell verlor!
Die Übrigen — wie klein war ihre Zahl! —
Durchflogen Thraciens öd' unwirtlich Land
Und grüßten froh der Heimat Stätten wieder.
Drum jamm're, Susa, dessen blüh'nde Jugend,
Das Kleinod Persiens, ganz vernichtet ist!
Was Du vernommen, ist ein kleiner Teil
Nur von dem Weh, das uns betroffen hat. — —

Beschwörung des Darius.

Atossa.

Laßt nun ein frommes Lied, Ihr Freunde, schallen,
Und ruft des göttlichen Darius Seele
Empor ans Licht des Tags, indessen ich
Den Götter drunten diese Opfer weihe!

Zweiter Greis.

Deine Weisung zu vollführen,
Hohe Frau, heischt unsre Pflicht!
Die im Totenreich regieren,
Anzuflehn, wir säumen nicht.

Hermes, der die Seelen führet
In das Schattenland vom Licht!
Pluto, den das Scepter zieret
Dort, wo Minos hält Gericht!

Erde, dir ist ja entflossen
Alles, was da lebt und webt,
Deinem Mutterschoß entsprossen,
Was den Blick zum Himmel hebt!

Sendet aus dem dunklen Reiche
Des Darius Seel' empor,
Daß der Hohe, Göttergleiche
Tret' ans Licht des Tags hervor!

Erster Greis.

Ob auch der Sel'ge meine Stimme höret
Im Grabgemach?
Ich rufe laut, das Herz von Gram verstöret:
Mein Fürst erwach!
Ihr Götter, Schützer aller Frommen, Reinen
Im Schattenreich!
O laßt Darius' Seele jetzt erscheinen!
Wir flehn zu euch.

Zweiter Greis.

Wie war der Göttliche voll Edelmut,
So freundlich mild!
Wie tapfer schirmt er uns vor Krieges Wut,
Des Landes Schild!
Wie weise er das Perserreich regieret
Sein Leben lang!
O, daß ein güt'ger Gott zurück ihn führet!
So fleht mein Sang.

Erster Greis.

O möchtest Du, trefflicher Herrscher erscheinen
Aus stygischem Dunkel im Lichte, dem reinen!
Dich rufen, von Sehnsucht betroffen, die Deinen.
Es haben die Götter sich feindlich verschworen:
Das Kriegsheer, das stolze, es ist uns verloren.
Dem Untergang unsere Schiffe erkoren!

Zweiter Greis.

O mögst Du den Deinen,
Darius, erscheinen!
In Trauer versunken, wir klagen und weinen.

Prophezeiung der Schlacht von Platää.

Erster Greis.

Was ist, o König, Deiner Rede Ziel?
Was muß gescheh'n, damit ob Persiens Landen,
Des Glückes Sonne strahlend wieder scheine?

Darius.

Wenn ihr der Griechen Volk nie mehr bekriegt,
Sei noch so stark auch eures Heeres Macht.
Ihr eignes Land steht ihnen bei im Kampf!

Zweiter Greis.

Wie kann das Land denn ihnen Hülfe bieten?

Darius.

Durch Hunger stirbt das Heer, wenn es zu groß.

Erster Greis.

So senden wir ein Heer nach Griechenland,
Das auserlesen und wohl ausgestattet.

Darius.

Doch auch das Heer, das jetzt in Hellas weilt,
Den Tag der Heimkehr wird es niemals schau'n!

Zweiter Greis.

Wie? Ist der Perser ganzes Heer denn nicht
Aus Griechenland nach Asien heimgekehrt?

Darius.

Von vielen wenige, wenn man glauben darf
Dem Götterausspruch, dessen einer Teil
Sich schon erfüllt. Wie wär' es denkbar, daß
Von einer Weissagung das eine zwar
Sich voll bewährt, das andre aber nicht?
Und so läßt Xerxes, eitlen Hoffnungen
Vertrauend, dort ein auserles'nes Heer

Zurück. Sie lagern, wo Asopus' Strom
Die Eb'ne netzt, Böotien befruchtend.
Hier wartet ihrer ach! das höchste Leid,
Gottlosen Übermuts verdienter Lohn.
Sind sie es doch, die heil'ge Götterbilder
Geraubt in Hellas und der Tempel Bau
Verbrannt, Altäre auch zerstört, die Sitze
Der Götter aus dem Grunde umgewühlt!
Weil sie so schlimm gehandelt, müssen sie
Gleich Schlimmes leiden jetzt und in der Zukunft:
Noch sprudelt frisch die Quelle ihres Leids!
So wird gar bald im Lande der Plat äer
Des Doriers Speer sie morden mitleidlos;
Dort werden Totenhügel Enkeln künden,
Zwar stumm, doch klar und deutlich jedem Aug',
Daß Hoffart keinem Sterblichen geziemt.
Denn aus der Hoffart sprießt die Sünd' empor,
Die schweren Unheils Ernte zeit'gen muß.
Da nun so schwer der Übermut gestraft,
Vergesset nie Athenes heil'ge Stadt,
Noch Hellas, das von Zeus geliebte Land!
Jagt nicht nach fremden Schätzen, daß ihr nicht
Auch das Glück noch verliert, das euch beschieden!
Denn Hochmut, der sich zu gewaltig bläht,
Ihn straft des Zeus gerechte Allgewalt.
Deshalb ermahnet meinen Sohn mit frommem Wort,
Die Gottheit nicht durch Frevel mehr zu kränken!
Und du, o teure Gattin, hochbetagt,
Wähl' ein Gewand, wie es dem Herrscher ziemt,
Und bring es ihm entgegen! Ganz zerrissen
Aus Schmerz ob seines Leids hat er den Schmuck,
Der, goldumstrahlt, ihn vordem hat geziert.
Und tröste ihn mit freundlich mildem Wort,
Wie ihm dein Zuspruch ja der liebste ist!
Ich tauche nun hinab ins Erdendunkel,
Ihr aber, Freunde, lebet wohl! Genießt
Des Lebens holden Tag, so lang' er leuchtet,
Ob Kummer gleich jetzt euch beschieden ist!
Denn wer einmal die Unterwelt betrat,
Ach! den erfreut der Reichtum nimmermehr!

Erster Greis.

Wie tief durchbohrt die Seele herber Schmerz,
Da ich die Leiden jetzt vernommen habe,
Die uns getroffen und noch treffen werden.

Schluß.

(Man vernimmt Wehgeschrei; bald darauf erscheint Xerxes, von einigen Kriegern gefolgt, mit Bogen und Köcher um die Schultern.)

Xerxes. Der Chor.

Xerxes.

Ach, welch Los ist mir gefallen!
Götterzorn schlug unsre Heere.
Bei dem Anblick dieser Hallen
Fühl' ich ganz des Unglücks Schwere!
Wär' ich doch in blut'ger Schlacht geblieben,
Speerdurchbohrt, mit den erschlag'nen Lieben.

Erster Greis.

Persien weint um seine Söhne,
Die mit Dir hinausgezogen,
Denen in der Jugendschöne
Todeslos ward zugewogen.
Hades' Hause hast Du zugesendet
Unser Heer, von argem Wahn geblendet!

Xerxes.

Meinem Volk zum Fluch geboren!
Götterzorn hat mich erkoren!

Zweiter Greis.

Wo sind deiner Fürsten Scharen,
Treu in jeglichen Gefahren,
Weise, stark und mutentfacht?

Xerxes.

Aus den stolzen tyr'schen Schiffen
Stürzten sie, an Felsenriffen
Ach! zerschellte ihre Kraft!

Erster Greis.

Des Köchers sichre Pfeile sind verschossen.

Zweiter Greis.

Ein Heldenvolk ist Hellas' Land entsprossen!

Xerxes.

In wildem Schmerz zerriß ich die Gewande.

Zweiter Greis.

Ein dreifach, vierfach Weh traf unsre Lande.

Xerxes.

Ob unsrer Not erhebet laute Klage!
Geleitet jammernd mich ins Haus hinein!

Zweiter Greis.

Wie grauenvoll schmerzlich ist, was ich ertrage!
Der Sonne Licht zu schauen, welche Pein.

Xerxes.

Dem Aug' entström' die Flut der bittren Zähren
Um jene, die geblieben sind im Feld!

Erster Greis.

Laßt immer uns die tapfren Krieger ehren!
Der Tod fürs Vaterland hat sie gefällt.

Xerxes.

Zerschlagt die Brust! Uns traf der Götter Zorn.

Zweiter Greis.

Ach, unaufhörlich quillt des Leidens Born.

Xerxes.

Zerreißt, erfüllt von Trauer das Gewand'

Erster Greis.

Es dröhnt die Brust von Schlägen meiner Hand

Xerxes.

Ganz Susa stimme in den Wehruf ein!
Das Echo wecke euer schmerzvoll Stöhnen!

Chor.

Wir folgen seufzend Dir ins Haus hinein,
Den Blick gesenkt, das Auge voller Thränen.



„Das Gretchen von heute."

Mit vollem Jubelklang haben wir wieder eine Dichterin von Gottes Gnaden zu begrüßen, wollen es jedoch in bescheidener Erkenntnis der Aufgabe, welche der Kritik dem Genius gegenüber zufällt, weniger durch unsere Lobpreisung, als durch wortgetreue Mitteilung aus jenem Kunstwerk thun, welches wir eben mit einer Begeisterung, wie sie uns nicht oft befallen, weit aus der Hand gelegt. An diesem Werke ist alles originell, schon die äußere Erscheinung: ein Büchlein in Form eines kaufmännischen Notizbuches, fast dreimal so lang als breit, mit einem bunten Kattundeckel und der Aufschrift: „Das Gretchen von heute. Von der Verfasserin der Lieder der Mormonin." Doch findet sich auf der Innenseite auch der Name der Dichterin, ein an sich nicht leicht merkbarer Name, an den sich aber die Welt wird gewöhnen müssen, wie sie sich nach Byrons Prophezeiung an jenen Grillparzer's gewöhnt hat: Sidonie Grünwald-Zerkovitz. Auch ist das Porträt der Autorin vorgeheftet; da es sich um ein Genie handelt und Genies immer schön sind, so brauchen wir über diesen Punkt nicht erst zu sprechen; im übrigen ist die Dichterin mit einer Kutte bekleidet und hat sich offenbar seit sehr lange nicht mehr gekämmt, was aber dem Genie gleichfalls weiter nicht übel zu nehmen ist. Selbst der Verlagsort zeugt von einer gewissen Originalität: „Wien. Verlag des Wiener Bestellortes der Pariser Illustrierten Modezeitung La Mode mit deutscher Uebersetzung und Individualisierung". Dem ausführlichen Vorwort wollen wir nur entnehmen, daß die uns leider unbekannt gebliebenen Lieder der Mormonin, obwohl schon vor drei Jahren erschienen, der zweite Teil der vorliegenden Dichtung sind. Im Übrigen mag das Werk, welches aus rund 250 Liedern besteht und in 15 Kapitel zerfällt, für sich selbst sprechen. Diese Lieder sind teils Wechselgesänge Heinrichs und Gretchens, teils Monologe derselben. „Gewiß", beginnt Heinrich,

„Gewiß, vor tausenden Jahren
Kannt' ich Dich ganz genau.
Ich zog mit den Barbaren —
Du warst eine Griechenfrau —".

Worauf Gretchen antwortet:

„Es muß eine wahre Geschichte
Sein, was Dein Lied erzählt.
— — — — — — — — —
Doch haben die neidischen Götter
Dich dann meinen Armen entrückt."

Daß Heinrich darauf sofort zuthunlicher wird, als sich geziemen will, darf nicht verwundern; worauf Gretchen zunächst frägt, ob sein Lieben nicht etwa von der gleichen Art sei

„Wie die „Laternenblumen" sind,
Davon bald kahl der Stengel bleibt."

und ihm anrät:

„Schau erst genau ins Herz, dann sprich,
Was meine Liebe wär' für Dich."

Heinrich erwidert darauf eigentlich ganz offenherzig:

„Du weißt, nichts währt in Ewigkeit —
Drum — wozu forschen — Zeit verschwenden,
Genieß' das Stückchen Deiner Zeit;
. . . Wir werden seh'n — ob „es" wird enden."

Natürlich erwidert Gretchen bang:

„Wie Du mich liebst, ist — Liebe nicht,
Und etwas Unnennbares mahnt,
Du gleichst dem Berge ungebahnt"

Sie knüpft daran die Vermutung:

„Vielleicht daß Dich, satt gegessen
An der Frucht, die nahe hangt, . . .
Jetzt nur, Deine — Kunst zu messen,
Nach der Kirsche hoch . . . verlangt?"

und spricht dann auch Einiges von einem Blümchen,

„Darauf der Frühling hold macht Halt."

Der schlaue Heinrich geht auf diesen Ton ein, versichert, daß er ein verborgenes „Blaublümchen" sei und fleht:

„Ach wollt' nur das Mägdlein bemerken
Blaublümchen, wie's nach ihm blickt."

Dadurch gerührt, hält ihn Gretchen zunächst zwar nicht für ein Blaublümchen, aber für etwas anderes aus der Botanik, nämlich für einen kahlen Ast, indem sie frägt:

„Ist toll der Vogel, daß er hängt sein Nest
So lenzfroh an des Baums entlaubt Geäst?
Dann wär's auch ich,
Da es mich
Ans Herz Dir zieht
Das — liebemüd (?)!"

Wir zitieren genau, auch das Fragezeichen ist nicht von uns. Dann aber kommt sie auch von dieser Vermutung zurück:

Drum kannst Du kein Ast sein
Kein kahler, mein Schatz!
Es hinge an Dir nicht
Mein Herz, das kein — Spatz!"

Und ihr letztes Lied in diesem Kapitel verkündet jubelvoll:

„Ja meine Seel' berauscht der Traum mir,
Daß Deine Liebe glänzt am Saum ihr."

Dieses Kapitel hat gleich den folgenden von der Verfasserin auch eine Inhaltsübersicht in Prosa erhalten. Dieselbe lautet: „Erste Begegnung Heinrichs mit Gretchen. Sie erglühen in Sympathie für einander", während uns als Inhalt des zweiten Kapitels verkündet wird: „Heinrich und Gretchen leben ihrer Liebe Frühling". „Das Leben ist schön", rufen Beide, und „die Welt ist ein Eden",

„Nicht weil sie geschmückt wird vom Lorbeerenbaum,
Von dem gepflückt wird des Ruhmgeizes Traum."

Gretchen findet, daß die Au' zum Lenz in Blumen spricht:

„Der Himmel prangt für ihn in Blau,
Der Käfer hüpft ihm seine Tänze,"

wie sie denn am Naturleben im allgemeinen innigen Anteil nimmt und den Kastanienbaum vor den Fenstern des Geliebten mit den Worten grüßen läßt:

„Sag', nun benagt ihm kein Gewürme
Mehr seine Blüten selt'ner Art! —
Nicht weh'n sie fort des Herbstes Stürme —
Kein Wandervogel drauf sich paart! . . ."

Überhaupt hat unsere gottbegnadete Dichterin diese Gestalt mit einer Sinnigkeit ausgestattet, die es ihr ermöglicht, jeder Naturerscheinung irgend eine poetische Nebenbedeutung zu leihen:

„Ich dank' dem Schnee, der sich mir lieh,
Meinen Gruß Dir zu bringen heute!
Schneit es auf Dich durch Dein alt — Parapluie,
Denk', daß es Küsse schneite!"

Der gute Heinrich ist mit Allem wohl zufrieden, aber, meint er:

„Schwingt sich auch der Geist nach oben,
Hangt am Ird'schen Sinn und Sein",

was ihm aber das eben so sinnige, als, wie das folgende Gleichnis beweist, in allen naturwissenschaftlichen Fragen wohl unterrichtete Mädchen gründlich verübelt:

„Wie? Keinen Glauben bei Dir findet
Die Liebe der — Nachtigall,
Weil sie ihr Sehnen herrlich kündet
In holder Sänge Schall? — —
Und der Nachtigall Liebe preise
Über jene des Fisches im Teich;
Der stumm seine Liebesbeweise
An die Sonne setzt als — Laich! . . ."

Ob Heinrich etwa so engherzig ist, an diesem Vergleich Anstoß zu nehmen, oder was sonst der Grund sein mag, die Beiden zürnen einander ein wenig, bis Gretchen alles wieder ins rechte Geleise bringt:

„Ach, wie war's um's Herz mir öde!
Länger schmollen wäre blöde."

Nun bittet Heinrich um einen Kuß, den er aber nicht bekommt. Ihr kommt vor, als stünde Heinrich vor ihr wie vor einem Kirschbaum:

„Mir bangt, daß den Kuß nur Du pflückest,
Und mich wie den Baum läßest steh'n"

worauf ihr aber Heinrich ganz klaren Wein einschenkt:

„Du weise Heldin, die zu überwinden
Sich rühmt die Liebe, die ihr Lieben würgt,
Du ahnst nicht, daß in ihrem Glutempfinden
Dein — Glück sich im Visier des Gegners birgt!"

Da auch dies nichts zu nützen scheint, so erzählt er ihr im dritten Kapitel das sinnige Gleichnis von einem Kusse, welcher von einem Mund voll Hochmut mit der Frage empfangen wurde:

„Bist Du Franzose — Russe? — Britte?
Bist — Jude Du, bist Du nicht Christ?
Noch eins: (wärst Du aus unsrer Mitte)
Bist — Deutscher Du oder Panslavist?"

worauf der Kuß unter anderm geantwortet habe:

„Ein Kind bin ich der Liebesflamme
Die jedes Herz mit Demut nennt,
Die Hohe doch, von der ich stamme,
Die Unterschiede da nicht kennt."

Aber auch dies nützt nichts, und ebenso Heinrichs bange Klage von dem herannahenden Alter:

„Dem Altern seh' entgegen ich verzagt,
Wann mir die Zeit auch einst am Leibe nagt —
Zu sein die Stoppel, ach, in Lebens Mitten
Der eignen Ähren, die die Zeit geschnitten."

worauf Gretchen zum Troste gar nichts anderes zu äußern weiß, als den Wunsch, eine stille Auster zu sein:

„Wenn ich die stille Auster wäre,
Die im verschlossnen Muschelschrein
Birgt Perlen weiß, den Schatz der Meere,
Die Perlen wären alle — Dein!"

Nun fängt es der schlaue Heinrich ganz anders an, er besingt sie als „hohe Frau" und Dichterin in so öden Versen, daß es Gretchen bald zu langweilig wird, (dem Genie gelingt alles, auch diese Verse sind durchaus zweckentsprechend ausgefallen) und sie antwortet:

„Das „Himmelsblau" ich gern Dir wäre,
Wärst Du die Sonn', die es umspann'; —
Doch Dich — zu umfassen ich begehre,
Du der Du bist ein süßer Mann!"

Da sie zudem in einem nächsten Gedichte von einem entgleitenden Busentuch träumt und in einem dritten „Der bekehrten Rose Philosophie" dem schönen und tiefsinnigen Gedanken Ausdruck giebt, daß

„Rasch die sonnige Zeit vergeht,
Da Glück uns unsre Schönheit webt"

so sind wir am Schlusse dieses Kapitels geneigt, für das junge Paar das Beste zu hoffen, doch belehrt uns die prosaische Inhaltsanzeige, daß dies sehr übel angebracht wäre, denn dieselbe lautet: „Nun versucht es Heinrich, Gretchen seiner Liebe gefügig zu machen, indem er sie durch Betrachtung über den Endzweck alles Daseins zu seinen eigenen Anschauungen, — jenen eines Materialisten — zu bekehren strebt. Dieser Endzweck ist nach ihm: möglichste Befriedigung der Sehnsucht nach Daseins Vollgenuß. Das arme verblendete Gretchen geht für einige Zeit darauf ein." Dadurch aufmerksam gemacht, lesen wir das nächste Kapitel mit geschärfter Aufmerksamkeit und wissen daher sofort, was der arge Heinrich will, wenn er flötet:

„So komm' doch, ach, in meine Nähe,
Daß Deine Hand ich heiß ergreife,
Daß ich Dir Aug' in Auge sähe,
Dir durch die weichen Locken streife."

und bange wird's uns bei Gretchen's erster, im Gedanken tiefer aber auch in der Sprache besonders herrlicher Betrachtung über die Wirkung des ersten Kusses:

„Wie oder war's der Blitz, der läuft
Durchs Mark in wildem Sein,
Der ohne Wahl schlägt, glutgehäuft,
Drein, was am Weg ihm, ein . . .?"

Das gute Gretchen merkt freilich nicht das Geringste, sie läßt sich so eifrig küssen, daß Spuren davon bleiben:

„Und wenn ich manches Mal verzage,
In meines Daseins Alltagsgraus,
Hol' ich mir Deinen Kuß und trage
In seiner — Spur mir Glück nach Haus!"

seufzt immer wieder:

„Ach, daß Dein — Kuß am Munde mir hinge!"

und singt Lieder wie das Folgende:

„Allem, dem mein
Aug' begegnet
Rose, Vogel, Abendstern,
Sing' ich vor mein
Einzig Liedchen:
„Gern, . . . gern, . . . gern, . . . gern, . . .
gern, . . . gern, . . . gern!"

Und mein Liedchen
„Gern, . . . gern, . . . gern, . . . gern!"
Auch den Schlummer mir durchklingt,
Und ich träume,
Daß mein Liebchen
„,— Gern! . . . Gern! . . .'" aus der Fern'
mir singt!"

Heinrich ist aber damit noch lange nicht zufrieden und erklärt geradezu:

„Ich will mich ganz . . . ja ganz . . . Dir reichen,
Willst Deine Schuld auch Du begleichen?"

Obwohl diese Verse an sich wohl nicht ganz unverständlich wären, hat gleichwohl unsere Dichterin mit dem Bedürfnis des Genies nach größtmöglicher Klarheit und dabei mit jener göttlichen Unbefangenheit, welche eben das Kennzeichen so hervorstechender Begabung ist, dieses Gedicht mit einem terminus technicus aus dem kanonischen Eherechte überschrieben, so daß mindestens die Juristen unter den Lesern wissen müssen, was eigentlich los ist. Diese Überschrift lautet, gleichzeitig gelehrt und doch dichterisch wirksam: „Non consumatum est . . ." Gretchen versteht offenbar nicht Latein, denn sie will Heinrich nur „den Kuß, den Lieb' küßt allein" geben, worauf aber dieser nun ganz offen erwidert: „Dein Kuß allein will mir nicht genügen." Gretchen fleht:

„Mir schwindelt . . . ich könnt' nicht selig sein,
An mehr . . . an mehr . . . zu denken."

Aber wieder erwidert Heinrich kurz und trocken

„Das Küssen ist nicht gesund"

und das Gespräch nimmt Wendungen, die zwar dichterisch auf gleicher Höhe stehen wie alles Übrige, die wir aber hier nicht wiederzugeben vorziehen. Lediglich als Probe für die geniale Kraft der Verfasserin, die Empfindungen einer verwickelten Situation kurz und schlicht zusammenzufassen, stehe hier Gretchens Betrachtung, wenn Heinrich durch irgend einen Zufall verhindert wird, sie zu küssen:

„Mir ist, als segne mein Gemüt
Der Schuld entronnen, Zufalls Unhuld . . .
Trag' Sehnsucht heim, die weiter glüht
Und Seligkeit der . . . der . . . der — Unschuld!"

und in einem andern „Tolles Zaudern" überschriebenen Liede heißt es gleich sinnig:

„Nicht zürne mir, daß noch ich zage . . .
Daß Dich mein Mund nur zaudernd küßt!
Ich blick' Dir in die Seel' und frage,
Ob doch Du . . . wohl der . . . Rechte bist!"

bis endlich Heinrich in dem Gedichte „Die Rinde zur Linde" das rechte Wort der Beruhigung findet:

„Ich bleibe Deine treue — Rinde!
Zu Dir ich — Du zu mir gehörst
Und fällt Dich einst die Axt, o Linde,
Da trifft die Rinde sie — zuerst!"

Was nun folgt, kann wieder aus verschiedenen Gründen nicht des Genaueren wiedergegeben werden, obwohl Einzelnes, namentlich das Lied von Gretchens zerrissenem Hemde, gleichfalls wahrhaft schön ist. Überschrieben ist dies Kapitel: „Gretchen ergiebt sich ihrer Liebe". Das nächste erfüllt uns sofort mit schlimmen Ahnungen. Zunächst jammert Gretchen:

„Mein Liebchen sich entfernte,
Vorüber ist die Ernte!
Jetzt Nachles' ich noch halt'
Bei Mondschein hier im Wald:
Denn, wo geküßt wir das Meiste,
Küß ich mein Lieb noch im Geiste!"

Weder die originellen Reime, noch der Umstand, daß Gretchen Heinrich ihr Liebchen nennt, können unsere Bangig-

keit darüber lindern, daß er sich plötzlich entfernt hat, und zwar recht weit hin:

„Wähnst Du, Dir naht das — Glück im Wüstensande,
Wo öde Fremde Dich umgähnet rings?
Nicht ist das Glück zu Haus' in Pyramiden,
In Riesengräbern ird'scher Herrlichkeit!“

Als wir nun vollends vernehmen, daß Gretchens locken der Antrag, mit ihm „der Erde bunt'ste Streifen zu durchschweifen“ und zuzusehen, wie „die Abendröte bestrahlt den stolzen Ruin“, seitens des Fernen nur die unerhört frivole Antwort hervorruft, daß

„Das Herz umschließt
Ein anderes — heut'
Ein anderes — morgen mit Liebe!“

und daß selbst Gretchens Bitte, er möge ihr Rosen mit Dornen schicken, damit sie, wenn sie sich am Dorne ritze, meine, „'s war an seinem Witze“, vergeblich bleibt, ja daß sogar auf die Mitteilung:

„Ich bin so schwach, ich bin so matt,
Seit man aus mir genommen hat
Mein Kindlein, das süße, das runde,“

von Heinrich keine Erwiderung erfolgt, da wollen uns die schlimmsten Ahnungen aufsteigen, und die Prosaüberschrift des Kapitels: „Heinrich hat sich auf eine Reise nach Ägypten begeben, um durch Zerstreuung von seiner Liebesleidenschaft geheilt zu werden,“ vermag dieselben natürlich in keiner Weise zu zerstreuen. Im 6. Kapitel erklärt Gretchen:

„Ein Wildbach stürz' ich hin,“

verfaßt eine „Philippika des Paradiesvogels an die andern Vögel, die seiner glänzenden Erscheinung neidisch spotten“, die wir hier teils wegen Raummangels, teils deshalb nicht wiedergeben können, weil es sich um etwas schlichte Vergleiche aus Brehms Tierleben handelt, frägt Heinrich entrüstet:

„Du reißest mich aus, wo selig ich war!
Wär's wahr, daß ich Dir nichts mehr tauge?“

und schließt:

„Du ‚lieben‘, modernes Menschlein,
Das rechnet und wägt und vergleichst!
Dessen Himmel niemals höher
Als ins Greifbare, Zählbare . . . reicht!“

Wie immer, erfahren wir auch diesmal in der Kapitelüberschrift etwas Neues, was in den Versen nicht gestanden, aber fein ist es auch nicht: „Heinrich, der in seinen Briefen an Gretchen immer kühler geworden, sucht nun allerlei Ausflüchte, um eine Lösung des Liebesbundes irgendwie begründen zu können. So wirft er ihr über schäumendes Wesen, ungerechterweise einen Überschwang in der Ausstattung ihrer äußeren Erscheinung und dgl. vor“. Im nächsten Abschnitt hält Heinrich unter dem Titel „Der verirrte Adler“ einen Monolog, in welchem er frägt:

„Willst Du die Schwingen, die umfassen
Kühn eine Welt jetzt, weil sie frei,
Willst Du im Wahnwitz sie zwingen ins — Nestchen,
Ängstlich zu brüten dort über dem — Ei?!“

welche Frage er, soweit der Schwung der Verse den Gedankengang erkennen läßt, mit Nein zu beantworten geneigt ist. Inzwischen jammert Gretchen, sie könne den Gedanken nicht ertragen, „zu leuchten Dir durchs nächtige Indessen“, daß sie „nur ein Baum sei, bei dem indessen Du ein Weilchen ausruhst“, über welches Indessen noch verschiedene Strophen folgen, ohne daß sich jedoch Heinrich leider zu einer Antwort herbeiläßt. Auch Gretchens Mahnungen, der Mensch möge nicht nach dem schweifen, was sein Los nicht gewährt, und:

„Eine Welt voll Seligkeit
Im Herzensfrieden, im frohen Mute,
In der Mitsichselbstzufriedenheit
Trägt in sich nur — der Edle, der Gute —“

bleiben fruchtlos, bis endlich Gretchen ihm den „Vorwurf aus empörter Seele“ entgegenschleudert:

„So? Jetzt ging Deine Lieb' zur Neige?
Und da Du sprichst, Du liebst mich nicht,
Meinst Du von Dir die Vaterpflicht
Leicht abzuschütteln? Grausam! Feige!“

Und wieder verrät uns die Kapitelüberschrift Neues, doch abermals nichts Tröstliches: „Heinrich geht daran, Gretchen zu verlassen, um, nur von niedrigen Beweggründen seiner materiellen Existenz-Verbesserung bestimmt, — eine „Vernunft-Ehe“ mit einer Andern zu schließen.“ Angesichts dieser Umstände, will uns Gretchens Frage, als sie erfährt, daß Heinrich von seiner Reise zurückkehrt:

„Begrüßest Du mich
Wie der blühende Strauch
Den Käfer begrüßt,
Mit Maienhauch?“

nur mit Mitleid erfüllen, und tief gerührt lesen wir das „Bulletin“ überschriebene Gedicht, in welchem sie ihm schildert, wie sie nach überstandenem Wochenbette aussieht:

„Mich zieht es und treibt es und schicket
Zu Dir mit Drangesmacht
Wie der Mai den Maikäfer rücket
Zur Sonn' aus der Erde Nacht.
Ich schau' mich — und, ach, ich trau' mich
Vor Dich nicht mit diesem — Gesicht . . .
— — — — — — — —
Der gequälte Leib seine Rundheit
In der Krankheit Krallen verlor.“

Derselbe Gedanke, aber noch viel poetischer, ist in der nächsten Ode: „Des genesenden Schmetterlings Sehnsucht nach dem Strauche“ ausgeführt, deren erste Strophe lautet:

„Seit ich durch Deiner Dolden Spiel,
O Strauch, auf meinen Rücken fiel,
Beweg' ich mich von Ort zu Ort
So mühsam nur im Grase fort.“

Aber es bleibt eben alles umsonst, und auch die Frage des nächsten Kapitels:

„Nicht einmal sehn magst Du Dein Kindlein?
Der Anmut Bild, gehüllt in Windlein?
Nicht mit dem Aug' ins Antlitz scheinen,
Das sich geformt ganz nach dem Deinen?“

welche Frage in verschiedenen, zum Teil nicht wiedergebbaren Formen auftritt, bleibt völlig unbeantwortet. Erst nachdem sich Gretchen in allen erdenklichen Versformen müde gefragt, erzählt dieser schlechte Mensch eine, man höre und staune, „Reminiscenz an Athen“:

„Und wo der Tempel der Pallas Athene,
Der heidnische, stolz in die Wolken schaut,
Wollt' gläubiger Sinn, daß an ihn sich lehne:
Ein — Kirchlein versteckt, am Abhang gebaut.
— — — — — — — — — —
Dem Kirchlein, versteckt in des Berges Weichen,
Von dem das Parthenon weithin grüßt,
Wird meine heimliche Liebe gleichen,
Die trotz der andern — Dich umschließt!“

Der reine Türke, das Wort ist nicht zu hart. Und Gretchen? Das arme Kind ist auch damit zufrieden. Sie erinnert sich, daß „ein Strauch neben weißen auch rote Rosen trage,“ und frägt:

„Wird sich darum beklagen,
Der stolze Fliederstrauch,
Küßt tief im Gras der Frühling
Das — Gänseblümchen auch? . . .“

Kurz, sie schickt sich in die Doppelwirtschaft sanft und geduldig, aber das nützt ihr nichts, dieser Heinrich ist eben zu schlimm, und bald muß sie sich ahnungsvoll auf S. 139 mit den „gestürzten Tempelsäulen in Athen“ vergleichen:

„Da liegt ihr, gestürzt, im Tagesstrahl
Auf grasbewachsner g e m e i n e r Erde!
Und auf euch verzehrt sein Mittagsmahl
Der Hirt, der da Hüter der T r u t h a h n herde! —
— — — — — — — — — —
O traurig, fallen die Trümmer mir ein,
Die ich in Hellas' Gefilden gesehen;
. . . — Wird's mir nicht, wenn die andre Dein,
Wie diesen Heiligtümern ergehen? — — —“

Noch macht die Edle zwei Vorschläge zur Güte, zunächst proponiert sie wieder eine friedliche Teilung mit Heinrichs Braut:

„Mög' ihr, der g'nügt Dein Tag fürs Glück im Dasein

Denn Deines Fühlens Tagesstrahl nun nah sein! —
Die — Mondnacht Deiner Seel' verklär' mein Leben!"
und erklärt dann kurz entschlossen:
„Ich will Dein Kamerade sein!
Dein Liebchen wär' ich lieber! —
Und soll es denn nicht anders sein,
Mag ich nicht weinen drüber!" —
Aber der herzlose Mensch erwidert nur:
„Lebwohl und schlag heiter
Dir mich aus dem Sinn!"
Man kann sich denken, wie tief dies auf das arme Gretchen wirkt, besonders, da sie nicht die Jüngste mehr ist:
„So kündigt sich der Jugend Weichen
Beim Weib in leiser Spur schon an!
Ein Haar will da und dort erbleichen —
Und aus der Reihe fehlt ein Zahn!"
Ihr einziges Glück außer dem Kinde ist natürlich die Erinnerung:
„Drum nennt mein Herz den Nußbaum,
Wo ich Dich küssend umschlang,
Zur Erinnerung den — Kußbaum
Nun all' mein Leben lang!"
Da stirbt auch das Kind und schon wollen wir an der Gerechtigkeit der Weltordnung verzweifeln, als plötzlich Heinrichs Gemüt von Reue zerfleischt wird und er klagt:
„Im Stalle Rosse, prächt'ge
Die fahren im Wagen mich aus —
Und geistvolle Freunde, mächt'ge,
Beehren als Gäste mein Haus!
— — — — — — — —
Viel Tauben ließen sich nieder
In meinen Taubenschlag
Und flattern hin und wieder
Durchs Gehöft den ganzen Tag.

Und wenn ich im Morgennebel
Erwacht' auf dem weichen Pfühl,
Vernehm' ich ihr selig Geschnäbel —:
. . . Wer ahnt, wie ich — elend mich fühl'!"
Den Schluß der Geschichte erfahren wir teils aus der Überschrift des letzten Kapitels: „Gretchen stirbt aus Gram. Ein Jahr nach ihrem Tode schreibt Heinrich in sein Tagebuch:" teils aus Heinrichs Klage:
„O daß ich das Glück mir zertreten,
Das Deine Liebe mir gab! . . .
Nicht einmal weinen und beten
Darf ich auf Deinem Grab!"

Daß die Dichtung um ihrer selbst willen gekannt zu werden verdient, bedarf nach den vorstehenden Proben nicht erst der Ausführung, sie verfolgt aber auch einen hohen sozial-ethischen Zweck, denn: „Dieses arme ‚Gretchen von heute' ist der idealisierte Typus von tausend und abertausend bejammernswerten Opfern allerorts, eines krankhaften Zuges unserer auf Wohlleben zielenden Zeit des Materialismus, des Egoismus, der Gewissenlosigkeit, der Heuchelei, des Selbstbetruges." Und darum ist dieser Zeit ein doppeltes Heil zuzurufen, weil ihr ein Genius entstanden, wie Sidonie Grünwald-Zerkowitz. Doppelt? — nein, mindestens dreimal Heil!

Litterarische Notizen.

— Zwei Potsdamer Schulmänner, P. Erfurth und H. Lindner haben unter dem Titel „Deutsche Litteraturkunde" (Potsdam, Aug. Stein. 1889) ein Lesebuch für Schulen zusammengestellt. Es giebt nun nachgerade fast so viele solcher Bücher, als es Anstalten giebt, und einem dringenden Bedürfnis kommt also die vorliegende Kompilation gewiß nicht entgegen, am wenigsten aber kann sich das Werk darauf berufen, daß es seine Sache besser macht, als die anderen. Das Gegenteil ist richtig. Sonst pflegen die Herausgeber doch zum mindesten die Einleitungen selbst zu schreiben; die beiden Herren haben sich auch dies geschenkt und die kurzen Übersichten den verschiedensten Litteratur-Geschichten entlehnt; man kann sich denken, welche Einheitlichkeit des Standpunkts da waltet! Sonst pflegt doch mindestens das Bemühen dahin zu gehen, in der Auswahl möglichst selbständig zu verfahren — hier begegnet uns sehr Weniges, was nicht zum eisernen Bestand der verbreitetsten unter diesen Lesebüchern gehören würde. Wo aber die Herren Erfurth und Lindner Neues bieten, in der Auswahl oder in der Anordnung, da möchte man oft genug seinen Augen nicht trauen. Wer bildet hier das „Junge Deutschland"?! Heine, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben und Robert Prutz! Wer sind die drei berühmtesten Österreicher? Grün, Lenau und — Zedlitz. — Wir meinen, es hat auch einmal ein gewisser Grillparzer gelebt! Wo ist Emanuel Geibel's richtiger Platz? Zwischen Redwitz und Spitta als „Vertreter konservativer Ideen"! Emil Rittershaus, Julius Wolff und Julius Sturm dürfen unter den „Dichtern unserer Tage" nicht fehlen, wohl aber Paul Heyse, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Th. Fontane! Für Leopold v. Ranke ist unter den „bedeutenden Prosaisten auf historischem Gebiete" kein Platz, wohl aber für — Eduard Duller! Und aus solchen Büchern lernt unsere Jugend die Litteratur ihres Volkes kennen . . .

— Ein Buch, welches nur durch den Klebstoff des Buchbinders zusammengehalten wird, ist die Feuilleton-Sammlung: „Zerstreutes und Erneutes" von Friedrich W. Ebeling (Berlin, Hans Lüstenöder. 1890). Neben einem Aufsatze „Zur Geschichte der Spielkarte" steht ein solcher über den Theologen Gesenius, dann folgt eine Skizze, die ihren Titel: „Aus Meyerbeer's Leben" zu Unrecht trägt; der Held ist ein verschollener Journalist, Dua, gegen den sich Meyerbeer ebenso gütig erwiesen, wie gegen unzählige Andere, ein paar Aphorismen über das Komische, ein Aufsatz über einen Schalksnarren des Mittelalters, ein für die meisten Leser der Sprache wegen unverständlicher Schwank aus dem XIII. Jahrhundert und den Beschluß macht eine satirische Dichtung des XVI. Jahrhunderts. Ebeling ist ein Mann von Verdienst, gleichwohl darf ihm die Bemerkung nicht erspart bleiben, daß ein Buch nicht den Eindruck machen darf, als wäre es aus dem Inhalt eines Papierkorbs zusammengeschüttet . . .

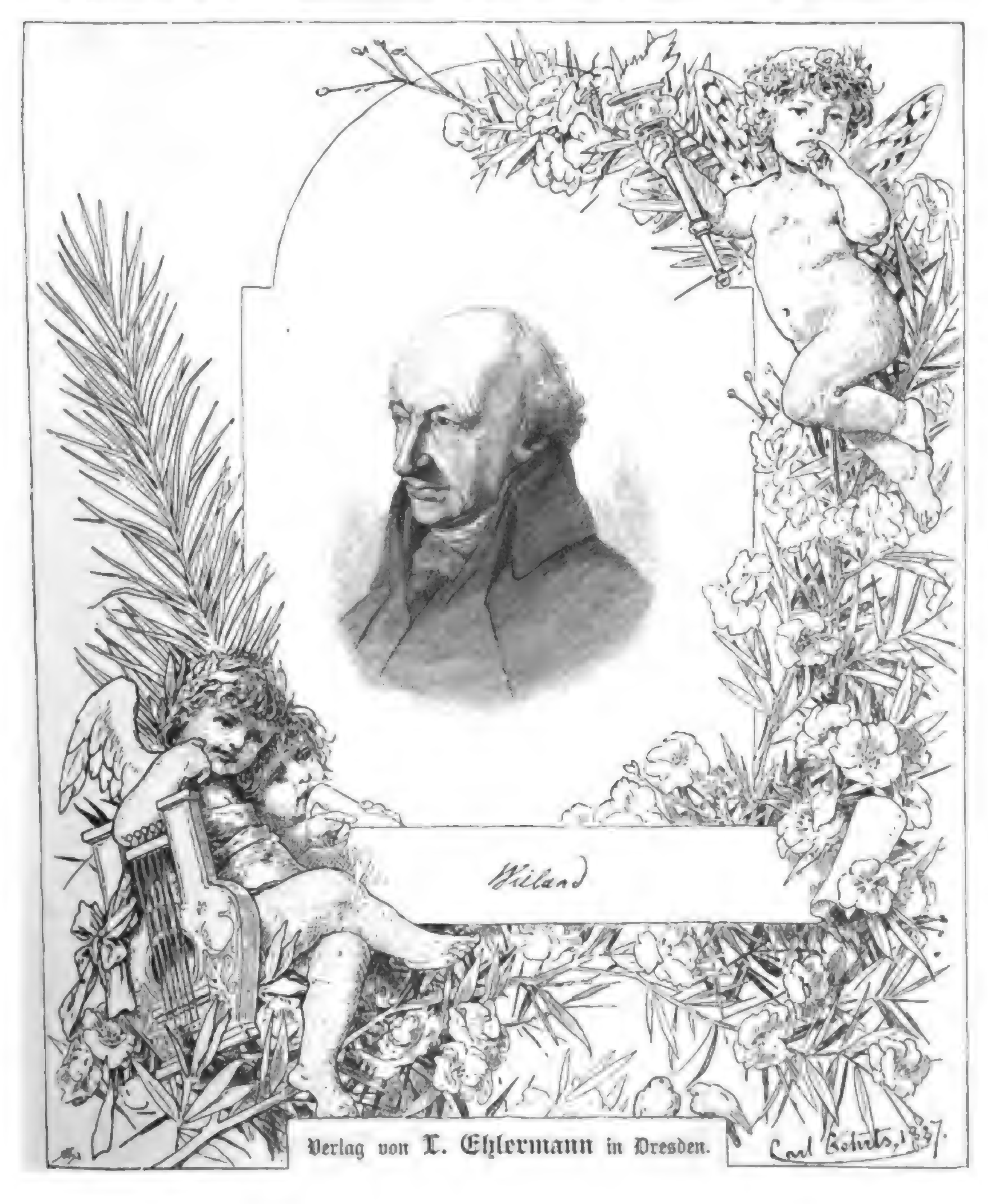
— „Schiller's Weltanschauung und die Bibel" ist der vielversprechende Titel einer Broschüre, welche ein Herr Dr. J. Goldschmidt im Verlage von Rosenbaum und Hart in Berlin hat erscheinen lassen, der Nebentitel: „Erläuterungen über ‚Kassandra' und ‚Das Ideal und das Leben'" steigert diese Erwartungen noch, denn, frägt man sich, was mögen die beiden Gedichte mit der Bibel zu thun haben? — aber nach einigen Seiten Lektüre wird die Spannung aufhören . . . Mit bohrender Rabulistik und in höchst schwülstigem Stil wird der Inhalt der beiden Gedichte auf die biblische Parabel vom „Baum der Erkenntnis" zurückgeführt — das ist alles. Natürlich gelingt der Beweis dem Herrn Verfasser vollkommen: wer die beiden Gedichte kennt, kann ja gar nicht daran zweifeln, daß Schiller bei ihrer Abfassung an nichts anderes gedacht, als an den Apfel des Paradieses . . . Diesmal scheint selbst das sonst so geduldige Papier sich gesträubt zu haben, denn der Druck ist unerlaubt schlecht.

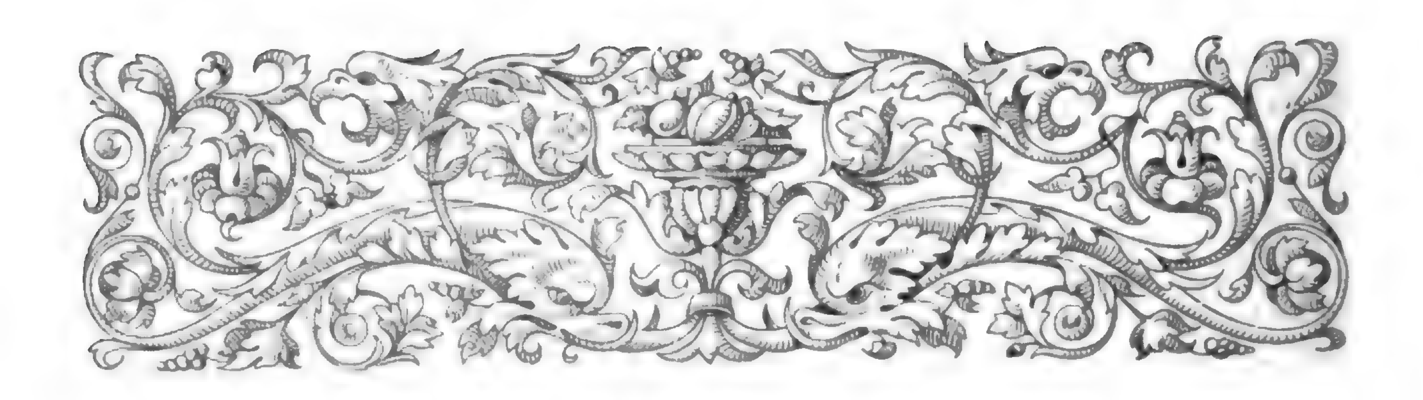
— In Band 1, S. 126 dieser Zeitschrift ist das Drama des ungarischen Dichters Emmerich Madách „Die Tragödie des Menschen" in der Übersetzung von Alexander Fischer eingehend gewürdigt worden. Das Werk hat nun in Andor von Sponer einen neuen Übersetzer gefunden (Kesmark, Santer, 1887); auch seine Arbeit liest sich glatt, überbietet jedoch jene Fischer's nicht.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VIII. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. September 1890.





Gedichte

von

Wieland.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Mitgeteilt von Bernhard Seuffert.

Vorbemerkung. Wieland selbst hat einige seiner höfischen Gelegenheitsgedichte drucken lassen und in seine Werke aufgenommen. Aus der größeren Zahl ungedruckter erscheint hier ein Neujahrsgedicht, an seine hohe, Herrin, Gönnerin und Freundin, die verwitwete Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar gerichtet. Sie, die der Dichter wiederholt als Olympia gefeiert hat, verdiente die Lobsprüche, welche ihr das Gedicht erteilt, falls man sie nur ins Prosaische überträgt. — Der antiken Götterwelt legte Wieland gerne seine eignen Gedanken in den Mund; die Götterchen sind hier und oft bei ihm im Rokokokostüm gedacht, die Situation ist salonmäßig und wird dadurch aus feierlicher Himmelssphäre in lebendige Gegenwart versetzt.

Mit der „im reinsten Sinn des Worts liebenswürdigen Princessin Caroline“ von Sachsen-Weimar war Wieland als väterlicher Freund verbunden. Als sie 1810, vierundzwanzigjährig, den Erbprinzen von Mecklenburg ehelichte, versprach er sich von ihr einen ähnlich belebenden Einfluß auf dies Land, wie ihn ihre Großmutter Anna Amalia vor vierzig Jahren auf Weimar geübt habe. Ich wüßte das Verhältnis des Dichters zu der fürstlichen Adressatin und das Zutreffende der in Wieland's Versen enthaltenen Charakteristik nicht besser zu beleuchten als durch folgenden ungedruckten Brief der Prinzessin zu Wieland's Geburtstag: „dem Herrn Hofrat Wieland. Weimar, 5. September 1806. Sie würdigten mich einst Ihrer Freundschaft und schmeichelten mir, daß, was ich aus meinem Herzen sprach, Sie gern und gütig anhören wollten. Auf diese Huld baue ich auch heute, indem ich es wage an einem so heiligen Tage zu Ihnen zu treten. Empfangen Sie meine Wünsche mit denen Ihrer Kinder; sie wagen es mit diesen vereint sich zu Ihnen zu erheben, weil sie sich nicht kälter noch schwächer fühlen. In der Fortdauer eines glücklichen Alters, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen, als ein mich beglückendes Gut, und nehmen Sie immer gern und freundlich die Huldigung meines Herzens an. Karoline.“ B. S.

Eine Anecdote aus dem Olymp.

Am 1.ten Januar, im Jahre 1784.

Das dreymal Drey der Musenschaar,
die heil'ge Vier der schönen Horen,
die Grazien im goldnen Haar,
und Bacchus und Apoll, mit Amorn und mit Floren,
frühstückten sämtlich bey Auroren,
am ersten Tag im Januar.

Merkur, der nicht erwartet war,
kam aus des Luftmeers dünnen Wogen
à la Montgolfier geflogen,
und, Friede, sprach er, sey mit Euch!
Euch Göttervolk im Himmelreich,
zu nichts als ew'ger Lust erzogen,
sind freylich alle Tage gleich.
Allein dort unten auf der Erden
ist heut der erste Januar;
der pflegt daselbst gar sonderbar
von Groß und Klein charmiert zu werden,
denn heute gilts fürs ganze Jahr.
Die Leute die was zu geben haben
beschenken einander mit kleinen Gaben;
doch, wer nicht schwehr am Seckel trägt,
und lieber ihn sich füllen ließe,
schleicht tiefgebückt heran und legt
in Demuth — Wünsche vor die Füße.

Ihr, denen's an Gaben nicht gebricht,
Wohlan, ihr lieblichen Göttinnen,
erinnert euch die schöne Pflicht
der Dankbarkeit und Liebe nicht,

auf Gaben für eine Fürstin zu sinnen,
die, eure Freundschaft zu gewinnen,
euch stets die schönsten Kränze flicht?
die Erste eurer Priesterinnen!

Die Damen in Aurorens Saal,
indem sie ihren Nectar schlürfen
beschäfftigt, denck ich, mit Entwürfen
von Putz zum nächsten Götter-Bal,
entschuldigen sich allzumal.
„Was könnt' Olympia bedürfen?
Hat Mutter Natur von Kindheit an
nicht alles schon für Sie gethan?
ihr Bestes nicht an ihr verspendet?
Hat nicht ihr eigner Genius
die Arbeit der Natur vollendet?
Und macht was mancher Mann auf us
wohl unbegriffen lassen muß
nicht täglich noch Ihr Fleiß sich eigen?
Jedoch, zu allem Überfluß,
und bloß den guten Willen zu zeigen,
da, lieber Herr Merkurius,
pack er, was wir von unsern Dingen
in aller Eil zusammenbringen,
hübsch sauber auf, dann flieg er frisch
und leg's der Fürstin auf den Tisch.
Nur sey er honett, Herr Seelenzwinger,
und mach er keine krummen Finger!"

Jezt giengs, mit einer Schwärmerey
die man von ihnen nur vor zwey
Minuten nicht vermutet hätte,
an ein Begaben in die Wette.

Die Pieriden, als ihrer Neun,
wollen, wie billig, die ersten seyn.
Man müßte nach ihrem Gewimmel dencken
sie hätten gewaltig viel zu schenken.
Doch, da sie ihren ganzen Kram
Durchsucht, bestunden sie mit Schaam.
Sie selber hatten schon vor Jahren
der Fürstin in die sie vergeistert waren
mit allem was der Musensitz
hervorbringt an Geschmack und Witz,
(ohn' auf die Zukunft was zu sparen)
mit jedem Talent und jedem Trieb
der es entwickelt, so reich versehen,
Daß nun den guten alten Feen
nichts mehr zu geben übrig blieb.

Apoll, auf den sie um Beystand sahn,
nahm ihrer sich aus Mitleid an.
Ich selber wüßte, bey meinem Leben!
sprach er, Olympien nichts zu geben
das Sie nicht besser hätt' — allein,
betreffend die Herrn und Fräulein fein,
die Ihr als Commensalen dienen,
(doch nichts für ungut!) bey manchen von ihnen
mag dies der Fall nicht immer seyn.
Drum dächt' ich wir schickten insgemein
zur Nothdurft der Dipnosophisten,
die unsre Fürstin in Ihrer Pfalz
bey Tafel zu amusiren gelüsten,
Ihr einen Zentner — Attisch Salz.

Der Einfall hat sich traun! gewaschen
fällt Bacchus, der Freudengeber, ein:
ich selber lege dreyhundert Flaschen
dazu, von meinem besten Wein;
die Herren werden im Einfall-Haschen
dabey nur desto prompter seyn.
Was auch die Kammerherren sagen,
der Wein giebt Witz und stärkt den Magen.

Jezt traf die Grazien die Reyh:
Die fanden, ohne sich lang im Busen
zu krabbeln, daß der Fall der Musen
just auch ihr eigner Casus sey:
Was wir nicht selbst an Sie verschwendet,
das, sagten sie, hat Sie uns, so fein
daß man Ihrs gern verzeyht, entwendet:
Wir könnten leicht genöthigt seyn
am Ende gar heut oder morgen,
anstatt zu geben, bey Ihr zu borgen.

Auf diesen Fall, fällt Amor ein,
ist euch kein beßrer Rath zu geben,
als Tag und Nacht Sie zu umschweben,
und, ohne zu merckliches Bestreben,
die Pfade von Ihrem schönen Leben
mit eurn Rosen, als sproßten sie eben
von selbst hervor, zu überstreun.

Die Rede gefiel den Dirnen wohl,
und man beschloß, ein Körbchen voll
sogleich Merkuren mitzugeben.

Noch eins, sprach Phöbus, fällt mir bey;
sag Ihren Leib und Mund-Poeten,
wir hätten uns die Kuppeley
von Musen und Busen (als gar zu neu)
für ein und allemal verbeten.

Ich, sprach jezt Flora, habe mir,
Olympien meine Dienstbegier
zu zeigen, Ihren Hayn erwählt,
wo freylich dies und das noch fehlt.
Maasregeln hab ich schon genommen,
Laßt mir nur erst den Frühling kommen!

Die Horen stimmten im Chorus ein
und alle Göttinnen und Götter
gelobten Ihr, nebst schönem Wetter
und ew'gem kühlen Sonnenschein,

zu dichten, zu würcken und zu wachen
um ihren auserwählten Hayn
zu einem Paradies zu machen.

Was mich betrift, so hab ich zwar
sprach jezt der Liebesgott, fürwahr,
mich wenig Ihrer Gunst zu rühmen.
Denn ich verschoß an Ihrem Stolz
vergebens manchen schönen Bolz.
Dagegen ist mein Bruder Hymen
für große unverdiente Huld
um desto mehr in Ihrer Schuld.
Doch, drohen würde mir übel ziemen.
Gern halt ich Ihren Schlägen still,
und, wenn Sie meines Diensts nicht will,
so ist mirs doch schon viel Genuß
Daß Sie Sich lieben lassen muß.
(Das kann der Herr ins Ohr Ihr sagen.)

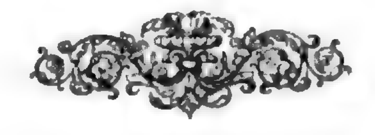
Mit allem was man ihm aufgetragen
bepackt, war Herr Merkurius
in seinen aërostatischen Wagen
zu steigen eben im Begriff:
als, keuchend, mit einem großen Kanken
voll teutscher Zitronen und Pomeranzen,
Pomona in den Weg ihm lief.
Ein einzig Wort, Herr Vetter, rief
die gute Frau: bring er, ich bitt,
der Fürstin diese Früchte mit;
Sie sind von meiner eignen Zucht,
sind gut (halb Teutschland hats versucht)
und gehn, so helf mir Sankt Walpurg!
Von London bis nach Petersburg:
sind, ohne Ruhmred', extrafein,
gesund und wohlfeil obendrein;
zwölf Körbchen (troz dem leidigen Schweizer!)
vier Gulden nur un dreissig Kreuzer!

Merkur nimmt ihr die Körbchen ab,
und sinkt zum Erdenball hinab.
Und hier ist auch mein Mährchen gar,
Im übrigen, Prosit das neue Jahr!

An Princessin Caroline von Sachsen-Weimar.

In des Morgens stiller Frühe,
wenn aus Äther leicht gebildet
holde Träume uns umflattern,
sah ich einen schönen Engel
aus der Morgenröthe langsam
sich zur Erde nieder senken,
ein Gewächs des Paradieses
in den Rosenarmen tragend,
um es in den Schoos der Erde
zu verpflanzen. Und der Engel,
auf das Kind des Paradieses
liebevolle Blicke heftend,
Wachse, sprach er, holde Blume,
wachse, blühe und gedeihe
unverwelklich, und erfreue
alle Augen, alle Herzen!
Möchten immer milde Lüfte
sanftbewegend Dich umschweben,
immer eine milde Sonne
Deinen stillen Reiz entfalten,
immer sie, in deren Mitte
Du so schön erblühtest, dankbar
sich an Deinem Anblick laben!
Doch, in welchen fremden Boden
Auch das Schicksal Dich, Du Liebling
aller Himmlischen, versetze,
Sey getrost und fürchte keinen
Unfall, keinen Sturm! Denn niemahls
wird Dein Engel Dich verlassen,
Der zum Schutz Dir zugegeben,
Deines heitern schönen Lebens
Heil'ge Flamme treu bewacht.

Hier zerfloß die Engelsstimme
sanft im Hauch der Morgenlüfte
und ein Rosenwölkchen raubte
seinen Anblick meinen Augen.



Einsamkeit.

Mein Herzblut gäb' ich — könnt' es mich erlösen
O Einsamkeit von dir!
Du grüßtest mich am Ersten Atemstag
Und folgtest mir mit stummbewegten Schwingen.
Doch wußt' ich's nicht, ich sah nur, wie ein Schatten
Mir über jede Freude glitt
Und mir den Schmelz von allen Blüten streifte,
Wie Menschenhand den Farbenstaub vom Falter.
Dann, als die Jahre gingen und die Liebe
Zum erstenmal in meine Seele zog,
Da wähnt' ich, alles Dunkel sei gewichen
Und vor mir läge Licht, nur Licht und Licht!
Das ganze Erdenleid, ein Ammenmärchen
Erschien es mir, das kaum die Kinder schreckt.

Und doch — nach wenig Tagen blickte schon
Entgegen mir aus des Geliebten Augen
Ein dunkler, starrer Punkt; ein fremdes Etwas,
Wie eine Welt, die Keiner von uns kannte,
Da flüstert's zwischen jedes Liebeswort
Mit fremdem Klang: „Du kannst mir nicht entrinnen,
Friedlos vom ersten Tag bist Du mein Eigen
Und Keines sonst, ich bin die Einsamkeit."

Ich aber ließ mit Weinen meine Liebe
Und warf mich in den Strudel dieser Welt,
Glitt über Meere, zog durch ferne Länder.
Die ganze Pracht der Erdenschöne flog,
Durchschauernd meine Seele, mir vorüber
Und wieder glaubt' ich, hofft' ich, war beglückt
Für kurze Zeit, bis einst im Traume mir
Aufs Neu die Stimme klang, die mir verscheuchte
Den holden Wahn. — Zurück zu Menschen zog ich
Und warb um sie und wieder fand ich Liebe
Und wähnte mich gerettet in den Armen
Des besten Glücks. Doch sieht's mich liebend an,
Stets fürcht' ich einen fremden, starren Blick,
Stets hör' ich flüstern eine ferne Stimme:
„Du bist allein und ewig bleibst Du mein."

Dann treibt's mich fort und wieder muß ich schaun
In andre Augen, ob ich's finden kann,
Was mich vergessen läßt, die mich verdammte,
Was mich vergessen läßt die Einsamkeit.
— So such' ich, bis am Ende meiner Tage
Sie mich aufs Kissen legt, mein Auge schließt
Und mir mit Eiseskuß die Seele stiehlt,
Die sie im Leben schon um alles trog.

Drum schau ich stets und stets in Menschenaugen
Bis tief zum Grund und immer scheucht's mich fort
Zurück zu dir, du fürchterliche Freundin.
Die beiden Arme schling' ich dann um dich
Und wein' mich aus. — Und doch, nur du allein
Zum höchsten Gipfel kannst du mich geleiten,
Denn heilig bist du — alles Große kommt
Durch deinen Atem, doch sein Hauch ist Tod.
Du bist der Dämon, der durchs Weltall zieht
Um jede große Menschenthat zu reifen,
Und wen dein dunkler Flügelschlag umrauscht,
Der kann zum Höchsten seine Hände strecken.
Erringen wird er's — oder untergehn,
Doch was er sucht, das Glück — er findet's nie!

Hermine von Preuschen.

Im Bann der Weltlust.

Dem Tage Fluch, da eine sündige Hand
Mir dunkle Rosen um die Stirne wand!
Der heiße Duft, der aus den Blüten quoll,
Die Rede, die von weicher Lippe scholl,
Das Leuchten eines nachtumflorten Blicks:
Das traf mich, wie das Beil des Mißgeschicks!

Nicht sann ich mehr geweihten Träumen nach;
Mir schwieg die Seele, schwieg und starb gemach . . .
Ihr Grabgeläut ist wilder Becherklang,
Ihr Totenlied ein wüster Weingesang,
Der nachts in meerumbrauster Schenke dröhnt,
Dieweil der Sturmwind klagend saucht und stöhnt.

Nacht, dunkle Nacht, dein Mantel ward mein Kleid,
Dein Hauch mein Atem! Ward mein Weh — dein Leid?
Wohlan, aus deinen Wolken wirf das Schwert,
Das wie das Feuer brennt und würgt und zehrt! . . .
Auf einen Toten soll der Morgen sehn,
Kommt er zu Thal mit weichem Windeswehn!

Bruno Salmer.

Dalmatinisches Strandbild.

Blaue See am Küstensaum
Rauschet Minnegrüße,
Wie ein Hauch küßt Wellenschaum
Schlanke Palmenfüße.

Würzeschwere, feuchte Luft
Fühlst du strandwärts fließen,
So als gelt's ein Meer von Duft
Auf das Meer zu gießen.

Aus des Lorbeerhaines Nacht
Schießen frische Triebe,
Jubelt laute Liederpracht —
Jeder Ton ist Liebe.

Über all' dem Wonnetraum
Trauert die Kapelle
Ohne Blume, ohne Baum
Ohne Labequelle.

Ringsum mahnen, Reihen lang,
Öde Grabesstätten,
Daß hier Lust und Lebensdrang
Nichts zu schaffen hätten.

Mit des Sehnens heißer Glut
Hin ein Priester brütet,
Wo die Mutter wohlgemut
Ihre Kleinen hütet.

Mählig ist ihm das Brevier
Auf das Knie gesunken:
An des jungen Leibes Zier
Hängt sein Auge trunken.

Andachtsvoll schlägt sie das Kreuz
Auf die Marmorbüste,
In der Hand preßt er sein Kreuz
Als ob's bersten müßte.

Bleicher Priester, um dich schau!
Unten Flutgekose,
Oben lechzt nach Regentau
Karst, der blumenlose. — —

Karl Cron.

Sommertag.

Lieber, froher Sommertag,
Licht und Wonn' umflossen,
Heute hat der Himmel uns
Ganz sein Herz erschlossen.

Heute wandelt Sonnenglanz
Gütevoll hienieden
Und durch alles Weh hindurch
Zittert es wie Frieden.

Martin Beck.

Der Hanseat.

„Leb wohl, mein Schatz; der nächste Mai
Vollendet unser Glück."
Das Schiff stieß ab vom Hafenkai
Allein ging sie zurück.
Ein Veilchen, das am Wege stand,
Barg sie an ihrer Brust.
Sie dacht' an ihn im fernen Land
Voll Liebesleid und Lust.

Und als im Herbst der Wind ans Haus
Die roten Blätter trieb,
Aufs Wasser blickte sie hinaus
In Sehnsucht und in Lieb'.
Ein Ritter kam vom Hafen her
In fremder, reicher Tracht,
Der hat vom Freunde überm Meer
Ihr böse Post gebracht.

„Vergiß den Mann, der Dich vergaß.
Er kehrt Dir nicht zurück.
Ich traf ihn, der im Rausche saß,
Zu Bergen auf der Brück.
Dort liegt er wie ein Herdentier
Im Schütting auf dem Stroh,
Verlernt der Heimat Zucht und Zier,
Ist plump und frech und roh.

Komm' mit mir auf mein hohes Schloß;
Dich schützt der feste Bau,
Dich schützt der starken Knechte Troß,
Dich reiche Rittersfrau."
Ihr wurde weh, ihr wurde bang,
Ihr Herzchen pochte laut. —
Doch bei des Julfests Glockenklang
Da wurden sie getraut.

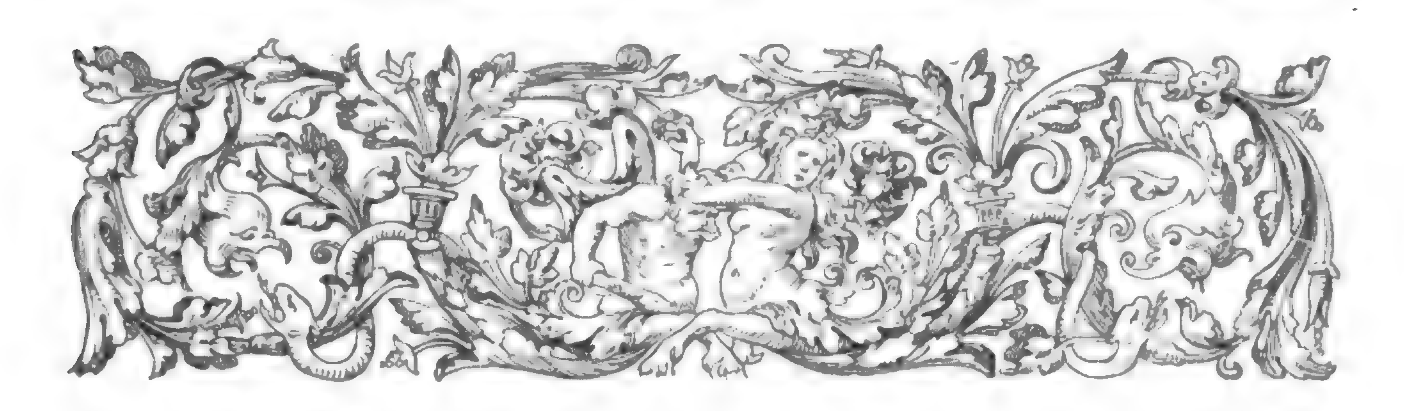
Und als den Freund zurückgebracht
Das Schiff im nächsten Mai,
Da stand ein Weib in Witwentracht
Am lauten Hafenkai.
„Zerstört das Gut! Verbrannt der Bau!
Den Gatten schlug das Schwert!
Verstoße nicht die arme Frau
Die reuig wiederkehrt."

„„Der Liebestraum ist aus, mein Kind,""
— Spricht er und senkt das Haupt —
„„Auf Wasserwellen baut und Wind
Wer Weiberworten glaubt.
Ich stürbe wohl, dich anzusehn
Vor Groll und Gall' und Gift.
Du kannst zu den Beginen gehn
In das Brigittenstift.""

In öder Klosterzelle schlief
Die Ärmste nun allein;
Er aber saß im Keller tief
Und summte so zum Wein:
„Laut jubelt mancher Mann und singt,
Wenn man ihm bringt die Braut;
Ach! Wüßte er, was man ihm bringt,
Er weinte lieber laut."

Albert Benda.





Blinde Liebe.

Novelle von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Ich versuchte gleich am folgenden Tage eine abermalige Annäherung bei Angiolina, in der bestimmten Annahme, daß sie nicht aus eigener, freier Entscheidung, sondern allein unter dem Einflusse ihres Mannes zu dieser Weigerung gelangt war. Ich wollte sie deshalb auch nur ohne diesen sprechen und muß eingestehen, daß ich das kleine Haus an diesem wie an mehreren folgenden Tagen wie ein Spion umstrich, damit ich die Stunde abpaßte, wo ich Angiolina allein finden könnte.

Endlich gelang es mir, Tobia eines Tages auf einer Wanderung im Gebirge zu begegnen, ohne daß er selber, der unter einem schweren Fasse, das er sich mit Riemen über den Rücken geschnallt, gesenkten Kopfes an einem derben Stocke bergauf keuchte, meiner gewahr geworden wäre. Diese Stunde benützte ich sofort, um Angiolina aufzusuchen. Ich traf sie, als ich nach raschem Gange und nicht ohne Erregung bei ihr eintrat, im Inneren ihres bescheidenen Hauses und bat sie, mit mir vor die Thür zu treten, weil ich mit ihr reden müsse.

Sie war bei dem Klang meiner Stimme sichtlich erschrocken, zauderte und zeigte mir ein halb trauriges, halb flehendes Antlitz, aus dem ich nicht recht klug werden konnte. Endlich sagte sie unsicher: „Tobia ist garnicht daheim.“ — „Ich habe auch nur mit Ihnen allein zu reden,“ fiel ich ein, „bitte, hören Sie mich an!“

Wir setzten uns nebeneinander auf die Steinbank unter der Pergola vorm Hause. Ich wollte beginnen auf sie einzureden, aber ehe ich das noch vermochte, sagte sie schon mit einer gewissen Hast: „Lassen Sie uns nur nicht von dem reden, was neulich zwischen uns gesprochen worden ist, Herr. Sie wissen ja, daß das zu Ende ist.“

Ich sah erst jetzt vollends, wie ihr Antlitz bei ihren Worten von einer stillen Traurigkeit überschattet war, die mich fast noch mehr rührte als die friedvolle Ergebung, die ich früher allein darauf gelesen. „Sora Angiolina,“ sagte ich, „ich bin nur deshalb gekommen, um mit Ihnen von dem zu reden, was ich neulich gesagt habe, und Sie dürfen mich daran nicht hindern. Was soll ich von Ihrer Weigerung überhaupt denken? Sagen Sie mir vor allem dies Eine: ist es ganz nur Ihr eigener Wille, sich von mir nicht das Augenlicht wiederschenken zu lassen?“

Sie war sehr erschrocken über meinen ernsten und vorwurfsvollen Ton. „Weshalb fragen Sie das, Herr?“ murmelte sie.

„Weil es mir unmöglich ist, zu denken, Sie wollten lieber blind bleiben, anstatt diese schöne Sonne über uns und diese herrliche Welt um uns her mit Ihren Augen zu genießen. Weil das eine Sünde wäre, Sora Angiolina, die Gott an Ihnen strafen könnte, denn er will alles Gute und Beste für jedes einzelne seiner Geschöpfe. Und weil es allem menschlichen Fühlen widersprechen würde, lieber blind zu bleiben, als sich vielmehr in brennender Sehnsucht nach dem Lichte zu verzehren. Und deshalb glaube ich auch nicht daran, Sora Angiolina.“

Ich redete in dieser Weise noch eine Zeitlang fort, bis ich sah, daß Thränen in den blinden Augen der Frau aufglänzten, die still und gesenkten Hauptes neben mir saß. Endlich trocknete sie sich dieselben mit ihrer Schürze fort, legte mir bittend die Hand auf den Arm und sagte:

„Lassen Sie nur, Sie haben ja recht. Es ist auch nicht mein eigener Wille, — wenigstens war er's zu Anfang nicht, denn jetzt habe ich ja nachgegeben und bin entschlossen. Zu ändern ist es nicht."

„Also Ihr Mann zwingt Sie dazu, blind zu bleiben?" fragte ich rasch. „Und das dulden Sie?" Meine Stimme zitterte vor Entrüstung. „Weiß er denn nicht, daß er ein Verbrechen begeht, wenn er Sie dazu zwingt?"

„Herr, Herr," fiel sie begütigend ein und fuhr mir mit der Handfläche ein paarmal über den Rockärmel hin, „Sie waren neulich so gut und freundlich, weshalb sind Sie heute so herb und zornig? Sie müssen ihn nicht verurteilen, meinen Tobia. Und er zwingt mich ja auch nicht so, wie Sie es vielleicht meinen. Durch seine Liebe zwingt er mich, sonst durch nichts. Er hat mich so flehentlich gebeten, ich solle bleiben, wie ich bin und er hat vor mir auf den Knieen gelegen, Herr, und er ist so unglückselig, so verzweifelt gewesen bei dem Gedanken, ich könnte mich wollen operieren lassen, — nein, ich hätt' es ihm nicht abschlagen können. Und seit ich es ihm versprochen habe, sind wir noch viel glücklicher als vorher und Tobia ist so zärtlich und teilnehmend und hingebungsvoll, wie noch nie im Leben. Ganz selig macht es mich, ihn so zu sehn, Herr. Und wenn ich denke, was er mir all' diese Jahre meiner Blindheit hindurch angethan hat an Liebem und Gutem und Köstlichem, was ich ihm doch nie, nie vergelten kann, ein so prächtiger Bursche er immer war, und der jeder Dirne mit den hellsten und schönsten Augen recht gewesen wäre, — wo sollt' ich da wohl den Mut hernehmen, nun zum Lohn und Dank etwas zu thun, was er mich kniefällig beschwor, zu unterlassen? Wär' ich da nicht das verworfenste Weib unter Gottes Sonne? Lieber möcht' ich noch taub und stumm obendrein werden, als daß ich das übers Herz brächte!"

Sie hatte mit so warmer Dringlichkeit gesprochen und sah so holdselig und lieberfüllt aus, gleich als ob ihr ganzes Wesen in dem einen Gefühl für den Mann aufginge, der sie während ihrer Blindheit glücklicher gemacht, als irgend ein andres, sehendes Weib es je hätte werden können, daß ich meinem Unwillen über Tobia's sündhaftes Verlangen keinen Ausdruck zu geben wagte, sondern, meine Ergriffenheit niederkämpfend, nur fragte: „Aber warum hat Sor Tobia diese Forderung an Sie gestellt, Sora Angiolina? Wie erklären Sie sich sein Verlangen?"

Angiolina hatte die Stirn wieder traurig in den Schoß gesenkt. Dann erwiderte sie leise: „Tobia fürchtet sich davor, daß ich sehen könnte, Herr. Er meint, ich würde dann keine andre Sehnsucht mehr haben, als allein die, den Mörder meines Vaters ausfindig zu machen. Ich würde ihn selber und unsere Liebe und alles in der Welt dabei vergessen und mit meiner Herzensruhe sei es auch vorbei. Und wenn ich ihn dann endlich gefunden hätte, dann würde ich ihn ins Verderben bringen, obgleich er vielleicht sein Vergehen schon längst gebüßt hätte durch seine Reue und seine Gewissensqualen, und obgleich er die That damals vielleicht garnicht mit Vorbedacht begangen, sondern aus einem unglückseligen Zufall, durch Leichtsinn oder Irrtum. Wenn mir's also wirklich darum zu thun sei, mit ihm so glücklich und still weiter zu leben, wie bisher, und wenn ich ihn wirklich liebte, dann sollte ich so bleiben wie ich sei, sonst bewiese ich ihm, daß mir noch etwas auf der Welt höher stände als er und seine Liebe, und dann könne er nur gleich ins wilde Felsgebirge hinaufsteigen und nimmer wieder zurückkommen, denn das könne er nicht überleben. Nun sehen Sie, Herr, wenn ich's recht überdenke, muß ich mir ja wohl sagen, daß er in allem recht hat, hier wie immer. Und so hab' ich denn nachgegeben und habe mein Herz bezwungen. Leicht war's nicht, das will ich Ihnen offen sagen. Denn seit Sie mir damals davon geredet haben, ist es allmählig wie eine ganz gewaltige Sehnsucht in mir aufgewachsen, daß ich dachte, ich würde es garnicht überstehen können, sie in mir niederzuzwingen, und immer und immer seh' ich jetzt die Welt so vor mir, wie ich sie damals als Kind gesehen habe: die Sonne, die Berge, die Blumen — alles, alles, und dann packt's mich wie ein Krampf und rüttelt ordentlich an mir. Und ich könnte Ihnen eigentlich gram sein, daß Sie mich aus meiner Ruhe so aufgescheucht haben, aber ich weiß ja, wie gut Sie es gemeint haben, Herr, und daß Sie nicht's davon ahnten, wie es kommen würde. Die heilige Jungfrau, zu der ich jetzt viel bete, wird ja auch geben, daß es wieder friedlich in mir wird."

Ihre letzten Worte verloren sich in einem leisen Gemurmel, und sie hob den Kopf dabei gegen den Himmel auf, als ob sie mit ihren blinden Augen durch die schimmernde, blaue Krystalldecke bis zu dem Thronsitz der Göttlichen emporblicken könne, die ihr Ruhe in die stürmisch erregte Seele träufeln sollte. Ich war durch ihre letzten

Bekenntnisse sehr erschüttert; nur das Eine warf ich nach einer Weile des Schweigens noch hin: „Sie hätten ja die Entdeckung des Mörders Ihres Vaters aufgeben können, Sora Angiolina. Wenn Sie Ihren Gatten versprächen, daß Sie es wollten, daß Sie Ihre Augen nur dazu benutzen wollen, ihn und die schöne Welt da draußen anzusehn —“

Aber sie schüttelte trübe den Kopf. „Ich glaube nicht, daß ich das könnte, Herr. Es liegt mir im Blute. Und Tobia meint auch, schon der Zufall könne mir den Thäter vor Augen führen, selbst wenn ich ihn garnicht suchte, und dann sei es mit meiner Ruhe doch vorbei —“ Sie unterbrach sich hier plötzlich und horchte ein paar Sekunden mit angehaltenem Atem, das eine Ohr leicht mit dem Zeigefinger nach vorn schiebend, hinaus. Dann nickte sie und sagte: „Das ist er. Tobia kommt zurück, Herr. Ich beschwöre Sie, lassen Sie uns thun, als ob wir von ganz anderen Dingen gesprochen hätten, deuten Sie ihm mit keinem Wort an, was ich Ihnen von meiner Sehnsucht erzählt habe. Es würde ihn furchtbar aufbringen. Und es war ja auch sehr unrecht von mir, daß ich mein Versprechen nicht gehalten habe. Neulich haben Sie Tobia ohnedies so gesehen, wie ich ihn noch nie gesehen habe in meinem ganzen Leben, und wie er Ihnen wohl schwerlich gefallen haben wird.“

Ich beruhigte sie und begann gleich danach von wirtschaftlichen Angelegenheiten zu reden. Darüber näherte sich Tobia, der so leise heranschlich, daß man hätte argwöhnen können, er wolle uns belauschen. Nun hörte er uns nur über Mais und Oliven, über Sumach und Kaktusfeigen reden, wie wenn uns nie etwas andres in den Sinn gekommen wäre. Aber ganz beruhigte ihn das offenbar doch nicht, denn während er uns begrüßte, flog sein Blick argwöhnisch und lauernd vom Einen zum Andern. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir seine Augen in dieser Minute unheimlich erschienen, und daß sie etwas so Drohendes angenommen hatten, daß ich begriff, dieser Mann könne, wenn einmal gereizt, seinem Groll einen furchtbaren Ausdruck geben.

Seine Worte, die er an mich richtete, klangen übrigens freundlich und gutmütig, aber sein Blick blieb mißtrauisch, und ich hielt es für das Beste, bald meiner Wege zu gehn. Tobia begleitete mich eine Strecke. Er unterhielt sich unbefangen mit mir, gerade als wenn niemals etwas Wichtiges und Eingreifendes zwischen uns verhandelt worden wäre, aber sein argwöhnischer Blick ließ immer noch nicht von mir. Als wir uns trennten, forderte er mich zum Wiederkommen auf in einem Ton, der mir das Gegenteil offenbar zur Pflicht machen wollte. So gingen wir mit freundschaftlichem Händedruck, aber doch innerlich uns als Gegner fühlend, auseinander.

Mir blieb nun weiter nichts mehr, als noch einmal mich an Padre Martino zu wenden und ihn anzugehn, er möge kraft seines seelsorgerischen Amtes auf Tobia einwirken. Das that ich denn auch am gleichen Abend noch. Padre Martino machte nun zwar anfangs allerlei Ausflüchte und meinte, es sei ihm fraglich, ob es nicht den göttlichen Geboten widerspreche, einen Menschen wieder sehend zu machen, den Gott selber geblendet habe, als ich ihm jedoch vorhielt, daß man mit dem gleichem Rechte nach seiner Theorie behaupten könne, der liebe Gott habe gewollt, daß seine wackre Pfarrersköchin, Brigida, zeitlebens einen verrenkten Arm behalte, und es sei sündhaft gewesen, denselben wieder einzurenken, da mußte er sich wohl oder übel für besiegt erklären, und versprach mir, Tobia kräftig ins Gewissen zu reden. An meiner Kunstfertigkeit zweifelte er garnicht mehr, und allmählig wurde er sogar Feuer und Flamme in dem Gedanken, Angiolina könne ihr Augenlicht wieder erhalten, denn dies fromme, junge Weib habe es durch alle die Jahre der Prüfung wahrlich verdient, von Gott nunmehr also begnadet zu werden.

Trotzdem setzte ich keine allzu großen Hoffnungen auf die Energie des Priesters, und es war mir gerade recht, um meiner Verdrossenheit zu entgegen, daß man mich in jenen Tagen in ein entlegenes Bergdorf berief, wo eine seltsame epidemisch auftretende Augenkrankheit unter der armen Bevölkerung ausgebrochen sein sollte. Doch empfahl ich Padre Martino beim Abschied dringlichst, von seinen Bemühungen betreffs der Umstimmung Tobia's nicht abzulassen.

Meine Abwesenheit dauerte viel länger als vorgesehen war, da ich in der That eine epidemisch gewordene bösartige Augenentzündung unter der Bevölkerung vorfand.

Meine erste Frage, als ich Padre Martino wiedersah, war nach Angiolina und Tobia. Padre Martino zeigte mir sehr ernste Mienen und fuhr sich mehrmals, während er den Kopf schüttelte, mit dem Handrücken über die weißen Haarstoppeln seines Kinns hin, was bei ihm ein Zeichen des Unmuts und der Unbehaglichkeit war. Dazu las

ich in seinen gutmütigen, etwas vorquellenden Augen den Ausdruck aufrichtiger Trauer.

„Tobia bleibt bei seinem Verbot?" fragte ich, als er noch immer nicht zu reden begann. Er steckte zwei Finger in seine Halsbinde und riß daran, als ob er sich Luft schaffen wolle. Dann sagte er endlich: „Das ist eine üble, üble Geschichte. Denken Sie sich, daß das junge Paar, das bis dahin aller Welt als ein Muster an Liebe aufgestellt werden konnte, jetzt in vollstem Unfrieden lebt und sich wechselseitig das Dasein verbittert, daß es einen Stein erbarmen könnte. Und das alles, weil in Angiolina der Wunsch geweckt worden ist, wieder sehend zu werden. Aber ich will Ihnen ja gewiß keinen Vorwurf machen, Herr. Sie wollten Gutes thun, und der Himmel hat gewollt, daß es zum Üblen ausschlug. Tobia hat sich dem Trunke ergeben. Wie das hat geschehen können, weiß ich nicht, denn es gab vorher keinen nüchterneren und ordentlicheren Mann in der ganzen Gemeinde, als ihn. Wie es scheint, hat er es zu Hause nicht mehr aushalten können, weil Angiolina ihm ein ewig trauriges und vorwurfsvolles Gesicht zeigte und den Wunsch, wieder sehend zu werden, nicht mehr in sich unterdrücken konnte. Da ist er denn in die Osterie gelaufen, um sich zu zerstreuen, und wie es dann so geht, ist er ins Trinken geraten. Im Rausch aber hat er zu Hause böse Auftritte herbeigeführt. Daß Angiolina selbst ihm in den Ohren gelegen hat mit ihrem Wunsche, glaube ich nicht, denn sie hatte ihm versprochen, nie mehr davon zu reden, und ich bin überzeugt, daß sie ihr Versprechen gehalten hat, aber angesehen hat er ihr's sicherlich trotzdem, daß sie schwer darunter litt, und daß sie ihm im Geheimen wegen seines grausamen Verbots grollte. Sie hat mir's selber gesagt, daß sie keine Stunde bei Tag und Nacht mehr etwas andres denken könne, und daß sie immer davon träume. Und dann hatte ich ja auch Tobia eindringlich ins Gewissen gesprochen, und allmählig hatte es sich — Gott weiß wie — unter den Leuten im Ort verbreitet, die Angiolina könne jeden Tag wieder sehend werden, der fremde Dottore werde sie heilen, aber der Tobia wolle es nicht leiden, weil er denke, sie werde sich mit sehenden Augen einen Andren suchen, der ihr besser gefalle. So ging das tolle Gerede und an Hänseleien für Tobia fehlte es nicht, die ihn nur noch immer mehr verbitterten. So sind die Zwei auseinander gekommen und wissen selber nicht wie. Und ein Ende ist von dem allen garnicht abzusehn, im Gegentheil: es wird immer toller werden. Denn die Angiolina ist mit der Zeit schon ganz rabiat geworden, und sagt, um solch' einen Mann, wie der Tobia jetzt einer geworden ist, wolle sie nimmermehr auf ihr Augenlicht Verzicht leisten, und da er sein Versprechen, sie immer lieb zu haben, nicht halte, so sei auch sie nicht verpflichtet, das ihre zu halten, und sie wolle sich operieren lassen. Sehen Sie, Herr, so stehen die Sachen jetzt. Und ich bin überzeugt, die Angiolina wird zu Ihnen gelaufen kommen, sobald sie nur hört, daß Sie wieder da sind. Und was dann?"

„Dann werde ich sie operieren," sagte ich. „Für mich wird Angiolina's Willen genügen. Wenn ich mich weigerte, so wäre das nach meinem Gefühl nicht viel anders, als wenn Sie, Padre, einer Sterbenden, die danach begehrt, die letzte Ölung versagten, bloß weil der Gatte derselben von der Laune befallen ist, es sei besser, daß sie ihr fehle. Dieser Blinden verbieten, sich ihr Augenlicht zurückschenken zu lassen, ist eine Sünde, und ihr das Augenlicht vorenthalten, während man sich befähigt glaubt, es ihr zu verschaffen, nicht minder. Wenn Tobia die erstere Sünde begehen will, mag er sich mit seinem eigenen Gewissen darüber abfinden, ich bin nicht gewillt, die letztere zu begehen. Wenn Angiolina morgen kommt, werde ich morgen zur Operation schreiten."

Der Priester seufzte bitterlich vor sich hin. „Es soll also Zwist und Unfrieden geben, noch mehr, als bisher. Ach Herr, glauben Sie mir nur, es wird gewiß ein Unglück! Sie haben ja Recht, ich geb' es ihnen zu. Aber Sie kennen den Tobia nicht. Der ist ja wohl lammfromm geworden bei seiner Frau, das muß wahr sein, aber wenn er gereizt wird — und er *ist* jetzt schon gereizt — wenn man gegen seinen Willen handelt, dann, Herr, steh' ich für nichts mehr. Dann ist er wie ein wildes Tier. Und jetzt, wo er sich seinen Groll vertrinken will, jetzt ist er sicherlich furchtbarer als je. Einen Totschlag wird er verüben, geben Sie nur acht. Die Angiolina oder Sie selber, Einer von Ihnen beiden wird ihm zum Opfer fallen, wenn nicht gar Sie alle Beide!"

Seine Worte hatten sich zuletzt in ein weinerliches Jammern verloren, und er reichte mir über den Tisch seine welke, zitterige, braune Hand herüber, als wollte er schon jetzt Abschied von mir nehmen, da mein Leben bei meinem Eigensinn

nun doch einmal verwirkt war. Ich aber war, obgleich ich seinen Worten die Berechtigung nicht ganz versagen konnte und die Sache wahrlich nicht leicht nahm — dazu kannte ich schon die Sizilianer zu gut — kein Mann der Furcht; der Widerstand konnte mich im Gegenteil nur reizen. „Sie wären also der Ansicht, Padre,“ sagte ich, „es sei meine Pflicht, Angiolina die Operation zu versagen?“

Darauf erwiderte er mit einem kläglichen: „Ach nein, ach nein!“ und er wisse selber nicht mehr, was er mir raten solle, nur soviel stehe fest, daß es ein Unglück geben müsse, und er wolle nur gleich wieder hinaus, um dem Tobia noch einmal ins Gewissen zu reden, so dringlich er's nur vermöge, damit er sich nachher wenigstens keine Vorwürfe zu machen habe. Damit verließ er mich, immer vor sich hinmurmelnd und mit dem Kopfe schüttelnd, und ich blieb in ernsten Gedanken allein. Viel zu überlegen gab es aber wirklich nicht für mich. Ich konnte eine Operation, die mit keinerlei Gefahren verbunden war und das glücklichste Gelingen verhieß, unmöglich von der Einwilligung eines wahnwitzigen Mannes abhängig machen. Vielmehr war ich fest entschlossen, ohne selber einen erneuten Schritt zu thun, einer Bitte Angiolina's zu willfahren und die Verantwortung dafür, soweit sie mich betraf, auch furchtlos auf mich zu nehmen. Mit diesem Vorsatz suchte ich mein Lager auf und war durch die Anstrengungen der letzten Wochen körperlich so abgemattet, daß ich bald in tiefen Schlaf verfiel und bis in den Morgen hinein schlummerte. Erst ein heftiges Pochen an meiner Thür weckte mich, und da sie unverschlossen war, rief ich noch in halber Schlaftrunkenheit ein „avanti!“, um dann aber mit einem jähen Ruck emporzufahren und den letzten Rest von Bewußtlosigkeit von mir abzustreifen.

Denn durch die aufgerissene Thür stürmte ein Mann herein, der so verstört und verwildert aussah, daß ich Mühe hatte, Tobia Torelli in ihm zu erkennen. Haar und Bart hingen ihm wirr ums Gesicht, seine Kleidung war arg zugerichtet, wie wenn er nachts im Freien unter Gestrüpp und Dornen gelegen hätte, und seine Augen glühten und glimmerten wie ein paar Kohlen aus einem aschfahlen Gesicht hervor. Wie er nun so, — die Büchse im Arm, das Heft seines Gurtmessers lugte ihm aus der Hosentasche hervor — mit einem Satz ins Gemach sprang, war mir nicht gerade behaglich zu Mute, denn ich war wehrlos. Bei solcher Sachlage war ich gleich in der ersten Sekunde verzweifelt munter und nüchtern. Die düstre Prophezeiung des Pfarrers schien sich rasch genug zu verwirklichen.

Zu meiner höchsten Überraschung aber warf sich der Bursche, als er an mein Lager gekommen war, nicht etwa über mich, sondern neben meiner Bettstatt zur Erde nieder auf die Kniee, that seine Büchse von sich und rief mir zu: „Fürchten Sie nur nichts von mir, Herr, ich bin nicht hier, um Ihnen ein Leid anzuthun! Gestern Abend wollt' ich's noch und dachte: es ginge nicht anders und nur so könnt' es enden und ich wäre heraus aus allem Elend und allem Jammer. Aber die Nacht — ich hab' die ganze Nacht oben im wilden Gebirg gelegen, Herr, und mich unter den Dornen umhergewälzt, wie der heilige Franziskus, — da ist mir's klar geworden, daß auch das mir nichts helfen würde, weil ich ja doch, wenn ich Ihnen das Messer ins Herz stieße, nicht als ein Mörder neben der Angiolina ferner hinleben könnte, sondern doch Frieden und Glück und Liebe und alles verloren hätte, so oder so, für immer. Und deshalb, Herr: sorgen Sie sich nicht, ich komme nicht als ein mordgieriger Wegelagerer zu Ihnen, sondern als ein armer, unglückseliger, hilfeflehender Mensch. Und wenn Sie mir nicht helfen, Herr, giebt es keine Rettung mehr für mich in der ganzen Welt!“

Er hatte das alles in fassungslosem Ungestüm hervorgesprudelt und wand sich zu meinen Füßen wie in leidenschaftlichem Schmerz, den nichts besänftigen konnte. Ich war aufs höchste überrascht und betroffen. Nach allem, was ich von Padre Martino vernommen, hatte ich erwarten müssen, Tobia ganz anders wieder zu finden, und was diese jähe Wandlung hervorgerufen hatte, begriff ich nicht. Jedenfalls empfand ich jetzt das regste Mitleid mit dem außer sich geratenen Manne. „Wenn ich Ihnen helfen kann, Sor Tobia,“ sagte ich, „so zählen Sie auf mich. Nur versteh' ich nicht, wie ich es könnte. — Aber vor allen Dingen stehen Sie doch auf, — stehen Sie auf!“

„Nein, nein,“ rief er und atmete schwer, „lassen Sie mich hier nur liegen, es thut mir wohl. Es ist mir gerade, als ob ich dann im Beichtstuhl kniete. Das hab' ich lange nicht mehr gethan. Ich konnt's nicht. Die heilige Jungfrau möge es mir verzeihen! Aber wenn kein Priester in der Welt weiß, wie es um mich steht, Sie sollen es wissen, Herr.“

Er ächzte wieder schmerzvoll auf und warf sich umher, während die kalten Schweißtropfen ihm auf der zerrissenen, blutrünstigen Stirn perlten. Es wurde ihm sichtlich über die Maßen schwer, zu reden. Dann aber, die beiden Arme mit den Ellenbogen auf seine Kniee stemmend und seine Stirn in den Händen begrabend, deren Finger in sein zerwühltes Haar griffen, brachte er heiseren Tons zwischen den Zähnen hervor: „Wenn Sie der Angiolina das Augenlicht wiederschenken, Herr, so bin ich ein verlorener Mann. Denn ich — ich habe ihren Vater erschossen!"

Nun war es heraus, was wohl nie im Leben hatte über seine Lippen kommen sollen, und ein dumpfes Stöhnen quoll ihm danach aus der Brust. Ich war sprachlos geworden vor Ergriffenheit und Entsetzen. Nun freilich wurde mir alles klar. In welch' eine furchtbare Lage war ich da geraten! Während die Gedanken noch wie im Wirbel in mir umgingen, stieß ich nichts heraus, als: „Sagen Sie mir alles — alles!"

„Das will ich," gab er dumpf zur Antwort, „deshalb kam ich ja. Sie sollen hören, wie es kam, und Sie sollen richten." Er atmete ein paarmal tief und schwer, wie um sich zu sammeln, dann fuhr er fort und stierte während des Sprechens irr vor sich hin: „Ich war ein Bursch, wie die anderen, Herr, nicht besser und nicht schlechter. Vielleicht doch ein weniges schlechter, weil ich mich leichter hinreißen ließ, aber wirklich, etwas Schimpfliches hatt' ich noch niemals gethan. Meine größte Freude war immer das Schmuggeln. Das betrieb ich aus Freude zur Sache, nicht etwa aus Gewinnsucht, denn was es mir eintrug, war nicht eben der Rede wert. Aber ich setzte eine Ehre darein, den Zollwächtern ein Schnippchen zu schlagen und der Regierung eine Nase zu drehn. Denn sie müssen wissen, daß die Regierung, die es so gut mit uns meinen soll, uns aussaugt bis zum letzten. Von jedem Ei, von jeder Barrila Wein, von jedem Stück Ziegenrücken, das man von einem Orte in den andren trägt, um es auf den Markt zu bringen, etliche Quatrini an die Grünröcke abzahlen — nein, das geht über den Spaß. Da ist's Pflicht und Gebot, die Regierung um das zu prellen, was sie sich vom sauren Schweiß der Armen erpressen will, und wer das am geschicktesten versteht, der gilt bei aller Welt hier als ein richtiger Galantuomo und steht in Ehren. Und was mich anging, ich that's nicht, weil ich selber zu schwer unter dem Zoll der Grünröcke gelitten hätte, — nein, Gott sei Dank, ich hatte ja zum Leben, was ich brauchte, ich that's einzig und allein um der Sache willen. Es wurmte mich, daß es so ungerecht in der Welt zuging. Wir waren unser eine ganze Bande, und wohlorganisiert, wie ein Trupp Karabinieri. Natürlich konnten wir nur Nachts unser Gewerbe treiben, und zumal, wenn der Himmel von Wolken überdeckt war. Dann aber spähten sie uns auch bei all' ihrer Wachsamkeit nicht aus. Nun, allmählig kamen sie doch auf unsere Spuren, denn wir triebens ein bißchen arg und tanzten ihnen nur so auf der Nase herum. Unsere Erfolge hatten uns ein bißchen zu sicher gemacht. Eines Nachts faßten sie uns ab, und da wir uns nicht gutwillig ergeben wollten, als sie uns anriefen, sondern teils niederduckten, teils davonliefen, gaben sie alsbald Feuer. Und dabei ward einer von uns über den Haufen geschossen, der das Aufstehen für immer vergaß. Das war Beppo Ricci, ein guter Kamerad und ein treues Herz, den ich lieber gehabt hatte als jeden anderen. Wir übrigen kamen so ziemlich mit heiler Haut davon. Seit dem Tage aber, wo das geschehen war, schworen wir den Grünröcken Todfeindschaft. Und weil wir nicht wußten, wer den braven Beppo erschossen hatte, stand es fest bei uns, daß sie allesamt daran glauben müßten, einer wie der andere, und daß für Jeden die Kugel schon gegossen war. Von da an galt es nicht mehr, bloß einen Packen über die Zollgrenze fortzuschmuggeln, sondern den Grünröcken eine Kugel zwischen die Rippen zu jagen. Mir selber lag sogar ausschließlich daran. Tag und Nacht dachte ich an nichts andres mehr. Mir war's immer, als ob Beppo Ricci nachts zu mir käme und zeigte mit dem Finger mir seine blutige, klaffende Wunde, gerade über dem Herzen in der Brust, wie auf unserem Altarbild in der Kirche der heilige Rochus auf sein verwundetes Bein deutet, und dann dachte ich mir, er fände gewiß keine Ruhe im Grabe, bis sein Tod an seinem Mörder gerächt worden sei, wie es unsere Sitte verlangt. Darüber geriet ich allmählig in eine förmliche Raserei. Es schwamm mir immer ganz rot vor den Augen, und ich konnte nichts mehr thun, als im Gebirge herumzustreifen, die Büchse in der Hand, und lauern, ob mir nicht endlich einer von den verhaßten Grünröcken in die Schußlinie käme. Manchen Tag, manche Nacht hab' ich da oben gelegen, hinter einem

Steinblock niedergekauert, die Büchse schußfertig im Arm und hab' zur Madonna gebetet, sie möchte mir den Mörder Beppo Ricci's vor den Büchsenlauf bringen. Und da kam's, daß ich sichere Kunde erhielt, nächste Nacht würde Antonio Marini, einer von den Grünröcken, auf unserem Schmuggelpfade zwischen Vela und Orta patrouillieren, weil man sicher annähme, daß wir wieder einen Zug vorhätten. Das kam mir gelegen. Dem Antonio Marini, der immer als einer der Verwegensten und Erbittertsten unter den Grünröcken gegolten hatte, konnte ich heute Nacht heimzahlen, was er und seinesgleichen bei uns auf dem Kerbholz hatten — heute oder nie."

Der Sprecher machte hier eine kurze Pause, während derer er sich mit dem Jackenärmel mehrmals über die schweißbedeckte Stirn hinfuhr, um dann Atem schöpfend hinzuzusetzen: „Das war der Tag meines Unglücks, Herr, damals geschah es. Ich sagte keinem Menschen etwas von dem, was ich vorhatte. Ganz allein wollt ich's vollbringen, Mann gegen Mann. Kein Mensch wußte etwas davon; sie glaubten alle, ich wäre nach Rieti hinüber, wo ich eine Base wohnen hatte, die für schön galt und die mir wohl wollte, wie die Burschen meinten. Und während sie dachten, ich thäte schön mit der Dirne, lag ich hoch oben im Felsgebirg hinter einem Vorsprung versteckt, von dem aus ich einen kleinen Teil des darunter hinlaufenden, schmalen Ziegenpfades überblicken konnte, den der Grünrock heute kommen mußte, wenn er es wirklich darauf abgesehen hatte uns zu fangen. Ich hatte die Büchse schußbereit im Arm. Mein Blut brannte wie im Fieber, uns die Schläfen glühten mir und hämmerten zum Zerspringen. Eine furchtbar schwüle Nacht war's. Die Wärme sengte mir förmlich den Körper und drückte so schwer auf mich nieder, daß ich ein paarmal Bewegungen mit meinen Gliedmaßen machen mußte, um mich davon zu überzeugen, daß ich noch Gewalt über sie hatte und nicht gelähmt war. Die Dunkelheit war schier undurchdringlich. Immer neue Wolkenmassen wälzten sich schwarz über den Himmel hin, manchmal zuckte es auch wohl fahlen Lichts darin auf, aber es kam zu keinem wirklichen, erlösenden Ausbruch. Nur immer unerträglicher wurde die lastende Schwüle. Ich war schon im Begriff, meinen Plan aufzugeben, denn ich fühlte, daß sich allmählig in dieser brodelnden Glut umher meine Sinne zu verwirren und auch meine Finger, die den Hahn der Büchse hielten, zu zittern begannen. Ich konnte bei alledem nicht mehr darauf rechnen, einen sicheren Schuß zu thun. Überdies war es so dunkel, daß ich fürchten mußte, den Grünrock zu übersehen, wenn er unten vorüberkam. Da — während ich gerade Anstalt mache, fluchend meinen Posten zu verlassen, hör' ich unten einen Schritt im Gestein. Da schießt mir alles Blut ins Gehirn und das Herz schlägt mir wie ein Schmiedehammer gegen die Brust. Ich reiße die Büchse an meine Backe und spähe hinunter. Da sah ich's ganz deutlich bei einem kurzen, grellgelben Aufzucken im Gewölk: es ist ein Mann und neben ihm schmiegt sich noch ein kleineres Etwas ihm dicht ans Knie und hält Schritt mit ihm. Alles trifft zu! Denn Antonio Marino, müssen Sie wissen, hielt sich eine große Spürdogge, ohne die er niemals auf die Suche und den Fang ausging und die immer dicht neben ihm hertrottete, als wär's ein Stück von ihm selber. Keine Sekunde also zweifelte ich, daß ich den Grünrock vor mir hatte. Und alles das ging überhaupt in einer einzigen Sekunde vor sich. Den Mann da unten gewahr werden, auf ihn anlegen, kurz zielen und losdrücken — das war alles Eins. Der Schuß krachte. Ich glaube, ich habe diesen Knall noch immer in den Ohren, Herr, und ich habe seither keine Büchse mehr abschießen können. Und dann von druntenher ein Schrei — ein Schrei, der mir das Blut in meinen Adern zu Eis zerrinnen ließ — der Schrei eines Kindes — was war das? Die Haare sträubten sich mir förmlich empor, als ich diesen Schrei vernahm. Mir war's, als packte mich ein Schwindel, und ich sollte nur gleich da zu Boden stürzen und den Abhang hinunterkollern und mir drunten das Gehirn an einer Felskante aufschlagen, und dann wär's aus und vorbei — alles. Und gewiß wär's auch so am besten gewesen, Herr, am allerbesten — heute weiß ich's. Damals aber dacht ich's noch nicht. Garnichts dacht' ich, denn alles in mir wirbelte durcheinander, und ich hätte keinen klaren Gedanken fassen können. Ich stürzte den Abhang hinunter; ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich lebend unten anlangte. Und dann stand ich an der Unglücksstätte und beugte mich über den erschossenen Mann, der da leblos, blutend auf dem Gestein hingestreckt lag und neben dem ein junges Mädchen, ein halbes Kind, jammernd und weinend am Boden kniete. Und während ich dies Bild des Entsetzens mit erschrockenen, versteinerten Augen betrachtete — nein, überflog,

denn auch das ging alles ja nur in der Dauer einer Sekunde vor sich, brach plötzlich ein Feuerstrahl vom Himmel auf uns herab, daß es aussah, als klaffte das ganze Firmament auseinander und eine Flammengarbe schösse zu uns daraus nieder. Das war kein Blitz, Herr, es waren zwanzig, dreißig, vierzig Blitze zu gleicher Zeit — so wenigstens ist mir's erschienen. Und dann folgte unmittelbar danach ein Knall, als berste die Erde unter uns und schlänge die Gebirge und das Meer und alles, alles mit sich herab in die Tiefe. Ein Rollen, ein Donnern, ein Krachen war's, das keine Worte beschreiben könnte, betäubend, lähmend, zermalmend. Ich war in meine Kniee gesunken, völlig wie von Sinnen, hatte die Augen geschlossen, vermochte kein Glied zu rühren. Da riß mich ein abermaliger Schrei des Kindes neben mir empor — der gleiche Schrei, wie der, den sie vorher ausgestoßen, nur noch furchtbarer, noch entsetzensvoller. „Heiliger Gott im Himmel!" schrie sie, „ich sehe nichts mehr — ich bin blind! Vater, Vater, wo bist Du?" — Wie mir die Worte ins Herz schnitten, Herr, mit keinem Wort könnt' ich's Ihnen klar machen. So ein Grausen vor mir selber und vor dem, was geschehn war, packte mich, daß ich meinte, ich müßte vor mir selber davonlaufen, soweit meine Füße mich nur trügen. Aber mir selber das Leben zu nehmen, dazu war ich zu feig, zu erbärmlich, ich zitterte ja am ganzen Leibe, daß mir die Zähne nur so aufeinander schlugen. Ich konnte mich auch gar nicht regen, gar nichts thun, um zu untersuchen, ob noch Hilfe möglich, ob der Mann da vor mir, den ich gar nicht kannte und dessen Mörder ich geworden war, wirklich tot sei — ich war wie an allen Gliedern gefesselt. Und währenddem zischten die Blitze um uns her, und der Donner rollte und grollte, und ein gewaltiger Regenschauer prasselte auf uns herab. Da hör' ich plötzlich einen Ruf, der durch all' den tobenden Aufruhr der Natur gellt und das Wimmern und Weinen des Kindes neben mir überhallt: „Wer ist da? Antwort, oder ich schieße!" Die Stimme, die diesen Ruf ausstößt, kenn' ich. Es ist Antonio Marini. Da schlägt auch schon sein Hund an, der Menschen gewittert hat. Jetzt also kommt er, wo es zu spät ist. Denn das Unglück ist geschehn, und ich habe keinen Schuß mehr für ihn in meiner Büchse. Aber ihm in die Hände fallen, von seiner Dogge zerrissen, von ihm niedergeschossen werden — das will ich auch nicht. Der Trieb zu leben, der Gedanke an Rettung erwacht in mir. Ich springe auf; ohne noch einmal um mich zu blicken, ohne Antwort zu geben, jage ich davon, in die Finsternis hinein, weglos, ziellos, besinnungslos. Die Felssteine kollern unter mir ab, ein Schuß kracht, eine Kugel pfeift an mir vorbei, Hundegebell dröhnt mir ins Ohr; ich gleite, ich zerreiße mir die Kleider, ich stürze in eine Tiefe, raffe mich wieder auf, mit zerschundenen Gliedern, mit blutrünstigem Leibe, ich jage atemlos, keuchend, schweißbedeckt weiter, wie ein gehetztes Wild, um mich her das heulende Ungestüm der grausigen Wetternacht. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, wohin ich soll, was geschehen ist. Da versagen mir meine Glieder endlich den Dienst. Ich breche zusammen, es verschwimmt alles vor mir, ich weiß von mir nichts mehr, ich denke zu sterben."

Tobia hielt Atem schöpfend inne, während seine Glieder ein Schauer durchrann, als zitterte das Entsetzen jener furchtbaren Stunden noch in ihnen nach. Auch seine Augen waren verglast, als hätte der Anblick des Grausigen, was damals geschehen, ihnen allen Glanz und alle Leuchtkraft für immer genommen. Der starke Mann sah hilflos aus, wie ein Kind, und war wie gebrochen in sich zusammengesunken. Er schien auch vergessen zu haben, weshalb er hier und daß er nicht allein war, denn unter seinem stummen Brüten verannen die Minuten, und ich mußte mich endlich entschließen, ihn anzureden, um ihn zum Weitersprechen zu bewegen. „Und wie wurde es dann?" fragte ich leise.

Da fuhr er zusammen, strich sich mit dem Handrücken über die Stirn hin, wie um sich zu besinnen, und nickte dann ein paarmal langsam mit dem Kopfe. „Jaso," murmelte er, „Sie wissen ja noch nicht alles. Und Sie müssen es doch hören. Nur wie es damals gekommen ist, daß ich doch wieder aufstehen konnte und mich andern Tages todwund nach Hause schleppte, und was dann in den folgenden Tagen geschehen ist, das alles weiß ich nicht. Ich wurde damals sehr krank. Man nahm an, ich sei nach Rieti hinüber gegangen, um meine schöne Base zu besuchen, und sei in der Wetternacht verunglückt und in einen Abgrund gestürzt. Das klang alles durchaus glaubhaft. Auch war ich so elend, daß man an meinem Aufkommen lange zweifelte, mein Bewußtsein kehrte in Wochen nicht zurück, und in meiner Brust habe ich noch heutigen Tages von jener Zeit her einen Schaden, so daß

ich beim Bergaufgehn schwer keuchen muß, und manchmal befällt, wenn ich auf einem schmalen Felsstege nahe dem Abgrund gehe, ein Zittern meine Beine, daß ich mich niederhocken oder mit den Fingern ins Gestein krallen muß, damit mich kein Schwindel packt und ich gleite. Mir wär's damals übrigens auch recht gewesen, wenn es zu Ende mit mir gegangen wäre. Vor dem Sterben fürchtete ich mich gar nicht, nur vor langem, schwerem Siechtum. Dahin kams aber nicht. Wenn auch nicht als derselbe, wie früher, so stand ich doch als ein leidlich gesunder und kräftiger Mann wieder auf, freilich erst nach Monaten. Inzwischen war die Ermordung des alten Checco Strazzeri beinahe schon wieder vergessen worden. Anfangs hatte sie freilich gewaltiges Aufsehen gemacht, da kein Mensch ahnte, wer der Thäter sein konnte, und dann besonders auch wegen der schrecklichen Erblindung der Tochter, die unmittelbar darauf gefolgt war, gerade als hätte der Himmel gewollt, der Thäter solle unentdeckt bleiben, und als ob ein göttliches Strafgericht den alten Checco getroffen hätte. So nahm das abergläubige Volk wenigstens an, obschon Checco Strazzeri ein Mann gewesen war, der keinem ein Haar krümmte und keiner Fliege etwas zu Leide thun konnte. Mir kam dieser Aberglaube ebenso wie meine Krankheit, die mich den Augen der Leute entzog, sehr zu gute. Ich hätte nun nach Art anderer Leute mich in den Trost hineinlügen können, daß Gott und die heilige Jungfrau das alles so gewollt hatten, und daß ich ungestraft ausgehn sollte. Aber damit konnt ich nicht fertig werden. Ich war im Gegenteil auf dem Krankenlager allmählig unter allen Schmerzen, Qualen und Besorgnissen, in der beständigen Furcht, entdeckt zu sein oder auch ein Krüppel zu bleiben, ein ganz anderer Mensch geworden, nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. Früher hatte ich mich um Gott und die Heiligen wenig gekümmert, jetzt aber versprach ich der Mutter Gottes alle Tage aufs Neue, ich wolle ein guter Mensch werden und nur Gutes thun auf Erden, wenn man niemals entdecken würde, daß ich den Alten erschossen. Und weil ich darauf vertraute, bin ich auch ein guter Mensch geworden, soweit Unsereiner das eben werden **kann**. Sobald ich nur erst wieder auf meinen Füßen stehn konnte, ging ich, um mich zu erkundigen, was aus dem kleinen, blinden Mädchen geworden, daß ich zur Waise gemacht hatte. Die war bei Verwandten in Vela untergebracht und hatte es gut, wie man mir sagte, nur könne sie immer und immer noch jene Schreckensnacht nicht vergessen und könne deshalb auch nicht wieder fröhlich werden, sondern brüte stumm und steinern vor sich hin und lasse sich von Niemandem zureden. Das griff mir recht ans Herz. Ich hatte aber lange Zeit gar nicht den Mut, vor das Kind hinzutreten. Denn wenn ich ja auch wußte, daß es mich mit seinen armen, blinden Augen nicht würde sehen können, so fürchtete ich mich doch vor ihm und ich meinte immer, weil ich von dem Tastsinn der Blinden gehört hatte, sie würde mich nur zu berühren brauchen, um herauszufühlen, daß ich der Thäter sei, den sie damals beim Blitzleuchten eine Sekunde lang gesehn. Denn an der Stimme, die sie niemals gehört hatte, konnte sie mich ja nicht erkennen. Zuletzt aber trieb es mich doch zu ihr. Ich weiß den Tag noch ganz gut, als ich nach Vela hinaufstieg. Es war mitten im Winter, die Luft klar und frisch, und man sah den beschneiten Gipfel des Feuerbergs weit drüben in die blaue Luft ragen und das kleine, feine Rauchwölkchen darüber. Vor jedem Heiligenbild auf dem Wege hielt ich an und betete. Mir war beinahe so zu Mute, als wenn ich in eine Kirche träte, wie ich nun zu dem Kinde kam, dessen Vater ich wider meinen Willen gemordet hatte, so feierlich und so beklommen auch. Sie können sich denken, Herr, daß mein Herz wild klopfte und meine Adern brannten. Aber das Mädchen erkannte mich nicht. Einen Moment hindurch war's wohl, als ob bei meiner Anrede ein ganz seltsames Zucken über ihr Gesicht hinlief, — zumal meine Hand wohl ein weniges Zittern mochte, als ich die Ihrige gefaßt hielt, — aber das ging rasch wieder vorüber, und das Kind verfiel in seine alte, stumpfsinnige Traurigkeit zurück und nahm keinerlei besondren Anteil an mir. Mich jedoch rührte ihr Anblick so, daß ich dafür keine Worte finden könnte, es auszudrücken, und ich nahm mir in jener Stunde alsbald fest vor, mein ganzes Leben diesem armen Wesen zu widmen, um ihm das traurige Los, das ich ihm bereitet, zu erleichtern, soviel ich nur irgend vermochte. Und dies Gelöbnis habe ich gehalten, — ich glaube es wenigstens. Wenn das also ein Milderungsgrund sein kann — — Aber ich will Ihnen nur das Letzte noch erzählen, Herr. Die Untersuchung über den Mord hatte also keinen Erfolg gehabt. Wenn das Kind nicht gewesen wäre, das den Zollwärter Antonio Marini

konnte, hätte man am liebsten den für den Mörder gehalten, weil er der Einzige gewesen war, der in jener Nacht nachweislich in der Nähe des Thatorts gewesen, und sein Leugnen hätte ihm vielleicht wenig geholfen, da es ja nahelag, daß er den Alten irrtümlich für einen Schmuggler gehalten und über den Haufen geschossen. So aber sprach ihn das blinde Mädchen frei, das da beschwören wollte, der Thäter sei ein Fremder gewesen, den sie vorher niemals gesehen. So schlief die ganze Untersuchung rasch wieder ein. Und als ich mich nun so ganz sicher fühlte und der Gebenedeiten für meine gnädige Rettung danken konnte, ward aus meinem Mitleid mit dem blinden Kinde im Laufe der Zeit eine große und heiße Liebe, und als ich mich in Geduld und Teilnahme unablässig um sie mühte, die scheu und verschlossen und argwöhnisch geworden war seit ihrem Unglück, gewann ich langsam ihr Herz, und sie vertraute mir und neigte sich mir zu. Und als sie in die Jahre kam, wo sie sich als Weib fühlte, wurden wir ein Paar. Und wir wurden ein glückliches Paar, Herr. Ich will mich gewiß nicht rühmen, und was ich gethan habe, war ja immer nur ein Geringes an Gutem gegen das Schlimme, was ich verübt, aber ich meine, ich hab' es an Sorge und Liebe für die Angiolina nicht eine Stunde meines Lebens mehr fehlen lassen. Sie war ja freilich auch eine Heilige, Herr, und trug ihr Los mit einem Frohmut, wie ihn keine Frau mit sehenden Augen und die nie ein Unglück erlebt hat, größer besitzen könnte. Und auch ich war ein ganz Anderer geworden. Immer war ich am liebsten allein mit der Angiolina und sie wollte ja auch nichts Besseres für sich auf der Welt, als das, und ich selber bin glücklich gewesen, wie es nicht zu sagen ist, — viel zu glücklich in Anbetracht meiner schweren Schuld, die auf mir lastete. Darum hat es auch nicht dauern sollen. Denn wollen Sie es glauben, Herr? Im Laufe der glücklichen Jahre, die wir hatten, hatte ich's ganz und gar vergessen gelernt, daß ich Angiolina's Vater erschossen hatte und daß ich also auch ihr Unglück wohl mit verschuldet hatte, obgleich es sie ja auch ohne meine unselige That hätte damals ebenso betreffen können. Und nun denken Sie sich meinen Schreck und mein Entsetzen, Herr, als ich eines Tages nach Hause komme, — und da kommt sie mir entgegen mit der Nachricht von Ihrem Besuch, Ihrem Versprechen. Und alles das mit einer so aufgeregten Lebendigkeit, daß ich wohl gleich merken mußte, sie freue sich, wie ein glückseliges Kind darauf, wieder sehen zu können. Nur ich stand dabei und hätte am liebsten gewollt, die Erde thäte sich auf und risse mich hinab. All' meine Fassung und all' meinen Mut hatt' ich verloren in dieser einen Minute. Die Angiolina begriff mein Verstummen garnicht und fragte mich immer wieder, ob ich mich denn garnicht mit ihr freute, und ob ich sie denn weniger lieb haben würde, wenn sie wieder sehen könne, sie wolle es schon um nichts anderes werden als damit sie mich sehen könne und wolle sich garnichts anschauen, als immer nur mich, denn sie müsse das alles nachholen, was sie in langen Jahren versäumt habe. Und dabei küßte und herzte sie mich und lachte und weinte, alles mit einem Mal. Sie können denken, wie mir dabei zu Mute war, Herr. Als ich nun erst wieder ein bißchen mich gefaßt hatte, da zog ich die Angiolina auf meinen Schoß und redete ernstlich und eindringlich mit ihr. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein, und Gott und die heilige Jungfrau mußten mir beistehn, Angiolina's Herz umzustimmen in dieser großen Not und und Bedrängnis. Nun, anfangs gelang mir's ja auch, obwohl es wahrhaftig schwer war. Denn der Angiolina wollt' es garnicht zu Kopfe, daß es unser Glück zernichten würde, — und die Wahrheit sprach ich ja doch mit meinen düsteren Prophezeiungen, wenn schon in einem Sinne, den sie nicht verstehen konnte. Aber zuletzt siegte ihre große Liebe zu mir über all' ihre Sehnsucht und all' ihr Verlangen nach dem Tageslicht. Weil ich's so wollte, wollte sie verzichten, nur deshalb. Das sagte sie mir, und meine Gründe sonst wollte sie alle nicht gelten lassen. Und es war auch wirklich kein leeres Versprechen, das ich ihr gab, ich wollte durch Liebe und Güte ihr ihren schweren Entschluß lohnen und sie unter Gottes gnädiger Hilfe noch glücklicher machen, als sie bisher gewesen. Nein, es war mir ein heiliger Entschluß, die Gebenedeite weiß es. Und anfänglich ging ja auch alles ganz gut, aber es hat doch wohl nicht sein sollen, Herr. Wenn man einmal aufgestört ist aus seinem Glück, dann ist's zu spät, es wiederzugewinnen. Die Angiolina hat mir mehr versprochen, als sie zu halten die Kraft gehabt hat. Und ich darf nicht einmal sagen, daß sie ihr Versprechen gebrochen hätte, — o nein! Sie hat mir nie mehr gesagt, daß sie sich noch immer heiß und

glühend danach sehne, aber angesehn habe ich ihr's doch. Denn sie hat oft heimlich geweint und war überhaupt ganz verändert, so still und traurig und gedrückt. Und Nachts hat sie so oft geseufzt und hat sich unruhig hin und her geworfen und hat gebetet, die Madonna möge ihr Frieden schenken. Und im Traum hat sie wohl die Schreckensnacht wieder durchgelebt, denn sie hat oft laut geschrien und mich geweckt in ihrer Herzensangst. Nun, Herr, das alles ertrug ich auf die Dauer nicht, und meine eigenen Vorwürfe und Gewissensbisse auch nicht. Ich wollt' eine Übertäubung haben, ich mußte sie haben Da bin ich in die Osteria gegangen. Zum erstenmal wieder, seit Angiolina mein Weib war. Und getrunken hab' ich, viel getrunken. Und wie es denn so kommt: es that mir wohl, es brachte mich auf andere Gedanken. Und bei dem einen Mal blieb's nicht. Und zu Hause hielt ich's nicht aus. Das traurige Gesicht der Angiolina und ihre stumme Anklage und dann meine eigenen Gedanken — es machte mich toll. Immer wieder mußte ich in die Schenke. Dann kam ich nach Hause und hatte viel getrunken und das stille, trübe Wesen der Angiolina verdroß mich und in meiner Aufregung ließ ich schlimme Worte fallen und dann kam es zu bösen, häßlichen Auftritten zwischen uns Beiden Ach, Herr, ich kannte mich selbst oft nachher nicht wieder, wenn ich nüchtern geworden war. Und wie mich's dann vor mir selber ekelte! In solchen Stunden hatte ich dann einen furchtbaren Haß gegen Sie, Herr; denn ich sagte mir immer, wenn Sie nicht wären, so wäre ja alles so gut und glücklich geblieben, wie es gewesen war. Dann hätt' ich Sie töten können! Es war gut, daß Sie nicht hier waren; vielleicht hätt' es wirklich ein Unglück gegeben. Und dann kam's soweit, daß die Angiolina mir sagte, an ein Versprechen, das sie einem schlechten Menschen gegeben hätte, wolle sie sich nicht mehr binden, und sobald Sie wiederkämen, ließe sie sich von Ihnen operieren. Das brachte mich vollends in Raserei und als gestern der Padre kam und die Nachricht brachte, Sie seien wieder da und mir zureden wollte, ich müßte meinen Lebenswandel ändern und es sei eine Sünde, wenn ich die Angiolina verhindern wollte, wieder sehend zu werden, da bin ich davongelaufen und hab' meine Büchse über die Schulter gehängt und hab' mir zugeschworen, eh' das geschieht, will ich Sie niederschießen, wie ein wildes Tier. Und so bin ich in die Osteria gestürzt, um mir erst einmal Mut zu trinken. Da hab' ich dann doch wieder an die Angiolina denken müssen, — denn ich habe sie doch immer noch lieb, nein, noch lieber, glaub' ich, ganz unsinnig lieb und gerade deshalb könnt ich's nicht überleben, vor ihren sehenden Augen als ein Mörder dazustehen, der Mörder ihres Vaters, daß sie sich mit Abscheu und Verachtung von mir abwenden müßte. Und weil ich an sie gedacht hab', hab' ich gewußt, daß ich nicht abermals zum Mörder werden dürfte. Und da ist mir das Wahnsinnige meines Vorhabens ganz klar geworden und ich bin in die Berge gelaufen und habe die Nacht hingebracht mit Beten und Ächzen und habe emporgeschrien zum allmächtigen Gott und zur Jungfrau, sie sollten mir Errettung schicken. Endlich hab' ich in meiner Herzensangst und Verzweiflung nichts Besseres mehr gewußt, als nur gleich zu Ihnen selber zu laufen, Herr, nicht als ein Todfeind sondern als ein Schutzflehender, für den Leben und Tod einzig von Ihnen abhängt. Nun hab' ich Ihnen alles gebeichtet, als wenn Sie mein Priester wären; nun sagen Sie mir, ob Sie mich retten wollen, — mich und die Angiolina, denn die Angiolina wäre ja auch verloren trotz ihrer sehenden Augen, wenn sie die Wahrheit erführe!" (Schluß folgt.)

Beim Ölliacht.

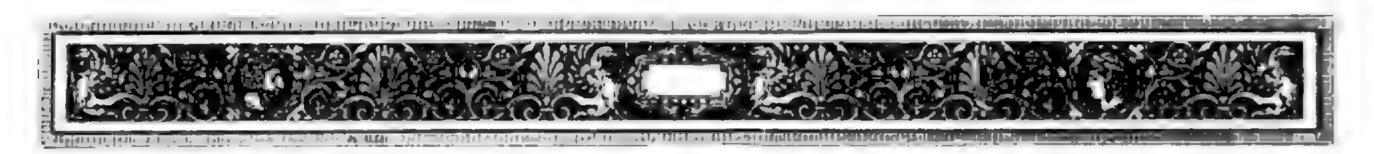
A elends blechs Lämple[1])
Hat d' Muatter allemal braucht,
Im Lei'öl drin ist g'schwomma
A mag'rer, dünner Daucht.[2])
Es hat wohl in der Stuba
Dös Lichtle z' Abeds brennt,
Doch ist's so dunkel g'wesa,
Ma hat si' sell[3]) kaum kennt.

Jetz brennat groaße Liachter,
's ist hell schier wie am Tag,
Und ist au d' Nacht recht finster,
Ma höart it[4]) oft a Klag.
Mir thät scho' au guat g'falla
Elektrisch und Petrol,
Wärs mir nu, wie beim Liachtle,
Ums Herz au no' so wohl.

Hyazinth Wäckerle.

[1]) ein blechernes Lämpchen; [2]) Docht; [3]) sich selber; [4]) nicht.

36



Eine Autocharakteristik Wieland's.

Mitgeteilt von Bernhard Seuffert.

Nach einem schwärmerischen, von gesunder Sinnlichkeit beschwingten Aufschwunge seiner Poesie ließ sich Wieland durch seinen gastlichen Beschützer Bodmer in Sphären versetzen, wo patriarchalische Heiligkeit und platonischer Idealismus in wunderlichem Bunde herrschten. Fern vom Anblicke seiner schönen Braut Sophie Gutermann, fern von ihren Lippen, die ihm außer weisen Worten auch süße Küsse gegönnt hatten, träumte sich der zwanzigjährige, in jeder Regung enthusiastische, allzeit exzentrisch überschäumende Jüngling mit voller Überzeugung in eine überirdische Welt hinein, wo nur die Seele gilt und der Körper verflüchtigt wird. Tugend, schöne Seele sind die Schlagworte dieser Entwicklungsperiode Wielands. Aus dieser Stimmung erwuchs seine übereifrige Befehdung der Dichter, welche — wie er selbst späterhin und manchmal sogar leichtfertiger that — sich an sinnenfrohen Stoffen freuten. Auch auf den keineswegs frivolen Poeten Uz richtete er seine Pfeile. Im Verlaufe des hieraus erwachsenden Streites, über welchen August Sauer in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Uz' sämtlichen Gedichten (Deutsche Litteraturdenkmale 33 ff.) die gründlichste Aufklärung giebt, fühlte sich Wieland veranlaßt, eine Erklärung aufzusetzen, die meines Wissens nie gedruckt worden ist. Und aus dieser hebe ich die nachstehende Autocharakteristik aus.

„Weil es hier das erste und letzte mal ist, daß ich dem Publico mit einer Selbstvertheidigung beschwerlich fallen werde, so muß ich noch einige Dinge sagen, welche für allemal gesagt seyn mögen. Meine Freymüthigkeit wird mir noch manchen Insultes zuziehen, eh ich dieses Theater der menschlichen Thorheiten wieder verlassen werde. Es mag seyn. Unvermeidliche und allgemeine Schicksale muß man für bekannt annehmen. Ich lasse mich gerne zurechtweisen, aber nicht einem jeden steht es wohl an, sich zu meinem Lehrer aufzuwerfen. Alles was ich itzt sage und noch sagen werde, mögen Pralereyen scheinen; aber ich bin nun einmahl genöthiget von mir selbst zu reden und ich werde nur historische Wahrheiten sagen. Ich habe nie mit Wissen eine Lüge gesagt. Weder der Hunger noch Gewinnsucht noch Ruhmbegierde haben mich zum Scribenten gemacht. Die Liebe zur Wahrheit und Tugend und zu den Künsten, welche jene den Sinnen und dem Hertzen reitzend machen, ist fast von meiner Kindheit an, meine herrschende Neigung gewesen. Ich habe mich manche Jahre, durch Studien und Übungen, von denen in den itzigen lustigen und flatterhaften Zeiten, die wenigsten Knaben und Jünglinge etwas wissen, tüchtig zu machen getrachtet, ein Schriftsteller zu werden. Shaftesbury lehrte mich, wieviel es auf sich habe, ein Autor zu seyn, und wollte Gott unsre deutschen Schreiber wüßten es! Mich hat kein andrer Beweggrund dazu gebracht, als die Überzeugung von der Wahrheit dessen, was Montesquieu sagt, que c'est en cherchant à instruire les hommes que l'on peut pratiquer cette vertu generale qui comprend l'amour de tous. Ich hatte in meiner ersten Jugend eine heftige Neigung zur Poesie. Ich unterdrückte sie nachher, um bey den Philosophen in die Schule zu gehen, Plato und Xenophon, der weiseste und liebenswürdigste aller Scribenten, entführten mich zuletzt allen andern. In meinem 18. Jahr ward ich von einem vortreflichen jungen Frauenzimmer veranlaßt das Gedicht von der Natur der Dinge zu schreiben. Es war ein zufälliges und eilfertiges Werk, und kam unausgearbeitet ans Licht. Dennoch erwarb es mir viele Freunde. Erst eine ziemliche Zeit hernach determinirte ich mich, sowohl weil ich mich Selbst, als weil ich die menschliche Natur überhaupt besser kennen gelernt hatte, die Wahrheiten, welche weise und gut machen, in der poetischen Lehrart, in Bildern, Beyspielen und Dichtungen vorzutragen, weil sie für die meisten Menschen die angemessenste, gefälligste und rührendeste ist. Die weisesten Griechen haben die Poesie immer für eine Lehrart gehalten, wie bekannt ist, sie ist aber eine Lehrart, wozu einen nur der Genie und die Geschicklichkeit in der poetischen Kunst berechtigen kan. Ein Poet ist ein Artist; aber dem ungeachtet wird es bei dem horazischen Ausspruch bleiben:

> Scribendi recte sapere est et principium et fons,
> Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae,
> Verbaque provisam rem non invita sequentur.

Vielleicht habe ich seit dieser Zeit zuviel geschrieben. Mein Horaz war meine Muse; ich gestehe aber gerne, daß ich das nonum prematur in annum meines geliebten Dichters versäumt habe. Es wird meine Sorge künftig seyn das was er limae laborem nennt, weniger zu scheuen, mehr um mein eignes Hertz, welches in allen Dingen das Vollkommne liebt, zu befriedigen, als dem Tadel niedriger Leute zu entgehen, der durch Vorzüge nur gereitzt wird. Ich habe niemals nur durch eine Zeile beleidigen wollen, ob ich gleich zum Schutz der Wahrheit zu weilen Dinge schreiben mußte die für Beleidigung aufgenommen wurden. Lob und Beyfall habe ich so wenig zu erbetteln gesucht, daß ich vielmehr alle angebotene Gelegenheit, in die Gunst der deutschen Scribenten, die itzt en vogue sind, zu kommen, gänzlich vernachlässigt habe. Ich schrieb nur für edelmüthige und tugendliebende Hertzen: nur ihnen wollte ich gefallen, indem ich sie lehrte oder erbaute. Ich habe immer das Vergnügen gehabt, von allen Orten her, unverwerfliche Zeugnisse zu erhalten, daß ich meines Zwecks nicht verfehlt habe. Die Vorsicht hat mich glücklicher gemacht als ich wünschen durfte, indem sie mir in der Schweitz und in Deutsch-

land wahre und bewährte Freunde gegeben, auf die ich stolz seyn darf, und die ich nur nennen dürfte, um die unedlen Leute zu beschämen, die es sich für erlaubt halten, mir zu begegnen, als ob ich ihres gleichen wäre. Ich sage alles das um die Declaration einigermaßen zu rechtfertigen, die ich hiemit thue, für mich selbst und zu meiner eigenen Vertheidigung nicht eine Zeile mehr zu schreiben. Die Herren Uze, die Bibliothecaires der Schönen Wissenschaften, die Nicolai, die Verfasser der Ästhetischen Nüsse und Bodmeriaden, haben freye Hand zu thun was ihnen beliebt. Die Welt wird uns alle richten. Da ich selbst alle Talente hochschäze, und alle wahre Verdienste eben so sehr liebe, als ich die falsche Größe, den falschen Witz und den unverdienten Ruhm verachte, und da meine Hauptsorge ist, auch als Schriftsteller und Poet ein Rechtschaffener Mann und ein Menschenfreund zu seyn. So sehe ich nicht, warum ich mich weiter mit Leuten abgeben sollte, die ihr niedriges Hertz und die elenden Triebfedern ihrer Handlungen so wenig verbergen können. Ich liebe und ehre die Critik, und den wahren Criticus ohne sie zu fürchten. Aber Hagedorn hat mir auch gesagt:

Wer immer sich zum Schüler macht,
Wird immer einen Meister finden.

Was endlich das Schicksal meiner Schriften betrift, so bin ich deßwegen so ruhig oder noch ruhiger als immer Herr Gottsched seyn kan. Sie mögen untergehen, wenn sie es werth sind. Man erweißt mir in einigen prätendirten Critischen Schriften eine wahre Ehre, daß man die Schriften eines großen Mannes, den ich Freund nennen darf, immer zu den meinigen gesellt. Mögen sie das gleiche Schicksal haben! Die gegenwärtige und künftige Zeit wird ihren Werth entscheiden!"

Ungedruckte Briefe Wieland's.

Mitgeteilt von Bernhard Seuffert.

I. An Klopstock.

Wieland hat nicht als Klopstocks Schüler zu dichten begonnen, aber doch sehr frühzeitig Bewunderung für ihn empfunden, zumal die pietistische Richtung des Messiasdichters und seine hochfliegende Lyrik seiner eignen Erziehung und Neigung angemessen war. Bald trat er denn auch als Poet in die Fußstapfen Klopstocks, keiner von allen Nachahmern kam ihm in frommen Hexametern und in profanen Oden so nahe wie Wieland, nur an rhythmischer Kraft blieb auch er hinter jenem zurück, übertraf ihn dagegen im Zärtlichen. Der folgende, wie ich glaube, unbekannte Brief Wieland's, aus dem Frühjahr 1753 stammend, mag die Beziehung des begabteren Jüngers zu seinem damaligen Vorbilde aufhellen:

„Ich bin sehr erfreut daß ich endlich eine Gelegenheit habe an den Dichter der Messiade zu schreiben, die ich in noch sehr jungen Jahren schon zärtlichst geliebt, bey der ich ehmals so viele süße Thränen geweint, so viele edle Endschlüsse gefaßt habe; an einen Dichter von dem ich einst die Hofnung wagte, daß er derjenige sey, den mein Herz lang umsonst gesucht hatte. Izo da mir unsere allzuweite Entfernung kaum erlaubt hat, Ihnen bekannt zu werden, muß ich mich damit begnügen, Sie meiner aufrichtigsten Hochachtung und einer Zärtlichkeit zu versichern, für welche ich von Ihnen keine Erwiederung fodern kann, da sie mir mit so vielen würdigern Lesern der Messiade gemein ist. Die Nachrichten, die ich von ihrer glücklichen Liebe habe, können mir nicht gleichgültig seyn. ich erfreue mich, sie nun so glüklich zu wissen, wie ich ehmals herzlich mit Ihnen weinte da Sie in einer Ode an Dafne so rührend und edel trauerten. Dennoch müssen Sie mir erlauben, daß ich in dem Gedanken stehe, die liebenswürdigste unter allen Töchtern Eva's könne die Sympathie nicht wegnehmen, die Sie mit Fanny verband. Ich kan nicht glauben daß Sie sich sollten so lang und so sehr haben selbst hintergehen können oder vielmehr daß die Natur Sie sollte so sehr hintergangen haben, da sie Ihnen so ungemeine Empfindung für Fanny einpflanzte, wie die Ode an Gott ausdrukt, eine Liebe von der man ohne Hyperbole sagen kan, sie sey stark wie der Tod. ich sehe mich also genöthiget hier etwas unbegreifliches anzunehmen und zu glauben, daß wenigstens in der Auferstehung diese zwoo Seelen die die Natur einander bestimmt, sich erkennen werden. Zürnen Sie nicht daß ich Ihnen schreibe wie ich denke, ich müste alsdan die Hofnung ihr Freund zu werden, aufgeben. Weil Sie es verlangen so muß ich ihnen doch etwas von der vortreflichen Person sagen, die Ihnen unter dem Nahmen Doris vielleicht nicht bekannt genug ist, weil Sie vermuthen musten sie sey mehr ein Werk der Phantasie als der Natur. Sie wollen etwas von meinem Mädchen wissen. Mädchen schlechthin klingt mir aber so wie Ihnen Doris. Meine Ungenannte ist eine liebenswürdige Antipode von Gleimischen Mädchen. Die Geschichte meiner Liebe ist zu sonderbar, als daß dieses Blat sie fassen könnte, doch bestehet dieses Sonderbare nicht in romanischen*) Verwicklungen. Ähnliche Neigung zur Tugend, und gleicher Geschmack hat uns so bald verbunden als wir uns kannten. Sie hat mehr Bon-Sens als Crebillonschen Wiz, sie bemerkt allemal an den Dingen zuerst das Wahre und Nüzliche. Ihre ungemeine Zärtlichkeit alles wahrhaftig Schöne und Gute zu empfinden und zu lieben, macht nothwendig auch in Werken des Geistes ihren Geschmack sicher und fein. Wenn sie schreiben würde, so würde sie Rowe oder Lambert seyn. Daß sie über alles Dieses noch ungemein schön artig und annuthsvoll sey, will zwar von ihr ganz was Mehrers sagen, als wenn es die verliebte Phantasie eines Poeten von derjenigen sagt, welche so glücklich gewesen, seiner Phantasie diesen Schwung zu geben. ich kan aber nicht fodern daß Sie mich hierin von der gemeinen Art ausnehmen und es

*) d. h. romanhaften, romantischen.

liegt auch nicht viel daran. Die wahre Unschuld und die übende Tugend ist gewiß schön. Das sehen auch ihre Feinde. Sie wissen bereits daß ich bei Bodmern bin. Schon Sechs glükliche Monate sind mir in seinem Hause wie Wochen dahin geflossen. eine gütige Vorsehung machte mich ihm bekannt, gab mir seine Aufmerksamkeit und endlich sein unschäzbares Herz. Das meinige besizt kaum Serena mehr als er. Ich will aber lieber in der Zukunft und durch Thaten lieber als Worte mich der Vorsicht, die ihn mir schenkte und seiner Zärtlichkeit würdig zeigen. Bodmer hat mir auch die Liebe seiner vortreflichen Freunde zugewandt. Urtheilen Sie nun wie glüklich ein Herz sich selbst fühlen müsse, das mit dem zärtlichsten Hang zur Freundschaft gebohren, imer Freunde gesucht und keine gefunden wie es suchte, endlich aber fast auf einmal in den freundschaftlichsten Umgang der edelmüthigsten Männer versezt wird, deren einzelne Vorzüge, durch die Freundschaft vereint, einen Cranz von allem was am Menschen liebenswürdig ist, ausmachen. Wenn Sie sich eine hieraus entspringende sanfte Zufriedenheit, ein neues Leben der edlen Neigungen der Seele, einen beständigen Zuwachs an Fürsicht, und noch tausend kleinere der Welt unmerkliche nicht brausende aber desto süßere Freuden vorstellen, so haben Sie einige Idee von meinem Aufenthalt bey Bodmern. Daß die Vorsicht ihre weiseste Wünsche eben so gütig erfülle als mir, ist der aufrichtige Wunsch ihres mit redlicher Hochachtung ergebenen W.

Dieser erste Brief Wielands an Klopstock, der mir in einem Entwurf oder einer Copie von Wielands Hand vorlag, verrät bei aller Verehrung, daß der Hausgenosse Bodmers von dessen Verstimmung gegen den früheren Gast derselben Familie angesteckt war. Der Glückwunsch zu Klopstocks Verlobung mit Meta Möller ist mit eigenthümlichen Vorwürfen über das Verlassen der vorher geliebten Fanny Schmidt verquickt, zu denen er sich einige Jahre später, als er sich, auch ohne eigene Schuld, von der hier so begeistert geschilderten Sophie Gutermann, der Doris und Serena seiner Dichtungen, trennte, nicht mehr hätte hinreißen lassen können. Auch das Lobpreisen der Bodmerschen Gesellschaft, mit der sich Klopstock bekanntlich schlecht vertrug und überwarf, enthält Spitzen, die dem Empfänger des Briefes empfindlich sein mußten.

11. An Bodmer.

In einem langen Schreiben, welches Wieland aus Biberach am 1. Oktober 1760 an Bodmer sandte, spricht sich der neu gewählte Ratsherr dieser schwäbischen Reichsstadt über seine ersten Erlebnisse folgendermaßen aus:

Als ich hieher kam fand ich wegen der bevorstehenden Wahl eines Burgermeisters Augustanae Confessionis unsre gantze Stadt besonders aber den Evangelischen Rath in heftiger Bewegung. Der leztere war in zwey Fractionen getheilt wovon die eine den damaligen Herrn Cantzley Director von Hillern zum Consulat portirte, die andere aber demselben äußerst entgegen arbeitete. Diese leztere war es, welche mich in Hofnung daß ich ex multiplici ratione ein determinirter Feind und Antagonist des Herrn von Hillern seyn würde, zu Verstärkung ihrer Parthey me inscio in den Rath gewählt und nach Biberach vocirt hatte. Als ich ankam, so wurde ich von selbiger so sehr prävenirt daß ich ungefehr 14 Tage dem Herrn von Hillern sehr entgegen war; weil wir uns aber nicht sogleich determiniren konnten, wenn wir anstatt des Herrn von Hillern zum Burgermeister machen wollten, so wurde die Wahl immer aufgeschoben. Unterdessen lernte ich gedachten Herrn von Hillern durch mich selbst kennen, und hatte kaum etliche Abende mit ihm zugebracht, da ich anfieng nicht nur den Ungrund der ihm gemachten Vorwürfe und die augenscheinliche Superiorität seiner Meriten einzusehen, sondern auch zu entdecken daß die Gegenparthey unter speciosen Prätexten von Liebe zum gemeinen Besten u. dgl. nur ihre Privatleidenschaften masquire und mich zu einem Werkzeug derselben brauchen wolle. Da ich nun bald darauf mich öffentlich und mit Exposition meiner Beweggründe für Herrn von Hillern erklärte, so machte dieses Bewegungen wie Sie Sich leichter vorstellen werden, als ich beschreiben könnte. Mein Beytritt zu der einen oder andern Parthey, decidirte derselben Übergewicht. Sie können also leicht ermeßen was für Mapsieen von der Gegenparthey des Herrn von Hillern angestellt wurden, mich von ihm abzuziehen, und in was für Schwierigkeiten ich mich befand. Da man mich aber unbeweglich sahe, so hatte der Chef dieser Parthey, als Vice-Consul keine andre Ressource übrig als die Wahl immer aufzuschieben und alle nur ersinnlichen Mittel zu Schwächung der Parthey des Herrn von Hillern die nun auch die meinige war, anzuwenden. Ich hingegen arbeitete mit allen Kräften in contrarium und brachte es endlich wiewol mit unsäglicher Mühe so weit daß das Haupt der Gegenparthey selbst von seinen Oppositionen abstund und sich neutral erklärte. Wir reussirten also mit der Burgermeisterwahl aufs allerbeste; weil ich aber nachher als Prätendent für das Canzleidirectorium welches die einträglichste Charge in unsrer Stadt ist, erschien, so gieng die Unruhe erst recht bey mir an. Ich glaube nicht daß ich mich noch einmal in so verdrießliche Umstände begeben möchte, wenn es auch um eine Crone zu thun wäre. Außer dem daß ich drey mächtige Rivalen hatte, stund mir am meisten im Wege, daß die zwey obersten des innern Rathes mich als einen Menschen ansahen, vor dem sie künftig nicht aufkommen würden. Man beschloß also mich bey diesem Anlaß so zu plagen und mir so viel Schwierigkeiten zu machen, daß ich ungeduldig werden und Biberach wieder quittiren möchte. Über dieß konnten sie nicht leiden, daß sie sehen mußten, wie ohngeachtet aller nur möglichen Bemühungen mich dem neuen consuli Herrn von Hillern verdächtig und exos zu machen, unsre Freundschaft immer intimer wurde, indem ich alle Tage bey ihm im Hause oder im Garten war, mit ihm speisete, spatzieren fuhr und besonders von seiner Gemalin, welche der Frau La Roche Schwester ist, in eine so determinirte Protection genommen wurde, daß meine Gegner endlich desperirten mich aus dem Sattel zu heben, und also ihre Bemühungen nur darauf richteten, die übrigen Rathsglieder gegen mich zu exasperiren und mich als einen gefährlichen Intriganten und violenten Menschen mit den schwärzesten Farben abzumalen. Wenn ich Ihnen mündlich die Geschichte der

Hochedler, hochgeehrtester Herr und
wehrtester Freund,

Die vielen Veränderungen, die seit 3 Monaten mit mir vorgegangen haben mir kaum Zeit gelassen zu bemerken daß ich auf den Ihnen und den Herren Bohn und Brämer übersandten Plan der Subscription meiner Gedichte noch keine Antwort erhalten. Meine Geschichte mit kurzem gefaßt ist diese daß ich binnen dieser Zeit unvermuthet in meine Vaterstadt beruffen, mit dem Amt eines Canzley Directors beladen und diese ganze Zeit über mir und nach Reichsstädtischer Art, wegen etlicher ansehnlicher Wahlen in großer fermentation befunden, so zerstreut gewesen bin, daß ich an nichts anders habe denken können.

à Biberach ce 10. Août 1760

gehorsamster und
verbundenster Diener

Wieland.

Directeur de
la Chancellerie de la Ville
Imperiale de Biberach
en Souabe.

Aus einem ungedruckten Briefe Wieland's an seinen Verleger Reich.

6 Wochen die vor meiner Wahl vorher giengen, er zählen könnte, so würden Sie sehen, daß in einem Cardinals Conclavi nicht mehr Intriguen gespielt werden als in Biberach wenn es um eine wichtigere Wahl zu thun ist. Meine Conduite in so schwierigen Umständen war klüger als man von einem coup d'essay

hätte erwarten sollen: sonderlich war mir dieses am vortheilhaftesten daß ich so wenig Hofnung zur Reussite zu haben vorgab, auch alle meine Ressors so zu verbergen wuste, daß noch den Abend vor der Wahl jedermann und meine Gegner im Rath selbst die majora für mich nicht zusammenzurechnen wusten und also fest beglaubt waren, Ich würde durchfallen. Endlich kam der entscheidende Tag, und zur äußersten Desolation der Gegenparthey fielen die majora auf meine Seite. Nun blieb ihnen nichts mehr übrig, als ihre Rachbegierde wenigstens durch Chicanen zu befriedigen und die Catholischen heimlich aufzustiften daß sie sich meiner Beeydigung und Besitznehmung entgegen setzen sollten. Ich müste etliche Bogen anfüllen, um Ihnen aus unsrer paritätischen und auf die im 5. Capitel n. 2. instrumenti pacis westphalicae gemachten Dispositionen gegründeten Verfassung begreiflich zu machen, wie der Catholische Rath bey uns sich in des Evangelischen Rathsantheils, und dieser in jenes seine Geschäfte sich einmischen und wie viele und langwierige Chicanen man einander machen kan. Dieser Handel daurt nun bereits sechs Wochen, und wird wegen des principii welches der Herr Burgermeister und ich haben, daß wir den Catholischen als mit denen wir pares und Condomini sind, nicht einen Schritt nachgeben müssen wo es auf unsere privative Gerechtsame ankommt, immer hitziger. Der Streit wird zwischen dem Evangelischen und Catholischen Rath geführt: da wir aber schon über 100 Jahre in posessorio sind, so werden wir nach dem wir alle gütlichen Mittel erschöpft haben, uns derjenigen kräftigen Zwangsmittel bedienen, die in solchen causis dem possessori zukommen und uns durch ein kaiserliches mandatum sine clausula gegen alle weitere Behelligungen sicher stellen.

Dieses Schreiben des „Directeur de la Chancellerie de la ville Imperiale de Biberac“ verrät in seinen zahlreichen Fremdwörtern, wie sehr Wieland schon in die Geschäfte eingedrungen ist. Der Streit selbst erscheint uns heute komisch, für den Betroffenen war er auf Jahre hinaus tragisch und raubte ihm die Freude des Schaffens, bis er günstig für ihn in Wien entschieden wurde. Darum ist der Brief ein wichtiges Document für Wielands Biographie, aber auch darum, weil die hier erzählten Erlebnisse in seinem Abderitenroman und anderen seiner Werke sich abspiegeln.

III. An Böttiger.

Zu keinem der Weimarer Großen hatte Karl August Böttiger ein so andauernd enges Verhältnis als zu Wieland. Ja, seine berüchtigte Stellung gegen Goethe und Schiller war sicherlich durch seine unbegrenzte Verehrung für diesen mit veranlaßt: er wollte seinen Wieland nicht an zweite oder dritte Stelle gerückt sehen. Wieland seinerseits fand an Böttiger den immer bereiten Helfer, der ihm in buchhändlerischen Unternehmungen mit Rat und That zur Seite stand, der ihm bei seinen philologischen Arbeiten der letzten Jahre ein kundiger und verläßiger Handlanger war. Ein Zeuge hiefür ist folgender Brief:

Weimar 21. December 1806.

Theurester Freund Sie werden nicht müde Sich immer neue Verdienste um mich zu machen; aber ich werde arm an Ausdrücken meines Dankgefühls, und verschließ es lieber in meinem Herzen als Sie mit dem ewigen Einerley leerer Worte zu belangweiligen. O warum ist mir die Freude nicht gegönnt, auch nur hoffen zu können daß es je in meiner Macht seyn werde, etwas für einen Freund zu thun, der so viel für mich gethan hat! Wie glücklich würde mich nur die Möglichkeit unsrer Wiedervereinigung in Weimar machen! Möchte ich mich über diesen Punkt nur wenigstens täuschen können!

Haben Sie im Ernst von einem Großherzog von Weimar geträumt? Es fehlt viel daran, daß wir hiesigen Leute von so tröstlichen Träumen gewiegt würden. Eine dichte graue Wolke hängt noch über unserm Schicksal, und weit entfernt zu wissen was wir zu hoffen haben, wissen was wir wünschen sollen.

In einer solchen Lage ist es für unser einen freylich das rathsamste, sich in das eine oder andre der alten Classischen Länder zu flüchten — aber warum mußte mir mein böser Genius den Gedanken in den Kopf setzen, meine καλας, λιπαρας, ιοστεφανους Αθηνας mit dem herschsüchtigen, erzpolitischen, selbst in seiner glänzendsten Epoche immer noch halbbarbarischen Rom zu vertauschen, das seinen Schein von Cultur selbst nur durch ewige Plünderung der Griechen erhielt? Zwar weiß ich sehr wohl, was mich bewog mir von einer langen vertraulichen Unterhaltung mit Cicero's Geist und Charakter durch eine Übersetzung seiner Briefe so viel Vergnügen zu versprechen: aber nie würde mir in den Sinn gekommen [seyn], mich an eine solche Arbeit zu wagen, wenn ich gewußt hätte, daß bereits drey Übersetzungen derselben, und zum Theil sogar aus diesem Jahrzehend vorhanden sind. Wie kann ich hoffen meine Vorgänger und solche Vorgänger wie Borheck und der jüngere Ernesti, so weit zu übertreffen, daß das Publikum mir für meine Dollmetschung Dank wisse? Und welcher Verleger wird so kühn oder so unbesonnen seyn, sich mit einem so mißlichen, kostspieligen und so wenig Gewinn versprechenden Artikel zu beladen? Ich gestehe Ihnen unverhohlen, diese Betrachtung hat meine Lust, in der angefangnen Arbeit fortzufahren, mächtig abgekühlt: und ich weiß nicht, ob alles was Sie über mich vermögen (und dieses ist sehr viel) hinlänglich seyn wird, mich zur Fortsetzung aufzumuntern; wenn anders δευτεραι φροντιδες Sie nicht selbst geneigt machen, mich vielmehr in meiner dermahligen Stimmung zu erhalten. Sollten Sie aber auch auf Ihrer ersten guten Meinung von meinem Vorhaben beharren, so müßte doch noch etwas vorher geschehen, ohne welches ich unmöglich mit dem erforderlichen Selbstvertrauen arbeiten könnte. Ich bin nehmlich mit dem 1. Buch der Briefe ad Atticum bereits fertig und werde mir, sobald mein Manuscript aus den Händen des Abschreibers kommt, die Freyheit nehmen, diesen ersten Versuch Ihrem Urtheil zu unterwerfen. Aber unter allen diesen ist keine, die mir bedeutende Schwierigkeiten entgegengesetzt hätte, und wenn sie mir auch alle gelungen wären, so wäre damit noch nichts bewiesen. Ich ersuch Sie daher vor allen Dingen, z. B. drey Briefe (zwey aus denen ad Diversos und einen ad Atticum) auszusuchen, die

Ihrem Urtheil nach am besten dazu geeignet sind, einen Übersetzer fühlen zu lassen quid valeant humeri, quid ferre recensent. Diese nennen Sie mir, und, bevor ich mich an die Fortsetzung meiner Arbeit mache, will ich versuchen, ob ich Kraft genug habe, diese Ulysses-Bogen zu spannen. Kann ich es dahin bringen, daß Sie mit mir, und — was aber nicht das leichteste ist — daß ich mit mir selbst zufrieden bin: nun so will ich glauben ich sey über den Rubicon gegangen und dann gilt's um Alles. Diesen neuen Beweis erwarte ich also von Ihrer Freundschaft, und ehe Sie ihn mir gegeben haben werden, geh ich keinen Schritt weiter.

Die neueste französische Übersetzung der sämtlichen Briefe des Cicero in 12. Bänden wird nächstens in meinen Händen seyn. Zu einer Italienischen der Epistolae ad Diversos von einem gelehrten Servitenmönch, Nahmens Bandiera de anno 1769 hat mir Freund Fernow mitgetheilt. [!]

Über die Schwierigkeiten die ein Übersetzer dieser Briefe zu bekämpfen hat, wäre ein Buch zu schreiben. Eine der beschwerlichsten ist, der so häufig aufstoßende Mangel an deutschen Wörtern, die den präcisen Sinn der Lateinischen ausdrücken, besonders in ihrer von der unsrigen so verschiedenen diplomatischen, Canzley- und Gerichtssprache. An unzähligen Stellen muß die Übersetzung um dem Leser klar und verständlich zu werden, nothwendig in Paraphrase übergehen. Und doch möchte man einem Mann wie Cicero weder etwas nehmen noch geben; ihm, wo er unerreichbar ist, so nahe kommen als möglich; wo zu ängstliche Treue, wahre Untreue wäre, doch nicht mit dem leidigen quid pro quo zufrieden seyn, und wenn seine Goldstücke ja in Silbergeld umgesetzt werden müssen, wenigstens so verfahren daß er nichts dabey einbüße p. p. p. In allem diesem kommt so viel auf Urtheil und Geschmack, Gewissenhaftigkeit und Fleiß an! In allem diesem sind die Menschen, die uns beurtheilen so verschieden! Und wenn wir alles gethan zu haben meinen, sind wir doch vielleicht in mancher Augen unnütze Knechte! Indessen, wie gesagt, machen Sie die oben verlangte Probe mit mir! Bestehe ich sie, so wollen wir uns durch keine μορμολυκεια schrecken lassen. So viel für diesmahl, Mein Bester, und leben Sie wohl. W.

Die Wielandische Übersetzung von Cicero's Briefen ist vom Jahre 1808 an im Verlage seines Schwiegersohnes Heinrich Geßner in Zürich erschienen. Der Verfasser hat sie in diesem Briefe ausgezeichnet charakterisiert. In ihr fand er die größte Freude seiner letzten Jahre, über sie gebeugt schied er aus dem Leben.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Wieland an Reich.

Das vorliegende Heft bringt als Probe der Handschrift Wielands den Eingang und Schluß eines Briefs aus seiner Jugendzeit, der für den Dichter, wie die litterarischen Verhältnisse der Zeit charakteristisch ist. Wir lassen das bisher ungedruckte Schreiben, welches wir, gleich den anderen Wielandiana dieses Heftes, der freundlichen Mitteilung des Herrn Professor Dr. Bernhard Seuffert in Graz verdanken, hier im vollen Wortlaut folgen:

Hoch Edler hochgeehrtester Herr und werthester Freund!

Die vielen Veränderungen, die seit 3 Monaten mit mir vorgegangen, haben mir kaum Zeit gelassen zu bemerken, daß ich auf den Ihnen und den Herren Bohn und Brömer übersandten Plan der Subscription meiner Gedichte noch keine Antwort erhalten. Meine Geschichte ins kurze gefaßt ist diese daß ich binnen dieser Zeit unvermuthet in meine Vaterstadt beruffen, mit dem Amt eines Canzley Directors beladen und diese Ganze Zeit über [wo] wir uns nach Reichsstädtischer Art wegen etlicher ansehnlicher Wahlen in großer Fermentation befunden, so zerstreut gewesen bin, daß ich an nichts anderes habe denken können. Da ich aber nun wieder in meine natürliche Lage komme, so fange ich an zu besorgen, der von mir übersandte Plan möchte Ihnen nicht zugekommen seyn und wofern er es ist, so möchte ich wissen, was für einen Fortgang die Sache hat und was Sie davon denken, und ob Sie, falls der Weg der Subscription nicht anginge, für sicher halten eine Auflage von 1000 Exemplaren von meinen Werken zu machen. Die Veränderung meiner Umstände nötigt mich übrigens, den angesetzten Termin, wann der erste Theil erscheinen soll, weiter hinaus und und statt auf die NeuJahrs-Messe auf die Ostermesse anzusetzen; eine Abänderung, welche desto weniger zu bedeuten haben wird, da niemand dabey einigen Schaden leidet.

Ew. Hoch Edl. würde mich ungemein verpflichten, wenn Sie mir in Leipzig einen Correspondenten ausfindig machten, der sich die Mühe geben wollte, mir so lange Ihre Gegenden das unglückliche Theater tragischer Begebenheiten seyn werden, alles was Merkwürdige vorfällt, so gleich zuverlässig berichten würde. Es verstehet sich von selbst daß selbiger von mir nicht nur wegen des Postgeldes entschädiget, sondern auch für diese nicht sehr angenehme Mühwaltung nach Verdienen remunerirt werden sollte.

Übrigens erneuere ich die Versicherungen meiner besondern Hochachtung und Ergebenheit und empfehle mich Ihrer schätzbarsten Freundschaft als

Dero

à Biberac: la 10 Aout 1760

gehorsamster und verbundenster Diener
Wieland,
Directeur de la chancellerie de la ville
Imperiale de Biberac.

Adresse:

a Monsieur, Monsieur Reich
Directeur de la librarie des heritiers de feu
Mr. Weidmann
franco Nurnberg à Leipzig.

Der Brief bedarf keines Kommentars. Welcher Art Wieland's Abhaltungen waren, besagt das Nähere der vorstehend mitgeteilte Brief an Bodmer. Das Geschäft kam nicht zu stande; die „Poetischen Schriften" erschienen 1762 zu Zürich.

Neue Lyrik.

Die beiden Sammlungen, die wir im Folgenden anzeigen, enthalten keine Proben eines ganz ungewöhnlichen lyrischen Talents, wohl aber Beweise einer liebenswürdigen Begabung, eines achtungswerten Könnens und eines ehrlichen Strebens nach künstlerischen Zielen.

„In bangen Stunden, Lieder aus der Stille“, betitelt Friedrich Oser eine Sammlung seiner religiösen Lyrik. Der bescheiden, vielleicht allzu bescheiden ausgestattete Band (Baden Baden, Emil Sommermeyer 1890) enthält 760 Gedichte. Das ist viel, sehr viel, und es wird wohl auch kaum einen Leser geben, welcher nicht meinen sollte, daß es zu viel ist: und wäre Oser ein Dichter ersten Ranges, so wäre es ihm doch kaum gelungen, auf einem vergleichsweise so engen Gebiet, welches eine ganz besondere Stimmung des Dichters voraussetzt, eine solche Riesenzahl durchweg vortrefflicher und vollwertiger Lieder zu schaffen. In der That hätte reichlich ein Drittel ausgeschieden werden sollen, ja müssen; es sind dies Gedichte, wie sie sehr viele fromme protestantische Pastoren schreiben können und auch thatsächlich schreiben. Oser aber kann mehr, er ist ein wirklicher Poet von echter Empfindung, von Kraft des Ausdrucks und auch in der Form ein Künstler Es wundert uns nicht, daß von den Liedern, wie ein Anhang nachweist, etwa 200 bereits komponiert wurden; viele sind so wohllautend, daß die Melodie ihnen gleichsam eingeboren ist und schon dem Lesenden offenkundig wird. Eine warme tiefe Gläubigkeit, die nie in Frömmelei ausartet, Gottvertrauen und Menschenliebe sind der Inhalt dieser Lieder; einiges Wenige gleitet ins Mystische oder in jene Regionen der Zerknirschung hinab, die sich, wenn der Dichter logisch sein wollte, gar nicht mehr in Reimen und Rhythmen, sondern nur noch in unartikulierten Stoßseufzern offenbaren dürften, das Meiste aber ist in der Empfindung gesund; Einzelnes mahnt durch Innigkeit und naive Kraft des Ausdrucks an die alten, schönen Kirchenlieder des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Könnte sich der Dichter zu einer streng gesichteten Auswahl entschließen, so würde sie ein Büchlein ergeben, daß nicht bloß voraussichtlich große Verbreitung finden, sondern dieselbe auch reichlich verdienen würde.

Strenger in der Wahl war Amelie Godin; ihre „Gedichte“ (München, Ackermann 1888) sind offenbar mit viel Selbstkritik zusammengestellt. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Bändchen durchweg gelungene oder durchweg gleichwertige Gedichte enthält; Letzteres zu fordern wäre thöricht, weil die Erfüllung keinem Dichter der Welt möglich wäre, Ersteres wird auch selten genug zu erreichen sein: der Schaffende, der sich bewußt ist, alle Kraft, über die er verfügt, auf das betreffende Gedicht gewendet zu haben, wird kaum darauf verzichten mögen, es seiner Sammlung einzureihen, denn wie schwer ist die Erkenntnis zu erringen, daß für dies und jenes Gebiet eben die Kraft unzulänglich ist! Am besten haben uns jene Gedichte gefallen, welche Naturerscheinungen oder kleine Vorkommnisse des Alltagslebens fein und liebenswürdig ausdeuten; die Sinnigkeit der Anschauung, die Innigkeit des Empfindens in diesen kleinen Bildern muß der Verfasserin das Zugeständnis sichern, daß sie eine wirkliche und echte Dichterin ist; für solche Aufgaben reicht auch das Maß der Sprachbeherrschung, über welches sie verfügt, völlig aus. Das Gleiche gilt von vielen Liebesliedern, sowie von jenem Abschnitt der Sammlung, der nur Schönes, Gutes und Edles bringt: den Liedern an ihre geschiedenen Lieben; namentlich in dem Cyklus, welcher dem Schmerz um ihren Sohn Karl Ausdruck giebt, ist Mehreres vortrefflich. Gewaltige Leidenschaften zu schildern oder die tiefsten Probleme des Denkens in Liedesworte zu fassen — dieser Aufgabe freilich ist die Kraft unserer Dichterin nicht gewachsen, wogegen sie im Genrebilde wieder sehr Hübsches leistet; wer z. B. die in dieser Zeitschrift erschienene moderne Legende: „Die Kirche“ noch in Erinnerung hat, wird uns dies gern glauben und nach dem Büchlein greifen, wo er noch mehr solcher schlicht und innig vorgetragener Historien findet. Wie hübsch ist z. B. die Episode aus dem Tiroler Aufstand von 1809: „Der Gast“. Alles in Allem ein Büchlein, das Leser und Freunde verdient.

Wien. **Otto Hartung.**

Litterarische Notizen.

— Ein Herr Alfred Cleß, den wir bereits einmal wegen seines Kommentars zu Schillers „Künstlern“ nach Gebühr gepriesen, hat unter dem Titel „Die Menschwerdung“ im Verlage von J. B. Metzler's Sortiment in Stuttgart ein Schriftchen erscheinen lassen, welches Freunden humoristischer Lektüre aufrichtig empfohlen werden kann. Uns wenigstens will der Verfasser als ein Schalk erscheinen, welcher eine Parodie auf jene „einsamen Denker“ geschrieben hat, die nach halbverdauter Lektüre verschiedener Dichter und Philosophen urbi et orbi eine Weltanschauung verkünden, welche keinem Menschen verständlich ist, am wenigsten ihnen selbst. Oder sollte gar der Schein trügen und das konfuse Zeug ernst gemeint sein?!

— Die „Litterarischen Skizzen für die deutsche Frauenwelt“ von Dr. Hermann Stohn liegen bereits in dritter, „erweiterter und verbesserter“ Auflage vor (Leipzig, Gustav Engel), ein Beweis, daß sie für ihr Publikum durchaus tauglich sind. Die „Fülle von Gedanken“, welche einer der Kritiker dem Buche nachjagt, haben wir nicht entdecken können, Vieles scheint uns prüde angeschaut und engherzig beurteilt, aber das Buch ist warm geschrieben, die Proben sorglich gewählt. Zu dem ersten Bande, welcher Goethe, Schiller, Uhland, Heine u. a. behandelt, ist nun ein zweiter getreten, der sich mit Freytag und anderen lebenden Dichtern beschäftigt. Er ist ebenso „reinlich und zweifelsohne“ wie der erste und wird es vielleicht auch zu drei Auflagen bringen, denn größere Unterwerfung unter ihre strengen Gebote kann auch die „Tyrannis der Mädchenschule“ nicht fordern, als sie Herr Dr. Stohn hier bewährt.

— So hätten denn auch die Anarchisten ihren Sänger gefunden. Er heißt Albert Henger und seine Duodez-Sammlung „Gedichte eines Freigeistes“ (Zürich, Verlags-Magazin 1890). Nur zwei Bogen, aber so viel blutrünstige Phrasen darin, daß man auch zum Lesen dieser Dutzends „Gedichte“ schwer die Geduld findet. Ein gewisses Formtalent ist vorhanden, von dichterischer Begabung keine Spur.

— Einige humoristische Feuilletons und eine Reihe von Epigrammen enthält das Büchlein von Julian Weiß: „Leichte Reizungen, Gereimtes und Ungereimtes“ (Leipzig, Reinhold Werther). Die Verse sind litterarisch wertvoller als die Prosa; neben bloßen Wortspielen finden sich in den Epigrammen auch manche gute, witzige Einfälle in hübscher Form.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VIII. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. September 1890.

Eine arme Mutter.

Von
Hermann Lingg.

In enger Kammer unterm Dache
Sitzt ein bekümmert Weib allein,
Ein Bett vor ihr beglänzt der schwache,
Der halberlosch'ne Lampenschein.
So schneeig ist die Linnendecke,
Die Kissen sind so weich und lind,
Und wie in einer Blütenhecke
Lag sonst darin ihr süßes Kind.
Jetzt ist es fort — davongegangen,
Mit einem Fremden, ohne Wort,
Den leichten Shawl nur umgehangen,
Bei Nacht und Regen ist es fort.
„Ach," seufzt die Mutter, „nur bescheiden
War unsre Wohnung, das ist wahr,
Doch konnt' ich stets dich sauber kleiden,
Ich kocht' und flocht dir selbst das Haar.
Ich flocht es dir in jeder Frühe,
Und stolzer dacht' ich jedesmal,
Daß mir mein Kind so hold erblühe,
Wie holder Morgensonnenstrahl.
Jetzt bist du fort, und deine Wege,
Wer weiß, wo führen sie dich hin?
Wenn je dir Hilfe fehlt und Pflege,
Du weißt, wo ich zu finden bin. —
Wie oft hab' ich geglaubt, ich höre
Dich nachts der Thüre wieder nahn,
Daß nicht dein Geh'n im Schlaf mich störe,
So klopfest leise du nur an:
O süßer Wahn! indes verfließen
Die Stunden, und ich bin allein,
Könnt' ich an meine Brust dich schließen,
Dich küssen, herzen, dir verzeih'n.
O fühl's — doch fühl' es nie mit Reue,
Daß auch der reichste, schönste Mann
Die Mutterlieb' und Mutterfreue
Doch ewig nicht ersetzen kann."

Die Brautmutter.

Von
Robert Waldmüller.

Was weinst Du, liebes Töchterlein? —
„Ach, morgen soll ja geschieden sein!
Da führt er mich fort, der fremde Mann,
Und traurige Tage heben an!"

Und ist er denn der Rechte nicht? —
„O doch! er hat ein so treues Gesicht,
Sein Herz blickt aus den Augen heraus, —
Doch ach, er ist nicht das Elternhaus!"

Und willst Du denn bei uns verblühn? —
„O, hier sind die Wiesen so frisch, so grün,
Hier blinkt die Sonne wie lauteres Gold,
Nun endet die Jugend und war doch so hold!"

Schlaf' ein, die Nacht ist nicht mehr lang. —
„Ach, das ja eben macht mir so bang!
Wer weiß, wann ich wieder die Hände Dir halt'; —
O, liebe Hähne, kräht nicht so bald!"

Sie nickt am Busen der Mutter ein;
Dann dämmert des Morgens rosiger Schein,
Die Hähne krähn, der Rotschwanz ruft,
Die Lerche jubelt in blauer Luft.

Sie schläft; die Mutter wacht und sinnt;
„Ich weiß, er trägt auf Händen mein Kind,
Und doch — wie weh solcher Trennungsschmerz!
In bittern Thränen schwimmt mein Herz.

Ich darf's nicht zeigen, nicht ihm, nicht ihr,
Und ob ich verzagen möchte schier!
Sonst schütteln sie rings die Köpfe im Land,
Sonst heißt es: der Bund hat keinen Bestand.

Ach, von mir laß ich mein liebstes Gut
Und muß zurückstau'n des Jammers Flut; —
Das ist auch so eine Mutterpflicht,
Von der die Welt nicht weiß, nicht spricht."

Die kleine Braut erwacht: „o schau,
Lieb Mütterchen, welch' klares Blau!
Welch' heller, goldiger Sonnenschein!
Nun will ich auch glücklich und dankbar sein."

Die Mutter lächelt, das Rüsten beginnt;
Die Brautjungfern kommen: „geschwind doch, geschwind!
Heraus aus der Kammer, es ist schon spat,
Die Glocken läuten, der Bräutigam naht."

Die Mutter lächelt, es stellt sich der Zug;
Nun geht's in die Kirche und dann in den Krug,
Und unter die Linde zum Tanz dann, zum Tanz, —
Die Mutter lächelt, sie will's und sie kann's.

Sie kann's, weil sie's will, und sie will's, weil sie's muß;
Sonst giebt's einen Eh'stand mit traurigem Schluß;
Sonst schütteln sie ringsum die Köpfe im Land;
Sonst heißt es: der Bund hat keinen Bestand.

Sie lächelt: „ade nun, Ihr Teuren, ade!
Ich wink' mit dem Tuch noch, so lang' ich Euch seh'."
Und lächelnd steht sie, bis rings alles leer, —
O Herz einer Mutter, du tiefstiefes Meer!

Angelika.

Von
Otto Ernst.

Von der raschen Lebenswelle,
Die mein Herz durchfloß,
Die in sel'ger Stundenschnelle
Brausend dich umschloß,

Von der Liebe Schönheitsrausche
Taumelnd übermannt,
Hab' ich oft im Liebestausche
„Engel" dich genannt. —

Schweigend Platz an unserm Tische
Längst die Sorge nahm;
Deiner Wangen holde Frische
Tilgt ein früher Gram.

Seh's mit nagender Beschwerde,
Seh's mit innrer Qual,
Wie du jenen Gast am Herde
Nährst mit deinem Mahl;

Und ich seh es doch voll Wonnen,
Die kein Wort beschreibt,
Daß so fest und treugesonnen
Deine Liebe bleibt.

Hielt ich gern ein Leid verborgen,
Nimmst du's dennoch wahr;
Denn die Sprache stummer Sorgen
Ist dir offenbar.

Was uns einst so fest umschlungen,
Hält uns noch geeint:
Thränen, die ich still bezwungen,
Hast du still geweint. —

Oft umspinnen lichte Träume
Die Gedanken mir:
Durch des Hauses traute Räume
Folgt mein Auge dir,

Eine Hülle seh ich fallen,
Wie ein irdisch Kleid,
Einen Schimmer dich umwallen
Wie aus künft'ger Zeit.

Und in solcher Liebesstunde
Ernst-verschwiegnem Glück
Bringt der Hauch von meinem Munde
Jenes Wort zurück,

Jenes Wort, im Rausch gesprochen,
Und im Traum der Lust,
Noch im Klange ungebrochen
Klingt's in meiner Brust:

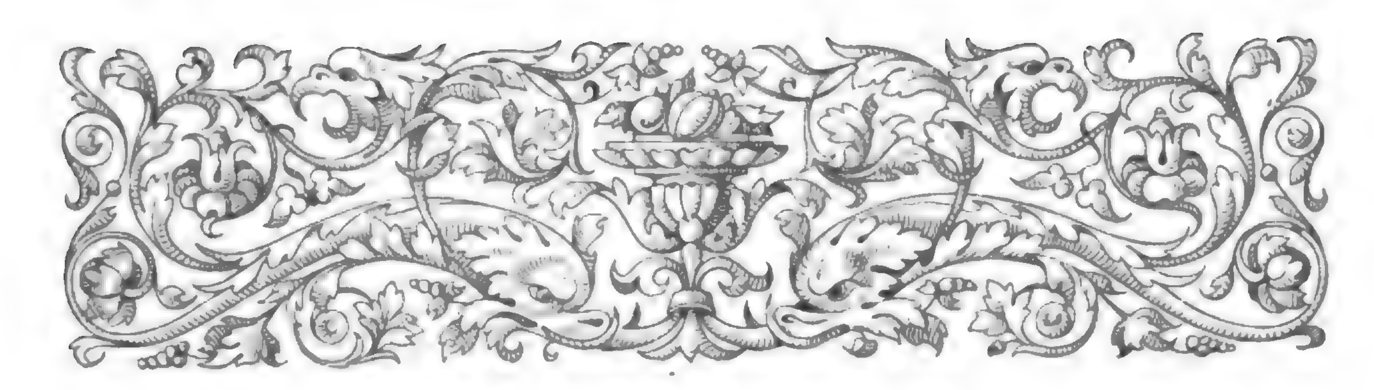
Denn der Liebe sonder Klage
Rührende Gewalt
Wandelt mehr mit jedem Tage
Dich zur Lichtgestalt.

Liebe.

Von
Otto Roquette.

Will die Welt ihr Alles wehren,
Liebe steigert sich im Leid,
Liebe pocht auf ihr Begehren,
Trotz Verbot und Widerstreit.

Muß zur Qual es sich verkehren,
Hält das Herz doch fest sein Leid.
Lieb' ist Glück auch im Entbehren
Und der Schmerz noch glückgeweiht.



Elegie.

Von

Ernst Schulze.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Vorbemerkung. Die nachstehend mitgeteilte Elegie Ernst Schulze's findet sich, einem Päckchen von Briefen beigeheftet, im litterarischen Nachlasse des Dichters, welchen seine Angehörigen so treu und pietätvoll bewahrt haben. Warum Bouterweck, der erste Herausgeber der Werke, und zugleich der einzige, dem die Manuskripte vorlagen, (alle folgenden Ausgaben sind lediglich Wiederabdruck dieser ersten und zum Teil durch arge Druckfehler entstellt), dieses Gedicht nicht abdruckte, kann nur an äußeren Gründen gelegen haben: vermutlich entging der eng beschriebene Bogen seinem Blick, weil derselbe wie erwähnt, unter Briefe geraten war und den Gedichten nicht beilag. Denn daß die Elegie zu den schönsten Gedichten gehört, welche der „zarteste Minnesänger der deutschen Litteratur" gesungen, wird kein einsichtiger Prüfer bezweifeln, und zu dem poetischen Wert tritt der biographische: es ist das letzte Gedicht Ernst Schulze's.

Die Entstehungs-Geschichte der Elegie ist zugleich der beste Kommentar ihres Inhalts. In den Briefen der Freunde Schulze's aus seinem Sterbejahr — 1817 — wird viel darüber gestritten, welche Ursachen seine Gesundheit untergraben und binnen wenigen Monaten aus einem kräftigen, ja blühenden Manne einen armen Schwindsüchtigen gemacht. Der Eine sucht die Gründe in einem verhängnisvollen Erbe von seiner Mutter her, welche in jungen Jahren von der gleichen Krankheit dahingerafft worden, der Andere in der Nachwirkung der Strapazen des Feldzugs von 1814, welchen der junge Göttinger Dozent als Freiwilliger mitgemacht; die meisten Stimmen sprechen sich dafür aus, daß die große Seelenqual, welche ihm seine hoffnungslose Liebe zu Adelheid Tychsen, der Schwester seiner 1812 verstorbenen „Cäcilie" bereitet, schließlich auch seine Gesundheit erschüttert. In Wahrheit mögen alle diese Gründe vereint gewirkt haben, wenn auch der letztangeführte allerdings der wichtigste gewesen sein mag; es muß in unseren härteren Tagen seltsam berühren, aber es scheint unzweifelhaft zu sein, daß der Dichter der Liebe thatsächlich an seiner hoffnungslosen Liebe gestorben ist. Gewiß ist, daß er bereits seit dem November 1816 ein todkranker Mann war, doch scheinen ihm, nach brieflichen Äußerungen zu schließen, erst Mitte Januar Ahnungen seines raschen Endes gekommen zu sein. Diese Stimmung spiegelt sich auch in seinem — bereits gedruckten — Lied vom 17. Januar 1817 wieder:

> „Ich bin von aller Ruh' geschieden
> Und treib' umher auf wilder Flut;
> An einem Ort nur find' ich Frieden
> Das ist der Ort, wo Alles ruht.
> Und wenn die Wind' auch schaurig sausen
> Und kalt der Regen niederfällt,
> Doch mag ich dort viel lieber hausen
> Als in der unbeständ'gen Welt."

Das Lied schließt:

> „Dort kann die Seele freier klagen
> Bei jener, die ich treu geliebt,
> Nicht wird der kalte Stein mir sagen
> Ach, daß auch sie mein Schmerz betrübt."

Aber nicht minder treu, wie die tote Cäcilie, aber viel schmerzvoller, mit aller Glut des Herzens und der Sinne, liebte er die lebende Schwester. Zum 17. Februar 1817, dem Geburtstag der Geliebten, ließ er es auch diesmal, wie all die Jahre seit 1813, nicht an Kranz und Gedicht fehlen. Das Lied schließt:

> „Sind die Kränze doch ein Zeichen
> Daß auch Ferne sich erreichen,
> Und wie bald bin ich dir fern!"

Sein „letztes Gedicht" ist dies jedoch nicht, wie sich in allen Ausgaben seiner Werke angegeben findet. Von einigen kleineren Versuchen abgesehen, die er im Februar schrieb und die größtenteils Fragment geblieben, vollendete er zu Ende jenes Monats die hier zum ersten Mal mitgeteilte Elegie, welche er am 4. Februar begonnen hatte. Sie ist ein ergreifender Ausdruck der Stimmungen des todgeweihten Dichters und selten hat seine Liebe zu Adelheid so rührenden Ausdruck gefunden. Sein Flehen um eine letzte Gunst ward nicht erhört, aber auch der Schmerz, jenen Tag zu erleben, wo Adelheid eines Anderen Weib würde, ist ihm erspart geblieben: am 29 Juni 1817 erlöste ihn zu Celle der Tod. Wenige Tage vorher hatte ihm das Schicksal noch eine letzte Gunst beschert: der Verleger der „Urania", F. A. Brockhaus, teilte ihm mit, daß sein Epos „Die bezauberte Rose" den von diesem Taschenbuch ausgeschriebenen Preis für die beste poetische Erzählung erhalten. Adelheid Tychsen hat sich erst einige Jahre nach Schulze's Tode mit einem Herrn von Berlepsch vermählt.

Was mir die Liebe beschied, den unendlichen Schmerz der Entsagung,
Hoffen und Zagen, vom Kampf nichtiger Wünsche geweckt,
Und die verzehrende Nähe zugleich und die bittere Ferne
Und das Verschmachten am Quell selig berauschender Lust,
Alles ertrüg' ich es wohl und lächelte still in der Treue
Reichem Gefühl und gern schenkt' ich der Liebe das Glück;
Doch es verschließen mit feindlichem Blick zwey ferne Gestalten.
Jene den Anfang mir, diese das Ende des Pfads,
Und nicht darf ich zurück, denn es folgt mir die eine verderblich
Und zu der anderen reißt schnell mich das finstere Loos.
Ach, die Erinnrung ist's und die grausam winkende Zukunft,
Jene mit welkendem Kranz, diese mit Fackel und Dolch.
Trostlos schau' ich umher und mit kraftlos zagenden Händen
Hemm' ich die Zügel umsonst, ach, der enteilenden Zeit.
Wehe mir, daß ich die Freude gekannt und die täuschende Hoffnung;
Denn die Erinnerung rächt bitter den flüchtigen Traum.
Wie nie rastend der irrende Geist des versunknen Schiffers,
Dem kein heimischer Sand friedlich die Glieder bedeckt,
Weit an dem Ufer des hallenden Meers hinschweift und vergebens
Im dumpfbrausenden Sturm seufzend die Klage verweht;
Also schweben die Bilder um mich der verblichenen Freude,
Wenn sich zu wilderem Kampf schwellend das Herz mir empört;
Und sie erschüttern mich jetzt gleich Schattengebilden des Abgrunds,
Ach, die mit duftendem Kranz sonst sich so lieblich geschmückt.
Hätte doch schöner der Wahn sich gelöst! O wäre doch einmahl
Nur mit der kürzesten Huld ganz mir die Seele gestillt!
Daß nicht Alles wie Nebel und Schaum hinflatterte spurlos,
Täuschend im Leben und todt in der Erinnerung jetzt.
Ach dann deckt' ein blühendes Grab die genossene Lust mir
Und wehmüthig und still weilte der Schatten darauf,
Lieblich geschmückt, wie er einst mir erschien in lebend'ger Umarmung
Und holdseligen Trost spendend aus thauigem Blick.
Doch jetzt kündet mir jegliches Pfand der vergangenen Tage,
Blumen und Blätter als Bild freundlicher Stunden bewahrt,
Lieder der sehnenden Lust und der leisaufkeimenden Hoffnung
Und der gewandelte Pfad und der erkohrene Sitz
Und der erneuete Tag in des Jahrs rückkehrendem Kreislauf,
Blüthen und Frücht' und des Heerd's winterlich lodernde Gluth,
Alles verkündet mir jetzt, daß das kräftige Leben um Nichts mir
Blühete, ach, daß um Nichts Kraft mir und Leben verblüht.
Doch wie schwindend in eitelen Traum hinsinkt das Vergangne,
So steigt drohend der Schmerz künftiger Stunden mir auf.
Nicht gleich jenem ein nichtiger Wahn, nein, tönenden Schrittes,
Geht er, das blitzende Schwert hoch in gewaltiger Hand.
Ja, einst nahet der Tag — nicht soll süßschmeichelnde Hoffnung
Länger das dürftige Grün nähren am sterbenden Zweig;
Truglos will ich es sehn, wie die finstere Wolke daherzieht,
Und dann ruhig und kalt stehn, ein entblätterter Baum, —
Ja, einst nahet der Tag, der gefürchtete, welcher gewaltsam
Jegliche Fessel zerreißt, die mich dem Leben verband;
Denn dir leb' ich allein! Du bist mir das Ziel und der Anfang
Jegliches Werks und der Lohn jeder vollendeten That.
Sehnen und Hoffen und Kraft und Gefühl und des ernsten Gedankens
Leuchtenden Strahl und des Traums abendlich dämmernden Schein,
Alles empfang' ich aus dir und behaus' es im gastlichen Herzen,
Nur mit veränderten Schmuck send' ich das deine zurück.

Darf ich dich sehn in dem Arm des Beglückteren, daß der Verzweiflung
Flamme sich lodernder noch spiegl' in des Andern Lust,
Dich, die mir hell wie ein rettender Stern auf der Welle des Unglücks
Aufging, durch das Gewölk breitend den seligen Glanz,
Der ich mit schüchterner Liebe genaht und erwachender Hoffnung,
Die ich mit schweigendem Schmerz treu in dem Busen gehegt,
Der ich mit jeglicher Kraft nachrang und mit jeglichem Opfer,
Die mich hinaus in des Kampfs feindliche Schrecken vertrieb,
Dich, die du Alles mir bist, was einst von dem Glücke das Herz mir
Flehete, was von dem Ruhm, was von der Lieb' es gehofft,
Wehe mir, dich, dich sollte vielleicht ein begünstigter Fremdling
Rauben, dem schnell das Geschick gönnte den süßen Gewinn
Und ich sollte verbannt wie ein Heimathloser hinwegziehn
Götter und Heerd und Altar lassend der feindlichen Hand!
Nein, nicht trüg' ich den bitteren Schmerz, wenn die seligen Blicke,
Welche so huldreich schon lachten im ruhigen Spiel,
Heller und lockender jetzt in dem Glanz jungfräulicher Liebe
An dem beglückteren Freund hingen in schweigender Lust,
Wenn die erglühende Röthe der Wang' und der schüchternen Stimme
Süßerer Laut und der Brust schneller gehobene Gluth
Und die geliebte Gestalt reizvoll in der zarten Umarmung
Und der beglückende Mund leise zu Küssen geschwellt,
Ach, wenn Alles allein für den Einzigen jetzt, den Erkohrnen
Blühete, und ich fern ständ' in vernichtender Qual.
Laß mich scheiden von dir! Unselige Sterne betrogen
Einst mein offenes Herz, sich dem verschloßnen zu nahn,
Doch schnell schwand, da sie fest mich verstrickt, die verderbliche Täuschung,
Daß sich verderblicher noch zeige das feindliche Loos.
Wehe, ach oft schon sprach ich die bitteren Worte der Trennung,
Und doch rief mich der Brust eiteles Sehnen zurück;
Denn kein Pfand des erweichten Gemüths, kein freundlicher Nachruf
An den Entfliehenden, ach, keine genossene Huld
Folgte dem Scheidenden nach in den ewigen Gram der Verbannung,
Und die Versagung flocht festere Ketten mir stets.
Denn tief schmerzt die geopferte Kraft des verlohrenen Lebens
Wenn kein Sehnen uns je gnädig die Götter erfüllt.
Doch, jetzt kennst du den heimlichen Wunsch des entsagenden Herzens,
Und dein freundlicher Blick zürnte dem Fordernden nicht.
Gönne mir denn, was du nimmer gegönnt! Hold blühe der Kranz mir
Auf dem verblüheten Glück, holder die Rose darin.
Schmückt man doch gern ein vergessenes Grab mit lebendigen Blüthen;
Auch mir öffnet ein Grab jetzt das verhüllende Thor.
Gönne den Kranz mir denn und das Süßere! Nimmer begehrt' ich
Nach weithallendem Ruhm, welcher die Sänger erfreut;
Doch wohl' kenn' ich im Busen die Kraft und die heilige Flamme,
Und nicht zag' ich dem Kreis jener Bekränzten zu nahn.
Aber um dich nur kämpfte mein Herz, und den ewigen Lorbeer
Gab ich der Myrte dahin, welche mir nimmer geblüht;
Dich nur wollt' ich erfreun, du warst mir der Ruhm und die Nachwelt,
Und das vollendete Werk barg sich im stillen Gemach.
Dein ist, was ich gethan, und dein nur ist die Belohnung,
Kein unwürdiges Haupt schmückst du mit würdiger Hand.
Denn was blieb mir noch in dem schmucklos finsteren Leben,
Wenn ich auch dir nicht werth schiene der ehrenden Gunst?
Ach, nicht knospet je mir aus der blühenden Wiege der Frühling
Ferner empor, nicht mir schattet der grünende Wald,
Duft und Gesang, mir sind sie dahin, denn die selige Liebe

Sie nur fesselt den Reiz an die verrauschende Lust.
Trauernd werd' ich ins ferne Gefild hinwandern und einsam
Und dein denken und still dichten und träumen von dir,
Und nicht wird mich das fröhliche Volk und der heitere Himmel,
Nicht der versunkenen Welt ewige Spur mich erfreun.
Fremdling bin ich ihm doch in der lieblos fremden Umgebung,
Fremdling werd' ich ja stets seyn auch im heimischen Land.
Denn nie wird mich ein liebendes Weib umfangen und nie mir
Unter dem wirtlichen Dach rasten ein treulicher Freund,
Nimmer ich selbst bey dem eigenen Herd! An die heilige Heimath
Knüpft kein liebliches Band, ach, das verlassene Herz.
Möchte denn doch ein freundliches Bild auf dem irrenden Pfad mir
Folgen, ein treuer Gesell in der entfliehenden Zeit.
Daß wenn einst an dem Ziele der Bahn um den Müden noch einmahl
Hold aufblühte der Lenz und die lebendige Lust
Und er hinaus dann blickt in das jugendlich kräftige Leben,
Und dann sinnend zurück in das erstorbene Herz,
Daß dann freundlich ein fernes Gestirn an die einzige Stund' ihn
Mahnte, wo einst auch er glücklich gelebt und geliebt.

Das Jagdhorn.

Ein Jagdhorn hört' ich klingen,
Wohl klingen durch den Wald,
Ein Rehlein sah ich springen –
Verschwunden war es bald.

Und wieder hört' ich blasen
Das Jagdhorn süß und tief,
Das Rehlein fand ich grasen,
Das einst so schnell entlief.

Auf tiefen Waldeswegen
Ein Mägdlein schritt zur Stund',
Bald sprang ihm froh entgegen
Des Jägers treuer Hund.

In diesen Sommertagen
Im Walde wirr verzweigt,
Kannst du mir, Rehlein, sagen,
Was nun das Jagdhorn schweigt?

Hans M. Grüninger.

Neues Hoffen.

Was auch das Schicksal mir erlost,
Ich hoff' es zu ertragen.
Nicht grimmer kann's, das ist mein Trost,
Mir fürder Wunden schlagen.

Versiegt ist nun der Thräne Quell,
Vorbei der Sturm der Schmerzen;
Nun blick' ich wieder klar und hell
Mit ruhigheitrem Herzen.

Zuweilen nur, wenn ich erwacht,
Sind feucht die Augenlider:
So träufelt nach Gewitternacht
Noch sanfter Regen nieder,

Indes holdschimmernd ragt empor
Das Zeichen ew'ger Treue.
Was auch das arme Herz verlor,
Nun hofft es, hofft aufs neue.

Wilhelm Idel.

Gruß.

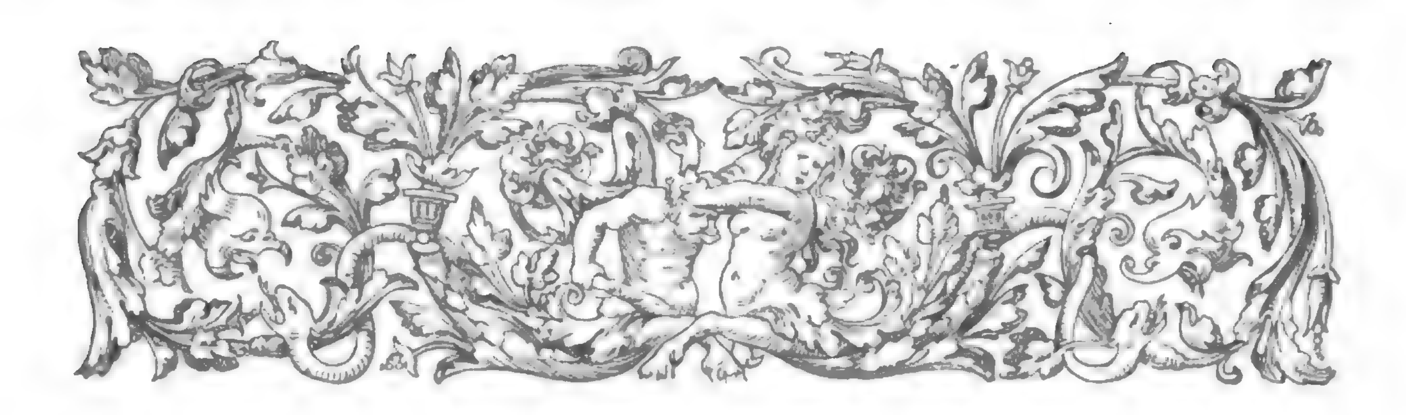
Ich wanderte verirrt, allein
Dornigen Pfad empor,
Rings um mich her kein heller Schein,
Nur Dohlenschrei im Ohr.

Es stieß mein Fuß sich wund und rot,
Zerrissen war mein Schuh,
In mir war jede Hoffnung tot –
Da nahtest du mir, du!

Nun trennt uns Land und Meere weit
Und stumm bleibt mir dein Mund,
Es liegt in längstvergangner Zeit
Die bange Abschiedsstund'.

Doch fühl' ich noch den Druck der Hand,
Die einst so stark und sacht
Die rechten Wege für mich fand
Empor aus dunkler Nacht.

F. Ottmer.



Blinde Liebe.

Novelle von Konrad Telmann.

(Schluß.)

Flehend schloß der Unglückliche: „Wenn die Angiolina nun kommt und will von Ihnen operiert werden, was braucht es weiter, als daß Sie ihr sagen, Sie hätten sich damals getäuscht! Eine fromme Lüge, die Gott und die Heiligen Ihnen gewiß verzeihen werden. Nicht wahr, Herr, Sie werden es thun? Seien Sie barmherzig! Retten Sie mich!“

Der Unglückselige wand sich zu meinen Füßen und streckte seine gefalteten Hände zu mir empor, während ihm die Thränen über das braune Gesicht liefen. Ich war durch seine seltsame Geschichte so erschüttert worden, wie selten durch etwas in meinem Leben Ich hieß Tobia zunächst aufstehen, und als er das endlich gethan, fragte ich ihn um das, was mich am tiefsten bewegte: „Und glauben Sie, daß, wenn Ihre Frau blind bleibt, alles wieder so werden kann, wie es gewesen ist?“

„Warum sollte es das nicht?“ fragte er unsicher dagegen.

„Weil die brennende Sehnsucht, wieder sehend zu werden, nun doch einmal in Sora Angiolina geweckt worden ist und deshalb niemals mehr ganz erlöschen kann. Dazu kann keine Macht der Welt Ihnen verhelfen. Und deshalb fürchte ich auch, wenn ich nun erkläre, ich könne sie nicht operieren, — denn das will ich thun, — so wird sie mir nicht glauben, sondern immer annehmen, ich sei durch Sie und Ihre Drohungen eingeschüchtert worden und zu feig, um gegen Ihren Willen ihr zu helfen. Sie wird verlangen, bis nach Catania hinabzugehen, um sich dort operieren zu lassen. Beruhigen wird sie sich nicht. Ich kenne die Blinden. Es liegt in ihrer Menschennatur, daß sie, wenn nur der kleinste Hoffnungsschimmer in ihnen geweckt worden ist, sich nach dem Lichte des Tages sehnen und nichts anderes mehr denken und wollen auf Erden. Darum muß ich Ihnen sagen, so schwer es mir auch wird: ich glaube, es ist zu spät, es kann zwischen Ihnen Beiden nicht mehr werden, wie es gewesen ist. Und wenn sie wirklich auch ihre Hoffnungen vergessen könnte, könnte sie vergessen, daß schlimme Worte zwischen Ihnen Beiden gefallen sind? Sie könnte es, wenn sie sehend würde, im Jubel ihres Herzens, aber in der Enttäuschung und Verbitterung wird sie es schwerlich können. Und deshalb seh' ich in der Weigerung, die ich nun den Bitten Angiolina's entgegensetzen werde, auch keine Rettung für Sie. Sie werden es vielleicht verhindern können, daß Angiolina ihr Augenlicht zurückerlangt, aber wieder so glücklich mit ihr werden, wie vorher, — das werden Sie nicht können.“

Tobia nickte vor sich hin und sah noch verzweifelter aus als zuvor. „Sie mögen recht haben,“ murmelte er dumpf. „Aber um Gottes und aller Heiligen willen, was raten Sie mir dann zu thun, Herr?“

„Ich glaube,“ erwiderte ich nach einer Pause mit Entschiedenheit, „hier kann nur ein offenes Geständnis helfen, Sor Tobia. Wenn Sie wirklich der Überzeugung sind, daß Angiolina Sie nach so langen Jahren auf jenen einen, flüchtigen Blick hin wiedererkennt, so bleibt Ihnen nichts, als daß Sie ihr jetzt alles sagen, wie Sie es mir gesagt haben. Sie wird dann alles begreifen und alles verzeihen. Und in der Wonne, wieder sehend zu werden, wird sie um Ihres

unseligen Irrtums wegen Sie nicht von sich stoßen, sondern Ihrer großen Liebe während all' der Jahre gedenken Es war ja kein Mord, den Sie begingen, ein tückischer Zufall ließ Sie einen Unschuldigen töten. Angiolina wird das begreifen und dann — aber auch nur dann — kann alles wirklich noch einmal wieder gut werden. Sonst sehe ich keine Rettung."

Tobia hatte mir gespannt zugehört, und es kam mir vor, als ob seine Gestalt immer mehr in sich zusammensinke, wie wenn er die Bürde dessen, was ihm auferlegt ward, nicht mehr zu tragen vermöge. Und dann sagte er in völlig hoffnungslosem Ton: „Das ist unmöglich, das verlangen Sie nicht von mir. Sterben könnt ich für die Angiolina, wenn es sein muß, jeden Tag, aber ihr eingestehn, daß ich sie alle die Jahre hindurch belogen habe — nein, das nicht. Den Mörder ihres Vaters darf sie nie sehn, nie —"

Ich empfand das innigste Mitleid mit dem Manne, der da wie gebrochen vor mir auf einem Sessel kauerte, aber ich ersah kein Heil für die Beiden. Er erhob sich bald. „Ich danke Ihnen, danke Ihnen von Herzen," sagte er.

Ich aber ließ ihn so nicht von mir, sondern fragte ihn, was er nun zu thun gedenke.

Da zog er die Schultern in die Höhe und entgegnete, ohne mich anzusehen: „Ich weiß noch nicht, Herr. Ich muß mir selber noch erst darüber klar werden. Ihr Versprechen hab' ich, daß Sie die Angiolina nicht eher operieren, als bis sie Ihnen sagen kann, daß ich damit einverstanden bin. Vorher will ich aber noch sehen, ob sie es wirklich nicht ertragen kann, blind zu bleiben. Und dann muß ich mich eben entscheiden, so oder so. Vielleicht würde sie mich nach so langer Zeit wirklich nicht wiedererkennen. Vielleicht hat sie dem Übelthäter auch schon im stillen vergeben oder ist doch bereit dazu, wenn sie alles erfährt. Ich muß es eben auf die Probe ankommen lassen. Leben Sie wohl, Herr!"

Er redete das alles so hin, als ob er selber weder zu dem einen, noch zu dem anderen Vertrauen habe und mich nur zur Ruhe sprechen wolle, damit ich mir keine trüben Gedanken mehr mache, und ich entließ ihn nicht ohne geheime Besorgnis. Möglich aber auch, daß sich nur in mir selber etwas wie das Gefühl einer unwissentlichen Mitschuld an einem schweren Konflikt regte und daß ich mir sagte, es sei im Grunde nichts als meine Pflicht, eine befriedigende Lösung desselben herbeizuführen, nur daß ich eben nicht wußte, wie das hätte geschehen können.

Padre Martino berichtete mir am Abend dieses Tages, er sei abermals heute bei Tobia gewesen, um demselben zuzureden, auf seinen Abwegen wieder umzukehren, nachdem er gestern seinen priesterlichen Ermahnungen einfach entlaufen sei und zwar geradeswegs in die Schenke; und heute habe er den Mann völlig verändert vorgefunden, reumütig und zerknirscht. Was da geschehen sei, begreife er ganz und gar nicht, auch die Angiolina habe es ihm nicht erklären können. Unter solchen Umständen habe er Gnade für Recht ergehen lassen müssen, wie es seines Amtes sei, und dem bekehrten Sünder verziehen. Von der Operation sei weiter jedoch nicht die Rede gewesen, und er habe sich auch wohl gehütet, davon anzufangen; die Beiden würden wohl nunmehr diese Angelegenheit unter sich auch in Ordnung bringen und einen einträchtigen Entschluß darüber fassen. Wie sie sich entscheiden wollten, sei einzig ihre Sache.

Ganz so leicht zu Mute war mir freilich nicht, wie dem allzeit optimistischen Padre, der nun für das so traurig entzweit gewesene Paar wiederum eine ungetrübte Glückszeit voraussah, aber das, was mir der nächste Morgen bringen sollte, ahnte ich doch nicht. Da erschienen nämlich Angiolina und Tobia Hand in Hand bei mir, und Angiolina bat mich mit freudezitternden Worten, ich möge doch die versprochene Operation nun an ihr vornehmen, nach der sie sich schon so lange gesehnt, denn ihr Mann sei endlich zur Vernunft gekommen, nachdem er eingesehen, daß sie anders keinen Frieden und kein Glück mehr finden könne auf Erden. Und dabei sah sie so verschämt und so glückstrahlend zugleich aus, daß es eine rührende Freude gewährte, sie anzublicken. Dennoch war mir nicht wohl ums Herz bei diesem völlig unerwarteten Auftritt, und ich schaute besorgt auf Tobia, der ganz still dabei stand und immer noch die Hand seiner Frau in der seinigen hielt. Sein Ausdruck war ruhig und gefaßt. Als er meine Augen auf sich gerichtet sah, warf er mir einen beschwichtigenden Blick zu und sagte sehr leise, was nur ich verstehen konnte und sollte: „Angiolina wird den Mörder ihres Vaters nicht wiedererkennen. Sie *will* ihn nicht wiedererkennen."

Damit mußte ich mich begnügen. Wahrscheinlich, hoffentlich sollten seine Worte bedeuten, daß er Angiolina alles gesagt und sie ihm alles

verziehen hatte. Ich machte mich nochmals an eine Untersuchung von Angiolina's Augen; die Operation war gefahrlos, verhältnismäßig sogar leicht und ein günstiger Erfolg ließ sich verbürgen. Ich konnte auf der Stelle dazu schreiten. Und dennoch zauderte ich. Ein Etwas, über das ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte, hielt mich zurück, lähmte meinen freudigen Eifer. Ich hatte mich wohl in meinem ganzen Leben noch nie mit so schwerem Herzen an eine Operation gemacht, die so viel Aussichten auf ein glückliches Gelingen bot.

„Weshalb fangen Sie nicht an?" fragte mich Angiolina endlich mit ihrer dunklen, weichen Stimme. „Sie denken doch nicht, daß ich mich fürchte? O nein. Und Sie sagten ja auch, es wäre nur ein ganz kurzer Schmerz. Und nachher — dieses unaussprechliche Glück nachher, Herr!"

Ich kramte unter meinen Instrumenten umher und erklärte ihr, wie es ungefähr sein würde, und was sie zu thun hätte. Tobia erbot sich, mir zu helfen, wenn ich seiner bedürfen sollte. Er sei zu jeder Handreichung bereit und werde gewiß nicht zittern oder sich ungeschickt beweisen. Ich sah ihn an, wie er das sagte. Mir kam es vor, als erbiete er sich, selber mitzuhelfen an der Vollstreckung seines Verdammungsurteils. Es war ein wahnwitziger Gedanke, aber ich konnte ihn nicht loswerden.

Angiolina erkundigte sich, wieviel Tage sie nach vollzogener Operation noch werde im Dunklen sitzen müssen, ehe ich ihr die Binde würde von den Augen nehmen können. Ich erläuterte ihr, was sie zu wissen nötig hatte. Sie und Tobia hörten mir beide mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Dann gingen wir zu ihrem Hause. Dort ließ ich sie niedersitzen und traf meine Vorbereitungen. Sie selber war ganz ruhig, nur Tobia zitterte leicht, während er immer noch die Hand seines Weibes hielt. Erst, als ich ihm sagte, daß es nun an der Zeit sei, und meine Verhaltungsmaßregeln gab, zeigte er sich dem Augenblick und der Sachlage gewachsen, so daß ich zur Operation schreiten konnte. Diese selbst nahm meine Aufmerksamkeit und alle meine geistigen Kräfte so vollkommen in Anspruch, daß ich an meine Beklommenheit über das, was ihr folgen konnte und über den plötzlichen Wechsel in der Sinnesart Tobia's nicht weiter zu denken Muße fand. Angiolina benahm sich während der Operation musterhaft, und auch Tobia zuckte nicht ein einziges Mal mit der Wimper, als mein Messer den Augen seiner Frau nahekam.

Als ich zu Ende war, sah ich, daß er todesbleich geworden war, während auf Angiolina's Zügen ein heitres, zukunftfreudiges Lächeln lag. Sie hatte keinen Schmerz und keine Bangigkeit empfunden, sie dachte sichtlich nur all' des Glücks, das nachher ihrer warten würde. Tobia dagegen hielt sich kaum aufrecht. Die Erregung der Stunde machte den starken Mann schwach, wie ein Kind. Er hatte kaum die Kraft und den Mut, sich mit seltsam heiserer, stockender Stimme zu erkundigen, ob ich mit der Operation zufrieden sei, ob sie gelingen werde.

Ich reinigte meine Instrumente, als er die Frage that, und sah ihn daher nicht an, aber ich merkte es dennoch, mit wie zitternder Gier er meiner Erwiderung entgegenharrte. „Ich hoffe bestimmt, es wird alles gut werden!" sagte ich. Da ließ er einen langen Seufzer hören, der aber vielleicht nur ein tiefer, erleichternder Atemzug war. Ich hatte keine Zeit, jetzt darüber nachzudenken. Ich mußte Sorge tragen, daß Angiolina in ihrem Schlafzimmer, dessen einziges Fenster sich unschwer durch ein paar Wollendecken verdunkeln ließ, zur Ruhe gebracht wurde und mußte sie und Tobia ermahnen, ihr jede kleinste Erregung während der nächsten Tage fernzuhalten, sowie jedwede Thätigkeit, ja, sogar jede unnötige Bewegung ängstlich zu vermeiden. Ich machte ihnen klar, daß der Erfolg sonst zweifellos vereitelt werden würde und bedeutete Tobia, daß ich ihn zum Wächter über seine Frau einsetzte und daß er mir für ihr ruhiges Verhalten haftbar bleibe.

Er versprach auch, daß alles nach meinen Wünschen geschehen solle, und Angiolina meinte sogar mit ihrem rührenden Lächeln, sie wolle gern ein halbes Jahr lang still liegen, wenn sie dann wirklich Tobia in die Augen schauen könne. „Nicht wahr, sie sind braun?" sagte sie.

„Pechkohlrabenschwarz," versetzte ich scherzend, „Sie werden einen schönen Schreck haben, Sora Angiolina. Aber nun Ruhe! Ruhe! Morgen komme ich wieder zum Nachsehn, und wenn dann die Binde auch nur um Fadenbreite verschoben ist, ist alles aus und zu Ende. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehn!"

Damit schüttelte ich ihnen die Hände und ging. Ich hätte es gern gesehn, wenn ich mit Tobia ein Wort allein hätte sprechen können, und gab ihm ein Zeichen, er solle mich bis vor

die Thür hinaus begleiten. Aber er verstand mich entweder nicht oder wollte mich nicht verstehn. Seine Hand war eiskalt, als die meine sie berührte.

Die nächsten Tage verflossen ruhig. Ich kehrte regelmäßig bei den Beiden ein, um Angiolina's Verband zu untersuchen und zu erneuern, und jedesmal war der Befund ein so günstiger, wie ich ihn nur irgend erwarten konnte, jedesmal fand ich Tobia bei seiner Frau am Lager sitzen, ihre Hand in seiner, Beide leise miteinander schwatzend, Beide mit dem Ausdruck ungetrübten Glücks in den Zügen. So wenigstens schien es mir. Freilich war es ja dunkel im Gemache, und Tobia vermied es fortgesetzt, mit mir zugleich die Kammer zu verlassen.

Endlich war es soweit, daß ich für den folgenden Tag die Fortnahme der Binden versprechen konnte. Die Heilung war vortrefflich von statten gegangen, und ein erster, kurzer Versuch, das Augenlicht wieder zu gebrauchen, durfte Angiolina mit aller Vorsicht gewährt werden, selbstverständlich zunächst nur im verdunkelten Zimmer. Schritt aber der Prozeß in gleich günstiger Weise fort, so konnte man annehmen, daß in längstens acht Tagen Angiolina sich der Sonne werde freuen dürfen, nach der sie so heißes, nicht zu stillendes Verlangen getragen. Ich war selbst in so freudiger Aufregung, als ich ihr das alles sagte, wie wohl noch niemals vorher nach einer gelungenen Operation; mir war gerade so zu Mute, als sei mir selber etwas Köstliches geschenkt worden. In wirklicher Bewegung drückte ich ihr die beiden Hände. Dann wandte ich mich zu Tobia. Auch ihm wollte ich die Hand schütteln, als ich plötzlich in ein wahrhaft entgeistertes, versteintes Gesicht sah, das ich kaum noch als das seine wiedererkannte. Ich erschrak förmlich davor. War diese ungeheure Verwandlung erst seit heute, erst in dieser Stunde vor sich gegangen? Oder wo hatte ich all' diese Zeit hindurch meine Augen gehabt? „Um Gott, Sor Tobia," stieß ich unwillkürlich heraus, „was ist Ihnen?"

„Mir?" fragte er und lachte ganz unbefangen, während Angiolina aufhorchte und ich meine Unvorsichtigkeit schon wieder bereute. „Was sollte mir wohl geschehen sein, Herr? Die wunderliche Beleuchtung hier in der Kammer macht's, daß ich ein bißchen fahl aussehe, glaub' ich. Und dann bin ich all' die Tage nicht vor die Thür gekommen, das ist Unsereiner nicht gewöhnt. Dazu die Sorge und Angst und Aufregung, es könnte am Ende doch nicht alles so glatt abgehn mit der Angiolina, und dann hätte sie sich umsonst gefreut und den Schmerz ertrüge sie nicht. Aber ich bin trotz alledem doch wohl und munter, wie ein Fisch im Wasser. — Ich gehe einen Augenblick mit Ihnen vor die Thür hinaus, Herr."

Er hatte mich bei seiner wortreichen Entgegnung zu keinem Einwurf meinerseits mehr kommen lassen. Jetzt aber fiel Angiolina doch noch ein: „Ja, ja, Herr, er hat ganz recht. Das Stillesitzen ist wie Gift für ihn, und er hat sich trotzdem nicht eine Stunde lang von meinem Bett fortjagen lassen. Aber das soll nun auch anders werden."

„Es wird sogar heute schon anders," erwiderte Tobia, der an ihr Lager getreten war, sie liebevoll betrachtete und ihr mit der Hand über die Stirn hinstrich. „Du weißt ja, ich muß nach Bela hinauf, das duldet keinen Aufschub. Und weil ich wieder zurück sein muß, wenn Dir die Binde abgenommen wird, hab' ich allen Anlaß, mich zu beeilen. Vor der ersten Morgenfrühe werd' ich kaum zurück sein. Aber ich denke, der Signore wird Eile haben."

Er hatte sie wieder zur Ruhe gesprochen, denn sie lächelte friedvoll und ließ sich von ihm streicheln mit dem Ausdruck vollkommener Glückseligkeit in den Zügen. So gingen wir Beide aus dem Gemache und vor das Haus hinaus. „Also morgen?" sagte er, als wir draußen in der hellen Sonne standen und mir nun sein fahl-entstelltes Antlitz nur noch mehr auffiel. Es klang etwas Dumpfes, Trostloses aus seiner Frage auf. Ich verstand erst gar nicht, was er meinte.

Dann erwiderte ich: „Ja, morgen werde ich Ihnen, hoff' ich, die Gewißheit geben können, daß Ihre Frau wieder sehen kann, wie Sie und ich. Aber nun sagen Sie mir endlich, wie es werden soll zwischen Ihnen Beiden. Weiß Ihre Frau alles? Fürchten Sie nichts mehr?"

„Sie weiß alles," sagte er, ohne mich anzusehn.

„Und sie hat vergeben?"

„Ja."

„Mein Rat war also gut?"

„Er war gut."

Mir gefielen alle seine Antworten nicht. Am wenigsten aber gefiel mir die Art und Weise, in der er sie gab. Und er stand währenddem

da wie geistesabwesend und stierte teilnahmlos vor sich hin. Er schien mich kaum zu hören. „Man merkt Ihnen aber nicht an, daß Sie freudig erregt sind, Sor Tobia,“ sagte ich ernst, „und doch sollte man meinen, Sie müßten es sein.“

„Ja, ja,“ sagte er nickend. „Aber ich glaube wirklich, ich bin krank. Der weite Weg heute wird mir gut thun. Also morgen — morgen!“

Ich griff nach seiner Hand und fühlte seinen Puls. Er ging sehr rasch und unregelmäßig. Dazu lagen seine Augen tief in den Höhlen und glühten in einem düstern Feuer. „Sie sind in der That krank,“ sagte ich — „oder Sie fürchten sich.“

„Vielleicht,“ entgegnete er mit einem seltsam trüben Lächeln und schauerte leise zusammen. „Man kann eben doch nie ganz sicher sein, ob sie mit den sehenden Augen verzeihen wird, wie sie mit den blinden gethan hat. Nun, morgen ist's ja entschieden. Und nun noch Eins, Herr. Sie sprechen nie mit der Angiolina über das, was ich Ihnen wie im Beichtstuhl bekannt habe, nicht wahr? Nie — wie es auch kommen möge. Es muß zwischen uns Beiden bleiben.“

„Nie,“ sagte ich, „gewiß nie.“

„Und dann danke ich Ihnen für alles, was Sie gethan haben. Leben Sie wohl, Herr!“

Er schüttelte mir lange und warm die Hand. „Auf Wiedersehen morgen,“ rief ich.

Darauf antwortete er nicht mehr, sondern ging ins Haus. Unter der Thür blieb er noch eine Sekunde lang stehn und machte eine halbe Wendung nach mir zurück, als ob er umkehren und noch etwas zu mir sprechen wollte, dann aber war er verschwunden.

Ich ging nachdenklich nach Hause. Tobia's wunderliches Wesen machte mir zu schaffen, und ganz ruhig vermochte ich nicht darüber zu sein.

Der nächste Tag war wolkig und sonnenlos; ein grauer, schwerer Himmel hing über der Welt, und Nebelmassen wälzten sich träge über die Bergkuppen hin. Mir war das Wetter gerade recht für das, was ich heute vorhatte, und ich beschloß, erst mittags zu Angiolina zu gehn, um ihr zum erstenmale die Binde abzunehmen. Vorher hatte ich noch ein paar Gänge zu Kranken zu machen, und sie hielten mich länger auf, als ich gedacht hatte. So war ich kaum verwundert, als man mir, während ich an einem Krankenbette saß, die Nachricht brachte, die alte Sora Lucia sei drunten und wolle mich sofort sprechen, sie komme von Sora Angiolina, und es sei dringend. Sora Angiolina kann die Zeit nicht erwarten! dachte ich, wer wollte ihr die Ungeduld am heutigen Tage verargen?

Aber die Alte war sehr erregt und rief mir atemlos zu, ich dürfe keinen Augenblick zögern. Denn die Angiolina geberde sich wie eine Wahnsinnige und weine, weine zum Herzbrechen, während ich doch gesagt hätte, sie müsse ganz ruhig sein.

Auf diese Nachricht hin machte ich mich in Eile, höchlichst betroffen und besorgt, auf den Weg mit der Alten. Unterwegs erfuhr ich auch, was eigentlich vorgefallen war. Gestern war Tobia zu der Alten gekommen, um sie zu bitten, sie möge zu seiner Frau hinaufgehn und die Nacht hindurch bei ihr bleiben, denn er müsse notwendig nach Bela hinauf. Damit war Sora Lucia auch einverstanden gewesen und Angiolina und sie hatten den ganzen Nachmittag zusammen von dem geschwatzt, was sein würde, wenn die Angiolina erst wieder sehen könne, und waren guter Dinge zur Ruhe gegangen. Seit Tagesanbruch aber war die Angiolina, die auch sehr unruhig geschlafen hatte, in steter Besorgnis über das Ausbleiben Tobia's gewesen, der doch ihr auch gestern noch beim Abschied fest versprochen hatte, bis sieben Uhr werde er spätestens zurück sein. Darüber war es hoher Vormittag geworden, und Tobia immer noch nicht zurückgekommen, sodaß Angiolina's Angst aufs Höchste gestiegen war und sie zu jammern und zu weinen angefangen hatte wie eine Verzweifelte. Zuletzt hatte sie sich sogar das Haar gerauft und auf die Kniee geworfen und gebetet und geschrien, alles durcheinander und sie war fest überzeugt, dem Tobia sei ein Unglück zugestoßen, und der Weg nach Bela sei nun einmal ein Unglücksweg für sie; und sie wehklagte immer fort, daß sie nun gewiß ihren Tobia doch nimmermehr mit Augen werde sehen können oder erst als Leiche. Auf das alles hin war Sora Lucia, weil die verzweifelte Frau sich durch nichts hatte beruhigen lassen wollen, endlich davongestürzt, um mich zu holen, der ich allein hier noch Hilfe bringen könne.

Das alles hörte ich in tödlichem Erschrecken mit an. Wenn er mich belogen, wenn er Angiolina gar kein Bekenntnis abgelegt hatte und nun die Furcht vor der entsetzlichen Entdeckung, die heute vielleicht schon hätte erfolgen müssen, ihn in den Tod getrieben hatte, den er dem Erleben einer solchen, unsäglich grausigen Stunde vorzog!

Wir beschleunigten unsere Schritte und langten endlich vor dem kleinen Hause auf der Höhe an. Da sahen wir einen fremden Mann aus der Thür desselben treten. Er sah ernst und aufgeregt aus. Sora Lucia rief ihn an. „He, Da Cesare, wo kommt Ihr her? Was habt Ihr gebracht?“

Der Mann zuckte die Achseln. „Da ist etwas nicht in Ordnung,“ murmelte er. „Gestern hab' ich den Tobia oben in Bela bei mir erwartet; aber er ist nicht gekommen. Und da ich heute doch hier vorüberkomme, sprach ich vor, um zu sehn, ob er etwa krank ist. Und nun hör' ich von der Sora Angiolina, ihr Mann sei gestern wirklich nach Bela hinauf, und hab' in der Frühe heut' wiederkommen wollen. Was soll ich dabei denken? Er ist oben nicht angekommen, und auf dem Wege, den ich eben herab gemacht habe, bin ich ihm auch nicht mehr begegnet.“

„Haben Sie der Frau alles gesagt?“ fragte ich.

Er bejahte das. „Und wie hat sie es aufgenommen,“ fragte ich erschrocken weiter.

„Merkwürdig ruhig,“ entgegnete er.

Mir war dabei nicht geheuer zu Mute. „Und was denken Sie nun zu thun?“

„Ich will gleich zum Sindaco und zum Pfarrer hinunter, um Meldung zu machen. Man wird nachforschen müssen —“

Ich trat ins Haus, die Alte folgte mir. Wir fanden Angiolina neben dem Bett, auf dem Steinboden knieend, den Kopf gegen den Rand des Lagers gelehnt, reglos. Erst als ich sie anrief, wandte sie sich langsam um und sagte, während ein krampfartiges Schluchzen ihren Körper erschütterte: „Sie sind's, Herr? Sie kommen zu spät. Ich werde nun doch nie wieder sehend werden. Und es ist auch gut so. Wozu taugte es nun noch? Ich könnte meinen Tobia nur noch als Leiche wiedersehn, — zum erstenmal im Leben sehn, und das möchte ich nicht. Lieber behalt' ich ihn in der Erinnerung, wie ich ihn mir immer gedacht habe. Es ist alles aus.“

Sie sagte das mit einem leeren, trostlosen Klang ihrer Worte und ich sah erst jetzt zu meinem Entsetzen, daß sie sich die Binde von der Stirn gerissen hatte und daß darunter ihre Augen glanzlos und erloschen waren, wie früher. „Um des Himmelswillen, Sora Angiolina,“ rief ich, zu ihr stürzend, „was haben Sie gethan?“

Sie lächelte unsäglich traurig. „Ich konnte darunter nicht weinen,“ sagte sie, „und ich muß nun doch weinen, Tag und Nacht, bis an mein Lebensende. Was hätt' ich weiter noch auf Erden zu thun? Als ich die Binden abriß, war's ein ganz kurzer, stechender Schmerz, gerade als wenn der Blitz noch einmal wieder neben mir einschlüge, wie damals. Vielleicht war's aber nur das eindringende, helle Tageslicht, das ich noch nicht ertragen konnte. Verzeihen Sie mir, Herr! Sie haben viel Mühe und Sorge für mich gehabt, und ich lohn's Ihnen schlecht. Aber der Himmel hat es so gewollt.“

Ich hatte Angiolina's Augen untersucht, während sie das vorbrachte, und fand, daß sie recht hatte. Diese Augen waren nunmehr für immer verloren. Tief erschüttert betrachtete ich das vereitelte Werk meiner Kunst, auf das ich so stolz gewesen war. Selten im Leben hatte ich solch' einen Seelenschmerz empfunden, wie jetzt beim Anblick dieses armseligen, bedauernswerten Geschöpfes.

„Sie wissen ja noch gar nicht, ob Tobia wirklich verunglückt ist,“ sagte ich, um nur etwas zu sagen. Denn ich selbst glaubte so fest daran, wie sie auch, nur daß ich zu allem auch noch annehmen mußte, daß er absichtlich verunglückt war. Er hatte mich also wirklich belogen, und ich mußte mich blind schelten, daß ich nicht aus all' seinem Wesen und Thun geargwöhnt hatte, wie er mich irreführte und daß er sich allezeit mit dem Gedanken an einen freiwilligen Tod getragen hatte, der allein ihm als die Lösung aus diesen Irrsalen erscheinen mußte und der schreckensvollen Stunde der Entdeckung vorbeugte. Dicht vor ihr hatte er seinem Leben ein Ende gemacht, seine Schuld gebüßt. Ich hätte wissen sollen, daß er nicht anders konnte, daß eine Sizilianerin dem Mörder ihres Vaters nie verzeihen kann, auch dann nicht, wenn sie ihn seit zehn Jahren geliebt hat in heißer, blinder Liebe —

„Er ist verunglückt,“ sagte Angiolina, mit starrem Ausdruck vor sich hinbrütend, „ich weiß es.“

Helfen konnte ich ihr nicht; Menschen konnten hier überhaupt nicht helfen. Und so schlich ich mich bald hinaus und ließ nur die alte Lucia bei ihr.

Ich begegnete draußen einem Trupp von Leuten, die ins Gebirg hinauf zogen, um nach Tobia zu suchen. Ich schloß mich ihnen an. Sie glaubten alle an Tobia's Tod. Die Meinung ging dahin, daß er nach seiner Gewohnheit der letzten Zeit zuviel getrunken gehabt habe und deshalb auf dem gefahrvollen Wege verun-

glückt sei. Sie wußten auch schon, wo das vermutlich geschehen sein würde.

Und sie täuschten sich nicht. Als wir zu jener Stelle kamen, hatten einige uns vorangeeilte Männer Tobia bereits gefunden. Er lag in einer grauenvollen Tiefe, in die er von dem schmalen, schwindelerregenden Felssteig, der an ihr entlang führte, hinabgesprungen sein mußte. Sein Leichnam war völlig zerschmettert und bot, als ihn die Männer nach stundenlangem Mühen an ihren Seilen heraufschafften, einen furchtbaren Anblick. Tobia hatte dafür gesorgt, daß Angiolina, auch wenn sie sehend geworden wäre, den Mörder ihres Vaters in ihm nicht hätte wiedererkennen können. Er hatte sich nicht weit von der Stelle, wo damals sein unglückseliger Schuß gefallen war, selbst für die Blutschuld gestraft.

Ich verließ Castiglione wenige Tage später, es litt mich dort nicht mehr. Angiolina lebt noch, einsam, ihrem Gram

Das jüngste Gericht.

Hoch in den Wolken thront das Gericht,
Laute Trompeten schmettern,
Und die Toten steigen ans Licht
Aus den Gräbern und Brettern.

Ehern fällt der erhabene Spruch
Unter Donnerschlägen,
Alle Sündigen trifft der Fluch,
Alle Guten der Segen.

Furchtbar stürzt der Verdammten Chor,
Rächende Teufel im Rücken,
Und die Beglückten steigen empor,
Freude ganz und Entzücken.

Gläubig seh' ich das Glück, die Pein,
Kann nur den Zweifel nicht meiden:
Können die Seligen selig sein,
Wenn die drüben so leiden?

Friedrich Adler.

Liebeserwartung.

Wie im dunklen Zimmer das Kind,
Weihnachtsschauer im Herzen,
Wartet der Fülle des Lichts,
Der Freude und Lust,
Die ihm werden soll –
Wenn bloß ein schimmernder Strahl
Verheißungsvoll
Den dunkeln Boden streift,
Also mein Herz,
Bebst du süßer Erwartung voll,
Noch befangen im Traum
Dunkler Gefühle,
Der Liebe entgegen,
Die mit leichtem Finger
Den Riegel gerührt
An deinem Gefängnis.

Otto Fein.

Waldkonzert.

Specht, auf dich kommt alles an,
Schlage fein den Takt,
Daß er jeden Vogel gleich
Rings im Walde packt!

Und ein Jeder, groß und klein,
Sing' zum Maienfest
Von den grünen Wipfeln heut'
Im Konzert aufs best!

Auf der Tanne nimm in acht
Ja den Wiedehopf,
Der, statt ernst auf dich zu schaun,
Allzeit dreht den Kopf!

Auch den Kuckuck, der da bleibt,
Jeder Kunst zum Hohn,
Eigenwillig für und für
Auf dem gleichen Ton!

Klopfe streng den Finken ab,
Wenn er schreit voraus,
Prahlend hört nur sich allein,
Daß es gellt, o Graus!

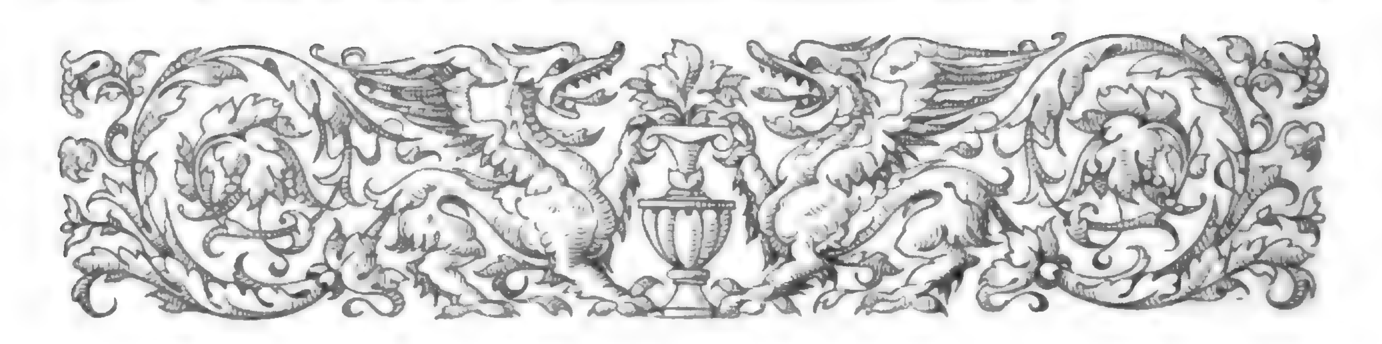
Wink' dem Tauber und dem Star,
Lachen gar sie drein
Und der Drossel, treibt sie frech
Tolle Narretein!

Und den Gimpel, weck' ihn auf,
Bleibt er blöd und stumm!
Ja! Herr Specht, hast du nicht acht,
Wirft der Chor noch um!

Nur wenn sich die Lerche schwingt
Überm Wolkensteg,
Gönn's zu singen ihr allein,
Leg den Taktstock weg!

Und wenn drauf die Nachtigall
Bringt den letzten Gruß,
Daß andächtig still der Chor
Ihr nur lauschen muß!

Friedrich Oser.



Die Königsbraut.

Eine Dichtung
von
Rudolf Knussert.

I.

O königliche Seele du!
In dunkler Tiefe fandst du Ruh',
Die einst durchflogen stolz und schön
Des Lebens und der Erde Höhn.
Erhaben in des Himmels Blau
Steigt dein Palast, ein kühner Bau.
Er ragt bis an das Wolkenthor,
Doch höher drang dein Geist empor!

Die Dämm'rung weht um deine Gruft;
Kein Stern durchbricht die Moderluft;
Nur Totenlampen flammen dort
Zur Nachtzeit, wie am Tage fort
Und breiten einen Rosenschein
Um deinen grauen Leichenstein.
Der hemmt gleich einem Bollwerk jetzt
Die Macht, die dich zu Tod gehetzt,
Nachdem an eines Ländchens Thron
Sie festband einen Göttersohn;
Der, wie der Lüfte Fürst, der Aar,
Schon von Geburt ein König war
Und nie den Zwang hat anerkannt,
Sei er auch Königspflicht genannt.

So schienst du dem Prometheus gleich,
Nur war dein Fels ein kleines Reich.
Auf seidnem Bett, in goldnem Saal
Ertrugst du deiner Seele Qual,
Heimweh, das dir tiefinnen saß,
Den Geier, der das Herz dir fraß.
Du übersahst das Erdenweh
Zu klar und weit von deiner Höh'
Und standest doch nicht hoch genug,
Daß dich dein Flug hinübertrug.
Drum fluchtest du dem stolzen Geist,
Der Welten aus dem Dunkel reißt
Und schleudert durch den Sphärenraum,
Wie Seelen in den Lebenstraum,
Daß sie der Schöpfung Wunder sehn,
Das Blendwerk, und erblindend stehn;
Drum fluchtest du dem Prahler, der,
Umstrahlt von seinem Strahlenheer,
Lichtkugeln durch den Äther rollt;
So spielt des Reichen Kind mit Gold;
Und Bettler sehn in Neid entbrannt
Ihm zu — vom Glanze festgebannt . . .

Ach! dunkel ist des Menschen Los!
Vom Dunkel in dem Mutterschoß
Wirft in des Grabes Dunkelheit
Ein Blitz uns: unsre Lebenszeit
Im grellen Strahl, mit dem er brennt,
Sehn wir als einen Lichtmoment,
Vor uns das Sein, den Schöpfungsplan,
Geblendet klammern wir uns an
An Wahngebilden: an dem Ruhm,
An Ehren, Pflichten, Eigentum,
Bis abläßt unsre Lebenskraft
Und, von der Glut versengt, erschlafft.

Dies Wichtigthun mit seinem Ich,
Wie schien es dir so lächerlich,
Weil besser ja gelesen hat
Dein Geist das goldne Titelblatt,
Die Aufschrift über unserm Sein:
„Erfreut euch unterm Sonnenschein!"

Mehr wollte Gott nicht sagen ja,
Und wir, die wir uns plagen da
Mit Pflichtgefühl und Arbeitsdrang
Und Streben unser Leben lang,
Wir gleichen jenem Kritikus,
Der einem Dichtergenius
Gedanken aufzudrängen pflegt,
Wie der sie niemals dargelegt;
Doch du erkanntest diesen Wahn
Der Menschheit von der Wiege an,
Du Weiser, und erwogest dreist:
Ist, der uns schuf, ein guter Geist,
So gab er uns die Lebenszeit,
Daß sie der Freude sei geweiht;

Doch schuf ein Dämon uns zur Pein,
Laßt ihm zum Trotz uns fröhlich sein!

Wie Wenzel und Sardanapal,
Jedoch von höhrem Geistesstrahl,
Gabst du die Wesenheit zum Tausch
Für einen wilden Seelenrausch.
Denn während Jener taumelnd schwang
Den Goldpokal sein Leben lang
Und Dieser vor dem Sorgenschwarm
Sich barg in weichem Mädchenarm,
Verlorest du und fandest nie
Dein Ich im Reich der Phantasie.
Mit Staunen sahn wir andern nur
In Wolken deines Wirkens Spur!
An deinem stillen Grabe lag
So manche Nacht und manchen Tag
Ein schönes Weib im Florgewand.
Du hast sie, lebend, nie gekannt.
Vielleicht sie hätte dir gewährt,
Wonach sich oft dein Herz verzehrt
In deinem herrlichsten Palast
Bei feenhaftem Glanz und Glast,
In deiner Gärten Märchenland,
Wo manche Wunderblume stand
Und blitzend die Fontäne sprang,
In mondlichtheller Grotten Gang —
Vielleicht auf Höhen auch, gehüllt
In Wolken, drin der Donner brüllt,
Und selbst in kalter Winternacht
Bei demantheller Sternenpracht,
Wenn unter Roß und Schlitten knarrt
Der Bergschnee, der von Blitzen starrt —
Wo nirgends eine Blume blüht,
Hätt' dir geblüht dies Frau'ngemüt,
Wo rings nur Blumenpracht gestreut
Als schönste Blüte dich erfreut ...

Jedoch, wer weiß? Viel eher gleicht
Der schönen Schlange sie vielleicht;
Vielleicht ein Dämon wäre dir
Gewesen ihrer Jugend Zier;
Vielleicht — doch fort mit dem Verdacht,
Wo Gräber feucht die Thräne macht!

Nie war sie deines Lebens Stern,
Dein böser nicht noch guter; fern
Von dir schien Leonore bloß
Die Perle in dem Meeresschoß
Und du der müde Schiffer nur,
Der einsam, hoch darüber fuhr.
Nun glänzte auch so perlenhell
In ihrem Aug' der Thränenquell,
Als sie, von Moderluft umweht,
An deiner Gruft lag im Gebet.

Sie ist in stiller Nacht allein.
Ein greiser Priester ließ sie ein.
Sein Beichtkind war die Königsbraut.
Er war mit ihrem Traum vertraut.
Oft flog ihr Herz ins Bergesland,
Wo es den schönen Jüngling fand,
Der dort der Phantasie Provinz
Beherrschte wie ein Märchenprinz.
Sie sah vor seines Geistes Licht
Erstehn manch herrliches Gedicht
Aus Marmorstein und Funkelgold
Im Reich, wo die Lawine rollt.

Sie träumt ihm nach auf jene Höhn
Und wie ein Traumbild war sie schön.
Wie sich die Locken ringelten,
Die weiße Stirn umzingelten!
Wie unter stolz geschwungner Brau'
Das Auge leuchtet tief und grau,
Das nur, wenn Keckheit näher schlich,
Dem Blitz geschwungner Klinge glich,
Doch milde sonst und unbewegt
Sein Licht durch lange Wimpern schlägt,
Gleichwie durch schwarzen Strahlenwald,
Bald träumend, voll Ergebung bald.
Aus dieser Augen Aufschlag weht
Ein melancholisches Gebet
Und spricht der heitren Himmelsau
Von einer Seele ew'gem Grau.
Die Wange auch war ewig bleich,
Dem Mondenschild bei Tage gleich,
Wenn er, ein blasser Nebel, fliegt
Und sich im tiefen Äther wiegt.
Von ihren Zügen scharf begrenzt
Ein Schimmer wie von Sternen glänzt —
Die Griechennase und das Ohr,
Der stolzen Lippe Rosenthor,
Daraus, so scheint es, jeder Kuß
Als zarte Flamme wehen muß —
Sie redet selten, lacht fast nie,
Doch wie entzückend lächelt sie!
Zwar regt sich kaum des Mundes Schnitt;
Doch Aug' und Seele lächeln mit,
Dann ist es, wie wenn Sonnenschein
Bricht auf ein Schneegefild herein.
Wie glücklich, dem es je gelang,
Daß er ein Lächeln ihr entrang,
Daß ihrer Seele Flor er fort
Geweht mit einem heitren Wort!
Wie eitel macht's, ein Einverstehn
So zwischen ihr und sich zu sehn!

Doch Keinem jemals gab sie mehr
Als dieses Lächeln still und hehr.
Wohl ist sie selbst sich schön bewußt,
Sie weiß es, daß die höchste Lust
Genüsse eines Augenblicks,
Wie Ewigkeiten langen Glücks

Kann geben ihrer Glieder Schnee —
Ein Bad in einem Freudensee,
Daß sie das Auge jedem Mann
Vor Wonne brechen machen kann.
Doch wer sie lernte tief verstehn,
Der weiß: es wird wohl nie geschehn,
Daß dieses junge, kühle Blut
In eines Mannes Armen ruht
Und unter seinem Kuß erwarmt.
Wenn einer jemals sie umarmt,
So wird's der Todesengel sein;
Denn Leonore stand zu rein,
Zu himmlisch für die Erdenwelt,
So oft am Thor vom Todesfeld.
Und ihre Thränen klopften an:
„Wann endlich wird mir aufgethan?"
Sie wünschte sich dem Einen nach,
Von dem ihr Herz beständig sprach.
Wo sie auch ging, er war um sie
Wie eine traute Melodie.

Sie war schon früh mit ihm vereint,
Gleichwie mit Gott vereinigt scheint
Ein frommes Kind, dem ein Gebet,
Ein brünstiges, vom Munde weht.
Ein Kind — doch seit zum Weib sie ward,
Ist ihre Liebe andrer Art.
Was blüht im Strahl des Sonnenlichts,
Ihr gilt es, da er hinsank, nichts.
Die schönste Blüte, die erblüht,
Ist doch ihr Leib, der Jugend sprüht.
Sie schlägt zurück den schwarzen Flor.
Ihr schöner Busen blickt hervor;
Sie sieht ihn schwellen blendendweiß
Und beben wie ein Blütenreis
Und wogen wie den Wellenschaum,
Drauf eine Knospe schwimmt — ein Traum
Von Wollust spielt um ihr Gemüt,
Indes ihr Antlitz schamhaft glüht . . .

Doch nein, viel süßer ist's, für ihn
All' diese Reize zu entziehn
Der niedern Lüsternheit der Welt,
Indem sie ihm sich zugesellt.
Wie süß, wenn er von droben sieht:
Daß sie für ihn die Freuden flieht,
Die Jugendschönheit ihr beschert;
Daß er ihr mehr als alles wert! —

So an der Gruft in stiller Nacht
Ist, Jungfrau, dein Entschluß erwacht.
Du fühlst in Wahrheit dich als Braut,
Indes dein schönes Auge taut.
In jeder deiner Thränen fällt
Zur Erde deine Mädchenwelt.
So kündet, barst ein Stern im All,
Es sich in goldnem Schnuppenfall,
Daß es wie Thränenglanz umblinkt
Die Welt, die dort in Trümmer sinkt —
So weinst du auf das Königsgrab
Dein Leid und deinen Gram hinab
Und hast du keine Thräne mehr,
So gehst du ohne Wiederkehr.

Doch aber hellt der Ampel Licht
Die Trauer dir im Angesicht.
So schüttelt den Cypressenstrauch,
Von Tau beträuft, der Nachtluft Hauch,
Daß ihn ein Regen rings umweht,
So licht als würde Gold gesät,
Wie Kummer nun erschauern macht
Des schlanken Leibes süße Pracht,
Die wie ein Krampf es überläuft,
So daß ein Thränenschauer träuft,
Im Lichte funkelnd, auf das Grab.
Dann wendest du dich langsam ab,
Und deines leichten Fußes Klang
Verhallt im stillen Treppengang.

II.

Auf Stadt und Fluren liegt die Nacht.
Am Himmel glänzt des Mondes Pracht,
Es zieht, wie Silberschleier schön
Sich durch die dunkelblauen Höhn.
Ein einz'ger Tautropf liegt das All
Blauschimmernd auf dem Erdenball,
Als wäre eine Blume der;
Feuchtdunkler Glanz liegt rings umher,
In dem die Schöpfung schläft und träumt,
Gleichwie von Glorienschein umsäumt.

Was dröhnt daher auf eh'rnem Pfad
In stillem Feld? Der Bahnzug naht,
Dampfschnaubend und mit Ungestüm,
Ein schlangenförmig Ungetüm
Mit Flammenaugen groß und rot
Von Gischt und Feuerschein umloht,
Den riesenhaften Wesen gleich,
Die einst der jungen Schöpfung Reich
Vom Feuer, das sie schnaubten, blind,
Durchbrausten wie ein Glutenwind.
Es ging der Tod vor ihnen her —
Doch jetzt ist es nicht also mehr.
Es muß die Riesenschlange nun
Dem Wurm, dem Menschen, Dienste thun.

Es streift die Wagenreih' der Strahl
Des Mondes. Zitternd sinkt und fahl
Durch einer Scheibe Glas sein Licht
Auf Leonorens Angesicht.
Das ist so schön und totenblaß,
Doch ist die Wimper thränennaß.

Der schwarze Trauerflor umwallt
Wie Nachtgewölk die Huldgestalt.

An ihrem Blick vorüberschwand
Umschleiert, nicht verhüllt, das Land.
An ihrem Geist vorüber floh
Ihr Leben, ihr vergangnes, so,
Nur schattenhaft, nur wie ein Traum.
Und schon verwischt sich Zeit und Raum
In ihrer Seele; — Raum und Zeit —
Sie naht sich ja der Ewigkeit.

Wie wenn die gift'ge Natter sticht
Den Schläfer, den sie kühl umflicht,
Ein Arm des Todes — und er schreckt
Empor, von Leichenschein bedeckt —
So, Leonore, faßte dich
Urplötzlich bleiche Angst; doch wich
Sie stillem Lächeln wieder schnell.

Du drückst das Aug' ans Fenster; hell
Im Mondlicht liegt vor dir ein Feld,
Drauf Dörfer, Höfe hingestellt:
Die Pappel rauscht an der Chaussee,
Im Mondlicht glänzt ihr Laub wie Schnee.
Ein Bauernwäglein rollt dahin —
Doch alles siehst du blitzgleich fliehn.
Erst endlos noch dein Horizont
Und drüber der gespenst'ge Mond,
Zeigt dir bereits sein fahler Strahl
Schon wiederum ein neues Thal
Bewaldet, unvergleichlich schön.
Du siehst ein Bächlein von den Höhn;
Lichtschimmernd kommt es her von fern,
Gleich als entquöll es einem Stern.
Dort hält es eine Mühle auf
Und peitscht sich dann zu schnellrem Lauf.
Du siehst der Welle Funkensaat
Umsprühn das schwere Mühlenrad
Und, die vom Mond entlehnt den Glanz,
Sich drehn zu einem Silberkranz,
Der donnernd kreist, von Licht umhaucht,
Und wieder in die Lichtflut taucht. —

Der Bahnzug hält. Ob ihrem Haupt
Wölbt sich ein Hochwald, dicht belaubt.
Gewalt'ger Buchen Säulengang
Umrauscht die Jungfrau lange, lang.
— Der Drossel Morgenlied erschallt —
Hinschwebt die schöne Frau'ngestalt —
So leicht nicht schwebt die Waldesfee.
Dort an dem Wasser trinkt ein Reh.
Am Himmel strahlt ein ungeheuer
Gebild von rosenrotem Feuer.
Dort ragt das Königsschloß empor.
Es pfeift der Wind um Turm und Thor.
Dort unten aber glänzt der See,
Drin er begrub sein Erdenweh.
Schon leuchtet ihr wie flüss'ge Glut
Durch dunkles Baumgeäst die Flut.
Schon liegt sie da, ein Riesengrab,
In das Aurora sank herab.

Und nun — auf schwankem Stege steht
Das schöne Mädchen im Gebet.
Wie glüht so hold ihr Angesicht
Im rosenroten Morgenlicht!
Es glühte nie im Leben so,
Es spiegelte des Himmels Loh'
In ihrem schönen Auge sich,
Daß es dem hellsten Sterne glich.
Ein himmlisches Entzücken zieht
Um Lippen ihr und Augenlid.
Wohl bebt sie vor der Todesnäh',
Doch nicht aus Furcht vor Todesweh,

Wie sich des Bräutchens Busen hebt,
Wenn schon die Stunde näher schwebt,
Da schuldlos der geliebte Mann
Umarmen sie und herzen kann —
Nun giebt sie ihre Liebesnot
Dem See, durchglüht vom Morgenrot.
Wenn Liebe Rosenfarbe hat,
So sprang sie in ein Liebesbad ...

*

Sie ist dahin. Es kam der Tag.
Belebter ward es rings im Hag.
Der junge Sohn des Fischers sah
Die Leiche treiben ufernah.
Des Götterleibes prächt'ger Bau,
Er sah so hold aus dunklem Blau.
Das Angesicht ist fahl und blaß,
Im Haar, das in dem kalten Naß
Zu langen Strähnen sich entflicht,
Versteckeu spielt das Fischgezücht.
Und auf das schöne Auge sank,
Das keinen Strahl des Lichts mehr trank
Und keinen Seelenstrahl mehr gab,
Der Wimper schwarzer Sammt herab.

Der Knabe steht auf Ufershöhn
Und starrt sie an, — sie war so schön! —
Bis ein Gefühl ihn übermannt
Von Wehmut, das er nie gekannt.
Ihn schreckte jäh des Todes Hauch,
Indes zugleich das Herz ihm auch
Ein rätselhaftes Weh beschlich.
Er floh und weinte bitterlich.

O zürnt ihr nicht! Sie war so schön.
Nun schallt um sie der Axt Gedröhn.
Man zimmert ihren Totenschrein,
Man legt die Leiche stumm hinein.

Nur herzzerbrechend schluchzt ein Mann,
Dem nie die Thräne sonst entrann,
Ein Vater, der sein Kind geliebt
Mit Liebe, wie es nimmer giebt.
Er schluchzt und weint und schmerzenswild
Starrt er empor zum Königsbild,
In Stein gemeißelt, nah dem Grab. —
Die Scholle poltert dumpf herab. —
Sie ist dahin! Sie war, wie er,
Für diese Welt zu schön und hehr.
Ihr, die ihr wallt im Sonnenlicht,
Verzeiht ihr, und vergeßt sie nicht!

Heimweh.

Wenn hoch in dichten Scharen
Wildgänse südwärts fahren,
Voll Schnee der Himmel hängt:
Erwacht mit herben Schmerzen
Ein Heimweh tief im Herzen,
Daß es mir fast die Brust zersprengt.

Dann durch den Kopf mir's schwirret,
Ich hätte mich verirret
Auf einen falschen Stern
Und weilt' in fremden Landen,
Ein Fremdling, unverstanden,
Dem wahren Vaterlande fern.

Als ob ein Zauber riefe,
Steigt aus der Seele Tiefe
Ein Land voll Sonnenschein,
Hell strahlend scheint's zu ragen
Aus goldner Kindheit Tagen
In rauhe Wirklichkeit hinein.

Kein mörderischer Winter,
Dort zarte Frühlingskinder
Mit eis'gem Hauch bedroht;
Kein Schmerz erpreßt dort Thränen,
Kein Herz vergeht vor Sehnen
Und unbekannt ist selbst der Tod.

Kein Zank um Götterbilder,
Kein Völkerhaß mit wilder
Begier die Flammen schürt;
Nein! Ewig jung Frau Minne
Als hohe Königinne
Den Palmenzweig als Szepter führt.

Und ich soll hier versumpfen
In diesem engen, dumpfen
Getriebe eingezwängt?
Ein Adler, der gefangen
Nur sinnt, wie er die Spangen
Des drückend engen Kerkers sprengt?

Südwärts in dichten Scharen
Wildgänse schreiend fahren,
Schneeflocken fallen schon.
Ach, hätt' ich — hätt' ich Flügel,
Hoch über Thal und Hügel
Wie gern und schnell flög' ich davon!

Armin Werherr.

In trüber Stunde.

Mein Streben gleicht dem Reitersmann,
Der durch die weite Wüste fliegt
Zum fernen Palmenhain hinan,
Der lockend in der Sonne liegt.
Der Reiter treibt sein müdes Roß,
Ihm einz'ger Freund und Weggenoß,
Stößt wild den Sporn ihm in die Seite,
Den Blick starr heftend in die Weite.
Durst, Hunger, Staub und Sonnenbrand
Verfolgen ihn mit grimmer Hand,
Es hängt der Tod an seiner Spur.
„Gegrüßt, du ferne Palmenflur!“ —
Doch wie er auch sich eilend müht,
Das Truggebild ihm stets entflieht,
Zerflatternd wie ein leichter Rauch
Im todesschwülen Windeshauch ...
Und eh' der rote Sonnenball
Am Horizont in Glut zerfloß,
Begräbt in einem jähen Fall
Der Sand den Reiter und sein Roß.

Victor von Andrejanoff.

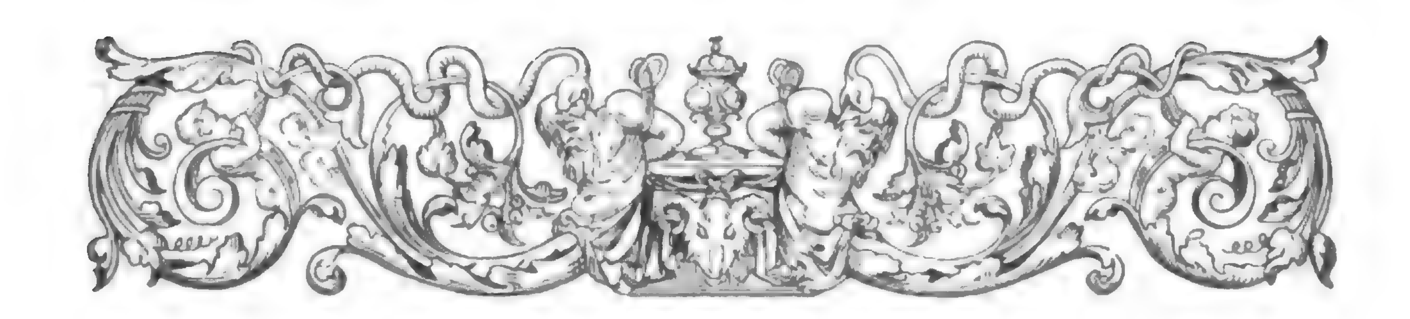
An mein Patchen.

Lächelst in die grüne Welt,
Lächelst auf zum blauen Zelt,
Siehst die roten Rosen nicken,
Weiße Tauben Körner picken.

Langst mit deiner kleinen Hand,
Weit die Fingerlein gespannt,
Willst wohl nach der Sonne fassen?
Ach, du mußt sie stehen lassen.

Diese Blume blüht zu fern
Mit dem goldnen Strahlenstern,
Glänzt sie über deine Pfade,
Preis' als Glück es und als Gnade.

Gottfried Doehler.



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Zur Charakteristik H. v. Gilm's.

Von einem Innsbrucker Freunde unserer Zeitschrift erhalten wir die nachstehenden Mitteilungen:

„Die „Deutsche Dichtung" hat bereits vor Jahresfrist eines ihrer Hefte (1. Juli 1889) der Erinnerung an den Dichter gewidmet, welcher nicht bloß die andern Dichter Tirols so weit hinter sich läßt, wie der Adler die Singvögel, sondern auch zu den besten Lyrikern gehört, welche in diesem Jahrhundert in deutscher Sprache gedichtet. „Da klagt man" — hat in demselben Hefte Prof. Schönbach uns allen, die wir Gilm kennen, aus dem Herzen gesprochen — „über die Dürftigkeit unserer modernen Dichtung, aber ein schöpferischer Poet wie Gilm bleibt unbeachtet im Winkel stehen". Auch darin wird jeder Kundige leider dem Grazer Litterarhistoriker unbedingt beipflichten, daß die neueste Ausgabe der Gilm'schen Lyrik: die „Ausgewählten Gedichte" (Leipzig, A. G. Liebeskind), auch den bescheidensten Anforderungen in keinerlei Weise entspricht: kein Feind hätte sich an dem edlen Dichter schlimmer vergehen können, als es der Veranstalter dieser Sammlung durch unverständige Auswahl der Gedichte und der Lesarten gethan. Der arme Gilm! kommt es nun endlich zu einem Neudruck seiner Gedichte, so muß es just eine solche Hand sein, die ihn unternimmt. Das Buch bringt Gilm's Nachruhm thatsächlich Schaden, schon weil es einer guten und würdigen Ausgabe im Wege steht. Bis eine solche erscheint, bleibt den Verehrern des Dichters nur übrig, durch Veröffentlichungen über ihn und von ihm sein Andenken wach zu erhalten. Die „Deutsche Dichtung" hat in jenem Hefte bereits eine Reihe ungedruckter Gedichte und Briefe Gilm's gebracht, vielleicht sind ihrem Leserkreise auch die nachstehenden Ergänzungen willkommen.

Man hat gegen Gilm den Vorwurf erhoben, es sei ihm mit seinem Liberalismus nie Ernst gewesen, ja man hat sogar in neuester Zeit Unterredungen erfunden, in welchen er den Jesuiten seinen Freimut abgebeten haben soll — wohlgemerkt, Unterredungen mit gleichfalls schon Verstorbenen! Verehrer Gilm's, welche der Ansicht waren, daß es wahrlich für einen Dichter ebensowenig schimpflich sei, wenn er in Sachen des Glaubens fromm oder unfromm denke, wohl aber schimpflich, als treuer Diener der Kirche nach Außen hin den Freigeist zu spielen, sind diesen Dingen nachgegangen und haben den Beweis erbracht, daß jene angeblichen Unterredungen garnicht stattgefunden haben können! Wie es in Wahrheit um Gilm's Denkweise bestellt war, mögen die folgenden, bisher ungedruckten „Lieder eines Mädchens" beweisen, die auch vermutlich niemals für den Druck bestimmt waren:

Ein frommes Kind.

Ich habe durchsichtige Wangen,
Ein Thränchen im Aug', das nie fällt,
Da ist es denn ein Leichtes
Zu täuschen die gläubige Welt.

Wenn während der Kirch' die Gedanken
Auch weit vom Prediger sind,
So sagen doch immer die Leute:
‚Das ist ein frommes Kind!'

—

Idiosynkrasie.

Es scheint mir, ich werde
Ein gottloses Kind,
Denn seh' ich den Pfarrer,
So lauf ich geschwind.

Mir ist nicht behaglich
Bei diesem Mann,
Obschon er mir niemals
Ein Leides gethan.

Doch unten im Felde
Beim Kruzifix
Bleib' ich gern stehen
Und mach' einen Knix.

Noch ungedruckt sind auch zwei Liebeslieder, welche — ohne an sich allzubedeutend zu sein — doch in ihrer Tonart für Gilm's Lyrik so charakteristisch sind, daß sie hier folgen mögen:

Auf der Lauer.

Auf meinem hohen Rasensitz
Seh' ich das Thal voll Bäume,
Und an dem fernen Felsenspitz
Zerflattern meine Träume.

Sie schiffen durch den Himmelsplan,
Mein Mädchen zu erspähen,
Und brechen durch die Wälder Bahn,
Sie irgendwo zu sehen.

Sie schwimmen übers Wasser hin
Und klettern auf die Mauer
Und legen, wo nur Blumen blüh'n,
Sich heimlich auf die Lauer.

Ich kau' an einem Rosenblatt
Und zähle die Sekunden —
Doch keiner meiner Boten hat
Das Mädchen aufgefunden.

Warum.

Es will die Welt gar weise sein
Und bleibt doch immer dumm;
Denn liegt im Weg ein Kieselstein,
So frägt sie gleich: warum?

Du machtest mir so viele Pein,
Du warst so kalt, so stumm;
Ich schloß mein Leid im Herzen ein
Und fragte nicht: warum?

Und lächelst Du wie Sonnenschein,
Und hell ist's um und um,
Ich schließ die Freud' im Herzen ein
Und frage nicht: warum?

Als ein Beweis für Gilm's warme deutsche Gesinnung folge hier das Lied, welches er selbst 1863 in seinem wenig bekannten „Tiroler Schützen Leben", seiner „Festgabe zur Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit dem österreichischen Herrscherhause" (Innsbruck, Wagner) zuerst veröffentlicht hat:

Schützen, singt! es ist befohlen,
Freigegeben der Gesang!
Was noch gestern halbverstohlen
Aus den Hüttenfenstern klang,
Durch die Wiesen, durch die Saaten,
Singt es durch der Wälder Pracht:
Wir sind Deutschlands Grenzsoldaten,
Seiner Freiheit Gemsenwacht.

Wißt, ihr oben! Wo die Malve
Bei der Alpenrose blüht,
Donnerte die Rettungs-Salve,
Hat der Freiheit Tag geglüht.
Deutschland sah die Glut, und härter
Dünkt ihm noch das Frankentum,
Bis es auch wie wir in Schwerter
Schmiedete die Ketten um.

Eurer Fahnen Lanzen strahlen,
Ihre Seide schwellt der Wind,
Kommt! die Brüder draußen zahlen
Heute, was sie schuldig sind.
Steigt auf eurer Berge Zinnen,
Schaut hinab, wie's blüht so jung,
Wo die deutschen Ströme rinnen,
Schaut hinab — und wagt den Sprung:

An ein Bruderherz zu fallen,
An ein großes Vaterland!
Deutsche sind wir, sagt es Allen,
Meißelt's in die Felsenwand.
Mit dem Eisen eurer Pflüge
Jedesmal, wenn's Frühling ist,
Grabt sie ein die alte Lüge
Von dem deutschen Bruderzwist.

Trauben, Feigen, Aprikosen,
Einen Lorbeer unverdorrt,
Tauscht sie für der Freiheit Rosen
Und für das lebend'ge Wort!
Von des Eisacks dunklen Föhren
Bis zum Rhein, der seewärts zieht,
Feuern wir aus deutschen Röhren,
Singen wir ein deutsches Lied.

Nicht nur folgsam dem Befehle,
Singt, ihr Schützen, weil's euch freut,
Denn das Lied, das nimmt die Seele
Aus dem Blütenkelch der Zeit.
Singt, was eure Väter thaten,
Was uns ihnen ähnlich macht:
Wir sind Deutschlands Grenzsoldaten,
Seiner Freiheit Gemsenwacht.

Es ist oben der Erfindungen Erwähnung geschehen, welche den Zweck hatten, Gilm als einen in Dingen des Glaubens doppelzüngigen Mann darzustellen. Zu gleichem Zwecke ist auch darauf hingewiesen worden, daß er, der „Atheist", sich während einer Erkrankung, die ihn ein Jahr vor seinem Tod (31. Mai 1864) in Innsbruck befallen, brünstig nach den letzten Segnungen der Kirche gesehnt und sich nicht eher beruhigt, als bis seine Umgebung seinen Wunsch erfüllt. Dazu konnte man schon von vornherein berichtigend bemerken, daß Gilm sich nie und nirgendswo als Atheist, im Gegenteil überall als Christ giebt, der von aufrichtigstem Gottesglauben erfüllt ist und nur eben alles Weltliche an der Kirche wohl zu erfassen und da, wo es ihm schädlich erscheint, zu bekämpfen versteht. Wie sich aber der Dichter in jener Krankheit wirklich verhielt, mag das nachstehende, bisher ungedruckte Schreiben an seine Frau erweisen:

Innsbruck, 25. Mai 63.

Liebste Marie!

Ich habe auf den Brief vom 20. zwar noch keine Antwort, dessenungeachtet drängt es mich Dir zu sagen, daß meine Nächte immer ruhiger werden. Dazu trägt wohl das Meiste bei, daß ich in wahrhaft klösterlicher Ruhe lebe; nur das Fieber will nicht weichen und die Kräfte nicht kommen. Ich bin noch nicht aus meinem alten Schlafrock herausgekommen. Gestern jedoch war ich zwischen 7 und 8 früh schwarz befrackt. Es ließ sich nämlich ein sehr hoher Herr bei mir anmelden, und ich war genöthigt, ihn im Feierkleide zu empfangen. Du wirst gleich errathen, wer der Besuch war, wenn ich Dir sage, daß mich abends bevor ein himmelhoher Kapuziner auf seinen Empfang vorbereitet hat. Ja, Marie, ich bin am Pfingstsonntag in optima forma mit dem ganzen Innsbrucker Ceremoniel versehen worden. Otto*), der mir den Herrn ins Haus trug, und der Meßner in vollem Chorgewand, durch die Straßen klingelnd und eine Volksschaar nachströmend, die laut betend unter der Hausthüre auf das Zurückkommen des Geistlichen wartete. Alle Hauseinwohner in den Gängen knieend und das Zimmer, wo die hl. Handlung vor sich ging, füllend. Otto bat mich so herzlich darum, daß an

*) Des Dichters Bruder.

ein Widerstreben nicht zu denken war. Ich werde mehr und mehr, wenigstens geistig, „Blume voll Demut und Schweigen", während immer noch von Zeit zu Zeit der Fieberteufel Zorn durch meine Kräfte rast.

Merkwürdig bleibt es aber doch, daß es mir absolut unmöglich ist auszugehen, daß ich fast nichts mehr zu lesen im Stande bin, und daß mir das Schreiben unbeschreibliche Anstrengung kostet. Wocher*) erklärt mir dies durch Abnahme des Fiebers, die mir meine herabgekommenen Kräfte, die im exaltierten Zustande künstlich gesteigert waren, zum vollen Bewußtsein kommen lasse. Er sieht darin nur die nothwendige Consequenz der Besserung. Obgleich ich dagegen manches einzuwenden hätte, will ich doch alles gerne glauben. Mitte Juni werde ich nach Wocher's Meinung soweit bei Kräften sein, nach Feldkirch reisen zu können, wohin es mich unwiderstehlich zieht.

Ich küsse Dich aus dem Grunde der Seele.

Hermann.

Eines Kommentars zu diesem Briefe bedarf es nicht. Schließlich noch ein Wort über Gilm's äußere Erscheinung. Der Holzschnitt, welchen diese Zeitschrift vor Jahresfrist nach einer Innsbrucker Photographie brachte, giebt seine Züge sehr getreu wieder. Diese Photographie, die einzige, die uns Gilm's äußere Erscheinung aufbewahrt, wurde durch den Photographen Enders am 13. September 1863, also etwa ein halbes Jahr vor dem Tode des Dichters, aufgenommen. „Gestern nach dem Frühstück," schreibt Gilm von Innsbruck aus an seine Frau am 14. September, „besuchte mich der Innsbrucker Photograph Enders und bat, mich photographieren zu dürfen. Er meinte bei dem bevorstehenden Fest (500 jährige Vereinigung Tirols mit Oesterreich) ein gutes Geschäft mit meinem Bild machen zu können; ich habe nichts dagegen, wenn sich die Leute an mir etwas verdienen und sagte daher bereitwillig zu. Er hat mich in dreiartiger Weise aufgenommen. Ich bin begierig, was Du für ein Gesicht machst, wenn Du mich zum erstenmal zufällig in einer Linzer Schaubude erblickst."

Vom „Ausdrucke des Geyers", den einer seiner „Freunde" darin zu finden glaubte (S. Allg. Ztg. 1888 Nr. 361) ist wenig darin zu finden, wohl aber ein edler romanischer Typus, den er aber sicher nicht von seiner deutschen Mutter (geborne Rederer) geerbt hatte, sondern der im Gilm'schen Stamme lag. Beleg hierfür sind seine Stiefbrüder, welche denselben romanischen Typus aufweisen. Der Vater allerdings trug mehr deutschen Typus, aber dies besagt nichts. Man weiß, wie der Stammcharakter oft ein Glied überspringt.

Mögen diese anspruchslosen Mitteilungen den Zweck, dem sie gewidmet sind, nicht ganz verfehlen."

*) So hieß der Arzt, der Gilm behandelte.

Ein Brief von A. E. Brachvogel.

Das nachfolgende Schreiben des Dichters des „Narziß", A. E. Brachvogel, ist in Tonart und Inhalt für den einst vielgenannten Dramatiker, den die Geschichte unserer Litteratur niemals ganz unerwähnt wird lassen dürfen, so charakteristisch, daß es seine Mitteilung an dieser Stelle wohl selbst wird rechtfertigen können. Es ist unmittelbar nach der ersten Aufführung des „Narziß" am Wiener Burgtheater (13. April 1862) geschrieben, an den Dichter der Deborah, S. H. Mosenthal gerichtet, und, wie man sehen wird, der Dank für dessen Nachrichten über die Aufnahme des Stücks:

Berlin, d. 16. April 1862.

Mein lieber Freund Mosenthal!

Wenn Ihr die große herzliche Freude gesehen hättet, die Eure köstliche Depesche um 11 Uhr am Abend d. 13. und Euer gestriger Brief erregte, so würdet Ihr Euch reichlich belohnt halten für die Liebe, welche Ihr mir als Pathe meines so lange ungetauften Narciß erwiesen. In der That wüßte ich auch gar keine Form, Euch besser zu danken, als durch die Versicherung, daß ich und meine Familie lebhaft empfindet und nie vergessen kann, welch' schönes Beispiel der Kollegialität Ihr in dieser Zeit gegeben. Machten es alle so in der Kunst, dann wäre des Dämon Schmerzes im Berufe die Hälfte weniger und der Sieg des Guten, Rechten häufiger und reiner. Alle würden gewinnen, somit jeder Einzelne besser daran sein. Soeben erhalte ich von Stifft*) die Wiener Kritiken, und finde das bestätigt, was Ihr mir schon früher über die landläufige Gebahrung derselben sagt. Unsere Berliner Kritik ist gewiß nicht die beste, kann sich wahrhaftig eines Lessing'schen Geistes nicht rühmen, aber anständiger und gescheuter ist sie gewiß! Indem sie mehr Selbstachtung und Vornehmheit bewahrt, selbst in Winkelblättern sich so anstellt, als ob sie objektiv wäre, ist sie für das Herz des Dichters selbst und den Geist des Lesers nutzbringender, die Wunden, welche sie schlägt, sind damit auch tiefer! Von Euren Leuten kann man das nicht sagen, und wenn ich sämmtliche Kritiken über Narciß (etwa zwei ausgenommen, die einen ganz andren gewichtigen Habitus besitzen, abgerechnet) durchsehe, und gegen das, was man schon während acht Jahren über mich geschrieben, vergleiche, so finde ich ein wahrhaft ironisches Vergnügen zu bemerken, wie meine Wiener Kunstrichter sich mit ihrer eignen stillen Anerkennung, mit dem Beifall des Publikums und dem tiefen Aerger ihrer Seele, nicht selber Vater dieser „Kothseele in Lumpen" zu sein, qualvoll herumbalgen, und sogar ihren Unmuth an dem armen Wagner auslassen, der, den Widersprüchen in ihrer Anerkennung wie ihrem Tadel nach zu urteilen, doch sehr vortrefflich gewesen sein muß. Nun, mein Junge hat seine Prügel weg, schüttelt sich, lacht auf und schreitet mit der berühmten Geste des Genies, fünf Finger von der Nase, mit alter Stoa weiter. Gebe Gott Apoll, daß es Eurem lieben Judenmädel, der Deborah, bei Euren Kollegen besser geht. Sollten sie aber auch nicht einmal gegen diese, weil sie doch ein Frauenzimmer ist, Galanterie bewahren, wißt Ihr, Alter, was wir dann thun? Dann werden wir nichtsnutzig, dann verheirathen wir unsre Kinder, egal ob die Nachkommenschaft beschnitten oder getauft wird, und diese Civilehe-Erzeugnisse lassen wir dann auf die Wiener Kritiker los — der Witz wäre nicht schlecht. Das hätten sie dann von der Geschichte! Für diesmal muß ich schon abbrechen, unsere Shakespeare-Feier

*) A. v. Stifft, ein damals vielgenannter Wiener Schriftsteller, der auch als Litteratur-Kritiker thätig war.

macht mir zu thun. Gott grüße Euch, lohne Eure Freundschaft und gönne Euch all' das liebe Erdenglück, welches Ihr dem Freunde und Kollegen nicht allein gönnt, sondern bereitet.

Euer
treugesinnter
Freund und Genosse
In Eile! A. E. Brachvogel.

Josef Wagner spielte am Wiener Burgtheater die Hauptrolle des vielgeschmähten und gleichzeitig doch auf allen deutschen Bühnen mit großem Erfolg aufgeführten Stücks. Brachvogels Klagen und Spottreden über die Wiener Kritik konnten bei Niemand ein geneigteres Ohr finden, als bei dem viel mißhandelten Mosenthal, den freilich all' die berechtigten Einwürfe und unberechtigten Nörgeleien seiner Wiener kritischen Landsleute gleichfalls nicht hinderten, einer der beliebtesten Dramatiker seiner Zeit zu werden. Brachvogels Paralelle zwischen der Berliner und Wiener Kritik jener Zeit trifft zweifellos den Nagel auf den Kopf — wie weit sie aber noch für die Gegenwart giltig wäre, dies zu untersuchen, hieße den Rahmen einer Mitteilung überschreiten.

Neue Schriften zur Litteraturgeschichte.

Die drei Bücher, die uns heute vorliegen, stehen auf sehr verschiedener Stufe, aber leider nur insofern, als das erste unter der Kritik steht, das zweite als eine ganz unnütze Arbeit bezeichnet werden muß, während sich das dritte als das Werk eines fleißigen Mannes darstellt, der aber leider eine Aufgabe unternommen, die vorläufig nicht befriedigend zu lösen ist, deren Lösung aber auch sonst, wie es scheint, über seine Kraft ginge.

Unter der Kritik steht das wüste Sammelsurium, welches Alexander Weill unter dem Titel „Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands" (Zürich, Verlags-Magazin, J. Schabelitz, 1889) hat erscheinen lassen. Welche Empfindungen der Ausdruck, welchen der Verfasser der „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben" seiner gegenwärtigen Gesinnungen gegen Deutschland giebt, erwecken muß, ist bereits einmal in dieser Zeitschrift (anläßlich der Besprechung der „Skizzenreime meiner Jugendliebe" desselben Autors) kurz und deutlich ausgesprochen worden: Wer das Volk, in dessen Sprache er einst gedichtet, mit so unflätigem Schimpf bedecken kann, verdient nur jene Worte, die ihm dort gesagt wurden. Gleichwohl möchte Herr Weill dieser von ihm so verachteten Nation als ein großer Dichter erscheinen; auch dieses Buch verfolgt keinen andern Zweck. Als Mittel hierzu überhäuft er hier zunächst Gutzkow mit den schwersten Vorwürfen darüber, weil er ihm sein bestes Werk „Kronele" verstümmelt und überhaupt selbstisch und engherzig gegen ihn gehandelt. Es ist schwer, sich nach den mitgeteilten Briefen Gutzkow's darüber ein Urteil zu bilden. Daß selten ein Redakteur eigenmächtiger mit der geistigen Arbeit seiner Mitarbeiter verfahren als Gutzkow, ist gewiß; auch hatte er für das Gemütvolle in Andrer Schriften seiner eignen Natur nach wenig Verständnis, ein Teil der Klagen Weill's mag also berechtigt sein, aber eine böswillige Absicht Gutzkow's läßt sich nicht annehmen, und daß er den Stil Weill's korrigierte, war, nach den vorliegenden Proben zu schließen, sogar unbedingt notwendig. Kein Buch ist so schlecht, daß sich nicht etwas daraus lernen ließe: diese Briefe Gutzkow's sind immerhin ein Beitrag zur Kenntnis der litterarischen Zustände jener Zeit und des Wesens ihres Schreibers, freilich kein allzu wichtiger und vor allem kein erquicklicher Beitrag. Wie engherzig, wie neidisch war der unglückselige Mann: auch in diesen Briefen finden sich Stellen genug, welche an das entsetzliche Wort erinnern, daß er einst zu Auerbach sagte: „Welcher Einfall von Ihnen, den Gottfried Keller zu loben! Sollen wir Neue aufkommen lassen, damit unsere Bücher noch weniger gekauft werden als bisher?!" Freilich, in welchen Verhältnissen steckte der genial veranlagte Mann, wie mußte er sich abquälen, um das bißchen Brot für sich und die Seinen zu schaffen! Alles in Allem scheint er übrigens gerade gegen Weill zwar nicht hochherzig, aber stets freundlich gehandelt zu haben. Ob es ihm dieser, schon vor dem Erscheinen seiner vorliegenden Schmähreden, stets vergolten?! Weill selbst z. B. reklamiert eifrigst als Ruhmestitel, daß er es gewesen, der über „Uriel Acosta" das böse Witzwort: „So viel Juden und keine Handlung" in Umlauf gebracht . . .

Die Briefe Gutzkow's füllen knapp 2 Druckbogen, die übrigen 15 sind — eine einzige Ausnahme abgerechnet — mit kunterbuntem Zeug gefüllt, welches die Druckerschwärze nicht wert ist, geschweige denn den Satz und das Papier. Briefe der Cotta'schen Buchhandlung, größtenteils Honorar-Abrechnungen enthaltend, verschollene Aufsätze aus dem „Telegrafen", Briefe von Varnhagen, in welchen litterarische Liebesdienste versprochen und erbeten werden, die Niemand interessieren, von Meyerbeer, in welchen er Weill's Anerbietungen, sein Sekretär zu werden, ablehnt, ihn hingegen später zuweilen zu Mittag einlädt u. s. w. Daneben werden aber auch ähnliche „Dokumente" von „Berühmtheiten" wie Georg Schirges, der Kreuzzeitungs-Wagener, von den Celebritäten Berl, Runkler, Mainzer, Leske und Anderen treulich abgedruckt! Die Ausnahme, deren wir oben erwähnten, sind zwei kurze Billets von Heine; viel steht nicht darin, aber sie sind doch mindestens in der Tonart charakteristisch. Ein angehängter Essay: „Eine Revolution in der Geschichte der Religionen" macht einen geradezu pathologischen Eindruck. Weill versichert darin, es werde eine Zeit kommen, wo „alle denkenden Menschen" seine Bücher lesen würden und schließt:

„Nur Gott und meiner geliebten Frau verdanke ich meine Unabhängigkeit. Und weil ich immer Gott fürchtete, fürchte ich mich nicht vor ihm. Nur wer wie ein Gottessohn frei unter Menschen gelebt hat, kann wie ein wahrer Menschensohn frei vor Gott erscheinen!"

Frau C. W. E. Brauns gehört zu jenen gewiß nicht zahlreichen Damen, welche für litterarhistorische Probleme viel Interesse haben und das ist hübsch von ihr, aber was sie selbst auf diesem Gebiete schreibt, zeugt von wahrhaft frauenhafter Gelehrsamkeit und zwar im schlimmsten Sinne des Wortes. Die Apologie der Christiane Vulpius, welche sie vor einigen Jahren veröffentlichte, enthielt (wie auch in diesen Spalten hervorgehoben war) zwar keinerlei neues Material und benutzte das bekannte ganz einseitig, auch konnte Frau Brauns nicht umhin, im Eifer für ihre Heldin deren Gegnerin, Frau von Stein, ungerecht herabzusetzen, aber es ist von

anderer Seite an Christianen's Andenken so viel gesündigt worden, daß man die warmgeschriebene Schrift milde zu beurteilen geneigt war. Anders aber wird man sich über ihre Broschüre: „Die Schröder'sche Bearbeitung des „Hamlet" und ein in ihr enthaltenes Fragment Lessing's" (Breslau, Leopold Freund, 1890) aussprechen müssen.

Friedrich Ludwig Schröder, der berühmte Hamburger Schauspieler, Direktor und Theaterdichter hat, wie bekannt, auch eine Bearbeitung des „Hamlet" angefertigt und auf seiner Bühne zur Aufführung gebracht; zu Grunde legte er die Wieland'sche Übersetzung, an einzelnen Stellen auch jene von Eschenburg. Der berühmte Monolog: „To be or not to be", ist jedoch weder der Arbeit von Wieland, noch jener von Eschenburg entlehnt, und die Übersetzung ist recht wohl gelungen. Also, wird man folgern, wird sie Schröder selbst angefertigt haben. Nein, erwidert Frau Brauns, es war Lessing!

Warum? Erstens, weil sie Schröder ihres Erachtens nicht zuzumuten ist, ferner aber, weil Lessing — Wieland's Übersetzung gelobt hat! Irgend einen, auch nur den schwächsten Beweis für die Autorschaft Lessing's bringt sie nicht bei, es ist nur eben so ihre Meinung . . . Man greift sich an die Stirne, möchte heftig werden und legt dann die Schrift gelassen, aber mit der herzlichen Bitte an die Frau Verfasserin aus der Hand, in Zukunft keine derartigen Forschungen mehr zu stricken . . .

Seit Gutzkow's Buch über Börne (1840), einer Apologie, welche sich dem geistreichen, aber nicht eben durchweg würdigen Capriccio Heine's entgegenstellte, ist keine Biographie dieses „Vaters der deutschen Journalistik" erschienen, welche etwas anderes hätte sein wollen, oder, wenn sie dies wollte, doch thatsächlich war, als eben eine Gelegenheitsschrift, welche Bekanntes wiederholte und höchstens in der kritischen Betrachtung Neues zu bieten versuchte.

Das hat denn auch seine guten Gründe; wir meinen nicht etwa die unleugbare Thatsache, daß Börne heute wenig mehr gelesen wird und die Zeit seiner lebendigen Wirkungen fast völlig hinter uns liegt, auch nicht etwa die Mode unserer zünftigen Litteratur-Forscher, sich lieber Helden zu wählen, die Niemand mehr liest; so lange die Werke eines Autors leicht zugänglich sind, gilt die Beschäftigung mit ihnen als keine wissenschaftliche That; gelingt es aber nicht mehr, sie vollständig aufzutreiben, so ist die Arbeit unter allen Umständen eine Bereicherung der Wissenschaft, auch wenn es sich um einen mittelmäßigen Scribenten handelt. Bei Börne indes mußte auch ein innerer und wohlberechtigter Grund abhaltend wirken: seine Jugend-Arbeiten, sein brieflicher Nachlaß sind bisher von der Familie nicht zugänglich gemacht worden; auch die sonstigen Quellen über ihn sind nicht allzureichlich geflossen; um nur einige Beispiele hervorzuheben, sei angeführt, daß wir auch heute noch über die ursprüngliche Gestalt der „Briefe aus Paris" nichts Authentisches wissen, daß wir wohl die Briefe Börne's an die Herz, nicht aber ihre Antworten an ihn kennen, so daß über das höchst interessante Verhältnis keine volle Klarheit zu gewinnen ist, daß ferner erst vor wenigen Wochen die Briefe Börne's an Cotta bekannt wurden, während der Briefwechsel mit seinen anderen Verlegern noch heute in den betreffenden Verlags-Archiven schlummert, und endlich, daß Herr D. Schnapper-Arndt, der Bewahrer des Nachlasses, erst in den beiden letzten Jahren in der Geiger'schen „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland" einiges, aber noch lange nicht alles aus Börne's Jugend-Arbeiten veröffentlicht hat, die über seinen Entwickelungsgang höchst beachtenswerte Aufschlüsse geben.

Darum ist das Buch: „Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken, nach den Quellen dargestellt", welches Michael Holzmann im Verlage von Robert Oppenheim in Berlin 1888 hat erscheinen lassen, als ein verfrühtes Unternehmen zu erklären. Was an Materialien bis zu dem Jahre, wo die Arbeit abgeschlossen wurde, vermutlich 1884, gedruckt und dem Verfasser in seinem entlegenen Wohnort Lemberg zugänglich war, hat er sehr fleißig zusammengetragen und benutzt, aber Neues hat er nicht bringen können und auch vom Bekannten, wie bereits angedeutet, nicht alles. So kommt's, daß seine Darstellung schon heute in vielen und gerade den der Aufhellung bedürftigsten Punkten — den ersten Arbeiten und der publizistischen Thätigkeit für die Cotta'schen Blätter und das Weimarische Litteraturblatt — völlig überholt ist. Dies aber mindert den Wert der Arbeit um so mehr herab, als eben die fleißige und gewissenhafte Wiedergabe der Quellen das einzige Verdienst ist, welches wir dem jungen Autor zuerkennen dürfen; ein Mann von Geist und Geschmack ist er, nach dieser Probe zu schließen, nicht; das Buch wird für jemand, der sich nicht berufsmäßig mit Litteratur-Geschichte beschäftigt, kaum lesbar sein: es besteht reichlich zu vier Fünfteilen aus Citaten; das letzte Fünfteil sind Bemerkungen, die stilistisch recht ungelenk sind und auch inhaltlich geringen Genuß bieten; zu einer zusammenfassenden Charakteristik Börne's finden sich nur eben Anläufe, die immer wieder in breiten Citaten aus Börne's Schriften oder Anderer Urteilen über ihn verlaufen, und von einer Abschätzung dessen, was Börne seiner Zeit war oder der unsrigen ist, ist vollends nicht die Rede. Freilich war der Verfasser zur Zeit, da er das Buch abschloß, noch sehr jung; es ist eine Dissertationsschrift, aber auch in solchen Schriften pflegt es schon an Geist und selbständiger Auffassung nicht ganz zu fehlen, sofern sie nur eben vorhanden sind. Kommt es einmal zu einer abschließenden Arbeit über Börne, so wird der Verfasser derselben vielleicht durch Holzmanns Arbeit der oder jener nebensächlichen, aber mühsamen Vorarbeit überhoben sein — eine andere Bedeutung ist dem Buche leider nicht zuzuerkennen.

Wien. **Otto Hartung.**



Litterarische Notizen.

— Wie viele Bücher Herr Dr. Adolf Kohut alljährlich erscheinen läßt, ist schwer festzustellen; viel kann zum Dutzend nicht fehlen. Es ist aber auch darnach. Da liegt uns ein Opus vor: „Ragende Gipfel“, Essays und Skizzen. (Minden, J. C. C. Bruns Verlag), 25 Aufsätze auf 21 engbedruckten Bogen. Erster Aufsatz: „Lessing als Buchhändler“. Inhalt: Aufzählung der Zeitschriften, an denen Lessing gearbeitet; von „eigenen Forschungen“, auf welche sich Kohut beruft, ist keine Spur zu gewahren; eine flüchtige, geschmacklose Kompilation aus den älteren Biographien; die neuesten Schriften über Lessing kennt Kohut gar nicht! Nummer Zwei: „Herder als Humanitäts-Apostel“; Inhalt: einige allbekannte Aussprüche Herders; drollig genug, daß das Zeug zudem nur ein Auszug aus einer ähnlichen, bereits 1870 erschienenen Kompilation Kohuts ist. Nummer Drei: „Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen“, Inhalt: Auszüge aus Braun's bekanntem Buche! Nummer Vier: „Wie Schiller geadelt wurde“; kein einziges Detail, das nicht in jeder Biographie stünde. Nummer Fünf: „Goethe und Schiller in Dresden und die Gustel von Blasewitz“. Auszug aus Biedermanns Schrift: „Goethe und Dresden“ und den Schiller-Biographien. Ebenso ist Nummer Sechs: „Goethe und Manzoni“ ein dürftiger Auszug aus den Kritiken und Äußerungen Goethes über Manzoni; von selbständiger Charakteristik keine Spur. Daran reiht sich eine Serie „Litterarische Säkular- und Gedenktage“. Herr Kohut hat zu den betreffenden Tagen Schenkendorf, Leopold Schefer, Varnhagen, die Bettina, Arago und Humboldt, Justinus Kerner für Blätter, deren Publikum auch mit solcher Arbeit zufrieden ist, in flüchtigster, oberflächlichster Weise eingeschlachtet; nun werden uns die Artikel auch in Buchform geboten. Eine dritte Serie bringt uns in derselben Arbeitsweise, mit demselben Aufwand an Fleiß und Geschmack Aufsätze über Heine, die Fürstin Pückler-Muskau, Rudolf von Ihring; da aber damit der Band noch nicht gefüllt ist, so werden uns auch M. G. Saphier, Edwin Bormann und Emil Peschkau als „ragende Gipfel“ vorgeführt. Eine Inhaltsanzeige einer Novelle des Königs Johann von Sachsen und eine flüchtige Beschreibung des Dresdner Körner-Museums machen den Schluß. Im Vorwort dieses höchst wertvollen Baches aber schreibt der Herr Verfasser, wie folgt: „Übrigens wird auch der Litterarhistoriker von Beruf und der kritische Forscher in diesen Blättern, wie ich hoffe, so Manches finden, was ihm neu oder doch seiner Betrachtung bisher entgangen ist. Wie in meinen früheren litterarischen Arbeiten, so habe ich auch in den „Ragenden Gipfeln“ die staubigen Heerstraßen der Forschung gemieden und zuweilen abseits gelegene und schwer passierbare Wege gewählt, die von dem Wanderer selten betreten werden.“ Es steht dort wirklich so zu lesen ...

— Wir stellen im folgenden einige Bücher zusammen, an welchen eigentlich nur je ein Mensch eine ungetrübte Freude haben kann: der Drucker, weil er seine Arbeit bar und hoffentlich mit hübschem Profit bezahlt bekommt; dem Verleger, der sich seine Kommissionsspesen berechnet, kann's schon minder jubelvoll zu Mute sein, weil er wenig absetzt, und des Herrn Verfassers Freude ist vollends angesichts der stattlichen Kosten für seinen Nachruhm keine ungetrübte. Da wäre zunächst: „Harfe und Harnisch. Ein Romanzero aus dem Mittelalter von Georg von Schulpe“. (Dresden, Pierson 1888.) „Es sind dies Lieder und Weisen“, sagt der Dichter im Vorwort, „wie sie vielleicht im Mittelalter der Minnesänger Mund verkündet hat“. Möglich, aber dann ist uns von diesen Minnesängern nichts erhalten geblieben. Süßliches Zeug ohne Spur von Talent; man glaubt eine schlechte Gedichtsammlung von 1806 zu lesen — und wir schreiben 1890! Schier noch unerquicklicher ist die in demselben Verlage erschienene „Dichtung mit lyrischem Anhang“: „Ideale Liebe“ von Franz Korschann. Dilettanten-Poesie der seichtesten Sorte; die sentimentalen Lieder sind schlimm, die humoristischen geradezu fürchterlich. Sehr jung scheint Siegfried Martin Langen, der Verfasser der Gedichtsammlung: „Des Menschen Herz“ (Berlin, J. Zenkers Verlag) zu sein — das ist immerhin ein Milderungsgrund, und da Einzelnes in der Sammlung auf Fähigkeit zur Besserung deutet, so wollen wir über dies Opus nichts weiter sagen. Aus anderen Gründen möchten wir bei dem „Strauß lyrischer Gedichte“: „Jugendblüten“ von Johannes Guttzeit nicht eingehender verweilen; die Lieder sind so kurz und so sinnig, daß uns dabei bange wurde, z. B.

„Verliebt.
Bald lach' ich und bald wein' ich,
Und immer denke Dein ich.“

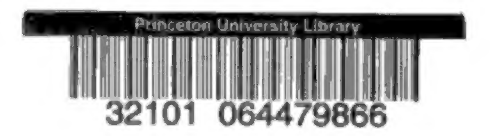
Der „Strauß“ ist „um 60 Pfennige postfrei durch den Dichter in Connewitz bei Leipzig zu beziehen.“ — Auch die „Lyrischen Erstlinge“ von Ernst Prätorius (Göttingen, Dieterich'sche Universitäts-Buchhandlung 1889) wären besser ungedruckt geblieben; zuweilen taucht ja etwas auf, was so wie Talent aussieht — im ganzen und großen aber sind es unreife Reimereien, welche einem anderen Göttinger Studiosus von ehemals, Heinrich Heine, nachstümpern. Immerhin ist es noch geschmackvoller, Heine nachzuahmen, als Rudolf Baumbach, wie der pseudonyme „Nautilus“ in seinem „Schaum“ (Leipzig, Verlag des Litter. Jahresberichts 1888) thut; es ist wirklich Schaum, wässriges Zeug, und Einzelnes, z. B. die Charade „Baum—Bach“ auf den Namen des Vorbilds von ungebührlicher Geschmacklosigkeit.

— „Ein Buch vom Bier. Cerevisiologische Studien und Skizzen“, betitelt sich ein stattliches und sehr hübsch ausgestattetes Buch, welches Dr. E. M. Schranka in B. Waldmann's Verlag in Frankfurt a. O. hat erscheinen lassen. Das sehr fleißige Werk handelt das Bier ganz methodisch und in allen erdenklichen Beziehungen ab; die Darstellung könnte schlichter, auch wohl geschmackvoller sein, doch ist neben dem Fleiße und der Fachkenntnis auch die erstaunliche Belesenheit des Autors anzuerkennen — er scheint so ziemlich alles zusammen getragen zu haben, was sich über den Gerstensaft in der Litteratur aller Völker findet. Einzelne Kapitel, welche das Bier in der Sage, im Märchen, im Rätsel, Sprichwort und Spruch, im Bilde und im Humor behandeln, werden auch dem Leserkreise dieser Zeitschrift von Interesse sein, mit Sicherheit ist dies von der Zusammenstellung: „Die Poesie des Bieres“ voraus zusetzen.

— Ein nun 79jähriger Schriftsteller, F. Brunold, der sich manches Verdienst um unsere Litteratur erworben, übersendet uns eine Erzählung für die weibliche Jugend: „Edle Herzen“ (Reutlingen, Enßlin und Laiblin), die bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Das Büchlein liegt außerhalb des Rahmens, welcher sich die Kritik dieser Zeitschrift gesteckt hat, immerhin sei der Bemerkung Raum gegeben, daß die Erzählung sich durch Stil und Anschauungsweise recht vorteilhaft von vielen anderen Produkten dieses Genres auszeichnet. Auch die Ausstattung ist geschmackvoll. Gleichzeitig ist uns die dritte Auflage der zuerst 1847 erschienenen „Gedichte“ F. Brunold's zugekommen (Zürich, Schröter & Meyer). Was längst in der Litteraturgeschichte verdiente Würdigung gefunden, kann hier nicht wie eine Novität gewürdigt werden; diese schlicht-innigen, auch durch großen Wohlklang ausgezeichneten Lieder (Brunold gehört wohl zu den meist komponierten Poeten) erscheinen auch heute noch nicht veraltet, und die neu hinzugekommenen Gedichte, z. B. das Bild aus dem Eisenbahnleben: „Auf der Zwischenstation“ beweisen, daß der greise Dichter auch der neuen Zeit verständnisvoll gegenübersteht.

— Die „Gedichte“ von Otto Ernst (Norden, Hinricus Fischer's Nachf.), die auch wir anerkennend besprochen, haben den Augsburger Schillerpreis für 1890 erhalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.


Princeton University Library
32101 064479866